Nr. 13 und 14. Ausgeh-Toiletten.

13. Costüm von Casimir und graue Faille in zwei Tönen. — Schürze und von Casimir, die Ränder mit Faillelitze und Fransen vom Ton des Stoffes. Die an der Seite der Tunica angeknöpfte Schürze ist drapirt und um den Theil der Tunica in Form einer Schärpe herumgeführt und wie ersicht eine Schleife geknüpft. Die Taille wird vorn mittels Failleknöpfen ge Den Rand des Postillonschooßes mit blinden Knöpfen ziert eine hübsch anse. Stehkragen und Aermelaufschläge von Faille, festonnirte Halskrause zem Linon Grauer Strohhut, umgeben von einem rosa seidenen Bouil-

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band I. 1879.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Inhalt des ersten Bandes.

Kunstblätter.

Ekkehard und Hadwig in der Kapelle.

Aus Fr. Bruckmanns illustrirtem „Ekkehard.“

Der Salon.

Das Geheimniß am Meer.

Erzählung von V. Kiel.

I.

Fast zum ersten Mal in meinem Leben war ich ganz allein und Allen war mein Gesicht, mein Name und meine Geschichte unbekannt. Ich hatte nie Geschwister und meine Aeltern starben als ich noch ein Kind war. Meine Tante adoptirte mich und war so liebevoll und gut wie meine eigne Mutter es gewesen sein würde. Freundlich in jeder Beziehung — ausgenommen in einer — und diese ihre eine Handlung trieb mich aus dem luxuriösen Heim zu der Einsamkeit eines Berliner Gasthauses, worin ich mich vollständig verlassen fühlte. Ich verlangte ein Zimmer und man führte mich — ich erinnere mich genau jeder Kleinigkeit — in ein großes, freundliches Zimmer mit schönem Sopha und bequemen Lehnstühlen. Obwohl das Wetter nicht kalt war, brannte ein helles Feuer im Ofen. Ich stellte einen Stuhl an das Fenster und überließ mich meinen Gedanken.

Tausende von Menschen gingen vorüber. Niemals sah ich so viele Wagen aller Art. Ein lebender Strom von Männern und Frauen floß hier vorbei und fesselte meine Aufmerksamkeit im hohen Grade. Niemand als der es beobachtet, kann von der fortwährenden Bewegung und Abwechslung einen Begriff haben. Wenn man bedenkt, daß jeder uns Unbekannte seine Geschichte, seine Sorgen, Hoffnungen und Befürchtungen hat! Einige von den Gesichtern zeigen ihre sorgenvolle Geschichte, andere scheinen lachend bis an das Ende des Lebens gehen zu wollen und wieder andere sind dem Tode nahe. Wenn Ihr Euer Herz der Sympathie für die Menschen öffnen wollt, dann geht und beobachtet solch ein geschäftiges, eifriges Treiben!

Als ich so saß und beobachtete, schien meine eigene Sorge und Prüfung sich in ein Nichts zu verwandeln. Ich hatte eine gute Gesundheit, einen thätigen, lebhaften Sinn, Talente, welche gut ausgebildet waren und ein Gesicht, welches, wie der Spiegel mir sagte, eine Kritik aushalten konnte.

Ich bin nicht die Heldin von meiner eigenen Geschichte, lieber Leser, doch wenn mir gestattet ist mich selbst vorzustellen, so wird es mir leichter sein, Dir die seltsame Geschichte zu erzählen.

Mein Name war in den Tagen, von welchen ich erzähle, Marianne Evers. Nach dem Tode meiner Aeltern wurde ich von der einzigen noch lebenden Verwandten, der Schwester meines Vaters, Frau Evers adoptirt.

Sie war niemals eine große Schönheit gewesen, aber sie war reich und eine Weltdame; da sie keine Kinder hatte war sie froh, Jemand zu haben, dem sie ihr Vermögen hinterlassen konnte. Sie war Witwe und obwohl viele Bewerber sie zu überreden suchten sich wieder zu verheirathen, konnte sie sich nicht dazu entschließen.

Ich wurde in die besten Schulen geschickt und schon mit siebzehn Jahren wurde ich ihr eine interessante Gesellschafterin. Nachdem wir drei Jahre glücklich zusammen gelebt hatten, kam unser erster Zwist. Der Grund, weswegen wir uns entzweiten, war meine Heirath. Ich sehe nun ein, daß ich Unrecht hatte und käme die Zeit zurück, ich würde anders handeln. Ich hatte zwei Anbeter: der eine war Bruno Rohn, ein junger Advocat, der andere der alte, reiche Baron von Wilten. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich Bruno liebte! Wir waren verlobt und meine Tante wollte darauf bestehen, daß ich das Verhältniß lösen und den Antrag ihres alten Freundes, des Barons annehmen sollte. Ich wollte nichts davon hören und würde nicht mit Bruno gebrochen haben, selbst wenn ich eine Kaiserin hätte werden können. Wir stritten uns in Folge dessen heftig und meine Tante warf in einem Moment höchster Aufregung mir die Wohlthaten vor, die sie mir erwiesen hatte. Ich weiß jetzt, daß sie es nicht ernstlich meinte und daß sie mich wie ihre eigene Tochter liebte. Aber mein Stolz war beleidigt; heftige, ärgerliche Empfindungen verblendeten mich und verwirrten meinen Kopf, ich bildete mir ein, sie sei es müde mich länger zu erhalten und so verließ ich sie. Doch niemals werde ich den Ausdruck ihres Gesichtes vergessen, als ich eine Stunde nach unserm bittern Wortwechsel zu ihr in das Zimmer trat. Ich war in Reisekleidern, hatte etwas Geld in die Börse gesteckt, meine Koffer gepackt, und war fertig, um in die weite Welt zu gehen. Ich wußte weder wohin ich wollte, noch beunruhigte ich mich darüber.

„Marianne, Kind!“ rief sie aus, „wo willst Du hin?“

„Ich verlasse Sie, Tante,“ antwortete ich, „Sie warfen mir die Wohlthaten vor, die Sie mir erwiesen haben, ich will keine mehr haben.“

„Aber Du darfst mich nicht verlassen“, sagte sie hastig, „was wird die Welt sagen?“

Jene Worte entschieden die Frage. Wenn sie gesagt hätte, sie wäre in Sorge oder ich sollte sie nicht verlassen, weil sie mich liebte — mein Stolz wäre dann verschwunden, aber was die Welt sagen würde, weil Marianne Evers nicht länger von Wohlthaten abhängig sein will, kümmerte mich nicht im Geringsten. „Sagen Sie der Welt was Sie mir diesen Morgen sagten“, erwiederte ich, „Niemand wird sich dann wundern, wenn ich vorziehe für mich selbst zu sorgen.“

„Was willst Du thun?' fragte sie ärgerlich.

„Ich werde eine Wohnung miethen, bis ich eine Stellung als Gouvernante oder Gesellschafterin gefunden habe“, antwortete ich, „ich will niemals mehr Brod in Ihrem Hause essen.“

„Wie Du willst“, war die kalte, etwas verächtliche Antwort. Und so trennten wir uns.

Wie unrecht war es von mir, wie stolz und hochmüthig bin ich gewesen! Ich habe seitdem hart gebüßt. Ich schickte nach einem Wagen, ließ meine Koffer aufpacken und als der Mann mich fragte, wohin er fahren soll, sah ich ihn mit Verwirrung an, und wußte buchstäblich keinen Ort, wo ich Zuflucht suchen konnte. Ich nannte ihm ein großes Hôtel. Der Kutscher

stieg auf den Bock und in zwei Minuten hatte ich mein Heim verlassen. Ich war zu stolz, um Thränen zu vergießen, als ich noch einen letzten Blick zurück warf.

Im Hôtel fand ich jede Bequemlichkeit, welche ich nur wünschen konnte. Als ich endlich müde war, die eifrige Menge zu betrachten und es schon zu dunkeln anfing verließ ich das Fenster und ging zu einem Tisch, auf welchem Zeitungen lagen. Unaufmerksam sah ich sie durch; meine Gedanken waren mit meiner Tante und meinem alten Heim beschäftigt. Plötzlich fielen mir die öffentlichen Anzeigen ein, ich begann ernstlich darin nachzusuchen.

„Dies", dachte ich, „ist der einzige Weg, wie ich eine Stellung finden kann. Ich muß mich auf die Annoncen immer und immer wieder melden, bis ich ein günstiges Resultat erreiche." Auf der ersten Seite stand nichts was mich interessirte, aber auf der zweiten fand ich eine Annonce, die mich sofort frappirte. Ich las: Gesucht eine Dame als Gesellschafterin für eine junge Dame, welche auf dem Lande wohnt. Sie muß gebildet und von angenehmen Manieren sein. Da die Stelle eine sehr ruhige und abgeschlossene ist, so mögen sich nur diejenigen melden, die eine ruhige Lebensweise vorziehen. Der Gehalt ist sehr liberal. Persönliche Meldungen nimmt Herr Rechtsanwalt Engelmann, Breite Straße Nr. 92, zwischen 11 und 12 am nächsten Mittwoch entgegen.

„Das ist gerade das was ich brauche", sagte ich mir, „wenn ich's nur bekommen kann." Der nächste Tag war Mittwoch und ich entschloß mich hinzugehen und zu versuchen, ob ich Chancen habe.

Den folgenden Morgen zog ich mich sorgfältig an und um 11 Uhr befand ich mich in der Breiten Straße Nr. 92. Zu meiner Ueberraschung sah ich dort schon mehrere Damen, welche offenbar aus demselben Grunde wie ich gekommen waren Wir wurden alle in ein freundliches Vorzimmer gewiesen. Strohdecken auf dem Fußboden, ein großer Tisch von Eichenholz, mit grünem, wollenen Tuch bedeckt, auf welchem einige sehr staubig aussehende Gesetzbücher lagen, einige wenige Stühle, welchen die Politur ganz unbekannt zu sein schien, und ein grünes Rouleau, bildeten die Ausstattung. Wir saßen eine zeitlang in stiller Erwartung, es war eine unterhaltende Scene. Es waren fünfzehn Damen, einige sahen verdrießlich und ärgerlich, andere heiter und hoffnungsvoll aus. Lange Jahre von Mühseligkeiten hatten den Glanz jenen Gesichtern geraubt. Alle schienen sich verschworen zu haben mich zu beobachten und zu bewachen; erst nach einiger Zeit wurde ich gewahr, daß meine Kleider zu elegant für den Zweck waren, welchen ich hier zu erreichen wünschte. Rauschende Seide und prächtiger Sammet waren für dieses Zimmer wohl nicht am Platze. Die vielen Augen, welche auf mir ruhten, schienen sich zu wundern und zu fragen, was mich hierher führte.

Unsere Betrachtung wurde kurz abgeschnitten durch den Eintritt eines Schreibers, welcher sagte, der Herr Rechtsanwalt wäre bereit uns zu empfangen. Nach einigen Berathschlagungen wurde bestimmt, daß Eine nach der Andern sich vorstellen sollte und zwar in derselben Ordnung wie wir saßen. Nachdem dieser Punct, welchen diese Damen mit großer Wichtigkeit zu erwägen schienen, erledigt war, verließ uns die Erste unserer kleinen Versammlung mit selbstgefälligem Lächeln, augenscheinlich ohne Zweifel, daß sie die Auserwählte sein würde. Was zwischen Herrn Engelmann und den Damen verhandelt wurde, kann ich nicht sagen. Zuletzt kam die Reihe an mich. Mit heftigem Zittern, zwischen Hoffen und Fürchten trat ich zu dem Rechts-

anwalt ein. Ich fand einen ältern Herrn mit schlauem, doch wohlwollendem Gesicht und durchdringenden, funkelnden Augen, — welche ich ewig im Gedächtniß behalten werde und vor welchen es unmöglich war, die Wahrheit zu verleugnen. Sie durchbohrten mich und schienen jeden Gedanken und jedes Gefühl zu ergründen. Er verbeugte sich, als ich eintrat. Ich sagte, ich wäre in Folge der Annonce gekommen; er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, als ob ihn der Gegenstand langweile.

„Ich muß offen bemerken", sagte er endlich, „daß ich mit keiner von den Damen, welche ich bis jetzt sah, ein Arrangement treffen konnte."

„Ich schloß dies", erwiederte ich, „aus der Thatsache, daß Sie noch mehr zu sehen wünschen."

Er lächelte und durchbohrte mich mit seinen funkelnden Augen. Dann fuhr er fort: „Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß ich in dieser Angelegenheit für eine sehr achtungswerthe Clientin, deren Name aus verschiedenen Gründen nicht genannt wird, zu verhandeln habe. Die Stelle ist sehr leicht aber auch außerordentlich einsam."

„Darf ich um die Bedingungen bitten?" fragte ich.

„Es sind wenige", antwortete er. „Es wird eine Gesellschafterin für eine junge Dame gesucht, welche in einer Besitzung an unserer Ostseeküste allein lebt."

„Ist es eine Kranke oder Irre?" fragte ich.

„Keines von Beiden", war die kurze Antwort. „Eine alte Haushälterin, welche, wie ich glaube, die Amme der jungen Dame war, hat die ganze Verantwortlichkeit und Führung des Haushaltes. Dann sind noch drei Dienstleute. Sie haben nichts zu thun, als sich selbst das Leben so angenehm und unterhaltend zu machen als möglich."

„Das scheint mir höchst sonderbar", sagte ich nachdenkend.

„Wie so?" fragte der Rechtsanwalt barsch.

„Junge Damen pflegen sonst nicht so einsam zu wohnen", gab ich zur Antwort.

„Dies ist ein ganz eigenthümlicher Fall", sagte er ernst; „es sind ganz abnorme Verhältnisse damit verknüpft. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß die junge Dame nicht nur höchst anständig ist, sondern sie gehört sogar zu einer hochadeligen Familie. Dafür bürge ich Ihnen. Es bleibt daher Ihnen überlassen, die Stelle anzunehmen oder nicht, wie Sie wollen. Nach Ihrer Erscheinung zu urtheilen glaube ich, daß sie derselben gewachsen sind."

Ich verbeugte mich, und er fuhr fort: „Der Gehalt ist sehr liberal, die Verpflichtungen sind wie gesagt leicht; aber ich muß Ihnen sagen, daß nichts die Traurigkeit des dortigen Lebens übersteigt. Das Haus steht ganz allein und kein Besuch erhellt die Düsterkeit. Auch Sie werden durchaus keine Gesellschaft haben."

„Ist ein Clavier dort?" fragte ich plötzlich.

„Ich weiß es nicht", erwiederte er, „aber für den Fall, daß keines vorhanden ist, können Sie eines der besten Instrumente von hier bekommen. Ich habe die Vollmacht, Ihnen jeden Wunsch zu gewähren. Ich bin autorisirt Ihnen 600 Thaler jährlich zu offeriren; sollte dies nicht genügen, so können Sie mehr fordern", sagte er.

„Das genügt", erwiederte ich; „Geld ist nicht die Hauptsache bei mir."

„Haben Sie einige Empfehlungen?" fragte er. „Haben Sie vorher eine ähnliche Stellung eingenommen?"

„Niemals“, sagte ich, über die Idee lächelnd, daß die Nichte der reichen Frau Evers eine Empfehlung nöthig haben sollte.

„Es ist besser ich rede offen mit Ihnen“, fuhr ich fort. „Ich habe meine Heimat verlassen, da ich mit meiner Tante, welche mich adoptirte, einen ernstlichen Streit hatte. Mein Entschluß ist, zu arbeiten, um mich zu erhalten, und wenn Sie mir Pflichten anvertrauen, so sollen sie gewissenhaft erfüllt werden.“

Der Rechtsanwalt blickte ängstlich auf.

„Ich würde Sie bitten, mir Ihre Geschichte und Ihren Namen anzuvertrauen“, sagte er.

„Ich will es thun, jedoch unter einer Bedingung“, erwiederte ich, „wenn Sie mir Ihr Wort geben, mich nicht zu verrathen und Ihrer Clientin nicht meinen wahren Namen nennen; dies wird auch nicht nöthig sein, wie Sie sich selbst überzeugen werden.“

„Ich will Ihnen das Versprechen geben“, sagte er. Und dann erzählte ich ihm wer ich war. Wie ich erwartet hatte, kannte er den Namen meiner Tante sehr gut. „Da ich nicht wünsche, daß mein Aufenthaltsort und meine Verwandtschaft mit Frau Evers bekannt wird“, sagte ich, „so werde ich mich nach dem Namen meiner Mutter, Linden, der auch der meinige ist, nennen. Ich heiße also Marianne Linden.“

Er verneigte sich viel respectvoller vor Fräulein Evers, als er es vor der namenlosen Gouvernante gethan.

„Sie werden sich eines Tages anders besinnen und wieder nach Hause gehen“, sagte er, „inzwischen wird der Besuch an der Ostseeküste eine angenehme Abwechslung bieten.“

„Ich werde nie zu meiner Tante zurückkehren“, sagte ich, denn ich wußte, daß einige Jahre vergehen mußten, ehe Bruno mir ein Heim bereiten konnte. „Wann soll ich abreisen, Herr Rechtsanwalt?“ frug ich.

„Sobald wie möglich“, antwortete er. „Die Dame, welche die Stelle während der letzten drei Jahre inne hatte, ist leider vor einer Woche gestorben. Sie kam hierher in Geschäftsangelegenheiten und starb plötzlich im Hôtel, wo sie wohnte. Sie hatte schon lange an einem Herzübel gelitten, wollte aber die junge Dame, welche meine Mündel ist, nicht verlassen.“ Sein Gesicht nahm dabei einen ernsten, ja ängstlichen Ausdruck an.

„Hier besteht ein Geheimniß“, sagte ich mir, „und ich möchte wohl wissen, worin es besteht.“

„Sie haben mir noch nicht den Ort und den Namen der Dame genannt“, sagte ich.

„Kennen Sie die Gegend Ihres Bestimmungsortes, Fräulein Linden?“ erwiederte er.

„Nein, ich war niemals in dieser Gegend“, antwortete ich.

„Sie müssen mit der Bahn bis Königsberg fahren und dann per Post oder Wagen nach Althausen, dem Ort Ihrer Bestimmung.“

„Und der Name der Dame?“ fragte ich.

„O!“, sagte er, „sie ist dort unbekannt; Frau Heine, ihre Haushälterin besorgt alle Geschäfte, Sie thun daher am besten sich nach der zu erkundigen. Darf ich Ihnen noch etwas in Ihrem eigenen Interesse sagen?“

„Gewiß, wenn es Ihnen gefällig ist“, sagte ich, lächelnd über die große Wichtigkeit seines Wesens.

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen“, sagte er, „daß Sie sich

nicht verleiten lassen, nach irgend etwas zu fragen, was Althausen betrifft — es ist ein kleines Geheimniß, welches vor der Hand bewahrt bleiben soll. Aber es ist weder ein Verbrechen, noch ein Mysterium, noch eine Schande. Sind Sie nun zufrieden?"

„Vollkommen", sagte ich, „und wenn kann ich meine Stellung antreten?"

„Wenn es Ihnen möglich ist, schon morgen", war seine Antwort. „Meine Mündel ist ganz allein. Ihre Ausgaben werden alle bezahlt werden und wenn Sie mir erlauben, so werde ich Ihnen eine Anweisung geben, die wohl vorläufig alle Ihre nothwendigen Ausgaben decken wird."

Damit ich nicht die Mühe des Einkassirens hatte, bat ich um eine kleine Summe, die meine Reisekosten deckte. Er hätte mir mehr gegeben, aber ich versicherte ihm, daß es für meine Ausgaben vollständig genügend sei.

„Wenn Sie in einiger Zeit", sagte er, als ich eben das Zimmer verlassen wollte, irgend etwas zum Comfort meiner Mündel bedürfen, so erinnern Sie sich mein Fräulein, daß Sie es nur mir zu schreiben haben. Geld spielt keine Rolle, seien Sie so liberal in Ihren Wünschen, wie Sie wollen."

Er drückte mir herzlich die Hand als wir uns trennten und ich kehrte bewegt von all den neuen und fremden Ereignissen wie im Traume in meine Wohnung zurück. Noch vor zwei Tagen war ich die verzärtelte Nichte und vermuthliche Erbin der reichen Tante, nun war ich die bezahlte Gesellschafterin von einer geheimnißvollen Dame, welche an dem einsamen Ufer der Ostsee wohnte und welche keinen andern Namen zu haben scheint als den „meine Mündel".

Ich wußte sehr wohl, daß der schlaue, alte Advocat noch denselben Abend unter irgend einem Vorwand zum Hause meiner Tante gehen würde, um zu ermitteln, ob meine Erzählung wahr sei oder nicht und ich lächelte darüber.

„Auf nach Althausen und seinen Mysterien", sagte ich, als ich heiter die Treppe zu meinem kleinen Zimmer hinaufstieg.

Mein vergangenes Leben begann mir weniger interessant zu erscheinen, als mein gegenwärtiges. Ich schrieb Bruno und sagte ihm was ich gethan; brachte den Brief aber erst zur Post als ich Berlin verließ, damit es ihm nicht mehr möglich war, mich zum Zurückkehren zu bewegen. Meine feste Absicht war, das Wagestück, welches ich begonnen durchzuführen; wäre meine Tante selbst gekommen und hätte mir Liebe und Reichthum versprochen, sie würde mich nicht von dem Wege abgebracht haben, welchen ich verfolgen wollte.

Während des Tages hatte ich einige nothwendige Einkäufe zu besorgen; meine Kleider waren alle zu elegant und kostbar für meine jetzige Stellung. Ich kaufte mir daher eine einfache Garderobe, welche keine Bemerkungen hervorrufen konnten. Donnerstag fruh trat ich meine lange Reise nach Ostpreußen an. Es war Mittag, als ich in Königsberg ankam, ich ging nach einem der ersten Hôtels, und nahm, da die Post nicht dorthin ging, einen Wagen, um nach Althausen zu fahren. Meinen Instructionen gemäß stellte ich keine Fragen, wie wohl ich arg versucht war es zu thun. Eine lange und langweilige Fahrt brachte mich nach dem Dorf, wo ich schon deutlich das Getöse der Wellen auf dem Strande hören konnte. Der Kutscher hielt an und fragte, wo er vorfahren sollte. Ich sagte ihm vor dem Herrenhause. Ich bleibe dort. Er sah mich erstaunt an, nahm bedächtig seinen Platz wie-

der ein und in einer Viertelstunde stand ich vor der Thür des Herrnhauses von Althausen.

Der Rechtsanwalt hatte Recht, wenn er sagte die Gegend wäre traurig; eine menschliche Wohnung war nicht zu sehen, kein Vögelgezwitscher, keine Kinderstimmen, keine Bäume und Blumen belebten die Gegend. Das Haus war ein großes von altem, grauen Stein gebaut, unregelmäßig in der Bauart, gehörte es keinem besonderen Stile an, es war eigenthümlich und malerisch; aber wie konnte nur irgend Jemand, der diese schöne, lustige Welt gern hat, einen solchen Ort wählen, um ein Haus zu bauen! Trotzdem hatte der Anblick eine gewisse, großartige Schönheit, die Façade des Hauses übersah eine große Wasserfläche, an der Rückseite desselben schien nur ein Morast zu liegen. Das Rauschen der Wellen war der einzige Klang, welcher diese vollkommene und unbeschreibliche Ruhe unterbrach. Ich klingelte und erschrak fast, als ich den hallenden Ton der Glocke hörte; nach ein paar Minuten kam ein ältlicher Mann und öffnete die Thür. Er schien nicht überrascht mich zu sehen und verneigte sich respectvoll.

„Sie sind die Dame aus Berlin, nicht wahr?“ sagte er halb fragend.

„Ja wohl“, sagte ich, „ich werde doch erwartet?“

„Bitte, kommen Sie mit mir“, sagte er; „ich werde den Kutscher bezahlen.“

Ich folgte meinem Führer durch einen langen und schönen Vorsaal, er öffnete eine Thür und führte mich in einen Salon von großartigen Verhältnissen, worin sich ein Clavier befand, was mich einigermaßen ermuthigte. Der Mann verschwand alsdann und kam in einigen Minuten mit einer stattlichen, alten Dame, welche ein schwarzes Kleid und eine blendend weiße Haube trug, zurück. Sie hatte einen offenen Brief in der Hand und sagte, indem sie sich respectvoll verneigte. „Herr Engelmann hat mir geschrieben, es solle Alles in Bereitschaft sein, ich bin Frau Heine.“

„Ich danke Ihnen“, sagte ich, „ich möchte auf mein Zimmer und mein Gepäck dorthin gebracht haben.“

„Ich habe mir die Freiheit genommen und für Sie Feuer gemacht“, sagte die alte Frau, „es ist immer so kalt hier, auch dachte ich, Sie würden gerne zur Erholung eine kleine Erquickung nehmen und besorgte Thee auf Ihr Zimmer.“

„Sie sind sehr freundlich, Frau Heine“, erwiederte ich dankbar; „ich bin müde und friere. Wenn werde ich Ihre Dame sehen? Ich weiß nicht den Namen —“

„Vielleicht diesen Abend“, war die vorsichtige Antwort, „oder wenn Sie lieber den Rest des Tages ausruhen wollen, morgen früh. Wenn meine Herrin Sie zu sehen wünscht, werde ich mir die Freiheit nehmen es Ihnen zu sagen.“

„Danke nochmals“, sagte ich, „ein paar Stunden Ruhe werden mir gut thun.“

„Ich werde Ihnen Ihr Zimmer zeigen, Fräulein Linden“, sagte die Haushälterin, nochmal in den Brief sehend, ob der Name richtig war.

Wenn das Aeußere des Hauses mich überraschte, so war ich nicht weniger überrascht über den Comfort des Innern, hier an der öden Küste. Mein Zimmer war mit dem größten Comfort ausgestattet und befand sich in der zweiten Etage. Es war so hell und freundlich, es schien ordentlich zu lächeln als ich eintrat. Das Feuer brannte in dem Kamin und vor demselben stand ein Tisch, auf welchem ein Theebret mit Delicatessen stand.

„Ich dachte, Sie würden nach der Reise etwas Kräftiges vorziehen", sagte Frau Heine, „und deshalb bestellte ich kaltes Huhn und etwas Schinken. Wenn Sie irgend etwas wünschen, so bitte ich zu klingeln, meine Nichte wird Sie bedienen."

Die Haushälterin ging und ich hatte nun Zeit Alles zu betrachten. Die Sachen vor mir waren reizend genug. Die Lehnstühle waren so einladend, das Wasser in dem kleinen Theekessel dampfte, und das Hühnchen und der Schinken schienen zu sagen: „Komm und iß mich." Mein Zimmer war mit aller Bequemlichkeit versehen — alle möglichen Schränke und Schubkasten, wo man die Kleidungsstücke vortrefflich verwahren konnte. Ich packte nun meine Koffer aus, ordnete meine Sachen in den verschiedenen Kasten und dann wählte ich eines von den zahlreichen Büchern, welche ich mitbrachte und setzte mich zu meinem einsamen, aber höchst einladenden Thee.

Es schien in diesem Hause gar kein Geräusch zu geben, ich hörte nur das nothwendige Oeffnen und Schließen der Thüren und das entfernte Murmeln des Meeres, sonst herrschte die tiefste Stille. Ich konnte ein schwaches Gefühl, als ob ich eine Staatsgefangene wäre, nicht unterdrücken. Mein Zimmer wollte ich nicht verlassen, ohne dazu veranlaßt zu werden, und überdies war mein Buch interessant und ich las ganz eifrig darin; nur dann und wann bedachte ich meine wunderliche Lage und mußte lächeln. Ich schien von einem Geheimniß umgeben zu sein. Ich konnte nicht umhin, es sonderbar zu finden, daß mich die Dame des Hauses nicht zu sehen wünschte. Nachdenkend, träumend und vor allem sehr müde, verfiel ich in einen langen, tiefen Schlaf; wie lange er dauerte, weiß ich nicht, ich erwachte erst als ich die freundliche Stimme der Haushälterin sagen hörte: „Armes Fräulein, Sie sind todtmüde, darf ich Ihnen bei dem Auskleiden behülflich sein? Unsere Herrin werden Sie morgen sehen."

II.

Mein erstes Gefühl beim Erwachen am folgenden Tage, war eine im höchsten Grade gespannte Neugierde. Sollte ich doch endlich die Dame sehen, deren Gesellschafterin ich werden sollte! Wer sie war und warum sie hier so einsam lebte, war der einzige Gegenstand meines Nachdenkens.

Halb erfreut und halb furchtsam folgte ich nach dem Frühstück Frau Heine nach dem Zimmer, wo die Dame sich aufhielt.

„Ich werde Ihnen den Wege zeigen, Fräulein Linden", sagte die Haushälterin, „die Herrin benutzt immer dieses Zimmer, äußerst selten, daß sie in ein anderes geht." Ich bemerkte, daß wenn Frau Heine von ihrer Dame sprach, immer das Wort „Herrin" benutzte. „Sie thut es", dachte ich, „um den Namen zu umgehen."

Wenn die Dame Einsamkeit und Stille liebte, dann that sie allerdings sehr wohl, dies Zimmer zu ihrem Aufenthaltsort zu wählen; dies mußte ein Misanthrop ersonnen haben. Es war von jedem Geräusch fern und man konnte es nur durch den sogenannten langen Gang erreichen. Ein schwerer Vorhang hing vor der Thüre, der Teppich war so dick und weich, daß es unmöglich war einen Fußtritt zu hören. Es war nichts als das unendliche Meer vom Fenster aus zu sehen. Hier zu leben, schien aus der Welt zu sein. Die Haushälterin pochte sanft an die Thüre und eine Stimme sagte mit gleichgültigem und langsamen Tone „Herein!"

Ich trat allein ein und war erstaunt über den seltsamen Anblick. In

einem altmodischen Eckfenster — wie man sie in alten, englischen Häusern sehen kann — ganz mit Kissen ausgefüllt, lag ein junges Mädchen. Die dunklen, feurigen Augen auf das wilde, tobende Meer gerichtet. Ihr schwermüthiger Ausdruck sagte mehr als Worte zu schildern vermögen. Sie schien noch fast ein Kind zu sein und doppelt traurig berührten die wehmüthigen Züge.

„Was giebt es, Frau Heine?" sagte sie, ohne den Kopf zu bewegen.

„Es ist nicht Frau Heine", sagte ich, „ich bin Marianne Linden, man sagte mir, Sie wünschten mich zu sprechen."

„Ich bitte um Entschuldigung", sagte sie und sprang wie erschreckt von ihrem Lager auf. „Ich dachte es wäre die Haushälterin, welche mich wegen des Mittags plagen wollte."

„Ich würde Sie nicht belästigt haben, aber Frau Heine sagte mir, Sie wünschten mich zu sprechen", antwortete ich.

„Ja richtig", sagte sie, indem sie sich wieder in ihre Kissen zurücklehnte und wieder denselben melancholischen Ausdruck annahm. „Ich hoffe Sie werden mich entschuldigen, aber ich hatte es wahrhaftig vergessen."

Ich mußte über diese merkwürdige Offenherzigkeit lächeln. Auf alle Fälle hatte ich nicht mit einer welterfahrenen Dame zu thun.

„Warum lächeln Sie?" fragte sie.

„Ich dachte mir, wie neugierig ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, wenn sich in dieser Einsamkeit zum ersten Male meine Gesellschafterin vorgestellt hätte", sagte ich.

„Waren Sie neugierig mich zu sehen?" fragte sie, mir mit einer Handbewegung einen Stuhl anweisend.

„Allerdings", sagte ich offen.

„Ich möchte Sie fast fragen, was Sie nun von mir halten, da Sie mich gesehen haben."

„Wenn Sie mir diese Frage in einem Jahr stellen würden", gab ich zur Antwort, „so würde ich sie vielleicht beantworten können."

„In einem Jahr! O, diese endlosen, endlosen Jahre", sagte sie mit einem Seufzer. „Ich wollte, daß sie vorbei wären, o, daß sie für mich nie begonnen hätten."

Ich sah sie mit einigem Erstaunen an und war froh, daß sie mich nicht drängte, ihr zu sagen, was ich von ihr hielt, ich hätte ihr nicht offen antworten können, ohne sie zu beleidigen. Sie war groß und schlank, aber wohl kaum mehr als achtzehn Jahre alt. Sie hatte wunderbar schöne Hände und Arme, die Contouren ihres Halses und ihrer Schultern, waren außerordentlich graziös. Sie hatte sehr schöne Augen, so dunkel und von eigenthümlichen Licht und die weißen Augenlider hatten lange, schwarze Wimpern, die dem Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck gaben. Sie hatte eine Masse rabenschwarzes Haar, aber es war so geschmacklos arrangirt, daß es sie fast entstellte. Das Gesicht versprach eine seltene Schönheit zu werden. Es war bleich und stumpf, keine Seele, keine Sprache, keine Empfindsamkeit war darin. Sogar die Contour ihrer graziösen Figur wurde durch ihr geschmackloses Kleid verwischt. Ich sah vor mir ein junges Mädchen, ein angehendes Weib, aber sie hatte das Liebliche des Kindes verloren und die Schönheit der Frau noch nicht erreicht. Vorläufig war sie ein einfaches, wenn gleich graziöses Mädchen. Besonders fiel mir der musikalische Klang ihrer Stimme auf, meiner Ansicht nach einer der größten Reize, die eine Frau haben kann.

Während dieser Zeit hatte ich sie fortwährend beobachtet, sie hatte ihre gleichgültige Stellung wieder angenommen und schien das Gespräch nicht wieder aufnehmen zu wollen.

„Kann ich irgend etwas zu Ihrer Zerstreuung thun“, sagte ich, „soll ich Ihnen vorlesen?“

„Nein, ich danke“, sagte sie, „ich lese nie.“

„Soll ich Ihnen etwas vorspielen oder singen“, sagte ich. „Ich sehe, Sie haben hier ein Clavier.“

„Ich verstehe nichts von Musik“, sagte sie.

„Wenn Sie gern zeichnen, können wir eine Skizze beginnen.“

„Ich habe nie einen Bleistift angerührt“, sagte sie betrübt. „Sie sollten Ihre Augen nicht so deutlich sprechen lassen, ich lese darin die Frage, was ich denn eigentlich kann und was ich thue.“

„Ich fürchte fast, daß ich das dachte“, antwortete ich etwas verlegen.

„Ich will es Ihnen offen sagen“, sagte sie, „ich thue nichts, ich lasse die Zeit mein Leben zerstören, wie mein Herz sich selbst zerstört. Fräulein Linden“, fuhr sie erregt fort, „es ist besser, daß wir uns gleich verstehen. Sie sind gegen meinen Wunsch als Gesellschafterin hierher geschickt worden, ich wünsche aber keine Gesellschafterin. Ich bin sehr unglücklich, ich habe kein Interesse am Leben und nichts kann mir ein solches geben. Ich würde längst todt sein, wenn mein Herz nicht durch Bitterkeit lebendig bliebe. Versuchen Sie nicht mich zu ändern, lassen Sie mich wie ich bin, seien Sie so glücklich wie möglich, lassen Sie sich alles kommen, was Sie brauchen, aber lassen Sie mich allein, als ob ich todt wäre. Ich wollte ich wäre es, dann würde ich nicht im Wege sein.“

Ich sah, daß ich es hier mit einem verstörten und verbitterten Geiste zu thun hatte. Wie das geschehen war wußte ich nicht.

„Sie müssen viel gelitten haben“, sagte ich.

„Allerdings“, sagte sie ruhig.

„Ich verstehe Sie doch recht?“ sagte ich. „Sie wünschen nicht, daß ich bei Ihnen bleiben, Ihnen behülflich bei Ihren Studien sein oder Sie unterhalten soll.“

„Nein“, anwortete sie, „versuchen Sie derartiges nicht. Wir werden täglich Mittags zusammen speisen, die übrige Zeit sind Sie frei.“

„Jedenfalls muß ich eine andere Benennung für mich finden“, erwiederte ich lächelnd, „denn eine Gesellschafterin werde ich kaum sein.“

„Suchen Sie sich zu unterhalten“, sagte das junge Mädchen ernst. „Sie werden alles mögliche im Hause finden und Frau Heine wird glücklich sein Sie zu bedienen.“ Damit wandte sie sich nach dem Fenster und ich sah die Unterredung für beendet an. Ich erhob mich, um das Zimmer zu verlassen, und sagte: „Ich werde mich freuen, Ihnen in jeder Weise behülflich zu sein, wenn Sie mich brauchen.“ Als ich das Zimmer verließ, war sie wieder in die gleichgültigste Stellung zurück gefallen und die träumerischen Augen hafteten wieder auf dem Meer.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mich vereinsamt fühlte, als ich mich wieder auf meinem Zimmer befand. Bücher und Musik tragen viel zur Zerstreuung bei, doch ein menschliches Herz beansprucht mehr und trotzdem in diesem luxuriösen Hause Alles zu meiner Verfügung stand und ich Alles benutzen konnte, fühlte ich mich dennoch einsam. Es hätte mich zerstreut,

wenn ein Kind im Hause gewesen wäre, mit dem ich plaudern und dessen kleine Hände ich hätte in den meinigen halten können.

Was mag nur die Geschichte des armen, jungen Mädchens sein? Die traurigen, wehmüthigen Züge konnte ich nicht aus dem Sinn bringen. Was konnte nur alle Lebenslust und jede Hoffnung in ihr erloschen haben? Nicht Neugierde war es, warum ich ihr Geheimniß wissen wollte, ich hätte sie nur so gerne aus ihrem elenden Leben gerissen und sie zu zerstreuen gesucht.

Ich sah deutlich, daß es kein anderes Rettungsmittel gab, als mich selbst so viel als möglich zu beschäftigen und etwas zu ersinnen, was die junge Dame anregen und zerstreuen konnte.

Da mir besonders ein Wohnzimmer gut gefiel, so wählte ich es zu meinem Aufenthalt. Von dem Fenster aus übersah ich den Strand und das Meer. Ich stellte mir meinen Arbeitstisch zurecht und holte meine sämmtlichen Musikalien. Da ich schon etwas Italienisch gelernt hatte, nahm ich mir vor, dies Studium fortzusetzen. Mit meinen schönen Künsten und Büchern hoffte ich mir die Zeit nicht nur nützlich, sondern auch angenehm zu vertreiben. Aber dennoch verging der Tag nur langsam, trotzdem ich mich mit standhafter Emsigkeit zu beschäftigen suchte! Auch konnte ich das blasse Gesicht und die traurigen Augen nicht vergessen, die auf das bewegte Meer starrten.

Frau Heine fürchtete offenbar, daß ich über die junge Dame Bemerkungen machen würde. Da ich es absichtlich nicht that, gewann ich bald ihr Herz.

Förmlich erschreckend klang mir in dem düstern, stillen Haus der erste Ton des Claviers. Ich spielte den heitersten Walzer, die tollste Tanzmusik, aber weder fröhliche noch traurige Töne trieben das junge Mädchen aus ihrer Einsamkeit. Neugierig sah ich der Mittagsstunde entgegen. Meine Toilette war so sorgfältig gemacht, als ob ich in große Gesellschaft ginge. Alles war mit der größten Sorgfalt im Speisezimmer arrangirt und der Diener besorgte das Serviren. Zu meiner großen Verwunderung hatte die Dame gar keine Veränderung in ihrer Kleidung vorgenommen und außer der nöthigen Höflichkeitsworte bei Tische wurde keine Conversation geführt. Meine Absicht war, ruhig zu warten und zu sehen was die Zeit bringen würde. So vergingen, ich muß gestehen, traurig genug unsere Tage. Niemals sah man das junge Mädchen, als beim Mittagessen. Sie ging oder fuhr niemals spazieren, sie hatte nie ein Buch in der Hand, sie starrte nur mit ihren unermüdlichen Augen fortwährend in die wilde, schwellende See.

„Wie lange kann das so fortgehen?“ dachte ich mir. „Wie lange wird sie das ertragen können? Was ist nur das Geheimniß, das sie tödten wird?“ Nie hörte ich ihren Namen nennen, Alle hörte ich nur „Herrin“ sagen. Besuche oder Briefe kamen nie. Einmal nach ungefähr sechs Wochen kam Rechtsanwalt Engelmann, er hatte mit Frau Heine eine Unterredung, welche nicht länger als einige Minuten dauerte. Alle Rechnungen wurden an Frau Heine addressirt.

Die Ruhe, das frühe Aufstehen und die frische Luft bekam mir außerordentlich gut. Mein Herz war leicht, meine Gedanken waren rein. Mein einziges Trachten bestand darin, dem blassen, unglücklichen Wesen zu nützen, welches dahinsterben mußte, weil sie ihr junges Leben nicht in Acht nahm. Eines Tages ging ich an dem Meeresstrande; es war eine herrliche, erquickende Luft und mit erleichtertem Herzen, strahlenden Augen und glühenden Wan-

gen kehrte ich nach Hause zurück. Ich zog mich zum Mittag an. Unwillkürlich mußte ich dabei im Spiegel mein frisches, wohlaussehendes Gesicht betrachten. Frau Heine, welche sich in einer geringfügigen Sache Rath bei mir holte, war bei meinem Anblick ganz überrascht.

„O, Fräulein Linden!“ rief sie aus, „Alles in der Welt gäbe ich darum, könnte ich unsere Herrin einmal so wohl und strahlend sehen, wie Sie es sind!“

Die Augen der guten Frau füllten sich mit Thränen, als sie dies sagte. Es war das erste Mal, daß sie die Dame erwähnte und sofort ergriff ich die Gelegenheit.

„Ich wäre glücklich“, sagte ich, „wenn ich meine Gesundheit und Stärke mit ihr theilen könnte, denn führt sie noch länger dies Leben fort, dann ist sie verloren. Sie peinigt sich im wahren Sinn des Wortes zu Tode.“

„Glauben Sie?“ sagte die arme Frau. „Was kann aber für sie gethan werden? Dies Leben ist ihre eigene Wahl. Niemand kann sie davon abbringen, ich habe Alles versucht, was ich zu thun im Stande war, sie läßt sich zu nichts bewegen.“

„Ich wünschte in ihrem Interesse mehr von ihr zu erfahren“, sagte ich, „vielleicht wäre es mir dann möglich ihr zu helfen.“

„Ich würde Ihnen Alles erzählen“, sagte die alte Frau, ihre Hand auf meinen Arm legend. „aber ich darf es nicht. Als wir unser Haus verließen, nahm sie uns den Schwur ab, daß wir niemals ihr Geheimniß verrathen, nie sagen wer sie ist, oder ihren Namen nennen — und ihrer gedenken sollten als wäre sie todt! Ich schwur den Eid, Fräulein, und kann ihn nicht brechen, aber wenn Sie ihr Vertrauen gewinnen könnten und sie Ihnen ihre Geschichte erzählte, wäre es gut für sie.“

„Ich werde versuchen, was möglich ist“, sagte ich. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie den ganzen Tag nichts als das schweigsame Wasser sieht.“

Ich nahm mir vor, noch denselben Abend meine Anstrengungen zu beginnen. Nach dem Essen stand sie wie gewöhnlich auf, um nach ihrem Zimmer zu gehen. Ich ging auf sie zu und fragte sie: „Darf ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten?“

„Ja“, sagte sie mit einem schwachen, traurigen Lächeln, „was wünschen Sie?“

„Wollen Sie versprechen, sie mir zu gewähren? Sie können es, es liegt in Ihrer Macht“, sagte ich.

„Nun, ich verspreche es“, sagte sie mit einem abwesenden Blick, „was ist es?“

„Ich habe ein Lied gelernt, das Ihnen gefallen wird; wollen Sie so freundlich sein, eine Stunde mit mir im Salon zu verbringen, damit ich es Ihnen vorsingen kann?“

Sie schien etwas betreten, als suche sie nach einem Vorwand, um sich zu entschuldigen. „Bitte schlagen Sie es mir nicht ab“, sagte ich, „ich habe mich nun einmal darauf gefreut.“

„Wenn Sie es so sehnlichst wünschen, will ich Sie nicht enttäuschen, aber ich versichere Sie, Fräulein Linden, ich mache mir nichts aus Musik.“

Erfreut über diese Concession führte ich sie nach dem Wohnzimmer. Seitdem ich dieses reizende Zimmer inne hatte, hatte es vollständig das unwohnliche Aussehen, welches es früher hatte, verloren. Ich hatte einen Blu-

mentisch hineinstellen und ihn mit meinen Lieblingsblumen füllen lassen. Musikalien, Zeichnungen und Bücher, welche umher lagen, gaben dem Zimmer ein freundliches Aussehen. Ich sah, wie die Dame vom Hause erstaunte als sie eintrat.

„Wie das Zimmer freundlich und traulich aussieht, Fräulein Linden", sagte sie.

„Ja", sagte ich. „Ich bin sehr für Fröhlichkeit in jeder Form. Meiner Ansicht nach, ist es eine große Tugend. Ich bin der Ansicht, daß Diejenigen, welche der Fröhlichkeit vorsätzlich aus dem Wege gehen, ein großes Unrecht thun."

Sie sah mich etwas erstaunt an.

„Wie kann Jemand fröhlich sein, Fräulein Linden, der schwere und bittere Sorgen zu tragen hat?" sagte sie.

„Sehr leicht", erwiederte ich, „wenn man energische Anstrengung macht. Es sind nur die Schwächsten der Schwachen, welche ihr Leben dem stillen Jammer hinopfern."

„Sie haben sonderbare Ideen", sagte sie ruhig; aber ich sah, daß meine Worte Wirkung gemacht hatten; ihre Aufmerksamkeit war erweckt.

Ich stellte den hübschen Sammetlehnstuhl an das Fenster, wo sie den Blumenduft einathmen konnte, dann ging ich an das Clavier, bat sie auf mich zu hören und begann das Lied. Nie hörte ich es, ohne daß Thränen die Augen füllten. Es war ein altes, schottisches Volkslied, jedes Wort, jede Note war voll Zartheit und Wehmuth. Der Text paßte gut auf meine blasse, ruhige Lauscherin neben mir.

„Bitte singen Sie es noch einmal", sagte sie, als ich geendigt hatte.

Die traurige, liebliche Melodie klang eigenthümlich in dem großen Zimmer; wie ein schwaches Echo durchzog es den Raum. Ich wendete mich zu ihr und fragte, wie es ihr gefiel. Wie froh war ich, der harte, bittere, unempfindliche Ausdruck in ihrem Gesicht war verschwunden — er schien belebt. Die Lippen sonst starr und kalt, waren in zitternder Bewegung, warme Thränen füllten die trocknen, unbeweglichen Augen und ihre Hände waren fest zusammen gedrückt; sie sah nach dem Meer und dem Himmel hinaus, aber es war nicht dasselbe Gesicht, welches ich eine Stunde zuvor gesehen hatte.

Also hatte mein kleines einfaches Lied seinen Weg in das kalte und anscheinend todte Herz gefunden. Es hatte die Erinnerungen geweckt, welche längst geschlummert hatten, so deutete ich wenigstens ihre Thränen. Ich liebte sie in Folge derselben, denn sie zeigten mir, daß sie trotz ihrer Reserve und Melancholie ein menschliches Herz hatte. Ehe sie wahrnahm, daß ich sie beobachtete, wandte ich mich wieder zum Clavier.

Alte Volkslieder waren von jeher meine Lieblingsmusik. Ich sang noch ein deutsches Volkslied und dann glitten meine Finger in die letzte Rose über. Ich war ganz darin versunken, als ich plötzlich durch einen leisen, schmerzlichen Schrei unterbrochen wurde.

„Singen Sie nicht mehr, Fräulein Linden?" sagte sie.

„Ich fürchte ich habe Sie ermüdet", sagte ich, „singen Sie nie selbst?"

„Nein, ich habe es nie versucht", antwortete sie. „Ich verstehe nichts davon."

„Das ist sehr schade", sagte ich. „Ihre Stimme ist so klangvoll im Gespräch, daß Sie meiner Ueberzeugung nach auch gut singen müßten."

„Glauben Sie wirklich, Fräulein Linden?“ sagte sie, indem ein plötzliches Licht ihr schönes, blasses Gesicht erhellte.

„Ich bin davon überzeugt“, sagte ich, „wollen Sie es versuchen, ich würde Sie begleiten?‘

„Nein“, sagte sie etwas ängstlich, „jetzt nicht, überhaupt nicht. Wozu sollte mir das nutzen?“

„Es würde Ihnen und auch vielleicht Anderen großes Vergnügen bereiten.“

„Anderen!“ sagte sie. „Nein, ich bin für die Welt todt, ich lebe nur noch um zu denken und zu hassen.“ Und wieder nahm ihr Gesicht den starren, gleichgültigen Ausdruck an.

„Gute Nacht, Fräulein Linden“, sagte sie, mir zum ersten Male die Hand reichend.

„Gute Nacht“, erwiederte ich.

„Würden Sie mir böse sein oder mich für neugierig halten, wenn ich etwas sagte?“ fragte ich.

„Sagen Sie was Sie wollen“, war ihre gleichgültige Antwort.

Sie glauben nicht“, sagte ich, „wie unangenehm und unhöflich es ist, Sie nicht bei Ihrem Namen nennen zu können. Bitte, wollen Sie mir sagen, mit welchem Namen ich Sie ansprechen darf?“

„Mein Name!“ rief sie leidenschaftlich, „ich hasse ihn! und will ihn nie aussprechen, Niemand darf ihn nennen.“

„Wissen Sie“, sagte ich nach einer Pause, „daß mir, wenn ich mir vorstelle, wie Sie so einsam täglich auf das Meer sehen, immer Lenau's „Blick in den Strom“ einfällt.“

„Wer ist Lenau?“ fragte sie hastig.

„Haben Sie nie etwas von Lenau gelesen?“ rief ich erstaunt aus. „Wenn Sie noch einen Augenblick hier verweilen wollen, so werde ich Lenau's Gedichte holen und Ihnen das Gedicht vorlesen.“ Erfreut ihr Interesse erweckt zu haben, eilte ich fort das Buch zu holen.

„Darf ich Ihnen nun das kleine Gedicht vorlesen?“

Sie nickte. Ich las und sie hörte aufmerksam zu. Wie lebhaft konnte ich mir Alles vorstellen, als die wunderbaren, zauberischen Worte über meine Lippen kamen:

Sahst Du ein Glück vorübgehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo Alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was Dir, und sollt's Dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis Deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunter wallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Als ich geendet hatte, nahm sie mir das Buch aus der Hand und las selbst noch einmal das Gedicht. Ich werde nie vergessen, mit welcher Emphase sie immer und immer die letzten Worte wiederholte.

„Der Dichter muß mich kennen", sagte sie endlich.

„Er ist lange todt", sagte ich. „Wenn Sie seine Werke noch nicht gelesen haben, dann haben Sie noch einen großen Genuß vor sich. Soll ich Ihnen die Gedichte nach und nach vorlesen?"

„Ja, Fräulein Linden, wenn Sie so gut sein wollen", sagte sie.

Ich hatte viel erreicht. Sie nahm endlich an etwas Interesse. Wenn sich eine Seele noch durch Gedichte und Musik beeinflußen läßt, dann verschwindet mit der Zeit die tiefste Traurigkeit.

„Meine Bitte", sagte ich lächelnd, „ist noch nicht beantwortet. Wollen Sie mir einen Namen nennen, mit welchem ich Sie ansprechen darf?"

„Ich verabscheue und hasse meinen Namen so sehr, daß ich ihn zu hören nicht ertragen kann — nennen Sie mich wie meine Mutter mich nannte — Blanche"

„Ich werde es mit Freude thun", sagte ich. „Ich will nun gute Nacht sagen, Fräulein Blanche."

Ein sanftes, mildes Licht strahlte aus ihren Augen. „O, das klang so gut!" sagte sie. „Gute Nacht, Fräulein Linden! Aber sagen Sie nicht Fräulein, sondern einfach „Blanche" zu mir."

Den folgenden Tag las ich ihr Lenau's schönste Gedichte vor. Bald nach dem Frühstück ging ich zu ihr in ihr Zimmer; ich fürchtete, sie würde wieder in ihren trostlosen Zustand verfallen sein und es vergessen haben, doch schien sie erfreut, als ich eintrat und lächelte, wie ich es nie zuvor an ihr sah.

„Blanche, verzeihen Sie mir, aber ich kann Lenau nicht in diesem düstern, verödeten Zimmer lesen, wo man nichts als die Wellen sieht. Wir sollten in einem sonnigen Garten sein, wo Bäume und Blumen sind! Da wir dies nicht haben können, so wollen wir wieder in das Wohnzimmer gehen, es sieht doch heiterer aus. Kommen Sie, Blanche, und setzen Sie sich, während ich lese zu meinen Blumen."

Zu meinem Erstaunen machte sie keine Einwendung. Für mich war es eine große Erleichterung, sie nicht in dem einsamen Zimmer zu haben, von wo sie immer nach der See starrte. Ich placirte sie zu den Blumen, setzte eine kleine Fußbank zu ihren Füßen und nun begann ich zu lesen.

Als sie die schönen Worte des Dichters hörte, veränderten sich wieder ihre Gesichtszüge. Der gleichgültige, starre Ausdruck verschwand, die Lippen bewegten sich und zitterten bei jeder Gefühlsveränderung; die prächtigen Augen waren zum ersten Mal erwacht. Das ganze Gesicht drückte Aufmerksamkeit und Leben aus.

Ich las zwei Stunden ohne Unterbrechung. Ich sah, daß sie mit Herz und Sinn mich anhörte und die schönen Gedichte lieb gewann. Als ich müde wurde, ließ ich sie nicht wieder in ihre Einsamkeit entwischen. Ich suchte sie zu überreden, mit mir am Strande herum zu wandeln.

„Mein liebes Fräulein Linden", sagte sie, „wissen Sie wie lange es ist, daß ich nicht außer dem Hause war?"

„Gewiß nicht seit ich hier bin", antwortete ich. „Aber das ist kein Grund, warum Sie jetzt nicht gehen sollten. Sehen Sie nur wie heiter und frisch die Luft ist. Kommen Sie, Blanche."

„Aber", sagte sie stockend, „werden wir Jemand begegnen oder sehen?"

„Nein", erwiederte ich lachend. „Sie sollten Althausen besser kennen, als solche Fragen zu stellen. Ich bin hier noch nie einem menschlichen Wesen begegnet, wenn ich in meiner Einsamkeit herumschweifte."

„Ich glaube, ich werde gehen", war ihre halb furchtsame Antwort. „Ich möchte sehen, wie sich die Wellen am Ufer brechen."

„Ich dächte, Sie müßten jede Welle und ihr Steigen und Fallen kennen, Blanche", bemerkte ich, — „Sie haben sie so lange beobachtet."

Der schmerzliche Ausdruck kam zurück, aber bevor er Zeit hatte sich fest zu setzen, hatte ich schon Tuch und Hut für sie gebracht und fort waren wir in der frischen, herrlichen Morgenluft. Wir gingen rasch nach dem Strande. Es war einer von den Tagen, wo die See besonders schön war — nicht so ruhig, um monoton oder so unruhig, um stürmisch zu sein. Jede Welle schien ein besonderes Leben zu haben und die Farbe des Meeres war dunkelblau und der Schaum weiß wie Milch. Die Sonne schien über das Wasser und der Himmel darüber war tiefblau, nur mit kleinen weißen, leichten Wölkchen bedeckt. Die frische Luft schien bald eine wohlthuende Wirkung auf Blanche hervorzurufen; die schönste Farbe kam auf ihre Wangen Ich erkannte sie kaum wieder. Wir setzten uns an das Ufer und beobachteten das rollende Treiben. Ich gewann meiner Begleiterin ein Lächeln ab, als ich ihr erzählte, daß ich vor Jahren, gerade an einem solchen Tage wie der heutige, mit mehreren Schulfreundinnen, deren Eltern sich ebenso wie die meinen in Swinemünde befanden, an den Strand gingen. Die Wellen brachen sich gerade wie diese und waren mit Schaum gekrönt. Eine meiner Freundinnen, weniger poetisch als die übrigen, rief aus: „Sehen die Wellen nicht wie Seifenlauge aus?" Es amüsirte mich damals sehr. Blanche lächelte, dann lachte sie. Es war das erste Mal, daß ich sie lachen hörte, der laute, klangvolle Schall gefiel mir unendlich.

„Es ist zu schade", sagte ich, „daß Sie nicht singen lernen wollen. Ich bin sicher, daß Sie das größte Talent zur Musik haben."

„Was sollte mir das nützen?" antwortete sie, und ihr Lächeln flog rasch weg.

„Beabsichtigen Sie", sagte ich, „Ihr ganzes Leben in diesen düstern Mauern zu vergraben?"

„Ja", erwiederte sie. „Ich werde nie von hier weggehen. Ich will hier leben und sterben."

„Auf diese Art", sagte ich, „können Sie nie Jemanden mit Ihrer musikalischen Fähigkeit erfreuen, aber es würde Ihrem eigenen Leben etwas Reiz geben. Aber gestehen Sie offen, Blanche, waren Sie in den letzten Tagen als Sie die Zeit in angenehmer Beschäftigung hinbrachten, nicht glücklicher als wenn Sie mit müden Augen in der Bibliothek sitzen und nach dem Meere starren?"

„Ja, Fräulein Linden", sagte Blanche. „Ich bin glücklicher; aber das ist nicht mein Lebenszweck. Ich wollte nur hierher kommen, um mich von der Welt abzuschließen bis ich sterbe."

„Dann haben Sie sehr unrecht", sagte ich. „Ich kenne Ihren Kummer nicht, wie groß er aber auch sein mag, kämpfen Sie mit ihm; lassen Sie sich nie von ihm beherrschen."

„Stellen Sie sich vor, Fräulein Linden, Sie wüßten, daß der nächste, theuerste und einzigste Verwandte Sie todt wünscht, weil Sie ihm im Wege sind", sagte sie, „was würden Sie thun?"

„Alles Andere, als mich abschließen, um zu sterben und um ihm gefällig zu sein", sagte ich.

„Wir wollen nach Hause gehen", sagte sie, plötzlich aufstehend. „Ich bin müde."

Ich bedauerte die Unterhaltung nicht fortführen zu können. Ich sah, daß ich nach und nach einigen Einfluß auf sie ausüben konnte. Niemals vergesse ich den dankbaren Blick der alten Haushälterin, als wir wieder in das Haus traten.

„Kann ich Ihren Lenau haben, Fräulein Linden?" fragte Blanche. „Ich möchte noch vor der Mittagszeit lesen."

„Mit Vergnügen", erwiederte ich, „aber wenn Sie mir erlauben, so werde ich Ihnen einen Cursus von Büchern vorschreiben, gerade wie ein Arzt Medicamente vorschreiben würde. Zu viel Poesie thut nicht gut. Wie es scheint, haben Sie nicht sehr viel gelesen."

„Nein", antwortete sie leicht erröthend. „Sie müssen mich für sehr unwissend halten, ich schäme mich."

„Ich beneide Sie", sagte ich, „ich gäbe etwas darum, wenn mir wie Ihnen noch derselbe Genuß bevorstünde. Ein paar Seiten zum Beispiel aus Dickens Pickwickiern werden ein anderes Wesen aus Ihnen machen, ich werde Ihnen dies zuerst geben."

Ich holte das Buch, das ich besaß. Als ich nach zwei Stunden in das Zimmer trat, hörte ich ihr klangvolles Lachen. Sie war gerade bei dem unterhaltendsten Theile des Buches, bei den Erlebnissen des Herrn Pickwick als er zum Pächter Wordle geht.

Während des Mittags sprach sie heiter über das Buch. Mehrere Male sah ich, daß unser ernster Diener in großer Gefahr war, Gläser und Teller fallen zu lassen, so erstaunt war er über die Umwandlung seiner jungen Herrin.

III.

Endlich brachte ich Blanche dahin, auch Musik zu treiben und ich ward ihre Lehrerin. Ich lehrte sie die Scala singen und war von der vollen, schönen Altstimme ganz entzückt. Mit etwas Fleiß und Ausdauer mußte sie eine sehr schöne Stimme bekommen.

„Blanche, Ihnen ist eine herrliche Gabe gegeben. Warum versuchten Sie nicht schon vorher zu singen?"

„Ich sang als meine Mutter noch lebte", antwortete sie, „sie lehrte mich viele kleine italienische Lieder."

„Sprechen Sie italienisch?" fragte ich überrascht.

„Ja, ein wenig", erwiederte sie.

„Desto besser für den Gesang", sagte ich. Ich unterrichtete sie länger als eine Stunde und freute mich über jede Note die von ihren Lippen kam. Nachdem sie geendigt hatte, sagte ich: „Blanche, Ihre Stimme ist so schön, daß Sie die ganze musikalische Welt zu Ihren Füßen haben werden, wenn Sie weiter studiren."

Sie stand einige Augenblicke ganz in Gedanken vertieft.

„Glauben Sie, daß ich gefiele, ich meine, daß mich deshalb irgend Jemand lieb gewänne?" fragte sie.

„Ich glaube, Jeder, der Sie hörte, würde Sie kennen lernen und lieben wollen", gab ich zur Antwort.

„Dann will ich lernen", sagte sie, „ich habe einen Zweck dabei."

Seit dieser Zeit übte sie mit Freude und Ausdauer. Mit ihrem schönen Gesicht und den herrlichen Augen schien sie mir oft wie die heilige Cäcilie, wenn sie so begeistert am Piano saß. Mit größter Schnelligkeit machte sie in ihrem Lieblingsstudium Fortschritte.

Jeden Tag brachte sie mehrere Stunden bei dem Clavier zu, jede Stumpfheit und Gleichgültigkeit war verschwunden. So vergingen drei Monate. Eines Abends spielte sie alte Volkslieder, und plötzlich sang sie das Lied, welches sie von mir hörte als ich sie das erste Mal bat, mit mir in das Wohnzimmer zu kommen. In der Stimme lag eine unwiederstehliche Wehmuth, daß ich unwillkürlich hingerissen war und Thränen in meine Augen traten. Als sie zu Ende war, wendete sie sich nach mir um und sah, daß ich weinte.

„Hat Sie mein Singen so unglücklich gestimmt, Fräulein Linden?“ fragte sie.

„Nein, Blanche“, erwiederte ich, „es macht mich glücklich, Ihr Gesang hat mich ergriffen.“

„Ach!“ seufzte sie, „ich kann nun singen, wenn ich doch auch schön wäre oder nur wenigstens gut aussehend, so könnte sich mein Wunsch erfüllen.“

„Warum glauben Sie dies?“ fragte ich mit Ueberraschung.

„Ich weiß, ich bin es nicht“, antwortete sie, „ich bin ein häßliches, braunes, kleines Ding. Ich weiß es nur zu wohl.“

Ich mußte lachen, als ich antwortete: „Wenn Sie mir erlauben wollen, werde ich Ihnen die volle Wahrheit sagen, wie ich es über Ihr Singen äußerte. Wenn Sie sich besser kleideten und Ihr schönes, schwarzes Haar vortheilhafter frisirten, so würden Sie ein schönes Mädchen sein. Es ist meine feste Ueberzeugung.“

„O! Fräulein Linden“, rief sie aus, während ein Lichtstrahl ihre Wangen röthete, „ist es wirklich wahr?“

„Ganz gewiß“, antwortete ich. „Darf ich Sie bitten mit mir auf mein Zimmer zu kommen? Wenn Sie sich in dem Spiegel sehen, dann werden Sie selbst zugeben, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.“

Sie ging mit mir auf mein Zimmer, ich bat sie das formlose, schwarze Kleid auszuziehen und zog ihr ein neues, rosafarbiges von mir an, das ich noch nie getragen hatte. Das Haar hob ich von ihrer Stirne und arrangirte es nach der bekannten Art der Kaiserin Eugenie. Ihr weißer Hals, ihre schönen Schultern und runden Arme kamen so erst zur Geltung. Ihr Gesicht glich viel eher einer Tochter des sonnigen Spaniens als einer unserer ruhigen, kalten Schönheiten. Die vollen, rothen Lippen hatten ihren melancholischen Zug verloren und waren jetzt freundlich und lebendig. Ich holte aus meiner kleinen Schmuckschatulle eine Reihe Perlen und befestigte sie in ihrem schönen, rabenschwarzen Haar. Ich war vollständig starr, als ich mein eigenes Werk bewunderte.

„Nun, Blanche“, sagte ich, „betrachten Sie sich und sagen Sie mir, ob Sie diese Dame kennen.“

Das junge Mädchen stand wie verzaubert vor dem Spiegel.

„Bin ich das, Fräulein Linden?“ fragte sie. „Das Mädchen ist schön und ich war ein garstiges, braunes Ding.“

„Ich wußte gleich, als ich Sie sah, daß Sie in einigen Tagen in ein schönes Mädchen verwandelt werden könnten“, sagte ich, „aber Sie müssen es mir überlassen, Sie zu schmücken und anzukleiden. Wollen Sie mir dies erlauben?“

„Ja, machen Sie was Sie wollen, Fräulein Linden, nur sagen Sie mir, ob ich liebenswürdig aussehe und ob sich Jemand in mich verlieben könnte."

„Ja", sagte ich mit Wärme, sie zum ersten Mal auf ihre zarten Wangen küssend.

Sie schien ganz in Verwunderung und Dankbarkeit verloren zu sein.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Fräulein Linden; ich bin glücklicher als ich es ausdrücken kann, daß ich nicht albern und häßlich aussehe!" sagte sie.

Als wir hinunter zum Essen kamen hatte ich Angst, Frau Heine würde vor Freude den Verstand verlieren.

Den andern Tag schrieb ich an die beste Putzmacherin in Königsberg und ließ alles Nöthige für Blanche kommen. Wie viel die Rechnung betrug, wage ich nicht zu sagen.

Nach vier Wochen war es schwer zu glauben, daß das schöne, reizende Mädchen in schwerer Seide gekleidet das unglückliche, traurige und lebensmüde Wesen war, welches ich vor einem Jahr kennen lernte. Sie war liebenswürdig und gewinnend in ihren Manieren und ihre Melancholie schien verschwunden.

Eines schönen Frühlingsabends saßen wir am Strande. Meine Gedanken waren bei Bruno und meiner Tante. Schon öfter war ich versucht, Blanche meine Geschichte zu erzählen, da ich dachte, es würde sie interessiren. Ich liebte sie so sehr, daß ich kein Geheimniß vor ihr haben wollte. Ich entschloß mich daher, ihr Alles zu erzählen und sie nahm großes Interesse daran.

„Ich hoffe nicht, daß Sie mir dies erzählten, weil Sie die Absicht haben, mich zu verlassen?" sagte sie plötzlich erschreckt.

„Nein, ich habe keine derartige Absicht", erwiederte ich, „ich liebe nur nicht Heimlichkeiten und bin daher froh, daß ich offen mit Ihnen darüber reden konnte."

Darauf erhob sie plötzlich ihren Kopf und sah mich prüfend an. „Ich gäbe viel darum", fuhr sie fort, „wenn ich Ihnen vertrauen, meine seltsame Geschichte erzählen und Sie um Rath fragen könnte."

„Das können Sie, Blanche", sagte ich. „Ich theilte Ihnen mein Geheimniß mit, das Ihre soll bei mir ebenso gut verwahrt sein."

„Ich habe mir heilig geschworen, daß ich für die Welt gestorben sein wollte", sagte sie, „kein menschliches Interesse oder Gefühl sollte meine Brust erfüllen. Langsam, aber sicher, ich weiß kaum durch welche Mittel es Ihnen gelungen mir wieder Freude am Leben einzuflößen. Ich kann nicht mehr zurück, kann nicht mehr, wie ich zwei Jahre that, mich in mein Zimmer einschließen und mich nach dem Tode sehnen. Der Gang meiner Gedanken hat sich verändert, ich fühle nicht mehr die Apathie und Hoffnungslosigkeit, ich möchte leben, obwohl ich gebunden und gefesselt bin. Es kann kein traurigeres Schicksal geben als das meine."

Ihr Kopf sank in ihre Hände und in ihren schönen Augen kam die alte Wehmuth zurück, die mir vorher so viel Sorge machte.

„Sie waren so gut gegen mich, Fräulein Linden", fuhr sie fort, „wie es nur eine Schwester gewesen wäre, es kann daher nicht thöricht sein, wenn ich meinen Entschluß ändere."

„Gewiß nicht", sagte ich. „Ich möchte Ihnen gerne helfen, doch kann ich es nicht eher, als bis der Schleier, welcher das Geheimniß deckt, gehoben ist."

Sie antwortete ernst: „Ich habe nie einen fremden Namen angenommen, Fräulein Linden, weil ich ihn nicht brauchte. Ich bin Blanche oder richtiger Blanche von Denner, das einzige Kind des verstorbenen Baron Flohr und die Frau von Arnold von Denner.

„Ist das möglich", rief ich, „daß Sie schon verheirathet sind?"

„Ja, ich bin es seit drei Jahren", antwortete sie, „ich war damals kaum sechzehn Jahre. Ich habe meinen Mann seitdem nie gesehen; ich habe gesucht ihn zu hassen, konnte es aber nicht."

„Ich kenne ihn", sagte ich athemlos, „ich habe ihn öfter in Berlin gesehen."

„Sie kennen meinen Mann, haben ihn gesehen!" sagte sie von ihrem Sitze aufspringend

„Ja wohl", antwortete ich, „ich traf ihn auf einem Bazar und auf drei oder vier Bällen. Er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe."

Sie beugte sich über mich und bedeckte mein Gesicht mit Küssen.

„Das geschieht wohl deshalb", sagte ich lachend, „weil ich ihn gesehen habe?"

„Ja", sagte sie erröthend. „Ich habe ihn so geliebt, trotzdem ich noch so jung bin, daß ich gern sterben würde, wenn ich nur ein freundliches Wort von ihm erlangen könnte."

„Aber Blanche", sagte ich, da mir ein Berliner Klatsch in den Sinn kam, „ich hörte doch, Herr von Denner sei in den Fesseln der schönen Gabriele Belling, von der ganz Berlin vor einigen Jahren schwärmte?"

„O", sagte sie, „die goldlockige Gabriele! Was habe ich nicht Alles durch sie gelitten. Haben Sie sie je gesehen?"

„Ja", gab ich zur Antwort, „eines Abends im Opernhaus, ich besinne mich ganz genau. Meine Tante, die überall hingeht und alle Welt kennt, zeigte sie mir."

„Sie ist wohl sehr schön?" fragte Blanche mit melancholischem Ton. „Marianne sagen Sie mir ehrlich, ist sie viel schöner als — als — Sie vorhin sagten, daß ich wäre?"

„Nein, wahrhaftig nicht", antwortete ich, „wenn Sie auf Ihre Gesundheit achten, sind Sie in einem Jahre schöner als Gabriele Belling."

Sie seufzte und sprach dann weiter: „Ich muß Ihnen meine Geschichte vom Anfang an erzählen. Mein Vater, der Baron Flohr, war ein sehr sonderbarer Mann. Er nahm eine hohe Stellung im Lande ein und man hielt ihn allgemein für unverheirathet. Ueber die Familie meiner Mutter weiß ich nichts. Wo und wie mein Vater sie kennen lernte, habe ich nie erfahren. Ich weiß nur, daß sie eine Italienerin war und daß sie aus guter und gebildeter Familie stammte, aber arm war. Sie waren in einer kleinen Kirche in Neapel getraut, ich sah selbst eine Copie des Heirathsvertrages. Der Name meiner Mutter war Bianca Falerni. Die Heirath wurde geheim gehalten, keiner der Freunde oder Verwandten meines Vaters wußte davon. Ich weiß nicht, ob meine Mutter darüber erstaunt war, aber sie ist nie nach Deutschland gekommen und hat unsern Landsitz nie gesehen. Bald nach der Hochzeit kaufte mein Vater eine reizende kleine Villa an dem schönsten Theile des Comersees. Ich wurde dort geboren und es blieb unser Aufenthalt bis ich zehn Jahre alt war. Meinen Vater sahen wir sehr wenig, nur während des Sommers verbrachte er einige Monate bei uns und dann ging er wieder nach Deutschland zurück."

(Schluß folgt.)

Arsenikesser.

Zu verschiedenen Gewerben werden die allerstärksten Gifte oft in ungeheurer Menge verbraucht Dazu gehören unter anderen das Quecksilbersublimat und der Arsenik. Der gewissenlose Gebrauch dieses Minerals hat schon viel Unheil angestiftet und ganze Familien unglücklich gemacht, ohne daß man den Grund ihres Kränkelns auch nur ahnte. Hauptsächlich wendet man Arsenik zur Herstellung verschiedener Farben an und namentlich der grünen und grauen Zimmer, die mit solchen Farben angestrichen oder mit solchen Tapeten bekleidet werden, sind höchst ungesund nicht allein durch den sich davon ablösenden Staub, sondern schon durch die bloße Ausdünstung. Die Damen sollten sich nicht durch das schöne Grün mancher Ballkleider verführen lassen; sie und ihre Tänzer können den Tod davon haben. Eine Untersuchung eines neun Quadratzoll großen Stückes solch grünen Stoffes ergab nicht weniger als 5 Gran Arsenikfarbe, die nur lose anhaftet und leicht Staub absetzt, den man natürlich einathmet. Bei der Metallfabrikation wird Arsenik sehr häufig gebraucht; allein gefährlicher ist seine Anwendung bei der Anfertigung von Stearinkerzen und noch mehr bei dem Härten von Speck, welcher dadurch ein hübsches Aussehen bekommt. Wie groß der Verbrauch von Arsenik in den Gewerben ist, geht aus der Angabe hervor, daß drei Newyorker Häuser in einem Jahre 435 Tonnen eines Artikels fabriciren, bei dessen Herstellung Arsenik gebraucht wird.

Dieses Gift ist, wenn verständig angewendet, ein sehr heilsames Mittel bei manchen Krankheiten, die aller andern Arzenei widerstehen; allein es hat leider auch Wirkungen, welche eitle Personen zu einem sehr beklagenswerthen Mißbrauch verführt.

In Steiermark, Tyrol und anderen Bergländern nehmen die Leute dies Gift in kleinen Quantitäten, weil es zum Bergsteigen erkräftigt; allein zu gleicher Zeit hat es auch die Wirkung, den Menschen ein gesundes, wohlbeleibtes Aussehen zu geben und namentlich den Teint zu verbessern. Man giebt es auch Thieren, zum Beispiel Pferden, die dadurch ein spiegelglattes Fell bekommen, rund und fett werden und mehr Feuer zeigen. Der hinkende Bote kömmt aber nach. Man muß allmälig immer größere Quantitäten nehmen und dann zeigen sich die übeln Wirkungen, von denen ich weiter unten reden werde. Fast ebenso gefährlich ist es indessen, den Gebrauch des Arsenik auszusetzen, wenn man ihn einmal angefangen hat.

Daß hin und wieder Damen Arsenik nehmen, um sich schön zu machen, hatte ich wohl oft gehört, allein erst kürzlich erfuhr ich mit großem Erstaunen, welchen Umfang diese böse Gewohnheit genommen hat, besonders in Amerika. Diese Aufschlüsse gab mir ein alter, amerikanischer Arzt, mit dem ich kürzlich in einem Badeorte zusammentraf.

Als wir eines Morgens beim Brunnentrinken miteinander spazieren gingen, begegneten wir einer jungen, amerikanischen Dame, deren Teint mir auffiel.

„Sie ist eine Arsenikesserin", sagte der Doctor.

„Ist sie eine Ihrer Patientinnen?" fragte ich.

„Nein", antwortete er, „ich sehe sie heute zum ersten Mal; allein ihr Laster und ihre Narrheit sind deutlich auf ihrem Gesicht geschrieben. Sie ißt Arsenik, um sich, wie sie denkt, hübsch zu machen. Und dieser Zweck wird wirklich für einige Zeit erreicht. Ich will Ihnen die Zeichen angeben, an denen Sie Arsenikesser erkennen können und Sie werden über die Menge von amerikanischen Damen erstaunen, die diesem Laster ergeben sind. Wenn Sie eine Dame sehen, deren glattes und volles Gesicht milchweiß ist und deren Augenlider dick sind, so können Sie zehn gegen eins wetten, daß sie Arsenik ißt. Diese Damen bilden sich ein, daß sie fetter werden, allein das ist wirklich eine bloße Einbildung. Statt einer gesunden Fettlage unter der Haut ist dieselbe nur durch eine wässerige Absonderung ausgespannt. Sie haben nichts fertig gebracht als eine Art von Hautwassersucht. Zuerst zeigt sich das gewöhnlich an den Augenlidern, zuerst am untern, dann am obern. Wenn man die Haut untersucht, so findet man, daß die Poren sich erweitert zu haben scheinen und daß die Haut zwischen ihnen geschwollen und unnatürlich weiß ist. Und Sie müssen wissen, daß sich das nicht allein auf das Gesicht beschränkt. Ich spreche nur vom Gesicht, weil man das allein sehen kann. Lassen Sie sich auch nicht durch das angehauchte Roth auf dem weißen Gesicht täuschen. Wenn Stirn und Nase diese leichenartige Weiße haben, so sind die Wangen geschminkt. Keine Dame, welche Arsenik ißt, kann die Schminke entbehren."

„Giebt es denn so viele Arsenikesserinnen unter den Amerikanerinnen?" fragte ich.

„In Newyork und anderen Städten eine ganze Menge", sagte der alte Doctor. „Sie finden sie hauptsächlich unter zwei Classen: den Schauspielerinnen und den Damen der fashionablen Gesellschaft. — Nachdem man einmal eine Weile Arsenik genommen hat, muß man darin fortfahren; die Natur des Körpers verlangt es. Es afficirt nicht allein die Haut, sondern vermindert auch die Aussonderung von Kohlensäure — indem es die rückwirkende Umformung verhindert — stimulirt die Gehirnfunctionen, erzeugt Wohlbefinden und bei manchen Personen große Heiterkeit. — Unterbleibt der Gebrauch von Arsenik, so fällt die Haut zusammen und an die Stelle der runden Glätte und transparenten Weiße, treten Runzeln und gelbe Farbe. Wie kann man nur von einer Dame erwarten, daß sie sich einem so entsetzlichen Wechsel aussetzt, wenn weiter nichts auf dem Spiel steht als Gesundheit und Gefahr für das Leben? — Man sagt auch, daß plötzliches Unterlassen des Arsenikessens alle Symptome der Arsenikvergiftung und selbst den Tod zur Folge hat."

Seit der Unterredung mit diesem alten Doctor sah ich überall Arsenik und hatte nichts als giftige Gedanken. Ich dachte an König Mithridates und an den Sultan Macannit von Cambaya, der von Jugend auf giftige Dinge aß und davon so giftig wurde, daß schon sein Speichel tödtete und jede Fliege, die sich auf seine Hand setzte todt niederfiel. Dieser Sultan hatte einen Harem mit 4000 Frauen; diejenige die er mit seiner Gunst beglückte, erlebte den Morgen nicht! Auch fiel mir ein irgendwo erwähntes mit Gift genährtes Mädchen ein, das jeden glücklichen Anbeter durch ihren Kuß umbrachte; ferner ein Mann, der so giftig war, daß giftige Thiere, die ihn bissen, daran starben. Besonders aber interessirten mich die vielen schönen Ameri-

kanerinnen, die jeden Sommer in unseren Badeorten schwärmen, und ich ging ihnen ängstlich aus dem Wege, was mir viele Neckereien zuzog, da ich den Grund meiner Damenscheu nicht angeben wollte.

Ich war sprachlos vor Schreck, als mich eine alte Freundin anredete, eine bekannte und beliebte amerikanische Schauspielerin, deren schönes Gesicht allgemein bewundert wurde. Ich erschrak, denn nach den Offenbarungen des Doctors erkannte ich in ihr eine Arsenikesserin! — Sie war so befremdet über mein verblüfftes Gesicht, daß sie mitten in ihrer Rede abbrach. Dann aber lachte sie laut und nahm meinen Arm und fragte mich aus. Ich mußte ihr den Grund meines Schreckens gestehen.

„Ach das ist's!" rief sie. „Freilich hab' ich Arsenik gebraucht und thu' es noch; aber ich versuche mir es abzugewöhnen. Mein Doctor sagt, daß ich das allmälig thun kann und rieth mir sehr gutes Leben auf dem Lande an, damit sich meine Backen und so weiter wieder einigermaßen füllen, wenn sie nach Aufgeben des Arseniks zusammenfallen. Ich weiß, das ist durchaus nöthig, denn ich hab' es schon einmal durchgemacht. Wenn dies Recept nicht wie ein Zauber wirkt muß ich wieder Fowlers Zeug nehmen, denn wie Sie wissen, brauch' ich mein hübsches Gesicht noch ein Paar Jahre. — Sehen Sie doch nicht so entsetzt aus! Tausende von Damen nehmen Arsenik; das heißt, ich meine nicht überall, sondern in Amerika und vorzüglich in Newyork. Schauspielerinnen kann man das nicht so übel nehmen, denn unser gutes Aussehen ist eine Lebensfrage, es gehört nothwendig zum Geschäft. Selbst wenn eine Frau nicht viel Verstand hat nehmen sie die Theaterdirectoren, wenn sie nur hübsch ist. So nöthig uns aber auch gutes Aussehen sein mag, so giebt es doch nur wenige Schauspielerinnen, welche die verzweifelte Eitelkeit haben, sich mit voller Ueberlegung des Arseniks als eines Schönheitsmittels zu bedienen, wie das eine so große Anzahl Damen „aus der Gesellschaft" thun. Wir Schauspielerinnen kamen dazu nach und nach und auf folgende Weise: Zuerst, wissen Sie, müssen wir uns auf der Bühne schminken. Keine Frau unter Fünfhundert hat nach Vorübergehen der ersten Jugend einen Teint, welcher das grelle Licht der Fußlichter ohne etwas Nachhülfe von weiß und roth aushält. Alles aber, was als weiße oder rothe Schminke verkauft wird, ruinirt mehr oder weniger die Haut. Da giebt es besonders ein nichtswürdiges Zeug, welches der Teufel selbst erfunden haben muß und welches mehr Quadratmeilen weiblicher Gesichter verunstaltet hat als all die andern Schmieren zusammen genommen; (bloom of youth) „Jugendblüthe" heißt es. Ja wohl! Jugendtod sollte man es nennen! — Kurz, hat eine Schauspielerin ihr Gesicht einige Jahre mit derartigem Stoff angeschmiert — und ist sie endlich gerade so weit gekommen Rollen zu erhalten, wo Schönheit ihr am wichtigsten ist, dann wird ihre Haut dick und rauh; sie bekommt Finnen und häßlich gefärbte Flecke. Sie entdeckt mit Entsetzen, daß sie statt einer Haut ein Fell hat. Sie rennt zum Doctor und erfährt von ihm, daß sie eine Hautkrankheit hat, deren Namen ebenso scheußlich ist wie die Krankheit selbst und um sie zu heilen verschreibt er ihr aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach — Arsenik. Sie wird sicherlich Donovans oder Fowlers Lösung nehmen müssen, denn wenn das Zeug auch selbst Hautkrankheiten erzeugt, so heilt es doch wirklich Hautkrankheiten, die aus anderen Ursachen entstanden sind. Allmälig wird ihre Haut wieder glatt, weiß und ihre Formen runden sich, wie es kaum in ihrer ersten Mädchenzeit der Fall war. War sie mager, so schrien nun alle ihre Freunde: „Wie gut Sie aussehen."

Ach, Sie wissen nicht, welche Musik diese vier Worte im Ohr einer Frau sind! — Nach einiger Zeit fangen ihre Augenlider an zu schwellen. Sie läuft wieder zum Doctor und fragt: „Was ist das, woher kommt das?" „Zu viel Arsenik", antwortet er und sie giebt den Arsenik auf. Da wird sie aber schnell mager. Sie sieht aus wie ein welker Apfel, wie ein gelber, verschrumpelter Apfel. — „Wie übel Sie aussehen, meine Liebe," sagen andere Freunde zu ihr. Sie sagen stets „meine Liebe", wenn sie Einem etwas recht Unangenehmes, Giftiges ins Gesicht sagen. — Sie läuft wieder zum Doctor. „Zu wenig Arsenik", sagt er und zuckt die Achseln. Von diesem Augenblick an ist ihr Leben ein fortwährender Versuch, gerade die richtige Portion Arsenik herauszufinden, welche sie gut aussehend erhält, ohne zu schnell den bösen und unvermeidlichen Moment herbeizuführen, an welchem das Gift seine ihm eigene traurige Wirkung auf sie ausüben muß."

„Was für Wirkungen sind denn das?" fragte ich.

„Hartnäckige und scheußliche Hautkrankheiten, Ausfallen der Haare und manchmal Wahnsinn."

Meine Freundin sagte mir, daß das Gift nicht nur in Auflösungen und als Pulver in den Apotheken verkauft würde, sondern daß man auch aus Frankreich Arsenikpillen einführte, die ausdrücklich als Schönheitsmittel dort gemacht und versandt würden. Es sind große mit Zucker überzogene Pillen, die mehr wie Conditorwaare als wie das aussehen was sie sind, und kosten die Schachtel — ich glaube es sind zwölf Pillen darin — fünf Francs.

„Madame X.", — eine gemeinschaftliche Bekannte von uns — fuhr meine Freundin fort, „hatte diese Pillen eine ganze Weile genommen, ehe ihr Mann dahinter kam. Er gab sich alle mögliche Mühe, es ihr abzugewöhnen und warf die Pillen weg, wenn immer er sie fand. Was sie sich auch für Mühe gab, sie zu verstecken, er schnüffelte sie immer aus. Endlich nahm sie die Pillen aus der Schachtel und steckte sie in die Fingerenden ihrer Handschuh, die zusammengerollt waren. Als er sie auch da fand, steckte sie die Pillen in die Fußspitzen zusammengerollter Strümpfe und endlich hatte sie die glückliche Idee, sie in den Korb für schmutzige Wäsche zu verstecken. Da es ihm nie einfiel, darin herum zu wühlen, so waren die kostbaren Pillen endlich sicher. Dort hebt sie dieselben wahrscheinlich heute noch auf. Sie ist so daran gewöhnt, daß sie ein und eine halbe Schachtel täglich nehmen kann. Sie war früher so dünn wie eine Latte und ist jetzt so fett wie ein fettes Preisbaby."

Diese Mittheilungen regten mich derart auf, daß ich alle Nächte von Arsenikessern die tollsten und schauderhaftesten Träume hatte und am Tage fortwährend daran denken mußte. Es ging mich die Geschichte doch eigentlich gar nichts an; allein diese weibliche Narrheit machte mich förmlich unglücklich. Jeden, den ich traf, fragte ich um seine Meinung, so daß mich die Leute beinahe für närrisch hielten und mich mit meiner Arsenikesserei, an die sie nicht glauben wollten, auslachten. Ich fing endlich an zweifelhaft zu werden und zu glauben, daß der alte Doctor und meine lustige Freundin, die Schauspielerin, sich einen Scherz mit mir gemacht hätten!

Da sah ich eines Morgens am Brunnen einen sehr berühmten amerikanischen Arzt aus Philadelphia, den ich seit langer Zeit als einen sehr ernsthaften und geschickten Mann kannte. Ich begrüßte ihn mit klopfendem Herzen, und kaum waren wir über die ersten Redensarten hinaus, als ich ihn über das Arsenikessen befragte.

„Alles was Ihnen Ihre Freundin mitgetheilt hat", sagte er, „ist leider nur zu wahr. Viele Damen, besonders Künstlerinnen, werden Arsenicophagen durch ihre Doctoren, welche ihnen Arsenik gegen die Verwüstungen verschreiben, die durch giftige Schminken und Schönheitsmittel verursacht wurden; allein ich kann aus eigner Erfahrung versichern, daß unendlich viel mehr Damen, die nicht beim Theater sind, dieses Gift verwenden, um ihre Reize zu erhöhen. Ich erkenne eine Arsenikesserin auf der Stelle. Ein für den Kriegspfad gemalter Indianer ist kein mehr in die Augen fallendes Object für einen Arzt, als eine Frau, die Arsenik ißt. Die aufgedunsene, wässerige Haut ist nicht zu verkennen. Was die endliche Wirkung anbetrifft, so kann ich diese nicht besser ausdrücken, als dies in Bartholow Materia Medica und Therapeutica gesagt ist: In Bezug auf die Verdauungsorgane kamen folgende Erscheinungen vor: Ein metallischer Geschmack, vermehrte Speichelerzeugung, Uebelkeit, Erbrechen von zähem Schleim, epigastrische Schmerzen, Gefühl der Wundheit und Durchfall. In Bezug auf die Circulations- und Athmungsorgane: Die Action des Herzens wird reizbar und schwach; Zittern, Husten, beengter Athem treten ein. In Bezug auf die Haut: Zucken der Augenlider, Nesselsucht, pockenartige Prikel, flechtenartige Schuppen und Ausfallen der Haare und Nägel. In Bezug auf das Nervensystem: Unordnung in der Bewegbarkeit, Zittern, Steifigkeit und Zusammenziehen der Gelenke 2c. und eine Art von Aussatz."

Mir wurde ganz schwindlich bei all den griechisch-lateinischen Scheußlichkeiten, die der Doctor nach seinem Buche nannte und von denen ich die meisten kaum dem Namen nach kannte.

„Fowlers Auflösung', fuhr er fort, „ist eine sehr gewöhnliche Form unter der das Arsenik genommen wird, ist arsenite of potassa. Jede Drachme der Flüssigkeit enthält eine halbe Gramme Arseniksäure, — jeder Tropfen etwa $^1/_{12}$ Gran und wenn sie medicinisch angewandt wird, besteht die Dosis aus drei bis fünf Tropfen drei Mal täglich. Manche Patienten und wer daran gewöhnt ist, kann indessen 45 Tropfen täglich nehmen. Donovans Lösung ist das Jodin von Arsenik und Merkur und ist viel schwächer und etwa ein Drittel so stark. De Valangins Lösung ist das ter-chloride von Arsenik und ist nur $^3/_8$ so stark wie Fowlers Auflösung. Das schwächste Präparat von allen ist Pearsons Lösung, das Arseniat von Soda, welches gewöhnlich nur äußerlich angewendet wird.

Ich halte Arsenik für ein höchst werthvolles Medicament, aber es muß mit Vorsicht gebraucht werden, und ohne allen Zweifel ist es auf das Aeußerste gefährlich, sich daran zu gewöhnen. Doch was kann man sagen oder thun, um Frauen vom Gebrauch desselben abzuhalten, welche Belladonna, Atropin, Morphin und alles mögliche tödtliche Zeug verwenden, um ihre körperlichen Reize zu erhöhen, oder sich einen temporären Anschein von Lebhaftigkeit zu geben? Wenn man ihnen sagt, daß sie einen ekelhaften und beinahe unheilbaren Ausschlag und einen Grindkopf bekommen werden, daß ihr Haar ausfallen wird und sie aufgeschwemmt und wassersüchtig aussehen werden, — dann antworten sie mit einem selbstgefälligen Blick in den Spiegel, — „Nun gut, wir werden schon aufhören ehe es dazu kommt." Es ist übrigens nicht so leicht aufzuhören. Das Arsenikessen gewöhnt sich fast eben so schwer ab wie das Opiumessen. Die Opfer dieses Lasters wagen nicht es zu lassen. Ich könnte Ihnen von einer herzigen, kleinen Dame erzählen, die noch vor wenigen Jahren die reizendste Soubrette auf der Bühne war. Sie

hatte ein sehr hübsches Gesicht, eine wunderschöne Sopranstimme und eine Lebendigkeit, welche das ganze Haus electrisirte. Aber sie war sehr mager, so mager, daß sie, um ihre Magerkeit in der Zeit der Reifröcke zu verbergen, ihre „Pads" selbst im Sommer tragen mußte. Sie fing an Arsenik zu essen. Nun ist sie so dick, daß sie nicht mehr tanzen kann; ihre Stimme ist nicht mehr hell, sondern belegt und wie durch Fett in der Kehle eingewickelt. Sie hat sich in eine physische Beschaffenheit hineingedoctert, welche sie für die Kunst bald unmöglich machen wird, und doch hat sie nicht den Muth den Arsenik aufzugeben, der diese Veränderung bewirkte. Sie wird dicker und dicker, das heißt immer wassersüchtiger werden, bis es sie, wenn sie die Gewohnheit nicht aufgiebt, umbringt.

Es ist leider wirklich so", fuhr der Arzt fort, „daß die Damen fast in jedem Laden Arsenik bekommen können, ohne daß man viel fragt. Es genügt, wenn Madame A. sagt, sie wünsche dieselbe Lösung zu haben, welche der Kaufmann an Madame B. liefert, die es ihr gesagt habe. Sie würden sehr erstaunt sein, wenn ich Ihnen die Menge der vornehmen Damen meiner Bekanntschaft nennte, die ganz gewohnheitsmäßig an den Droguerieläden halten lassen und in denselben ihre Paar Unzen von Fowlers Lösung ebenso bereitwillig erhalten, als ob sie ein Glas Sodawasser verlangten."

Die Ausfuhr der oben erwähnten verzuckerten Arsenikpillen aus Paris nach Amerika läßt darauf schließen, daß auch Pariser Damen diesem Laster fröhnen. Ich habe hier absichtlich die Folgen desselben angeführt, um unsere Damen, die so gern fremde Thorheiten nachahmen, von dieser gesundheits- und lebensgefährlichen abzuschrecken.

Um ihnen einen kleinen Ersatz zu bieten, will ich ihnen ein anderes Mittel verrathen, welches auch von Pariser Damen gebraucht wird, Flecken auf ihrer Haut zu vertilgen und derselben ein frisches, hübsches Ansehen zu geben. Das Mittel enthält zwar auch Gift; allein in so geringer Quantität, daß man es ohne alle Gefahr gebrauchen kann. Das Mittel ist äußerst einfach; es besteht aus zwei bis drei Theilen corrosiv Sublimat aufgelöst in 100 Theilen Rosenwasser. Mit dieser Lösung betupft man sich oftmals am Tage und vor dem zu Bette gehen das Gesicht, oder die Stellen in demselben, die man zu verbessern wünscht. Ist der Kitzel zu stark, so thue man zu der Lösung etwas mehr Wasser. Sollte das Gesicht davon — wie das bei mancher sehr empfindlichen Haut der Fall ist — zuerst sehr roth werden, so braucht man darüber nicht zu erschrecken; es vergeht schon nach einigen Stunden. Die eigentliche Wirkung ist indessen eine sehr allmälige. Ohne daß man es merkt verzehrt das Sublimat allmälig die obere Haut. Dieses Mittel habe ich selbst äußerst wirksam bei Flechten gefunden und mancher Dame habe ich damit unangenehme Pusteln im Gesicht vertrieben. Treten dieselben in Masse auf, so liegen, wie auch bei Flechten, innerliche Ursachen zu Grunde und man muß zugleich Bitterwasser oder andere ähnlich wirkende Mittel innerlich gebrauchen.

Da ich nun einmal angefangen habe meine Pandoraschachtel zu öffnen, so will ich noch ein Mittel in die Welt hinaus fliegen lassen, wodurch ich mir die Gunst mancher Schönen erworben habe. Ich bin dazu auf eigenthümliche Weise gekommen.

Im Februar 1848 war ich während der Revolution in Paris. Gleich nach der Einnahme der Tuilerien war ich dort und sah auf der Straße eine Menge Papiere und Bücher liegen, die man aus dem Fenstern geworfen

hatte. Ich stöberte unter denselben umher und fand unter denselben ein Manuscript, welches eine Menge Toilettenkünste aus der Zeit der Katharina von Medicis enthielt. Unter diesen oft unsinnigen Mitteln war eins, welches mich besonders interessirte, weil die Bereitung mir gar nicht möglich schien. Obwohl die Ingredienzen ganz unschuldig sind, war doch vor sündlichem Mißbrauch gewarnt und mit gutem Grund, den ich später anführen werde. Ich gab mir Mühe das Mittel herzustellen, und es gelang mir nach mehreren mißlungenen Versuchen. Ja ich verbesserte es in einer Weise, welche seine Anwendung viel angenehmer machte. Man bereitet es auf folgende Weise: Man thut in eine reine Porzellanschale das Weiße von mehreren Eiern. Dazu schütte man ganz fein gepulverten Alaun, für jedes Ei etwa einen nicht zu großen Theelöffel voll, glatt gestrichen. Nachdem man dies wohl gemischt hat — mit einem Hölzchen oder hölzernen Löffel — setze man die Schale auf eine mäßige Spiritusflamme, oder auf Kohlenfeuer. Man rühre fortwährend bis das Eiweiß zusammenläuft, während wässerige Theile verdampfen. Man lasse es indessen nicht zu hart werden. Erfahrung wird bald lehren, wenn man aufhören muß. Diese Masse thue man in einen porzellanen Apothekermörser und reibe sie mit dem Stößer so lange bis ein ganz feiner Brei entsteht, der sich zwischen den Fingern ganz sanft anfühlt. Während des Reibens thue man dazu eine Kleinigkeit von Benzoetinctur (ich glaube Nr. 2), wie sie in den preußischen Apotheken zu haben ist; ferner etwas vom allerbesten Olivenöl. Schließlich kann man noch einige Tropfen Rosenöl oder Bittermantelöl, oder irgend einen beliebigen Parfüm hinzufügen. Diese Salbe sieht außerordentlich appetitlich aus und muß sich sehr sanft anfühlen. Man bewahre sie in einem verschlossenen Töpfchen auf, da sie sich an der Luft leicht verhärtet.

Mit dieser Salbe reibe oder bestreiche man Gesicht oder Hände ziemlich dick und lasse dieselbe einigermaßen trocken werden. Dann reibe man die Salbe mit den Fingerspitzen von der Haut ab, die dadurch außerordentlich rein, angenehm weiß und zart wie Sammet erscheint. Man kann sich die Salbe auch Abends einreiben, wenn man die durch das Trocknen entstehende Spannung nicht lästig findet. Am Morgen wäscht sich die trockne Salbe leicht mit Wasser ab.

Will eine Dame dies Mittel gegen Runzeln, zum Beispiel auf der Stirn gebrauchen, so muß man sie ohne viel Oel bereiten, sie am Abend ziemlich dick auftragen und sich durch die dadurch erzeugte Spannung nicht beirren lassen, denn diese ist eben zur Glättung der Runzeln nöthig. „Sündlicher Mißbrauch“ — das heißt fortwährender, zu häufiger Gebrauch, hat zur Folge, daß er die Haut zu sehr austrocknet, obwohl ich durch den nicht vorgeschriebenen Zusatz von Oel diese Eigenschaft etwas gemildert habe. Ein gelegentliches Einreiben mit Olivenöl wird auch die austrocknende Wirkung hindern. — Diese Pomade ist aber nicht nur ein Schönheitsmittel, sie ist auch eine vortreffliche Heilsalbe. Ich habe damit in wenigen Tagen offne Frostbeulen und sogar bei Pferden alte, häßliche Wunden curirt, die durch vernachlässigten Satteldruck entstanden waren.

O. von Corvin.

Jean Paul's letzte Geliebte.

Von **Julius Duboc.**

Schon vergessen und der Erinnerung der Gegenwart völlig entrückt ist diese letzte beklagenswerthe Episode aus dem vielbewegten Liebesleben Jean Paul's und als ich neulich, den Quellen über des Dichters Leben nachforschend, wieder einmal auf das actenmäßige Material derselben stieß, hatte ich Mühe zu glauben, daß ich den Bericht über diesen schweren Herzenskampf schon vor vielen, vielen Jahren durchstudirt, daß ich dem blassen Mädchenantlitz der Heldin schon einmal tief ergriffen in die müden, überirdischen Augen geblickt hatte.

Es ist eine so unendlich traurige Geschichte und mich dünkt, ich hätte sie kaum je so traurig vor mir dastehen sehen. Wohl hat er sich unzählige Mal schon abgespielt, dieser unselige, zerstörende Kampf, der in des Menschen Brust dann entsteht, wenn religiöser Mysticismus und Geschlechtsliebe gleichzeitig das arme Herz bestürmen. Manche traurige Klosterzelle ist Zeuge des schmerzvollen Ringens gewesen, dem kein echter Siegespreis winkt, des vergeblichen Ringens nach einer Lösung, die im Abfall von dem geheiligten Menschenrecht der Liebe das menschlich Rechte zu thun, in der Versündigung sich zu heiligen wähnt. Unentrinnbares Verhängniß der Verwirrung, wie manches Herz ist langsam an ihm verblutet!

— Der Mond beschien sie trübe.
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

Dies Citat aus dem schwermüthigen Uhland'schen Gedicht ist übrigens nicht ganz genau dem Seelenzustand und der Situation entnommen, die ich hier im Auge habe. Uhland's Nonne denkt ihres „Buhlen". Er ist, von ihr getrennt, gestorben und sie, im tiefen Schmerz seiner gedenkend, preist sich gleichwohl, gebrochenen Herzens, aber getreu ihrem Gelübde, glücklich, daß er gestorben. —

— — er wird ein Engel sein,
Und Engel darf ich lieben.

Das Gefühl an sich und die Richtung des Gefühls auf den Gegenstand des höchst gesteigerten sinnlich-geistigen Wohlgefallens, als den Gegenstand der Liebe, ist in diesem Fall unverfälscht, während die religiöse Mystik das Gefühl von vornherein auf Abwege leitet und den Menschen dadurch mit sich selbst in den aufzehrendsten Conflict bringt. Was ist das eigentlich Aufreibende in diesen Verirrungen und den Seelenstürmen, zu denen sie Veranlassung geben? Das ist es, daß weder die erwachte Geschlechtsliebe zu ihrem normalen Recht kommen kann, weil die transscendentale Richtung des herrschenden religiös-mystischen Gefühls dem sinnlichen Empfinden einen unsinnlichen Gegenstand octroyirt, wie dies z. B. durchweg in dem Verhältniß der Nonnen zu ihrem „himmlischen Bräutigam" zu Tage tritt, dem in unzähligen Fällen ein förmlicher sinnlicher Liebesempfindungscultus gewidmet wurde und

wird, während auf der anderen Seite auch die religiöse Mystik in ihrem transscendentalen Fluge erlahmt und mit gebrochenen Flügeln einherschleicht, weil das dem Sinnenthum angehörige geschlechtliche Empfinden mit seinem Drang der Unruhe und seiner irdischen Sehnsucht die Seele nicht freigiebt für das rein Uebersinnliche. In diesen unlösbaren Zwiespalt verstrickt, bestürmt von zwei Gewalten, die beide ihr Recht fordern, ohne es zu erhalten, muß die Seele unterliegen. Und dies Unterliegen vollzieht sich meistens in der traurigsten, ja häufig abstoßendsten Form. Denn abstoßend bleibt es ja immer, ob der Ausgang nun in einem kranken Dahinwelken des Leibes, ob er in einer triumphirenden Abtödtung des Sinnlichen zu Ehren überirdischer Glorie oder in einem stumpfen Verfall besteht, der sich an der Hand der Gleichgültigkeit vor der drohenden Zerstörung rettet. Selten tritt eine Wendung ein, die in einer weniger verletzenden Form den unvermeidlichen Untergang bringt. Aber eben in dem Fall, dem diese Zeilen gewidmet sind, liegt eine solche seltene Wendung vor. Das junge Mädchen, das hier erscheint, in ähnlicher Weise umgarnt und den Schicksalsmächten verfallen, bezwingt ihr Verhängniß durch den freiwillig gewählten Tod. Sie beugt ihr Haupt nicht, wie so viele ihrer Schicksalsschwestern, unter den physischen oder geistigen Bankerott. Im entscheidenden Moment ermannt sie sich, in der heldenhaften Durchführung ihres Entschlusses zu sterben richtet sie sich zu der ganzen Höhe des freien Menschen wieder empor. Ihr Tod ist so im eigentlichsten Sinne nicht die Vernichtung, sondern die Erneuerung des ganzen Menschen. Nicht der Zwiespalt, in den sie gerathen, erdrückt sie, sie erdrückt den Zwiespalt und mit dem letzten Flügelschlag der frei werdenden Seele stößt sie ihn fort von sich.

Die Heldin unserer Geschichte war die Tochter von Adam Lux, des tapferen Vertheidigers von Charlotte Corday.

Früh verwaist und unter den ernstesten Eindrücken aufgewachsen, hatte das Kind sich mehr und mehr in ein frühreifes, innerliches Leben verschlossen. Mit der religiösen Mystik theilte sie, je reifer ihr Empfinden wurde, desto mehr die Richtung auf Verachtung von Welt und Tod, die Abwendung von allem Diesseitigen und die Verlegung alles ideal Begehrenswerthen in ein lichtes Jenseits. Mit der religiösen Mystik theilte sie daher auch die Unfähigkeit, für den verrätherisch erwachenden Herzenstrieb Befriedigung da zu suchen, wo das junge Herz, sich selbst überlassen, sie gesucht und vermuthlich gefunden haben würde.

Freilich nicht ganz so transscendental wie die echte mystische Verzückung war Marias Empfinden auf Verschmähung alles dessen, was auf Erden wandelt, gerichtet. Sie glaubte an ein Jenseits auch auf Erden, an eine Idealwelt voll großer Tugenden und Opfermuth, wie ihr Vater sie bewährt, wie die Vergangenheit sie vielleicht besessen, die Zukunft sie wieder bringen mochte — nur der Gegenwart mußte man entfliehen. Oder gab es Eins, was sie auch hier noch zurückhalten konnte, was an ihre Ideale heranreichte? Ja Eins — ein in ihren Augen unnennbar Hohes und unendlich Gefährliches stand vor ihr, wohin sie auch ihre Blicke richtete: Jean Paul.

Mit den Dichtungen Jean Paul's war Maria — zu ihrem Unglück muß man sagen — sehr früh bekannt geworden. Sie war bald seinem Einfluß unterlegen. Sie hatte bald in ihm alles Das vereinigt angeschaut, was er in seine „hohen" Menschen als ihr Eigenthümlichstes hineingelegt hatte. Er erschien ihr von überirdischer Hoheit und Reinheit, sie blickte zu ihm

empor wie zu einem Heiligen, wie zu einem neuen Christus. Mit diesem Aufschwung betrat das Gefühl des jungen Mädchens wieder das Gebiet des Mysticismus und zwar in der gefährlichsten Form und Fassung. Das Gefühl des gläubigen Katholiken für den himmlischen Bräutigam, den wirklichen Christus, vermag sich, selbst wo es einmal beim Weibe in ein eigentliches Liebessehnen übergeht, doch nur selten zu der ganzen Gluthhöhe des Gefühls aufzuschwingen, weil der gänzlich transscendente und übersinnliche Charakter des Gegenstandes diesen Aufschwung hindert. Meistens verfällt es bald der Entartung, oft sinkt es in gegenstandloser Krankhaftigkeit zur läppischen Spielerei herab. Das Gefühl für den neuen Christus in Marias Brust war davor behütet. Der Gegenstand ihrer Schwärmerei lebte mit ihr, dachte mit ihr, athmete mit ihr dieselbe Luft. Ihr Empfinden für ihn, wenn auch als Geschlechtsliebe mit einem unsäglichen inneren Wiederspruch behaftet, vermochte ihn sinnlich faßbar zu umranken und in diesem Umklammern die verderblichste Leidenschaft in sich einzusaugen. Ihre keuschen und kindlichen Briefe, aus denen gelegentlich ein wilder Schrei hervorbricht, sprechen dies in ergreifender Weise aus. In dem ersten ist es noch ganz das Kind, das dem Vater sein bedrängtes Herz ausschüttet. „O mein Vater" — schreibt sie an Jean Paul — „laß mir die geheime Freude, Dich immer so zu nennen. Du hast mich ja erweckt zu einem besseren Leben und ich habe nichts, das mich so sehr freut als der Gedanke an Dich. Er wird, ich fühl' es — o fühl' es auch! — mein letzter in dieser Welt sein, und wenn ich jenseits erwache, wieder mein erster. — Und so nimm denn meine Thränen und meinen Dank gütig auf, und freue Dich, mein Vater, daß Du den Menschen so viel hilfst und sie so oft tröstest, und glaube es, daß wir Alle, sobald uns nur ein wenig das Licht aufgeht, vor Liebe viel für Dich opfern wollen und ich so gerne Alles. — Ach lebe tausendmal wohl! Aber mich errathe nicht, bis ich werth bin zu Dir, zu meinem Schutzengel zu kommen! O, wie oft träumte ich schon", — heißt es dann weiter in einer Nachschrift — „ich wäre in Ihr Haus gekommen und hätte als die älteste und zu seinen Künsten am wenigsten begabte Tochter — denn ich bin unglaublich unwissend und einfältig — auch die schwerste Arbeit darin, für mich wahre Spielerei, zu besorgen. Wie recht froh wollte ich sein, wenn ich so ein nützliches Glied Ihrer Haushaltung würde, und gar keine Magd da wäre, — ich that und thue ja zu Hause auch Alles (außer dem Gassenkehren) und gerne, weil ich die Nothwendigkeit dieser Geschäfte einsehe und weiß, daß wenn man sie gut macht, etwas Ganzes und Wichtiges daraus wird: eine ordentliche Haushaltung. O, wie wollt' ich für Sie und die Ihrigen arbeiten! — Aber dies sind wohl nur Träume."

So kindlich Ton und Meinung dieses Briefes waren, es lag in ihm mehr als bloße Kindesmeinung zu sagen hatte, eine Welle hatte in ihm übergeschäumt, die von anderswoher ihren Ursprung leitete und dieses Mehr, diese überschäumende Welle machten die Verzweiflung des jungen Mädchens aus, sobald der Brief geschrieben und abgesandt war. Der unselige Conflict der erwachenden Geschlechtsliebe mit der religiös-mystischen Richtung ihres gesammten Fühlens, Beides gebannt und Nahrung suchend an einem und demselben Gegenstand, beängstigt ihr Herz auf's Aeußerste. Sie schreibt drei reuerfüllte, aber nur um so leidenschaftlicher bewegte Briefe an den Dichter, dessen Antwort, durch Zufälligkeiten verzögert, über Gebühr ausbleibt und macht, gefoltert durch dies Schweigen, das sie als ein Zeichen gänzlicher Verachtung ansieht, schon damals einen Versuch ihr Leben zu enden. Aber die

Dazwischenkunft ihrer Schwester und die Erinnerung an ihre alte gramgebeugte Mutter stört ihr Vorhaben und wendet noch einmal ihr Schicksal.

Unterdessen war auch der ersehnte erste Brief Jean Pauls — gütig, beruhigend, väterlich — angekommen. Ihm folgte bald ein zweiter, da der Dichter sich lebhaft durch den Umstand beunruhigt fühlte, daß das junge Mädchen in ihrer vermeintlichen Todesgewißheit ihm die letzten Zeilen, die sie an ihn gerichtet, mitgetheilt hatte. In dieser Sterbeepistel hatte es zum Schluß geheißen: „Ehe ich auf immer von dieser Welt gehe, schaue ich noch einmal recht lange und innig Dein Bildniß an, das mich so oft trösten wollte und mich nie mißverstand, dieses liebe, sanfte Vaterbild, das ich so oft schon angesehen habe, das ich mitnehmen möchte. Aber ich will es heut küssen, es ist das erste und letzte Mal in meinem Leben! — Ach, meine arme Mutter, meine Schwester! Ach wäre doch Alles nur geträumt und ich hätte nie an Dich geschrieben. — Aber ich kann nicht mehr! Ich sterbe gern, um Dir zu sagen, wie rein ich Dich verehrte!"

Die letzten Zeilen machen noch einmal den schwachen Versuch einer Selbsttäuschung. Das Gefühl der Briefstellerin soll nur reine Verehrung sein. Aber sie selbst glaubte nicht mehr daran. Die Todesstunde hatte sie aufgeklärt. In dem Augenblick, wo sie alle irdischen Bande bis auf eins zerriß, hatte sie auch gefühlt, daß dies Eine eine andere Bedeutung besaß, als sie ihm bisher beigemessen, daß es alles Sehnen und alles Begehren ihres ganzen Menschen in sich umschlungen hielt. Sie fühlte, daß sie ihm ohne Rettung und Aussicht angehörte. Ein trauriger Liebesfrühling war für das arme Kind angebrochen, und herzbetrübender noch als all' ihr Schmerz klingt es, wenn sie einmal im leichten Ton mit ihrem väterlichen Geliebten zu scherzen versucht. So z. B. wenn sie, seine kühlen Ermahnungen abwehrend, ihm schreibt: „Nur wolle mich nicht kälter machen gegen Dich, denn was ewig ist und meine einzige Freude, das muß man ewig lassen. Merk Dir das, mein Engel, und schreib mir nur nie mehr ein Briefchen so voll Weisheit, wie das erste, sondern lieber einmal eines, darin gar nichts steht, aber darin eine von Deinen weichen Haarlocken liegt." Aber dieser Ton war Maria nicht natürlich. Wie eine schlecht aufgelegte Schminke verdeckte er nicht ihre Leichenblässe. In demselben Brief schreibt sie an Jean Paul: „Ich träumte einmal — es mag jetzt ein Jahr sein — ich wäre gestorben und käme in einer anderen Welt an. Da war mein Rufen und Suchen nach Dir so durchdringend, daß die blassen Todten, die noch um mich in ihren Särgen schliefen, davon erweckt wurden und sich aufrichteten und mich stillen und beruhigen wollten; denn ich fand Dich nicht. Aber sie sagten, die Zeit sei noch nicht gekommen: erst einst, wenn meine Seele von meinen Fehlern sich gereinigt hätte. Da wollt' ich (so wild bin ich leider in Allem) vor Leid vergehen. Aber plötzlich öffnete sich über mir der Himmel und ich sah einen unaussprechlichen Glanz, der mir so groß und heilig war, daß ich vor Entzücken und Demuth und Glanz die Augen tief niedersenken mußte. Aber ich mußte zur Erde zurück und erwachte."

Jean Paul wird wohl kaum je als Dichter so verlegen um den Ausdruck gewesen sein, als er es in der schwierigen Aufgabe war, die ihm hier als Briefsteller zufiel. Jeder Ton, wie er ihn auch anschlagen mochte, wie leise und beruhigend er ihn auch erklingen ließ, konnte eine Lawinenerschütterung verursachen, die ein Leben begrub. Was thun? Er schickte Maria eine Haarlocke, die seine Frau seinem „Glatzkopf", wie er hinzufügte, abge-

schnitten habe und versuchte mit einem etwas wärmeren und zärtlicheren Ton versöhnend auf ihr Inneres einzuwirken und den Sturm zu beschwichtigen. Vergebliche Mühe! Gerade dieser Brief brachte das Fieber, das in Maria's Seele arbeitete, zum vollen Ausbruch. Sie meinte das Bekenntniß von Jean Paul's Liebe zu ihr in seinen Zeilen gelesen zu haben und alles Besinnen verging ihr in diesem Gedanken. Die nächsten Briefe von ihrer Hand sind uns nicht erhalten, aber was in ihnen enthalten gewesen, geht aus der folgenden in dem Buch: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben"*) enthaltenen Schilderung hervor, da diese offenbar den wesentlichen Inhalt derselben kurz zusammenfaßt. „Wieder erwacht der Gedanke einer Vereinigung mit ihm und zieht stürmend sinnverwirrend durch ihre Seele. Wachend träumt sie von ihm und küßt mit verbundenen Augen vor ihm knieend die geliebten Hände; im Schlafe umfaßt sie sein Bild und preßt ihr thränenvolles Auge an seine Brust und giebt ihm den Dolch in die Hand, damit er sie tödte, weil sie ohne Fortdauer dieser Seligkeit nicht leben will. Erwacht sie, so erschrickt sie vor dem Gedanken, je mit leiblichen Augen ihn zu sehen; kalter Schauer durchfährt sie, will sie sich als seine Gattin denken; aber als Mutter nur eines seiner Kinder würde sie sich als eine der glücklichsten Frauen, als eine Wohlthäterin des Menschengeschlechts, ihr Dasein als ein geheiligtes ansehen. Bis zur Wildheit wächst die Begierde, und doch liegt über dem Mädchen der Schleier heiliger Unschuld und die Angst, Thörichtes zu wollen, ringt mit einer die Grenzen der Frauenwelt überfliegenden, ja selbst auf den angebeteten Geliebten herabsehenden Seelengröße."

Aber auf diesem Punct angelangt, löst sich die unnatürliche Spannung. Maria empfindet tiefe Reue und bittet um Vergebung. Jean Paul hatte auf die letzten Briefe nichts erwiedert, in der That ließ sich auch nichts darauf erwiedern. Jetzt endlich schrieb er dem Mädchen wieder, gütig aber gemessen. Er betonte das Wort Vater, das für den Vater einen ebenso heiligen Inhalt umschließe, wie das Wort Tochter für diese. Dies Verhältniß sei das einzige zwischen ihnen mögliche und ihre letzten drei Briefe hätten dies recht himmlisch ausgesprochen. Indessen wolle er ihr keinen einzigen Rath mehr geben, denn sie vergöttere ihn, statt ihn zu befolgen und er kenne sowohl das weibliche Geschlecht als die Feuerseelen, zu denen sie gehöre. Etwas früher hätte dies Beiseitetreten ihres väterlichen Freundes Marias Rathlosigkeit und Schwanken vielleicht peinlich gesteigert. Aber dieser Punct war überschritten, Maria bedurfte keines Rathes mehr. Sie fühlte, daß ihre Rettung nur noch *eine* sein könne: *Befreiung*, um wieder zu gesunden, und daß sie diese Rettung ihrem freien unerschütterlichen Entschluß verdanken müsse. Nachdem ihre Mutter gestorben und die Existenz ihrer Schwester gesichert, schreibt sie daher zum letztenmal an Jean Paul: „Ich habe gethan was ich konnte und eile von einer Welt endlich wegzukommen, wo ich so unbegreiflich fehlen mußte, wo das heißeste Streben nach dem Besten so vergeblich war, wo ich seit meinen thörichten Briefen an Sie aus einer Verzweiflung in die andere überging. Ach! es wird im großen Universum doch noch einen Ort geben, wo ich mich wieder erholen und endlich sein kann wie ich sein will. Ich habe genug gelitten: ich darf sterben. Ich getraue mir aber kein Wort mehr an

*) Bald nach des Dichters Tode von F. Förster in 8 Bändchen herausgegeben, enthält Briefe, Tagebücher und Schilderungen.

Ekkehards letzter Gruss.

Aus Fr. Bruckmanns illustrirtem „Ekkehard".

Sie zu schreiben, als dies, daß die, so an Sie schrieb, gewiß todt ist, wenn Sie dieses lesen, und daß Sie darüber sich freuen sollen."

Ueber Marias Ende liegt der Bericht eines Freundes, von demselben dem Dichter nach ihrem Tode erstattet, vor. Das junge Mädchen hatte sich in den Strom gestürzt, wo er am reißendsten war, ihr nächster Zweck war aber durch Hülfe, die sofort bei der Hand war, vereitelt worden. Noch lebend aus dem Wasser gezogen, war sie durch schleunig angewandte Mittel dem bereits geschwundenen Bewußtsein wieder gegeben worden, hatte dann aber, sobald sie ihre Lage begriff, sich hartnäckig jedem Rettungsversuch wiedersetzt. Vergebens blieb alles Bemühen ihren Sinn zu ändern — Maria hielt ihren Entschluß fest und kämpfte bis zur Erschöpfung gegen den Versuch des Arztes, sie von dem massenhaft eingeschluckten Wasser zu befreien. Schließlich mußte man sie gewähren lassen. Sie lag todtenmatt, aber mit ungetrübtem Bewußtsein da. Noch einmal erhob sie sich dann und sprach zu den Umstehenden von ihrer Gewißheit, daß die Seele unsterblich sei. Sie schilderte den ungeheuren Kampf, den sie im Wasser in der Noth des Erstickens durchgerungen: „— — — zuletzt hatte die Kraft mich verlassen. Indeß mich die Stangen der Schiffer zum Land arbeiteten, erstarb meine Hülle, aber eine helle Welt schloß sich mir auf im Tiefsten: ich feierte die Erwartung der Auflösung. Meine Seele, ihrer drückenden Bande entledigt, bewegte sich frei in neuen Regionen; Töne und Gesichte aus der anderen Welt entzückten sie; eine himmlische Musik und Lichter der Ewigkeit umschwammen mich; jetzt zogen mich die Rauhen unbarmherzig ans Land. Meine Gesichter zerrannen, mein menschliches Bewußtsein mit all seinem Leid kehrte zurück. Aber meine Hoffnungen stehen fest und an meinen Willen reicht keine menschliche Macht!"

Bald nachher verlangte das junge Mädchen in ihr Zimmer zur Ruhe gebracht zu werden. Vor ihrem Bett lag unter einem Kruzifix die aufgeschlagene Bibel. Sie sank in sanften Schlummer und in der frühen Morgenstunde hauchte sie ihren letzten Athem aus. Arme Maria! Du hattest ein besseres Loos verdient, einen besseren Geliebten und ein besseres Denkmal als ich Dir in dieser kleinen Skizze setze. Aber wie den Helden der einfache Granitblock, so ehrt auch Deinen heldenmüthigen Kampf das schlichteste Erinnern besser als die prunkendste Rede.

Schwer erkämpft.

Erzählung von **Hans Reimar.**

1. Kapitel.

Eine Tochter! Die Sonne schien auf den Tag ihrer Geburt herab, freudig ertönten die Glocken und die Fahne wehte von dem Schloß Rothenberg; ein jedes Gesicht auf der Besitzung schaute heiter und vergnügt darein. „Die gnädige Frau hat ein Töchterchen", sprachen die Dorfbewohner zu einander, dann fügte mancher nach kurzer Pause hinzu, „der Himmel segne Mutter und Kind!"

Der glückliche Vater, dessen erstes Kind die Neugeborene war, schwamm in einem Meer von Wonne.

Er stand auf der Spitze eines Hügels, dichtes, grünes Gras wogte zu seinen Füßen, wilde Haide rechts und links vor ihm, hohe, schattige Bäume über seinem Haupte. Mit Stolz und Freude blickte er um sich. Wie schön war dies Gut Rothenberg! In der ganzen Gegend gab es keinen so schönen Ort — und eines Tages würde dies Alles ihr Eigenthum sein.

„Selten wird Jemandem ein so schönes Erbe zu Theil", dachte der Rittmeister von Helbing, der Besitzer von Rothenberg. Es ist wahr, es stand eine Hypothek darauf — und eine Hypothek war natürlich unangenehm; doch die würde er schon einmal abzahlen. Und indem er ringsum stolz auf sein Besitzthum schaute, widmete er dieser Schwierigkeit keinen weiteren Gedanken.

„Meine kleine Glockenblume wird einst eine große Dame sein", sprach er zu sich. Während er sprach schwang sich ein Adler in die sonnigen Lüfte empor, die Welt lag lächelnd zu seinen Füßen, und keine warnende Stimme raunte ihm zu, daß das Schicksal seiner kleinen Tochter weniger glänzend und weniger schön sein würde, als der sonnige Morgen, der zu ihm niederlächelte.

Eilig durchschritt er die Haide, die kleeduftenden Wiesen, die Gärten und ging die Terrasse hinauf, welche das Schloß umgab. Eine Wärterin trat ihm in der Thür entgegen.

„Die gnädige Frau würde sich sehr freuen Sie zu sehen, Herr Rittmeister", sagte sie.

„Es ist gut", sagte er, „ich komme." Er legte ein Goldstück in die Hand der Frau, welche ihm nachblickte, als er die Treppe hinaufstieg.

„Eines Königs Herz und eines Königs Hand", sagte die Frau, ihm kopfschüttelnd nachblickend. „Er ist einer der freigebigsten Herren in der ganzen Gegend; aber ich fürchte, seine Börse wird es nicht aushalten. Ein Goldstück für eine einfache Botschaft! Wie soll das enden!"

Der Rittmeister ging weiter, mit leiser Stimme sein Lieblingslied die Ariette des „Fra Diavolo" vor sich hinsummend. Er erreichte das Zimmer der gnädigen Frau und wartete bis ihn die Wärterin bat einzutreten.

Es war ein großes, geräumiges, prächtig ausgestattetes Gemach. Auf dem Bett mit den reichen Gardinen lag eine bleiche, zarte Frau mit geduldi-

gem, traurigem Antlitz, als ob sie schweigend litte. In den Armen hielt sie stolz ein kleines Kind. Als der Rittmeister hereintrat, erhob sie die Augen zu ihm und sprach:

„Karl komm und sieh' sie an, ich habe noch nie ein solches Gesicht gesehen. Sieh' sie an!"

Der Rittmeister neigte den schönen Kopf. Es war ein fesselndes Bild — der schöne Vater mit der königlichen Gestalt, die blasse, liebliche Mutter und das kleine Kind.

„Es liegt Charakter in des Kindes Zügen", bemerkte der Vater. „Sieh' die süßen kleinen Lippen an, wie fest sie geschlossen sind! Sieh' die schön gewölbten Brauen!"

„Karl", begann sie halb zögernd, „weißt Du, warum ich Dich rufen ließ?"

„Gewiß, Elsa, weil Du mich zu sehen wünschtest."

„Eines Theils ja. Doch wollte ich auch mit Dir reden. Ich glaubte, daß Du mir heute an dem Tage, wo uns unser Kind geschenkt wurde, meine Bitte nicht abschlagen würdest."

„Gewiß nicht", erwiederte er warm.

Sie legte die Hand auf die dichten, vollen Locken.

„Mein lieber Karl, ich habe nie an Deiner Bereitwilligkeit zu geben gezweifelt; aber ich zweifle, daß Du viel zu geben hast."

Der Rittmeister fuhr betroffen zurück.

„Still, Elsa! Das ist die alte Geschichte von Geld und Ausgeben. Ich glaubte das sollte niemals wieder zwischen uns erwähnt werden?"

„Gerade heute", bat sie — „an des Kindes Geburtstag — laß' mich reden."

„Du wirst mich nur ärgern. Ich kann es nicht ändern, Elsa. Der Himmel schuf mich mit offnen Händen. Ich glaube, mein Liebling, Du weißt nicht, wie abscheulich leicht es mir wird zu geben. Ich hasse das engherzige Wesen, das jeden Pfennig berechnet — ich konnte es niemals, und werde es niemals thun."

„Dann wirst Du am Ende keinen Pfennig mehr zum Berechnen haben", sagte sie.

Sie seufzte tief.

„Ich weiß ja, daß es nutzlos ist, darüber zu reden. Aber Karl, willst Du jetzt, da wir die Kleine haben, nicht versuchen es zu ändern? Du mußt mir versprechen sparsamer zu sein. Gieb nicht so viel aus! — Wette nicht auf die entsetzlichen Pferde, traue dem Schicksal nicht so blindlings. Wenn Du es thust, so wird Dein Ruin die Folge sein. Freigebigkeit ist eine Pflicht unseres Standes, aber solche verschwenderische, wie die Deine nicht. Um meinetwillen, um des Kindes Willen, halte ein! Fasse des Kindes zarte Fingerchen an; strömt nicht ein Etwas aus ihnen direct zu Deinem Herzen? Um ihretwillen sei bedacht und versprich mir Dich zu ändern."

Er bückte sich nieder und küßte das zarte Gesichtchen.

„Ich will es, Elsa. Du weißt ja, ich möchte immer das Rechte thun — und handle niemals wissentlich unrecht. Mutter Natur ist zu tadeln, daß sie mir die offnen Hände gab, ohne die Mittel sie zu füllen. Ich liebe frohe Gesichter und wenn meine Gabe ein trauriges Gesicht erheitert, so freut mich das von Herzen."

„Ist es Dir nie in den Sinn gekommen", sagte seine Frau, „daß man traurige Gesichter zeigt, nur damit Du sie erheiterst?"

„Nein — niemals“, entgegnete er schnell. „Ich danke dem Himmel für Eins — ich setze in jeden Menschen ein unbegrenztes Vertrauen.“

„Dann ist es unnütz noch ein Wort über die Sache zu reden“, sagte seine Frau, „ich vertraue nicht Jedem. Sprich mir diese Worte nach: Um Deinetwillen, meine kleine Tochter, verspreche ich bedachter zu sein, weniger zu verschenken, mehr zu sparen, auf die Rennen zu verzichten und meine Zeit meinem Hause zu widmen.“

Er wiederholte die Worte und küßte seiner Gattin Hände und das Gesicht des Kindes.

„Elsa, ich hoffe, Deine Tochter wird werden wie Du.“

Bald darauf wurde das Kind getauft. Es erhielt den Namen Adelheid nach einer schönen und berühmten Ahnin. Das ganze Gut Rothenberg schien zur Feier der Taufe am Abend in ein Feuermeer getaucht. Die einzige, welche trübe Ahnungen quälten, die einzige, welche weinte, wenn Andere lachten, und seufzte, wenn Andere lächelten, die einzige, welche in der Ferne herannahende Sorge erblickte, war die Mutter des kleinen Fräuleins Adelheid von Helbing.

II. Kapitel.

Die Sonne schien auf wenig bravere, heiterere, glücklichere Menschen, als den Rittmeister Karl von Helbing. Er war einer der schönsten Reiterofficiere gewesen, ein Mann von hoher, kräftig gebauter Gestalt mit anmuthiger, leichter, würdevoller Haltung; seine Züge waren fest, offen und stolz; in ihm vereinigte sich die Festigkeit des Soldaten mit der Anmuth des Cavaliers. Ursprünglich war sein Gesicht hell gewesen, doch die Sonne hatte es gebräunt. Die dunkeln, blauen Augen, welche so heiter und gutmüthig in die Welt schauten, waren scharf und glänzend, das volle, blonde Haar und der lange Schnurrbart hatte einen goldigen Schimmer. Er war gerade zwanzig Jahre alt, als er das große Besitzthum, welches ihm sein Vater hinterließ, antrat.

Sein Vater, ein Landwirth mit Leib und Seele, dessen Familie Schloß und Gut Rothenberg seit drei Jahrhunderten besessen hatte, hatte zwei Söhne, Karl, den Rittmeister, seinen Nachfolger und Benno den jüngeren Sohn, einen „Thunichtgut“, ohne Manieren, Moral, noch Charakter, wie sein Vater sagte. Zwischen den zwei Brüdern herrschte keine große Liebe; Karl hatte sogar eine geringschätzende Art, den abstoßenden Knaben, der sich stets derb und linkisch benahm, zu bemitleiden. Der alte Herr von Helbing machte seinem zweiten Sohne verschiedene Vorschläge. Er schlug ihm vor, in den Militärdienst zu treten. Benno sagte, er habe keine Lust sich todtschießen zu lassen, noch Andere todtzuschießen. Er wollte ihn zum Seemann ausbilden lassen; der Knabe erwiederte mürrisch, er habe nicht Lust zu ertrinken.

„Mir ist ernstlich bange“, sagte der Vater zu Benno, „daß ein Taugenichts aus Dir werden wird. Kannst Du mir wohl sagen, was Du einmal werden möchtest?“ fragte er mit Sarkasmus.

„Ja“, war die bereite Antwort, „ich möchte entweder Schmuggler oder Straßenräuber werden.“ Darauf sagte Herr von Helbing nichts mehr.

„An jedem Familienherd ist ein Gespenst“, sagte er, „Du bist es an dem Meinen.“

Benno löste allein das schwierige Räthsel seiner Zukunft. Er lief davon und ließ einen an seinen Vater adressirten Brief zurück, in welchem er

seine Absicht kund that, sich in den Goldgruben von Californien ein Vermögen zu schaffen; er werde sich, schrieb er, auf der „Germania" von Bremen aus einschiffen. Beim Durchlesen dieses Briefes war des Vaters erstes Gefühl große Erleichterung; doch als er einige Wochen darauf las, daß die Germania Schiffbruch gelitten und Alle, die sich an Bord befanden, ums Leben gekommen waren, betrauerte er seinen Sohn. So war es mit Benno zu Ende; er konnte Keinem wieder Schande, Schmerz oder Kummer bereiten.

Karl von Helbing fielen die Rothenberg'schen Besitzungen zu. Für Benno war ein reichlicher Theil bestimmt gewesen, den nun sein Bruder auch erhielt. Mit einundzwanzig Jahren war Karl von Helbing einer der schönsten und reichsten Männer der Provinz. Er nahm Militärdienste, machte den Feldzug von 1849 gegen die Dänen mit und dort wurde sein Gesicht gebräunt, dort gewann er sich den glänzenden Ruf unerschrockenen Heldenmuthes; er avancirte schnell und erhielt mehrere Orden. Rittmeister von Helbing war verhältnißmäßig noch ein junger Mann, als ihn die Nothwendigkeit, nach seinen Besitzungen zu sehen, zwang, die Armee zu verlassen. Er theilte seine Zeit zwischen der Hauptstadt und Rothenberg und heirathete nach kurzer Werbung die hübsche, unbemittelte Tochter des verstorbenen Freiherrn von Werden Elsa, welche ihn geradezu vergötterte und für den edelsten Mann von der Welt hielt. Fünf Jahre waren sie bereits verheirathet, als ihnen ihr Töchterchen Adelheid geboren wurde.

Wenig Männer waren so allgemein geliebt und geehrt wie der Rittmeister. Es war aber auch schwer, ihn nicht zu vergöttern. Er hatte für Jeden ein gütiges und warmes Herz. Er war heftig und unüberlegt, Vorsicht und Besonnenheit waren ihm fremd; aber er setzte unbegrenztes Vertrauen in Alles und Jeden und hegte aufrichtige Zuneigung für Jeden, mit dem er in Berührung kam.

So begann er das Leben; später aber artete er aus. Er fiel Gaunern in die Hände, wurde unbekümmert und sorglos und folgte den Rathschlägen, welche ihm Leute, die ihr eignes Interesse dabei im Auge hatten, gaben. Er speculirte und verlor bedeutend; dann ließ er sich zum Spielen und Rennsport überreden und verlor noch mehr. Natürlich wußten seine Rathgeber recht gut, was sie thaten und sonderbar, kein Pferd, auf das Karl von Helbing gehofft und gewettet hatte, kam jemals als Sieger ans Ziel.

Umsonst machte ihm seine Frau Vorstellungen darüber. „Mein liebes Weib", pflegte er in seiner natürlichen, leichten Art zu sagen, „ich habe so viel Geld, daß ich doch niemals Alles ausgeben kann." Er verlieh, er verschenkte, er verlor, bis der Tag kam, an dem ihm sein Bankier mit ernster Miene erklärte, daß sein Credit so hoch überschritten sei, daß irgend welche Vorkehrungen getroffen werden müßten.

Der heitere, schöne Rittmeister war wie vom Blitz getroffen. Anfangs erklärte er den Mann für wahnsinnig, dann wurde er wüthend. Eine Unterredung mit seinen Sachwaltern brachte ihn wieder zu Sinnen und er sah, daß es keine andere Hülfe gab, als eine Hypothek auf Rothenberg aufzunehmen. Helbing verlor mehr und mehr. Das Haus in der Hauptstadt wurde aufgegeben, ein Pachthof verkauft, die Hypotheken vermehrt. Frau von Helbing erschreckte ihren Gatten eines Tages aufs Höchste, indem sie ihm sagte, daß wenn er plötzlich sterben sollte, er ihr keinen Pfennig hinterlassen könne.

„O Elsa, das kann nicht wahr sein!" rief er. „Das hast Du geträumt!"

Sie bewies es ihm und er sah sie in fast komischer Verzweiflung an.

„Hätte ich nach Deinem Kopfe gehandelt, so würde ich heute ein reicherer Mann sein“, sagte er; doch seine Frau entgegnete mit ihrer sanften Stimme.

„Es ist nicht der Kopf, Karl, sondern das Herz, welches Dich falsch geleitet hat.“

Der Schreck, den ihm ihre Worte verursacht, änderte nicht viel an seiner Lebensart; die Hypotheken wurden wiederum vermehrt. So kam es, daß als Adelheid geboren wurde, kein Erbe für sie da war. Er machte sich das niemals klar. Er war stets Rittmeister von Helbing auf Schloß Rothenberg, Herr einer der schönsten Besitzungen im Lande. Was fragte er darnach, ob es in seinem vollen Werth mit Hypotheken belastet war, und ob er, wenn die Hypotheken gekündigt, ein ruinirter Mann sein würde? Es lag nicht in seiner Natur, an so etwas zu denken; er besaß das glückliche Talent, alle trüben Gedanken aus seinem Gemüth zu verbannen.

Jetzt, wo seine Tochter geboren war, hatte er versprochen, sich zu bessern; doch nun war es zu spät; vor Jahren schon hätte er sich ändern sollen. Jetzt hatte er nichts mehr zu verschwenden.

Bis Adelheid das vierte Jahr erreicht hatte, kämpfte er sich durch. Sie besaß die ganze leidenschaftliche Liebe eines Kindes für den schönen, freigebigen Vater, der sie küßte und mit Spielsachen überschüttete. Sie liebte ihn bis zu ihrem vierten Jahre mit einer Zärtlichkeit, welche die Liebe anderer Kinder für ihre Eltern überstieg, dann aber ereignete sich ein entsetzliches Unglück.

An einem sonnigen Augustmorgen küßte der Rittmeister Weib und Kind zum letzten Male. Ein Nachbar hatte ihn gebeten, ein neues Pferd zu versuchen, welches, wie man fürchtete, störrisch war; mit gewohnter Gutmüthigkeit hatte er eingewilligt. Als ihm seine Frau in das hübsche Gesicht schaute und ihn fragte wohin er ginge, antwortete er lachend und ausweichend. Weder Weib noch Kind hätten ihn gehen lassen, hätten sie die Wahrheit gewußt.

„Du bist doch zum Essen zurück?“ sagte Frau von Helbing. „Reite nicht zu schnell oder zu weit.“

Der Rittmeister lachte. „Immer zu besorgt, Elsa! Ich werde zum Essen zurück sein, ja, wenn Du Dich einsam und verlassen fühlst, so will ich überhaupt nicht ausreiten.“

Wie inbrünstig wünschte sie später, sie hätte gesagt, sie ließe ihn ungern gehen! Sie antwortete ihm mit einem Lächeln, daß sie sich in Adelheid's Gesellschaft niemals langweilen könne; darauf küßte er ihr in seiner höflichen, galanten Art Gesicht und Hände und sagte ihr, daß sie in seinen Augen jetzt schöner wäre, als da er sie heirathete. In späteren Jahren noch war sie froh, daß sie seine Liebkosung erwiedert, ihn von Herzen geküßt und innerlich gedacht hatte, daß in der ganzen weiten Welt Niemand so schön, so herzlich und so gut sei, wie er. Dann ging er zu der kleinen Adelheid, dem lieblichen, lachenden Kinde mit dem süßen, rosigen Gesicht.

„Guten Morgen, kleine Biene“, sprach er, „Dein Papa will ausgehen, sag' ihm Adieu!“

„Geh nicht fort, Papa“, lispelte sie, „oder nimm mich mit.“

Lange nachher erzählte man ihr, wie er sie in die Arme genommen und zu seiner Frau großer Angst bis zur Decke geworfen und aufgefangen hatte.

„Wirst Du Papa immer lieb haben, kleine Biene?“ fragte er; und sie

hörte gern, wenn man ihr wiederholte, wie sie geantwortet hatte „Ja, lieber als die ganze Welt.“

Dann wandte er sich, ein Lächeln auf den Lippen und Sonnenschein in den offenen, freundlichen Augen zum Gehen und sang das Lied des Fra Diavolo. Vier Stunden darauf brachten sie ihn als Leiche heim nach Rothenberg.

III. Kapitel.

So jung auch Adelheid zu jener Zeit noch war, erinnerte sie sich später doch deutlich an den Tag voll unaussprechlichen Jammers, als man ihren Vater todt nach Hause brachte. Sie erinnerte sich der schräg über das Gras fallenden Sonnenstrahlen, während ihr Vater fort war und ihre Mutter auf dem Sopha lag und las und wie plötzlich die Ruhe und der warme Sonnenschein verbannt zu sein schienen, als Männertritte über den Rasen kamen! Sie erinnerte sich des entsetzlichen Schreies ihrer Mutter, nachdem diese gehört, was die Männer sagten. „Der Herr Rittmeister ist todt“, und das kleine Kind, kaum wissend, was die Worte bedeuteten, wiederholte, „der Herr Rittmeister ist todt.“

Sie sah, wie ihre Mutter die Arme emporhob und dann mit dem Gesicht zu Boden fiel. Wie im Traume schwebte ihr die stumme Gestalt vor, wie man dieselbe in ein Zimmer getragen und auf die Tafel gelegt, während man die Rouleaux schnell herabgelassen hatte; das schöne dichte Haar war feucht und verwirrt, das schöne Gesicht, welches sie wenige Stunden vorher noch geküßt hatte, todtenbleich und entstellt.

„Papa!“ rief sie in entsetzlicher Angst. Liebende Hände zogen sie hinweg und Adelheid schaute niemals wieder in ihres Vaters Gesicht.

Dann folgte ein Zeitraum, der ihr wie tiefe Nacht erschien. In den Zimmern wurden die Rouleaux herabgelassen, damit es düster darin war; der einzige Ton, den man vernahm, war das Weinen und Klagen über den plötzlichen Tod des gütigen, hochherzigen Herrn. Es war eine lange, trübe, traurige Zeit, während welcher das Kind ihre Mutter nicht zu sehen bekam und fremde Leute das Regiment in ihres Vaters Haus führten. Als sie ihre Mutter endlich wieder sah, erkannte sie sie nur schwer, so bleich, so vergrämt und verhärmt sah ihr Gesicht aus. Mama, die sonst stets gelächelt hatte und so freundlich gewesen war, weinte jetzt unaufhörlich. Adelheid erinnerte sich auch eines kleinen Umstandes, der ihr tiefen Eindruck machte. Sie hatte mit ihrer Mutter Börse gespielt und es war dabei eine kleine Silbermünze herausgefallen.

„Hüte das Geld, mein Bienchen“, sagte Frau von Helbing. „Denke Dein ganzes Leben über daran, hüte das Geld.“

Sie schaute zu ihrer Mutter auf und fragte:

„Hatte Papa das Geld gern?‘ und die unter bitteren Thränen ertheilte Antwort lautete:

„Nein, lange, lange nicht gern genug.“

„Hüte das Geld!“ Die Worte gingen dem Kinde nicht aus dem Sinne. Bisher hatte man nie des Geldes gegen sie erwähnt.

Dann folgte wieder ein langer Zeitraum. Dunkel erinnerte sie sich finsterer Männer, welche im Schlosse lärmten und herumwirthschafteten, auch eines großen, zornigen Mannes, der im Salon stand und gegen ihren verstorbenen Vater wüthete, indem er ihn Prasser und Verschwender nannte. Ein Diener versuchte ihn zu beruhigen und sagte: „Still! Das Kind hört es.“

„Dem Kinde wäre besser, es wäre todt, statt als Bettlerin zu leben", antwortete Jener

„Hier kommt die gnädige Frau", sagte der Diener.

„Und der gnädigen Frau wäre auch besser, sie wäre todt", erklärte der Mann roh.

Adelheid lief zu ihrer Mutter und rief: „Mama, bin ich eine Bettlerin?"

Sie erinnerte sich, wie sie ihre Mutter in die Arme genommen und dann auf die Knie niederfallend zum Himmel rief. „War je ein Mensch so verlassen und so elend?"

Hundert ähnliche Scenen hatten sich ihrem Gedächtniß eingeprägt. Eines Morgens kam ihre Mutter in tiefer Trauer zu ihr. Ihr bleiches, gänzlich farbloses Gesicht contrastirte eigenthümlich mit der schwarzen Kleidung.

„Adelheid", sagte sie, „komm mit, mein Kind, und sage Deiner Heimat Lebewohl."

Sie trug ihr Töchterchen durch alle Zimmer und weinte leidenschaftliche Thränen, als sie zusammen auf dem grünen Rasenplatz vor dem Schlosse standen.

„Adelheid", sagte Frau von Helbing, „Du bist noch ein kleines Kind, aber alt genug, um Dir zu merken, was ich Dir jetzt sagen werde."

„Ich werde es mir merken", erwiederte das Kind verwundert.

„Sieh dies schöne Schloß an; es sollte Dein sein. Du wurdest als Erbin von Rothenberg geboren, doch Du besitzest keinen Pfennig auf der Welt. Nur der Himmel weiß, was vor uns liegt, wie sich unser Schicksal gestalten wird; aber versprich mir, stets daran zu denken, daß dies hier Deine Heimat ist, stets daran zu denken, daß Du als Tochter eines Edelmannes geboren wurdest."

„Ich bin ein Edelfräulein", sagte das Kind stolz, „und keine Bettlerin, wie mich der Mann nannte."

„Versprich mir auch, mein Liebling, daß, wenn Du in kommenden Jahren glücklich und wohlhabend sein solltest, Du, wenn Du kannst, die alte Heimat der Helbings zurückkaufen willst."

„Das will ich, Mama."

„Dein Papa, liebes Kind, hat mich arm zurückgelassen; aber ich gestehe Dir, daß ich lieber seine Witwe in Armuth und Vergessenheit bin, als die Witwe eines Königs. Doch Du verstehst mich nicht."

„Doch Mama, ich verstehe Dich, Du liebtest Papa. Das that auch ich."

„Ja, ich liebte ihn", rief sie leidenschaftlich. „Mein Herz ist mit ihm begraben. Ich liebte ihn. Adelheid", fuhr sie mit festerer Stimme fort, „dieselben Leute, welche Deinem Vater schmeichelten, werden, nun er todt ist, Böses von ihm reden."

„Böses?" fragte das Kind, „was können sie Böses von ihm reden?"

„Sie werden sagen, er sei ein Verschwender gewesen. Ach, Adelheid, sie haben ihn zu Grunde gerichtet! Er hat sich nicht selbst ruinirt, sie borgten bei ihm, sie leiteten ihn auf falsche Wege. Was wirst Du thun, wenn sie Dir so etwas sagen?"

„Tödten will ich sie!" rief das Kind mit dem kleinen Fuße auf den Boden stampfend.

„Mein Liebling, das kannst Du nicht, die Leute sind nicht so leicht zu tödten. Sage ihnen Allen, mein Vater stand hoch über Euch Allen. Er

war ein König unter den Menschen; denn das war er, er war edel und groß."

Adelheid vergaß diese Scene niemals, das alte Schloß Rothenberg, wie es dastand in hellem Sonnenschein, im Hintergrund die rothen Hügel und der dunkle, malerische Wald, die glühende Sonne, das Rauschen der Blätter, die blühenden Blumen, die bleiche, aristokratische Mutter mit ihren leidenschaftlichen Worten und leidenschaftlichen Thränen.

„Wirf einen letzten Blick auf Deine alte Heimat, mein Liebling", sagte Frau von Helbing; „der Stern Deines Geschlechtes ist in Nacht und Finsterniß untergegangen. Trage so lange Du lebst das Bild von Rothenberg im Herzen so, wie es jetzt ist, bevor die Zerstörer ihre Hand daran gelegt haben. Mein letztes Wort bei seinem Anblick ist ein Segen auf das Angedenken des Mannes, den ich liebte."

Ihr Weg führte über die Hügel. Adelheid fragte ihre Mutter, wohin sie gingen und Letztere erwiederte:

„Du hast von dem Ort noch nie gehört, Kind; wir gehen nach dem alten Meierhof in Ellernau, einem alten Hause, welches ich vor Jahren mit einer kleinen Rente geerbt habe. Damals lächelte ich, als ich von dem Legat hörte; jetzt danke ich dem Himmel dafür."

„Da sind wir also reich!" rief das Kind.

„Nein, nicht reich, mein Liebling. Aber wir werden glücklich sein, Du und ich, weil wir uns einander herzlich lieben."

Endlich erreichten sie Ellernau. Der Meierhof war ein großes, weitläufiges, reizend gelegenes Gebäude. Es stand auf der Spitze eines reich bewaldeten Hügels, zu dessen Fuß ein schöner See, der Bielersee lag. Es konnte kein reicheres, malerisches Bild, keine lieblichere Landschaft geben. Der Meierhof selbst war eine traurige Wohnung. In dem großen, stillen Hause sah man keine Teppiche, keine Bilder, nichts als altmodische Eichenmöbel, lange, dunkle Gänge und düstere Zimmer.

Am folgenden Tage, als sie Zeit fanden, sich umzusehen, wurden sie noch trauriger. Man konnte sich nichts Düstereres vorstellen als den alten Meierhof. Kein Haus war in Sicht, die nächste Stadt, Wintersbach, lag einige Meilen entfernt; nicht einmal eine Schäferhütte, oder ein Häuschen, oder sonst eine menschliche Wohnung irgend welcher Art war in der Nähe. Die tiefste Stille herrschte ringsum, die nicht einmal durch das Geläute eines Heerdenglöckchens unterbrochen wurde.

Eine alte Dienerin, Namens Cordula war da, welche sich seit lange an den Meierhof gewöhnt hatte. Seit ihrer letzten Herrin Tod hatte sie allein dort gelebt und das düstere Haus so gut versorgt wie sie konnte. Mitleidig schaute sie das schöne Kind mit dem heiteren Gesicht an und erklärte herzlich ihre treue Dienstwilligkeit.

Frau von Helbing fand das Leben in Ellernau schlimmer, als sie erwartet und gefürchtet hatte. Anfangs hatte sie noch einen Schimmer Hoffnung, daß sich irgend etwas ereignen, sich irgend eine Erleichterung spendende Quelle aufthun würde; doch dieser Hoffnungsschimmer schwand und sie kam endlich zum vollen Bewußtsein ihrer trostlosen Lage. Das Einzige, was sie vor Verzweiflung schützte, war ihre Tochter; sie zu belehren, das junge Leben zu erheitern, des Kindes wegen sich selbst zum Kinde zu machen, das war das Einzige, was sie vor dem Wahnsinn der Verzweiflung bewahrte. So vergingen die traurigen Jahre ohne Abwechslung, ohne Unterbrechung und zu-

weilen nur bemerkte sie, daß ihre Tochter schnell zu einem schönen Mädchen heranwuchs, während sie selbst sich mit jedem Tage hülfloser und schwächer vorkam.

IV. Kapitel.

Der Bielersee war ein großer, malerischer See, ringsum von Bergen umschlossen, die sich in seinem klaren Wasser wiederspiegelten. Das Wasser war besonders schön, denn es schien sich fortwährend zu verändern. Bei dem frühen Morgendämmern, wenn die Sonne aufging, sah es aus wie eine Masse geschmolzenen Goldes; später, wenn der Himmel sich ihm an die Brust zu werfen schien, war es eine blaue Fläche; dann, wenn die Sonne im Westen niederging, war das Wasser purpurroth mit eigenthümlich goldenen, schimmernden Streiflichtern darauf. In der ganzen herrlichen Gegend gab es vielleicht keinen schöneren See als den Bieler. Die Hügel schlossen den See vollständig ein, sie bildeten eine Kette um ihn, und zwischen zwei von diesen lag eine schmale, dunkle Lichtung. Ueberschritt man sie, so kam man an den Meierhof von Ellernau. Von dem Gipfel der rothen Hügel aus konnte man das ferne Meer sehen, auch die großen, sich weithin ausdehnenden Sümpfe, die fernen Berge, die dichten, dunkeln, stillen Wälder, in denen nur der Gesang der Vögel und das Schwirren ihrer Flügel das tiefe Schweigen unterbrach. Es war ein vollkommen schöner und vollkommen einsamer Fleck. Manchmal, doch selten sah man auch einen Adler die Flügel ausbreiten und sich in die kühle Luft emporschwingen, die von Norden herwehte. Außer dem Meierhof befand sich keines Menschen Wohnung in der Nähe. Die Stadt Wintersbach lag über eine Meile von dem See entfernt, dessen Schönheit nichts weniger als weithin bekannt war. Die ganze Gegend war eine wunderbar schöne, malerische Einsamkeit.

Doch selbst diese Einsamkeit besaß ihre Königin — eine schöne, liebliche Königin, welche die Schönheit ihres Besitzthums hoch zu würdigen verstand — eine Königin, welche damit zufrieden schien, zu leben und zu sterben, ohne deren Grenze zu überschreiten.

Es war ein prächtiger Morgen. Reiches, gelbes Licht lag über dem See, goldener Nebel überstrahlte die Hügel, der lange Streif des fernen Meeres leuchtete hell in der Sonne, die Bienen summten über der rothen Haide, die Wasserlilien leuchteten in der Sonne; die Luft erfüllte balsamischer Duft, die erste, milde Morgenfrische lächelte über dem Lande. An einem Baumstumpf, der dicht am Rande des Wassers stand, war ein kleines Boot befestigt.

Durch die süß duftende Stille des Sommermorgens tönte eine leise Melodie. Sie kam von einer klaren, volltönenden Mädchenstimme, in der eine Leidenschaft zitterte, als ob sich eine gefangene Seele in den Tönen Luft machen wollte. Die Töne drangen hell und weich aus der dunkeln Lichtung zwischen den Hügeln heraus.

Jetzt trat die Sängerin aus der Dunkelheit der Bergschlucht in das volle Sonnenlicht. Sie sah aus wie die Königin von Berg und See. Es war Adelheid von Helbing, nicht mehr ein Kind, sondern ein Mädchen, die ein stolzes, herrliches Weib zu werden versprach, ein Mädchen von seltener Lieblichkeit.

Sie war groß und schlank vom schönsten Ebenmaß und voll blühender Gesundheit; die runden, wohlgeformten Arme waren stark und kräftig. Frische Luft, viel Bewegung und zeitiges Aufstehen hatten ihr Gesundheit und Kraft verliehen. Strahlend, frei und offen, mit königlicher Anmuth und Haltung,

Harmonie in jeder Bewegung, schritt Adelheid von Helbing über die Haide und sang dabei ein altes Volkslied.

Das Mädchen ging zu dem Kahne, löste ihn von dem Baumstamm los, sprang hinein, nahm die Ruder zur Hand und ruderte schnell durch das blaue Wasser des Sees.

Adelheids Gesicht war von bezaubernder Schönheit. Es war sanft und stolz zugleich mit dunkeln Augen, in denen Leidenschaft und Feuer verschleiert ruhten, strahlenden Augen mit seltsam lieblicher Tiefe, langen, seidenen Wimpern und geraden Brauen — Augen, so dunkel, daß sie prächtig mit der hellen, zarten Farbe ihres Gesichtes und dem wie Sonnenschein leuchtendem Haar contrastirten. Ihre Kleidung war einfach, ja ärmlich, aber sah ungemein graziös aus.

Schnell ruderte sie über den See und schaute nach den dünnen, federgleichen Wasserstrahlen, die von den Rudern herabfielen; als sie das andere Ufer des Sees erreicht hatte, befestigte sie das Boot, nahm ein Buch daraus, welches sie mitgebracht hatte, und setzte sich an dem Abhang des haidebedeckten Hügels nieder. Sie lachte mit der sorglosen Anmuth und Einfalt eines Kindes und sagte:

„Nun bin ich gerade so allein, als ob ich auf einer unbewohnten Insel lebte. Ich bin Fräulein Robinson, nur habe ich mir die Einsamkeit selbst gewählt.“

Sie schlug das Buch auf und fing an zu lesen; die Bienen summten über der Haide, hell glänzende Schmetterlinge schaukelten sich auf den Blüthen, die Sonne schien auf die offenen Blätter ihres Buches. Plötzlich schloß sie es und warf es bei Seite; wie konnte sie lesen, während die Sonnenstrahlen auf dem Wasser des Sees spielten, auf der sich weithin erstreckenden rothen Haide lagen, auf dem Gräsermeer und auf den fernen Hügeln? Adelheid hatte eine Dichterseele. Lebhaft empfänglich für alles Schöne und sich ihm mit leidenschaftlicher Liebe widmend, hatte sie die heitere, schnelle Phantasie, die strahlende, lebhafte, poetische Einbildungskraft ihres Vaters geerbt. Sie schaute sich ringsum und sank dann mit einem Seufzer vollkommener Zufriedenheit auf die Haide zurück.

„Meine Mutter spricht von Gesellschaftszimmern und Boudoirs; aber ich bin überzeugt, daß kein von Menschen gebauter Raum nur halb so schön sein könnte, wie dieser vom Himmel geschaffene Platz. Wer wollte diese rothe Haide für einen Teppich eintauschen, oder diese lange Hügelkette für die Mauern eines Zimmers, welche den blauen Himmel und die frische Luft ausschließen? Manchmal wünsche ich mir, diese Hügel mögen sich zusammenschließen, so daß wir sie nie verlassen könnten.“

Der Ton einer Glocke, der über den See herüber drang, riß sie aus ihren Gedanken. Lächelnd sprang sie von der Haide auf.

Sie ruderte über den See zurück, befestigte das Boot und eilte schnellen Fußes durch die dunkle Bergschlucht. Vor ihr lag der Meierhof. Die dunkeln Augen schauten liebevoll auf das eigenthümlich malerische Gebäude. Ein Theil desselben war eine vollständige Ruine, eine zerbröckelte Masse von Epheu überwucherter Steine. Aus den Spalten in der Mauer wuchsen Nelken heraus, die Steine bedeckte grünes Moos; doch trotz alle dem machte es einen großartigen Eindruck. Es sah aus, wie das verfallene Haus eines edeln Geschlechtes; dort konnte kein Plebejer, kein Parvenü gelebt haben. Der alte, steinerne Thorweg war halb verdeckt von dichten, rothen Schlingpflanzen.

Der Anblick des verfallenen Hauses schien des Mädchens Herz zu erwärmen. Die Blätter der rothen Schlingpflanzen fielen wie ein Regenschauer auf sie herab, als sie durch das verfallene Thor ging. In dem Hofe lag eine zerbrochene Sonnenuhr und in der Mitte desselben stand eine seit langer Zeit trockene Fontaine. Der Verfall und die Zerstörung kümmerten sie nicht; als sie an der zerbrochenen Sonnenuhr vorüberschritt murmelte sie ein paar Worte und wandte den Kopf nach ihr, und dann rief eine Stimme: „Adelheid."

Ein warmes Erröthen — sichtlich der Freude — bedeckte des Mädchens Gesicht.

„Ja, Mama", antwortete sie und der Ton verrieth innige Liebe und Achtung. Schnell eilte sie durch die dunkle Eingangshalle und trat in das einzige bewohnte Zimmer auf dieser Seite des Hauses.

Dort saß Frau von Helbing, die bei ihrem Eintreten aufschaute.

„Es wurde mir einsam ohne Dich, Adelheid. Ich läutete die Glocke, obgleich es noch nicht Essenszeit ist. Das ganze Haus ist finster, wenn Du fort bist."

„Wenn Du doch mit mir hinaus kämest, Mama; bevor Du nur eine Stunde auf der Haide wärest, würdest Du schon alle Deine Sorgen vergessen haben. Sorgen schmelzen im Sonnenschein dahin."

„An Granitfelsen hat die Sonne keine Macht", seufzte Frau von Helbing, „und meine Sorgen sind so dauernd, daß sie hätten in Granit eingegraben werden können. Ich wünschte, mein Kind, ich könnte Dir eine heitere Gesellschaft sein."

Das Mädchen blickte mit heiteren, blitzenden Augen auf und fragte:

„Wann hast Du mich klagen hören, Mama? Ich bin glücklich genug."

„Es ist ein so trauriges Leben für Dich", sagte die Mutter, die reizende Gestalt anschauend.

„Es ist ein herrliches Leben", erklärte Adelheid. „Ich wünschte nur, mein Lieblingsmütterchen, Du wärest halb so glücklich wie ich. Ich liebe dies Leben mit seiner Freiheit, seinem Fernsein von allem menschlichen Treiben. Hier ist kein derartiges Gerede, wie Du mir erzählt hast, daß es die Welt erfüllt, kein eitles Geschwätz. Das nenne ich Leben, Mutter; in Städten voller Menschen leben, das würde ich Tod nennen."

Frau von Helbing sah ihre Tochter besorgt an. Sie streichelte ihr das glänzende Haar und küßte das schöne, stolze Antlitz.

„Adelheid", sprach sie sanft, „weißt Du, manchmal denke ich, ich habe falsch an Dir gehandelt."

„Wieso Mama?" lautete die betroffene Frage.

„Mein Liebling, als ich Rothenberg verließ, war mein Herz gebrochen. Ich verachtete die Welt und Alles was darinnen ist. Ich war schlecht und sagte Böses von Meinesgleichen. Ich dachte grausam von allen Menschen."

„Sie verdienten es", sagte Adelheid. „Sie suchten Dich nicht auf in Deinem Kummer und Deiner Verlassenheit."

„Nein, aber ich war zu voreilig. Ich wünschte, mein Liebling, Du könntest von hier fortgehen und Dir gerechtere Anschauungen von den Menschen erwerben."

„Ich möchte niemals fort von hier", lautete die Antwort. „Es scheint mir, Mama, als ob ich den Stein der Weisen gefunden hätte. Ich bin zufrieden."

„Es mag Dir unrecht erscheinen, Kind, doch ich würde es lieber sehen,

Du wärest weniger zufrieden. Ich wünschte, Du sehntest Dich mehr nach der Welt. Das wäre natürlicher in Deinem Alter."

„Und ich", erklärte Adelheid, „freue mich, daß ich hier eine Welt finden kann. Mama, Cordula's langes Gesicht sagt mir, daß die Suppe kalt wird. Nun werde ich Dir aufwarten und Dich versorgen; wir haben alle möglichen Delicatessen."

Für Adelheid war die einfache häusliche Kost ein üppiges Diner. Sie bediente ihre Mutter, widmete sich ihr und erheiterte sie durch ihr Geplauder. Frau von Helbing vergaß ihre Sorgen und sagte sich, daß sie in der Liebe ihrer schönen Tochter im Grunde doch reicher war, als die meisten Menschen.

Mit dem Schwinden der Jahre schwand Frau von Helbing auch die Hoffnung; sie hatte den Glauben an Freundschaft verloren; außer ihrer Tochter war ihr nichts geblieben, für das sie lebte; und die Schönheit, das Talent, die Anmuth und der klare Verstand der geliebten Tochter waren Alles Quellen noch größeren Kummers für sie. Es war ein zu grausames Geschick, daß dieses begabte Mädchen in Dunkelheit aufwachsen, ungekannt und ungeliebt leben sollte, sie, deren seltene Schönheit einen Palast erhellt und geziert haben würde.

„Ich für meine Person kann es ertragen", rief sie unter leidenschaftlichen Thränen, „mein heißgeliebtes Kind aber kann ich so nicht weiter leben sehen."

Mit Freuden würde sie ihr Leben dahin gegeben haben, hätte sie ihrer Tochter dafür die rechte gesellschaftliche Stellung geben können. Sie überdachte jede Möglichkeit; aber sie fand keinen Ausweg, und die Ueberzeugung, daß ihrer Tochter Schicksal wie ihr eigenes beschlossen seien, nagte an ihr und machte sie von Tag zu Tag elender.

Noch eins war ihr eine Quelle großer Besorgniß. Es erschreckte sie, als sie entdeckte, wie tief ihre Reden und Ansichten in dem Gemüthe ihres Kindes Wurzel geschlagen hatten. Sie hatte rücksichtslos, unbekümmert, bitter gesprochen, ohne sich träumen zu lassen, daß ihre Worte so reiche Früchte tragen würden. Sie erschrak über das Resultat ihrer eigenen Erziehung. Adelheid bildete sich ein, daß sie und ihre Mutter in dem alten Meierhof Ellernau verschanzt wären und mit der ganzen übrigen Welt auf Kriegsfuß ständen; und die Mutter fing an, zu überlegen, wie sie wieder ausreißen könnte, was sie erst eingepflanzt hatte. Doch trotz ihrer Angst hätte sie manchmal lachen mögen über den Abscheu, den Adelheid vor der Welt hegte. Diesen zu beseitigen rieth sie ihr, Weltgeschichte, Biographien und dergleichen zu lesen, das ihre Meinung über Menschen im Allgemeinen läutern sollte. An den Begriff Liebe hatte Adelheid nie einen Gedanken verschwendet. Wenn ihr Jemand vom Heirathen gesprochen haben würde, so würde sie in Entsetzen davor zurückgewichen sein. Sie war eben von anderen Mädchen ganz verschieden.

Frau von Helbing war ihretwegen sehr unglücklich. Sollte es immer so fort gehen? fragte sie sich. Würden sie stets in der Lage bleiben, in der sie sich befanden? Adelheid war jetzt siebzehn Jahre, und reizender, als sie je ein Mädchen gesehen. Sie besaß die ganze, verhängnißvolle Schönheit der Helbings. Sollte sie in Ellernau leben, bis die strahlenden Augen matt und das glänzende Haar grau wurde? „Der Himmel bewahre sie davor! Alles lieber, als das!" meinte die bekümmerte Mutter.

V. Kapitel.

Eine Art trostloser Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Zwölf Jahre waren vergangen, seit sie nach dem einsamen, alten, verfallenen Meierhof gekommen waren. Damals war ihr jede Zufluchtsstätte willkommen gewesen, und sie hatte sich nicht träumen lassen, daß sie so viel lange, stille, einförmige Jahre in Ellernau zubringen würde. Sie hatte es als ein Asyl betrachtet, in das sie sich auf kurze Zeit zurückziehen konnte, bis sich ihre Freunde um sie sammeln würden, und Diejenigen, welchen ihr Mann geholfen und Freundschaftsdienste erwiesen hatte, würden sich nun sicherlich erkenntlich zeigen und sie unterstützen. Viele Jahre waren vergangen, aber die Hülfe war nicht gekommen; Sommersonnen waren aufgegangen und wieder nieder; Herbstmonde hatten über der rothen Haide und den schwarzen Sümpfen geleuchtet; Frühling und Winter waren vorübergezogen, die Planeten hatten ihren Kreislauf vollendet, der Schnee und die Blumen waren gekommen und gegangen, die ganze Natur hatte sich verwandelt, große Königreiche hatten sich bekriegt, Könige waren gestorben — auf dem Meierhof Ellernau aber hatte sich nichts verändert.

Frau von Helbing hatte sich der Erziehung ihrer Tochter gewidmet; ohne das würde sie das Leben schon längst nicht mehr ertragen haben. Ihre Beschäftigung interessirte sie, regte sie an, denn Adelheid war wunderbar begabt und lernte freudig Alles, was sie ihre Mutter lehren konnte. Frau von Helbing sprach ein gutes Französisch und Italienisch; Adelheid überholte sie bald. Eine große Ausgabe hatte sich ihre Mutter gestattet. Sie ließ nämlich aus Wintersbach ein Clavier und einen großen Kasten voll Noten, die sie für die Ausbildung ihrer Tochter für nöthig befand, kommen. Das Einkommen eines halben Jahres fiel dem Ankauf dieser Luxusgegenstände zum Opfer, aber Mutter und Tochter lebten bei schmaler Kost vergnügt weiter.

Das Clavier war ihnen seinen Preis werth. Adelheid konnte spielen und singen; ihre Stimme war klar, rein, lieblich und voller Harmonie. Die Noten hatte sie bald bemeistert, in der Weltgeschichte war sie sehr bewandert, von Schiller und Goethe konnte sie ganze Seiten auswendig.

Zeitweise kam auch der Pfarrer des Kirchspiels zu ihnen, da sie die Kirche dort nicht besuchen konnten, denn zum Gehen war es zu weit und Fahren oder Reiten konnten sie nicht. Diesen Besuchen sahen sie stets als der einzigen Unterbrechung in der Einförmigkeit ihres Lebens entgegen. Pastor Stöber war aber nicht gerade sehr interessant. Er sprach von dem See und den Bergen, den Fischen und den Aussichten auf die Birkhühner, und schloß seinen Besuch mit einem gutgewählten Kapitel aus der Bibel und einem langen, unvorbereiteten Gebet, das er die Religionsstunde nannte.

„Das also ist einer jener Menschen“ sagte Adelheid, wenn der Pastor fort war, „von denen Mama spricht, als seien sie Wesen höhern Geistes und höhern Verstandes! Ich halte nicht viel von ihm. Mama selbst ist doppelt so klug. Ich würde mir nichts daraus machen, mehr solche Menschen zu sehen und zu hören. Natürlich bin ich böse und schlecht, wie Cordula sagt; aber ich spüre mehr Lust, den Pastor auszulachen, als von ihm zu lernen. Der kleine, kurze, dicke Herr würde niemals wie Horatius Cocles auf der Brücke gestanden haben. Ich möchte wissen, ob ich überhaupt einmal einem Manne begegne, der im Stande wäre, zu thun, was Horatius Cocles gethan hat, der in meinen Augen tapfer, groß, edel und gut ist? Wenn ich einen solchen finde, will ich ihn hoch verehren“.

Von der Zeit an schaffte sie sich eine Art von Ideal, einen Helden, der die Tapferkeit des Horatius Cocles, die Ritterlichkeit Bayard's und den Muth des Richard Löwenherz in sich vereinigte, einen Helden, dessen Auge furchtlos in die Welt blickte; und sie sagte sich, daß, wenn sie jemals einem solchen Manne begegnen würde, sie ihm ihre Huldigung darbringen wollte.

Frau von Helbing war es, als ob die Tage immer länger und unerträglicher würden. Wie dürstete sie nach der Außenwelt, der Welt, die ihr die Hügelkette verbarg! Wie sehnte sie sich nach dem Anblick menschlicher Gesichter, dem Ton menschlicher Stimmen!

„Ich bin wie in Fesseln geschlagen", sprach sie zu sich — „wenn der Morgen graut, sehne ich mich nach der Nacht, wenn die Nacht hereinbricht, sehne ich mich nach dem Morgen. Jede Zeit ist mir lästig geworden; ohne Adelheid würde ich mich niederlegen und nie wieder aufstehen."

Es war ein düsterer Regentag. Die Gipfel der hohen Berge waren in Nebel gehüllt, in hängenden, dampfenden Nebel. Die Farbe des Haidekrauts sah aus wie verwaschen; von den Bäumen tropfte es; die Mauern des Meierhofes waren selbst innerlich feucht. In Verzweiflung schaute Frau von Helbing um sich.

„Wo ist meine Tochter?" fragte sie Cordula, deren Laune durch den anhaltenden Regen auf eine harte Probe gestellt wurde.

Die Antwort lautete, das Fräulein sei in ihr Umschlagetuch gehüllt an den See hinunter gegangen; „und", fügte Cordula hinzu, „ich kann nicht begreifen, daß sie sich nicht schon längst zum Tode erkältet hat."

Frau von Helbing wandte sich verstimmt ab. Sie trat an das Fenster und beobachtete, wie der Regen auf die zerbrochene Sonnenuhr und den verfallenen Springbrunnen niederfiel. Wie traurig und trostlos war Alles, wie unsagbar elend! Sie hob den Blick zu den grauen Wolken empor, hinter denen sich der heitere, blaue Himmel verbarg.

„O Karl", stöhnte sie, „wie konntest Du mich allein lassen? Laß mich zu Dir kommen, denn mein Herz ist krank und ich bin müde!"

Eine eigenthümliche Dunkelheit fiel über ihre Augen, eine eigenthümliche Betäubung beschlich ihre Glieder. Angstvoll schrie sie auf, doch Niemand hörte sie, und sie fiel zum ersten Mal in ihrem Leben in eine tiefe Ohnmacht.

Niemand wußte, wie lange sie dort gelegen hatte. Als Cordula in das Zimmer trat, fand sie sie am Boden liegen und hielt sie eine Zeit lang für todt. Die treue Dienerin beweinte die unglückliche Herrin. Sie hob sie auf und strich ihr das weiche Haar aus der bleichen Stirn. Es war kein eau de Cologne, keine starke Essenz da, mit deren Hülfe sie sie wieder zum Bewußtsein hätte bringen können. Sie hielt sie, bis sich ihre Augen wieder öffneten.

„Ich bin froh", sprach die treue Dienerin, „daß das Fräulein nicht hier war; sie würde sich zu Tode erschreckt haben. Nun müssen Sie mich aber anhören, gnädige Frau. Das kann nicht so fortgehen. Sie sterben noch aus Mangel am Nöthigsten. Sie müssen mir Geld geben, gnädige Frau, und mich in Wintersbach eine Flasche Wein dafür kaufen lassen."

„Ich kann es nicht", erwiederte die Frau von Helbing „ich habe dazu Nichts übrig, Cordula."

„Es muß erübrigt werden", sagte die ehrliche Dienerin. „Der Himmel ist sehr gut, gnädige Frau, es wird gewiß bald anders werden, und Ihrer Tochter wegen müssen Sie sich bis dahin erhalten. Lassen Sie mich nach dem Wein gehen, sobald Fräulein Adelheid zurückkommt."

Adelheid bekam einen furchtbaren Schreck, als sie von ihrer Mutter Erkrankung hörte.

„Natürlich muß sie den Wein haben, Cordula, Du hast ganz recht. Geh sogleich und hole ihn; ich werde bei Mama bleiben. Ach, jetzt erkenne ich den Werth des Geldes; die Welt ist Nichts ohne dasselbe!"

Keine von ihnen ahnte, daß sich mit dem Einkauf jener Flasche Wein ihre ganze Zukunft umgestalten würde.

VII. Kapitel.

Am folgenden Tage hörte es auf zu regnen, der Himmel klärte sich, der Nebel war von den Bergen gewichen, die Sonne strahlte in goldener Pracht; der reiche Duft des Haidekrautes erfüllte die Luft und die Vögel hatten sich wieder herausgewagt. Die Kranke fühlte sich wohler. Der Wein hatte ihr gut gethan; sie seufzte, als sie ihn trank und dabei ihres Mannes verschwenderischer Gastfreiheit gedachte, und wie wenig er es sich hatte träumen lassen, daß sein theures, geliebtes Weib jetzt großen Mangel leiden würde. Die Flasche war in eine Zeitung eingewickelt gewesen, und als Frau von Helbing auf dem kleinen harten Sopha lag, fiel ihr Blick auf das gedruckte Blatt. Es war eine Nummer der Kölnischen Zeitung. Sie las eifrig daraus, denn eine Zeitung war auf dem Meierhof eine Seltenheit.

Plötzlich erhob sie sich mit einem leisen, überraschten Schrei von ihrem Sopha und trat näher an das Fenster, als ob ihr das Licht helfen sollte, zu verstehen. Sie las, las wieder und sank athemlos vor Erstaunen auf den Stuhl nieder. Die Worte, welche sie so tief bewegten, lauteten folgendermaßen:

„Man bittet um Auskunft über den jetzigen Aufenthalt der Frau von Helbing, Wittwe des Rittmeisters Karl von Helbing auf Rothenberg. Da der Einsender Deutschland vergeblich nach dieser Dame durchsucht hat, würde er Jedem dankbar sein, der ihm im Auffinden derselben behülflich sein könnte."

Frau von Helbing legte das Blatt nieder und nahm es wieder auf. Was konnte diese Anzeige bedeuten? Wer konnte sie möglicherweise brauchen?

Unter all den Freunden ihres Mannes befand sich nicht einer, der sich die Mühe nahm, in ein paar Zeilen ihren Aufenthalt mitzutheilen! Wie viel Leser der Kölnischen Zeitung kannten sie und wußten, wo sie war? Wie viel hätten bis jetzt schon schreiben und ihre Adresse angeben können?

Sie sah nach der Adresse: B. H. per Adr. Herren Günther und Schmidt, Berlin, Leipziger Straße 244.

Sie überlegte wieder und sagte sich, daß der Aufruf doch vielleicht aus einem andern Grunde, als ihres Mannes Schulden ergangen sei, — er konnte von Jemand ausgehen, der gern zurückzahlen wollte, was ihm ihr Mann geliehen oder geschenkt hatte — vielleicht Geld genug, um die Beschwerden, der sie und ihre Tochter sich unterziehen mußten, zu verringern. Das Herz klopfte ihr so beklommen bei dem Gedanken, daß sie es kaum zu ertragen vermochte.

„Ich werde den Aufruf selbst beantworten", dachte sie, „und Adelheid nichts davon sagen, damit sie einer vielleicht bittern Enttäuschung entgeht."

Der Brief war kurz und lautete:

„Frau und Tochter des Rittmeisters von Helbing leben in größter Armuth in dem Meierhof Ellernau bei Wintersbach in der Provinz H. Frau von

Helbing, welche diese Zeilen schreibt, wird sich freuen, von einem Freunde zu hören."

Sie adressirte ihn und schickte Cordula damit auf die Post nach Wintersbach. Zu Adelheid erwähnte sie die Sache mit keinem Worte. Nichts ist, wie sie aus Erfahrung wußte, so schmerzlich wie die Ungewißheit. Wie sie dieselbe ertrug vermochte sie in späteren Jahren nicht zu sagen. Sie rechnete sich aus, wie bald ihr Brief eintreffen und beantwortet sein könne; und als zu der gedachten Zeit keine Antwort erschien, fing sie an unruhig zu werden. Unter diesem oder jenem Vorwand schickte sie Cordula täglich nach Wintersbach und ließ sie stets auf der Post nachfragen, aber es war kein Brief da. Sie schickte der Post eine schriftliche Anweisung, daß, wenn ein Brief für sie ankomme, er direct nach dem Meierhof geschickt werden solle, möge es kosten was es wolle. Doch die Tage vergingen und es kam kein Brief.

„Mama", fragte Adelheid eines Tages, „warum siehst Du immer zum Fenster hinaus? Ich weiß doch, daß Du keine Gäste erwartest. Ein Gast würde große Aufregung in Ellernau verursachen. Wir sind nun zwölf Jahre hier, Mama, und haben noch nie Besuch bei uns gesehen."

„Du vergissest Pastor Stöber", sagte Frau von Helbing, deren Augen nicht von dem alten Steinthor mit den üppigen, rothen Blumen wichen.

„Ja, ihn hatte ich ganz vergessen. Aber sage mir, Mama, wen oder was erwartest Du?"

Ihre Mutter konnte ein leises Erröthen, das ihr in die Wangen stieg, nicht zurückhalten, und Adelheid lachte.

„Ich glaube, da steckt eine Verschwörung dahinter. Erwartest Du Besuch, Mama?"

„Nein", entgegnete Jene, „gewiß nicht."

Adelheid setzte sich an das Clavier, die Sonnenstrahlen fielen auf ihr schönes, stolzes, liebliches Gesicht. Sie hatte die ersten Tacte einer anscheinend sehr schönen Melodie gespielt, als sich das Rollen eines Wagens vernehmen ließ.

Frau von Helbing wurde blaß. War es — konnte es endlich die Antwort auf ihren Brief sein?

„Ein Wagen, Adelheid", rief sie aus.

So vertieft diese auch in ihre Musik war, brach sie doch verwundert über das ungewöhnliche Geräusch ab.

„Ein Wagen!" wiederholte sie. „Ach Mama, es wird Johann mit seinem Milchkarren sein; gewiß hat er sich um einen Tag geirrt. Wer sollte sonst mit einem Wagen hierher kommen?"

Dann blickten beide Damen schweigend und aufs Höchste betroffen einander an. Sie vernahmen den Klang einer männlichen Stimme, einer tiefen Baßstimme, welche mit Cordula sprach.

„Adelheid", sagte Frau von Helbing feierlich, „es ist ein Mann." Sie war bis in die Lippen erbleicht.

Adelheid lachte; sie konnte sich nicht helfen.

Allen Vermuthungen wurde bald ein Ende gemacht, denn Cordula öffnete in höchster Aufregung die Thür und rief:

„Gnädige Frau, so etwas ist während der ganzen zwölf Jahre nicht vorgekommen, — ein Herr ist da, der Sie zu sehen wünscht!"

Ihre gesellschaftliche Bildung kam jetzt Frau von Helbing zu Statten; sie bemeisterte ihre Erregung und sprach ruhig:

„Führe den Herrn herein, Cordula. Hat er Dir keine Karte gegeben?"

„Nein, gar nichts“, antwortete Cordula.

„Ich bin so frei, dieser guten Frau, die fast den Kopf verloren zu haben scheint, auf dem Fuße zu folgen“, sprach die tiefe Baßstimme; und als Frau von Helbing aufsah, erblickte sie einen großen, mageren, ältlichen Herrn, mit grauem Schnurrbart und grauem Haar, mit harten, kalten, entschlossenen Zügen, und doch einem gewissen Etwas in dem Gesicht, das ihr das Herz heftig schlagen machte, sie wußte selbst nicht, warum.

Er stand in der Thür und verneigte sich ehrerbietig, doch mit einem forschenden, scharfen, durchdringenden Blick, der Alles in sich aufzunehmen schien. Wäre er in demselben Augenblicke gefragt worden, so hätte er die Farbe von Augen, Haar und Kleidung der Damen genau angeben können.

„Bitte, treten Sie näher, mein Herr“, sagte Frau von Helbing mit altmodischer Verbeugung und Grazie.

Der Fremde trat, den Hut in der Hand und sich verbeugend, näher.

„Ich habe doch die Ehre, Frau von Helbing, die Witwe des Rittmeisters von Helbing auf Rothenberg vor mir zu haben?“

„Genau die Worte des Inserats!“ dachte die Angeredete und wurde noch bleicher. Mit ruhiger Würde entgegnete sie: „Ich bin die Gesuchte, mein Herr.“

Dann blickte er auf das schöne Mädchen, sah in das reizende, bezaubernde Antlitz und ein seltsames Feuer leuchtete in seinen Augen.

„Es ist ein Helbinggesicht“, sagte er leise, „ein wahres Helbinggesicht.“

„Meine Tochter“, stellte die Mutter vor, „mein einziges Kind — Adelheid.“

„Ganz recht. Ich bin in der That sehr glücklich, Sie zu sehen, Frau von Helbing, und möchte wissen, ob Sie wohl errathen, wer ich bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit sechs Monaten nach Ihnen suche.“

„Seit sechs Monaten?“ fragte Adelheid.

„Ja“, entgegnete er. „Können Sie errathen, wer ich bin?“

„Nein“, lautete die verwunderte Antwort.

„Haben Sie starke Nerven?“ fragte er. „Sind Sie zu Ohnmacht, Krämpfen oder sonst etwas der Art geneigt?“

„Nein“, antwortete Adelheid ernst.

„Desto besser, denn ich weiß, daß ich Sie überraschen werde. Ich bin Benno von Helbing, von dem man glaubte, er sei vor langen Jahren ertrunken — Benno der Linkische, Ungeschickte, Unglückliche, der Taugenichts — Benno, der Schandfleck in der Familie — Benno, um den sich außer seinem Bruder Karl Niemand kümmerte. Und jetzt bin ich Benno, der Millionär. Haben Sie ein freundliches Wort für mich?“

Die Witwe war die Erste, welche daß tiefe Schweigen brach, das über der kleinen Gruppe lag. Sie hob das entfärbte Antlitz zu ihm auf und sagte:

„Liegt hier auch kein Irrthum vor? Mein Mann sagte mir stets, sein Bruder Benno sei todt.“

„Ich bin ganz lebendig“, war die schnelle Entgegnung. „Sagen Sie, gnädige Frau, wie sprach Ihr Mann von seinem Bruder, freundlich oder unfreundlich?“

„Stets freundlich; aber Benno ertrank in der See.“

„Benno machte es klüger, gnädige Frau. Andere Jungen wären an seiner Stelle wahrscheinlich ertrunken, Benno aber wußte sich zu helfen. Ihr Mann sagte Ihnen vielleicht, wie häßlich und unangenehm ich war, wie ganz anders als die übrigen Glieder des liebenswürdigen Geschlechtes der Helbing.“

Frau von Helbing erröthete, da sie nicht sagen wollte, was unfreundlich klingen würde. Benno lachte.

„Sie wollen mich nicht verletzen. Das Ritzen einer Nadel schmerzt nicht, wo selbst ein Schwerthieb nicht mehr zu verwunden vermag. Zu Hause liebte man mich nicht — Niemand, außer Karl; und da ich wußte, daß sie mich nicht liebten, war es mir gleichgültig, daß sie mich widerspenstig fanden. Sagte das mein Bruder nicht?"

„Ja", antwortete Frau von Helbing, da sie fühlte, daß sie etwas erwiedern mußte.

„Das dachte ich mir", sagte er mit triumphirendem Lachen. „Gut, mag ich also widerspenstig und ungeschickt gewesen sein, ich rettete mich doch, wo Andere, vielleicht Liebenswürdigere ertranken. Sie können fest überzeugt sein, daß ich Karls Bruder bin, sonst würde ich Sie nicht aufgesucht haben. Doch ich will Ihnen mit wenig Worten sagen, wie ich gerettet wurde. Als die Germania unterging, sanken die meisten der sich an Bord Befindenden mit zu Grunde, ich schwamm fort von dem Schiff, und da ich ein vorzüglicher Schwimmer bin, gelang es mir, mich über Wasser zu halten, bis mich ein englisches, nach auswärts bestimmtes Schiff rettete. Ich ging mit diesem nach China und trug kein Verlangen wieder nach Hause zurückzukehren. In Rothenberg kümmerte sich Niemand um mich und ich wußte, daß mein Vermögen Karl von großem Nutzen sein würde." Eine halbe Minute lang bebte seine Stimme; dann fuhr er fort: „Ich ließ sie Alle in dem Wahne, ich sei todt. Was macht es auch aus? Ich würde, dachte ich, doch weder die Heimat noch irgend Eins von ihnen wiedersehen. Nun, Schwägerin, schauen Sie mich an und sagen Sie — glauben Sie, daß ich Ihres Mannes Bruder bin?"

„Ich glaube es, Mama", sagte Adelheid mit klarer Stimme. „Ich erkenne die Helbingschen Züge in des Herrn Gesicht."

„Ich danke Ihnen", sagte Benno. „Das ist das erste Compliment, was mir über persönliche Schönheit gemacht wird."

„Sie haben einen gewissen Zug der Helbings, ohne deren Schönheit zu besitzen", sagte Adelheid offen.

Benno lachte, seine Schwägerin schaute besorgt drein.

„Reden Sie, Schwägerin", fuhr er fort, „glauben Sie meiner Erzählung? Glauben Sie, daß ich Ihres Mannes Bruder bin?"

Die Witwe blickte ihn lange forschend an und sprach dann in leisem Ton: „Ich glaube es und heiße Sie willkommen in der Heimat."

Dabei streckte sie ihm beide Hände zur Begrüßung entgegen. Er küßte sie und sah hocherfreut aus.

„Ich danke Ihnen. Das sind die ersten Worte des Willkommens, die ich in meinem Leben höre, und ich bin glücklich, daß sie von meiner Schwägerin kommen. Nun lassen Sie mich auch mit meiner Nichte Freundschaft schließen." Er hielt Adelheid die Hände hin, welche die ihren schüchtern hineinlegte.

„Du küssest mich nicht", sagte er, „und ich bin doch Dein Onkel?"

„Ich habe außer Mama noch Niemand geküßt", erwiederte sie schnell.

„Dann wird es die höchste Zeit damit anzufangen", sagte Benno, indem er einen Kuß auf das schöne, erröthende Gesicht drückte. „Was hast Du mir zu sagen, Adelheid?"

„Willkommen in der Heimat rufe ich Ihnen zu", antwortete das junge

Mädchen mit so höflicher, würdevoller Anmuth, daß ihr Onkel ganz entzückt war.

„Habe Dank. Wir werden gute Freunde werden", sagte er freundlich.

Adelheid aber dachte, daß es nahezu unmöglich sei, daß sie mit einem Mann, und wäre es selbst ihres Vaters Bruder, gut Freund sein könne.

„Darf ich mich nun hier heimisch fühlen?" fragte Benno und blickte plötzlich zu Frau von Helbing hinüber. „Ich habe Sie erschreckt. Sie zittern, sind ganz blaß. Ich bin zu hastig gewesen, Sie müssen mir verzeihen."

Er führte seine Schwägerin zu dem kleinen Sopha am Fenster und ließ sie sich darauf niederlegen.

„Ich kann es noch immer nicht fassen", sprach sie. „Wir waren so lange einsam und verlassen; und nun haben wir einen Freund gefunden."

„Einen wahren Freund; doch davon wollen wir später reden. Wissen Sie, daß ich tausende von Meilen fern von hier meines Bruders Verheirathung mit Elsa von Werden las, und daß ich mich seitdem danach gesehnt habe, Sie zu sehen? Nun finde ich Sie gerade so wie ich Sie mir vorgestellt habe. Ich bin sehr ungehobelt, aber ich hoffe, daß Sie mich mit der Zeit lieb haben werden!"

„Dem Himmel sei Dank", rief die Witwe, „daß er mich diesen Tag erleben ließ! Mir war entsetzlich bange, daß wir einsam sterben sollten. Ach, ich wage gar nicht auf die Jahre zurückzublicken, in denen ich ohne Hoffnung lebte."

„Sie brauchen nicht einen Tag mehr hier zu bleiben. Ich habe ein Haus in Berlin gekauft. Es ist bereits auf das Behaglichste wie Eleganteste eingerichtet, es ist wirklich eins der schönsten Häuser der Stadt — und zu Ihrem Empfang vollständig bereit."

„In Berlin?" rief Frau von Helbing. „Kaum kann ich es fassen! Endlich, endlich hat der Himmel mein Gebet erhört."

„Eins habe ich mir zur Aufgabe gemacht", sagte Benno, „und das werde ich jetzt ausführen. Ich werde Rothenberg zurückkaufen und es wieder zur Heimat unserer Familie machen; sollte es mich auch den doppelten Preis kosten, als für den es verkauft wurde. Es soll heller als in seiner alten Größe wieder leuchten; ich will dort mit Ihnen und Adelheid leben, Schwägerin."

Als Adelheid das Zimmer verlassen hatte, wandte er sich zu seiner Schwägerin und sagte leise:

„Elsa, Ihre Tochter wird Aufsehen erregen. Ich habe in Amerika die liebreizendsten Frauen gesehen; sie würden erblassen neben ihr. Sie ist das schönste Wesen, das ich je gesehen; doch sie wird schwer zu leiten sein."

„Ja", erwiederte Frau von Helbing; „das habe ich stets vorausgesehen."

Benno von Helbing lächelte.

„Sie müssen sich vorkommen wie eine Taube, die einen Adler in ihrem Nest gefunden hat. Das Mädchen sollte sich gut verheirathen, Elsa. Sie muß sich gut verheirathen mit ihrer Schönheit und meinem Geld. Aber Sie müssen sie mir überlassen. Ich kann sie leiten."

Der schlaue, scharfblickende Geschäftsmann, der sein Lebelang nur darauf bedacht war, Geld zu erwerben, verstand den seltenen Charakter Adelheids besser, als deren sanfte Mutter. Dieser war des Mädchens stolze, stürmische, leidenschaftliche Natur mit ihrer heißen Liebe, ihrem tiefen Haß, den einer

edlen Quelle entspringenden Irrthümern und Fehlern ein Buch mit sieben Siegeln.

Mitte Sommers war es, als Benno seiner Schwägerin schrieb, daß seines Herzens größter Wunsch erfüllt sei. Rothenberg war sein eigen, er hatte es gekauft und keine Mühe gescheut, es zu restauriren und einzurichten. Er hatte es zu einer der prächtigsten Besitzungen gemacht.

„Ihre Rückkehr soll ein Triumph sein“, schrieb er ihr. „Diejenigen, welche Sie vernachlässigten, sollen staunend den Kopf erheben, wenn Sie an ihnen vorübergehen, Diejenigen, welche Sie in der Einsamkeit schmachten ließen sollen umsonst nach der Ehre betteln, von Ihnen gekannt zu sein, Diejenigen, welche sich weigerten, Ihnen zu helfen, sollen wünschen, sie hätten es gethan und sollen nun ihrerseits zu Ihnen kommen und bitten ohne Gehör zu finden. Ich will Sie rächen. Karls Frau und Tochter sollen ihr Eigenthum wieder haben, und ich will mich freuen an Ihrem Erfolg.“

So kehrten Mutter und Tochter im Triumph in ihre alte Heimat zurück. Sie fuhren unter Triumphbogen hindurch, von denen das Wort „Willkommen“ auf sie niederblickte, an einer Volksmenge vorüber, die „Willkommen!“ rief, und von der Einige hinzufügten: „Dem Himmel sei Dank, daß wir unserer gnädigen Frau Gesicht wiedersehen!“ unter den Freudenrufen einer frohen Menge. Selbst die kleinen Kinder hatten Hände voll Blumen gesammelt und streuten sie vor ihnen her. Es war in der That ein königlicher Empfang.

Adelheid wandte sich unter den Klängen der Musik und der Freudenrufe zu ihrer Mutter mit den Worten: „Mama sieh, dort links ist der kleine Hügel, auf dem wir knieten, als sie uns vor Jahren fortschickten. Weißt Du noch, wie Du weintest und betetest? Damals konnten wir uns die heutige Scene nicht vorstellen.“

Frau von Helbing sagte in ihrem milden Herzen: „Gott sei Dank!“ während Adelheid stolz dachte: „Mögen sie von Edelmuth sagen, was sie wollen, im Grunde regiert doch nur Geld die Welt. Mich aber soll es niemals regieren!“

VII. Kapitel.

„Es ist eine große Besitzung, Adelheid“, sagte Benno von Helbing. „Sieh, so weit und breit sich das Land erstreckt, all' jene stolzen Wälder, die üppigen Wiesen, die goldenen Felder, die schönen Häuser, die reichen Pachthöfe, die hübschen Dorfhäuser, Alles gehört zu Rothenberg; die Besitzung ist jetzt größer als in den glänzendsten Tagen unserer Vorfahren.“

Onkel und Nichte waren zusammen auf die Spitze des Schloßthurmes gestiegen und blickten auf die herrliche Landschaft, die wie eine Landkarte vor ihnen ausgebreitet lag, Adelheid mit erglühenden Wangen, Benno mit frohlockendem Feuer in den Augen.

„Es ist eine große Besitzung“, wiederholte er, „und der reichste Theil derselben entzieht sich noch unseren Blicken.“

Fragend schaute sie ihn an; er nickte mit dem Kopfe und lächelte triumphirend.

„Ja, Adelheid, so ist es. Vor vielen Jahren, als ich noch ein träger, sorgloser Knabe war, der die Wälder nach Vogelnestern durchstreifte und verstohlen in verbotenen Flüssen fischte, in jenen Tagen schon sagte ich meinem Vater, daß Kohlen in der Besitzung lägen. Als Knabe hatte ich ein wenig

Geologie studirt. Er lachte mich aus und meinte, ich wäre ein Träumer. So sehe ich nun nicht gerade aus", fügte er mit sarkastischem Lächeln hinzu. „Aber ich hatte Recht mit der Kohle. Sobald Rothenberg mein Eigenthum war, ließ ich einige der geschicktesten Leute kommen und danach bohren, und man fand welche!"

„Ist das Gefundene von Bedeutung?" fragte Adelheid leichthin.

„Ja, von sehr großer Bedeutung, die Du in späteren Jahren zu schätzen wissen wirst. Vorher schon nannte man mich einen Millionär."

„Wenn Du Millionär bist, mußt Du nach den Begriffen der Welt ein sehr glücklicher Mensch sein."

„Warum?" fragte Benno.

„Weil es mir scheint, als halte sie Geld für den Anfang und das Ende, den Höhepunct und die Quelle alles Glückes."

„Nicht alle Menschen denken so", sagte er ruhig. „Im Allgemeinen hast Du Recht, Adelheid, aber es giebt auch Menschen, die Ehre und Edelmuth dem Gelde vorziehen. Indessen wird Dich das Auffinden der Kohle auf Deiner Besitzung zu einer der reichsten Erbinnen machen."

Er sah sie forschend an. Kein triumphirendes Erröthen trat auf ihr Gesicht, kein frohlockender Strahl leuchtete in ihrem Auge; die Macht des Geldes ließ sie sichtlich kalt. Ihr Antlitz, das so schön war in seinem stolzen Adel, drückte nur Verwunderung aus, als sie es zu ihm erhob.

„Warum bin ich überhaupt eine Erbin, Onkel?"

Mit stolzem Lächeln blickte er zu ihr nieder.

„Du bist die Letzte unserer Familie, Adelheid, es ist Niemand weiter da, der mein großes Vermögen und diese große Besitzung erben könnte, als Du."

Sie schien etwas verlegen.

„Aber Onkel, Du könntest heirathen, könntest selbst Kinder haben. Warum redest Du, als ob das Leben für Dich zu Ende wäre?"

Ein schmerzlicher Zug überflog sein Gesicht und heiser antwortete er:

„Liebe und Ehe sind Dinge, die nicht für mich sind. Wenn Du mich ansiehst, Adelheid, würdest Du nicht glauben, daß mich ein Weib verrieth; würdest niemals glauben, daß ich, Benno von Helbing, der Millionär, der Mann, welcher sich sein Geld geschaffen hat und es liebt, einst ein Weib mehr geliebt habe, als mein Herzblut, Du würdest es nicht glauben."

„Nein", sprach sie sanft, „das würde ich nicht glauben."

„Und doch ist es so. Ich trage den Namen der Helbing, aber nicht ihre verhängnißvolle Schönheit; ich besitze nicht den Reiz und den Zauber, der die Männer und Frauen unserer Familie unwiderstehlich macht. Ich bin schlicht, streng und kalt. Doch es gab ein warmes Gefühl in meinem Leben, einen feurigen Funken unter dem Schnee, eine Alles verzehrende Leidenschaft, die wie ein Sturm verging und Vernichtung und Verzweiflung zurückließ. Jetzt spreche ich Dir kalt davon, ich sage mir selbst, o Narr, wie konntest Du die ganze Liebe eines Lebens an ein Weib verschwenden! Ich habe es gethan!"

„Mein armer Onkel!" sagte Adelheid mitleidig.

Es war das erste Mal, daß sie mit menschlicher Leidenschaft in Berührung kam, und es durchzitterte sie mit Ehrfurcht und Staunen. Menschliche Liebe, die eines harten Mannes Gesicht elend machte und abzehrte, die sein

Haar ergraute und seinen Augen den Glanz raubte, war wunderbarer noch als die Liebe der Dichter.

„Mein armer Onkel“, wiederholte sie mit sanft tönender Stimme.

Er trat stolz einen Schritt zurück.

„Du brauchst mich nicht zu bedauern. Ich lebte mein Leben, gab mich der Liebe hin und erntete deren Früchte. Ich machte keinen schlechten Tausch, als ich das Strahlen eines Frauenauges für das Leuchten des Goldes hingab, das Weib verräth, Gold ist treu. Ich brauche kein Mitleid, ich habe mich selbst nicht einmal bemitleidet. Wie konnte ich, häßlich von Gesicht, ungeschickt in der Rede, aller Liebenswürdigkeit baar — wie konnte ich hoffen, mir das Herz eines Weibes zu bewahren, selbst nachdem ich es mir gewonnen hatte? Und doch wurde ich, der jetzt so kalt spricht, einst wahnsinnig. Ich verbrachte Tage und Nächte in einer Qual, die Du nicht zu fassen vermagst, ich wurde wahnsinnig. Ach, Kind, reden wir nicht davon! Wenn Du einmal denkst, ich sei kälter, härter, strenger im Herzen und in der Rede als andere Menschen, so bedenke, daß ich viel gelitten habe, daß mir eine weiche Frauenhand einen Schlag gegeben hat, der mir all' meinen Glauben, meine Hoffnung und meine Jugend erschlug.“

„Heirathetest Du eine Frau, Onkel, die Dich nicht liebte?“ fragte sie ruhig.

„Frage nicht, Adelheid, ich kann Dir nicht mehr sagen, glaube mir, daß Du meine Erbin bist, daß ich niemals heirathen werde, niemals heirathen kann, daß Alles, was ich in dieser Welt besitze, Dir zufällt, Du bist meine Erbin.“

Schweigend stand sie da und beobachtete von der Spitze des Schloßthurmes aus, wie die Sonne hell und klar über dem Lande zu ihren Füßen lag, wie die Vögel von Baum zu Baum flogen, wie sich die Zweige im Wind bewegten. Die Sonne schien voll auf ihr schönes Antlitz. Langsam wandte sie sich zu Benno von Helbing und sagte:

„Onkel, ich frage nicht viel nach Geld, Mama hingegen fühlte die Armuth als das Drückendste in ihrer Abgeschiedenheit. Ich grämte mich nicht darum, mich schmerzte es nicht.“

„Das überrascht mich nicht, Kind. Du verstehst es nicht; Du hast die Macht des Geldes noch nicht kennen gelernt.“

„Diese Macht muß ihre Grenzen haben“, entgegnete sie; und als er ihr ernst in das edle Gesicht blickte, wußte er, was sie am stärksten beeinflussen würde.

„Adelheid“, sagte er, „wenn Dir Jemand einen Edelstein von großem Werthe in die Hand gäbe und Dich bäte, ihn aufzuheben, Du würdest ihn sorgfältig hüten, nicht wahr?“

„Ja, gewiß, das würde ich!“ erwiederte sie, und der feste, ernste Ton ihrer Stimme erfüllte sein Herz mit Hoffnung. Er erfaßte ihre beiden Hände und sagte:

„Ich stehe im Begriff, gerade das zu thun. Diese Deine so warmen, weichen, weißen Hände müssen fortan die ganze Ehre, den Ruf und die Zukunft Deiner Familie halten. Das alte, große Geschlecht der Helbing muß in Dir weiter leben. Willst Du dieses Pfand annehmen?“

Sie fuhr ein wenig zurück, das schöne Gesicht erbleichte.

„Das ist zu viel von mir verlangt, Onkel!' entgegnete sie.

„Es ist nicht zuviel für Dich“, sagte er ernst. „Ich habe einige Tage

gewartet, um mit Dir zu reden, Dir zu sagen, daß Dein Schicksal nicht ganz so ist, wie das anderer Mädchen. Du bist schöner, wirst reicher sein, wirst also auch größere Verantwortlichkeit haben. Die meisten Frauen Deines Ranges haben wenig mehr zu thun, als sich zu amüsiren. Du darfst nicht an Dich denken, Adelheid. Du mußt Deiner Mission leben, gerade so, wie eine gute, edle Königin ihrem Lande lebt; den Ruhm Deiner Familie ihre ganze Größe wieder aufzurichten, muß die Aufgabe Deines Lebens sein. Du mußt leben, sprechen, denken, handeln, Pläne machen, heirathen, Alles zum Ruhme Deiner Familie. Willst Du das, Adelheid?"

„Ich will es", antwortete sie und strahlendes Feuer leuchtete aus ihrem Gesicht als sie sprach.

„Wenn die Leute nach vielen Jahren die Urkunden Deiner Familie, die Annalen der Helbings lesen, so laß sie sagen, daß die Familie, die König und Reich stets treu gedient hat, unter Adelheid von Helbing mehr als ihre alte Macht wiedererlangt. Ich habe diesem Zweck mein Leben geweiht", sprach er, „nun mußt Du ihm das Deine weihen. Ich habe Alles daran gesetzt, ein Vermögen zu erringen und ich habe es errungen, habe Alles daran gesetzt, Rothenberg wiederzugewinnen, es ist mein. Setze Du Alles an den einen, großen Zweck Deines Lebens und weiche niemals davon ab. Zeige, daß in uns das alte Feuer brennt, daß der alte Geist noch lebt, nicht erloschen ist, daß die Tochter meines Bruders den Geist, die Energie, den Muth, die Geduld besitzt, Alles zurückzuerobern, was Dein Vater in der Sorglosigkeit seiner Großmuth verlor. Willst Du es versuchen?"

„Ja, Onkel, das will ich", entgegnete sie.

„Wer in diesen entarteten Zeiten zu irgend welchem Ziele gelangen will, muß mit unerbittlichem Ernst an das Werk gehen. Auch Du mußt das. Mag kommen was will, Du mußt stets zu Dir sprechen: zuerst Rothenberg, zuerst die Helbings, alles Andere muß ihnen nachstehen!"

„So sei es", sprach sie mit einfachem Ernst. „Ich werde mein Leben mehr lieben, wenn ich es Anderen weihe, als wenn ich es gänzlich meinen eigenen Interessen widmete."

Sie ahnte damals nicht, wozu sie diese Worte verpflichteten.

(Fortsetzung folgt.)

Ballvergnügen in alter Zeit.

Ein Culturbild von **C. Bentlage.**

Haben Sie schon, verehrte Damen, einmal einen flüchtigen Gedanken darauf gerichtet, woher die Bezeichnung Ihres liebsten Vergnügens, des „Balles", kommt? Es ist mindestens zweifelhaft. Woher wird auch der Ausdruck kommen? — Natürlich aus dem Französischen, natürlich! — Unhöflich müssen wir widersprechen und uns zu bemerken erlauben, daß der Franzmann das Wort aus der altdeutschen Sprache, wie manche andere, erst herübergeholt hat. Unsere Bezeichnung „Ball" für das Tanzvergnügen ist dasselbe Wort, wie der Ball, den im Spiele die Kinder sich zuwerfen. Der Ausdruck „einen Ball geben", wurde ursprünglich wörtlich genommen, worauf noch jetzt erhaltene Volkssitten deuten. Neuvermälte sind in einigen Gegenden verpflichtet, den Brautball zu geben, und zwar geschieht dies also: die tanzfähige Dorfjugend zieht vor das Haus des neuen Ehepaares und bittet in einem gesungenen Liede um den Brautball; die junge Frau wirft darauf aus dem Fenster einen neuen Ball, der dann beim öffentlichen Ballspiel benutzt wird, und Geld dazu, für welches man ein Tanzvergnügen veranstaltet. Oft wurde nur Geld verabreicht, aber die Sitte des Brautballgebens blieb. — Das Wort „Ballade" kommt von derselben Wurzel wie Ball und bedeutet ursprünglich Tanzlied oder Singetanz.

Deutschland war ehemals in noch höherem Maße als heute ein sangreiches Land. Seine Weisen waren zwar einfach, aber durch die ganze Nation ging die Sangeslust, und mit dem Sang war der Tanz verbunden — der Tanz, der bei allen Völkern der Urzeit nicht blos als eine Belustigung, sondern auch als eine Handlung der Weihe aufgefaßt wird, wie wenn man in dem Ebenmaß der vielverschlungenen Bewegungen ein Abbild der in Ordnung durch einander kreisenden Himmelskörper sähe. Viele Gedichte unserer Minnesänger blieben geradezu unverständlich, erinnerte man sich nicht des sie begleitenden oder in ihnen eingehüllten Tanzes. Auch bestand eine sogenannte „Diet" oder wandernde Sängergenossenschaft jener Zeit, zum mindesten aus dem Dichter, dem Sager, dem Fiedler und dem Tänzer. Die Minne- und die Meistersinger sangen ihre Lieder wirklich, und die Lieder der Erstern wurden überdies vielfach getanzt.

Im Mittelalter nahm der Tanz noch einen viel höhern Rang ein als jetzt. Die Erinnerung an die alten Opferreigen und Lobgesangtänze unserer heidnischen Vorfahren lebte, wenn auch verdunkelt, im Geiste des Volkes fort. Bei allen Nationen findet sich der Tanz ursprünglich mit der Religion vermischt. David tanzte und sprang mit Macht vor der Bundeslade, um seinen Gott Jehovah zu ehren; so wurden auch bei den Germanen Tänze zu Ehren der Asen aufgeführt. Eine letzte Spur davon hat sich in den „Ringe-Ringe-Reihen" der deutschen Kinderwelt erhalten. Die scheinbar sinnlosen Liedchen, welche die Kinder singen und zu denen sie mit verschlungenen Händen tanzen, z. B.:

„Ringe-Ringe-Reihe —
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Hollerbusch,
Schreien Alle: Husch, husch, husch —
Juchhe!“

Das sind Alles Nachklänge von altgermanischen Hymnen, die regelmäßig abgetanzt wurden. Der Hollerbusch ist der Busch der Freia-Holda, unserer altdeutschen Liebesgöttin, bei der die Ungeborenen wohnen.

Eine Menge Gedichte der Minne- und der anbrechenden Meistersingerzeit fallen auf durch lange Strophen, aber kurze Zeilen, oder auch durch eine eigenthümliche Reimverschlingung. Die kurzen, eiligen Tacte entsprechen dem schnellen Tanzgedränge. Wo das blos lesende Auge eine Geschmacklosigkeit sehen könnte, da folgte der Dichter einem Bedürfniß der Nothwendigkeit. Den Beweis, daß die Tänze gesungen werden, findet man u. a. in den Liedern des Schänken Ulrich von Winterstetten, des Heinrich von Sax, des Konrad von Landegg und des Tannhäuser.

Im Anfang, scheint es, bewegte sich nur ein einzelner Vortänzer im Tact zu dem gesungenen Liede, gewissermaßen zum Eröffnungsstück (Ouvertüre). Dann aber gehts an den allgemeinen Tanz, wie es z. B. in einem langen Liede Ulrichs von Winterstetten heißt:

„Nu singen,
Nu singen!
Dannoch harte erspringen
Den reigen,
Den reigen
Pfaffen und leigen (Laien).

Nu lasse,
Nu lasse
Uns reigen an der straße!
Die risen
Die risen,
Die went uns hie begrifen;

Hoppen und zoppen
Ze der stuben, da wir finden die
Gesungen, gesprungen
Wird da bas, danne hin.
Schouwen
Die Frouwen!
Die helfent uns den Reigen treten!“

Nun werden die einzelnen Tänzer mit Namen aufgerufen: Gese, Agnes, Gisel, Hille u. s. w., und der Tanz wogt lustig dahin. Schließlich singt aber der Dichter:

„Der Tanz werde
Den kinden (Mädchen)
Ze lange, ze lange
Und ouch ze strenge —

d. h. zu lang und auch zu anstrengend; das Saitenspiel sei überdies außer Ordnung; ihm selbst, dem Dichter, wolle sein Herz von Schmerz mit den Saiten entzwei. Darum möchten sie Einhalt thun und rufen: „Heia hei!“ welcher Ausruf immer den Schluß des Tanzes bildete.

Bemerkenswerth ist in Obigem, daß neben den Laien auch die „Pfaffen“, die Geistlichen, mittanzen. Dies führt sofort auf den alten Opfertanz zurück. Auch aus einem andern Tanzliede desselben Dichters, das im schnellerem Tacte gedichtet ist, ersieht man die Theilnahme der Geistlichen; es heißt da:

„Frauen, nun singet
Und dringet
Und springet
Hübsche Tritte:
Richtet zu Minne
Die Sinne
Darinnen
Mit guten Sitten:
Pfaffen, Laien, tretet an . . .
Unter den Linden
Bei hübschen Kinden
Sorge muß verschwinden.

Zuletzt springt der Fiedelbogen, und es wird wieder „Heia hei!“ gerufen.

Der Mai oder Wonnemonat, einst der Monat der Freia, später Maria's, war ganz besonders dem Tanz gewidmet. Die Tänzer trugen Kränze auf dem Kopfe; noch aus spätern Hans Sachs'schen Gedichten ersieht man diese ursprünglich unzweifelhaft zu Ehren der Liebes- und Frühlingsgöttin gepflogene Sitte. Die Tänze fanden an der Dorflinde, häufig auch in den Lichtungen eines Waldes statt, und zwar unter Geigen- und Flötenbegleitung. In einem der Lieder heißt es:

„Bei der Linden
Soll man finden
Uns bei schönen Kinden;
Da wollen wir singen und springen.“

Die Melodien jener Tanzlieder scheinen sehr einfacher Art gewesen zu sein. Den eigentlichen Tanzliedern war namentlich ein plötzliches Ansteigen und ein jäher Abfall des Tones eigen, ungefähr wie beim Jodeln.

Bei den Tänzen schlug man den sogenannten „Schmuter“, wahrscheinlich Tanzklappern, Castagnetten. Ein Vortänzer bemühte sich, den Reihen kunstgerecht durchs Gedränge und Gewühl zu führen, und um diese Ehrenstelle setzte es oft heiße Kämpfe ab. Im Osterspiel, das eine Vermischung heidnischer und christlicher Bräuche enthielt, führte der Vortänzer ein Schwert an der einen Seite und den „Ostersachs“, das Ostermesser, an der andern; auf dem Haupte trug er den Hübelhut, und wer von den Nebenbuhlern, die ihm ob dieser Ehrenstellung gram waren, den Tanz zu stören suchte, dem durfte er mit dem Schwertesknauf Püffe ertheilen.

An den Dorftänzen nahm auch die junge Ritterschaft vielfach Theil. Sie kam meist bewaffnet, im ledernen Koller und Eisenhut; und da die Hofbauern, d. h. die wohlhabenden Bauerngeschlechter etwas auf sich hielten, so gab es oft Auftritte der Eifersucht und des blutigen Zusammenstoßes. Es ist noch eine große Zahl Spottlieder auf diese Bauerntänze und andere bäuerliche Lustbarkeiten vorhanden, zum Theil der abscheulichsten Art. Der Hohn, der so noch zum grausamen Druck gefügt wurde, rächte sich später blutig im Bauernkriege.

Die übermäßige Tanzlust führte nothwendigerweise zu Ausschreitungen. Auch darüber sind viele Scheltlieder erhalten, in welchen die Mütter ihren Aerger über die Töchter aussprechen, die allzu gern ins Holz, das heißt in den Wald eilen, wo Tanz, Gesang und Ballspiel mit einander lustig abwechselten.

Etwas später kamen die sogenannten „Rundtänze“ auf, welche desto größern Boden gewannen, je ausgelassener und übermüthiger es dabei zuging. Gegen diese Tänze vorzüglich richteten sich die Verbote der Geistlichen, denen dieselben als teuflisch galten. Massenhaft sind die Verwünschungen und Abmahnungen von solchem „gotteslästerlichen“ Treiben, und genugsam variirt findet man sie in allen Predigten der altdeutschen Zeit wieder. Da

heißt es, daß der „umgehende“ Tanz ein Ring oder Cirkel sei, in dessen Mittelpuncte der Teufel stehe; er aber stifte solche Tänze an, daß sich die jungen Leute ansehen, umfangen und entzündet werden für einander. Denn durch das Umdrehen und Auf- und Niederspringen werde die Schönheit der Töchter vermehrt, die bleichen und gelben würden da „röselicht“ und „dünken die Gasser hübsch“. Wer solche Rund- oder Drehtänze gern und oft übt, wird leicht von Raserei befallen und muß forttanzen, wie jenes Mädchen in Basel, von welcher berichtet werde, sie habe einen ganzen Monat hindurch an der Tanzwuth gelitten und ununterbrochen Tag und Nacht getanzt, so daß der Rath sich ihres Lebens annehmen und ihr starke Männer stellen mußte, die abwechselnd mit ihr zu tanzen hatten. — Vorzüglich wenn an heiligen Tagen getanzt und darüber die Kirche versäumt wurde, konnte Strafe nicht ausbleiben; in vielen Gegenden kehren Volkssagen wieder, daß solche ruchlose Tänzer zu Stein geworden oder in die Erde versunken seien. Wer das „gedichtet“, liegt klar.

Die Verbote dieser Rundtänze gehen bis ins achtzehnte Jahrhundert, und besonders ist es der Walzer, der noch dazu als gesundheitswidrig verpönt wird. Berichtet doch ein Schriftsteller vom Oberrhein geradezu, daß dort kein Winter vergehe, in welchem nicht mehrere junge Mädchen den beliebten Walzer, insonderheit den sogenannten Langaus, mit solchem Eifer tanzten, daß sie bald darauf in die Hände der Aerzte fielen und von diesen den Todtengräbern überliefert wurden. Allein, wie sehr auch dagegen geeifert wurde, der Rundtanz hielt sich und verdrängte die Spieltänze immer mehr. Man verlachte einfach die Verbote der Geistlichen und konnte dies umsomehr, als auch in dieser Zeit noch sich Kleriker genug zur Theilnahme am Tanze hinreißen ließen. Es ist überliefert, daß Domherrn im allgemeinen Jubel mit umhertanzten, daß ein Benedictiner sogar beim Tanze einst todt hinsank, und zahlreich müssen in Deutschland die Verbote immer wieder erneuert werden, daß Geistliche sich des Tanzes enthalten sollen. Was Wunder, daß die Volkspoesie über solches Treiben ihren Spott ausgoß, wie in den Versen:

„De her pfarer hät geseit,
es tanze sig sünd;
itzt tanzet er selber
mit's Kupferschmieds Kind.“

Ja, man bedrohte sogar die Geistlichen, die solche Tänze inhibiren wollten, zog in die Pfarrhöfe und schrie und tobte dort, ohne daß selbst die weltliche Obrigkeit dagegen einschritt.

Es ging freilich bei diesen Tänzen, wie bei den frühern, gewöhnlich toll und übermüthig genug her. Tanzlieder erklangen, welche das Maß der derbsten Ausgelassenheit überschritten, das Vergnügen wurde bis zum Morgen ausgedehnt, und in tollem Wirbel schwangen sich die Paare durcheinander, so daß der Rath mancher Stadt sich genöthigt sah, specielle Tanzordnungen zu erlassen, in welchen nicht blos über die Zeitdauer und die Zucht beim Tanz gehandelt wurde, sondern auch über die Kleidung der Tanzenden und über verschiedene andere Kleinigkeiten, die sich der Wiedergabe entziehen.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert berichtet Geiler von Kaisersberg, daß die Burschen beim Tanze ihren Mädchen Obst oder Trauben austheilten. Wurden dieselben angenommen, so war dies zugleich das Zeichen, daß der Geber mit der Beschenkten tanzen dürfe; es ist dies derselbe Zug, der in unsern Cotillontouren wiederkehrt, wenn der Tänzer Bouquet oder Knall-

bonbon einer Dame überreicht. Vorzüglich aber waren es Aepfel, die man schenkte, und dies ist ein uralter Zug, der seine Erklärung in mythologischen Beziehungen findet. Der Apfel galt nämlich als Liebe vermittelnd, und die Aufforderung eines Mannes an ein Mädchen, Aepfel mit ihm zu essen, war die erste, zarteste Form der Liebeserklärung. — Auch sonst noch ist es wunderlich beim Tanz zugegangen. So war es Sitte, daß die Jungfrau, die zum Tanz aufgefordert wurde, auf keinen Fall dies abschlagen durfte, selbst wenn ihr Tänzer „ein schlimmer Pflugbengel oder ein anderer unnützer — Esel, und die Frauensperson eine stattliche von Adel war.“

Unter Kaiser Maximilian I., zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, begnügten sich an dessen Hofe die edlen Herren und schönen Damen damit, nach einer Musik zu tanzen, deren Instrumentirung nachmals nur noch bei Tanzbären und deren Gönnern Beifall fand — Trommel und Pfeife. Erstere markirte, was ja beim Tanze die Hauptsache ist, den Rhythmus, die letztere pfiff irgend eine Melodie darein. Die alten Sprüche wurden dadurch gewissermaßen commentirt: „Nach Jemandes Pfeife tanzen“ und: „Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen“. Den maskirten und unmaskirten tanzlustigen Herrschaften stand meist ein Fackelträger zur Seite, oder es zieht ihnen ein solcher voran. Das auf Trommler und Pfeifer beschränkte Tanzorchester war nicht etwa Folge musikalischer Armuth, — denn Maximilians Hofcapelle war vortrefflich, — sondern man machte eben nicht größere Ansprüche; beim Tanzen blieb der Tanz die Hauptsache, und die Musik hatte nicht nöthig, zu all dem Schleifen und Sprüngen und Drehen ein wirkliches Kunstwerk auszuführen; es genügte, wenn auch nur eine Andeutung davon zum Regulator der Tanzbewegungen wurde.

Der „Dudelsack“, den heutzutage jede Dorfkirmeß verschmäht, war damals und schon früher salonfähig und durfte schnarren, wenn die allerfeinsten Damen tanzen wollten. In Boccaccios „Decamerone“ z. B. wird ein Mal von Tindareo mit seiner „Cornamusa“ zum Tanze aufgespielt, und in jener so höchst merkwürdigen allegorischen Wandmalerei der Capella spagnuola in Florenz dreht sich eine reizende, geschmückte Mädchenschaar im Ringelreihen, während ein Dudelsackpfeifer dazu ein Tanzstückchen heruntersingert. Die Sackpfeife galt ganz und gar nicht für unedel oder lächerlich. In dem musicirenden Engelsorchester in Orcagna's herrlichem „Paradiese“ (in Santo Maria Novella in Florenz) ist ein Engel mit diesem Tonzeuge beschäftigt, das hier also sogar den Tanz der Sphären und deren Harmonie begleiten darf.

Wir haben noch einige Worte über das Ballspiel in der Feder. Dies anmuthige Spiel geht hinab bis ins tiefste Alterthum. Denken wir nur an die holde Königstochter Nausikaa der Odyssee, die „Weißarmige“, die am Meeresgestade den Ball mit ihren Gefährtinnen wirft. Vorzüglich waren es die kerkyrischen Frauen und Mädchen, welche im Ballspiele sich auszeichneten; aber freilich war dies ein anderes Spiel als das, welches unsere Kleinen üben. Es kam dabei nicht blos auf das Fangen und Pariren des Balles an, sondern auf die Grazie der Bewegungen, die sich dabei entfalten ließ. Und wirklich ist auch kein Spiel so geeignet, die Plastik der Formen und die Anmuth der Stellungen zu zeigen, als das Ballspiel. Deshalb haben es spätere Zeitalter, in denen es Sinn für Formenschönheit und für zierliche Bewegungen gab, wieder geübt. Im griechischen Alterthume nahmen Männer und Frauen an diesem Vergnügen Theil, und es wird uns die Sitte

überliefert, daß die Frau dem Manne, den sie am liebsten hat, den Ball zuwirft.

Auf diese Weise mögen sich mit der Zeit die einzelnen Paare aus der Zahl der Theilnehmer abgesondert haben. Die Musik, die zum Ballspiel stets ertönte, brachte in die Bewegungen der Spielenden einen bestimmten Rhythmus; zu der Melodie schuf man Texte, und es entstanden dadurch besondere kleine Tanzliedchen, von denen bereits die Rede war. Die alten Ballhäuser, welche sich noch jetzt dem Namen nach in deutschen Städten, wie Breslau, Ingolstadt, auch in Bern finden, dienten zunächst eben nur zu dieser Art des Ballspiels.

Und die „Moral" von dem Allen? „Alles schon dagewesen!" wie Ben Akiba bei Gutzkow sagt. Die Formen, in denen das Vergnügen gesucht und gefunden wird, wechseln nach den Zeiten im Detail; ihre Haupt- und Grundzüge aber bleiben dieselben durch alle Jahrhunderte. Und in gleicher Weise verhält sichs mit vielem Andern.

Abschied vom Gmundner See.

Lebt wohl, ihr Tage am See,
Lebt wohl, ihr wechselnden Wogen!
Schon strahlen die Gipfel im Schnee,
Und die Goldwolken sind alle verflogen!
Die Schwalben sind südwärts gezogen,
Und ich ziehe nun heimwärts zur Stadt, beladen mit endlosem Weh! —

Du Segel, vom Windhauch geschwellt,
Kirchlein in blauender Ferne;
Ihr Wolken, von Sonnen erhellt,
Und ihr schweigsamen, nächtlichen Sterne:
Wie weilt' unter euch ich so gerne,
Wie fand ich den Frieden bei euch, wie fürcht' ich nun wieder die Welt!

Leb' wohl, du gleitender Kahn,
Du tropfendes Ruder, du schwankes;
Du kieldurchzogene Bahn,
Der du nachzogst, mein Herz, du mein krankes!
Dein Glück, in den Fluthen versank es:
Das Lied verhallt in den Bergen, wie ein Lied vom sterbenden Schwan!

Leb' wohl, du schwarzbraunes Haar!
Wie Seeschaum, ihr blendenden Zähne!
Du funkelndes Augenpaar,
Das nie noch geweint eine Thräne!
Fahr' wohl, das ich lieb und ersehne,
Du unerreichliches Lieb', das mein letztes, mein einziges war!

Alfred Friedmann.

Hygieinische Streifzüge.

Von **W. v. T.**

I.

Historischer Ueberblick über die Gesundheitsverhältnisse. Einfluß des Stadtlebens. Antike und moderne Städte. Schlechte Luft. Bedeutung des Athmens. Schlechtes Wasser. Bewegungsmangel. Die Leiden unserer Zeit: schlechtes Blut, Nervosität, Schwindsucht. Geringe Macht der Heilkunde. Nothwendigkeit der Prophylaxis.

Nicht wenig interessant und lehrreich wäre es für uns, könnten wir einen sicheren Blick werfen in jene Zeiten unseres Vaterlandes, als dasselbe noch nicht mit den Segnungen der Civilisation beglückt war und unsere Vorfahren, rauh und wild, wie das Land, welches sie bewohnten, mit nerviger Faust den Ur, das Elen und den Bären erjagten. Nur unvollkommene Berichte finden wir bei den alten Schriftstellern über unsere Ahnen, die germanischen Barbaren, weil die Bekanntschaft zwischen ihnen und den Römern meistens nur mit den Waffen in der Hand gemacht wurde. So viel aber ist sicher, daß die blonden Söhne des Nordens durch ihre eigenartige Schönheit, ihren mächtigen Wuchs und ihre riesige Körperkraft den Römern Staunen und Bewunderung einflößten. Diese hervorragenden körperlichen Eigenschaften waren indeß ein nothwendiges Resultat der Lebensweise, welche bei fast ununterbrochenem Aufenthalt in frischer, freier Luft stete Uebungen der körperlichen Kraft und Gewandtheit mit sich brachte. Gesundheit war in Folge dessen das selbstverständliche Gut eines Jeden. Ungestört ging der Lebensproceß von Statten, ohne Krankheit passirte der Mensch die verschiedenen Stufen von der Kindheit bis zum Greisenalter, und falls nicht Naturgewalten oder Feindeshand ihm ein plötzliches Ende bereiteten, brachte er sein Alter auf achtzig, neunzig, hundert und mehr Jahre. Altersschwäche war die einzig natürliche Todesursache und das Sterben ein schmerzloses, sanftes Hinüberschlummern in den ewigen Schlaf.

So stand es um unsere Vorfahren im Zustande der Barbarei; mit der Entwickelung der Civilisation wurde die Lebensweise allmälig eine andere, weniger naturgemäße. Es wurden Sitten und Gewohnheiten herrschend, welche der körperlichen Constitution nicht adäquat waren und so die Lebensfunction mehr oder weniger häufig störten, kurz es trat zu den bisherigen Todesursachen eine neue, die Krankheit. Je mehr die fortschreitende Civilisation zur Einseitigkeit hinneigte und über der Geistescultur die Sorge für das körperliche Wohl vernachlässigte, desto mehr leistete sie dem Umsichgreifen der Krankheit Vorschub. So war es namentlich die Entstehung der Städte, welche die Krankheit in mannigfachster Weise zur Entwickelung brachte und zu ungeahntem Elend den Anstoß gab. Denn so vortheilhaft einerseits das Princip der Association und Arbeitstheilung, welches in dem Stadtleben seinen Ausdruck finden soll, sich für die geistige Cultur der Menschheit gezeigt hat, so schädlich hat sich andererseits das Zusammendrängen auf einen unnatürlich kleinen Raum nebst den übrigen hiermit verbundenen naturwidrigen Abän-

derungen der normalen Lebensweise für die körperliche Constitution der Menschen erwiesen. Die Schädlichkeiten des Stadtlebens haben sich im Laufe der Zeit immer mehr gesteigert und sind, wie wir annehmen dürfen, gegenwärtig bedeutender als im Alterthum. Wir haben zwar über die antiken Städte im Allgemeinen nur dürftige Nachrichten, allein dasjenige, was wir theils aus alten Schriftstellern, theils durch Ausgrabungen erfahren haben, berechtigt uns zu der Annahme, daß sie viel gesünder und vernünftiger eingerichtet waren, als die modernen. Ueber das alte Rom speciell sind wir ziemlich genau unterrichtet und wissen, daß es zur Zeit seines Glanzes schöne breite, gutgepflasterte Straßen, luftige, gesunde Häuser, zahlreiche große Gärten enthielt und durch großartige Aquäducte mit vorzüglichem Trinkwasser versorgt wurde. Man kannte damals keine Kellerwohnungen; die Theater waren ungedeckt; auch in den Wohnzimmern konnte Ventilationsmangel nicht entstehen, weil man unsere Fenster nicht besaß und daher nothgedrungen mit dem Tageslicht auch die frische Luft hereinlassen mußte. Reinlichkeit und Hautpflege endlich waren auch dem Aermsten möglich und leicht gemacht, in Folge der Einrichtung prachtvoller öffentlicher Bäder, zu denen Jedermann unentgeltlich Zutritt hatte.

Die antiken Städte fielen unter dem Ansturm der Barbarenhorden des Nordens und Ostens, sie wurden verwüstet und sanken zum Theil sogar völlig in Trümmer. Die geistige Cultur des Alterthums wurde durch die wüsten Zeiten der Völkerwanderung hindurch gerettet, in stillen Asylen gehegt und bewahrt, bis sie endlich in besseren Zeiten sich wieder neu entfalten konnte. Aber die physische Cultur vermochte jene wilde Periode des Umsturzes und der Verwüstung nicht zu überstehen. Als die nordischen Barbaren seßhaft wurden, zeigten sie, daß sie unfähig waren, das wieder erstehen zu lassen, was sie mit roher Faust zerstört hatten, denn die Städte, welche sie erbauten, waren vom ästhetischen wie vom hygieinischen Standpuncte aus gleich verwerflich. Die Städte des Mittelalters, eng, düster, schmutzig, waren so recht dazu geschaffen, die Körperconstitution ihrer Einwohner zu untergraben. Zwar im Anfang war auch der Städter noch kräftig und gesund, denn der robuste Körperbau, den er von seinen Vorfahren geerbt hatte, half ihm über die Schädlichkeiten des Stadtlebens hinweg, denen er überdies durch fleißige Bewegung außerhalb der Stadt zeitweise entfloh. Aber je mehr im Laufe der Generationen die Körperconstitution sich allmälig verschlechterte und je mehr der Städter sich in seine Mauern zurückzog, umsomehr traten die Folgen seiner unnatürlichen Lebensweise hervor. Das rohe Mittelalter machte der Neuzeit Platz, die Sitten verfeinerten sich, geistige Aufklärung begann sich auf allen Gebieten zu verbreiten, nur nicht auf dem der Gesundheitspflege; die Schädlichkeiten des Stadtlebens wurden nicht vermindert, sondern im Gegentheil eher vermehrt. Nur die Hauptsächlichsten derselben können jedoch hier hervorgehoben werden.

Der erste und größte Nachtheil aller Städte ist die schlechte Luft. Die Stadtluft ist in entsetzlicher Weise verunreinigt, durch Staub, Rauch, Fäulnißgase, organische Gebilde und Ausdünstungen aller Art, und diese schlechte Luft wirkt nun Tag für Tag auf den Organismus des Städters ein. Schlechte Speisen kann er stehen lassen, schlechtes Getränk kann er vermeiden, aber seiner schlechten Luft kann er nicht entgehen; er muß seine Lungen mit jenem Giftgemisch füllen, denn das Athembedürfniß läßt sich nicht eine Minute lang unterdrücken. Was bedeutet aber einathmen? Viele Menschen

Maria Stuart empfängt ihr Todesurtheil.

Nach einer Originalzeichnung von Wehle.]

setzen sich über das Bewußtsein, schlechte Luft zu athmen, leichtsinnig hinweg, indem sie glauben, daß die eingeathmete Luft nur vorübergehend mit dem Körper in Berührung trete, ohne bleibende Nachtheile hervorzubringen. In Wahrheit aber ist der Athmungsproceß von größter, tiefgreifender Wichtigkeit durch seine Einwirkung auf das Blut und somit auf den ganzen Körper. Die Einathmungsluft gelangt durch Mund und Nase in die Luftröhre, welche sich in mehrere Aeste theilt, die sich baumförmig weiter verzweigen und so schließlich das Organ bilden, welches wir Lunge nennen. Dieselbe besteht also aus den feinen, bläschenförmigen Endverzweigungen der Luftröhrenäste. Die dünnen Wände dieser Lungenbläschen aber sind umsponnen von einem Netzwerk feinster Aederchen (Capillaren); es sind dies die Verästelungen der Lungenschlagader, welche sich dann später wieder zu stärkeren Blutadern vereinigen und als solche zum Herzen zurückkehren, und zwar in die linke Vorkammer desselben. So cursirt beständig eine sehr bedeutende Quote, fast ein Drittel, der gesammten Blutmenge des Körpers in den Lungen. Während dieses Umlaufs aber findet durch die dünnen Wände (Membranen) der Aederchen resp. der Lungenbläschen hindurch ein Austausch zwischen den Bestandtheilen der Luft und des Blutes statt. Die atmosphärische Luft ist bekanntlich ein Gemenge von 21 Procent Sauerstoff und 79 Procent Stickstoff und enthält außerdem ein wenig Kohlensäure, $^{1}/_{25}$ Procent. Das Blut besteht aus den rothen Blutkörperchen und dem farblosen Blutwasser, welchem Kohlensäure beigemengt ist, als Product der immerwährend vor sich gehenden Zersetzung verbrauchter Körperbestandtheile. Zweck der Athmung ist nun, daß die dem Blutwasser beigemengte Kohlensäure abdünste und an ihre Stelle Sauerstoff aus der Luft ins Blut aufgenommen werde. Der Sauerstoff wird der eingeathmeten Luft durch die Membranen der Lungenbläschen hindurch von den rothen Blutkörperchen vermöge chemischer Affinität entzogen. Die Abdünstung der Kohlensäure aus dem Blute aber wird nicht durch chemische Affinität bewirkt, sondern richtet sich danach ob mehr oder weniger Kohlensäure in der Einathmungsluft enthalten ist. Ist wenig in derselben enthalten, so dünstet viel Kohlensäure aus dem Blute ab; ist viel in derselben enthalten, so dünstet wenig oder gar keine aus dem Blute ab, ja es tritt sogar unter Umständen noch Kohlensäure aus der Luft ins Blut über. Wenn daher die Luft, die wir einathmen, sehr viel Kohlensäure enthält, so verfehlt die Athmung völlig ihren Zweck und die Folge davon ist eine allmälige Erstickung. Auch andere schädliche Gase und Fäulnißproducte können, wenn eingeathmet, ins Blut übertreten und dasselbe vergiften. Die festeren Bestandtheile unreiner Luft, größere Staub- und Rauchtheilchen, schaden wenigstens dadurch, daß sie sich leicht in der Lunge ablagern, sich in die Membranen einbohren und so den Anlaß zur Lungentuberkulose geben. Nach allem diesem wird es wohl einleuchten, daß „die Sorge für gesunde, frische Luft ebenso wichtig ist wie die für Speise und Trank und insofern noch wichtiger als Luft mit jedem Augenblick eingeathmet wird, während Speise und Trank doch nur zeitweilig genossen werden."

Nicht ganz so schlimm wie die schlechte Luft, aber doch immer noch schlimm genug, ist ein zweiter Uebelstand der meisten Städte: das schlechte Wasser. Wer sich vergegenwärtigt, daß der menschliche Körper einen Wassergehalt von mehr als drei Viertheilen seines Gewichts verlangt, und daß durch Lunge, Haut und Nieren fortwährend Wasser ausgeschieden wird, der wird die Nothwendigkeit häufigen Trinkens und die Wichtigkeit guten Wassers be-

greifen. Die Alten wußten dies seiner ganzen Tragweite nach zu würdigen, daher erbauten sie mit unendlichem Aufwand an Mühe, Zeit und Kosten prachtvolle großartige Aquäducte, die den Städten frisches, gutes Quellwasser zuführten. Wo aber finden wir bei uns solche Anlagen? Die Brunnen unserer Städte geben meist nur gewöhnliches Grundwasser, welches also mehr oder weniger unrein und von schalem Geschmack ist. Direct schadet freilich solches Wasser nur dann, wenn der Brunnen in der Nähe von Senkgruben angelegt ist, so daß giftige Miasmen durch das Erdreich hindurch ins Wasser übertreten können; solche Brunnen sind Herde von Cholera und Typhus, denn ihr Wasser, welches sich übrigens schon durch widerlichen Geruch zu erkennen giebt, wimmelt, wie das Mikroskop gezeigt hat, von Pilzen und andern organischen Gebilden und ist höchstens nach vorgängiger Filtration mit Kohle genießbar. Indirect schadet jedoch auch das nur schlecht aussehende und schal schmeckende Wasser dadurch, daß es den Städter veranlaßt, sich des Wassergenusses möglichst zu enthalten und seinen Durst mit vermeintlichen Ersatzmitteln zu löschen, wie Kaffee, Thee, Bier und Wein. Er geräth hierbei vom Regen in die Traufe, denn in diesen Getränken findet er nicht nur sein schlechtes Wasser wieder, sondern dasselbe ist zum Ueberflusse noch mit geradezu schädlichen Substanzen versetzt, die heutzutage ja fast alle Genußmittel, namentlich aber Bier und Wein, nachgemacht und verfälscht werden, und zwar meistens vermittels gesundheitsschädlicher Stoffe.

Ein dritter und vielleicht der größte Uebelstand des Stadtlebens ist der mit demselben verbundene Bewegungsmangel. Den größten Theil des Tages bringt der Städter im Bureau, Comptoir oder Werkstatt zu, und zwar entweder sitzend oder in einer sonstigen jedenfalls einseitigen Körperhaltung. Abgesehen davon daß er in diesen Räumen meist eine unsäglich schlechte Luft athmet und anderen Schädlichkeiten ausgesetzt ist, so benachtheiligt er die Symmetrie seines Körpers durch Nichtgebrauch ganzer Muskelpartien und Ueberanstrengung anderer. Das Sitzen, welches im Alterthum sehr wenig beliebt war, ist schon an und für sich die nachtheiligste Körperhaltung, weil es die Athmung niederhält, so daß viele Lungentheilchen gar nicht in Thätigkeit treten, und weil bei anhaltender Knickung der Gelenke das Blut am flotten Umlauf behindert wird und sich daher bald hier bald da aufstaut, wodurch Herzleiden, Congestionen, Verdauungsbeschwerden und Störungen der Wärmeregulirung des Körpers erzeugt werden. Das Sitzen wird aber noch schädlicher durch die verkehrte Einrichtung unserer Subsellien, welche im höchsten Grade unbequem sind, dem Rücken keine richtige Stütze gewähren und so Rückgratsverkrümmung, schiefen Wuchs und Engbrüstigkeit, verbunden mit Anlage zur Lungenschwindsucht, hervorbringen.

Bei diesen überall vorhandenen Schädlichkeiten des modernen Stadtlebens können wir uns nicht darüber wundern, daß die Sterblichkeit namentlich der Kinder eine enorm hohe Ziffer erreicht, das durchschnittliche Lebensalter ein sehr geringes ist, und schlechtes Blut, Nervosität und Schwindsucht die allgemeinen Leiden unserer Zeit sind.

Die schlechte Beschaffenheit des Blutes kann eine zweifache sein: entweder es enthält nicht genug rothe Blutkörperchen und vermag in Folge dessen den Körper nicht gehörig zu ernähren, Blutarmuth mit Bleichsucht und schwächlichem Körperbau im Gefolge; oder es ist verunreinigt, mit schädlichen Stoffen inficirt, Skrophulose.

Die Nervosität ferner ist ein ebenso verbreitetes wie verkanntes Leiden

unserer Zeit; verbreitet nicht blos unter der Damenwelt, sondern auch unter den Männern. Nur wenige Laien aber werden sich über die Natur dieses Leidens ganz klar sein. Das Nervensystem hängt von dem Stoffwechsel in unserem Körper ab und wird in Thätigkeit gesetzt vermöge der Einwirkung des Blutes. Das Blut ernährt die Nerven, kräftigt sie und befähigt sie zur Ausübung ihrer Functionen. Wer also ein kräftiges, ausdauerndes Nervensystem haben will, der bedarf vor Allem eines guten, wohlernährten reinen Blutes. Blutarmuth hat daher immer Nervenschwäche im Gefolge. Gute Luft, gesunde Speise und reichliche Wasserzufuhr sind die Vorbedingungen eines guten Blutes, also auch eines kräftigen Nervensystems; es sind diese drei, verbunden mit Beförderung des Blutkreislaufes durch passende gymnastische Uebungen, die einzig wahren „nervenstärkenden“ Mittel, die es überhaupt giebt. Freilich, wer neben dieser körperlichen die geistige Diätetik ganz vernachlässigt, wer durch Uebermaß geistiger Anstrengung und Aufregung, durch unrichtige Tageseintheilung, durch Nachtarbeit und Schlafentziehung sündigt, der wird seine Nervosität nun und nimmermehr verlieren. Und bis die richtige Erkenntniß dieses Leidens und seiner Ursachen sich Bahn gebrochen hat, wird noch mancher Nervenleidende dahin siechen, werden die Irrenhäuser noch manchen Patienten aufnehmen, wird noch Mancher in trüber Stunde Hand an sich selbst legen, um, veranlaßt oft nur durch eine Bagatelle, eine Welt zu verlassen, die sein gestörtes Nervensystem ihm als „irdisches Jammerthal“ vorspiegelte, in dem glücklich zu sein eine Unmöglichkeit, Leben daher eine Thorheit sei.

Das dritte der oben genannten Leiden fordert gegenwärtig noch mehr Opfer als die beiden erstgenannten; die Lungenschwindsucht rafft mehr Menschenleben dahin als alle Epidemien zusammen, nur daß sie langsam wirkt, letztere aber schnell und plötzlich. Vererblich ist jedoch die Schwindsucht nicht; vererblich ist nur die Anlage dazu, welche begründet ist durch einen zu engen, flachen Brustkorb, der die gehörige Ausdehnung der Lunge hindert. Da es nun in Jedermanns Macht liegt, durch passende Muskelübungen und kräftiges Vollathmen seinen Brustkorb immer mehr auszudehnen und zu vergrößern, so kann selbst der zu diesem Leiden von Natur Hinneigende dasselbe ohne große Mühe vermeiden.

Machtlos aber gegen die genannten Leiden ist der Arzneimittelschatz der Medicin. Die medicinische Wissenschaft zeigt in ihrer historischen Entwickelung vom Alterthum bis auf die Neuzeit einen äußerst langsamen Fortschritt. Das wohlabgerundete, aber von Irrthümern strotzende System des Claudius Galenus (131 bis 201 nach Chr.), der die Lehre von den vier Körpersäften, Blut, Schleim, schwarze Galle, gelbe Galle, welchen die vier Temperamente, das sanguinische, phlegmatische, melancholische, cholerische, entsprechen sollten, aufstellte, erhielt sich fast fünfzehnhundert Jahre lang die Geltung. Der krasseste Aberglaube, basirend auf völliger Unkenntniß der Lebenserscheinungen des menschlichen Körpers, trieb mit den Kranken sein Spiel. Wo empirische Sinneswahrnehmungen ohne besonders complicirte instrumentale Hülfsmittel genügten, auf dem Gebiet der Chirurgie, war der Fortschritt schneller, namentlich seit die Anatomie mehr und mehr cultivirt wurde. Aber das übrige Gebiet der Heilkunde mußte in Dunkel gehüllt bleiben, so lange es noch keine physiologische Wissenschaft gab. Der erste Schritt auf diesem Gebiet war die epochemachende Entdeckung vom Kreislauf des Blutes durch den Arzt William Harvey im Jahre 1653. Von da ab entwickelte sich, zuerst

langsam, dann immer schneller und schneller auf Grund der Fortschritte der Physik und Chemie die Physiologie als die Lehre von den Lebenserscheinungen. Nun erst fiel einiges Licht in das innere Getriebe des menschlichen Körpers, und Licht fiel auf die dunklen Irrthümer der Heilkunde. So erkannte man als verderblichen Irrthum die lange für wahr gehaltene Meinung, daß alle Krankheiten durch Arzneimittel geheilt werden könnten. Man sah endlich ein, daß der Arzneimittelschatz, auf den bisher die Mediciner das Hauptgewicht legten, gegen sehr viele Krankheiten ohnmächtig sei, daß dieselben nur durch Entfernung der Krankheitsursachen mit Sicherheit beseitigt werden können und daß demgemäß der Schwerpunct in die Prophylaxis zu verlegen sei, in das Verhüten und Vorbeugen. Als hoffnungsvollsten Zweig der medicinischen Wissenschaft erkannte man daher die Gesundheitslehre, die Hygieine.

Schon seit mehr als zwei Decennien hat die Hygieine eifrige Verfechter unter den aufgeklärten Aerzten. Die Namen eines Pettenkofer, Bock, Niemeyer und Reclam sind in Aller Munde. Massen hygieinischer Bücher und Journalartikel werden geschrieben und sogar gelesen; aber die Menschen gehen ihren alten Schlendrian weiter und Alles bleibt beim Alten. Woher diese Indolenz? Daher weil die Meisten noch immer in fest eingewurzelten Vorurtheilen und namentlich in zwei fundamentalen Irrthümern befangen sind: sie glauben nämlich erstens, daß sie gesund sein müßten, wenn sie nicht aufs Unvorsichtigste extravagirten, und zweitens daß, wenn sie einmal krank würden, der Arzt oder wohl gar blos die Hausapotheke ihnen auf jeden Fall helfen und sie im Handumdrehen wieder gesund machen könnte.

Beides ist durchaus falsch. Man braucht gar nicht zu extravagiren, sondern nur das gewöhnliche Leben eines Städters zu führen, so kann man mit unfehlbarer Sicherheit darauf rechnen, daß in Folge der Ursachen, die täglich und unmerklich auf uns einwirken, als da sind: schlechte Luft, Bewegungsmangel 2c. sich Unreinigkeiten, Körperschlacken, Krankheitsstoffe im Körper anhäufen, die nur auf eine Gelegenheit warten, um als Krankheit hervorzubrechen. Ist der Betreffende von kräftiger Constitution, so können sie lange im Blute latent bleiben, bis sie etwa bei einer Epidemie hervortreten und nun plötzlich den Körper niederwerfen. Ist der Mensch schwächlich, so genügt oft schon eine kleine Erkältung, um den Anstoß zu ihrem Hervortreten zu geben, worauf sie unter der Form der mannigfaltigsten Krankheitserscheinungen zu Tage kommen.

Ist nun die Krankheit da, so soll die Hausapotheke oder der Arzt sofort helfen. Das Experimentiren mit der Hausapotheke sollte jeder Laie unterlassen; es schadet immer, außer wenn die Mittel so schwach sind, daß sie überhaupt keine Wirkung haben können, und nützt nie. Aber selbst der Arzt steht in den meisten Fällen der Krankheit machtlos, in sehr vielen sogar auch rathlos gegenüber. Wenn an einer Maschine etwas nicht in Ordnung ist, so wird sie auseinandergenommen und untersucht, bis man gefunden hat wo der Fehler sitzt, und dann wird sie reparirt. Nun, der menschliche Körper ist unendlich viel complicirter als die feinste Maschine, und kann nur sehr ungenügend untersucht und lebend gar nicht auseinandergenommen werden. Selbst der geschickteste Arzt aber kann aus den Symptomen, die er wahrnimmt oder die ihm der Kranke, ebenso umständlich wie unverständlich, mitzutheilen pflegt, nur selten mit einiger Sicherheit das Wesen der Krankheit erkennen. Was bleibt ihm übrig, als entweder aufs Gerathewohl zu experimentiren, oder aber der Natur ganz freien Lauf zu lassen und sich damit zu

begnügen, alle weiteren schädlichen Einwirkungen von dem Patienten möglichst fern zu halten. Aber selbst im besten Falle, wenn der Arzt das Wesen einer Krankheit genau erkannt hat, ist damit doch nicht sofort die Genesung da, sondern dieselbe erfordert immer noch viel Zeit und viel Geduld. Oder glauben Sie, daß der Arzt ein Zauberer sei, der mit einem Schlage Ihre Blut- und Säftemasse regeneriren könne?

Möge daher Jeder einsehen, daß es eine Thorheit ist, im blinden Vertrauen auf die Macht der Medicin sein körperliches Wohl zu vernachlässigen. Gesund bleiben ist die Hauptsache, da es mit dem Gesundwerden meistens mißlich steht. Unablässig müssen wir den schädlichen Einflüssen, die täglich und unmerklich unsere Gesundheit zu untergraben bestrebt sind, entgegen wirken. Wer bei unserer civilisirten städtischen Lebensweise seine Gesundheit erhalten will, der muß dafür täglich und stündlich kämpfen.

Verlorenes Eden.

Hast Du den kleinen Garten nicht vergessen?
Den kleinen, wilden — mit den blauen Blüthen —
Worin wir einsam, selig oft gesessen?! —
Du kleiner Garten — mag Dich Gott behüten!

Er lag so tief — ihn traf nicht Strumestosen,
Doch Sonnenlächeln hat ihn oft erhellt!
So arm er war — uns gab er dennoch Rosen!
So eng er war — uns war er eine Welt!

Der Menschen Fuß hat ihn nicht oft betreten —
Vielleicht ist deshalb er so süß geblieben!
Geheimsten Traums Gefährte! — auch zum Beten
Der rechte Platz! — Zum Ruh'n in unserm Lieben!

Oft seh' ich Nachts im Traum den alten Garten —
Verwachs'ne Gänge — jene weiße Bank —
Und Dich! Dich selbst! Als wolltest Du erwarten
Verlor'nes Glück! Vergess'ner Worte Klang!

Wie konntest Du das Lachen so verlernen?
Was gab den Wangen diesen blassen Schimmer
Mein Freund? — Allein in Deinen Augensternen
Find' ich des alten Gartens Zauber immer!

Ach — daß wir ihn so bald verlassen mußten! —
Wie hab' ich sehnend oft zurückgedacht! — —
So viel wir damals uns zu sagen wußten —
Jetzt hat die Zeit uns fremd und stumm gemacht! — —

Helene v. Götzendorff-Grabowski.

Erinnerungsblüthen an Döring.

Als Theodor Döring in das Land ging, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, da ward Deutschland inne, daß der letzte Meister der alten Schule von uns gegangen war. Und wie der alte, joviale, freundliche Herr bei seinem Leben so viel Tausende durch seine Kunst interessirt hat, so wollen wir nach seinem Tode aus seinem Leben einige charakteristische Momente mittheilen, die wir verschiedenen Blättern entnehmen, welche sich um die Würdigung des Künstlers wohl verdient gemacht haben.

Blättern wir ein wenig in dem Lebensbuch des großen Künstlers. Wir folgen hier einigen Mittheilungen des „Berliner Tageblatt".

Da fällt uns zuerst das Datum auf: 25. Jänner 1825. Wir sind in Bromberg. Von der wandernden Gesellschaft des Theaterdirectors Kury ist angekündigt: „Der arme Poet", und auf dem Zettel ist zu lesen: „Julius" — Herr Döring.

„Wer ist Herr Döring?" frugen die Bromberger.

„Ein zweiundzwanzigjähriger Debütant, der mit einer Wochengage von fünf Thalern engagirt ist!"

Der Abend trat heran und mit dem Stichwort: „ich suche den Dichter Kindlein", betrat der Debütant die Breter. Aber kaum hatte er diese Worte gestammelt, als ihn das Coulissenfieber mit allen schreckhaften Krankheitssymptomen erfaßte. Ihm ward schwarz vor den Augen, seine Knie schlotterten, und unfähig, eine Silbe noch hervorwürgen zu können, schloß sich krampfhaft sein Mund, während der Schall eines homerischen Gelächters an sein Ohr schlug. Aber noch härtere Schicksalsschläge sollten ihn treffen: ein Schwall von Schmähungen, die Drohung sofortiger Entlassung — ach, alle Unbill, die sich der werdende Kunstjünger gefallen lassen muß. Und doch behielt ihn die Wandertruppe, denn — es war kein Ersatz da.

Der erste Sonnenschein des Glücks, der Applaus, fiel dem jungen Künstler in der Rolle des Portechaisenträgers in der „Schachmaschine" zu. Hier zum ersten Mal offenbarte sich sein komisches Talent.

„Jetzt erst weiß ich, was mit Ihnen anzufangen ist", sprach nach Schluß der Vorstellung sein Director, „zum Liebhaber taugen Sie nicht, aber zu komischen Rollen und — Canaillen."

Von nun an erhielt Theodor Döring auch die Wochengage von sechs Thaler . . . Der erste Erfolg!

Es beginnt ein unstetes Wanderleben.

Wir überblättern eine Reihe von Jahren und übergehen alle Stationen der schauspielerischen Zickzackfahrt — Marienwerder, Graudenz, Kulm, Mainz, Mannheim und endlich — Hamburg 1835.

Die Direction führte damals Ludwig Friedrich Schmidt. „Hier war es", erzählte Döring oft, „wo ich unter der Umsicht dieses genialen Directors meine Hauptstudien zu machen Gelegenheit hatte. Diesem Manne verdanke ich unendlich viel! Er war unnachsichtlich streng, aber von dem feurigsten Geiste beseelt."

Nun verbreitete sich der Ruf des Künstlers mit rapider Geschwindigkeit und bald wurde er in Stuttgart der Nachfolger Seydelmann's, bald auch der Nachfolger Seydelmann's in Berlin. Im Jahre 1843 trat er zum ersten Male als Franz Moor an der Berliner Hofbühne auf. Seitdem wurde er unser und schuf jene Fülle von Gestalten, die keiner vergißt, der sie einmal gesehen hat, denn durch ihren Reichthum an eigenartigen und unterscheidenden Zügen gruben sie sich leicht in die Erinnerung. Wußte doch der geniale Schauspieler selbst in kleinen Rollen durch große Kunst hinzureißen und das vom Dichter Gegebene durch seine mimische Wiedergabe zu bereichern: Wir erinnern an seinen Angelo in „Emilia Galotti", seinen Vansen in Egmont. Sein Genie umspannte das ganze weite Gebiet des Charakterfachs: das Niedrigste und das Höchste wußte er anschaulich und lebendig zu machen. Typen aus der untersten Volksschicht (Kutscher Buschmann in den „Dienstboten") traten uns in seiner Darstellung ebenso naturwahr und lebensähnlich, und mit ebenso überzeugender Schärfe des individuellen Ausdrucks entgegen, wie die vornehmsten Gestaltungen des durchgeistigten Humors: ein Mephisto, ein Falstaff. Ob er die verschmitzte Gaunerphysiognomie des Muley Hassan, oder die von Weisheit und Milde strahlenden Züge Nathan's annahm, ob er als Shylock in diabolischem Christenhaß sein Herz entlud, oder als Piepenbrink mit urkräftigem Behagen lachte — immer zwang er uns erobernd in den Bann seiner Darstellungen, und immer trugen seine Gestalten ein ganz eigenes, nur ihm allein gehörendes Gesicht, das wir nun niemals wieder sehen werden!

So gehörte er der deutschen Bühne über dreiundfünfzig Jahre an. Als vor drei Jahren sein halbhundertjähriges Schauspielerjubiläum gefeiert wurde, erlebte er die Freude, daß ihm die mannigfaltigsten herzlichsten Ovationen zu Theil wurden. Durch die Gnade des Kaisers war ihm ein sorgenloser Lebensabend gesichert: Er sollte ihn nicht lange genießen.

Zur selben Zeit, in welcher die Berliner sich von dem unverwüstlichen Humor ihres einzigen großen Künstlers hinreißen ließen, zu derselben Zeit war der lebendige, ewig bewegliche und ewig bewegende alte Herr fast ein Mythus geworden, ein Mythus in all den Kreisen, in welchen man sich für die Welt vor und hinter den Rampen interessirt.

In allen Städten Deutschlands, wo auch nur der verfahrenste Thespiskarren in irgend einer Winkelgasse aufgestellt war, erzählten sich die Komödianten und ihre Freunde, die kunstliebenden Bürger, am liebsten Anecdoten vom Altmeister Döring. Namentlich so oft eines der Stücke gespielt wurde, in welcher die theatralische Mythenbildung ihrem Döring göttliche Ehren zuerkannte, ebenso oft fand sich ein oder das andere Mitglied der Gesellschaft, welches in diesem Stücke mit Döring gemeinsam gespielt haben wollte. Und diese Anecdoten waren — eine Seltenheit in der Geschichte der Coulissenwelt — stets Beweise für die Liebe und Verehrung, deren sich der „Altmeister" bei den jungen Collegen erfreute. Das fördernde Interesse, welches der greise Künstler den jüngeren entgegenbrachte, war der liebste Gegenstand jener Mythenbildungen; doch fehlte es auch natürlicher Weise nicht an den lustigsten Komödiantenstreichen, die nun, verbürgt oder unverbürgt, ihre Runde durch die Blätter machen werden.

Der Umstand, daß er bei lebendigem Leibe bereits ein Gegenstand der Sage war, trübte bis kurze Zeit vor seinem Tode weder sein körperliches Wohlbefinden noch seine gute Laune. War es doch diese gute Laune, diese

Frische, Fröhlichkeit und Beweglichkeit, wie sie jeder echten Künstlernatur innezuwohnen pflegt, welche ihm als treue Begleiterin seines ganzen Lebens hinweghalf über all die traurigen Erfahrungen, die das Wirken auf den „heißen Bretern“ mit sich zu führen pflegt. Wer den alten, ordengeschmückten Herrn sah, welchem trotz alles dem Auge entsprühenden Feuers die Behaglichkeit aus den Mienen redete, dem wäre es kaum in den Sinn gekommen, sich den Mann als denselben Jüngling vorzustellen, zu dessen schauspielerischen Obliegenheiten in Bromberg auch das Zettelankleben gehörte. Mit welch' schalkhaftem Lächeln wußte der alte Herr nicht zu erzählen, wie er ohne einen Heller nach Breslau gekommen und genöthigt gewesen sei, sich seinem neuen Director in dem fadenscheinigen Rocke vorzustellen, dessen Blößen er durch die wunderbarste Haltung der Arme zu verdecken wußte! Wenn man den greisen Mann diese Armverrenkungen des Jünglings darstellen sah mit jugendlicher Frische, da begriff man wohl, daß diesem Manne des Alters schlimmster Genosse, der Trübsinn, stets fern bleiben müsse.

Döring war eine durch und durch harmonische Natur. Wenn jemals der Hausstand eines Menschen, eines Künstlers, den Namen der Häuslichkeit verdient hat, so war es der des nun verewigten Mannes. Wer je in die wohlthuende Ruhe jener Zimmer in der Leipzigerstraße eintrat und die Fülle der Bilder und der Kunstgegenstände, der Statuetten Falstaffs und Nathans, mit welchen liebende Verehrung dem Künstler nur seine eigenen Werke geschenkt hatte, betrachtete, der mußte den Eindruck empfangen, als ob alle diese Dinge selbstverständlich zu den drei Menschen gehörten, welche hier einträchtig beisammen wohnten. Döring, Mathilde, Aline! Wie der alte, kinderlose Thiers stets von Frau und Schwägerin begleitet war, so ist einem Jeden, der jemals das Haus des Altmeisters betrat, dieser Letztere ohne die beiden herzigen Schwäbinnen ebenso wenig zu denken, wie etwa ohne die Fülle der Tabaksdosen, deren er stets eine während der Unterhaltung zwischen den Fingern hin und her zu wiegen pflegte. Ein rührendes Verhältniß innigster Zuneigung war es, welches diese drei guten Menschen aneinander gekettet, ein ewiger Wettstreit der Liebe, wenn die beiden Damen den Alten von jeder Erregung fernzuhalten suchten, und er selbst, sobald er dahinter kam, in komischem Aufbrausen zornig wurde, daß die Beiden allein alle Mühen, die das Leben mit sich brachte, auf sich nehmen wollten. Da zitterte dann seine Stimme und es war, als sollten sich ihm die Augen mit Thränen füllen, welche er mühsam durch polternde Worte über „die Frauen“ zu unterdrücken suchte, und die beiden Frauen fürchteten schon wieder, ob die neue Erregung nicht dem „lieben Döring“ nun erst recht schaden könne.

Vom berühmten durch Ludwig Devrient und E. Th. A. Hoffmann geheiligten Stammtisch bei Lutter und Wegener in der Berliner Charlottenstraße erzählt Hans Wachenhusen Folgendes:

Döring zahlte alte Schulden ab bis wohl vor zwölf Jahren oder weniger. Er zahlte redlich, gab den armen Collegen dennoch, es sprach ihn keiner umsonst an. Daher kam's, daß er bis in sein Alter nichts erwarb bis zu eben diesem Moment, wo er als Capitalist entlarvt ward: Freund Sch., Döring's Tischnachbar, hatte von ihm in aller Stille den Auftrag erhalten, ihm ein Staatspapier zu kaufen. Sch. hielt nicht reinen Mund; Döring war Capitalist. Als nun sein Geburtstag kam, ward über seinem Platz der übliche Kranz aufgehängt und inmitten desselben eine Couponscheere. Döring, der redlich alle seine Jugendschulden bezahlt, war Couponschneider geworden.

Er beklagte sich über diese Indiscretion, die doppelte Ansprüche von Hülfsbedürftigen an ihn zur Folge habe. Innerlich hat's ihm aber doch wohlgethan. Er, die wohlwollende Seele, war glücklich — er gestand es — die alte Last von sich geschüttelt zu haben. Ich glaube, er hat von da ab auch redlich für sich gesammelt. In seiner Lebensweise blieb er der Alte.

Jeden Mittag trank er bei Lutter seine Flasche Rothwein. Er schwor den Champagner wohl tausendmal ab, und trank ihn dennoch. Pünctlich, wenn die Stunde schlug, um die ihn seine Gattin zur Tafel erwartete, brach er auf. Abends sah ihn Niemand im Wirthshause. Er trank daheim sein Glas Bier und widmete sich seiner Familie, der Kunst oder intimerem Kreise.

Der alte Stammtisch bei Lutter hatte inzwischen verloren, der Rand desselben lüftete sich — Döring behauptete seinen Platz. Er behauptet ihn selbst heute noch in dem Bilde, das über dem Tisch hängt und an die ehrlichste und treueste Künstlerseele erinnert, die bis ins Greisenalter an dieser Stätte so freudig und freudegebend gewaltet.

Das Gnadenbild.

Novelle von **Karl Herold.**

Der Klosterhof liegt auf einer kleinen Anhöhe vor dem Dorfe und hinter ihm erstrecken sich die dazu gehörigen Aecker und Wiesen bis hinüber wo das gute Erdreich schwindet und ebenes, sandiges Land mit dürftigem Graswuchs besetzt sich einem Gürtel gleich um die Ländereien des Dorfes Ebenbach schlingt. Es ist ein altes Klostergebäude, welches zum Theil durch Feuer zerstört und von den Mönchen verlassen worden ist, vor Jahrhunderten schon, in welchem der Bauer Ruppert seine Wirthschaft gegründet hatte und der frühere, heilige Zweck der Gebäude schien noch von Segen für die Besitzer, denn in ihrer Scheune, die früher Klosterkirche gewesen war, häufte sich das Korn und die Thaler in der Truhe. Von den alten Gebäuden ist heutzutage freilich nicht mehr viel da; wie sich der Reichthum der Besitzer mehrte, fielen die alten, grauen, dicken, zerbröckelnden Mauern mit den moosbewachsenen Dächern darüber, und neue Gebäude erhoben sich. Nur die Scheune hat sich noch in ihrer ursprünglichen Form erhalten, aber es ist auch als seien hier die Steine für alle Ewigkeit zusammengefügt. Oben freilich, wo der Wind über das graue Dach und den alten, seltsam geformten Thurm weht, gemahnt auch dies Gebäude an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Da haben die Frühlings- und Herbststürme so manchen der dunkelfarbigen Ziegel heruntergerissen und durch viele Oeffnungen schlägt der Regen hinein in die alten Räume des Thurmes. Doch das schadet nicht, er steht leer, weil der Eingang bei einer Vergrößerung der Scheune vermauert worden ist, lange schon vor den Zeiten der jetzt Lebenden. Man weiß kaum mehr, daß er innere Räume enthält.

Unter dem großen Nußbaume vor dem Hause, dessen Aeste mit dem schon dunkelnden Laube sich gegen die Fenster und an das Dach hinanstrecken, saßen drei Personen in lebhaftem Gespräche zusammen. Es war der Bauer vom Klosterhof, eine große, breitschulterige Gestalt mit derben Gesichtszügen, in denen sich der ganze Stolz des wohlhabenden, über die Nachbarn alle hinwegschauenden Mannes zeigte, dann der Hofbesitzer Linke aus dem nicht weit entfernten Melsen und dessen Sohn. Vor ihnen auf dem weißen, mit eckigen gewebten Bildern verzierten Tischtuch stand ein Krug Bier und in den alterthümlichen, schön geschliffenen Gläsern ließen die warmen Herbstsonnenstrahlen manchmal brennend rothe Lichter in dem dunklen Getränk aufstrahlen.

„Und Euch ist also Alles recht, Gevatter?“ sagte der Klosterhofer mit fragender Stimme und es schien, als ob ihm ein spöttisches Zucken um die Mundwinkel flöge.

„Natürlich, natürlich!“ sagte der eifrig. „Es wäre ganz unnöthig gewesen, Alles noch einmal so durch und durch anzusehen, das weiß doch jedes Kind, daß der Klosterhof auf Meilen ringsum die schönste Wirthschaft ist.“

Ruppert nickte. „Du kannst froh sein, daß Dein Junge noch eine solche Partie macht, Linke!“

Ueber das offene, hübsche Gesicht des jungen Mannes war es wie ein Schatten geflogen; vielleicht wars auch nur der Schatten eines der großen Nußblätter, in denen der frische Wind wühlte, denn einen Augenblick später saß Franz mit derselben gleichgültigen Miene da wie früher und hörte auf die weiteren Reden der beiden Alten.

„Oho!" sagte Linke, „nichts für ungut, Gevatter, aber Du mußt nicht denken, daß Du Dich gar zu sehr herabläßt, wenn Du meinem Franz Deine Sabine zur Frau giebst. Der Linke aus Melsen darf noch überall anklopfen."

„Ob er aber überall so ankommt wie hier ist eine andere Frage. Wir verstehen uns doch, Linke?"

Während er dies sprach, waren aus dem Hofthor zwei Frauen getreten, beide mit Tellern und Schüsseln in den Händen, welche sie herüber nach dem Tische unter dem Nußbaume brachten.

Man sah ihnen auf den ersten Blick an, daß es Mutter und Tochter war, denn die Züge waren ganz die gleichen, nur daß in denen der Mutter die Jahre ihre müde Spur zurückgelassen, vielleicht auch die Thränen, die über die Wangen gerollt.

Linke hatte sich zu seinem Sohne hinübergebeugt und sagte leise: „Da ist sie! Nun nicht feig, Franz. Mach wieder gut, was Du mir schon angethan hast."

Da war der trübe Schatten wieder in des jungen Mannes Gesicht, ein wehmüthiges Lächeln flog über seine Züge.

„Ich will's ja thun!" sagte er leise.

Das Mädchen in dem beinahe bis zur Erde reichenden schwarzen Rocke, an dessen untern Theile zwei breite, dunkelblaue Streifen angenäht waren, hatte die Teller auf den Tisch niedergesetzt und wandte sich eilig an ihren Vater.

„Fehlt noch etwas, soll ich mehr Bier holen?"

„Nein", sagte er mit starker Stimme, das kann die Mutter besorgen; bleib hier, Sabine."

„Ich will nur schnell noch nach dem Keller —"

„Bleib hier!" unterbrach er sie und legte die Hand fest auf den Tisch, dazu giebts Leute genug drinnen im Hause."

Sie ließ sich auf einem der Holzstühle, die noch am Tische standen, nieder und senkte die Augen, während ihre Mutter mit dem leeren Kruge dem Hause zuschritt.

„Weißt Du, weshalb der Gevatter heute da ist, Sabine?" frug Ruppert.

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„So halte doch den Kopf hoch und sprich. Hast Du gar keine Ahnung?"

Sie senkte den Kopf noch tiefer.

„Eine Ahnung wohl!" sagte sie leise, fast unverständlich.

„Hätte mich auch wundern sollen", sagte er, während ein Lächeln über seine sonnverbrannten Züge schimmerte, „denn wenn's auf's Heirathen hinaus geht, da seid Ihr Frauensleute immer gleich dabei, Du nimmst doch den Franz gern?"

Sie hob den Kopf mit den vollen staubgrauen Haarzöpfen und blickte hinüber nach dem jungen Manne.

„Ist's wirklich Dein Ernst, daß Du mich darum fragst, Vater! Hat denn Franz schon gesagt, daß er mich gern will? Ich möchte es wohl einmal von ihm selbst hören."

Sie ließ ihre Augen fest auf dem jungen Manne, in dessen Gesicht eine helle Röthe glühte, haften. Er hatte sich fast erschrocken erhoben vor ihren Worten und stand mit der Hand auf die Tischplatte gestützt, tiefathmend vor ihr.

„Nun!" frug sie langsam.

Der alte Linke saß mit zornigem Gesicht am Tische und stieß mit der Gabel heftig in das Tischtuch. Manchmal fuhr ein Blick unter den gesenkten Augenlidern herüber nach dem stumm Dastehenden und ein verächtliches Lächeln umzuckte die Mundwinkel.

„Nun, Franz, so thu ihr doch den Gefallen!"

Der fuhr aus tiefem Sinnen auf und sein Auge glitt wie hülfesuchend über die schlanke, hochaufgerichtete Mädchengestalt mit den blitzenden, grauen Augen, aus denen ihm Eiseskälte entgegenleuchtete.

„Ja, Sabine", begann er mit undeutlicher, versagender Stimme, „ich möchte Dich gern zum Weibe haben."

„Und ich habe meine Einwilligung und meinen Segen dazu gegeben", sagte der alte Ruppert mit finster gerunzelten Brauen. „In fünf Wochen ist die Hochzeit, Sabine, wonach zu richten!"

„Es ist recht!" sagte sie und in ihrem Gesicht blieb der strenge, stolze Ausdruck haften, den es während der ganzen Unterredung gezeigt. Sie wandte sich mit der Hand das Tuch fester um den Hals ziehend ab und sagte nur noch mit der gleichgültigsten Stimme hinüber nach dem jungen Manne: „Hast Du dann einen Augenblick für mich allein Zeit, Franz? Komm dann herauf nach der Oberstube."

Er nickte ihr schweigend zu und sie ging mit leichten Schritten hinüber nach dem Hause, wo sie bald in dem weit geöffneten Thor verschwand.

Ueber den drei Männern am Tische lagerte tiefes Schweigen. Nur der Herbstwind flüsterte und rauschte in den Zweigen des Nußbaumes.

„Gehst Du mit durch die Felder, Gevatter? Zu sehen ist freilich nichts mehr; nur zum Zeitvertreib!"

Die beiden Alten erhoben sich und schritten den Hügel hinab. Das Auge des jungen Mannes folgte ihnen sinnend nach, wie sie zwischen den Stoppelfeldern auf dem schmalen Feldwege dahinschritten und im Sprechen manchmal innehielten, mit den Händen heftig gestikulirend und mit den Köpfen nickend.

Dann sah er empor nach den Fenstern im obern Stocke, an die sich die Zweige des Baumes herandrängten, und hinter denen vielleicht die Braut verborgen stand und mit ihren kalten Augen auf ihn herabschaute.

Er seufzte tief auf und erhob sich langsam. Wie er so auf das Haus zuschritt und dann die Treppen hinaufstieg, war es ihm, als habe er Blei in allen Gliedern, daß sie so schwerfällig an ihm hingen, beinahe den Dienst versagten. Die Thür aber war geöffnet und er hörte, wie Jemand sich in der Stube bewegte.

Sabine kniete vor einem großen Koffer, der mit schreiend buntfarbigen Blumen bemalt war und legte Wäsche heraus. Sie wandte den Kopf nicht um, als sie ihn eintreten hörte, sie fuhr emsig in ihrer Arbeit fort, dann nach einer kleinen Weile erhob sie sich plötzlich und trat dicht an Franz heran, ihm ihre Rechte entgegenstreckend.

„Du bist ein Ehrenmann, Franz Linke", sagte sie mit fester Stimme, „gieb mir Deine Hand! Erst ein Mädchen betrogen, in Schande und Elend

gebracht, dadurch, daß Du sie nicht heirathest und dann machst Du eine Andere noch unglücklich, weil Du sie heirathest. Hat Dir nicht das Herz an die Brust geklopft, als Du mit Deinem Vater draußen am Schäferhause vorüberfuhrst, dessen Bewohner Du alle unglücklich machst durch Deine Werbung um mich? Hast Du nicht an das blasse, vergrämte Gesicht Beate's gedacht und nicht an das kleine, unschuldige Wesen, welches der Verachtung der Menschen preisgegeben sein wird, weil sein Vater ein ehrloser, wortbrüchiger Mensch ist! Hast Du auch nicht an Ludwig gedacht, der Dir einst mit eigener Gefahr das Leben rettete, und dem Du zum Danke dafür die Geliebte nehmen willst."

Franz hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und hörte regungslos auf ihre Rede. Dann als sie geendet, erhob er das Gesicht ein wenig von der Hand, auf welche er es gestützt hatte.

„Hast Du mich heute schon ordentlich angesehen, Sabine? Wohl nicht, denn sonst würdest Du vielleicht ahnen, wie mir zu Muthe ist. Ich weiß es wohl, ich bin ein lustiger, ein zu leichtsinniger Mensch früher gewesen", fuhr er mit seltsam bewegter Stimme fort, aber ich muß jetzt auch furchtbar dafür büßen. Die Strafe ist so groß, daß sie mich beinahe erdrückt unter ihrem Gewicht. Ich bin gestern durch den Wald gegangen, an den Teichen im schwarzen Grunde vorüber. Da habe ich mich hingeworfen und gemeint, ich müßte vergehen vor Herzeleid. Meinst Du, ich hänge nicht mit ganzer Seele an Beate und dem Kinde?"

„Und Du kommst doch hierher?"

„Was soll ich thun?" sagte er fragend. „Soll ich mit des Vaters Fluch hinaus in die Welt gehen, Weib und Kind an der Seite. Sollen die mit mir darben? Denn der Vater hat mit seinem Fluch gedroht und mit Enterbung, wenn ich mich länger mit Beate abgebe."

Sie stand hoch aufgerichtet, stolz vor ihm und ihre Augen schienen Blitze zu sprühen als sie sagte: „Ja, Franz, Du bist klug! Anstatt mit ihnen zu tragen, was Du verschuldet, anstatt für sie zu arbeiten, sorgst Du dafür, daß Dir die Erbschaft nicht entgehen kann, und läßt sie allein den schweren Weg wandeln."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, vielleicht um die düsteren Falten da zu glätten: „Ja, Du, Sabine", sagte er mit verschleierter Stimme, „Du kannst so stolz gegen die ganze Welt auftreten, daß sich Dir Alles beugt; ich aber mit meinem weichen Sinn kann mich nicht in den Kampf um das Leben wagen."

„Du bleibst also bei meiner Werbung?"

„Ich? — Nein, Sabine, ich mag Dich nicht — mein Vater will Dich zu seiner Schwiegertochter, das ist's. Ich darf ihm nicht wiedersprechen, aber Du kannst sagen, daß Du mich nicht haben magst. Willst Du, Sabine?"

„Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht. Ich habe dem Vater schon gesagt, daß ich Dich nicht liebe."

„Nun?"

„Er meint, nach der Hochzeit würdest Du mir schon gefallen.'

Franz war aufgestanden und an ihre Seite getreten. Er bot ihr die Hand.

„Weshalb sollen wir uns noch länger sperren", sagte er mit seiner müden, verschleierten Stimme, „es ist doch nicht zu ändern!"

Sabine war einen Schritt zurückgetreten.

„Rühre mich nicht an!“ sagte sie mit eisiger Stimme; „wenn es denn sein muß, will ich mit Dir Hochzeit machen, aber nie soll Deine Hand mich berühren: ich hasse, ich verabscheue Dich!“

Sie hatte die auf dem Tische liegende Wäsche zusammengerafft und floh förmlich aus der Stube hinaus, die Treppe zum Oberboden empor, dessen Thür sie hinter sich verschloß.

Dort oben erst wich die so lange aufrecht erhaltene Beherrschung und sie warf sich in Thränen ausbrechend auf einen alten, wackligen Stuhl.

Franz war in der Stube zurückgeblieben und wartete, ob sie nicht wieder herunterkommen möge. Aber Alles blieb still im Hause, nur manchmal tönte vom Hofe herauf ein lautes Wort bis zu ihm. Er war in Träumen versunken; seine Rechte wühlte in den blonden Haaren, dann fuhr sie herab über die Augen, um die Thränen zu trocknen, die einzeln hervorquollen.

Plötzlich fuhr er empor. In der Thür stand Frau Ruppert und frug mit ihrer milden Stimme herüber, wo Sabine sei.

Er wollte antworten, aber die Stimme versagte ihm. Er zeigte mit der Hand die Treppe empor und ohne ihn weiter zu beachten, stieg sie hinauf. Droben wurde auf ihr Klopfen sogleich geöffnet, aber ehe sie noch recht eingetreten war, stand das Mädchen schon auf dem alten Stuhl, öffnete eines der Dachfenster und steckte den Kopf hinaus, daß er von drinnen nicht gesehen werden konnte.

„Wie schön draußen Alles noch ist!“ sagte sie, daß die Worte nur verloren an das Ohr der alten Frau drangen, „ich habe gar nicht geglaubt, daß hier von den Dachfenstern eine so schöne Aussicht sei.“

Sie hatte Recht, es war ein wunderbarer Anblick da. Vor ihr dehnte sich das Dach mit seinen dunkeln Fittigziegeln hin, an die Ecke stieß das Scheunendach, welches der alte, zerfallende Thurm überragte. Man konnte auch von da recht deutlich sehen, wie schlimm die Jahrhunderte mit ihm umgesprungen waren; nach dem Wohnhause herüber, dicht über dem Scheunendache, gähnte eine große, schwarze Höhlung, die früher wohl ein zierliches Fenster gewesen sein mochte, denn sie zeigte an der einen Seite noch das kunstvoll in Stein gehauene Kapitäl einer korinthischen Säule. Weiter hinaus schweifte der Blick über das herbstliche Land: die Wiesen und Gründe zeigten ein helles Graugrün, und von da, wo sich die Bäume enger zusammengedrängt hatten, schimmerte es in Orange, Roth und Braun herüber.

Frau Ruppert hatte ihre Hand auf Sabinen's Schulter gelegt und sagte mit lauterer Stimme als sie gewöhnlich zu reden pflegte: „Willst Du nicht einmal hereinsehen, Kind.“

Das Mädchen gehorchte. Sie schloß das Fenster und blieb schweigend vor der Mutter stehen, die ihre Hand mit sanftem Druck ergriff. „Wie roth Du um die Augen siehst!“ sagte sie liebreich. „Du hast geweint, Kind, und dazu schließest Du Dich in dem öden Dachkämmerchen ein. Weißt Du nicht, daß Dein rechter Platz, wenn Leid über Dich kommt, am Herzen Deiner Mutter ist.“

Durch Sabinen's Gestalt lief ein Zittern, dann sank sie zu Boden und barg aufschluchzend ihr Gesicht in den Falten des dunkeln Rockes der alten Frau.

„O Mutter, Mutter, muß es denn sein, daß ich so namenlos elend werde?“

Frau Ruppert beugte sich nieder und ließ die Hand wie segnend auf den Flechten des jungen Mädchens ruhen.

„Durch Leid zur Freude, mein Kind. Meinst Du, daß ich immer auf Rosen gewandelt sei?"

Sabine trocknete ihre Augen und sah empor zu dem müden Angesicht, welches sich über sie beugte.

„Du bist nicht glücklich, Mutter?" zitterte es von ihren Lippen.

„O doch, Kind!" sagte die alte Frau und preßte die Hand gegen die Brust, „habe ich doch Dich gehabt, Du bist mein Stolz und meine Freude gewesen; wenn das Herz mir in Weh erzitterte, habe ich Dich dagegen gedrückt und wie ein süßer Trost ist's über mich gekommen."

Das Mädchen hatte sich erhoben und sagte leise: „Ich will fest sein, Mutter. Wie ein Schleier ist mir's jetzt von den Augen gefallen; ich kann mir nun so manches Vergangene erklären, Du arme, liebe Dulderin."

„Still, still!" unterbrach sie die Matrone, „es ist Jedem vom Himmel nur so viel bestimmt, als er zu tragen vermag."

Dann wandte sie sich nach der Thür und sagte noch im Hinausgehen: „Komm herunter, Sabine. Was sollen die unten von Dir denken, wenn Du so lange wegbleibst!"

Sie ging hinunter nach der Stube, wo Franz noch immer war. Er hatte sich an das Fenster gesetzt und schaute hinaus in die dunkelnden Blätterwogen des Nußbaumes und nach dem klaren Herbsthimmel, der hier und da durch das Grün schimmerte. Geräuschlos war sie nach einer Kommode geschritten und suchte da in einer mit verschiedenen Büchern und Papieren angefüllten Schublade. Bald hatte sie gefunden, was sie brauchte: es war ein dickes Buch in dunklem Bande, das barg sie unter der Schürze und verließ das Zimmer wieder.

Eilig lief sie nach der Schlafkammer Sabine's und verriegelte dieselbe hinter sich. Dann stand sie tief aufathmend still und schaute einen Augenblick träumerisch vor sich hin. Da, wo der Kopf beim Schlafen zu liegen kommt, legte sie die Kissen zurück und machte eine Vertiefung in dem knisternden Stroh; dahinein legte sie das Buch, überdeckte es sorgsam und stand dann eine Weile die Lippen still wie im Gebet bewegend.

Draußen hörte sie Sabine die Treppe herabkommen und sie regte sich nicht. Als die Schritte endlich verhallt waren, verließ sie die Kammer. Im Hofe sah sie die beiden Linke, Vater und Sohn neben einander stehen. Des Alten Gesicht leuchtete vor Befriedigung als er zu dem Sohne sprach: „Nun mögt Ihr Beide nur Euer dummes Benehmen lassen, wir haben jetzt ein Reugeld ausgemacht, wenn eins zurücktreten sollte. Dreitausend Thaler! Das ist eine ganz schöne Summe und Keiner von uns mag die gern verlieren. Wir wollen aber jetzt nach Hause fahren, denn diesen Tag habt Ihr Euch doch verdorben."

Der junge Mann überschritt den Hof nach dem Stalle hinüber und ließ da die beiden Braunen herausholen, während der Alte in das Haus zurückging. Der Wagen stand bald fertig vor der Thür und der Bauer und die Bäuerin begleiteten den Gast heraus.

„Wo ist denn Sabine?" frug er im Begriff den Wagen zu besteigen, „läßt die sich denn gar nicht mehr sehen?"

Die alte Frau lief zurück in's Haus, um das Mädchen zu suchen, während die Männer weiter sprachen.

Sie waren schon zum Abfahren bereit, die Zügel hatten gezuckt und die Braunen begannen auszuschreiten als das junge Mädchen in der Thür erschien und ihnen noch einen Abschied zunickte.

Drei Wochen waren vergangen. Im Klosterhofe wurden ganz bedeutende Vorbereitungen zur Hochzeit schon getroffen. Frau Ruppert hatte ihre Leinentruhen geöffnet und bis tief in die Nacht hinein saßen die Arbeiterinnen, um noch Alles zur rechten Zeit fertig zu bringen. Aber das rechte Leben war doch nicht im Hause. Zwischen dem Bauer und seiner Tochter hatte sich eine tiefe Kluft geöffnet und obgleich er kein Gefühlsmensch war, überkam es ihn doch seltsam, wenn er sah, wie wenig Theil er mehr an dem Herzen seines Kindes hatte, wie sich die Liebe, die ihm früher so frisch entgegengebracht worden war, nur noch auf die Mutter beschränkte.

Das Mädchen ging wie träumend im Hause umher und Frau Ruppert sah mit Beben, wie das früher so helle, frische Gesicht von Tag zu Tag blasser wurde.

Es war ein schöner, warmer Abend noch und Sabine stand am Fenster.

„Du solltest ein wenig hinausgehen über die Felder, Kind, daß die rothen Backen wiederkommen. Das ist doch kein Aussehen für eine Braut, so bleich wie eine Lilie", sagte die alte Frau und fuhr liebkosend über des Mädchens Wange.

Sabine befolgte ihren Rath. Sie strich sich den Rock glatt und ging dann hinaus, den Hügel hinab, den Weg, der sich vom Dorfe hinaus nach der Haide zu hinzieht, einschlagend. Die Luft war klar und sie konnte weithin über die Stoppelfelder sehen. Da draußen auf der Haide hoben sich von dem röthlichen Abendhimmel die Figuren der Leute schwarz ab, die um die Schäferhürde standen. Weithin über das dürftige Land war die Heerde zerstreut, die der Hund munter umkreiste. Auf der Deichsel der fahrbaren Hütte saß der alte Schäfer: seine lange, hagere Gestalt war vornüber gebeugt und die Hände bewegten sich hastig. Neben ihm waren noch einige Personen: es schienen Kinder zu sein, so klein waren sie.

Sabine verließ den Fahrweg und schritt einen Feldrand entlang. Unter ihren Füßen knisterte und rauschte das dürre Gras und an die Röcke hingen sich die langen, weißen Fäden des Altweibersommers fest, die, vom Abendthau schwer, von den vertrockneten Schafgarbenstengeln und Rainfarren herabhingen. Manchmal noch scheuchte ihr Fuß ein grünes Heupferdchen auf, das die Kameraden überlebt. Sie blieb einen Augenblick mit hochklopfendem Herzen stehen und beugte sich dann nieder nach solch einem kleinen, grünen Burschen, der eben erschreckt vor ihr geflüchtet war. Sie setzte ihn auf die Hand und sah das zierliche Thier lange an. Dann plötzlich war er mit einem Sprunge fort und zwischen den dürren Grasstengeln zu ihren Füßen verschwunden.

Sie lief weiter, sie merkte es kaum. Dann schaute sie plötzlich empor. Vor ihr dehnte sich das dürftige Land hin, die Felder lagen ihr im Rücken. Die letzten Strahlen der Sonne glänzten als Wiederschein am Himmel, es lag schon halbe Dämmerung über der öden Trift. Nicht weit von ihr entfernt stand die Schäferhütte, sie hörte einzelne Laute von da zu sich herübertönen.

Sie lenkte ihre Schritte darauf zu, dann als sie ganz nahe herangekommen war, blieb sie zaudernd im Schatten der Hütte stehen. Unweit von ihr kniete ein junges Mädchen vor einem kunstlos aus Feldsteinen aufgebautem

Herde und war damit beschäftigt, den darunter befindlichen Reisigbüschel anzubrennen. Neben ihr lag auf einer Decke ein kleines Kind, welches heftig schreiend mit den dicken, drallen Aermchen nach ihr langte.

„Ruhig, Kindchen!" sagte sie herum nach ihm und drohte lächelnd mit dem Finger; „wenn der Großvater die Schafe in die Hürde zusammengetrieben hat, möchte er seine warme Suppe haben. Du mußt Dich schon gedulden, bis ich Dich wieder tragen kann."

Sie wandte sich ihrer Arbeit wieder zu und der Junge schrie weiter. Plötzlich hielt er inne und Beate sah sich nach ihm um, beinahe besorgt, da sie nichts mehr von ihm hörte. Das Feuerzeug entglitt ihren Händen und sprachlos fuhr sie empor, als sie das Kind auf Sabine's Arme sah.

„Du!" rang es sich von ihren Lippen. „Gieb mir mein Kind, Sabine. Nimm mir nicht Alles auf der Welt!"

Das Mädchen war zusammengefahren vor den flehenden Worten Beate's. Sie schloß das Kind fester in ihre Arme und drückte einen Kuß auf seine reine Stirn.

„Laß sein, Beate", entgegnete sie leise, „siehst Du nicht, daß ich mich im Dulden üben will."

Die antwortete nicht. Sie hatte das Feuerzeug wieder aufgenommen und begann ihre Arbeit, während Sabine leise eine Melodie summend auf und nieder ging. Das mochte dem Jungen gefallen: seine kleinen Züge verzogen sich zu einem Lächeln und er blickte glücklich empor zu der neuen Wärterin.

Da schlug dicht neben den Beiden der Hund an und sprang auf Sabine zu. Als sie sich umsah, erblickte sie von dem Schein des Herdfeuers schwach geröthet den alten Hirten, einen achtzigjährigen Greis, und Ludwig vor sich stehen. Der Alte grüßte sie leise und setzte sich dann auf die Deichsel der Hütte nieder. Er zog einen Strickstrumpf aus der Tasche und unter seinen Fingern reihte sich Masche an Masche.

Der junge Mann war auf Sabine zugetreten und hielt dem Knaben beide Arme entgegen.

„Komm' Bursche!" sagte er rauh, „das ist kein Platz für Dich." Er nahm ihn von Sabine's Arm und legte ihn hinein in die Hütte. Dann lehnte er sich an die Wand in der Nähe des Alten und begann die Melodie eines Volksliedes zu pfeifen. Doch es ging nicht. Die Töne kamen schwer und hart über die Lippen und er brach plötzlich ab und ging mit eiligen Schritten auf Sabine zu, die neben Beate am Feuer stand. Beide Hände legte er auf ihre Schultern und schaute mit weichem, traurigem Ausdruck in die starren Augen des Mädchens.

Wie Nebel schwebte es darin empor in diesen festen, grauen Augen, als wenn die Morgensonne in eine Stromniederung fällt, in der sich die Dünste der Nacht angesammelt haben, und plötzlich sahen sie leuchtend, mit dem Ausdruck tiefster Liebe auf den jungen Mann.

„Wie habe ich mich nach Dir gesehnt", bebte es leise von ihren Lippen; „nur einmal noch wollte ich Dich sehen und sprechen, „nun soll Dein Bild in meinem tiefsten Herzen begraben sein."

Er stand schweigend vor ihr, aber über die bleiche Stirn zuckte es und ein düsterer Glanz leuchtete aus seinen Augen.

„Sieh, Sabine", sagte er sich plötzlich aufraffend, „wie leer und wüste die Welt ist! Es ist Herbst, Sabine! Und bald wird der Schnee fallen, der

alle Blüthen tödtet. Wenn sie auch noch so jung und schön sind. Ist's nicht besser, eine liebende Hand kommt und bricht sie, ehe des Frostes Hauch ihre Köpfchen trifft!"

Sie zog seine Hand an ihre Lippen und preßte einen leidenschaftlichen Kuß darauf.

„Diese liebe Hand!" sagte sie wie im Traum und heiße Thränen rollten über ihre Wangen.

Sie hatten es Beide nicht bemerkt, daß der Alte sich erhob und hinter sie trat. Ueber sein hageres Antlitz flog es wie ein trauriges Lächeln, ein Wiederschein aus ferner, ferner Zeit, und er legte die Hände wie segnend auf die Häupter der beiden jungen Leute.

„Großvater, was hast Du?" frug Ludwig und schaute empor in die alten, ernsten Augen.

„Ich war auch einst jung — es ist ewig lange her. Mir wills dünken, es sei ein süßer Traum gewesen, daß um den alten Kopf da dunkle Haare geflogen sind und daß mir das Blut so heiß in den Adern und im Herzen rollte!" sagte er mit seiner monotonen Stimme. „Ihr meint vielleicht jetzt, es müsse Euch das Herz brechen. Aber es ist ein seltsam Ding, das Herz — ich kenne es wohl. Man glaubt es sei aus Glas und der leichteste Schlag müsse es zerschmettern, und aus Eisen ist's. Mich schauert!" sagte er dann plötzlich und zog den Rock dichter um sich. „Wollt Ihr nicht herein in die Hütte kommen?"

Er öffnete die Thür und kroch hinein in den dunkeln Raum. Das Weinen des Kindes drang daraus hervor und manchmal Beate's beschwichtigende Stimme. Sabine hatte sich vor der Thür niedergelassen und ihr zur Seite an der Wand lehnte Ludwig. Er sah schweigend empor zu dem dunkeln Nachthimmel, von dem nur einzelne Sterne niederleuchteten. Ein tiefes Schweigen lag über der Flur, nur der Nachtwind raschelte in den dürren Gräsern rings. Der trübe Glanz der wenigen Sterne wurde manchmal durch eilende Wolken verlöscht: dann wurde es tief dunkel umher.

In der Hütte hatte sich der Schreihals beruhigt und plötzlich tönte die Stimme des Alten wieder an Sabine's Ohr. Sie sah sich um nach ihm: er hatte sich an die Thür gesetzt und steckte den Kopf heraus in die schweigende Nacht. In den Händen hielt er seinen Strickstrumpf und arbeitete hastig.

„Ja", sagte er mit seiner eintönigen Stimme, daß es klang, als kämen die Worte aus weiter Ferne, „Ihr meint, Ihr allein hättet alles Leid der Erde zu tragen. Und Ihr seid verzweifelt in Eurem Schmerze, der doch so klein ist. Früher da betete man, wenn Unglück auf einem lastete — heutzutage haben es Alle vergessen, daß noch ein Gott im Himmel ist. Das ist schlimm, Kinder, denn es bleibt nichts anderes übrig, als im Leid zu verzweifeln.

Er hielt inne und seine Blicke folgten den eilenden, dunklen Wolken am Himmel. Die Hände arbeiteten weiter, Masche an Masche reihte sich unter ihnen und der Alte versenkte sich in tiefes Sinnen. Nur einmal fuhr er auf und seufzte laut. Er wandte sich an das Mädchen, die dicht vor ihm lehnte und sagte leise: „Siehst Du die Wolken am Himmel ziehen, Sabine! Sieh, so sind die Jahre an mir vorübergezogen, eilig, grau; ich weiß mich ihrer kaum noch zu erinnern."

Er brütete weiter, das Haupt gesenkt, lautlos, regungslos.

Sabine war zu Ludwig getreten und ergriff seine Hand.

„Ich muß fort", sagte sie leise, „die Mutter wird sich um mich ängstigen! Ich darf Dich nicht mehr wiedersehen, Ludwig. So leb denn wohl!"

Er drückte ihre Hand so fest in der seinen, daß ein leiser Wehlaut sich von ihren Lippen rang.

„Muß es denn sein, Sabine? Ist's nicht zu ändern?" frug er mit bebender Stimme.

„Zu ändern? O doch!" sagte sie wehmüthig. „Ich müßte sterben vor der Hochzeit."

Er schloß die Augen und ein tiefer Seufzer kam von seinen Lippen.

Neben ihnen lachte der Alte dumpf auf. „Seid Ihr schon wieder beim Sterben! Das spricht sich so gut aus und klingt so tapfer und ist doch die größte Feigheit, die ein Mensch je zeigen kann. Auch an mich ist die Versuchung herangetreten, eine lockende Versuchung: so tief unter der grünen Rasendecke zu schlafen, nichts mehr zu wissen von der Mühe und Noth des Daseins. Ich war auch ein junger Kerl, dem sie die Liebste gestohlen hatten. Sie war ein armes Mädchen, aber das schönste im Dorfe und ihr Vater hatte sie, obgleich er wußte, daß sie nur mich haben wollte, dem alten Müller versprochen. Da habe ich manchmal gezittert vor Wuth und Schmerz. Einmal Abends traf ich Hanne, sie kam vom Felde und blieb auf dem schmalen Wege zwischen den Zäunen neben mir stehen. Sie zeigte ein trauriges Gesicht und erzählte mir, daß der Müller sehr um die Hochzeit dränge. Freilich er hatte nothwendig. War er doch hoch in den Fünfzigern und schon seit einem Jahre Witwer.

Da hab' ich auch im ausbrechenden Schmerze gerufen, muß es denn sein, muß es denn sein!

Sie strich sich mit der Hand über die Augen und sagte leise: „Wie Gott will! Vergangene Nacht, da Alles im Schlafe lag, bin ich aufgestanden und herüber zum Gnadenbilde gegangen und habe dem mein Herz recht ausgeschüttet; nun mag's werden wie Gott will, ich bin ruhig!" Sie schritt an mir vorüber und als ich ihr den engen Weg lang nachblickte, war es, als komme der Seelenfrieden, den das Gnadenbild über sie ausgegossen, auch über mich.

Es war am Sonntage darnach. Der Müller hatte Hanne und ihren Vater erst in seinem Gehöfte herumgeführt, dann waren sie nach dem Wirthshause gegangen. Als sie noch da saßen, kam eine Magd gelaufen und meldete, daß ein Händler aus der Stadt da wäre, um Vieh zu kaufen. Der Müller ging sofort nach Hause und mit ihm kamen Hanne und ihr Vater.

Die Bauern am Wirthstisch steckten die Köpfe zusammen. Nach einer Weile meinte einer, es wäre doch nicht Unrecht, wenn er auch etwas bei dieser Gelegenheit an den Mann bringen könne und er erhob sich und ging hinüber nach der Mühle, um dem Händler ein Anerbieten zu machen. Es liefen ihm mehrere nach und bald standen alle die drüben beim Biere zusammengesessen hatten da im Mühlhofe, schwatzten und warteten.

Da ging die Thür auf, dann brachten die Knechte einen mächtigen Stier geführt, auf den der Händler geboten. Er lehnte in der Thür, der Müller stand davor und hin und her wurde gehandelt und gestritten. Wie die Bauern hörten, daß die Beiden nicht handelseinig waren, zogen sie sich zurück vor das Thor; von da draußen klang ihr Reden laut herein in den Hof.

Der Stier stand da, den mächtigen Kopf gesenkt. Die tückisch funkelnden Augen starrten unbeweglich über den Hof. Der eine der Knechte hatte

sich entfernt, etwas zu holen, nur ein junger Bursche war noch da, der das Thier hielt.

Der Händler war herausgetreten und stampfte mit seinem Stock auf den Boden. „Ihr seid nicht bei Sinnen, Müller!“ sagte er ärgerlich, „das bezahle ich doch noch nicht für das größte, stärkste Thier.“

„Ihr sollt mir lange suchen, bis Ihr einen größeren findet!“ meinte der Müller.

Der Händler ließ seinen Stock über den Rücken des Thieres gleiten, dann stieß er mit der Spitze gegen die Seite und sagte: „Das soll doch nicht so etwas gar besonderes —“

Der Stier hatte, als er die Berührung des Stockes fühlte, den Kopf erhoben und stieß einen kurzen, brummenden Laut aus, dann aber, als die Spitze seine Seite traf, schüttelte er den Kopf heftig und entriß sich laut brüllend dem Knechte. Das Hofthor wurde eilig geschlossen und die ganze Gesellschaft zog sich in das Haus zurück, während das Thier wüthend draußen umherlief.

Sie standen hinter der Thür und beriethen, wie sie ihn wohl am besten in den Stall zurückbringen könnten. Wenn die Augen verbunden wären, dann ginge es wohl, meinte der Müller, und sich an die Knechte wendend, frug er die, ob sie es besorgen wollten. Die blieben beide stumm und sahen zu Boden.

Da trat das Mädchen auf ihn zu.

„Ich will's thun!“ sagte sie fest. „Holt mir ein altes Tuch dazu.“

Der Müller zwinkerte mit den Augen und wollte sie liebkosen, aber sie wich einen Schritt vor ihm zurück, als sie seine Absicht merkte. Das Tuch wurde gebracht, sie nahm es an sich und trat dann hinaus auf den Hof, den der Stier noch immer umkreiste. Er schien etwas ruhiger zu sein, er sprang nicht mehr so wild wie vorher. Hanne ging an dem Hause entlang und ließ ihn dreimal an sich vorüberlaufen, dann als er sich ihr wieder näherte, war sie mit einem schnellen Sprunge an seiner Seite und warf ihm das Tuch über den Kopf.

Er brüllte kurz auf und schüttelte sich wild, daß es weit davon flog. Dann stutzte er einen Augenblick und plötzlich, als er sah, daß das Mädchen die Flucht ergriff, stürzte er ihr nach. Sie eilte schreiend nach der Thür, während dicht hinter ihr das Schnaufen und Brüllen des wüthenden Thieres ertönte.

Mit beiden Fäusten schlug sie dagegen, aber es wurde ihr nicht geöffnet; sie hörte wie der Müller aus einem Fenster der Wohnstube hinaus die draußen wartenden Männer zu Hülfe rief. Und weiter lief sie in wahnsinniger Angst.

Sie hatte sich im Laufen die schwarze Sonntagsjacke herabgerissen und warf sie auf den Stier, als er ihr gar zu nahe kam. Er stutzte einen Augenblick und ließ sie herab auf den Boden gleiten, da stieß er das Kleidungsstück mit den Hörnern umher, daß es bald nur noch einem unförmlichen Fetzen glich.

Indessen hatte sich das Thor geöffnet, dessen Schlüssel der Müller zum Fenster hinausgegeben und einer der Bauern sprang herein und zog Hanne mit sich hinaus. Vor dem Thore brach sie bewußtlos zusammen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie auf der Bank in der Müllerstube und das Geräusch vieler Stimmen drang an ihr Ohr. Sie richtete sich empor und überschaute die Stube: die Bauern waren alle mit herein-

gekommen. Wie ein Blitz durchzuckte es sie, sie sprang empor, trat auf die Bank und sagte dann mit zitternder Stimme noch: „Wollt Ihr mich anhören, Ihr Leute!“

Es war wenig auf sie geachtet worden, desto mehr aber auf die Branntweingläser auf dem Tische, aber jetzt, da sie so sprach, wandten sich alle Köpfe nach ihr herum. „Was will die Hanne?“ frugen verschiedene Stimmen.

Eine glühende Röthe stieg in ihr Gesicht als sie sich von so vielen Augen angestarrt sah und ihre Stimme zitterte stärker, als sie begann: „Nur zwei Fragen möchte ich an Euch richten. War es wohl recht, daß der Müller die Thür verschloß, als er mich draußen mit dem wüthenden Thier allein wußte? Und: Kann eine Frau sich einem Manne verheirathen, der so wenig Männlichkeit hat, daß er sich fürchtet, ihr zu helfen, wenn er in Gefahr ist?“

Sie athmete hoch auf und senkte die Augen.

Die Stimmen umher dämpften sich zu leisem Murmeln, denn keiner wollte es mit dem reichen Müller verderben. Der trat jetzt aus dem Kreise der Bauern heraus.

„Was fällt Dir ein“, sagte er spöttisch. „Hat Dir die Angst den Kopf verdreht gemacht, Hanne?“

„Nein“, sagte sie, und ihre Stimme wurde wieder fest, „aber kräftig hat sie mich gemacht, die Fesseln von mir zu werfen. Ich mag Dich nicht, Müller, denn Du bist kein Mann, Du bist ein Feigling.“

Er sah sie lange an. „Geh zu und leide Hunger“, sagte er hart, „ich bekomme zehn andere!“

Sie sprang von der Bank herab und verließ die Stube.

Es war vollständig still darin geworden, so lange sie noch da war, aber als sie hinter der Thür verschwunden, brach ein lautes Stimmendurcheinander aus.

Sie wankte über den Hof, unsagbar müde. An dem Thore mußte sie sich anlehnen, um nicht umzufallen. Die ganze Aufregung, welche sich ihrer bemächtigt hatte, begann jetzt erst recht fühlbar zu werden. Aus der Thür kam ihr Vater. Er schritt an ihr vorüber, ohne sie anzuschauen, er wandte sich nicht nach ihr um, als sie in den bittendsten Tönen seinen Namen rief.

Als er ihren Blicken entschwunden war, raffte sie sich empor. Eine seltsame Angst vor den Menschen hatte sich ihrer bemächtigt, sie jagte beinahe durch das Dorf, nur hinaus, hinaus.

Ich war draußen umhergelaufen, denn ich mochte damals auch nicht gern Menschen sehen. Als ich auf dem Heimweg her nach der Trift kam, sah ich sie sitzen. Sie hatte sich zwischen einige Wachholderstöcke gekauert und hielt das Gesicht in den Händen verborgen.

Ich war unhörbar herangeschlichen und sagte plötzlich vor ihr stehen bleibend: Was fehlt Dir, Hanne?

Da fuhr sie empor und sah mich mit seltsamen Augen an. „Drinn im Dorfe sagt jetzt ein Jeder, ich gehöre ins Tollhaus, weil ich dem reichen Müller einen Korb gegeben!“ sagte sie leise.

Sie sah mich einen Augenblick mit ihren dunklen Augen an.

„Und was sagst Du dazu?“ begann sie dann zagend.

Ich riß sie empor und bedeckte ihren Mund mit Küssen.

Die Sonne stand tief am Himmel als wir heimkehrten. Ihr Vater verweigerte ihr die Aufnahme in seiner Hütte, wir gingen deshalb herauf zu Deinem Urgroßvater, Sabine, bei dem sie die Zeit lang in Dienst gestanden,

ehe der Müller um sie geworben. Er war ein braver Mann und nahm sie wieder auf bis zu unserer Hochzeit.

Am Abend standen wir am Fenster ihres engen Kämmerleins; draußen hing der Vollmond über der Erde und ein ganzes Meer von Wohlgerüchen schien darüber zu fluthen.

Hanne beugte sich dicht zu mir. „Wir haben noch einen Gang zu thun", sagte sie leise, „weißt Du wohin?"

Ich schüttelte den Kopf.

Sie blieb auch still, nur meine Hand ergriff sie und zog mich mit sich fort, über den Hof hinüber. Drüben öffnete sie die Thür des alten Thurmes und wir stiegen die Treppe empor.

Das Zimmer, welches wir betraten, war fast vollständig angefüllt mit den Ueberbleibseln aus der alten Klosterkirche. Die Ruppert hatten, nachdem sie die Klosterruine an sich gebracht, alle die Ueberbleibsel der Ausschmückung des Gotteshauses in diesem alten Zimmer untergebracht.

Hanne schritt nach einer Ecke, dort fiel sie nieder zur Erde und betete weinend.

Meine Blicke suchten die Dämmerung zu durchdringen; da sah ich sie stehen, die Himmelskönigin mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Es war das wunderthätige Gnadenbild, welches in früheren Jahrhunderten dem Kloster zu großem Ansehen verholfen und ihm so große Reichthümer zugeführt hatte, jetzt da in der dunkeln Ecke stand, verstaubt, beinahe vergessen."

Der Alte hielt erschöpft inne und fuhr mit der Hand durch die wirren, weißen Haare.

„Ja, ja, wie doch Alles so schnell vergeht!" sagte er dann seufzend. „Wir meinten damals auch, wir wären glücklich. Wir waren es wohl auch, aber nur zu kurze Zeit. Sie mag wohl zu gut für diese Welt gewesen sein, meine Hanne, daß sie so bald von mir ging."

Er schaute wieder empor und seine Gedanken flogen mit den eilenden Wolken fort, weit hinaus.

Ludwig legte seine Hand auf die Schulter des Alten. „Geh nach Hause, Großvater", sagte er weich, „die Nacht wird kalt und der Wind bläst durch die Breterwände der Hütte. „Ich kann das eher ertragen als Ihr."

Dann wandte er sich zu Sabine: „Geh auch Du, sie werden Dich drinnen suchen!"

Sie drückte seine Hand fest und bemühte sich zu lächeln: „Hoffen wir!" sagte sie leise.

Er antwortete nicht. Er kroch in die Hütte und raschelte drinnen im losen Stroh.

Beate hatte das Kind in ein warmes Tuch gehüllt und kam heraus zum Fortgehen fertig. Sie legte ihre Hand auf die Schulter des Alten und sagte leicht: „Kommt, Großvater!"

Der Alte richtete sich auf und schritt an ihrer Seite dem Dorfe zu. Sie sprachen nicht, nur als sie vor den ersten Hütten ankamen, blieb Beate zögernd still stehen.

„Willst Du mir eine Liebe anthun?" frug sie flüsternd.

Sabine hielt inne und blickte Beate fragend an.

Der Alte kümmerte sich nicht um die Beiden. Er schritt den Weg entlang, rastlos in dem erwachenden, schärferen Winde.

Als er sich weit genug entfernt hatte, um nicht mehr hören zu können

von dem, was die beiden Mädchen sprachen, legte Beate ihre Hand wie beschwörend in die Sabine's.

„Sei gut mit ihm, wenn er kommt, ich bitte Dich!“ sagte sie mit angstvoller Stimme.

Sabine fuhr erstaunt empor. „Und das erbittest Du, Beate, die Verlassene? Sieh, ich könnte es vielleicht thun; aber wenn ich ihn sehe, steigt mir seine Untreue vor den Augen auf und mein Mund weiß nur bittere Worte zu sprechen.“

Beate drückte das schlafende Kind fester an ihre Brust, dann sagte sie traurig: „Er ist doch auch nur ein Mensch und wir sind Alle schwache, elende Geschöpfe. Es ist so leicht, Jemand in harter, liebloser Rede zu verdammen, sehen wir ja doch Alle nur das Gesicht und nicht das Herz. Bezwinge Dich, Sabine. Sei freundlich und gut gegen ihn, wenn er kommt. Es kann Dich doch weniger Ueberwindung kosten es zu thun, als mich, Dich darum zu bitten.“

Dann schritt sie in den dunkelnden Herbstabend hinein und das Geräusch ihrer Schritte war bald in dem Windeswehen verklungen.

Sabine holte sich, als sie zu Hause angekommen war, ein Licht aus der Küche und ging hinauf nach ihrem Kämmerchen. Sie mochte Niemand mehr sprechen, denn das Herz war ihr zu voll.

Lange schon hatte sie dagelegen, aber der Schlaf kam nicht in ihre Augen. Unter der weißen Stirn klopfte und hämmerte es in raschem Tacte, das Blut kreiste fieberhaft durch die Adern. Sie richtete sich empor, das Haupt in die Hand gestützt und versank in tiefe Träumereien. Lange hatte sie so dagesessen, da fühlte sie plötzlich einen harten Gegenstand unter dem stützenden Arm. Sie riß die Kissen empor und zog ihn heraus, und als sie ihn in der Hand hielt und fühlte, was es war, da legte sie den Kopf leise darauf nieder und weinte bitterlich. „Du liebes, treues Mutterherz“, murmelten ihre zuckenden Lippen. Dann, als sie sich ausgeweint, zündete sie das kleine Licht wieder an und schlug die Bibel auf. Es war der Psalter, in den sie gekommen und ihre Augen blieben auf den Worten haften: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über Die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindes Kind.“

Sie legte sich zurück und verlöschte das kleine Licht.

Frau Ruppert sah am andern Morgen das Mädchen mit lächelndem Gesicht an. „Was doch so ein Spaziergang thut!“ sagte sie heiter. „Du bist heute wie umgewandelt, Sabine.“

Die saß am Fenster, mit einer Näharbeit beschäftigt, und sah, als sie ihre Mutter sprechen hörte, empor.

„Es ist gut, daß ich gestern ging“, antwortete sie sinnend, „heute könnte ich es nicht mehr. Der Wind bläst so rauh über die Stoppeln draußen, daß es einem graut, hinauszugehen.“

Tag auf Tag verging und immer näher rückte die Hochzeit heran. Einige Male war Franz von Melsen herübergekommen, aber mit Sabine hatte er seit der Brautschau beinahe nicht mehr gesprochen. Sie machte sich immer ein Geschäft in der Wirthschaft, wenn er da war, und ließ ihn in der Stube bei Vater und Mutter sitzen.

Es war sehr ruhig im Klosterhof gewesen die ganze Zeit her. Sabine's helles Lachen ertönte nicht mehr auf den Gängen und in den Zimmern. Frau Ruppert sagte es einmal zu ihrem Manne, als sie Nachmittags beim Kaffee zusammensaßen. Er stopfte sich eben die Pfeife und deutete damit durch das Fenster hinaus. „Das ist wohl ein Wunder!“ sagte er langsam, „wenn einem bei dem Wetter die Lust zum Lachen vergeht!“

Sie ließ ihre Augen hinausschweifen durch die plätschernden Regenfluthen, die draußen niederströmten, und nach den immer kahler werdenden Zweigen des Nußbaumes und sie seufzte tief auf.

Endlich war der Polterabend da. Sabine war mit farblosem Gesicht den ganzen Tag im Hause umhergelaufen, als könne sie nirgends Ruhe finden. Als am Nachmittag der Bräutigam mit seinem Vater und seiner Schwester ankam, ließ sie sich nicht sehen. Wohl eine Stunde hatte man an ihrer Kammerthür klopfen müssen, ehe sie öffnete. Und erst als sich Ruppert selbst bewogen gefühlt hatte, nach ihr zu gehen, hatte sie geöffnet.

„Was soll denn das heißen?“ schrie er sie an als sie öffnete, und sein Gesicht war von Zorn geröthet. Dann blieb er in sprachlosem Erstaunen stehen und musterte ihre Kleidung. „Und so willst Du heruntergehen, gerade als sollte Jemand begraben werden? Jetzt fehlt nur noch die Citrone in der Hand. Jetzt zieh Dich sofort um; in einer Viertelstunde bist Du fertig, verstanden!“

Sie schloß die Thür wieder und er ging hinab. Es waren unterdeß noch mehr Hochzeitsgäste angekommen, die sprachen und lachten durcheinander, daß man Ruppert's Unmuth ganz übersah. Sabine kam auch herein und begrüßte Alle mit der ihr eigenen kalten Freundlichkeit, die man nur an ihr gewohnt war, und zu der das marmorblasse Gesicht genau zu gehören schien.

Sie ließ sich an Franz's Seite nieder, aber sie sprach nicht zu ihm. Und das fanden die Meisten der Anwesenden auch ganz in der Ordnung, denn es ist doch immer eine nachdenkliche Sache um das Heirathen.

Der Wind draußen verstärkte sich gegen den Abend zum brausenden Herbststurme und der Regen schlug wild gegen die Scheiben. Da war es in dem warmen Zimmer beim schäumenden Bier und den qualmenden Pfeifen doch gemüthlicher und die alten Bauern befanden sich wohl da. Nur den beiden Brautleuten dehnten sich die Stunden zu Ewigkeiten aus. Die Mitternacht war vorüber, als sich die ganze Gesellschaft erhob, um sich zur Ruhe zu begeben.

Die älteren Leute hatten sich schon in ihre Kammern zurückgezogen, Sabine lehnte allein noch an dem Geländer der Treppe und lauschte auf das Gebrause, das um die Ecken des Hauses fuhr. Da stand Franz plötzlich neben ihr. Er sah sie bittend an und reichte ihr die Hand entgegen.

„Sollen wir auch heute noch so fremd auseinandergehen, Sabine!“ flüsterte er leise, „wo uns morgen doch ein Band für das Leben verbinden wird. Ich weiß es wohl, daß ich Deiner unwürdig bin: ich kann mich zu Deiner Größe nicht erheben.“

„Laß das“, sagte sie rauh, „derartige Bekenntnisse klingen widerwärtig!“

„Wir sind bis jetzt so kalt an einander vorüber gegangen, Sabine, das muß sich doch nun ändern. Und jetzt ist's die günstigste Zeit, noch einzulenken in unserem seltsamen Benehmen. Es ist nichts mehr zu ändern, so laß die

Vergangenheit hinter uns versinken und uns nur noch in die Zukunft blicken. Gieb mir einen Kuß, Sabine!"

Er streckte seinen Arm aus, um sie zu umschlingen, aber sie stieß ihn zurück, daß er wankte.

„Rühre mich nicht an, Franz!" sagte sie drohend.

Er hatte sich an das Geländer geklammert und erhob die eine geballte Faust gegen sie.

„Ich könnte Dich zerschmettern", sagte er grimmig, „so heiß steigt mir der Haß gegen Dich auf. Das ist keine Tugend mehr, die aus Dir spricht, es ist der Stein, der Dir anstatt des Herzens in der Brust liegt."

Sie athmete tief auf und ihre sonst so kalte Stimme erklang in süßen Tönen: „Meinst Du, Franz? Ich sage nicht, daß es Tugend sein soll, aber ein Stein ist's gewiß nicht, der mir in der Brust liegt. Wie käme sonst ein so tiefes Glück über mich, wenn ich an ihn denken kann."

„Sieh", sagte er rauh auflachend, „Du bekennst frei, daß Du, die Du morgen meine Frau sein wirst, einen Anderen liebst. Ist nicht die Sünde so groß, wie die meine?"

„Nein", entgegnete sie fest, „ich sagte Dir von Anfang an, daß ich Dich nicht lieben könne, und ich sagte Dir, daß ich Ludwig im Herzen treu bleiben werde. Ich mag ihn nie wiedersehen, darüber beruhige Dich; aber hat sein Mund nie den meinen küssen dürfen, so soll es auch kein Anderer, nie, nie!"

Er war einen Augenblick ruhig geworden, dann umschlang er sie plötzlich und seine Lippen suchten nach den ihren.

„Und ich thue es doch", sagte er keuchend, „denn es ist mein Recht, Sabine."

Sie riß sich von ihm los und ihre Hand brannte auf seiner Wange. „Du Thor!" sagte sie bebend. „Da nimm den ersten Liebesgruß von mir hin!" Dann floh sie die Treppe empor und er folgte ihr keuchend, in eiligem Lauf. Sie fand nicht Zeit, ihre Kammerthür zu öffnen, sie stürmte vorüber, nach dem Boden empor, der unverschlossen war. Da warf sie die Thür zu und schob den Riegel vor.

Im dunkelsten Winkel hatte sie sich niedergekauert und lauschte angstvoll hinaus, wo sie seine hastigen Athemzüge vernahm. Einige Mal hatte er gegen die Thür geschlagen, dann wurde er ruhiger. Endlich wurde es ganz still draußen. Sabine hatte nicht gehört, ob er hinabgestiegen oder nicht; leise kam sie vor und lauschte an der Thür.

Ein leises Geräusch, wie von hastigen Athemzügen vernahm sie, und sie wich wieder zurück, tiefer in den Bodenraum hinein.

Da fuhr ein kalter Windstoß ihr ins Gesicht und Regentropfen fielen schwer auf ihre fiebernde Stirn. Sie suchte nach dem alten Stuhl und trug ihn hin unter das geöffnete Dachfenster. Sie stieg darauf und steckte den Kopf hinaus in die stürmische Nacht. Wie kühl der Wind um die heißen Schläfen wehte!

Sie schwang sich empor auf das schmale Fensterbret und richtete sich, beide Hände an das kleine Fensterdach oben anklammernd, empor. Es war eine tiefe Dunkelheit umher, nur manchmal lief es wie ein hellerer Schein durch die Nacht, daß die Umrisse der Gegenstände rings schwarz, eckig, düster hervortraten. Einen Augenblick war es, als könne sie ihr Leid vergessen vor der gewaltigen Melodie des großen Concerts der Naturkräfte. Dann fiel es

mit verstärkter Macht über sie, daß sie loslassend beide Hände vor das Gesicht schlagen mußte. Sie wankte ein wenig, aber der Sturm, der mit verstärkter Heftigkeit herangebraust kam, drückte sie so gegen das Dach, daß sie nicht fallen konnte. Sie kauerte sich in dem engen Fenster nieder und legte den Kopf an die nassen Scheiben.

„Wer jetzt sterben könnte!“ seufzte sie tief auf. „Und doch, ich möchte so gern leben, nur nicht mit ihm, nicht mit ihm!“ schrie sie fast auf. „Kann mir denn Niemand helfen?“

Ueber den Himmel, vom Sturm gepeitscht, jagten die Wolken in rasender Flucht und wieder war es, als flösse manchmal ein Schimmer der Mondenstrahlen hindurch.

Sabine bemerkte plötzlich, als sie das Haupt ein wenig emporrichtete, den alten Thurm, der über dem Scheunendach in dunklen, undeutlichen Contouren in die Nacht hineinragte.

„Das Gnadenbild!“ sagte sie dann, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. „Wenn ich vor ihm beten könnte, vielleicht würde es mir die Kraft zum Tragen des Leides geben.“

Sie dachte nicht weiter. Die Hände hatten mechanisch die Fensterbrüstung verlassen und klammerten sich unter den wellenförmigen Fittigziegeln fest. Der Sturm brauste heran und drückte sie manchmal fest gegen das Dach, daß sie nicht weiter konnte. Dann, wenn er einen Augenblick innehielt, aus seinen mächtigen Lungen zu blasen, glitt sie weiter, langsam, schattenhaft. Ihre Finger schmerzten, sie fühlte, wie das Blut darüber lief, aber sie achtete es nicht. Auf dem Scheunendache war sie angekommen und schaute empor nach dem Ziel ihrer einsamen Pilgerschaft. Sie sah nichts mehr, es war ein Chaos von wogendem Schwarz um sie her. „Nur weiter, weiter!“ sagte sie bebend und die Finger klammerten sich krampfhaft an die Ziegel. Dann hörte sie plötzlich dicht neben sich einen schweren Gegenstand auf das Dach stürzen und geräuschvoll zertrümmern. Ein Stück rollte nach ihr herunter und sie ergriff es mit der einen freien Hand.

„Ah“, sagte sie aufathmend, „ein Stück Ziegel, das kann nur vom Thurme gekommen sein!“ Sie klomm weiter in die Höhe. Da plötzlich konnte sie die Wand des Thurmes erreichen. Sie richtete sich empor und klammerte sich in die tiefen Furchen der Mauer ein, die Hand suchte nach der Oeffnung; ein Schritt weiter empor — und sie war davor. Einen Augenblick wankte sie noch, dann, sich zusammenraffend, kletterte sie hinein in den Thurm über die Trümmer.

Sie mußte sich auf einem der Mauerstücke niederlassen, so zitterte sie an allen Gliedern. Aber bald richtete sie sich wieder empor und strich die vom Sturme zerzausten, aufgelösten Haarmassen aus der Stirn. Es war kalt und sie begann jetzt erst zu fühlen, wie ihre durchnäßten Kleider sie erschauern machten. Sie tappte weiter, hinein in die trostlose Dunkelheit, mit den Händen unsicher um sich tastend. Sie hatte einen Gegenstand erreicht, ein Geländer war es, welches ihre Hand erfaßte, ein altes, morsches Holzgeländer, das, als sie sich leicht daran lehnte, knackend schwankte. Sie ließ es los und that einen Schritt weiter. Da — es ging hinab, sie war zu einer Treppe gelangt und schritt nun vorsichtig, ängstlich die Stufen hinab. Oben hatte die kalte Herbstluft sie wach erhalten und ihr all' ihre Sinne angespannt, aber die dicke, dunstige Luft, welche sich in dem kleinen Raume befand, legte sich schwer auf sie.

Von oben herab in langgezogenen Tönen klang das Gebrause und Gejohle des Sturmes zu ihr nieder. Die Bäume im Garten hinter der Scheune schlugen mit den Aesten zusammen, daß es unheimlich knackte und krachte. Der Regen strömte wieder stärker nieder und schoß plätschernd über die Dächer herab auf die Fließen des Hofes. Die Töne klangen alle hernieder zu ihr, aber nicht so grell aufregend, wie sie sich im Freien anhören, sondern wie ein Schlummerlied, das mit mächtiger, ergreifender Melodie Herz und Sinne gefangen nimmt und sie in seinem Banne sanft vergehen läßt.

Sabine setzte sich auf die unterste Stufe der Treppe und stützte das Haupt in die Hand. Ein seltsames Gefühl machte ihr das Herz beklommen, ihr war plötzlich zu Muthe, als habe sie etwas Ungeheures unternommen. Dann wurden ihre Lider schwerer und schwerer und fielen herab über die müden Augen.

Sie mochte lange geschlafen haben, sie wußte es selbst nicht, als sie plötzlich entsetzt auffuhr. Es war ein Poltern und Krachen über ihrem Haupte, daß sie aufsprang und laut aufschrie. Steine und Holzsplitter kamen die Treppe herabgerollt, oben knatterte und pochte es noch einige Male, dann wurde es still und nur noch das Windsgeheul drang wie aus weiter Ferne an ihr Ohr. Noch lagerte sich dunkle Nacht um sie, sie tappte weiter in dem Raume umher. Es war ihr etwas in die Hände gekommen und sie fühlte daran empor. „Ein Kreuz mit dem Heiland", murmelte sie, „das wird das Zimmer mit dem Gnadenbilde hier sein." Sie griff empor nach den Armen des Kreuzes und fuhr mit einem Schrei zurück. Ihre Hand hatte einen weichen, lebenden Körper berührt und ein eigenthümliches, knisterndes Geräusch scholl ihr in das Ohr. Dann plötzlich schwirrte es mit unheimlichem Flügelschlag um sie her, dicht um ihren Kopf zog die Fledermaus ihre eiligen Kreise.

Sabine kauerte sich nieder und hielt die Hände über dem Gesicht verschränkt.

Dann fuhr sie wieder empor und suchte nach der Treppe; sie konnte nur die untersten Stufen noch betreten, von oben herab hingen die Ueberreste des zusammengestürzten Daches und verwehrten ihr die Rückkehr. „Weiter", sagte sie bebend, „vielleicht ist nach unten ein Ausweg zu finden." Sie tastete sich an der Wand entlang bis zu einer zweiten, nach abwärts führenden Treppe. Durch Spinnweben glitten ihre suchenden Finger und manchmal huschten langbeinige Spinnen scheu über ihre warmen Hände, daß sie zusammenzuckte vor diesen unheimlichen Berührungen.

Wieder war sie in einem Gemache angekommen und keine Spur eines Auswegs zu finden. „Weiter!" sagte sie mit fliegendem Athem, „weiter, sonst wird es Tag draußen und ich bin nicht da." Die dritte Treppe. Sie wankte hinab, zum Sterben matt. Plötzlich war es ihr, als schlügen von draußen Töne an ihr Ohr, und sie lauschte aufmerksamer, mit zurückgehaltenem Athem. Erst schwach, manchmal verschwindend, dann aber immer mehr zunehmend, flogen die Melodien herein zu ihr.

Ein heißer Thränenstrom brach aus ihren Augen und sie legte sich aufschluchzend zur Erde.

„Draußen ist's Tag!" sagte sie heiser, „die Musikanten sind schon da zu meiner Hochzeit und ich bin hier begraben, lebendig begraben in tiefer Nacht. Wenn ich doch erst todt wäre!"

Die Musik draußen, die jetzt ganz deutlich hereingeklungen war, brach plötzlich mit schrillem Laute ab.

Sabine hörte es nicht mehr, sie hatte sich auf die Knie geworfen und hob die Hände empor.

„Und wenn ich denn sterben soll, Herr, so flehe ich Dich an, richte nicht die Sünden meiner Tage. Wohl ist es wahr: ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

Und über sie hinweg schwebte die Zeit, Stunde für Stunde.

Am frühen Morgen war Frau Ruppert nach Sabine's Kammer heraufgestiegen und hatte lange an der Thür gehorcht. Sie ging dann wieder hinunter nach der Küche und wirthschaftete weiter: „Mag sie schlafen, bis sie selbst erwacht, ich will ihr den heutigen Tag nicht länger machen", sagte sie leise zu sich selbst. Aber Stunde auf Stunde verrann, endlich mußte sie doch herunter kommen. Frau Ruppert ging wieder hinauf und klopfte; als sich aber nichts Anderes hören ließ als die dumpfen Töne, die ihre eigenen Finger hervorbrachten, füllte sich ihr Herz mit namenloser Angst. Sie sagte einer der vorüber laufenden Mägde, sie möge ihren Mann holen, und wartete mit klopfendem Herzen. Er kam sofort herauf.

„Was giebt es denn wieder?" frug er ärgerlich.

Sie öffnet nicht!" tönte es leise von Frau Ruppert's Lippen.

„Schon wieder!" sagte er und Zornröthe ergoß sich über sein Gesicht, „ich werde sie bald dazu bringen."

Er rief Sabine's Namen und seine Faust donnerte gegen die Thür, daß sie in allen Fugen ächzte.

„Ich will ihr helfen!" murmelte er in erstickten Lauten durch die Zähne.

Mit lautem Gekreisch fuhr plötzlich die Thür auf, daß er fast hineinstürzte in die Kammer. Die scheltenden Worte auf seinen Lippen verstummten, als er das unberührte Bett vor sich stehen sah.

An ihm vorüber wankte die Frau und fiel vor dem Bette auf die Knie. „Mein Kind ist todt, meine liebe, arme Sabine!" jammerte sie laut auf. Dann fuhr sie empor und stand mit fieberhaft glänzenden Augen vor dem Bauer.

„Sieh", sagte sie mit schmerzbebender Stimme, „Alles habe ich Dir verzeihen können, Ruppert, alles Leid, was Du mir angethan, warst Du doch der Vater meines Kindes! Aber daß Du sie in den Tod treiben mußtest durch Deinen Starrsinn, auf dieser Heirath zu bestehen, das kann ich Dir nimmer verzeihen. Zwischen uns Beiden ist jetzt eine Scheidewand errichtet, eine unübersteigliche Scheidewand, denn der Tod hat sie gezogen. Ich gehe jetzt fort aus Deinem Hause und nehme ein unseliges Gedenken daran mit mir. Du sollst nie mehr mir vor die Augen kommen, außer Du bringst mir mein Kind zurück."

Sie nahm ihren einfachen Rock zusammen, als scheue sie sich, den Mann damit zu berühren, der mit plötzlich erblaßtem Gesicht neben ihr stand und seine Augen unstät durch den kleinen Raum schweifen ließ. Die Thür fiel laut hinter ihr in das Schloß.

Ruppert schlug, als er sich allein sah, die Hände empor vor das Gesicht. „Mein Gott", stammelte er mit versagender Stimme, „ich meinte es doch nur gut zu machen!"

Er blieb lange in dem stillen Kämmerlein.

Mit Verwunderung hatten die Hochzeitsgäste gesehen, wie Frau Ruppert, gefolgt von einer Magd, die ein kleines Bündelchen trug, mit völlig verweinten Augen den Klosterhof verließ und die Straße nach Plathen hinausschritt, wo eine ihrer Schwestern ein Bauerngut besaß.

Eine drückende Stimmung schwebte über dem ganzen Hause, nicht der Hochzeitsvater, nicht die Braut ließen sich sehen.

Dem alten Linke war es längst aufgefallen. Er frug in der Hausflur, wo Ruppert sei und stieg dann die Treppe empor. Er wollte eben in den Gang, der nach Sabine's Kammer führte, einbiegen, als ihm der Bauer entgegenkam, scheu, wankend.

„Was fehlt Dir denn, Gevatter?" frug Linke im höchsten Erstaunen.

„Laß mich!" sagte er rauh, hart. „Fahrt nach Hause, Du und Dein Franz und Alle, Alle! Der Klosterhof ist zum Trauerhaus geworden. Sabine ist fort; die Bäuerin meint, sie sei todt!" sagte er und seine Stimme klang schriller, schmerzlicher, als er es hervorstieß: „Auch die Bäuerin hat mich verlassen; mich flieht alle Welt, geht auch Ihr fort, Alle, Alle!"

Linke war sprachlos zurückgetreten und starrte ihn an.

„Du sprichst im Wahnsinn!" sagte er endlich, mühsam die Worte heraufholend.

Ruppert schüttelte nur leise das Haupt: „Geht, geht", sagte er schauernd, „ich kann Niemand mehr sehen."

Er starrte vor sich hin, an eine Säule des Ganges gelehnt. Die aus der Ferne herüber fliegenden Töne der Musik hatte er nicht beachtet, als aber jetzt das Dorfmusikchor, einen lauten, schmetternden Marsch blasend, zum Thore hereinkam, winkte er wie entsetzt ab, daß sie mitten im Tacte inne hielten.

Ueber den Hof liefen einzelne der Hochzeitsgäste und ließen Wagen und Pferde herausholen und anspannen, andere verließen zu Fuß den Klosterhof. Der Musikantenschwarm wanderte zurück nach dem Dorf, um sich unten im Wirthshaus über die so seltsam gestörte Hochzeit zu unterhalten. —

Nach allen Seiten wurden Leute ausgesandt, um nach Sabine zu suchen, aber Stunde um Stunde verrann und Einer nach dem Andern kehrte erfolglos heim. Eine unheimliche Stille breitete sich über den Hof: mit scheuen Schritten schlichen Knechte und Mägde umher; in die Stube, wo Ruppert saß, wagte sich Niemand.

Der Tag schlich vorüber und die Dämmerung brach herein, grau und trüb. Es war kein Licht angezündet worden, der Bauer saß noch, wie er sich gegen Mittag gesetzt, in finsterem Brüten vor sich hinstarrend.

Es war ein Bote angekommen, der einen Brief aus Melsen brachte, der weckte ihn erst aus seinem Hinbrüten auf. Ein Mädchen brachte die Lampe und stellte sie vor ihm auf den Tisch und bei dem trüben Schein überlas er die eckigen Schriftzüge:

„Geschätzter Gevatter! Es gereicht uns zum großen Leidwesen, daß eine von uns Beiden gleich sehnlich gewünschte Verbindung auf so betrübende Weise scheitern mußte. Ich habe nur noch die Bitte, mir und meinem Sohne Deine Freundschaft zu bewahren und eines unabänderlichen Schicksalsschlages wegen nicht zu zürnen Deinem getreuen Gevatter

Gotthelf Linke."

Er knitterte das Papier zusammen und warf es in die Stube. Dann sprang er empor und lief mit gleichmäßigen, starken Schritten im Zimmer umher, lange Zeit. —

Am andern Morgen meldete ihm ein Knecht, daß der zusammengestürzte obere Theil des alten Thurmes ein ziemliches Stück des Scheunendaches eingeschlagen habe, so daß das darunter liegende Getreide vom Regen ganz durchnäßt sei.

Ruppert war keine Natur, die sich in müßigem Schmerze selbst verzehrt. Er hatte sich am Morgen zu seiner gewohnten Zeit erhoben und war seinen gewohnten Geschäften nachgegangen, nur wenn man Sabine finden solle, wollte er geholt sein, hatte er den Leuten, die am Morgen wieder zum Suchen ausgezogen, gesagt.

Er stieg mit dem Knechte hinauf auf den Boden, wo die Trümmer umherlagen. Zwischen den Balken wand er sich durch eine Lücke hinaus auf das Dach, und seine Blicke über den Thurm schweifen lassend, sagte er zu dem Knechte, der ihm eben folgen wollte: „Es hilft wohl nichts, er muß abgetragen werden, sonst richtet er uns beim nächsten Sturm noch größeren Schaden an. Du kannst hinein nach der Stadt laufen und ein paar Maurer bestellen, daß sie, wenn noch schöne Tage kommen, das alte Gemäuer niederreißen und die Scheune wieder herstellen.“ Dann ließ er sich auf einem der zersplitterten Balken nieder und schaute tief aufseufzend über die herbstgelben Felder und Wiesen.

„Wenn mir vor einigen Tagen einer gesagt hätte, daß ich heute trostlos, verzweifelnd in die Welt schauen würde, ich hätte ihn für einen Narren gehalten. Und doch ist es so gekommen, wie ich nie geglaubt, daß es kommen könne. Scheu schleicht Jedermann an mir vorüber, man sagt mir nicht, ich sei der Mörder meines Kindes, außer ihr, aber sie denken es Alle, und sie sprechen es wohl auch unter sich. Und sie haben recht, obgleich ich nur Sabine's Glück wollte. Wer mir helfen könnte!“

Sein Auge irrte wie verzweifelnd hinaus über das Land und blieb dann an seiner Seite auf dem Thurm mit seiner Trümmerkrone haften. „Wenn man noch glauben könnte!“ sagte er leise, „ich kenne sie wohl, die Mähr vom Gnadenbilde hier im Thurm, die sich in den Spinnstuben noch fortspricht, daß da Jedem helfen soll, der zu ihm fleht. Früher, in den katholischen Zeiten sind ja die Gläubigen von weit und breit her gewallfahrtet, um sich da Trost und Heil zu holen. Wie ein Hunger überkommt es mich jetzt, einmal zu beten und zu weinen wie ein Kind, das da glaubt, Gott könne seine Bitte nicht unerhört lassen.“

Er richtete sich auf und kletterte über das Geröll auf den Thurm. Da wälzte er die Steine fort und schleppte die Holztrümmer zur Seite.

Vor ihm gähnte eine dunkle Oeffnung, er sah die Treppen, die zur Tiefe führten, zum Theil mit Schutt und Geröll bedeckt. Er stieg hinab, sich emsig Bahn schaffend.

Unten war tiefe Dunkelheit, nur am Ende des Raumes, wo die Treppe mündete, fiel ein schwacher Lichtschimmer herein. Er zog Stahl und Schwamm aus der Tasche und schlug an, daß die Funken sprühten. Dann entzündete er einen Holzsplitter und sah sich bei dem schwachen Scheine um. Drüben in der Ecke stand das Gnadenbild; er warf den Schwamm und das Holz in das Becken zu Füßen desselben und hob die Hände flehend empor zur Himmelskönigin, die auf ihn niederzulächeln schien.

Und wie er so im Gebete dalag, hörte er hinter sich Geräusch und dann traf eine Stimme sein Ohr, die das Herz in unsagbarem Glücke empor schlagen ließ.

„Licht, Licht!“ rief Sabine, die die Treppe emporgeschlichen kam, und sank erschöpft zu Boden unter dem freudigen Eindrucke.

Er war mit einem Sprunge an ihrer Seite und hielt sie sanft in seinen Armen.

„Mein Kind, mein liebes Kind, kannst Du mir verzeihen?“ frug er bebend.

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und legte den Kopf an die Brust. „Laß mich weinen, Vater, es sind Freudenthränen!“ sagte sie schluchzend.

Am Mittag desselben Tages fuhr die Kutsche des Klosterhofers nach Plathen hinüber. Schon hatte die Kunde von Sabine's Auffinden das ganze Dorf durcheilt und neugierig starrten die Bauern dem Wagen nach, der Vater und Tochter barg.

Frau Ruppert saß am Fenster und beugte die verweinten Augen tief über eine Arbeit, als das Rollen draußen sie aufsehen machte. Sie zitterte, als sie das Gefährt ihres Mannes erkannte und wankte ein paar Schritte hinein in die Stube.

„Haben sie Sabine gefunden? Ist sie todt?“ stammelten ihre blassen Lippen.

Die Thür flog auf: da standen Beide, Sabine bleich, einer weißen Rose ähnlich, mit einem herzinnigen Lächeln im Gesicht, neben ihr Ruppert.

„Geh' Du vor!“ sagte er zu dem Mädchen, „bitte für mich!“

Mit einem Schrei war die alte Frau emporgefahren und eilte auf die Beiden zu.

„Mein Kind, mein Kind!“ stammelte sie unter Thränen.

Ihr Mann hatte wortlos daneben gestanden, über sein Gesicht flog ein Zug tiefen Wehs, aber als sie sich plötzlich zu ihm wandte und ihm beide Hände entgegenstreckte, da wich er einem seligen Lächeln.

„Zürnst Du mir nicht mehr?“ frug er leise.

„Wie könnte ich!“ gab sie zurück, „hast Du mir doch mein Kind zweimal geschenkt.“

* * *

Beinahe zwei Jahre sind verstrichen, da befindet sich eine lustige Gesellschaft auf dem Klosterhofe. Sie haben unter dem Nußbaume gesessen, der wieder seine herbstlich dunkelnden Blätter trägt. Nun treten sie herein durch das große Thor.

Wie verändert Manches erscheint! Dicht neben der Thür steht auf gemauertem Piedestal ein lebensgroßes, aus Holz geschnitztes Madonnenbild, von Würmern zernagt, von der Zeit arg mitgenommen, aber überdeckt mit einer Menge der schönsten Herbstblumen: das Gnadenbild. Und sie machen Alle Halt davor und bleiben andächtig stehen, die glückselig lächelnde junge Mutter mit dem Täufling im Arm, dem sie heute die Namen „Franz Ludwig“ gegeben und an ihrer Seite Ludwig, der mit liebevollen Augen auf sie und das Kind niederschaut.

Und die junge Mutter, das Kind im Arme, beugt andächtig ihre Knie und ein heißes Gebet für das Wohlergehen des jungen Erdenbürgers steigt empor zum Himmelszelt.

Von Pueblo nach Santa Fé.

Reise-Skizzen aus Neu-Mexico. Von **Ernst v. Hesse-Wartegg.**

I.

Eine Nacht in den Prairien.

Es war Abends. Wir standen am Bahnhof von Pueblo, der Hauptstadt von Süd-Colorado und erwarteten den Zug, der uns über die Mesas von Colorado nach Las Vegas, an die Grenze von Neu-Mexico bringen sollte.

Wir waren die einzigen Passagiere, die nach dem Süden reisten. Um Mittag hätte der Zug eintreffen sollen. Um Mittag waren wir auch aus Pueblo, die Yankeestadt mit spanischem Namen, aufgebrochen und waren durch die Mesa des Arkansasflusses nach der Breterhütte gefahren, welche den Bahnhof von Pueblo vorstellte. Wir dachten schon den Zug versäumt zu haben, denn als der schwere Reisewagen an der hölzernen Arkansasbrücke angekommen war, da hielt der mexicanische Rosselenker sein Viergespann an, und bat uns, das Gepäck vorsichtig über die Brücke zu tragen. Er könnte mit dem Wagen da nicht herüber. Warum nicht? — „Ja", meinte er, „die Brücke da steht schon seit dem letzten Frühjahr, und so lange wäre eine Arkansasbrücke an dieser Stelle niemals stehen geblieben. Man dürfe dem tückischen Flusse nicht trauen. Mir sind meine Pferde mehr werth als Ihr Gepäck", setzte er hinzu, knallte uns mit seiner langen, lassoartigen Peitsche vor der Nase herum und trabte ruhig, ein Liedchen vor sich herpfeifend, wieder der Stadt zu.

Der Mann hatte Recht gehabt. Die Brücke war wirklich altersschwach und krächzte und stöhnte unter uns, als wären wir ihr aufs Hühnerauge getreten. Sie war eigentlich schon altersschwach gewesen, als man sie gebaut. Ihre Pfeiler waren niemals recht gesund, und das grüne, dicke, milchige Wasser des Arkansas leckte an ihnen so ruhig herum und spielte mit den rohen, unbehauenen Baumstämmen so siegesgewiß, wie eine Schlange mit ihrer Beute spielt. Wir brauchten uns, um das zu sehen, nicht über das Brückengeländer zu biegen, denn erstens war keines da, und wäre es auch da gewesen, so hätten wie doch durch die großen Löcher in der Brücke mehr sehen können, als uns lieb war.

Drüben auf der andern Seite des grünen Flusses — es war das einzige Grün in der Landschaft — ruhte ein Conducteur oder ein Weichenwärter im Schatten eines Schwellenhaufens. Der Schwellenhaufen spendete den einzigen Schatten in der weiten, steinigen Mesa, über welcher die heiße, von der Sonne durchglühte Luft zitterte. Der Eisenbahningenieur war bei der Anlage der Geleise so rücksichtslos gewesen, dieselben gerade da am Bahnhofe vorbeizuführen, wohin um Mittag der Schatten des Gebäudes fiel. Und da der letzte Weichenwärter gerade in dem verrätherischen Bahnhofsschatten

Der Innfall am St. Moritzer See.

Aus Orell-Füßli's Schweizer Wanderbildern.

im Schlafe überrascht und vom Eisenbahnzuge zermalmt worden war — (gerade eine Woche zurück geschah dies) — so zog es unser Guter vor, im sicheren Schatten der Bahnschwellen zu ruhen. — Er war freilich ein Viertelstündchen von seinem Posten entfernt, allein die Züge treffen ja hier nicht mit ganz besonderer Pünctlichkeit ein. Es war jammerschade, den Guten aus dem „Schlafe der Gerechten" und augenscheinlich auch aus dem Schlafe der Trägen zu wecken, so ruhig lag er da. Allein er war der einzige Eisenbahnmensch, der auf der ganzen Mesa zu entdecken war. Wir versuchten durch Hüsteln, Räuspern und andere zarte Mittelchen den Pflichtgetreuen zu wecken. Wir waren eben Europäer und nicht daran gewöhnt, Jemand durch Revolverschüsse aufzuschrecken. Allein es blieb nichts anderes übrig.

Er sprang auf. Ob denn der Zug nicht komme? Hm, hm, meinte er, es ist ja der von gestern noch nicht da.

Für welche Stunde mag er ihn erwartet haben? — Er zog träge eine alte große Uhr aus der Tasche (jeder Amerikaner hat seine Uhr) und sprach bedächtig: „'s mag heute sein, kann auch morgen werden. Sie werden's schon pfeifen hören, wenn er kommt." Sprach's, drehte sich herum und eine Secunde darauf war er in Schlaf versunken. Diesmal hatte er sich in die Sonne gelegt, aber es geschah dies aus Klugheit. Er wußte wohl, daß dies sonnige Plätzchen von dem Schwellenhaufen bald überschattet würde, sobald die Sonne sich nur ein wenig gesenkt.

Wir wünschten das von Herzen, denn sie brannte backofenheiß auf uns hernieder und erleuchtete die kalkige, weiße Mesa, daß uns die Augen schmerzten. Am grellsten aber prangten in ihrem Lichte die beiden großen Annoncen, mit denen eine ganze Wand des Bahnhofes bedeckt war: die eine war „Gargling Ode"*) die zweite „Sozodont".

Frage Niemand, wie für uns der Nachmittag vergangen war. Kurz, der Abend war gekommen und noch immer war vom Eisenbahnzuge nichts zu sehen. Selbst die Sonnenstrahlen schienen vor Hitze zu vergehen, denn sie hatten sich nahezu horizontal über die Mesa hingebreitet und enfilirten die weite Ebene.

Da kam Erlösung; oder ist sie's nicht? — Ja, da ist ein Zug, aber ein Zug, wie man ihn wohl hier und da im westlichen Amerika, niemals aber in Europa zu sehen bekommt. — Langsam rollte er durch die Station, weiter nach dem Süden, nach Neu-Mexico. Von der Pacificbahn war er herabgekommen und längs des östlichen Fußes der Felsengebirge über Denver und Colorado Springs bis hierher gelangt. Er bestand aus etwa dreißig offenen Lastwaggons ohne Seitenwände, und auf jedem einzelnen dieser Waggons war — man höre und staune — ein Haus verladen! Es war eine complette Stadt, die man vom Territorium Wyoming nach Neu-Mexico transportirte! — Und das war nicht etwa zusammengelegtes Baumaterial, sondern die ganzen hölzernen Häuser mit Fenstern und Thüren, womöglich noch mit der Einrichtung. Ihre Eigenthümer, verwitterte Emigranten mit Frau und Kind, saßen mit eingezogenen Knien auf den Waggons vor ihren Häusern und blickten uns theilnahmslos an, als der Zug an uns vorüberrollte. Das konnte unmöglich unser Zug sein, und als er endlich außerhalb der

*) Eine Art Gurgelwasser, für das der Erfinder jährlich Millionen an Annoncengeldern verwendet, und dessen Namen in ganz Nordamerika selbst auf den Spitzen der Felsengebirge zu finden ist.

Station anhielt und die ewig durstige Locomotive an dem Wasserschlauche saugte, da erzählte uns der Heizer, es wäre dies eine Eisenbahnstadt und ihre Bewohner bestünden sämmtlich aus Bahnarbeitern. Man hatte nämlich beschlossen, die von Denver quer durch den Staat Colorado führende Eisenbahn bis nach Trinidad, an der Grenze von Neu-Mexico zu verlängern und zu diesem Behufe eine Parthie Eisenbahnarbeiter berufen, die einige hundert Meilen nördlich eben mit einer andern Bahn fertig geworden waren. Die Stadt „Wyoming City“, die demnach bis gestern im Wyoming Territorium gestanden, war heute von da verschwunden, und dort, wo die Landkarten des Staates vielleicht ein kleines Ringelchen hingezeichnet und den Namen Wyoming City hingeschrieben, dort befindet sich in Wirklichkeit nichts — nicht ein Haus, nicht ein Baum. Einige Whiskyflaschen, alte Sardinen- und Conservenbüchsen, Papier- und Kleiderfetzen das war Alles, was von Wyoming City übrig geblieben.

Die „Wyoming City Times“, das wöchentlich dreimal erscheinende Blatt der Stadt ist gerade so, wie sein Rivale, die „Wyoming Tribune“, mit gestrigem Tage eingegangen, und die fünf oder sechs auswärtigen Abonnenten des Blattes, die ihr Jahresabonnement im Vorhinein mit Brandy oder Victualien (niemals aber mit baarem Gelde) bezahlt hatten, werden sich nun wohl um ein anderes Blatt umsehen müssen, in welchem sie die Kunst-, Kriegs-, Literatur- und Tagesereignisse der Erdenwelt, hauptsächlich aber die Localfrage des Sein und Nichtseins amerikanischer Prairiestädte werden studiren können.

Und dergleichen wandelnde Städte sind gar keine Seltenheit in den großen Prairien von Amerika. Als die große Pacificbahn gebaut wurde, waren sie da und zogen desto weiter gegen Westen, je weiter die Bahn fortschritt. Heute war ihr Endpunct da, und sofort hatte sich eine Stadt aus dem Boden erhoben, wie Schwämme über Nacht aus feuchter Erde emporschießen. Die Bahn wurde nun weiter gebaut, und als die Baustelle so weit von der Stadt entfernt war, daß die Arbeiter nur mehr mit Zeitverlust des Abends dahin zurückkehren konnten, da nahmen sie einfach so zu sagen die Stadt auf den Rücken und trugen sie dorthin, wo es ihnen am gelegensten schien.

Und ebenso, wie es damals in den Prairien des Nordens geschah, so geschieht es jetzt in dem Lande, nach welchem wir am nächsten Morgen gelangen sollten (sofern der Gott der Eisenbahnen, der Mercur der Gegenwart, nichts dagegen hatte und keinen Zusammenstoß, keine Entgleisung oder sonstige Unarten mit uns beabsichtigte). Dieses große Wüstenland, vor einigen Decennien von Amerika seinem Nachbarstaate Mexico abgerungen, ist gegenwärtig dasselbe, was Kansas und Nebraska, also die Staaten westlich des Missouri vor zehn Jahren waren: das Land der Gesetzlosigkeit, der Willkür des zügellosen Kampfes zwischen den wilden Vorkämpfern der Civilisation und den Indianern, Mexikanern und Spaniern, welche das Land seit Jahrhunderten bewohnten.

Neu-Mexiko ist weder amerikanisch noch mexikanisch. Es war zwischen zwei Stühlen gesessen, und als die Inhaber dieser Stühle aufgestanden waren, um einander zu bekriegen, war es natürlich auf die Erde gefallen. Amerika hebt es jetzt auf und setzt es zu sich auf den hohen Stuhl der Civilisation, die es predigt, gleichzeitig aber auch mit Waffengewalt erzwingt.

Der Zug mit der Eisenbahnstadt, welcher gerade nach dem Süden wei-

terfuhr, war nach El Moro, dem gegenwärtigen Endpunct der Denver Rio Grand-Bahn bestimmt. Dort wird diese Stadt zwischen El Moro und Trinidad aufgestellt werden und einen spanischen Namen erhalten. Die Avenuen und Straßen, die Plätze und Squares, die selbst in jeder noch so winzigen Hüttenstadt auf dem papiernen Plane verzeichnet sind, werden auf dem Prairieboden mit Holzpflöcken ausgesteckt, und diesen schnurgeraden Linien entlang werden nun die dreißig oder vierzig Holzhütten wieder aufgestellt. Auf wie lange? Eine Woche, zwei Wochen, zwei Monate sogar, je nachdem. Am folgenden Tage erscheint bereits die erste Nummer der neugegründeten Zeitung mit den Depeschen von Newyork und aus aller Welt.

— —

Unser Eisenbahnzug kam endlich in Pueblo angefahren. Von Schlaf- und Salonwagen und anderem Newyorker Comfort ist hier natürlicherweise keine Spur vorhanden, denn die Bahn ist ja schmalspurig und über Hals und Kopf nach den Minendistricten von Neu-Mexiko hingebaut, und ihre Passagiere recrutiren sich zum größten Theil aus texanischem Vieh und Viehtreibern, Mineuren, Büffeljägern und Trappern, ein schmutziges, aus allen Welttheilen und allen Staaten der Union zusammengelaufenes Gesindel, das auf unserer nächtlichen Fahrt nach dem Süden unsere Reisegesellschaft bildete. Mitgefangen, mitgehangen! Dagegen hilft kein Widerstreben, kein Riechfläschchen, kein Trinkgeld für den Conducteur!

Die erste Stunde unserer Nachtfahrt durch die Steppen ging es noch leidlich, denn wir konnten uns von der Ausdünstung und den furchtbaren Rauchwolken durch das Oeffnen der Waggonfenster halbwegs retten. Aber der scharfe Wind blies recht derb von den Gebirgen herüber und den Burschen wurde es zu kalt. Und da kam denn Einer von ihnen, ein Bengel mit Revolver und Schlachtmessern im Gürtel, und klappte unsere Fenster so gewaltig zu, daß es selbst einem Muthigeren nicht mehr eingefallen wäre, das Fenster auch nur wieder mit seiner Nasenspitze zu berühren. Dazu dampften die Kerle nur noch ärger und der elende Rauch stank, als ob sie Cactusstacheln oder Ziegenhaare in ihre Pfeifen gestopft hätten. Da blieb uns nur eine Rettung: die Plattform des Waggons. Wir nahmen deshalb unsere Reisetaschen und hockten uns auf den Trittbretern zusammen. Dazu blies der Wind und brüllte das Vieh in unserem nachbarlichen Waggon, und schaukelte der vierräderige Kasten, daß wir alle Augenblicke in Gefahr kamen, der Welt „Valet“ sagen zu müssen. So ging es vorwärts.

Ekkehard.

(Zu den Illustrationen *)

An der Eisenbahn zwischen Schaffhausen und Constanz liegt der Marktflecken Singen. Ein halb Stündchen nördlich von ihm ragt, steil und gewaltig, ein Basaltkegel in die blaue Luft. Es ist der Hohentwiel. Vor neunundsiebzig Jahren hat der Franzose Vandamme die feste Burg, die droben gestanden und weiland hochberühmt gewesen, in Trümmer gesprengt, jetzt hält ein schwäbischer Schultheiß Wacht über das zerbröckelnde Gemäuer, dem Schauplatz von Joseph Victor von Scheffel's berühmten historischen Roman „Ekkehard", dem wir hier nacherzählen. Vor beinahe tausend Jahren aber, als Kaiser Heinrich I. eben zu herrschen begonnen, thronte hier über dem allemanischen Hegau als Reichsverweserin in Schwaben ein junge Wittib, die Herzogin Hadwig. „Sie war von adeligem Gemüth und nicht gewöhnlicher Schönheit. Aber die Nase brach unvermerkt kurz und stumpflich im Antlitz ab und der holdselige Mund war ein weniges aufgeworfen und das Kinn sprang mit kühner Form vor, also daß das anmuthige Grüblein, so den Frauen so minnig ansteht, bei ihr nicht zu finden war. Und wessen Antlitz also geschaffen, der trägt bei scharfem Geist ein rauhes Herz im Busen und sein Wesen neigt zur Strenge." Und in der That Frau Hadwig war eine geistvolle, aber auch vielgestrenge Herrin, und wenn ihre Kammerfrau, die Griechin Praxedis, nicht so munter leichtlebig und ihr Kämmerer, Herr Spazzo, nicht so gutmüthig weinselig gewesen wäre, Beide hätten gewiß oft genug einen schweren Stand in ihrem Amte gehabt. Eines Tages gelüstete es die Herzogin, ihren Vetter Cralo, der jenseit des Bodensees Abt des Klosters vom St. Gallus war, einen liebwerthen Besuch abzustatten. Sie fuhr zu Schiffe gen Rorschach; als sie aber vor die Pforte des Klosters kam, ward ihr der Eintritt gewehrt. Als Verweserin des Reiches in Schwaben beharrte sie: „schaffet Einlaß! Die Herzogin muß das Kloster sehen." Die Noth war groß, doch ein junger Bruder wußte Rath. Ekkehard hieß er und führte das Pförtneramt; in der Schule lehrte er den Virgilius und war ebenso weise und beredt, als schön von Gestalt und von sittiger Anmuth. Der sprach: „Die Herzogin in Schwaben ist des Klosters Schirmvogt und gilt in solcher Eigenschaft als wie ein Mann. Und wenn in unserer Satzung streng geboten ist, daß kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setze: man kann sie ja darüber tragen" Und also geschah es. Der junge Pförtner umfaßte mit starkem Arm die hohe Frau und trug sie über die Schwelle bis in den kühlen Klostergang. Sie aber hatte ein Wohlgefallen gewonnen an ihrem Träger und als sie ihn gar vor dem Imbiß den 44. Psalm vortragen hörte, war es bei ihr beschlossen: Ekkehard muß mit auf den Hohentwiel, um die Herzogin in Schwaben lateinische Grammatik zu lehren und den Virgilius. Der Mönch gehorchte dem Befehle, nahm Urlaub vom Abt und zog auf die Burg. Dort begann alsbald der Unterricht. Die wundersame Mär von Aeneas und Dido ward vorgetragen und erörtert. Die des Griechischen kundige Praxedis mußte ihrer Gebieterin das Latein mit lernen helfen und beide Frauen lauschten mit wachsendem Vergnügen der Stimme ihres Lehrers, der im rothwangigen

---

*) Unsere Illustrationen sind dem Bildercyclus zu Scheffel's Ekkehard entnommen, den Friedrich Bruckmanns Verlag in München und Berlin in wahrhaften Prachtphotographien herausgiebt. Künstler wie W. Diez, J. Flüggen, E. Grützner, A. Liezen-Mayer, Gabriel Max, C. Schraudolph haben die Cartons ausgeführt, die durch die photographische Vervielfältigung seitens der berühmten Firma eine große Popularität gewinnen dürften. Die Redaction.

Schimmer der Jugend vor ihnen saß und, ohne aufzublicken, aus dem Pergament die tönenden Hexameter des römischen Dichters declamirte. Was Wunder, daß Frau Hadwig sich selbst an die Stelle der vereinsamten Königin Dido dachte und in dem Vorleser den Helden Aeneas erblickte, ja daß zur Gesellschaft auch Praxedis den schönen Mönch lieb und lieber gewann! Der aber achtete dessen nicht, was in der Seele der Frauen vorging, und als es in ihm zu dämmern begann und er sich allmälig bewußt ward, wie ja die Herzogin förmlich um ihn werbe und buhle, setzte er sich den sündigen Gedanken, die ihn umblitzten, als Jünger des St. Gallus, treu seinem Gelübde, zur Wehr. Da brachen die Hunnen in's Reich ein. Die Heerfolge zu Schutz und Trutz wurde befohlen und auch Ekkehard bereitete sich zum Zuge gegen den Feind. Frau Hadwig umgürtete ihn selber mit dem reichen Wehrgehäng und dem Schwerte des Herzogs Burkhard, ihres seligen Gemals, und hing ihm einen goldgefaßten Krystall, der einen Splitter vom heiligen Kreuz in sich barg, um den Hals. Da war's um ihn geschehen. Die sündigen Gedanken übermannten sein Herz, die leidenschaftlichste Liebe zur Herrin ergriff ihn, den Dienstmann und Klosterbruder. Siegreich kehrte er aus der Schlacht auf die Burg zurück. Nichts mehr vom Virgilius, von Aeneas und Dido! Frau Hadwig wollte nur noch deutsche Heldensage hören und Held Ekkehard sollte sie erzählen. Der schwieg; es war ihm, als sei er ein Nachtfalter, der schwindelnd um ein verzehrendes Licht kreist. Da begab sich's, daß, als er in der Burgkapelle betete, auch die Herzogin dahin kam, um an Herrn Burkhard's Grabe stille Andacht zu pflegen. Beide standen ohne Zeugen einander gegenüber. Das lange zurückgepreßte Gefühl des Mönchs brach in wahnsinnigster Leidenschaft aus und lohte auf bis zur Raserei. Der Herzogin grauste es; das hatte sie nicht erwartet. Wüthend umschlang er sie und preßte sie an sich, sein Kuß flammte auf ihren Lippen: da that sich die Pforte der Kirche auf, Tageslicht drang in's Düster, sie waren nicht mehr allein. „Einen Wahnsinnigen habt Ihr geschaut, der sich und Gott vergessen", rief Frau Hadwig mit unsäglich kalter Hoheit den Eintretenden entgegen. Ekkehard ward gebunden und in's Burgverließ geschleppt. Dort erschien ihm in der Nacht Praxedis, die den Wächter durch gespendeten Wein eingeschläfert hatte, hieß ihn ihr folgen und half ihm zur Flucht. Am Abhang des Felsens schmiegte sich ihre Wange an die seine, auf seinen Lippen zitterte ein Kuß, eine Thräne perlte darauf nieder. „Gesegnet sei Euer Weg und vergesset nicht, daß Ihr uns noch eine Geschichte von deutscher Heldensage schuldig seid." So entkam der Mönch vom Hohentwiel. In's Kloster zum St. Gallus kehrte er nicht zurück, sondern stieg hinauf zum Säntis, wo das Wildkirchlein hinabschaut in die Thäler von Appenzell. Dort auf der Alp ward auch sein Herz wieder gesund. Er dichtete sein Waltari-Lied, die Heldensage von Walter von Aquitanien und schrieb es mit saubrer Kunst auf Pergament. Da flog eines Tages von Unten herauf in den Burghof vom Hohentwiel, wo Frau Hadwig Ausschau hielt über den Bodensee nach den Alpen hin, ein Pfeil. Feine Blätter Pergamentes waren um den Schaft gewunden, die Spitze umhüllt mit einem Kränzlein von Wiesenblumen. Es war das Waltari-Lied. Auf dem ersten Blatte stand mit blaßrothen Buchstaben geschrieben: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß! Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!" Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich.

H. G.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die Vermälungsfestlichkeiten, welche dieses Mal im engsten Hofkreise stattfanden, waren für die Gesellschaftswelt ein wahrhaft genußreiches Vergnügen; die Doppelhochzeit dieses Winters hatte so viel Anstrengungen gekostet, daß der Genuß aller gebotenen Herrlichkeiten oft eine Unmöglichkeit wurde. Wie leicht und angenehm ward dagegen die Vermälung der Prinzessin Marie von Preußen vollzogen! Wie ein Sommernachtstraum, den die milden Nächte des Augustmonats zeitigten, gaukelten die Festklänge und Festbilder an den Gästen vorüber.

Schon der Umstand, daß die beiden preußischen Residenzen abwechselnd den Schauplatz für die Feierlichkeiten darboten, erhöhte den Reiz derselben. Die Hin- und Herfahrten mit Extrazügen, die Damen in voller Toilette, die Herren ebenfalls in Galauniform waren schon ein besonderes Vergnügen. Der Anblick wurde erst vollständig, wenn die Zuschauer sich an den Eingängen versammelten, eine bunte, ebenfalls geputzte Menge, man besah und begrüßte sich dann gegenseitig, denn in Potsdams Gesellschaft ist die Berliner wohl gekannt und wohl gelitten. Es hatte auch nur eine Auswahl des Publicums Zutritt zu den Alleen erhalten, welche zum neuen Palais führen, ein Gedränge vom Pöbel, wie es in Berlin fast immer bei solchen Gelegenheiten vorkommt, fand hier gar nicht statt. Auch waren gar keine Zuschauerbillets für das Innere des Schlosses ausgegeben, die Alleen dienten also gewissermaßen als Ersatz für die Bildergalerie, wo sich im Berliner Schloß die dichtgedrängten Schaulustigen versammeln dürfen. Sie konnten in Potsdam freilich nur die offenen Galawagen betrachten, in denen die Hochzeitsgäste von der Wildparkstation abgeholt wurden. Die Hauptperson, die Prinzessin Braut, kam von Schloß Glienicke auch im offenen Wagen gefahren, aber ihr fehlten noch die köstlichen Zeichen ihrer Würde, Krone, Schleier und Kranz, welche ihr erst von der Kronprinzessin, als Vertreterin der Kaiserin, feierlich im Beisein sämmtlicher Hofstaaten angelegt wurden.

Der Brautzug sah diesmal fast noch prachtvoller und malerischer aus als man erwartet hatte. Die echt weibliche, mädchenhaft zarte, blonde Schönheit der Braut wurde durch die schwere, silbergestickte, weiße Atlasrobe gleichsam getragen. Der lange, flimmernde Schleier, der seit der Doppelhochzeit erst durch die Etikette den preußischen Prinzessinnen gestattet wurde, ebenso wie der Myrthenkranz, den sie früher nicht trugen, verhüllte wie eine Wolke die strahlenden Sterne der überreichen Juwelen des Brautschmucks.

Eine Diamantenfee hatte gleichsam ihr Füllhorn ausgeschüttet über die Braut und ihre Hofdamen, von den zwei, Marie van Sypestein und Louise van Mydrecht, allerdings auch aus dem reichen, holländischen Adel stammen. Die beiden anderen Hofdamen, die Comtessen von Schlieffen und von Groeben, trugen gemeinschaftlich mit den beiden holländischen Damen die silbergestickte mit Myrthen besetzte Schleppe der Prinzessin Braut. Rechts neben den Hofdamen ging die preußische Oberhofmeisterin, Gräfin von Alvensleben-Watewitz, geborene Gräfin von Osten-Sacken, links die niederlän-

dische Oberhofmeisterin, Baronin van Hall, geborene Baronin Schimmelpennink van der Oye.

Nur die Prinzessin Braut und ihre Damen erschienen in der eigentlichen Courschleppe; die baldachinartige, riesige Schleppe der Braut mußte natürlicherweise getragen werden, wie es überhaupt bei feierlichen Aufzügen Sitte ist. Es sieht höchst malerisch aus und paßt durchaus nicht zu der jetzt modernen Toilette. Die begleitenden Pagen in Scharlachroth und Weiß gekleidet, haben sonst stets die Schleppen der anderen fürstlichen Damen zu tragen, aber diesmal schlossen sie sich mit leeren Händen dem Zuge an, weil die „runden" Kleider, welche befohlen waren, ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen konnten.

Für die Trauung war eine Capelle von hohen Orangen- und Myrthenbäumen improvisirt, hinter denen verborgen der Domchor die Kirchenmusik ersetzen mußte. Die Jaspisgalerie, ein großer, saalartiger Raum, wo die Trauung stattfand, liegt am Ende einer ganzen Reihe von Sälen. Es sah wahrhaft imposant aus, den Brautzug durch dieselben zu verfolgen. Die Großartigkeit des Neuen Palais, diesem Prachtbau, ausersonnen von Friedrich des Großen Heldengeist, kam durch die letzten Festlichkeiten überhaupt erst recht zur Geltung. Die 322 Fenster der Gartenfront, vom strahlenden Kerzenlicht erleuchtet, ließen den riesigen Bau wie ein Feenschloß erscheinen.

In dem wunderbar schönen Grottensaal, dessen Wände mit Muscheln, Seesternen und Korallen bedeckt sind, wurde nach der Trauung die Cour abgehalten. Das neuvermälte Paar stand unter einem Baldachin von rothem Sammet, umgeben von den Eltern und den kronprinzlichen Herrschaften, welche die Stelle von Kaiser und Kaiserin vertreten mußten. Unter den Klängen von Meyerbeer's Krönungsmarsch und Mendelsohn's Hochzeitsmarsch zogen die Gäste paarweise vorüber und versammelten sich dann zum Souper in der oberen Etage des Schlosses, wo im Marmorsaal, der in rosa und weiße Felder eingetheilt, die Tafeln aufgestellt waren.

Während dessen stellten sich im Grottensaal die zwölf Staatsminister und Generale mit Wachsfackeln auf, um dem Brautpaar vorauszugehen bei der Aufführung des historischen Fackeltanzes. Die magische Beleuchtung, welche der Saal dadurch erhielt, ließ ihn ganz und gar wie ein Gebilde der Märchenwelt erscheinen, die plätschernden Springbrunnen von frischen Blumen eingefaßt, die Delphine und phantastischen Meerungeheuer, die als Candelaber dienen, die Mosaik der Wände von Muscheln, Bergkrystallen, Rauchtopasen und Korallen durchbrochen, dazwischen die hohen Spiegel und zahllosen Lichterkronen, blendeten und entzückten alle Anwesenden. Am vortheilhaftesten war diese zauberische Beleuchtung und Decoration für die Erscheinung der Braut, der Eindruck, den sie hervorbrachte, wird Allen unvergeßlich sein.

Sie forderte zuerst den Kronprinzen auf, dessen ritterliche, hohe Gestalt neben ihrer schlanken Erscheinung sich unbeschreiblich schön ausnahm, dann ging sie augenscheinlich tief bewegt an der Seite ihres Vaters, des eisernen Prinzen Friedrich Karl, der jedoch diesmal nicht verbergen konnte, wie sehr sein Herz weich geworden. Sodann führte die Neuvermälte ihre beiden jungen Schwäger zum Rundgang und auch die übrigen anwesenden Prinzen stets zu Zweien, weil die Ceremonie sonst zu lange gedauert hätte. Der neuvermälte Prinz führte ebenso stets zwei Prinzessinnen, nur die Frau Kronprinzessin allein zur Polonaise.

Der letzte Act der Feierlichkeit, die Vertheilung des Braustrumpfbandes, eine uralte Unsitte, erregte einen wahren Sturm unter den jungen Herren, der würdevollen Oberhofmeisterin, Gräfin Alvensleben, wurden wie im Faustrecht die kleinen Stücken von blauem Atlasband mit einer Krone und einem M. in Gold verziert, geraubt und entrissen. Alsdann fuhren die Neuvermälten im sechsspännigen Galawagen durch die illuminirten Straßen Potsdams, wo ein dichtes Menschengedränge sie erwartete, nach dem Stadtschlosse. In den Prachtzimmern Friedrich's des Großen war dem neuvermälten Paare für die Zeit ihres Hierseins Wohnung eingerichtet. Das berühmte Glockenspiel des Kirchthurms von St. Nicolai brachte ihnen bei ihrem Eintritt unbestellt eine religiöse Nachtmusik.

Der folgende Tag wurde wie herkömmlich durch den Kirchgang des gesammten Hofstaates gefeiert und durch ein diner dinatoire bei dem neuvermälten Paare. In Berlin wurden nur zwei Galavorstellungen im Opernhaus gegeben, wozu die ganze Hofgesellschaft aus Potsdam in großer Toilette erschien und die Straßen vom Bahnhofe an dicht gedrängte Menschenmassen durchzogen, um diesen Anblick zu genießen. Ueber das Aussehen des neuvermälten Prinzen Heinrich der Niederlande wurden nicht immer wohlwollende Bemerkungen unter dem Publicum laut, doch können wir versichern, daß er durch das Glück ganz auffallend verjüngt und verschönt worden ist. Als er noch Statthalter in Luxemburg war, vor etwa fünfzehn Jahren, sah er ungleich ernster und lebensmüder aus. Seine damalige Gemalin war eine Prinzessin von Sachsen-Weimar *), welche, ohne Kinder zu hinterlassen, vor einigen Jahren verstarb. Sein königlicher Bruder, der noch älter ist als er und jetzt auch Heirathspläne gefaßt hat, sieht eigentlich rüstiger aus, besitzt aber nicht den intelligenten Gesichtsausdruck, der den Prinzen Heinrich auszeichnet.

Die nächste Vermälung im Kaiserhause, wird voraussichtlich nicht hier, sondern in England stattfinden. Die liebliche Braut, Prinzessin Luise Margarethe, deren Schönheit sich erst spät entwickelt hat, sie ist wie in dem Märchen von Andersen, aus einem kleinen häßlichen Entlein ein idealer, großer Schwan geworden, überstrahlte bei den letzten Festlichkeiten Alles, sie war fast immer in Rosenroth gekleidet, mit Rosen bekränzt, wodurch sie neben dem Bräutigam in seiner schwarzen Uniform ganz besonders reizend aussah. Nächst ihr fiel die jetzt älteste Tochter des Kronprinzen, Prinzeßchen Victoria als Schönheitsknospe auf. Dieselbe wird jedoch noch ganz als Kind behandelt, obwohl sie schon vierzehnjährig ist; sie trug noch kurze Kleider mit Höschen und führte ihre beiden jüngeren Schwesterchen, die blonden Elfenkinder, vorsorglich an der Hand, im Brautzuge die lieblichste Gruppe bildend. Leider fehlte ihnen diesmal ihr kleiner Cavalier, Prinz Friedrich Leopold, der kleine Lieutenant, der sich durch einen Beinbruch ans Bett gefesselt sah und sich damit begnügen mußte, seiner neuvermälten Schwester ein Glückwunschtelegramm zu übersenden. Der junge Prinz ist besonders zu beklagen wegen dieses Unfalles, der seine ohnehin sehr zarte Gesundheit heftig erschüttern wird.

In der Berliner Gesellschaft hat ein Selbstmord eine tiefe Erschütterung hervorgerufen. Frau von Benkendorf, alle Zeitungen nannten ihren Namen, kaum zwanzig Jahre alt, war mit dem Prinzen Hatzfeld-Wildenburg

*) Beiläufig bemerkt die Cousine der Großmutter der jetzigen Gemalin des Prinzen Heinrich. Die Redaction.

im vorigen Winter nach Paris gereist, dort verließ er sie, ihr eine bedeutende Schuldenlast hinterlassend. Sie ging nach Boulogne und machte durch einen Revolverschuß ihrem wildromantischen Leben ein Ende. Ganz unbeschreiblich traurig sah es aus, als hier auf dem Bahnhofe der Sarg ankam, von der trostlosen Mutter geleitet und von ihren hiesigen Bekannten mit Kränzen und Blumen überschüttet. Die junge Todte war eine reiche, russische Erbin und es ist nicht zu begreifen, wie sie in Frankreich in so tiefes Elend gerathen konnte.

Ein anderer Todesfall, ebenfalls ein Selbstmord, betraf eine sehr geachtete hiesige Bankierfamilie. Dr. Markwald, ein feingebildeter Mann, erschoß sich. Er war noch jung und befand sich in sehr glänzenden Vermögensverhältnissen. Er hinterließ ein sehr großes Vermögen, das er an verarmte Verwandte und zu Wohlthätigkeitszwecken vermachte. In der vornehmen Welt war er als Sportsman sehr bekannt und beliebt. Andauernde Kränklichkeit soll die Ursache seines Lebensüberdrusses gewesen sein.

Nachträglich macht hier in den höheren Kreisen die Heirath eines unserer reichsten schlesischen Standesherren viel Aufsehen. Derselbe vermälte sich vor beinahe zwei Jahren mit einer jungen Schauspielerin vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater und ließ sie, um den Statuten seines Familiengesetzes zu genügen, von einem Baron adoptiren. Jetzt stellt sich heraus, daß derselbe dazu nicht berechtigt war und da der adelige Name also usurpirt war, können die Agnaten des jungen Standesherren Einspruch gegen die Gültigkeit der Ehe einlegen, wodurch voraussichtlich ein Monsterproceß entstehen wird. H v. N.

Wien

O, welcher Jammer und zugleich welch' eine bittere Ironie! Während der ganzen schönen Sommermonate waren die unbewölkten, die regenfreien Tage zu zählen und jetzt, da der Herbst mit seinen immer länger werdenden Abenden ins Land zieht, macht sich die Sonne das Vergnügen, heißer denn je auf unsere Häupter niederzubrennen. Zu spät. Der Herbst gehört der Aristokratie, die auf die Jagden wartet und auf ihren Schlössern die Jugend von geistlichen Erziehern unterrichten lassen kann, die gemeine Gentry muß sich an die Schulen halten und, um die vorgeschriebene Frist nicht zu versäumen, heim kommen. Daher erklärt sichs, warum Wien Mitte September wieder so ziemlich voll ist und Prater, Volksgarten und Stadtpark ihre lieben alten — manchmal auch schwankenden Gestalten — von Neuem zu sehen kriegen.

Wien ist also wieder recht voll, aber nicht recht vergnügt und über allen Zügen seiner Kinder ist ein gewisser undefinirbarer Zug der Melancholie gebreitet. Man glaubte rasch fertig zu werden bei den interessanten Völkerschaften der Bosniaken und Herzogowienser und muß jeden Morgen von neuen Gefechten lesen, man glaubte reellen, greifbaren Gewinn einzuheimsen und muß aus jedem frischen Zeitungsblatte frische Verluste zur Kenntniß nehmen.

Verwundet — todt — vermißt . . . Diese drei Worte, inhaltsschwer, drängen sich dem Auge mit unabweisbarer Zudringlichkeit auf und so schrecklich das „Verwundet", das „Todt" auch klingt, das „Vermißt" ist das entsetzlichste . . . Daß unter einer solchen Grundstimmung das Leben nicht

seine volle Heiterkeit entfalten kann, bedarf wohl keiner nachdrücklichen Betonung; man braucht seine Zeit zu Reflexionen und sein Geld für die Hinterbliebenen der Reservisten und den freien Raum seines Hauses für die Verwundeten.

Ich weiß nicht, wohin die italienischen officiösen und halbofficiösen Demonstrationen noch führen werden, es ist mir, indem ich diese Zeilen niederschreibe, noch nicht ganz klar, welche Consequenzen der Strick haben wird, an welchem der italienische Generalconsul in Serajewo, Herr von Perrod, aufgeknüpft wurde, nur das Eine ist entschieden und wird von Jedem einleuchtend gefunden werden, daß ein italienischer Rumor niemals ungelegener kommen kann als im Herbst, weil der Herbst von jeher Italien gehört, seiner Vegetation, seinen Seen und seinen Bergen. Mit Bajonetten will aber der Tourist dort nichts zu thun haben, wo er Goldorangen im dunklen Laub erwartet, und Panzerschiffen will er nicht begegnen, wo er sich in einer zierlichen Barke auf den blauen Wogen des oder der See schaukeln lassen will. Darum laßt es für eine Weile gut sein, Ihr wackeren Italianissimi! Ihr habt stets Schlachten verloren und stets Provinzen gewonnen, Ihr seid groß und einig geworden. Denkt jetzt ein wenig daran, reich und reinlich zu werden, auf daß Ihr sehr vielen Handel, sehr viele Fremde und sehr vielen Credit bekommt. Man muß nicht immer schreien und um sich schlagen, man soll einmal aus den Flegeljahren herauszukommen suchen.

Die Theater haben sich natürlich weder von den Kriegsaffairen in Bosnien noch von dem Geschrei und den Reclamationen der „Italia irredenta“ beirren lassen und haben mit aller planmäßigen Tactik ihre Pforten dem Publicum wieder geöffnet. Neues Repertoire — neues Personal — neue Sitzplätze — das war die Losung der zwei Vorstadtbühnen, Carltheater und Theater an der Wien, und die beiden Directoren, Herr Franz Tewele vom Carl- und Herr Maximilian Steiner vom Wiedener Theater haben sich in ihrem Concurrenzeifer nicht nur Personal abzufischen gesucht, sondern auch Ideen zur Drapirung des Hauses und Geld zu möglichst niedrigem Zinsfuß. Denn ein Theaterdirector braucht stets fremdes Geld — eigenes ist selten vorhanden und andererseits wird für einen Theaterunternehmer in der Regel der vier- und fünffache Zinsfuß in Ansatz gebracht.

Das Burgtheater eröffnete mit einer plötzlichen Unpäßlichkeit. Man wollte mit „Emilia Galotti“ beginnen und kam auf „Nathan der Weise“. Jedenfalls aber blieb es bei Lessing und die Würde blieb gewahrt, die Würde des Hauses, auf das der Wiener so große Stücke hält. Das Hofoperntheater begann mit dem Propheten und setzte seine Vorstellungen mit wechselnden Gästen und wechselndem Glücke fort. Unter den Gästen ist wohl Signora d'Angeri die interessanteste. Signora d'Angeri heißt eigentlich Fräulein Angermayer, ist die Tochter eines Wiener Bürgerhauses, machte bei Frau Professorin Mathilde Marchesi ihre Studien, ging nach London zur italienischen Carrière, trat auch in Petersburg in der dortigen welschen Oper auf, gerieth später mit dem Director von Coventgarden, Mr. Gye in einen Proceß, der heute noch nicht ausgefochten ist und nahm sich vor, reuig wieder in den Schooß der deutschen Sprache und der deutschen Gagen zurückzukehren. Signora d'Angeri wird also fortan deutsch singen und deutsche Gulden eincassiren, auch vielleicht in Deutschland gezüchtete Lorbeeren erwerben, aber ihren deutschen Namen Angermayer wird die Primadonna bis auf Weiteres noch bei Seite liegen lassen. Es muß ja nicht Alles auf einmal geschehen.

— Herr Jacob Fischer von der Rotterdamer Bühne sang einige Baßrollen und verabschiedete sich am 7. September mit dem Patriarchen in Mehul's „Joseph und seine Brüder“ — einen wesentlichen Erfolg wußte dieser Sänger jedoch, trotzdem ihm ein gewisser künstlerischer chic nicht abzusprechen ist, kaum zu erringen. Am 4. October, als am Namensfest des Kaisers Franz Joseph, wird Herr Director Jauner wie alljährlich mit einer Novität „herauskommen“ und nur ganz äußere Umstände werden es bestimmen, welches jene Novität sein wird. Wird man bis zu dem vierten künftigen Monats mit dem „Siegfried“ fertig, d. h. werden alle Proben zu einer gelungenen Aufführung berechtigen, so wird man ganz entschieden als erste Novität den zweiten Abend der Nibelungentrilogie aufrollen. Ist dies nicht der Fall, wird ganz speciell der Wotan mit seinen Studien zurückbleiben, so greift man zu Gounod's Oper „Philemon und Baucis“ und ergänzt das etwas kurzathmige, lyrische Werk mit dem vielfach besprochenen Pariser Ballet „la source“ von Delibes. Delibes, der Componist von „Der König hats gesagt“, hat seine zwei früheren Ballette „Sylvia“ und „Coppelia“ mit solch reizender Musik ausgestattet, daß gewiß „la source“ im buchstäblichsten Sinn die Quelle eines reichen und geistvoll verarbeiteten Melodienschatzes bieten dürfte. Für den Helden des Wagner-Werkes ist Herr Glatz aus Pest ausersehen. Die Urtheile über diesen Tenoristen, der erst vor etwa drei Jahren zur Bühne ging und der sich jetzt Glassi nennt — streifen weit auseinander. Jedenfalls ist Glatz für die Sache seines Meisters sehr begeistert und das ist schon sehr viel. Jedes Werk erfordert seinen speciellen Enthusiasmus und die colossalen Schwierigkeiten, die Richard Wagner in seinen Werken den darstellenden Künstlern aufthürmt, lassen den Enthusiasmus nicht nur wünschenswerth erscheinen, sondern machen ihn auch zur fast unbedingten Nothwendigkeit. — Von den jüngeren Kräften war es zunächst Fräulein Braga, die Einiges von sich reden machte. Eines schönen Nachmittags — es war der vom 1. September — mußte Frau Ehnn absagen lassen, da sie sich sehr unwohl fühlte; eine andere Vorstellung war nicht mehr zu ermöglichen, das Theater wollte man nicht sperren, was blieb also übrig, als sich um ein anderes Gretchen — es war der Faust angesetzt — umzusehen und dieses andere Gretchen zum „Einspringen“ zu bitten. Fräulein Braga erkannte sofort die glückliche Situation, in die sie hineingedrängt wurde, mit schneidiger Entschiedenheit ergriff sie die ihr dargereichte Rolle und mit lobenswerther Keckheit sang sie ihren Part ohne jede Probe und zum ersten Male so flott, daß sich in der That lebhaftester Applaus einstellte. Fräulein Braga, recte Prager, stammt aus dem Volke Israels, ist in Großkanisza (Ungarn) gebürtig und wurde in Wien ganz besonders von einem der Chefs des Hauses, Gebrüder Gutmann, Herrn Wilhelm Gutmann, in materieller Weise unterstützt. Durch solche Unterstützung allein ward es dem mittellosen Judenmädchen ermöglicht, bei Professor Gänsbacher Unterricht zu nehmen und die immerhin kostspieligen Gesangsstudien zu machen. Die Daten zur künftigen Biographie der vielleicht künftigen Größe sind also da, möge sich auch die Berühmtheit einstellen. — Nun darf aber auch das Ballet nicht vergessen werden, zumal dasselbe in letzteren Tagen durch einen Gast von sich reden macht. Dieser Gast oder vielmehr diese Gastin nennt sich Signora Cereali, ist eine Italienerin, kommt von irgend einem zweiten oder dritten Theater der romantischen Halbinsel und eroberte sich rasch die Herzen der Wiener Ballethabitues, vornehmlich jener Habitues, die sich der Ballerina, Fräulein

Linda, noch nicht ganz und gar verschrieben haben. Signora Cereali ist nicht gerade schön, sie besitzt die beauté du diable, aber ihr Tanzen ist eine Augenweide und macht es Jedermann einleuchtend, wieso man überhaupt einem choreographischen Werke einen ganzen Abend widmen kann. Signora Cereali ist nebenbei gesagt, auch sehr, sehr jung und so dürfte sich aus der jungen Tänzerin in nicht allzu ferner Zeit eine gewisse Celebrität entwickeln. Adele Granzow ist todt. Die Welt hat wieder Platz für einen tanzenden Stern. Aber die Aufregung zu schildern, die unter den heimischen Größen und Koryphäen, so auf den Bretern ewig lächelnd herumtanzen, herrscht, ist kaum möglich, sie ist fast so stark als die Aufregung Jener, die als Protectoren mit weißen Haaren und Glatzen unter den Tanzenden herumtänzeln.

Alles ist aufgeregt, das liegt einmal so in der Luft und im Geschäft, und auch Director Jauner ist afficirt von der generellen Agitation. Director Jauner möchte nämlich gern folgende Fragen beantwortet wissen und brennt vor Ungeduld auf die Lösung einer ganzen Menge von Räthseln: Erstens: Wird Herr Glatz gefallen? Zweitens: Wird Herr von Hülsen denn doch die Grossi vor Ablauf ihres Contractes freigeben, denn sonst hätten wir ja keine Princesse à la colorature!? Drittens: Wird sich das Deficit im Winter 78/79 abermals steigern? Viertens: Wird Herr Faure dieses Mal billiger zu haben sein als um 4200 Francs per Abend? Fünftens: Welchen Kohlentarif wird für die nächste Stagione die Firma Patti-Nicolini aufstellen? Sechstens: Wird endlich das Hofopernhaus zu Redouten, resp. zu ordentlichen Maskenbällen hergegeben werden und wird es erlaubt, im kommenden Winter in den herrlichen Räumen am Opernring ein wenig zu cancaniren, nur ein klein wenig? Siebentens: Wann wird endlich die „eiserne Krone" an die Brust Director Jauner's geheftet und wann darf sich Herr Jauner — Ritter von Jauner nennen? — Ich begreife nur nicht, wie ein einziger Mensch alle diese ungelösten Zweifel ertragen und in seinem Herzen herumtragen kann! . . .

In der Gesellschaft ist es begreiflicherweise noch sehr stille. Die Welt zehrt noch von den haut goûts des letzten Winters und bereitet sich für jene des kommenden vor. Die Luft des Salons braucht stets Erneuerung, ob aber diese Erneuerung auch zugleich Erfrischung bedeutet, das steht auf einem andern Blatt. Im Kreise der Haute-Finance vollzog sich eine Scheidung und die Auflösung einer Verlobung. Ich habe in diesen Blättern schon damals über beide Fälle geschrieben, als ihre Entwickelung noch in den ersten Stadien begriffen war. Jene Ehe, welche jetzt durch eine Scheidung aufgelöst wurde — die Frau ist zwanzig, der Mann siebenundzwanzig Jahre alt — war vor vier Jahren geschlossen und die Verlobung zwischen der jungen, schönen Witwe und dem grauen, verwegenen Börsenmillionär, war vor drei Jahren eingegangen worden. Die arme Braut wollte die Zukunft ihres Kindes und wohl auch ein wenig die eigene sichern, als sie aber bemerkte, wie und mit welchen harten und beißenden Glossen ihr opfermuthiger Schritt beurtheilt wurde, als sie sehen mußte, wie Diese ihr auswich und Jene proclamirte, daß von einem künftigen Empfang nicht mehr die Rede sein könne, da schickte sie ihrem Bräutigam den Ring zurück und einen Bon auf 500,000 Gulden, den ihr dieser Bräutigam am Verlobungstage zu Gunsten des Kindes überreicht. Dieser Roman war jedenfalls edler in Anlage und Durchführung als die Scheidungsnovelle und brachte der Heldin mehr Ehre als sie ahnte. Man nahm sie wieder in Gnaden auf in jenen Cirkeln, die sie am-

bitionirt und ihr vergangener Bräutigam schreitet rüstig weiter auf der Bahn der Liquidationen, Fusionen und finanziellen Transactionen.

Der Hof hat die Absicht, heuer den Aufenthalt so lange als möglich in Ischl auszudehnen. Unter dem Hof muß man allerdings nur die Kaiserin verstehen, denn Kaiser Franz Joseph ist allzu sehr in Wien beschäftigt und Kronprinz Rudolf weilt in Prag bei seinem Regimente. Bei der Kaiserin Elisabeth war längere Zeit deren Schwester, die Königin von Neapel, zu Gaste und man konnte öfter sehen, wie die beiden Schwestern, die Kaiserin und die Königin mit einander in den Anlagen spazieren gingen und sich unter die bürgerliche Welt mischten. Die Kaiserin Elisabeth war übrigens heuer doppelt untröstlich über das Wetter. Die vielen Regengüsse weichten den Boden auf und ließen die kühnen Spazierritte nicht zu. Die Pferde wollten im nachgiebigen Terrain keinen festen Fuß fassen und da hörten natürlich auch die Evolutionen mit den „Hindernissen" auf. Die kühne, edle und so elegante Reiterin mußte einen Tag um den andern verstreichen lassen, aber auch ihre Lieblingspromenaden zu Pferde auf dem Wege nach Laufen und durch die Auen zurück mußte sie missen. — Die Kaiserin wurde auch einmal von Lord Spencer besucht und da zu gleicher Zeit der Kaiser von Wien aus nach Ischl kam und den edlen Lord zur Hoftafel zog, war man sofort mit der funkelnagelneuen Combination zur Hand, es handle sich um ein Heirathsproject zwischen dem Kronprinzen Rudolf und einer englischen Prinzessin. Aber welche kühne Phantasie! — Auch die Exkaiserin Eugenie wollte ihren Weg von Wien nach Arenenberg über Ischl nehmen und der Kaiserin Elisabeth einen kurzen Besuch abstatten, aber das Ischler Publicum wartete eines ausnahmsweise schönen Nachmittags vergebens auf die berühmte Dame. Sie kam nicht, hatte es nämlich vorgezogen, Ischl nicht zu beunruhigen und das Billet direct nach Salzburg zu lösen. Da war General Grant aufrichtiger. Der schlichte Amerikaner wollte Oesterreich nicht verlassen, ohne Ischl gesehen zu haben, aber er suchte sich von jeder beengenden Hofetikette frei zu machen; er wollte Gebirgsluft, kräftige, würzige Gebirgsluft einathmen und keine Hofluft und es schien, als habe man seine Intentionen errathen — der General wurde nicht zu Hofe eingeladen.

Der „Wiener Männergesangverein", der seinerzeit dem Könige von Hannover, als er noch zu Hietzing residirte, ein Morgenständchen brachte, der in Schönbrunn der Kaiserin Elisabeth eine Serenade bringen durfte, der im Jahre 1869 eigens nach Salzburg berufen wurde, um vor Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie sein schönes Programm zu entfalten, derselbe Männergesangverein brachte kürzlich nun auch dem Könige Karl von Würtemberg und der Königin Olga ein Ständchen in Friedrichshafen. Der König hatte die Wiener Sänger in seiner „Wilhelma" so herrlich bewirthen lassen, daß es diese für ihre Ehrenpflicht hielten, einen Ehrensold dem königlichen Wirth zu zollen. Für den edlen Mann erklang edles Lied! Besser kann man nicht zahlen. Und die Troubadours von der Donau fanden auch am Neckar sowohl wie an den Gestaden des Bodensees den freudigsten Empfang, die hellsten Sympathien und die vollsten Becher! — In Wien pflegen diese Ständchen und Serenaden des Männergesangvereins hier und da auf divergirende Urtheile zu stoßen — aber die Sänger machen sich wenig daraus, singen, reisen und sind lustig, lassen die Welt für den Tratsch und die Hofkellermeister für einen guten Wein sorgen. Figaro.

Der Innfall am St. Moritzer See.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Das Oberengadin ist seit zwanzig Jahren die gesuchteste Luftcurgegend der Schweiz. Die seltene Vereinigung äußerst reichhaltiger Eisensäuerlinge eines vorzüglich erfrischenden, kräftig anregenden Klimas und einer großartig schönen Gebirgsnatur bewirkten seit jener Zeit einen ungemein großen Fremdenzufluß nach den Hauptcurorten des Oberengadin St. Moritz, Tarasp und Samaden. Als Wintercurort für Lungenleidende ist St. Moritz nicht minder beliebt als das benachbarte Davos. Wer sich über die Schönheiten und Curdetails des Oberengadins genauer unterrichten will, den verweisen wir auf die „Illustrirten Wanderbilder" aus der Schweiz (Verlag von Orell Füßli u. Co. in Zürich), die in meisterhaft ausgeführten Illustrationen und sorglich durcharbeitetem, anziehenden Text die Schönheiten der beliebtesten schweizer Gebirgspartien anschaulich machen. Unser Bild ist dem achten Heft der erwähnten Sammlung, die das Oberengadin enthält, entnommen; dieses Heft enthält 21 Illustrationen und eine Karte, einen instructiv beschreibenden Text von dem Curarzt in Tarasp Dr. J. Pernisch und kostet nur 50 Pfennig, wie jedes der übrigen sieben bisher erschienenen Bändchen. Die Gegend, welche unser Bild zeigt, ist ein malerischer Glanzpunct von St. Moritz. Unweit der Brücke stürzt der Inn schäumend und tosend über eine Felsschwelle durch die enge, malerische Felsschlucht Chiarnadüras in die untere Thalstufe hinab, einen Wasserfall von seltener Schönheit bildend.

Poetisches Turnier.

Unsere in Heft XII. ausgesprochene Hoffnung, daß im Kreise der sogenannten Dilettanten oft mehr poetischer Formsinn und Grazie des Empfindungsausdrucks zu finden sei, als bei manchen Dichtern von Profession, hat sich vollauf erfüllt.

Das zu übertragende Gedicht Victor Hugo's lautete:

Si vous n'avez rien à me dire
Pourquoi venir au près de moi?
Pourquoi me faire le sourire
Qui tournerait la tête au roi?

Si vous n'avez rien à m'apprendre
Pourquoi me pressez vous la main
Sur le reve angélique et tendre
Auquel vous songez en chemin?

Si vous voulez que je m'en aille.
Pourquoi passez vous par ici?
Lorsque je vous vois je tressaille
C'est ma joie et c'est mon souci.

Es sind nun 69 metrische Uebertragungen eingegangen, von denen wir die nachfolgenden als die gelungensten wiedergeben:

Wenn Du mir gar nichts hast zu sagen,
Was lenkst die Schritte Du zu mir?
Was soll das Lächeln? Darf ich fragen?
Bezaubern könnt' es Kön'ge schier!

Wenn Du mir nichts hast zu vertrauen,
Was drückst Du zärtlich mir die Hand,
Auf Deinem Pfad, Du Zier der Frauen,
In himmlisch-süßem Traum gebannt.

Und wenn Du willst, daß fort ich gehe,
Was kommst Du immer wieder her?
Ich bebe, wenn ich Dich nur sehe!
O sel'ge Lust! O Sorge schwer!

A. G.

Wenn mir Dein Mund will ewig schweigen,
Sag' an, was Dich mir nahe führt?
Wozu mir dieses Lächeln zeigen,
Das eines Königs Herz wohl rührt?

Wenn Du mir nichts hast zu vertrauen
Von jener Liebe Zauberreich,
Das Dich ein holder Traum ließ schauen,
Was drückst Du mir die Hand so weich?

Wenn Du mich bannst aus Deiner Nähe,
Was zeigst Du stets Dich meinem Blick?
Es bebt mein Herz, wenn ich Dich sehe,
Du bist mein Weh, Du bist mein Glück.

E. B. Berlin.

Ich weiß, Du hast mir nichts zu sagen
Und siehst mich doch so lächelnd an?
Soll mich Dein leuchtend Auge fragen:
Warum Du mir so weh gethan?

Ich weiß, Du hast mir nichts zu bringen
Und drückst mir doch die Hand so lieb?
Willst Du — aus tiefem Traum — mich zwingen
Zu seh'n, daß wachend nichts mir blieb?

Du kannst mit Deinen süßen Blicken
— O, laß mich zitternd flieh'n, weit — weit! —
Selbst eines Königs Herz berücken;
Du, all mein Glück und all mein Leid! —

Anonyma.

Wenn Du mir gar nichts hast zu sagen
Warum lenkt sich zu mir Dein Fuß?
Warum mit einem Lächeln fragen,
Das Könige bestricken muß?

Wenn Du mir nichts hast zu vertrauen
Warum drückst Du die Hand mir dann
Den zarten Engelstraum zu schauen,
Den unterwegs Dein Herz ersann?

Wenn Du erwartest, daß ich gehe,
Warum dann kreuzen meine Bahn?
Erbeb' ich doch, wenn ich Dich sehe,
Weil Freud und Leid zugleich mir nah'n.

Dilettantin in Elberfeld.

Fernere lobenswerthe, aber nicht durchweg formreife Uebertragungen sind eingegangen von: A. v. G. in Weimar, R. S. in Potsdam, Prem.-Lieuten. von S. in Breslau, Emma B. in Lauenburg, C. M. im Haag, A. G. in Leipzig (Theaterplatz), Gräfin D. H. in E. Steiermark, O. L. in Hamburg, Stud. juris E. Wichmann in Wolfenbüttel, M. E. in Minden, W. Salmuth in Frankfurt a. M., Maidenspeech in Wiesbaden, L. Schweitzer in Görlitz, Wiener in Hernals, G. F. in E, R. v. Bl. in Wartenberg, von Nerney, Leserin in Gartz, M. G. Schmidt in Berlin, Marie Reimann in Sagan.

Als zweite Uebersetzungsgabe geben wir nachfolgende schöne Verse aus Byron's „Giaur": Also frisch zum Turnier!

Yes, love indeed is light from heaven;
A spark of that immortal fire
With angels shared, by Alla given,
To lift from earth our low desire.
Devotion wafts the mind above,
But heaven itself descends in love;
A feeling from the Godhead caught,
To wean from self each sordid tought;
A ray of him who form'd the whole,
A glory circling round the soul.

Die Redaction.

Salonpost.

Isidor St. in Glogau. Wenn Voltaire (und nicht, wie gewöhnlich angenommen wird Talleyrand) gesagt hat, die Sprache sei da, um die Gedanken zu verbergen, so hat er bei Ihren „Sonetten über die Gegenwart" Recht gehabt, denn selbst mit dem schärfsten Mikroskop ist es uns nicht möglich gewesen, die Spur auch nur eines Gedankens in Ihren Gedichten aufzufinden.

C. v. E. Der Galanteriedegen (meist in weißer Scheide) gehörte zur unentbehrlichen Herrentoilette bis zur ersten französischen Revolution, ja in Paris war er sogar seit 1785 nicht mehr modern.

Dr. H. in Dresden. Wanders deutsches Sprichwörterlexikon (Leipzig Brockhaus) kostet 120 Mark.

Hulda Bl. in Lemberg. Kaufen Sie sich „Ueber die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame von Stande." (A. Hartleben, Wien.)

A. Hartleben in Wien. Sie sind in dem kritischen Alter, mein Fräulein, wo die jungen Männer zu viel und die Alten zu — wenig Ehrfurcht vor Ihnen haben.

K. Bertling in W. Eine sehr geistreiche Definition des „Chic" giebt Hans Hopfen in „Verdorben zu Paris" mit folgenden Worten: „Der Chic ist das Anmuthige in der Form des Einfältigen, und das Einfältige in der Form des Anmuthigen, er ist niemals das Nothwendige und doch für Jeden, der seine Bekanntschaft gemacht, das Unentbehrliche; Chic ist das Unerhörte im Alltäglichen, was Dich zum Lachen zwingt, ohne lächerlich zu sein, ist das Entzückende im Allergewöhnlichsten von der Welt; Chic ist das Gewählte vom Einfachen und das Versöhnende im Auffallenden; vor Allem aber ist es das Reizende, was da blendet und berauscht, verrückt und bezaubert in einem Nu, die Grazie auf einem Bein, Amor auf allen Vieren; Chic ist die Art, den kleinen Finger zu geben, daß es mehr Freude macht als die ganze Hand und doch dabei eine Hand ahnen läßt, wie man sie schöner, köstlicher noch nie in der seinigen gehalten; Chic ist die Art, wie Du in die Falten Deines Kleides fassest, um hinter Dich zu gucken, wenn auch das, was hinter Dir geschieht, mit Deines Kleides Falten keinen Zusammenhang hat; Chic ist die Toilette, welche man sieht, welche genau Rechenschaft ablegt über die Toilette, welche man nicht sieht; Chic ist der launigste Zufall und die überlegteste Absicht; Chic ist das Verführerische in social gangbaren Formen; Chic ist das Haarlöckchen, welches Dir über die Stumpfnase fällt und die Art, wie Du darunter hervorschielst und zwinkerst; Chic ist, was das Knarren Deiner Stiefelettchen plaudert und was Deiner Kleider Rauschen sich erzählt; Chic ist die Nadel, die da haftet, und das Häk-

chen, das da bricht — Du hörst, mein Kind, es läßt sich nicht erschöpfen, denn wie gesagt, der Chic ist alles und nichts."

F. v. Sch. in B. Hans von Bülow ist allerdings eine Zeit lang Socialdemokrat gewesen. Er hat sogar Herwegh's socialdemokratische Marsaillaise: „Bet' und arbeit' ruft die Welt" componirt, allerdings unter dem Pseudonym „Solinger".

X. Y. in Kiel und Genossen. Wir berichtigen gern, daß die in Heft 12 erwähnte Dame nicht die Witwe des Schriftstellers, sondern des Arztes Dr. Heller war.

G. L. in Nordhausen. In der sonst sehr ansprechenden historischen Erzählung von Zoe von Reuß im Berliner Sonntagsblatt ist das Costüm der Zeit nicht treu. Z. B. spielt ein Dragonerrittmeister darin eine Hauptrolle, während zu jener Zeit (Ende des vorigen Jahrhunderts) es keine Dragonerrittmeister, sondern nur Dragonercapitäns (bis zu Ende 1807) gab. Ebenso wenig lag damals in Halberstadt ein Dragonerregiment in Garnison. Bis 1815 hat in Halberstadt immer nur Infanterie gestanden.

Fl. 27. Das ist sehr ungerecht geurtheilt. Balzac sagt einmal sehr richtig: „Der Grimm gewisser Damen gegen Diejenigen, welche das süße Unglück haben, eine Leidenschaft zu besitzen, beweist, wie beschwerlich ihnen ihre Tugend ist."

Wilhelm Eichensatz in O. Da Ihr Interesse an dem historischen Genrebild „Des Königs Tänzerin" in Heft 12 so groß ist, so wollen wir Ihnen über die Barbarina das Wesentlichste hier mittheilen. Diese vielgefeierte Ballerina Venedigs war für die Berliner Oper bereits engagirt, wollte jedoch nicht kommen, und verheirathete sich mit Lord Stuart de Mackenzie. Es gelang nach vielen diplomatischen Verhandlungen, die Tänzerin beinahe mit Gewalt nach Berlin zu bringen. Endlich kam Barbarina an, tanzte und gewann sofort die Herzen Aller — auch des Königs. Er unterhielt sich mit ihr freundlich und sie wurde sofort sein erklärter Liebling. Ja, sie wurde alsbald der Mittelpunkt eines feinen, geselligen Lebens und hielt einen förmlichen Hof in ihrer Wohnung in der Behrenstraße. Der König ließ sie öfter nach Charlottenburg kommen, trank mit ihr öffentlich Thee im Opernhause, promenirte mit ihr Arm in Arm durch die Säle und zeichnete sie auf jede Weise aus. Wenn er eine Einladung von seinen Generalen zu einem Souper annahm, so mußte auch die Barbarina eingeladen werden, die später noch der Mittelpunct der Hoffeste bei der Vermälung der Prinzessin Ulrike mit Adolph Friedrich von Schweden war und 1746 gleichzeitig mit dem Könige in Pyrmont sich aufhielt. Inzwischen war Lord Stuart, der übrigens als ein ganz ehrenhafter Charakter erscheint, aus Berlin auf irgend eine Weise entfernt worden; auch hatte die Barbarina ihren Contract mit 7000 Thaler Gehalt und fünf Monaten Urlaub auf drei Jahre erneuert; aber seit dem Aufenthalt in Pyrmont war die Sonnenhöhe der Gunst überschritten. Der König hatte öfter schon die Schulden der Barbarina bezahlt. Im Jahre 1748 zeigte ihm der Director des Spectakels an, daß die Barbarina ihre Schulden nicht bezahlen wollte. Der König verfügte: „Muß dafür sorgen, daß die Leute bezahlt werden, oder arretiren lassen." Kircheisen legte ihr darauf einen Polizisten ins Quartier, bis sie endlich ohne Vorbehalt bezahlte und abreiste. Sie kehrte aber bald zurück von England, wo sie nicht gefunden zu haben scheint, was sie suchte, und nun entspann sich in Berlin das famose Verhältniß mit dem Geheimrathe Cocceji, dem Sohne des Großkanzlers, der die Tänzerin durchaus heirathen wollte, und schließlich auch wirklich — trotz aller Einmischungen des Königs — heirathete. Der König, um nicht eifersüchtig zu erscheinen, verfuhr milde gegen die Eheleute, befahl aber, alle Strenge walten zu lassen gegen den Priester, der sie getraut, und ihn bei Wasser und Brod einzusperren. Leider aber ließ sich dieser Priester nur nicht finden und — Cocceji wurde nach Glogau versetzt; der König benahm sich gegen ihn und die Barbarina sehr rücksichtsvoll, vielleicht auch in Folge eines Briefes, den Letztere an ihn schrieb und in dem sie ihm anzeigte, daß sie alle ihre Gelder in Preußen anlegen und den König nächstens mit einem neuen Unterthanen beschenken werde. In Glogau führte das Paar eine sehr glückliche Ehe; Barbarina lebte makellos und genoß allgemeine Achtung. Cocceji starb bald als Oberamtsregierungspräsident. Barbarina verwendete drei Güter und ihr Vermögen von 100,000 Thalern zur Gründung eines adeligen Fräuleinstiftes in Brüssau, dessen Aebtissin sie wurde. Im Jahre 1789 zur Gräfin Campanini erhoben, lebte sie noch zehn Jahre und starb 1799 zu Warschau, fünfundsiebzig Jahre alt. Wohl niemals hat eine gefeierte Tänzerin ein romantischeres Leben geführt.

Neueste Moden.

Nr. 1. Bequemer Ueberwurf.

Die einzige Garnirung dieses gestrickten, oder aus einem beliebigen dicken Stoffe gefertigten Ueberwurfs besteht aus einer Franse, wie sie aus der Abbildung ersichtlich.

Nr. 1. Bequemer Ueberwurf.

Er ist sehr bequem und eignet sich sehr wohl für kühle Abende am Meeresstrande oder für Ausflüge in die Berge.

Nr. 2. Aermel von geschupptem Seidenstoff.

Die doppelt gesteppte Manschette aus feiner Leinwand ist mit einer hohen Valenciennes umrandet.

Nr. 2. Aermel von geschupptem Seidenstoff.

Nr. 3. Aermel von gesprenkeltem Stoff.

Die gefältelte Musselinmanschette desselben ist mit einer Stickerei garnirt; darüber ein auf der Außenseite in eine Schleife geknüpftes rosa Band.

Nr. 3. Aermel von gesprenkeltem Stoff.

Nr. 4. Sammetärmel

mit Manschette von durchbrochener Leinwand mit Méricourtspitze und einer schwarzen Seidenbandschleife garnirt.

Nr. 4 Sammetärmel.

Nr. 5. Gehäkelte Mignardisespitze.

Für den wellenförmigen Theil ist eine genügende Länge Mignardise genommen; in vier Picots zusammen werden 3 Kettenmaschen, 1 Doppelm. in das folgende Picot, 1 abgesonderte Dm. durch 4 Km., 3 Km. in die zwei folgenden Picots

gehäkelt. Wiederholt. — Für den Fuß der Spitze: 1. Reihe: 1 Dm. in die 6 auf einanderfolgenden Picots in die Einbiegung der Muschel: die oberen Maschen auf der Nadel behalten und zurückgeschlagen, 2 Km., 3 Stäbchen in das nämliche Picot, 2 Km., 3 St. in das näml. Picot., 2 Km. Wiederholt — 2 Reihe: 1 Dm. in die 2 Km. Der vorhergeh. R., 16 Km. Wiederholt. Material zur Arbeit: Mignardise Nr. 2. Irländischer Zwirn Nr. 80 und eine feine stählerne Nadel.

Nr 5. Gehäkelte Mignardisespitze

Nr. 6 und 7. Stiefelchen für ein kleines Kind.

Nr. 6. Die beiden, mit einem hübschen Dessin bestickten Seiten werden auf dem Spann und an der Rückseite durch eine Naht verbunden, welche durch einige Reihen Soutache verdeckt wird. Als Garnitur dient vorn eine kleine, Knöpfe simulirende Rüsche. Die Sohle wird besonders angenäht.

Nr. 7. Nachdem die beiden Seiten mit dem in der Abbildung ersichtlichen Dessin bestickt sind, werden sie mit einem leicht wattirten, gesteppten Seidenstoff gefüttert. Der obere Rand ist festonnirt; der Schluß geschiebt mittels kleiner Schleifen.

Nr 6 und 7. Stiefelchen für ein kleines Kind.

Nr. 8. Gehäkelte Mignardisespitze.

Hierzu bedient man sich Mignardise mit engen Picots, irländischen Zwirns Nr. 80 und einer sehr feinen stählernen Häkelnadel. In 6 auf einander folgende Picots der Mignardise wird eine einfache M gehäkelt; die Schlingen werden auf der Nadel behalten und quer durchgestochen, 3 Km., 5 St. in das folgende P., 5 Km. Wiederholt. Für den Fuß der Spitze: 1. Reihe: 1 einf. M. in die 6 auf einander folg. P. in die Einbiegung der Muschel, auf der andern Seite der Mignardise die Schlingen auf der Nadel behalten und zurückgeschl., 2 Km, 2 besondere

Nr. 8. Gehäkelte Mignardisespitze.

St. durch 5 Km. in das folgende P., 2 Km. Wiederh. — 2 Reihe: 1 Doppelm. unter die 5 Km. Der vorhergeh. Reihe, 8 Km. Wiederholt. — 3. R.: 1 Dm. in jede der M. der vorhergeh. Reihe.

Nr. 9. Stadt-Toilette

Dieselbe ist aus schottischem Wollenstoff und bronzefarbener Faille zusammengesetzt; Rock mit Halbschleppe; am untern Rande ein von einem breiten Faille-

Nr. 9. Stadt-Toilette

Nr 10 Toilette für Seebad.

schrägstreifen übersetzter Volant. Der zweite Rock ist ein wenig nach der Rückseite zu mittels einer kleinen Failleschärpe gerafft, welche mit einem Failleschrägstreifen und einem kleinen Plissé eingefaßt ist. Die Cüraßtaille ist aus schottischem Stoff; die Aermel sind aus Faille mit schottischen Aufschlägen. Kragen und Manschetten von glattem Battist. Englischer Strohhut mit Schluppen von bronzefarbenem

■ Schwarz. ■ Braun. ■ Hellbraun. ■ Gelb (Seide). ■ Weiß (Seide). Grund blau
Nr. 11. Tapisseriestreifen.

Band und einer Tuffe von kleinen Blumen. Unter dem Kinn geknüpfte Bindebänder.

Nr. 10. Toilette für Seebad.

Halblanger Rock von Vichyleinwand mit fünf kleinen Plissés in einem etwas helleren Ton als der Rock. Doppelter, vorn runder Rock; der obere ist vom dunk-

len, der untere vom helleren Stoff. Die ganze Weite ist mittels einiger sich ein wenig erhebenden Falten nach hinten geführt. Anliegendes Jacket, das eine Taille

Nr. 12. Tapisserie-Lambrequin.

unnöthig macht. Der Körper desselben besteht aus dunkler, die Aermel dagegen aus heller Leinwand. Der höchst originelle Kragen ist auf der einen Seite viereckig und bildet auf der andern einen Shawlkragen.

Nr. 13 und 14. Ausgeh-Toiletten.

Nr. 11. Tapisseriestreifen.

Das Dessin wird grau in grau auf blauem Grunde auf 10 Centimeter breitem Canevas Nr. 24 im Tapisserie-Halbstich in sächsischer Wolle, gehoben durch Stiche in algerischer Seide, ausgeführt. Statt blauem Grund kann auch, je nach dem Ton des Möbels, für den er bestimmt ist, rother, grüner oder violetter gewählt werden.

Nr. 15. Gestrickter wollener Kleinkinderschuh.

Nr. 12. Tapisserie-Lambrequin.

Solche Lambrequins sind zu Verzierungen von Eckconsolen, Spiel- oder Arbeitstischteppichen, Portièren, Altardecken u. dgl. bestimmt. Die Ausführung des sehr hübschen Dessins bietet keine Schwierigkeiten, doch ist als Regel zu beachten, daß der Grund mit den Nüancen der Zimmerwände harmonirt. Die hier gegebene Farbenzusammenstellung ist nicht definitiv, sondern läßt sich je nach dem Tone des Grundes abändern. Für das Motiv in der Mitte sind drei Nüancen lichtes Grün angenommen: die schwarzen Puncte für die dunkelste, die schwarzen Kreuze für die zweite, die weißen Kreuze für die dritte Nüance. Die ganz weißen Carrés

Nr. 16. Dessin zu Nr 15.

werden mit Seide ausgefüllt und bilden die vierte Abstufung des Tones. Die Einfassung des Motivs, welches zugleich die Zacke des Lambrequins bildet, wird aus vier Nüancen Gelb zusammengesetzt, deren dunkelste holzgelb und die hellste stroh elb ist. Für die äußerste Einfassung ist für die weißen Linien lebhaftes Gelb und für die dreifachen Kreuze pfirsichblüthroth zu verwenden. Die Höhe des Lambrequins läßt sich in der Weise vergrößern, daß man die obere schmale Bordüre verbreitert und einen größeren Grund giebt

Nr. 13 und 14. Ausgeh-Toiletten.

Nr. 13. Costüm von Casimir und graue Faille in zwei Tönen. — Schürze und Tunica von Casimir, die Ränder mit Faillelitze und Fransen vom Ton des Stoffes besetzt. Die an der Seite der Tunica angeknöpfte Schürze ist drapirt und um den unteren Theil der Tunica in Form einer Schärpe herumgeführt und wie ersichtlich in eine Schleife geknüpft. Die Taille wird vorn mittels Failleknöpfen geknöpft. Den Rand des Postillonschooßes mit blinden Knöpfen ziert eine hübsche lange Franse. Stehkragen und Aermelaufschläge von Faille, festonnirte Halskrause von weißem Linon Grauer Strohhut, umgeben von einem rosa seidenen Bouil-

Nr. 17. Gehäkelter wollener Kleinkinderschuh.

lonné: oben mit sich kreuzendem Rosaband mit Federtuffe vom nämlichen Ton und gleichen, an der Seite zu knüpfenden Bindebändern.

Nr. 14. Costüm von beigefarbenem Caschmir mit modegrünen Faillegarnituren. — Die rechte Seite ist von Faille in Prinzeßform; die linke, sich schräg öffnende Seite bildet eine abgesonderte Taille. Von der Garnitur in der Mitte geht eine Halbschürze aus, welche auf dem Rock drapirt und am untern Hintertheile befestigt ist. Letzteres ist ebenfalls in Prinzeßform geschnitten und bildet eine Schleppe, welche

Nr. 18. Gestricktes Dessin für Shawls.

mit nach oben spitz zulaufenden Plissés a la vieille garnirt ist; nach oben endigen diese Plissés in eine Bandschleife. Aehnliche Plissés an dem schrägen und unteren Rande der Taille, von wo sie sich nach der Prinzeßpartie hinwenden. Dieselbe Garnitur auf der Mitte der Schürze und an den untern Rändern der drapirten Partie, wie auch am Aermel. Capote von grüner Faille; die Passe ist mit einer Franse von beigefarbenen Perlen garnirt. Auf dem Kopfe beigefarbene Feder und Rosen. Bindebänder von grünem Band.

Nr. 15 und 16. Gestrickter wollener Kleinkinderschuh.

Ein solcher wird mit vier Nadeln in weißer und blauer fünfdrähtiger Wolle

gestrickt. Mit der blauen Wolle werden 48 Maschen angelegt und 32 Reihen ohne Zunehmen oder Abnehmen gestrickt. Bei jeder Reihe wird die erste Masche aufgenommen, ohne sie zu stricken. Mit der 33. Reihe sind die 10 ersten M. nachzulassen und die folgenden 28 M. zu stricken. Mit 36 Reihen dieser Maschenzahl werden die Sohle und die Seiten des Schuhes gebildet, indem für die letzteren aller vier Reihen eine Masche abgenommen wird, ohne sie zu stricken. Sowie nur noch 10 Maschen auf der Nadel bleiben, werden sie abgezogen. Dann werden auf eine

Nr 19 Promenaden-Toilette für junge Mädchen (Vorderansicht.)

der Nadeln die M. der einen Seite aufgenommen, also 18, und am Ende jeder Reihe eine der zuerst abgezogenen 10 M. wieder aufgenommen. Am Ende jeder andern Reihe wird die letzte M. der Nadel und eine der das Ende der Sohle bildenden 10 M. zusammengestrickt, bis fünf von diesen 10 Endmaschen aufgenommen sind. Diese M. werden auf der Nadel behalten. Jetzt werden mit einer andern Nadel die M. der andern Seite der Sohle aufgenommen und wird in der eben beschriebenen Weise fortgestrickt. Die Maschen auf beiden Nadeln werden beim

Abziehen zusammengestrickt. Für das Obertheil des Schuhes wird weiße Wolle verwendet. Zuerst werden 40 aufgenommen. 1. Reihe: Glatte M. — 2., 3., 4. u. 5. R.: 3 glatte M., 3 M. links. — 6. R.: 1 M. übergezogen, 2 glatt, die übergez. M, über die 2 gl. M., 3 M. links. Wiederholt bis zum Anfang der Reihe. 7. R.: — Die überzogenen M. der vorhergehenden R. links aufgenommen und nach der Reihe abgestrickt, 2 gl. M. und 3 M. links zwischen die aufgenommenen M. — 8. u. 9. R. wie 2. u. 3. R. — 10 R. wie 6. R. — 11. R. wie 7. R. Einmal wiederholt bis zur 2. R. Abgezogen. —

Der Rand wird gehäkelt: 1 Doppelm., 6 Kettchenm., 1 Dm. in die erste der 6 Km. Ueber die drei gestrickten M. hinweg. Wiederholt. Mit einer Tapisserienadel und weißer Wolle werden in das Vordertheil des Fußes zwei Reihen Kreuzstiche in die blaue Wolle gestochen (Siehe das Dessin Nr. 12.) Für den Zug wird eine Kette von 50 Centimeter Länge in weißer Wolle gehäkelt und durch die Zwischenräume gezogen; an die Enden desselben werden kleine Quasten von gekämmter Wolle befestigt.

Nr. 20. Promenaden-Toilette für junge Mädchen. (Rückansicht.)

Nr. 17. Gehäkelter wollener Kleinkinderschuh.

Dieser kleine Schuh wird in fünfdrähtiger weißer Wolle gehäkelt. Auf die angelegte Maschenkette wird in der Weise zurückgegangen, daß in jede Masche eine Doppelm. gestochen wird. Bei den folgenden Reihen wird immer in die hintere Partie der Maschen gestochen. Jede Seite wird aus zwei Reihen gebildet. Angefangen wird mit 11 M. und das Zunehmen wird in der Mitte durch 3 M. markirt. Für das Obertheil des Fußes sind 7 Seiten oder 14 Reihen und für jede der Seitentheile 6 Seiten oder 12 Reihen, welche zusammengenäht werden, erforderlich. Für das Obertheil werden die runden Maschen aufgenommen und 12 Perlreihen gehäkelt; dies geschieht in folgender Weise: Die Nadel wird in die Masche der vorhergehenden Tour gestochen und der Faden wird quer über diese Masche gezogen; in dieser Weise werden zwei Schlingen gebildet; in die letzte dieser Schlingen wird ein Kettchen von 3 M. gemacht und die erste Schlinge auf der Nadel gelassen; dann wird mit der Nadel von hinten in die Oeffnung gesto-

chen, von welcher die Dreimaschen-Kette ausgeht; der Faden wird über die Nadel geschlungen und quer über diese Oeffnung und zu gleicher Zeit über die letzte Masche der Kette und über die erste Schlinge auf der Nadel gezogen; dies giebt die erste Perle. Wieder 1 Km., unter welche 1 M. übersprungen wird; mit der folgenden M. wird eine zweite Perle angefangen. Bei den folgenden Reihen ist darauf zu achten die Perlen in regelmäßig diagonalische Reihen zu bringen. Die Sohle wird besonders in einfachen Maschen gehäkelt und dann angenäht.

Nr. 18. Gestricktes Dessin für Shawls.

Hierzu sind erforderlich dreidrähtige Strickwolle und zwei knöcherne Nadeln. Als Anlage wird eine beliebige Anzahl Maschen gestrickt. 1. Reihe: 1 M. übergezogen; das Uebrige gestrickt. — 2. R: 1 M. übergez.; das Uebr. zurückgestr. — 3. R.: 1 M. übergez. *, 1 M. zugenommen, 2 M. zusammen. Wiederholt vom Zeichen * an. — 4. R.: Nach rechts gestrickt. Vom Anfang an wiederholt.

Nr. 19 und 20 Promenaden-Toilette für junge Mädchen. (Vorder- und Rückansicht.)

Rock und Tunica von grauem Sommerwollenstoff in zwei Tönen. Auf dem mit einem Plissé vom dunkleren Ton garnirten Rock ist die Tunica vom hellern Stoff drapirt; sie wird mittels durch einen Riegel gezogene Patten schräg geschlossen. Litzeneinsaß der Patten und Riegel sind vom dunklern Stoff. Die die Schürze an der Rückseite rechts (siehe Abb. 27) raffenden Falten werden durch einen mit Knöpfen besetzten Streifen gehalten. Die Cürasstaille mit Plastron vom dunkleren Ton wird mittels goldbronzirten Metallknöpfen geschlossen; die gleichen Knöpfe finden sich auf der äußern Seite des aus dunklerem Stoff bestehenden Aermels; am untern Theil desselben ein doppeltes übereinandergesetztes Plissé. Gefältelte Halskrause.

Nr. 21. Gestricktes Carré für eine Bettdecke.

Die wirkliche Größe dieses hier in verkleinertem Maßstabe dargestellten Carrés ist zu circa 36 Centimeter Seitenlänge anzunehmen. Die Arbeit wird, wie den meisten unserer geehrten Abonnentinnen wohl bekannt sein wird, in starker Strickbaumwolle ausgeführt.

Der Gang der Reihen ist nachstehender. Nachdem auf jede der vier Stahlnadeln von assortirter Größe zwei Maschen angestrickt sind, wird mit der fünften Nadel eine glatte Reihe gestrickt. — 2. Reihe. 1 glatte Masche, 1 M. überhoben, 1 gl., 1 überh., — 3 R. gl. — 4. R. 1 gl., 1 überh., 1 umgek., 1 überh., 1 gl., 1 überh., 1 umgek, 1 überh — 5. R. gl. — 6 R. 1 gl. 1 überh, 2 umgek, 1 rechts, 1 überh., 1 gl., 1 überh., 1 rechts, 2 umgek., 1 überh — 7 R. gl. — 8. R 1 gl., 1 überh., 3 umgek., 2 rechts, 1 überh, 1 gl, 1 überh, 2 rechts, 3 umgek., 1 überh. — 9. R gl rechts. — 10. R. 1 gl., 1 überh., 1 umgek., 3 rechts, 1 überh., 1 gl., 1 überh., 3 rechts, 4 umgek., 1 überh. — 11. R. glatt. — 12. R. 1 gl., 1 überh., 5 umgek. 4 rechts, 1 überh., 1 gl., 1 überh., 4 rechts, 5 umgek, 1 überh. — 13. R. gl. — 14 R 1 gl., 1 überh., 6 umgek., 5 rechts, 1 überh, 1 gl., 1 überh., 5 rechts, 6 umgek., 1 überh. — 15 R. gl. — 16. R. 1 gl, 1 überh., 7 umgek, 6 rechts, 1 überh, 1 gl, 1 überh., 6 rechts, 7 umgek., 1 überh. — 17 R gl. — 18. R. 1 gl., 1 überh, 8 umgek., 7 rechts, 1 überh, 1 gl., 1 überh., 7 rechts, 8 umgek., 1 überh. — 19. R. gl. — 20. R. 1 gl., 1 überh., 9 umgek., 8 rechts, 1 überh., 1 gl., 1 überh., 8 rechts, 9 umgek., 1 überh. — 21. R. gl. — 22. R. 1 gl., 1 überh., 10 umgek., 9 rechts, 1 überh., 1 gl., 1 überh., 9 rechts, 10 umgek., 1 überh. — 23. R. gl. — 24. R 1 gl., 1 überh., 11 umgek., 1 überhobene M. (ohne zu stricken) über die andere gezogen, 15 gl., 1 übergez., 11 umgek., 1 überh. — 25. R. gl. — 26. R. 1 gl, 1 überh, 12 umgek., 1 ohne zu stricken ü. d. a. gez., 13 gl., 1 übergez, 12 umgek., 1 überh. — 27. R. gl. — 28 R. 1 gl., 1 überh., 13 umgek., 1 ü. d. a. gez., 11 gl, 1 übergez, 13 umgek., 1 überh. — 29. R. gl. — 30. R. 1 gl, 1 überh., 14 umgek., 1 ü. d. a. gez., 9 gl., 1 übergez., 14 umgek., 1 überh. — 31 R. gl. — 32. R. 1 gl., 1 überh., 15 umgek., 1 ü. d. a. gez, 7 gl., 1 übergez., 15 umgek., 1 überh. — 33. R. gl. — 34. R. 1 gl, 1 überh., 16 umgek, 1 ü. d. a. gez., 5 gl., 1 übergez., 16 umgek., 1 überh. — 35. R. gl. — 36. R. 1 gl., 1 überh., 17 umgek., 1 ü. d. a. gez., 3 gl., 1 übergez., 17 umgek., 1 überh. — 37. R. gl. — 38. R. 1 gl., 1 überh., 18 umgek., 1 ü. d. a. gez, 1 gl., 1 übergez., 18 umgek., 1 überh. — 39. R. gl. — 40. R. 1 gl., 1 überh., 19 umgek., 1 ü. 3 M. gezogen, 19 umgek., 1 überh. — 41. R.

glatt nach rechts. — 42. R. 1 gl., 1 überh., Alles gl. nach rechts, 1 überh. — 43. R. gl. — 44. R. 1 gl., 1 überh., 2 gl., 1 überh., 1 übergez., 1 überh., 1 übergez., dann mit 2 gl. fortgefahren, 1 überh. — 45. R. gl. — 46. R. 1 gl., 1 überh., gl. fortgefahren, 1 überh. — 47. R. gl. — 48. R. 1 gl., 1 überh., umgek. fortgef., 1 überh. — 49. R. durchgehends umgek. — 50. R. 1 gl., 1 überh., Alles umgek., 1 überh. — 51. R. glatt nach rechts. — 52. R. 1 gl., 1 überh., Alles nach rechts, 1 überh. — 53. R. Alles nach rechts. — 54. R. 1 gl., 1 überh., durchaus umgek., 1 überh. — 55. R. Alles umgek. — 56. R. 1 gl., 1 überh., Alles umgek., 1 überh. — 57. R. Alles nach rechts. — 58. R. 1 gl., 1 überh., Alles rechts, 1 überh. — 59. R. Alles rechts. — 60. R. 1 gl., 1 überh., 2 gl., 1 überh., 1

Nr. 21. Gestricktes Carré für eine Bettdecke.

übergez., 1 überh., 1 übergez., mit 2 gl. fortgefahren, 1 überh. — 61. R. Alles glatt nach rechts. — 62. R. 1 gl., 1 überh., Alles rechts; 1 überh. — 63. R. Alles rechts. — 64. R. 1 gl., 1 überh., 4 umgek., 1 Doppelmasche überh., 4 umgek., 1 Doppelm. 14 Mal überh.; fortgesetzt mit 4 Mal umgek., 1 überh. — 65. R. 5 umgek., 3 M. in die überh. Doppelm., oder 1 gl., 1 umgek., 1 gl. u. s. w., 5 umgek. — 66. R. 1 gl., 1 überh., 5 umgek. (5 rechts, 4 umgek., fortgefahren), 5 umgek., 1 überh. — 67. R. 1 gl., 5 umgek., 1 übergez., 1 nach rechts, 1 übergez., 4 umgek. ꝛc., 6 umgek., 1 überh. — 68. R. 1 gl., 1 überh., 6 umgek. (3 gl., 4 umgek., 14 Mal fortgefahren), 6 umgek., 1 überh. — 69. R. 1 gl., 1 überh., 6 umgek., 1 über 3 M. gez. 14 Mal 7 umgek., 1 überh. — 70. R. 1 gl., 5 umgek. (1 Doppelm. überh., 2 umgek., 1 übergez., 2 umgek., 15 Mal), 5 umgek., 1 überh.

— 71. R. 1 gl., 1 überh., 5 umgek., 5 M. in die überhobene, 4 umgek., 5 umgek., 1 überh. — 72. R. 1 gl., 6 umgek., 5 rechts, 4 umgek., 15 Mal 5 umgek, 1 überh. — 73. R. 1 gl., 1 überh, 6 umgek, 1 ü. d. a. gez., 1 gl, 1 übergez., 4 umgek, 6 umgek., 1 überh. — 74. R. 1 gl., 7 umgek. (3 gl., 4 umgek., fortgef.), 7 umgek., 1 gl. — 75 R 1 gl., 1 überh., 7 umgek., 1 ü. 3 M. gez., 4 umgek., 7 gl., 1 überh. — 76. R. 9 umgek, 1 übergez., 4 umgek., 1 übergez., 9 nach rechts. — 77. R. 1 überh., Alles rechts — 78 R. Alles rechts. — 79. R. 1 gl., 1 überh., 2 gl., 1 überh, 1 übergez, 1 überh., 2 gl., 1 überh. — 80. R. Alles rechts. — 81. R. 1 überh., dann Alles rechts. — 82 R. Alles rechts. Nun wird mit nur einer Nadel gestrickt und die Arbeit umgedreht — 83. R. 10 gl., 1 übergez., 10 gl. (1 auf das Ende der Nadel übergez.) — 84. R. 13 gl., 1 überh., 1 gl., 1 überh., 7 gl. (7 Mal wiederholt), 12 gl., 1 übergez. — 85 R. 12 gl., 3 umgek., 7 gl, 13 gl. (1 auf das Ende der Nadel übergez.) — 86. R 13 gl., 1 überh, 1 gl., 1 überh., 8 gl. — 87. R. 12 gl., 5 umgek., 7 gl. (1 auf das Ende jeder Nadel übergez.) — 88. R. 13 gl., 1 überh., 1 gl., 1 überh., 11 gl. (1 übergez.) — 89. R. 10 gl., 7 umgek, 7 gl., 1 übergez — 90. R. 13 gl, 1 überh, 1 gl, 1 überh., 13 gl., 1 überh., 1 gl., 1 überh., 1 übergez — 91. R. 9 gl, 9 umgek., 7 gl., 1 übergez. — 92. R. 13 gl., 1 überh., 1 gl., 1 überh., 15 gl. — 93. R. 8 gl., 11 umgek, 7 gl. — 94. R. 13 gl., 1 überh, 1 gl., 1 überh., 17 gl., 1 übergez. — 95. R 7 gl., 13 umgek., 7 gl. — 96. R. 6 gl., 1 übergez., 9 gl., 1 übergez., 7 gl. — 97. R. 6 gl., 11 umgek., 7 gl. — 98 R. 5 gl., 1 übergez., 7 gl., 1 übergez., 7 gl., 1 übergez. — 99. R. 5 gl., 9 umgek., 7 gl. — 100. R. 4 gl., 1 übergez., 5 gl., 1 übergez., 7 gl. — 101. R. 4 gl., 7 umgek., 7 gl. — 102. R. 3 gl., 1 übergez., 3 gl., 1 übergez., 7 gl., 1 übergez. — 103 R. 3 gl., 5 umgek., 7 gl., 1 übergez. — 104. R. 2 gl., 1 übergez, 1 gl, 1 übergez, 7 gl. — 105. R 2 gl., 3 umgek., 7 gl. — 106. R. 1 gl., 1 über 3 M. gez., 7 gl., 1 übergez. — 107 R. Alles gl. nach rechts. — 108. R. Alles gl. nach rechts. — 109. R Alles umgek. — 110 R. Alles gl. nach rechts. — 111. R. 3 umgek., 1 überh., 1 übergez, 1 überh., 1 übergez., 1 übergez. — 112. R. Alles gl. nach rechts. — 113. R. Alles umgek. — 114. R. Alles nach rechts. — 115. R. Alles gl. nach rechts. — 116. R. Alles umgek. — 117. R. Alles nach rechts — 118. R. Alles nach rechts, 1 auf das Ende jeder Nadel übergez. — 119. R. Alles umgek. — 120. R. Alles nach rechts. — 121. R. Alles nach rechts. — 122. R. Alles umgek. — 123. R. Alles nach rechts. — 124. R. Alles nach rechts, 1 auf das Ende jeder Nadel übergez. — 125. R. Alles umgek. — 126. R. Alles nach rechts. — 127. R. 3 umgek, 1 überh., 1 übergez., 1 überh., 1 übergez., fortgef. — 128. R. Alles gl. — 129. R. Alles umgek., 1 auf das Ende jeder Nadel übergez. — 130. R. Alles gl. — 131. R. 7 gl., 1 Doppelm. überh., 4 gl., 1 Dm. überh., fortgef. — 132. R. 7 umgek., 5 in die überh. Dm., 4 gl. (1 zum Ende übergez.) — 133. R. 6 nach rechts, 5 umgek., 4 gl. — 134. R. 6. umgek., 1 übergez., 1 gl., 1 übergez., 4 umgek., 5 Mal übergez. — 135. R. 5 nach rechts, 3 umgek., 4 gl. — 136. R. 5 umgek., 1 über 3 M. gez., 4 umgek. — 137. R. 4 gl., 1 übergez, 2 gl, 1 Dm. überh., 2 gl., 1 übergez., 1 a. d. Ende der Nadel übergez. — 138. R. 4 umgek., 5 in die überh. Dm., 4 umgek. 139. R. 3 gl., 5 umgek., 4 gl. — 140 R. 3 umgek., 1 übergez., 1 gl., 1 übergez., 4 umgek. — 141. R. 2 gl., 3 umgek., 4 gl. — 142. R. 5 umgek, 1 über 3 M. gez., 4 umgek. — 143. R. 1 gl., 1 übergez., 2 gl., 1 Dm. überh., 2 gl., 1 übergez., 1 Dm., überh. — 144. R. 3 gl., 5 in die überh. Dm., 4 gl., übergez. — 145. R. 3 umgek., 5 gl, 4 umgek. — 146. R. 2 umgek., 1 übergez., 1 gl, 1 übergez., 4 umgek. — 147. R. 2 nach rechts, 3 umgek., 4 gl. — 148. R. 1 gl., 1 über 3 M. gez., 4 umgek. — 149. R. 1 gl., 1 übergez., 2 gl., 1 Dm. überh., 2 gl., 1 übergez., 1 mit dem Ende der Nadel übergez. — 150. R. 3 umgek., 5 in die überh. Dm., 4 umgek. — 151. R. 2 gl., 5 umgek., 4 gl. — 152. R. 2 umgek., 1 übergez., 1 gl., 1 übergez., 4 umgek. — 153. R. 1 gl., 3 umgek., 4 nach rechts. — 154. R. 1 umgek, 1 über 3 M. gez., 4 umgek. — 155. R. 2 zusammen, 2 gl., 1 Dm überh., 2 gl., 1 übergez. — 156. R. 3 umgek., 5 in die überh. M., 2 gl., 1 übergez. — 157. R. 3 gl., 5 umgek., 2 gl., 1 übergez. — 158. R. 2 gl., 1 übergez., 1 gl., 1 übergez., 1 übergez. — 159. R. 1 gl., 3 umgek., 2 gl. — 160. R. 2 umgek., 1 über 3 M. gez. — Schluß.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Der [illegible]

Das [illegible]

[illegible]

[illegible]
sein [illegible]
hinterher [illegible]
war [illegible]
ich [illegible]
wenn [illegible]
Jammer [illegible]
Schönheit [illegible]

Und [illegible]
war [illegible]
Mutter [illegible]
besonders [illegible]
meine [illegible]
Teufelchen [illegible]
außerordentlich [illegible]
und [illegible]

O, [illegible]
kann nicht [illegible]
Wie anders [illegible]
sorgte für [illegible]

[illegible]
griffen.

„Er [illegible]
Sie“, sagte [illegible]

„Ich [illegible]
leben, Madame [illegible]
die Sache [illegible]
wenn Sie [illegible]

„Ich [illegible]
antwortete [illegible]
Titel [illegible]

[illegible]

Der Salon.

Das Geheimniß am Meer.

Erzählung von V. Kiel.

(Schluß.)

„Mein Vater sagte meiner Mutter, sie würde besser thun, nicht in das kalte, deutsche Klima zu gehen; er gab dies aber nur vor, um sie niemals hinbringen zu dürfen. Aber ich wußte den wahren Grund. Mein Vater war ein stolzer Mann. Durch eine plötzliche und heftige Neigung, Liebe kann ich sie nicht nennen, verleitet, heirathete er meine schöne, junge Mutter und bereute es bis an das Ende seines Lebens. Er hätte um die Hand der vornehmsten Damen in Deutschland werben können und heirathete ihrer wunderbaren Schönheit wegen, deren er nur zu bald müde wurde, eine arme Italienerin.

Unsere Villa lag sehr einsam. O, Marianne, mein ganzes Leben war einsam! Um dem Wunsche meines Vaters zu willfahren, vermied meine Mutter alle Bekanntschaften; wir lebten ganz allein. Unsere Dienerschaft bestand aus Italienern, nur mit einer Ausnahme; diese war Frau Heine, meine Haushälterin. Als ich geboren wurde, schickte sie mein Vater aus Deutschland zu uns und seitdem verließ sie mich nicht. Unser Leben war außerordentlich ruhig. Die einzige Abwechslung bestand in dem Kommen und Gehen meines Vaters.

O, wie innig und leidenschaftlich liebte ich meine schöne Mutter! Ich kann nicht an sie denken oder von ihr reden, ohne daß mein Herz fast bricht. Wie anders wäre mein Geschick gewesen, wenn sie lebte! Niemand liebte und sorgte für mich, bevor Sie kamen."

Bittere Seufzer durchbebten ihre zarte Gestalt und ich selbst war ergriffen.

„Erzählen Sie nichts weiter, Frau Baronin, es ist zu qualvoll für Sie", sagte ich.

„Ich will Ihnen Alles erzählen", erwiederte sie, „aber wenn Sie mich lieben, Marianne, dann nennen Sie mich nach wie vor Blanche, wenn Sie die Satire auf den Titel kennen würden, Sie benutzten ihn früher niemals, wenn Sie mit mir redeten."

„Ich werde es nicht wieder thun, wenn es Ihnen unangenehm ist", antwortete ich halb lächelnd bei dem Gedanken, wie viele Damen für den Titel Alles gäben, welchen Blanche zu hören fürchtete.

„Ich weiß nicht, ob meine Mutter ihre Heirath bereute. Ich hörte sie

nie klagen, aber ihre süßen Wangen waren abgehärmt, sie war unglücklich. Mit tiefsinnigen Augen saß sie da und sah tagelang in den sonnenhellen See. Gewöhnlich setzte ich mich auf ihren Schooß und war zufrieden, wenn ich meinen Kopf an ihre Brust lehnen konnte. Oft umfaßte sie mich mit ihren Armen, küßte mich und mein Gesicht wurde von ihren Thränen naß. Ich darf nicht daran denken, was meine arme Mutter litt. Der Jammer verzehrte sie; sie starb an gebrochenem Herzen. Sie liegt an den schattigen Ufern des Comer Sees begraben, wo nur der Wind und die rauschenden Wellen ihr ein Requiem sangen.

Doch darf ich nicht vergessen, daß mein Vater einst von Deutschland ein Bild mitbrachte, welches er unbedacht auf den Tisch legte. Meine Mutter besah es und fragte wer es sei. „Es ist das Porträt meines Neffen Adalbert von Denner", antwortete mein Vater. Ich erinnere mich, wie er mich damals bei dem Kopf nahm und halb lachend sagte: „Wäre diese kleine Dame nur von edlerem Geschlecht, Adalbert wäre nie Besitzer von Flohrbach geworden, was er jetzt wohl werden wird."

Meine Mutter machte keine Bemerkung darüber. Wohl aber berührte es ihr Herz schmerzlich. Sie nahm mich in ihren Arm und mich leidenschaftlich küssend, murmelte sie: „Wärst Du ein Knabe, mein Liebling, er hätte mich in seine Heimat genommen."

Zu meiner Freude ließ mein Vater das Bild liegen und es wurde die Quelle meiner Vergnügungen. Ich kannte keine Kinder; die wenigen, welche in den benachbarten Villen wohnten, waren mir fremd und so wurde das Bild mein steter Begleiter. Es war ein junger Mann oder richtiger Knabe von beiläufig fünfzehn Jahren. Sein Gesicht war hübsch, offen und frei, edel und gedankenvoll. Die großen, blauen Augen und kastanienbraunen Haare waren von den dunkelhaarigen Kindern, welche ich gesehen hatte, so verschieden, daß sie mir das Schönste auf der Welt schienen. Ich besitze das Bild noch und werde es Ihnen zeigen, wenn wir in das Haus zurückgekehrt sind. Ich unterhielt mich mit ihm, als ob es lebend gewesen wäre. Einmal stellte ich das Bild auf den Stuhl und erzählte ihm in kindischer Weise vom See.

„Blanche", rief meine Mutter ganz überrascht, „mit wem unterhältst Du Dich?"

„Nur mit Adalbert von Denner, Mama", antwortete ich.

„Was meinst Du damit?" fragte sie und kam hastig in die Kinderstube. Sie lächelte, als sie das Bild auf dem Stuhl sah.

„Ich rede oft mit ihm, aber er antwortet mir nicht, weil er ein Bild ist", sagte ich.

„Ich wünschte, Du liebtest das Bild nicht so sehr", sagte meine liebe Mutter. „Es ist mir wie eine schauerige Vorbedeutung, wenn ich Dich das Bild küssen sehe. Willst Du es mir nicht geben?"

„O, lasse es mir, liebe Mama", sagte ich. Sie sagte nichts mehr und ich behielt meinen Schatz. Doch wie recht hatte meine gute Mutter mit dieser Vorbedeutung! Wie konnte sie dies Alles ahnen?

O, Marianne, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sie starb. Ich lag in Ihren Armen — ihr letzter Athemzug berührte meine Lippen. Warum konnte ich nicht mit ihr sterben, es wäre so gut für mich gewesen. Ein mutterloses Kind ist das trostloseste Geschöpf auf Erden.

Nun kam für mich eine andere Zeit. Nachdem meine Mutter begraben

war, wurden unsere Diener entlassen und Frau Heine brachte mich nach Deutschland. Doch auch hier wurde das einzige Kind des Baron Flohr versteckt, da die Welt nicht wissen sollte, daß er verheirathet war. Mein kleiner Haushalt war bald geordnet. Frau Heine war die Haushälterin, ihr Bruder der Diener und eine Gouvernante wurde für mich engagirt. Das arme Fräulein Blumberg! Sie hatte ein trauriges Leben. Sie ist nun todt und ich darf nur von ihren Tugenden sprechen. Sie hatte viele, aber ich konnte sie niemals lieben. Sie war eine Pedantin und hatte so viel Etikettenbedenken und Eigenthümlichkeiten, daß sie mein Herz nie erwärmen konnte. So vergingen fünf monotone Jahre. Ich wundere mich, daß ich mich nicht zu Tode weinte. Tag und Nacht war ich schwermüthig und rief nach meiner verlorenen Mutter.

Ich hatte nur zwei Dinge, die ich liebte, Frau Heine und mein Bild. Ich ließ nicht von meiner kindischen Gewohnheit ab, mich mit ihm zu unterhalten. Ich erzählte ihm meine ganzen Sorgen und meine Sehnsucht nach der Mutter. Auf diese traurige Art, ohne Abwechslung oder Aenderung, erreichte ich mein sechzehntes Jahr — einsam, traurig, ohne Freude, nur an meine Heimat in Como und an meine Mutter, welche ich dort verloren hatte, denkend.

Eines Morgens war große Aufregung im Hause; es kam die Nachricht, daß mein Vater schwer erkrankt sei und mich zu sehen wünschte. Fräulein Blumberg begleitete mich. Wir fuhren mit der Bahn nach Berlin und dort erwartete uns am Bahnhof ein geschlossener Wagen. Ich war vollständig ängstlich und erschreckt, als ich in meines Vaters Haus kam. Alles war so groß und so prächtig ausgestattet, ich hatte nie in meinem Leben so etwas gesehen. Ich konnte nur bewundern und staunen. Wir wurden in ein großes Wohnzimmer gebracht, wo uns die Haushälterin erwartete. Ich weiß nicht, was die Diener über die späte Vorführung der Tochter dachten, doch sie waren sehr respectvoll, auch wurde ich bei meines Vaters Namen, als Baronesse von Flohr, angeredet. Während wir nun in ängstlicher Erwartung dasaßen, öffnete sich die Thür und ein junger Mann trat ein. Es war Adalbert von Denner! Es schien mir, als hätte sich mein Bild belebt und stünde vor mir. Ich vergaß ganz, daß ich hier fremd und er mir unbekannt war! Habe ich doch in einsamen Stunden hundert Mal diese blauen Augen und kastanienbraunen Locken geküßt! Das Gesicht war unverändert, es war derselbe offene, edle Blick, welchen ich so gut kannte. Es war, als ob ein alter, theurer Freund plötzlich erschienen wäre. Ich erfaßte seine Hände und rief, „Du bist Adalbert von Denner, ich erkenne Dich sehr gut."

Er lächelte und sich über mich beugend, sagte er: „Wo hast Du mich gesehen? Ich kenne Dich nicht."

„Ich sah Dich auch niemals, aber ich habe Dein Bild schon seit vielen Jahren. Als ich noch ein Kind war, betrachtete ich es, als ob es lebte und sprach mit ihm."

„Als Du ein Kind warst?" lachte er. „Wie alt bist Du denn nun?"

„Sechzehn Jahre gewesen", antwortete ich fast ärgerlich, daß er mich für so sehr jung hielt.

„Aber", sagte er, „mein liebes, kleines Märchen, trotzdem Du mich so gut kennst, so habe ich nicht die geringste Idee, wer Du bist und was Du hier willst."

„Ich kam, um Papa zu sehen“, antwortete ich, „er ist krank und wollte mich sehen, ich heiße Blanche von Flohr.“

Er schreckte zurück, sein Gesicht, seine Lippen wurden todtenbleich und er schien vollständig athemlos.

„Glaubst Du“, sagte er endlich, „daß Baron Flohr Dein Vater ist?“

„Ja“, erwiederte ich, „gewiß ist er es.“

Jede weitere Unterredung wurde durch eine große, stattliche Dame unterbrochen, welche eintrat. Ihr hochmüthiges Gesicht und das prächtige, rauschende Kleid machten mich scheu. Auch sie war blaß und ihre Lippen zitterten. Auch sie erschreckte sich, als sie mich sah. Sie ging auf den jungen Mann zu und ihre Hand auf seine Schulter legend, sagte sie: „O, Adalbert, armer Junge, ich kann es kaum ertragen!“

„Mutter“, sagte er mit bebender Stimme, aber immer seinen Blick auf mich gerichtet, „wußtest Du Dies?“

„Niemals bis zu diesem Augenblick“, antwortete sie; „Dein Onkel schickte eben nach mir und theilte es mir mit. O, Adalbert, mein Herz bricht, all meine Hoffnungen und Träume sind vernichtet.“

„Das ist Nebensache“, sagte er ungeduldig. „Warum wurde dies Kind verheimlicht? Warum machte man mir Hoffnungen und Erwartungen, welche vollständig falsch waren? Mein Onkel hatte jedes Recht, zu thun was ihm beliebte, aber er durfte mich nicht täuschen.“

Die Dame sagte ihm heimlich etwas, doch antwortete er ihr mit Bestimmtheit. „Nein, Mutter, lasse Recht für Recht gelten. Blanche ist meine Cousine; ich muß mein Schicksal ertragen.“ Er wendete sich zu mir und sagte: „Blanche, dies ist Deine Tante, Frau von Denner.“

Sie berührte kalt meine Wangen mit den Lippen und ich dachte, mir müßte das Herz brechen. Sie hatte kein Wort des Willkommens für das arme, mutterlose Mädchen, welches Jedem so sehr im Wege zu stehen schien. Warum lag ich nicht im Schatten des Comer Sees bei meiner Mutter! Frau von Denner sprach noch ein paar Worte mit Fräulein Blumberg über das Zimmer, welches wir benutzen sollten. Ich wurde weggeschickt, um mein Reisekleid zu wechseln und dann nach meines Vaters Zimmer geführt.“

IV.

„Ich glaube“, fuhr Blanche fort, „ich glaube, wenn ich hundert Jahre lebte, so würde ich keinen Augenblick vergessen, den ich in meines Vaters Haus zubrachte, so lebhaft ist Alles in meiner Erinnerung.

Als ich in das Zimmer trat, fiel mir zuerst ein Bett auf, welches mit schweren Vorhängen behängt war. Die Luft war mit Wohlgerüchen durchräuchert und auf dem dicken Teppich konnte man keinen Fußtritt hören. Alles war mit dem größten Luxus und Comfort ausgestattet. Frau von Denner trat auf mich zu und führte mich an meines Vaters Seite. Doch wie verändert war der stolze, schöne Mann! Der Tod war auf seinen Zügen zu lesen; Frau von Denner beugte sich über ihn und sagte: „Walther, Deine Tochter ist hier.“

„Blanche“, murmelte er, „mein armes, verwaistes Kind, wie unrecht habe ich an Dir gehandelt! Sieh mich an — Du hast Deiner Mutter Augen! O Himmel, laß sie glücklicher werden!“

Adalbert kniete an der andern Seite meines Vaters.

„Adalbert", sagte mein Vater, „ich habe auch Dir unrecht gethan. Ich erzog Dich zu meinem Erben, während ich ein eigenes Kind hatte. Ich will Dir das erklären. Vor achtzehn Jahren lernte ich die Mutter dieses Kindes kennen. Sie war eine große Schönheit und ich verliebte mich sterblich in sie. Sie war wahrhaft edel, obwohl sie aus armer, unbekannter Familie war. Ich heirathete sie heimlich in Neapel. Niemand außer mein Diener Gottfried wußte davon. Du willst fragen, warum ich die Heirath geheim hielt? Ich that unrecht. Es war Stolz — hartnäckiger, unnachgiebiger Stolz. Ich war lange Jahre eine gesuchte Partie, eine der besten in Deutschland. Meine Bekannten erwarteten alle, daß ich eine brillante Heirath machen würde — nun, es war eine schwache, elende Regung, ich schämte mich aber zugeben zu müssen, daß ich ein armes Mädchen geheirathet hatte, deren Schönheit und Tugend ihre einzige Mitgift waren."

Ich werde wohl nie mehr einen Schmerz empfinden, der mich so traf wie dieser. Mein Vater, welcher da sterbend vor mir lag, hatte sich meiner schönen, edlen Mutter geschämt und sie war aus Gram darüber gestorben. Nach kurzer Pause fuhr mein Vater fort. „Verzeih' mir, Blanche, mein Kind, wenn Dir meine Worte wehe thun, ich muß aber jetzt die Wahrheit reden — ich schämte mich der dunklen Heirath und wollte sie nicht bekannt werden lassen. Hätte ich einen Sohn gehabt, so würde ich meine Heirath veröffentlicht haben; aber es wurde mir eine Tochter geboren. Mit jedem Tage lockerten sich die Bande zwischen mir, meiner Frau und ihrem Kinde. Endlich starb meine arme Frau, starb ohne eine Klage zu äußern und ich ließ mein Kind kommen. Ich hatte damals vor, meine Heirath offen zu bekennen, aber ich ließ es so lange anstehen, daß ich von Tag zu Tag weniger dazu geneigt war. Ein Hauptgrund warst Du, Adalbert, denn nachdem ich Dich als meinen Erben erzogen hatte, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, Dich enttäuschen zu müssen. Ich habe Dich geliebt wie meinen eigenen Sohn."

Adalbert küßte meinen Vater auf die Stirn und sagte zärtlich: „in Liebe und Anhänglichkeit bin ich immer noch Dein Sohn."

„Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, Dir sagen zu müssen, daß ein armes, kleines Kind Dich verdrängen würde", sagte mein Vater, „ich darf aber nicht sterben, ohne es gethan zu haben. Ich schickte die kleine Blanche nach dem alten Familiensitz in Ostpreußen, einem melancholischen Wohnhaus an der Ostsee, das vor vielen Jahren von einem Flohr aus der ostpreußischen Linie gebaut wurde, der mit der Menschheit zerfallen war. Ich ließ es so einrichten, wie es meiner Tochter und Erbin zukam. Ich übergab die Controle des Hauses einer treuen Dienerin, welche die Kleine seit ihrer Geburt gepflegt hatte und wählte eine Gouvernante, welche die kleine Blanche in Allem gründlich unterrichten konnte. Ich hätte noch viel mehr thun sollen, aber ach — jetzt sehe ich Alles, meine Sünde und meine Leichtfertigkeit. Ich unterdrückte die Liebe, welche sich oft in mir zu meinem Kinde regte. Jetzt ist daraus bittere Reue geworden."

„Sie können es jetzt gut machen, Onkel", sagte Adalbert beruhigend.

„Auf Deine Kosten, mein lieber Junge", sagte er, „kann ich es und muß es. Mein Vermögen, welches, wie Du weißt, ein sehr großes ist, muß Blanche zufallen."

„Es ist nur recht und gerecht, Onkel", sagte Adalbert, „Sie können es nicht anders machen."

„Gott segne Dich für diese Worte!“ sagte mein Vater. „Was ist aus Deinen Träumen geworden?“

„Ich muß sie aufgeben, Onkel, oder der Zeit vertrauen“, erwiederte er.

„Nein“, sagte mein Vater eifrig, „ich habe einen Plan und wenn Du ihn befolgst, so können sich Eure Wünsche erfüllen. Es ist mein Trachten, mein Flehen, mein Gebet, meine letzte Bitte an Dich, der Du mir wie mein eigner Sohn theuer warst. Gewähre sie mir und sie wird meine Sterbestunde versüßen, meine Gewissensangst vermindern und mich glücklich machen. Adalbert, wirst Du meinen letzten Wunsch erfüllen?“

„Das will ich gern, Onkel, wenn ich kann, wollen Sie mir sagen, was es ist?“ antwortete Adalbert.

„Versprich mir, daß Du meine Tochter zur Frau nimmst“, sagte mein Vater. „Wenn Du sie heirathest, Adalbert, dann wäre Alles gut.“

Adalbert war todtenbleich und blickte verwirrt umher; mein Vater sah ihn ängstlich an.

„Ich weiß“, sagte er, „daß Du Gabriele von Belling liebst, aber glaube mir, Adalbert, sie kokettirt nur mit Dir; sie war länger als ein Jahr mit dem russischen Prinzen Scholsky verlobt. Nur ein Fürst oder Prinz würde ihr genügen, da ist keine Hoffnung für Dich. Meine kleine Blanche wird, wenn sie ihrer Mutter gleicht, Dir eine gute Gattin sein.“

Doch Adalbert antwortete nicht und seine Mutter blickte ihn ängstlich an. „Du kannst nicht unschlüssig sein, mein Sohn“, sagte sie endlich; „Du machst Deinen Onkel glücklich und wirst so Herr der Flohr'schen Besitzungen.“

„Onkel“, sagte Adalbert mit schwachem, heiseren Tone. „Sind Sie sicher überzeugt von dem, was Sie über Gabriele sagen?“

„Ganz sicher“, sagte mein Vater. „Ich unterzeichnete vor sechs Monaten einen Heirathscontract. Ich war einer von den Hauptzeugen, Alles war zur Hochzeit bereit, da starb die Mutter des Prinzen Scholsky und sie wurde verschoben bis Ende dieses Jahres.“

„Und während dieser ganzen Zeit schien sie meine Liebe zu ihr zu billigen“, sagte Adalbert. „Warum wurde ich nicht früher gewarnt?“

„Erst während meiner Krankheit lernte ich Dein Geheimniß kennen“, sagte mein Vater. „Sie ist reizend, ich gebe es zu, aber niemals hätte ich gedacht, daß Du diese Kokette lieben könntest.“

Adalbert verbarg sein Gesicht in seiner Hand und mein Vater, welcher jeden Augenblick schwächer zu werden schien, sagte: „Willst Du mir meine letzte Bitte nicht verweigern? Du wirst es nicht thun, Adalbert, mir, der Dir niemals eine Bitte abschlug?“

„Ich werde es nicht, Onkel“, sagte Adalbert, „ich werde Blanche heirathen.“

„Ich danke Dir, mein lieber Sohn“, sagte mein Vater. „Noch einen Wunsch gewähre mir. Versprich mir, daß Du mich noch sehen läßt, daß sich mein Herzenswunsch erfüllet. Lasse morgen früh hier die Trauung stattfinden.“

„So bald?“ sagte Adalbert.

„Ja, ich werde glücklicher sterben“, war die Antwort. „Ich werde mein kleines Mädchen in sicheren Händen lassen. Du wirst freundlich gegen sie sein und wäre es nur um meinetwillen und als Ersatz für das Unrecht, das ich ihrer Mutter anthat.“

„Ich werde gut zu ihr sein“, erwiederte Adalbert feierlich.

Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß Frau von Denner mich in ihre Arme schloß und ihre Tochter nannte — Fräulein Blumberg führte mich aus dem Zimmer. Dann verstrichen mehrere Stunden. Ich erwachte aus einem langen Schlaf. Ich befand mich in meines Vaters Haus, wo er sterbend lag und war die Braut Adalbert's von Denner.

„Marianne", sagte Blanche nach einer Pause, „Sie würden lachen, wenn ich Ihnen sagte, wie sehr ich Adalbert liebte! Sie werden glauben, daß ich zu jung war, um nur das Wort „Liebe" zu verstehen. O nein! Obwohl ich noch ein halbes Kind war, verstand mein Herz, was Liebe ist. Ich hatte niemals Jemand geliebt als meine Mutter, der nächste theure Gegenstand war mein Bild. Adalbert war mir kein Fremder, hatte ich ihn doch gekannt und geliebt mein ganzes Leben! Von dem Augenblick, wo ich ihn zum ersten Mal sah und begrüßte und mit ihm sprach, besaß er mein ganzes Herz und ich hätte in jenem Augenblick für ihn sterben können, so sehr liebte ich ihn! Mein Herz war von zwei Gefühlen eingenommen. Eines war die Sorge um meinen Vater, das andere die wilde, unaussprechliche Liebe zu Adalbert von Denner. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie närrisch ich war — wie ich meine Hand küßte, welche er berührt hatte, wie ich allen seinen Wünschen nachkommen wollte.

Keiner von den Dienern wußte, was am nächsten Morgen in meines Vaters Zimmer vorgehen sollte. Fräulein Blumberg war zu sehr erstaunt, um es erzählen zu können. Die Aermste! Sie konnte nur sagen: „Blanche, Blanche, verheirathen Sie sich wirklich?"

Bei der Ceremonie sah mein Vater noch blässer und war dem Tode näher als den Tag vorher. Er war von vielen weichen Kissen unterstützt und aufrecht gehalten und sein Diener Gottfried, welcher Zeuge bei meiner Mutter Trauung war, stand hinter ihm. Frau von Denner stand an meiner Seite. Wer der Geistliche war, weiß ich nicht.

Wir waren verheirathet und der goldene Ring glänzte an meinem Finger. Meine Schwiegermutter küßte mich. Adalbert berührte zum ersten und letzten Mal meine Stirn mit seinen Lippen. Ich habe in diesem Augenblick gewünscht, daß ich stürbe — stürbe an meines Mannes Brust. Mein armer Vater lächelte schwach, lebte den Tag noch, sah jedoch den Sonnenuntergang nicht mehr.

Ich kann Ihnen nicht sagen, Marianne, was ich fühlte, als mich Fräulein Blumberg Frau von Denner anredete; ich glaubte zu träumen. Während der Woche, in der meines Vaters Begräbniß stattfand, blieb ich verschlossen in meinen Zimmern. Am Abend des Tages, als die traurige Ceremonie stattfand, ging ich in das große Wohnzimmer. Die Fenster waren verhängt und ein Ruhebett von schwerem Sammet, so ähnlich dem in der Bibliothek, stand in einem derselben. Erschöpft und müde legte ich mich darauf. Ich schlummerte leicht ein und halb träumend vernahm ich Stimmen. Es war Adalbert und seine Mutter, welche von mir sprachen. Wäre ich ganz wach gewesen, so hätte ich ihnen gesagt, daß ich hier war und mein Schicksal wäre ein anderes gewesen.

„O Mutter!" hörte ich ihn sagen, „was nützt Reichthum, wenn man so gebunden ist wie ich? Besser arm und frei."

„Es ist in der That hart für Dich", sagte seine Mutter, „aber denke, was der Reichthum macht und was er Dir noch bringen wird. Dein Vater

starb aus Gram, als er sein schönes Besitzthum verlor, Du kannst es nun zurückkaufen."

„Und der Preis dafür, Mutter", sagte Adalbert, „bedenke den!"

„Blanche wird sich vervollkommnen", sagte meine Schwiegermutter, „sie ist fast noch ein Kind. Ich glaube, sie wird eine ganz hübsche Frau werden; wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich schickte sie zwei oder drei Jahre in eine Erziehungsanstalt. Es ist eine traurige Sache für Dich."

„Das Kind ist gut", sagte er ungeduldig, „aber sie ist ein häßliches, braunes, kleines Ding. O, wie ist sie verschieden von meiner goldlockigen Gabriele! Mutter, ich gäbe gern den ganzen Reichthum dahin, wenn ich wieder frei sein könnte!"

„Armer Junge", sagte seine Mutter zärtlich, „ich stimme vollständig mit Dir überein, ich ängstige mich um Dich. Du hättest eine vorzügliche Heirath machen können. Ich möchte nur wissen, wer ihre Mutter war? Eine Plebejerin vermuthe ich! Ich hoffe nur, sie wird den Flohr's und nicht jener armen, ungekannten Person gleichen", sagte sie verächtlich. Es bedurfte nur dieser Aeußerung, um mich zur Besinnung zu bringen. Mit einem Sprung stand ich vor ihnen: mein Blut kochte, mein Gesicht und Herz brannte. In diesem Augenblick haßte ich Adalbert. Um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß ich gestehen, daß ich niemals Jemand so erschreckt und beschämt sah als meinen Gatten und seine Mutter.

„Das kann sein", schrie ich. „Beschimpft mich, ich bin häßlich und braun und unerzogen und Euch lästig, aber wenn Euch Euer Leben lieb ist", schrie ich, „beschimpft nicht meine todte Mutter."

„Blanche", sagte Frau von Denner, „Du solltest nicht horchen."

„Ich konnte nicht anders", antwortete ich. „Ich kam hierher und war eingeschlafen, Eure grausamen, schmachvollen Worte haben mich erweckt."

„Sie ist verrückt", sagte meine Schwiegermutter höhnisch und hochmüthig.

„Nein, das bin ich nicht", gab ich zurück. „Hören Sie zu und Sie werden es erfahren. Adalbert", sagte ich, mich zu meinem Gatten wendend, und vom Kopf bis zu den Füßen erzitternd, „ich werde Dir nicht zur Last fallen. Meine Mutter heirathete einen Edelmann, sie liebte ihn und starb an gebrochenem Herzen. Auch ich liebte einen Edelmann, ich liebe ihn noch, o Adalbert, es ist die Wahrheit und es wird mir mein Herz brechen, ich liebe ihn, der mich haßt! Ich will ihn verlassen und ihn niemals in meinem Leben wiedersehen. Nimm all mein Geld, ich werde es nicht brauchen; deswegen hast Du mich ja nur gekauft. Ich wünsche es nie zu sehen oder davon zu hören, ich werde weggehen und sterben."

„Blanche, wie unvernünftig sprichst Du doch", sagte meine Schwiegermutter.

„Frau von Denner", erwiederte ich wüthend, „Sie haben meine verstorbene Mutter insultirt, sprechen Sie nie wieder mit mir. Was ich zu sagen habe, werde ich Ihrem Sohn sagen, nicht Ihnen."

Marianne, ich versichere Sie, diese stolze Weltdame fürchtete sich in jenem Augenblick vor mir.

„Du kannst mit so einer unerzogenen Furie nicht leben, Adalbert", sagte sie.

„Ruhig, Mama", erwiederte mein Gatte, „laß mich hören, was Blanche zu sagen hat."

„Es ist nicht viel, Adalbert“, erwiederte ich, „nur dieses — ich will Dich nie im Leben wiedersehen, ich werde kein Hinderniß, keine Last für Dich sein. Wenn es christlich wäre, zu sterben, so würde ich sterben und Dich so befreien, da es das nicht giebt, so werde ich das nächste beste thun — einen lebenden Tod suchen. Von diesem Augenblick an verzichte ich auf Dich, auf Deinen Reichthum, auf Deinen Namen. Ich werde nehmen, was mir mein Vater wahrscheinlich gegeben haben würde, um zu leben. Ich gehe zurück an die Ostsee und werde mein Haus nie verlassen, außer wenn ich in das Grab gehe. Einen Namen will ich nicht haben, denn den Deinigen hasse ich.“

„Aber“, sagte er, „was wird die Welt sagen?“

„Die Welt weiß nichts von mir“, antwortete ich mit einem bittern Lachen, ein Gerücht von der Existenz der braunen, häßlichen Tochter des Baron Flohr wird vielleicht bekannt werden, aber Niemand wird es glauben. Wenn die ganze Welt es wüßte und mir entgegen träte, ich würde immer noch gehen und an meinem Vorsatz festhalten.“

„Dann ist es nutzlos“, sagte er, „daß ich Dich zu einer Sinnesänderung zu bewegen suche.“

„Vollständig nutzlos“, antwortete ich, „alle Verhandlungen sind von jetzt an zwischen uns abgebrochen. Einiges Geschäftliche wird noch erledigt werden müssen, Dein Advocat kann es mit der einzigen Freundin, die ich habe, mit Fräulein Blumberg, erledigen.“

„Lasse es so sein“, sagte Frau von Denner, „Deine Frau spricht wie ein erfahrener Geschäftsmann, man sollte glauben, sie hätte die Sache vorher eifrig studirt.“

„Ein plötzliches Unglück erfordert schnellen Entschluß“, sagte ich ruhig. „Ich verlasse Dich nun, Adalbert, ich gehe heute Abend mit Fräulein Blumberg noch zurück. Ich brauche Dich nicht zu bitten, keine Versuche zu machen, um mich zu sehen, das wirst Du nicht thun. Die angenehmste Nachricht, die Du empfangen kannst, wird sein, daß ich zu meiner Mutter gegangen bin. Ich hoffe, Du wirst es bald erfahren.“

„Blanche, Blanche!“ rief er, „wie Du Dich irrst!“

„Keineswegs“, antwortete ich. „Ich bin hier im Wege und habe genug Verstand, um das zu merken. Lebe wohl!“

„Blanche“, sagte er plötzlich, als ich mich der Thür zuwandte, „sagtest Du nicht, Du liebtest mich?“

„Ich that es“, sagte ich ruhig. „Ich habe Dich mein ganzes Leben geliebt, nun will ich lernen, Dich zu hassen und wenn ich dies kann, werde ich sterben.“

Ich habe ihn niemals wiedergesehen. In der nächsten Nacht kam ich hierher zurück. Mein Herz schien gebrochen. Ich wollte nicht mehr auf mein Leben achten. Ich las nicht, ich studirte nicht, ich nahm an nichts Interesse. Drei Jahre lang, die mir wie eine Ewigkeit vorkommen, grübelte ich über das Unrecht, das man mir zugefügt, nach. Ich erhielt drei Briefe von Adalbert, schickte sie aber ungeöffnet zurück. Sein Anwalt schickte mir auch einen Brief von Frau von Denner, den ich ebenfalls ungeöffnet zurück sendete.

Fräulein Blumberg starb, wie Sie wissen, in Königsberg, als die Aermste für sich selbst Geschäfte besorgen wollte. Dann kamen Sie, Marianne, und ich liebte Sie bald. Nach und nach wußten Sie mein Interesse zu erwecken und ich begann einzusehen, daß das Leben auch für mich noch Schönes haben kann. Ich schloß mich ab, um zu sterben, aber wie Sie sehen, Marianne“,

sagte sie mit strahlendem Lächeln, „mein Herz wollte nicht brechen. Was sagen Sie zu meiner Geschichte?“

„Es ist die sonderbarste, die ich je gehört“, antwortete ich.

„Ich glaube nicht, daß mich mein Mann wieder erkennen würde“, sagte sie.

„Das würde er nicht, wenn er Sie damals ein häßliches, braunes, kleines Ding nannte“, erwiederte ich, „ich wünschte, er könnte Sie sehen und singen hören.“

„Ich glaube, ich war ein recht häßliches Ding“, sagte sie.

Eine Zeitlang saßen wir ganz still. Das Plätschern der Wellen begleitete Blanche's romantische Erzählung. Ich war ganz in Gedanken verloren. Eine plötzliche Idee kam mir in den Sinn und ich theilte sie sofort mit. „Blanche“, sagte ich, „ich habe einen schönen Schluß für Ihre Geschichte gefunden, wenn Sie mir folgen wollen.“

„Wirklich?“ sagte sie lächelnd. „Was ist es? Wollen Sie immer mit mir zusammen leben?“

„Nein“, sagte ich, „in meinem Plan giebt es nur Liebe und Glück, welches mit einem frohen Hochzeitsfest endigt, wenn Sie nur etwas Ihren Stolz unterdrücken wollen.“

„Sagen Sie mir, was Sie meinen, Marianne“, sagte sie, „ich habe so viel gelitten, mein Stolz ist verschwunden.“

„Sie wurden mit sechzehn oder siebzehn Jahren verheirathet“, sagte ich. „Sie waren damals ein schlichtes, unentwickeltes Mädchen — seitdem vergingen fast vier Jahre, nun sind Sie (ohne zu schmeicheln) außerordentlich schön. Sie haben viel gelesen und sich unterrichtet —“

„Nun“, sagte Blanche, „was soll mir das nützen?“

„Es soll meinen Plan befördern“, sagte ich. „Wenn Sie Herr von Denner jetzt sehen würde, so zweifle ich nicht, daß er sich in Sie verliebte — doch darf er Sie jetzt noch nicht sehen. Ueberlassen Sie sich ganz mir, trotzdem Sie einundzwanzig Jahre sind. Ich werde mich mit meiner Tante versöhnen und Sie müssen uns in Berlin besuchen. Nichts kann leichter sein, als Sie dann Herrn von Denner als meine Cousine oder dergleichen vorzustellen, und wenn dies nicht zum Glück führt, dann will ich nie mehr an eine gütige Vorsehung glauben.“

„Glauben Sie wirklich, daß er mich lieben könnte?“ sagte sie reizend erröthend.

„Ich glaube es sicher“, war meine Antwort. „Und haben Sie denn, von der Welt abgeschlossen, in der langen, trüben Zeit Ihren Gatten hassen gelernt?“

„Nein“, sagte sie sanft. „Ich liebe mein Bild, meinen Adalbert, wenngleich ich den Sohn der Frau von Denner nicht liebe.“

„Wir werden nächste Woche nach Paris reisen“, sagte ich.

„Nach Paris, Marianne?“ rief sie aus. „Wie schnell Sie sind! Sie machen mich ganz schwindlig.“

„Ja, nach Paris, Blanche“, sagte ich, „und ich werde Ihnen sagen warum. Sie müssen einwilligen, so alt Sie auch sind, sich sechs Monate lang Ihrer vollständigen Ausbildung für die Welt zu widmen. Es ist unumgänglich nothwendig. Es giebt tausend kleine Dinge zu lernen, bevor man sich in die Gesellschaft, diese unerbittliche Sclavin der Etikette, wagen kann. Ich möchte, daß Herr von Denner eine schöne, unterrichtete, vornehme Dame statt des

braunen, häßlichen Dinges sieht. Sie müssen Unterricht im Tanzen nehmen und Ihr Singen bei einem der besten Meister fortsetzen."

„O, ich werde das Alles gern thun, Marianne", rief sie lachend und freudig aus, wenn Sie nur mit mir kommen."

„Das werde ich", sagte ich.

„Was werden wir aber nach den sechs Monaten in Paris thun?" fragte sie heiter.

„Wenn wir meine Tante bewegen könnten, uns als Ehrendame zu begleiten, so wäre es das Beste, wir machten eine Tour durch die Schweiz und Italien. Das würde mehr nützen als Lesen und Lernen."

„Es wäre herrlich!" rief sie aus, „aber Marianne, wir dürfen nicht nach Como gehen. Ich könnte es nicht ertragen, den See wiederzusehen."

„Das werden wir nicht", antwortete ich, „und nun, denke ich, sollen wir nach Hause gehen; Frau Heine wird uns schon für verloren halten."

Wir kehrten in das Haus zurück und die gute Haushälterin sah allerdings höchst erregt und ängstlich aus. Gleich an demselben Abend schrieb ich an meine Tante und bat sie um Versöhnung. Um den Plan mit Blanche auszuführen, war ich geneigt, Alles zu thun, nur nicht den Baron von Wilten zu heirathen. Ich schrieb, wenn sie mich zu sehen wünsche, würde ich auf einen oder zwei Tage nach Berlin kommen. Meine Tante war hocherfreut über meinen Brief und willigte ein, Bruno als ihren Neffen zu bewillkommnen. Dann überlegte ich, in welches Pariser Pensionat Blanche gehen sollte und entschloß mich endlich für das von Madame Duplin. Sie nahm nur wenige Damen und nur solche aus guter Familie auf. Ich wußte, daß Blanche dort alle kleinen Etikettechicanen lernen würde, welche ihr zu dem gesellschaftlichen Chic noch fehlten.

Die Freude meiner Tante, als sie mich wieder sah, läßt sich nicht gut beschreiben. Ich nahm Blanche mit mir und mit ihrer Erlaubniß erzählte ich ihr die Geschichte. Sie nahm das größte Interesse daran, da ihr Frau von Denner und ihr Sohn bekannt waren.

„Marianne", sagte meine Tante, „dies ist die sonderbarste Geschichte, die ich je hörte. Wer hätte gedacht, daß dieser schöne, melancholische Edelmann eine so reizende, junge Frau hat?"

„Ist er melancholisch?" fragte ich erfreut, dies zu hören.

„Ja; und nach meiner Meinung mit vollem Recht. Die Welt behauptet, er liebte die Prinzessin Scholsky."

„Lebt sie jetzt in Berlin, Tante?" fragte ich.

„Ja; ihr Mann ist bei der russischen Gesandtschaft angestellt und sie ist eine der schönsten und größten Weltdamen in Berlin", antwortete sie, „aber abgesehen davon ist Blanche von den Beiden die weit liebenswürdigere und lieblichere."

Meine Tante war eifrigst bemüht, in Paris ein Haus zu finden, wo Blanche die besten Lehrer hätte. Doch hielt ich das Etablissement von Madame Duplin für so vortrefflich, daß wir sogleich, nachdem wir meiner Tante für ihre Güte herzlichst gedankt hatten, zu ihr nach Paris reisten. Die sechs Monate widmete Blanche ihrem ununterbrochenen Studium. Das Resultat war das erfolgreichste, was man wünschen konnte. Sie war eine bedeutende Schönheit und eine vornehme Frau geworden und ihr Gesang war bezaubernd. Ich war stolz auf sie. Meine Tante gesellte sich zu uns und wir unternahmen unsere verabredete Tour. Blanche begeisterte sich für alles

Schöne der Natur und der Kunst. Sorgfältig vermieden wir in dem schönen Italien Como. Wir befanden uns so wohl und glücklich, daß wir unsere Rückkehr, welche für den Spätsommer bestimmt war, bis Ende October hinausschoben und trafen gerade zur Saison in Berlin ein.

V.

Die Berliner Saison war nie so brillant eröffnet worden als in dem Jahre, von dem ich erzähle — ein Jahr, welches nicht nur mein Schicksal, sondern auch das vieler meiner Freunde entschied. Meiner Tante lag viel daran, daß die Festlichkeiten und Bälle, die sie geben wollte, möglichst erfolgreich ausfallen sollten. Ihre prachtvolle Wohnung war fast durchgängig neu möblirt worden und zwar mit dem höchsten Luxus.

Wir schienen günstige Aussichten zu haben. Die Spitzen der Gesellschaft waren alle in der Stadt, viele große Bälle standen uns bevor und vor Allem eine brillante Opernsaison. Eine junge, interessante Sängerin wurde für diese Saison im Opernhaus als Gast erwartet. Es gingen viele Gerüchte über sie, meistentheils glaubte man, sie sei eine ungarische Generalstochter, welche sich aus Liebe zur Kunst derselben gewidmet hatte. Meine Tante hatte eine gute Loge, und hier sollte nach meinem Plane Blanche ihren Mann zum ersten Mal wiedersehen. Sie war so leicht erregbar, daß ich es nicht riskiren konnte, sie zum ersten Mal in einem Salon zusammen kommen zu lassen. Sie hätte sich unfehlbar verrathen. Wir erfuhren, daß Adalbert von Denner in seinem Hause im Thiergartenviertel wohnte und seine Mutter befand sich bei ihm. Meine Tante und ich hatten viele und ernste Besprechungen über die Toilette, welche Blanche am Abend, wo die interessante Sängerin debütirte, tragen sollte. Die ganze feine Welt sollte dort sein und ich war überzeugt, daß Frau von Denner und ihr Sohn nicht fehlen würden.

Wir entschieden uns endlich für die Toilette und nie zuvor noch nachher sah Blanche so reizend aus. Sie trug keine Juwelen, nur Perlen. Ein kleines Diadem lag in dem üppigen, wellenförmigen Massen ihres Haares, welche den schönen Kopf krönten. Ein kostspieliges Halsband umgab den schönen, runden Hals, allein Alles wurde durch das schöne Gesicht in den Schatten gestellt. Sie trug ein Bouquet von Camelien. Meine Tante war förmlich überrascht bei ihrem Anblick.

„Mein liebes Kind“, sagte sie, „wie sehen Sie fröhlich und hoffnungsvoll aus!“

Wir kamen ins Opernhaus gerade als die Vorstellung begann. Es war das erste Mal, daß Blanche jemals eine Oper gehört hatte und ich wußte, wie sie bei ihrem ausgesprochenen Sinn für Musik entzückt davon sein würde. Im ersten Augenblick war sie durch den seltsamen Anblick etwas frappirt. Die kostbaren Toiletten, die werthvollen Juwelen, die schönen Gesichter der Damen, Alles schien ihr einen bedeutenden Eindruck zu machen. Ich beobachtete sie scharf. Während der Dauer der ersten zehn Minuten war ihre Aufmerksamkeit durch das Publicum ganz in Anspruch genommen.

Von da an wurde sie durch die Vorstellung der Bühne gefesselt. Die für das Debüt der Sängerin gewählte Oper war Lucia von Lammermor. In dem Augenblick, als Lucia, die Aufmerksamkeit Aller fesselnd, auf der Bühne stand, bemerkte ich, wie Blanche's Gesicht sich röthete und ihre Lippen bebten; es schien, als ob ihr Herz vollständig mit dem Schicksal des unglücklichen Mädchens beschäftigt sei. Die hellen Thränen glänzten in ihren

Augen. Sie bemerkte offenbar gar nicht, welche Sensation ihre Schönheit machte. Und doch theilte sie mit der Primadonna die Aufmerksamkeit des Publicums. Nach kurzer Zeit erschien eine stattliche, stolze Dame, welche ich sofort als Frau von Denner erkannte, gefolgt von einem großen, sehr schönen Mann, mit melancholischem Ausdruck, blauen Augen und braunen Locken. Es war Adalbert von Denner. Er sah sich gleichzeitig im Theater um und schien sich dann nur noch für die Scene auf der Bühne zu interessiren. Seine Mutter redete ihn an und es folgte, indem sie seine Aufmerksamkeit auf eine ihnen bekannte Dame lenkte, eine kurze Conversation. Diese Dame wurde offenbar viel beobachtet, sie war sehr schön und hatte eine Fülle goldenen Haares. „Wer ist die Dame, Tante?" frug ich.

„Dies ist die Prinzessin Scholsky, einst Gabriele von Belling", erwiederte sie.

Endlich sah ich die „goldhaarige" Gabriele, welche Blanche's Leben unbewußt zu trüben half. Adalbert, welcher sich gleichgültig im Hause umsah, schien plötzlich nach unserer Loge zu sehen. Ich bemerkte seine Ueberraschung und seine unverkennbare Bewunderung, sein Auge schien sich von dem schönen Gesicht nicht trennen zu können. Ich sah, wie er zu seiner Mutter sprach und wie sie sofort Blanche mit Aufmerksamkeit betrachtete. Auch sie schien an dem zarten, jungen Mädchen Gefallen zu finden. Sie erriethen wohl nicht, daß sie jenes „häßliche, braune, kleine Ding" war, welches sie verschmäht hatten. Nun dachte ich, war es Zeit, meine Freundin zu warnen.

„Blanche", sagte ich, „Sehen Sie nach der Bühne und bleiben Sie ruhig, ich habe Ihnen etwas zu sagen. Können Sie eine große Ueberraschung ertragen? Aber bedenken Sie, daß Sie keine Bewegung zeigen dürfen."

„Ich kann sie ertragen", sagte sie ruhig.

„Adalbert ist da", sagte ich, sie ansehend.

Es war gut, daß ich sie vorher warnte, ihr Gesicht wurde todtenbleich.

„Verbergen Sie Ihr Gesicht in Ihren Blumen, Blanche", sagte ich rasch.

Sie that es — aber als sie ihr Gesicht wieder erhob, rührte mich der sehnsuchtsvolle Ausdruck!

„Wo ist er, kann ich ihn sehen, Marianne?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ja", sagte ich, wenn Sie so ruhig sein können wie Sie vorher waren. Bedenken Sie, Blanche, daß Sie nicht aus Ihrer Rolle fallen dürfen."

„Das werde ich nicht", antwortete sie. „Sehen Sie mich an, Marianne, ich zittere gar nicht mehr."

Ich sagte ihr, wo sie hinsehen sollte und sie erhob ihr Opernglas. Nachdem sie ihn zwei oder drei Minuten ansah wendete sie sich mit den Worten an mich: „Marianne, ich bin einer Ohnmacht nahe. Lassen Sie uns nach Hause fahren."

Ich sah ängstlich in ihr blasses Gesicht, doch kannte ich ihre Willenskraft und sagte sanft: „Der erste Schreck ist vorüber, suchen Sie Ihre Aufregung zu unterdrücken!"

Nach einigen Minuten schien sich Blanche zu erholen.

„Wollen Sie gehen oder bleiben?" fragte ich.

„Ich will bleiben; doch der erste Blick nach ihm verwirrte mich. Er

gleicht noch dem Adalbert auf meinem Bilde. Er sieht etwas älter aus und recht traurig. Doch es ist dasselbe offene, edle Gesicht."

Ich sah, wie sich Adalbert in seiner Loge erhob und da ich wußte, daß er mit meiner Tante gut bekannt war, hielt ich es nicht für unwahrscheinlich, daß er zu uns in die Loge kommen könnte.

„Blanche", sagte ich, „nehmen Sie Ihre ganze Kraft zusammen. Sie wissen, daß Alles von Ihrer Willenskraft abhängt. Ich glaube, Ihr Mann kommt, um mit meiner Tante zu sprechen, er wird sich Ihnen vorstellen lassen. Können Sie die harte Prüfung bestehen?"

„Ja", sagte sie muthvoll, „ich bin wieder ich selbst."

In dem nächsten Augenblick stand Adalbert von Denner bei meiner Tante. Nach kurzem Bewillkommnen flüsterte er etwas und dann stellte uns die Tante vor.

„Ich glaube, Fräulein Evers", sagte er mit einem Lächeln, welches ihm sehr hübsch stand, „ich habe Sie schon einmal gesehen?"

„Einmal in der Flora", antwortete ich.

Dann warf er einen Blick auf Blanche, als wollte er fragen, ob sie denn auch eine Evers sei, denn meine Tante in ihrer Zerstreuung stellte uns als ihre Nichten vor.

Das schöne Gesicht war schüchtern von ihm abgewendet. Die glänzenden Augen waren gesenkt und die langen, dunklen Wimpern ruhten auf den gerötheten Wangen. Niemals fand ich Blanche so anziehend. Adalbert schien entzückt zu sein. Er nahm den leeren Sitz zwischen uns Beiden ein und begann über die Oper zu sprechen. Eine Bemerkung von ihm veranlaßte Blanche zu erwiedern, daß dies die erste Oper sei, die sie je gehört. Er schien darüber höchst erstaunt, meine Tante äußerte dazwischen, daß ihre Nichte bisher in strengster Zurückgezogenheit gelebt habe. Nach längerer Conversation verlor sich Blanche's Schüchternheit etwas und in Folge von einigen Complimenten, die ihr Adalbert machte, erhob sie ihre Augen zu ihm; aber dieser Blick hätte sie beinahe verrathen und auch er sah Sie darauf erstaunt an. Wenn es Liebe auf den ersten Augenblick giebt, so empfand sie Adalbert von Denner sicherlich für das schöne, junge Mädchen, welches ihm so nahe und doch so fremd war. Er blieb während der ganzen Vorstellung bei uns, jedes Wort, das sie sprach, aufmerksam erfassend und verließ uns erst, nachdem er sich die Erlaubniß erbeten hatte, uns seine Aufwartung machen zu dürfen. Er kam, und wenn er Blanche in ihrer Abendtoilette bewundert hatte, so schien er dies in ihrem einfachen Morgencostüm noch mehr zu thun. Er blieb ziemlich lange und konnte sich nicht losreißen. Er bat sie, zu singen, was sie auch that. Ich war stolz auf sie. Die volle, klangvolle Stimme mit dem Ausdruck der Melancholie vollendete die Eroberung, welche ihr schönes Gesicht eingeleitet hatte. Sie sang das Lied, womit sie mich einmal so rührte, und als sie es geendet hatte, zeigte sich in Adalbert's Augen ein bedenklicher Glanz.

„Ich danke Ihnen sehr", sagte er, „ich werde das Lied fortwährend hören und Nachts davon träumen."

Sie erröthete und lächelte.

Dann fragte er, ob wir auf den Ball des Geheimrath von Bergen gingen und als er hörte, daß wir hingingen, empfahl er sich, indem er die Hoffnung aussprach, uns dort zu treffen. Er war so freundlich, mich in dieser Hoffnung mit einzuschließen, was mich sehr amüsirte, denn ich hätte

ebenso gut am Nordpol sein können, so wenig Notiz nahm er von mir, wenn Blanche dabei war.

Meine Tante meinte, daß wir ganz sicher seien, die Prinzessin Scholsky auf diesem Ball zu treffen, denn sie und Frau von Bergen seien intime Freundinnen.

„Jetzt werde ich sehen", sagte Blanche zu mir, „ob er sie wirklich liebt. Wenn das der Fall ist, gehe ich nach Ostpreußen zurück und gebe alle Hoffnung auf."

Meine gute Tante übertraf sich selbst in ihren Bemühungen um Blanche's Toilette. Ueber einer weißen Atlasrobe trug sie sehr schöne weiße Spitzen mit kleinen Rosenknöspchen fest gehalten. Ihr prachtvoller Kopf war mit einem Rosenkranz und einer Diamantagraffe geschmückt; ich sah, daß sie etwas ängstlich war, die goldhaarige Gabriele zu treffen.

Der Ball war ein sehr schöner. Blanche wurde von allen Seiten als die Schönste der Schönen anerkannt. Adalbert kam sofort zu uns, als wir in den Saal traten. Wir wurden Frau von Denner vorgestellt, welche gegen Blanche sehr gnädig war. Frau von Denner stellte sie der Prinzessin Scholsky vor; sie blieben einige Minuten im Gespräch und es wäre schwer gewesen, zwei schönere Frauen zu finden oder zwei, die sich weniger ähnelten. Blanche übertraf ihre Rivalin bei Weitem; sie hatte etwas Königliches und Nobles, ganz verschieden von dem unruhigen Wesen der blonden Kokette. Adalbert gesellte sich zu ihnen und ich bemerkte, wie er die beiden Gesichter aufmerksam betrachtete. Dann bot er Blanche den Arm und zu meiner Freude näherte er sich der goldhaarigen Gabriele nicht wieder.

Tag für Tag wiederholte sich Aehnliches. Es verging kaum ein Tag, an dem uns Adalbert nicht besuchte. Wir trafen uns im Thiergarten und Abends entweder in der Oper oder auf irgend einem Balle. Es konnte kein Zweifel mehr sein, daß er in seine junge Frau verliebt war.

Eines Morgens stand Blanche in einiger Entfernung von uns und sprach mit meiner Tante. Ich zeichnete und Adalbert gebrauchte den Vorwand, meine Zeichnung anzusehen, um sich mit mir über Blanche zu unterhalten. „Was hat Ihre Cousine doch für ein schönes Profil", sagte er.

„Das hat sie", sagte ich, „aber Schönheit ist ihr geringster Vorzug." Er seufzte.

„Sie scheinen heute Morgen recht melancholisch zu sein", Herr von Denner", sagte ich.

„Ja, das bin ich", gab er zur Antwort. Wissen Sie, daß in dem Gesicht Ihrer Cousine etwas liegt, das mir sehr bekannt vorkommt und doch weiß ich nicht, was es ist."

Das Thema des Herrn von Denner hatte keine Variationen. Er sprach nur immer von Blanche ihrer Schönheit, ihrer Stimme, ihrer Grazie rc. So verging die Zeit, bis die Saison zu Ende war. Manchesmal schien es, als ob Blanche die Geduld verlieren würde.

„Glauben Sie nicht, Marianne", sagte sie einmal zu mir, „daß Adalbert mich erkennen müßte?"

„Sehen wir erst, wie er sich aus der Situation zieht", sagte ich. „Bedenken Sie, daß er sich in dem Glauben befindet, er habe eine kleine Frau am einsamen Ostseestrand versteckt.

Meine Zweifel wurden bald gelöst. Eines Morgens, als Blanche und ich allein waren, wurde er angemeldet und ich bemerkte erst jetzt, wie blaß

und gealtert er war. Ich konnte sein verändertes Aussehen und seine Aufregung nicht verstehen, bis er mit heiserer Stimme irgend eine Bemerkung meinerseits beantwortend, äußerte, er reise demnächst nach Italien.

„Nach Italien?" frug ich im höchsten Erstaunen.

„Ja", sagte er, „ich habe lange genug gelitten, ich muß nun gehen."

Ich sah nach Blanche. Sie war blaß und zitternd.

„Wann werden Sie reisen?" fragte ich.

„Heute, diese Nacht", sagte er, „ich weiß nicht wann. Fräulein Evers", fuhr er fort, „ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen. Nein", rief er aus, als Blanche das Zimmer verlassen wollte, „bleiben Sie und hören Sie, es ist das letzte Mal!"

Sie wandte sich auf seine Bitte um und setzte sich zu mir. Während der ganzen Zeit als er sprach, hielt sie meine Hand in der ihrigen. Er wandte seinen Blick nicht ein einziges Mal von ihrem schönen, blassen Gesicht.

„Ich habe zu beichten", sagte er, „von dem Gefühl, welches diese Beichte veranlaßt, darf ich nicht reden. Ich bin blind gewesen und verrückt und ich werde mein ganzes Leben lang meine Unbesonnenheit büßen. In letzterer Zeit", sagte er zu Blanche, „habe ich eigentlich nur in Ihrer Gegenwart gelebt; von Ihnen getrennt war mein Dasein kein Leben zu nennen. Ich vergaß die Bande, die mich fesseln und von denen mich nur der Tod erlösen kann. Meine Geschichte ist kurz, darf ich sie Ihnen mit wenigen Worten erzählen?

Mein Vater starb, als ich noch ein Kind war. Wie ich später erfuhr, starb er aus Gram über den Verlust seiner Besitzungen. Seine letzten Worte waren eine ernste Mahnung an mich, sein Kind, sie womöglich wieder zu erlangen. Mit diesem einzigen Zweck im Auge erzog mich meine Mutter. Ich war das einzige Kind meiner Eltern. Ich hatte einen Onkel, einen der einflußreichsten Männer im Lande, der Bruder meiner Mutter, Baron Flohr. Wie ich mich zuerst auf ihn besinnen kann, war er ein schöner, aber stolzer Mann; er brachte keine Frau in sein prächtiges Haus und wir schlossen daher, daß er nicht ans Heirathen denke. Als ich zwölf Jahre alt war, nahm er mich an Kindesstatt an und ich wurde sein Erbe. Ich wurde mit allem möglichen Luxus erzogen, jeder meiner Wünsche wurde gewährt, kurz, er liebte mich wie seinen Sohn. Als ich ungefähr zwanzig Jahre alt war, traf ich Gabriele von Belling; sie war damals ein wunderbar schönes Mädchen und ich verliebte mich sterblich in sie. Indeß war es eigentlich nur die Schwärmerei eines unreifen Jungen, die ich damals durchmachte. Sie lockte mich und ich weiß nicht wie, bis ich ihr von meiner Liebe erzählte. Sie gab mir keine Antwort; sie sagte mir, ach, wie erinnere ich mich dessen genau, ich sei ein unüberlegter Mensch, aber sie lächelte mich dabei freundlich an.

Mein Onkel erkrankte plötzlich. Meine Mutter und ich wurden sofort gerufen und blieben bei ihm. Eines Morgens schien es ihm schlechter zu gehen und nachdem ich die ganze Nacht mit ihm aufgeblieben war, ging ich in den Salon, um auszuruhen. Zu meinem größten Erstaunen fand ich ein junges Mädchen da mit einer ältlichen Dame. Sobald ich in das Zimmer trat, lief das Kind auf mich zu, als hätten wir uns längst gekannt und nahm meine Hand. Die arme, kleine Blanche!

Erstaunt über ihre freundliche, liebenswürdige Art fragte ich sie, wer sie sei, und zu meiner größten Verwunderung sagte sie, sie sei Blanche von Flohr, die Tochter meines Onkels. Zu derselben Zeit kam meine Mutter

dazu, welche soeben die Geschichte seiner geheimen Heirath von meinem Onkel erfahren hatte. Sie empfand den Schlag eigentlich mehr als ich. Ich bin weder habsüchtig noch ehrgeizig und ich würde mich stets über das Glück meines Onkels gefreut haben, aber ich war allerdings verwundert, daß er mich so getäuscht und in Hoffnungen erzogen hatte, welche nie realisirt werden sollten.

Er ließ uns Alle an sein Bett treten: ich mag selbst in Gedanken nie an diese Scene denken! Er bat mich, seine Tochter, das sechzehnjährige Kind, zu heirathen und er bat mich so innig, daß ich es nicht abschlagen konnte. Wir wurden in seiner Gegenwart an seinem Todestage getraut — die arme, kleine Blanche!"

Er seufzte tief und fuhr fort: „Wenn mir mehr Zeit zur Ueberlegung gelassen worden wäre, so würde ich lieber das ganze Vermögen meines Onkels aufgegeben als es um diesen Preis an mich gebracht haben, aber als mich mein Onkel um die Gefälligkeit bat, welche, wie er mir sagte, ihm seinen Tod erleichtern würde, erzählte er mir zugleich, daß Gabriele, welche mich so grausam hintergangen hatte, verlobt und er Zeuge davon gewesen sei. Dies machte mich ganz gleichgültig, was aus mir würde. Einige Tage nach der Hochzeit ließ mich meine Mutter in den Salon kommen, um einiges mit mir zu besprechen.

Wir sprachen etwa eine halbe Stunde lang von geschäftlichen Angelegenheiten und dann, zu meinem ewigen Bedauern, fiel das Gespräch auf meine Frau. Ich sagte unfreundliche, bittere Worte über sie, jedoch ohne es eigentlich so schlimm zu meinen, denn ich hatte das arme, verlassene Kind, das mein Bild so lange geliebt hatte, eigentlich gern. Meine Mutter sprach hart und unüberlegt über die Mutter des Kindes — da plötzlich stand Blanche vor uns! Sie war in dem Zimmer eingeschlafen und hatte dann Alles, was wir gesagt, gehört. Blanche zeigte Charakter und Ehrgefühl. Zornig weigerte sie sich, mich jemals wiederzusehen und an demselben Tage reiste sie nach dem Hause ab, daß ihr ihr Vater zur Verfügung gestellt hatte. Sie wird mir nie verzeihen, ich habe Alles versucht, meine Briefe werden uneröffnet zurück geschickt, ich kann nichts mehr thun.

Da traf ich Sie, Fräulein Evers", fuhr er leidenschaftlich fort, indem er sich zu Blanche wendete, „und verzeihen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ich jetzt erst die Bedeutung des Wortes kenne. Ich liebe Sie! Ich werde reisen und die unglückliche Leidenschaft zu bekämpfen suchen, mein Leben kann ich opfern, aber nicht meine Ehre. Das habe ich Ihnen erzählt, der ich nur in Ihrer Gegenwart gelebt habe, damit Sie verstehen und warum ich Ihre Gegenwart nicht wieder aufsuche."

Er verbarg das Gesicht in seiner Hand und einige Minuten herrschte tiefe Stille. Ich bemerkte, daß Blanche bitterlich weinte.

„Wem glich Ihre arme, kleine Cousine?" fragte ich ihn.

„Sie war klein und sehr braun", erwiederte er. „Ich kann mich nur wenig an sie erinnern."

„Glich sie ihrem Vater oder war sie etwas mir oder meiner Cousine ähnlich?" fragte ich.

„Nein", sagte er mit einem matten Lächeln; „ich weiß nur, daß sie große, schwarze Augen hatte."

„Glauben Sie nicht, Herr von Denner", fragte Blanche schüchtern und erröthend, „daß Sie Ihre Frau mit der Zeit lieb gewonnen hätten?"

„Ich glaube es“, gab er zur Antwort, sie traurig ansehend, „aber ich fürchte, daß nun Liebe und Hoffnung für mich verloren ist.“

Sie trat näher auf ihn zu. Ich sah ihre Augen glänzen und ihre Lippen zittern.

Könnten Sie sie lieben“, fragte sie zärtlich, „wenn sie zu Ihnen käme und sagte: „Adalbert, um meines todten Vaters willen, vergiß das Vergangene und versöhne Dich mit mir?“

Er sah sie vollständig verwirrt an.

„Wenn sie zu Ihnen käme“, fuhr Blanche fort und ihr Gesicht wurde bei jedem Worte glühender, und sagte: „Ich war damals ein leidenschaftliches, böses Kind, aber ich liebte Dich und konnte nicht die geringschätzenden, bösen Worte ertragen, nun bin ich eine erwachsene Frau und liebe Dich noch immer und denke nicht mehr an das Vergangene?“

Er wollte zu sprechen versuchen, aber seine Lippen konnten kein Wort hervorbringen, sein Gesicht wurde todtenbleich, so bleich, daß ich in großer Aufregung und Angst um ihn war.

„Wer sind Sie, daß Sie mich dies fragen?“ sagte er endlich.

„Ich bin Blanche, Deine Frau“, erwiederte sie.

Mit einem Ausdruck, den ich niemals vergessen werde, näherte er sich ihr. Im nächsten Augenblick lag ihr schönes Gesicht mit den thränenvollen Augen an seiner Brust. Ich ließ sie allein und nach zwei Stunden kam ich zurück.

„Wie kann ich Ihnen danken, Fräulein Evers?“ sagte Adalbert auf mich zustürzend. „Meine Frau hat mir Alles gesagt, was Sie für sie gethan haben. Sie haben mich zu dem glücklichsten Mann in der Welt gemacht, wie kann ich Ihnen danken?“

Was war das für ein Tag der allgemeinen Fröhlichkeit! Ich werde ihn nie vergessen. Adalbert bestand darauf, seine Mutter holen zu lassen, und ihr Erstaunen war womöglich noch größer als das seinige.

„Es kann doch unmöglich sein, daß dieses schöne, graziöse Mädchen dieselbe kleine wüthende Blanche ist, die ich vor Jahren gesehen habe.“

„Das bin ich in der That“, sagte Blanche.

„Hiernach“, sagte Frau von Denner, „glaube ich, daß der Liebe nichts unmöglich ist!“

Fast konnte sich Adalbert, wie es schien, niemals von seinem Erstaunen erholen. Immer wieder und wieder mußte ich ihm jede Einzelnheit meines Aufenthalts in Blanche's Hause erzählen.

Nicht weniger überrascht war Rechtsanwalt Engelmann, als ihn Adalbert holen ließ und ihm Alles erzählte.

Ich glaube, er war einigermaßen ärgerlich, daß wir ihn hintergangen hatten, denn er wußte von unserer Abwesenheit von dem Haus an der Ostsee nichts.

Ich kenne keine Frau, die glücklicher ist als Blanche. Schön und gebildet, angebetet von ihrem Mann, geliebt und verwöhnt von ihrer Schwiegermutter, allgemein verehrt, trübt keine Wolke ihr Glück.

Willst Du noch erfahren, lieber Leser, daß mir meine Tante eine schöne Mitgift gab und daß ich seit Jahren Bruno Rohn's Frau bin?

Wir kommen oft mit dem Ehepaar Denner zusammen, aber selten ohne ein paar Worte zu sprechen über das nun so glücklich gelöste — Geheimniß am Meer!

Zwei Mädchenbilder.

(Im Waggon.)

Ich seh' euch stumm mir gegenüber sitzen,
Ungleich an Reiz, doch ein bezaubernd Paar,
Indeß die Zeit sich kürzt mit schnöden Witzen
Der Wandrer Schaar.

Leicht kennt mein Aug' die Tochter der Germanen
Am Goldgelock, das fluthend niederrinnt;
In dir, der Andern, spürt mein sichres Ahnen
Der Pußta Kind.

Ihr laßt die Heimat, und kein leises Sehnen
Blickt nach der theuren einmal nur zurück,
Sie bot euch nichts, ihr fühlt die Brust sich dehnen,
Ihr sucht das Glück.

Im Norden, in der Czaarenstadt, der hehren,
Nach langer banger Argonautenfahrt
Willst du, die Deutsche, fremde Kinder lehren
Auf kluge Art.

Die Andre, mit dem Gluthblick, dunklem Haare,
Ein Kind des Volks, mit deiner Hände Fleiß
Willst du erobern fern am Delaware
Des Glückes Preis.

Was strengen Sinns die Parze euch gesponnen,
Der Zukunft Herrin, im entlegnen Land,
Was sie an Leid euch zumißt und an Wonnen,
Wem wär's bekannt?

Wohl! Ihr seid schön! Vielleicht daß den Bojaren
Der Zauberreiz german'scher Schönheit bannt,
Daß er, besiegt von golddurchwirkten Haaren,
dir beut die Hand.

Vielleicht, daß dich, vom Strand der Theiß die Dirne,
Im Straßenlärm der reiche Pflanzer schaut,
Daß er, berückt von deiner Marmorstirne,
dich kürt als Braut.

Vielleicht! — Vielleicht zertreten und gebrochen,
Geknickt durch Schmach, Verführung, Gram und Noth,
Eh' euch das Leben hielt, was es versprochen,
Sterbt ihr im Koth.

Dann schweift Erinn'rung neu zum Pußtasande,
Zum deutschen Wald, zum heim'schen Uferried,
Ihr sterbt im Geist im fernen Vaterlande,
Das ihr jetzt flieht.

Albert Moeser.

Die Malerei in der Berliner Kunstausstellung.

Von **Otto Hammann.**

Die französische Kunst war reich genug, um sich den Besuchern der Pariser Weltausstellung nicht nur auf dieser sondern auch im „Salon", wo sie sich alljährlich in ihren besten Leistungen zu vereinigen pflegt, in allem Glanze zeigen zu können. Bekanntlich hat auch die deutsche Malerei, und zwar nicht blos mit älteren Werken wie Spangenbergs Zug des Todes oder Henneberg's Jagd nach dem Glück, an dem Wettstreit auf dem Marsfelde rühmlich Theil genommen. Obgleich manches Bild nach Paris gewandert ist, das daheim die große akademische Kunstausstellung zu Berlin geschmückt hätte, ist diese doch eben so zahlreich beschickt worden als die vorjährige. Bis zum Jahre 1876 pflegte sie alle zwei Jahre stattzufinden; warum sollte die deutsche Kunst weniger als die französische fähig sein, sich im jährlichen Wettkampf zu zeigen? Indeß haben die beiden letzten Ausstellungen jene Zweifler, welche die Schaffenskraft der Künstler den gesteigerten Anforderungen eines jährlichen Wettkampfes nicht für gewachsen hielten, noch nicht ganz eines Besseren überführt. Sie standen den früheren Ausstellungen zwar nicht an Zahl, wohl aber an Güte der Werke nach. Daß alle die berühmten Namen jedes Mal vertreten sind, wird man vernünftiger Weise nicht erwarten; Mancher — Viele werden es nicht sein — verkauft seine Bilder frisch von der Staffelei weg und hat nicht nöthig, sie erst auf den Markt zu bringen. Die Ausstellung ist in erster Linie der Markt für den Künstler, wie sie für den Kunstfreund den Maßstab abgiebt, an welchem er die Entwickelung der Kunst, ihre Richtung, ihr Vor- oder Rückwärtsschreiten zu erkennen sucht. Leider sind auch dies Jahr Viele fern geblieben, die mit im Vordergrund eines Gesammtbildes der modernen Kunst stehen müßten. Kein Böcklin, kein Lenbach, kein Max, kein Makart, kein Feuerbach — es wäre unendlich zu bedauern, wenn diese und andere süddeutsche Genossen den norddeutschen für die Zukunft allein das Feld überließen. Vollständig ist eigentlich nur das Bild des Berliner Kunstlebens; doch auch Knaus fehlt, ja sogar der naturalistische Matador Gussow.

Man klagt allenthalben so sehr über die naturalistische Richtung unserer Kunst und hat noch immer so viel Grund dazu. Seit die Herrschaft der Schablonen- und Receptmalerei gebrochen war, erwachte mehr und mehr nach französischem und englischem Vorbild ein eifriges Naturstudium. Was heißt Natur? Es sind im Lauf der Kunstgeschichte so viele Versuche gemacht worden, ihr nahe zu kommen und die ernstlichen unter ihnen begleitete fast regelmäßig die oder jene Vervollkommnung der technischen Mittel. Nur in jenen kraftlosen Zeiten, in welchen die Kunst von früheren Idealen lebte und sich in verwaschener, schablonenmäßiger Nachahmung älterer Künstler erging, kam man zur absichtlichen Verleugnung der Natur und bemühte sich, einem conventionellen Schönheitsgefühl zu entsprechen. Ein Cornelius bedurfte wohl

der kleinen technischen Fertigkeiten, der Hülfe der Farbe nicht, um die Großartigkeit seiner Ideen und Formengebung zur Geltung zu bringen — heute hat sich längst der Umschwung in's Extrem vollzogen; im Großen und Ganzen gilt die Idee, gilt die Wahl des Stoffes nichts. Das Publicum denkt freilich immer noch anders, man durchwandere nur die Ausstellung und lausche den Bemerkungen, die über die Bilder gemacht werden. Der Laie verlangt nach einem Inhalt und verweilt da, wo ihm ein solcher in ansprechender Weise geboten wird. Er hat ein Recht, nach einer geistigen Beziehung zu suchen, mag sie sich nun im Stoff oder in der Behandlung aussprechen. Daß er es im Stoff eher findet und rein malerische Qualitäten nicht sucht oder empfindet, dafür ist er eben Laie, und moderner Laie in der Bereitwilligkeit, dem Witzigen und Pikanten eine besondere Gunst zu schenken.

Die Realität der Erscheinung gewann in den letzten Jahrzehnten so sehr an Bedeutung, daß man die Natur zu fassen suchte, wo und wie man sie fand, und somit eine Erweiterung der Kunstgrenzen eintrat, die sich auch auf das Häßliche erstreckt, sofern es nur *wahr* ist. Hatte doch schon längst in Frankreich Victor Hugo ausgerufen: Es giebt keine Grenzen der Kunst, Alles ist Gegenstand, Alles geht in ihren Rahmen! Dabei vergaß man freilich und leugnete sogar, daß des Künstlers bestes Theil allenthalben die Phantasie und nicht die technische Fertigkeit ist. Die Natur wird noch lange nicht gefälscht, wenn man sie ihres zufälligen Beiwerks entkleidet und als ein künstlerisch geordnetes Ganze darstellt. Aber man verlor den Maßstab nicht nur dessen, was die Kunst darstellen *darf*, sondern auch, was sie darstellen *kann*. Dem gebildeten Laien muß es oft sonderbar vorkommen, wenn er hört, wie mancher moderne Kenner sich viel lieber von einem Rembrandt oder Ribera begeistern läßt als von einem Rafael, auf den er beinahe vornehm herabsehen möchte. Es ist unbegreiflich, wie er dabei übersehen kann, daß Rembrandt nur in der weisen Beschränkung auf das Helldunkel der Natur so unendlich getreu zu sein vermochte. Worauf läuft denn der Zweck des Kunstwerks hinaus? Etwa, daß ich ausrufe: Wie wahr, wie echt, das habe ich schon hundert Mal im Leben gesehen! Soll ich die Kunst oder den Künstler bewundern, der es in der Nachahmung der Wirklichkeit so herrlich weit gebracht? Die unendliche Mühe soll sich mir nicht in die Augen drängen, das Bild soll *mein Gemüth* so in Anspruch nehmen, daß ich den Künstler mit all seiner virtuosen Technik über dem Kunstwerk vergesse. Die wahre Kunst wendet sich mehr an unser Herz, als an unsern Verstand. Darum ist es nothwendig, daß der Künstler ein Stück vom Poeten in sich hat. Jede Kunst, die aller Illusion des Beschauers entrathen zu können glaubt, wird gerade dadurch, daß sie sich bloß an den Verstand wendet, sich nicht nur die besten Mittel der Begeisterung entziehen, sondern auch gerade von diesem Verstande, den kein Gefühl mehr leitet, der Grundlagen ihrer Existenzberechtigung beraubt werden. Einer unserer größten Maler, Adrian Ludwig Richter, kann gar nicht malen; das ist eine merkwürdige Illustration unseres Kunstlebens.

Aber wir wollen doch nicht verkennen, daß auch der Naturalismus seine guten Früchte trug, daß aus ihm sich in der Folge neue schönere Blüthen entwickeln können, wenn die Nüchternheit sich erst in Poesie umgesetzt hat. Die Maler haben wirklich malen gelernt, wie der König Ludwig schon 1840 verlangte. Eine individuelle Künstlerschaft hat sich allenthalben mehr geltend gemacht; man fühlt sich in keinen Ideenkreis gebannt, man betrachtet die Natur mit höchsteigenen Augen. Man ist höchstens langweilig durch die Wieder-

gabe des Alltäglichen, nicht aber durch die conventionelle Nachahmung einer gekünstelten Natur. Männer wie Böcklin, die abenteuerliche, groteske Fabelweisen mit der Treue einer Natur, die es nicht giebt, darstellen, erinnern uns sogar deutlich daran, daß der realistische Zauber ihrer Phantasie doch nur durch die Errungenschaften der großen neueren Richtung sich bethätigen konnte. Daß Letztere sich nach und nach zu einem gesunden Realismus, der nicht bloß häßlich oder alltäglich wahr ist, erhebt, dafür giebt es in der diesjährigen Kunstausstellung hinlängliche Anhaltepuncte.

Ich will versuchen, soweit es der Raum erlaubt, die bedeutendsten Erscheinungen herauszuheben. Da ich hier für den gebildeten Laien schreibe, der nun einmal am „Stoffe" hängt, so will ich auch danach meine Eintheilung machen.

Die Heiligenmalerei ist gänzlich in Verfall gekommen. Man braucht das nicht zu beklagen, wenn man sich an die heiligen Männer mit der stilvollen Pose und dem süßen Gesichtsausdruck der späteren Nazarener erinnert. Die religiöse Kunst verlangt unbedingt eine Naivetät und Unmittelbarkeit des Glaubens, die uns längst verloren gegangen ist. Zur Zeit der Renaissance besaßen die Maler diese Unmittelbarkeit noch und wußten darum ihren Madonnen den höchsten, herrlichsten Empfindungsausdruck zu verleihen. Mochten ihre Sitten noch so fragwürdig sein, so beherrschte sie doch noch die religiöse Einfalt, die ihnen zugleich durch die tiefsten menschlichen Ideen ihre Heiligenbilder so zu sagen lebensfähig machen ließ. Der einst so reich benutzte Stoff der Bibel ist dem modernen Künstler so ziemlich verloren gegangen. Von dem kürzlich verstorbenen Teschner ist eine Pietà ausgestellt. Die Gruppe — Maria am Kreuz sitzend mit dem Leichnam Christi im Schooße, rechts und links ein Engel — ist recht gut in einen runden Bogen hineincomponirt. Die Gestalten haben eine fahle Blässe, überhaupt wirkt die Färbung zu stumpf, wenigstens in dieser Umgebung coloristischer Effectbilder. Der Königsberger Heydeck hat einen Christus invitator gesandt, der als Altarbild vollständig seinem Zweck entsprechen mag. Mit ernster Miene und mit würdevoller Haltung, die Arme vor sich hingestreckt tritt Christus aus dem Bilde heraus, als wollte er sagen: Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Indessen beeinträchtigen die andern Figuren diese Wirkung, insbesondere der arme Lazarus, der hinter Christus an der Erde sitzt, als ob selbst dieser ihn verlassen habe. Ziemlich schablonenhaft ist Knigges (Berlin) „Joseph von Arimathia" ausgefallen, der die Dornenkrone Christi mit demüthiger Verbeugung der Maria überreicht. Namentlich die drei jugendlichen Gesichter entbehren jedes individuellen Ausdrucks. Ohne dem Gegenstand eine wesentlich neue Seite abzugewinnen, hat Wahrendorf Christus als Wunderthäter, den Lazarus vom Tod erweckend, dargestellt.

Die Anachoreten und Einsiedler, die einst namentlich zur Zeit der Rubens, Teniers, Dow, einer so großen Beliebtheit sich erfreuten, haben für uns immer noch ein besonderes Interesse in den Momenten der Versuchung. Einen solchen nahm sich Philips (München) zum Vorwurf. Ein frommer Mann lag in seiner Felsengrotte vor dem Kreuz des Erlösers, als sich ihm plötzlich die Versuchung in der verführerischen Gestalt eines zigeunerhaft schönen Weibes nahte. Schwarze Haare umwallen ihre Schultern, von Flammen umsprüht theilt sie die leichte Florhülle und blickt auf ihn mit verzehrender Wollust herab, der sich händeringend abwendet, ein weggekrümmter Wurm. Die Farbengebung ist breit und energisch.

Die antike Mythe war der bildenden Kunst seit der Renaissance unausgesetzt eine Fundgrube von Motiven. Der moderne Naturalismus läßt sie natürlich ziemlich unbenutzt liegen. Otto Heyden hat auf einer großen Leinwandfläche den Apollo dargestellt, wie er auf einem Viergespann umgeben von reigenschlingenden Musen und Grazien daherfährt, unter ihm die blau und grün schillernde Meeresfluth, in der Amoretten auf Delphinen und Meerrossen reiten. Der noble lichte Ton des Ganzen, und der schöne Fluß der Linien, lassen uns doch das Conventionelle derartiger mythologischer Bilder nicht vergessen. Die dänische Sage vom Ritter Olof behandelt A. v. Heyden auf einem ebenfalls der grande peinture angehörendem Gemälde. Auf einem wilden Rappen jagt der Ritter über einen Sumpf; weit über den Hals des scheuen Thieres vorgebeugt, sucht er der leicht schwebenden Gestalt von einer der Erlkönigstöchter zu entgehen, die ihm mit sicherer Gier nach dem Haupte greift. Blaue Irrlichtflämmchen tanzen auf ihrem und ihrer Genossinnen Scheitel. Die Angst von Roß und Reiter und Rüden, sowie das lustige Wesen der Geister, die den Ritt zur Braut so spukhaft unterbrechen, suchen dem unheimlichen Eindruck der Sage nahe zu kommen. Knut Ekwall, der als Darsteller von Scenen aus dem Gesellschaftsleben, von Toilettenstücken, pikanten Geschichten vom Eise, aus dem Volkskeller rc. hinlänglich bekannt ist, hat dies Mal in rothem Knalleffect eine Scene aus der Vikingersage dargestellt: Ein junger Held hat sich eben zu seinem jungen Weibe gesellt, als ihm die Lust zu verderben, ein Feind mit Feuer und Schwert naht. Der Held ist aufgesprungen und schlägt den Vorhang zum Gemach zurück, in das rother Feuerschein und ein zähnefletschendes Thier von einem Wütherich hereindringt. In angstvoller Bewegung hat sich das etwas zu üppige Weib weggewandt, so daß es aus dem Bilde herauszufallen scheint. Ohne alle originale Kraft ist von J. Schmid die Scene, wie Hagen von den Rheintöchtern gewarnt wird, illustirt worden. Kräftiger in der Farbe, ausdrucksvoller in Haltung und Bewegung stellte Grönwold Wieland den Schmied dar, wie er der Tochter des verhaßten Königs, der ihm die Sehnen durchschneiden ließ, aus gläsernem Horne den betäubenden Trunk bietet, der sie in seine Arme liefern wird.

An guten eigentlichen Geschichtsbildern ist die neuere Zeit geradezu arm. Was manche Maler den Geist der Zeiten nennen, ist oft nicht einmal der Herren eigener Geist. Es ist sehr schwer, neben den Costümen, Geräthen rc. auch die Stimmung der Zeit getreu wiederzugeben. Da langt weder die Virtuosität der Hand noch die antiquarische Kenntniß aus, wenn ein wirkliches Zeitbild und nicht bloß ein Costümebild entstehen soll. Insbesondere die Schlachtenbilder kommen meist nicht über die Grenze der Soldatenbilder. Bei ihnen treten auch leicht conventionelle Details hervor, wie die üblichen verwundeten Krieger im Vordergrund, zerbrochene Lafetten, verstreute Flinten rc. Glücklicherweise hat die Fluth der Soldatenbilder aus dem letzten deutsch-französischem Kriege nachgelassen. Bleibtreu zeigt uns Napoleon I. nach der Schlacht bei Waterloo; neben fliehenden Truppen fliegt der Schimmel dahin, dem er, vom Geschick überwältigt, willenlos die Zügel schießen läßt. Die Ausführung ist bei Bleibtreu fast immer tüchtig und flott; auch ist die Wucht dieses geschichtlichen Wendepunctes in den etwas sehr düsteren Zügen des Kaisers mit den tief herabgezogenen Mundwinkeln zu schildern nicht ohne Glück versucht worden. Dagegen hat der große Kurfürst auf dem Bild Camphausens, die Schlacht bei Fehrbellin darstellend, in welcher jener sich

zu weit vorgewagt und unter schwedische Reiter gekommen war, einen fast jovialen Gesichtsausdruck; auch kann man ihm den Ernst seiner Hiebe nicht recht glauben; der verfehlten Darstellung des Hauptmomentes können weder die brennende Mühle im Hintergrund, noch vorn die beiden ledigen Rosse am Boden und der flüchtige Rappe aufhelfen.

Höchstes Staunen und Befremden zugleich hat der geniale Josef Brandt (München) mit seinem großen Bild „Die Tartarenschlacht" hervorgerufen. Das Auge des Beschauers kann sich lange nicht in dem wirren Knäuel von Frauen, Kindern, polnischen Reitern, Kameelen, Wagen, Zelten, Karren zc zurechtfinden. Die weite Ebene scheint ein chaotisches Farbenlabyrinth vorzustellen. Hat man sich einmal mit dem zu kleinen Maßstab der Gruppen abgefunden, so findet man sich durch die sauber gezeichneten und colorirten Details und durch die Kraft der dargestellten Scenen reichlich belohnt. Der Vorgang wird dann klar: Tartarenhorden haben sich auf einem Beutezug durch Europa neben zwei kahlen, scharf kantirten Bergen, vor denen sich weithin die rechts von einem Sumpf durchschnittene Ebene erstreckt, gelagert. Rauch und Feuer in der Ferne zeigen an, wo und wie sie ihre Spuren hinterließen. Die reichste Beute an Menschen, Thieren und Kostbarkeiten führen sie mit sich. Da sind plötzlich polnische Reiter in ihre Wagenburg eingebrochen und machen ihnen den Vernichtungsproceß. Trotz der gruppen- und gestaltenreichen Composition, die natürlich durch das Ringen und Gemetzel, durch das Durcheinander der ihrer Erlöser harrenden Gefangenen, Fliehender, Heranstürmender u. s. w. ziemlich unruhig wirkt, zeigt sich fast überall die gleiche Sauberkeit der Ausführung. Brandt ist Pole und hat unter Diez und Piloty, ohne etwas von deren Eigenart anzunehmen, seine Schule durchgemacht und unter diesen Meistern seine frappante Technik erlernt. — Ein Maler, der mit dem tiefsten Studium antiker Sitten und Gebräuche die Kraft vereinigt, uns in seinen Bildern etwas vom antiken Geiste spüren zu lassen, ist der Belgier Alma Tadema, überhaupt einer der bedeutendsten Maler der Neuzeit, namentlich was die Darstellung des Nackten anbetrifft. Sein dies Jahr ausgestelltes Bild: Die Morgengabe der Galeswintha leidet aber an einem großen Fehler, es ist ohne eine genauere Lectüre des Katalogs oder ohne die Kenntniß Gregors von Tours nicht recht verständlich. Und das ist um so bedauerlicher, als das Zimmer der Fredegunde mit den doppelten Fensterbögen, durch die man die Trauungsfeierlichkeit Chilperichs erblickt, die Spangen und anderen Geräthe, endlich die sitzende, hinter einen Vorhang sich zurückbeugende, mit einem dicken Hemd bekleidete Gestalt der Fredegunde, deren Gesichtszüge uns deutlich die innere Erstarrung über die Treulosigkeit ihres Gatten, des Königs Gilperich verräth, als überhaupt die ganze Ausführung uns in eine historische Stimmung versetzt, die sich bedeutend erhöhen würde, wenn wir nur irgend ahnen könnten, daß dieses prunkende Weib mit den goldenen über die Brust herabfallenden Haarflechten die Mörderin ihrer Nebenbuhlerin werden wird. Voll historischer Stimmung sind in weit höherem Grade als manche figurenreiche Composition der Ausstellung jene kleinen, so überaus liebevoll ausgeführten Lanzknechtsbildchen von Ehrentraut (Berlin), die in der Feinheit der Zeichnung und dem verschmolzenen Vortrag an niederländische Kleinmeister, Mieris oder Metsu erinnern. Das sind wirklich und nicht blos in der Tracht jene wüsten, verwegenen Gesellen, die im Frieden und im Lager die Schelmenbeine über die Trommel rollen ließen, wenn sie nicht etwa durch ihr heidnisches Singen oder wildes Raufen sich Kurzweil verschafften.

Auf wesentlich anderem Boden, wie das Gros der modernen Maler, steht Spangenberg. Seine Phantasie ist thätiger wie seine Hand, die malerische Ausführung tritt zurück gegen die dargestellte poetische Idee. Nicht als ob seine Bilder technisch unvollkommen wären, aber seine Gestalten haben etwas Veredeltes, Duftiges. Keine Licht- und Schattenmassen vereinigen sich zu harmonischer Wirkung, der Vortrag ist fast glatt zu nennen. So wenigstens auf der Allegorie „Am Scheidewege". Ein junges barfußes Mädchen, dem die reinste Unschuld aus den Augen spricht, schreitet über einen Steg. Da naht sich ihr von rechts ein edles Fräulein in reichem Gewand, den Federhut auf dem Haupte und hält ihr verführerisch ein reiches Perlenhalsband hin. Voll kindlicher Scheu blickt sie nach der vornehmen Gestalt, die sich so einschmeichelnd zu ihr herabläßt, aber ihr Fuß schreitet ruhig weiter neben der Gefährtin zur Linken, welche sich die Spindel in der Hand, Kornblumen im emporgeschürzten Rock als die frische, selbstzufriedene und gesunde Arbeit kennzeichnet. Der lichte Ton des Bildes hat nichts von packender Lebenswahrheit und doch kann man sich des Eindrucks, ein wirklich erfreuendes Bild vor sich zu haben, nicht erwehren.

Das Nackte darzustellen ist eine der schwersten und würdigsten Aufgaben der Kunst. Woher kommt es, daß die Ausstellung verhältnißmäßig so wenig Nacktes aufzuweisen hat? Es wäre doch natürlich, daß die ausgesuchte Tüchtigkeit der Mache gerade schwierige Aufgaben zu lösen versuchte. Man wird doch den Naturalismus nicht so weit treiben wollen, daß man sagt: Was sollen wir die Leute so malen, wie sie gemeiniglich doch nicht herumlaufen? Nein, zur Darstellung des Nackten gehört die Naivetät der Empfindung; der malerische Cultus des Nackten verlangt naive Gemüther wie der Cultus der Religion. Unsere Zeit denkt überhaupt nicht naiv und das hat in Bezug auf das Nackte die Plastik ihrem ganzen Wesen nach mehr zu beklagen als die Malerei. Sturtzkopf (Weimar) hat ein Bild von echt malerischer Conception geschickt: Ein Mädchen auf ein Fell hingelagert, reicht einem großen Bernhardiner Hund die Schale zum Trinken hin. Ueberaus wohlthuend ist die ganze Farbenstimmung des Bildes, wie sich der Körper des Mädchens von dem dunkelgrünlichem Grunde heraushebt. Es ist nicht gerade schön; das eine Bein ist über das andere geschlagen, wobei das Knie keine gefällige Rundung schöner weiblicher Formen zeigt; aber der Fleischton ist von überraschender Feinheit, namentlich die Partie des Rückens. Das Ganze beweist wieder, welch ausgeprägtes Farbengefühl sein Schöpfer hat. Unter den Einzelfiguren, die nicht Porträts sind, nenne ich noch eine Dame in Schwarz, von Wergeland, in einem gothischen Kirchstuhl sitzend und in einem Gebetbuch lesend. Das Fleisch von Gesicht und Händen hat einen ganz vorzüglichen, helldunkeln Ton, der auf das Studium von Rembrandt hinweist; nebenbei (oder hauptsächlich) hat das Gesicht so interessante Züge, daß man immerhin wünscht, das Leben möge Einem die Bekanntschaft mit einer so schönen und jedenfalls geistreichen Dame (sei sie gleich Wittwe) vermitteln.

Genre und Landschaft sind in überwiegender Mehrzahl vertreten. Das braucht kaum noch gesagt zu werden. Einmal ging ich mit einem bekannten Schriftsteller durch einige Säle. Plötzlich sagte er: „Ich glaube, die guten Leute denken, es müßte Alles in Oel gemalt werden. Die meisten dieser hübschen Motive würden weit mehr gewinnen, wenn sie nur gezeichnet wären." Und das ist sehr richtig. Die Farbe, die Alles mit aufdringlicher Deutlichkeit sagt, auch das Gemeine und Gewöhnliche, nimmt den Genre-

bildern leicht ihren ansprechenden Reiz. Noch schlimmer, wenn die Ausführung hinter der Idee zurückbleibt. Darum nehmen sich viele gute Genrebilder in den Nachbildungen durch Photographie, Holzschnitt, Stich oder Radirung weit besser aus als im Original. Andererseits kann man immer wieder beobachten, wie sehr sich ganz begabte Künstler irren, wenn sie ihre kleinen, hübschen Ideen in großen Dimensionen vorführen. Ein recht schlagendes Beispiel für das Gesagte liefert ein Bild von dem Belgier Struys (Prof. an der Kunstschule zu Weimar), das wegen seiner virtuosen Ausführung allseitige Aufmerksamkeit erregt. Ein altes, armes Weib in einem schweren Mantel steht mit einer kleinen Enkelin vor einem Schlächterladen, in dem Würste hängen und Keulen zur Schau ausgelegt sind. Die Kleine sieht mit Lüsternheit nach den Herrlichkeiten hin, die Alte möchte ihr gern die Freude des Genusses bereiten, sie zählt sich noch einmal ihre paar Heller in die Hand; wer weiß ob es langt! Wie nett ist das erfunden und gedacht! Aber man meine doch ja nicht, daß die Würste und das rothe Fleisch einen besonders erfreulichen Anblick gerade darum gewähren, weil sie zum Anbeißen gemalt sind. Freilich der einheitliche Ton des Bildes, die ganze geniale malerische Behandlung sind bewundernswerth. Unter den andern Weimaranern verdienen Hasemann und Piltz durch ihre Kinderdarstellungen besondere Erwähnung. Hasemann zeigt uns, wie sich vor einer sogenannten Katzenbude, die im Grünen aufgeschlagen ist, eine Schaar Kinder jeglichen Alters, denen sich hinten auch Erwachsene zugesellen, an einem schönen Sommertage an der tollen Ausgelassenheit des Kasperle ergötzt. Piltz lieferte wieder ein gruppenreiches Bild aus einer Bewahranstalt, voll reicher Erfindung kleiner, charakteristischer Züge. Ein ferneres günstiges Zeugniß für die Tüchtigkeit der Weimarischen Schule legen Zimmer und Ziermann ab. — Gussow hat drei seiner extremsten Schüler in's Feld gesandt, Grünfeldt, Liebermann, Goldmann (Berlin). Ersterer behandelt eine Waisenhausscene: An einer hölzernen Tafel sitzen wie die Orgelpfeifen nach einander junge Mädchen in durchaus gleichen Anzügen, blauen Kleidern und weißen Schürzen. Es ist ganz gleichgültig, wie das Bild gemalt ist; es würde mich aber in seinem langweiligen Einerlei aus meinem Zimmer vertreiben, wenn es daselbst hinge. Liebermann hat es dagegen auf eine directe Heiligung des Schmutzes abgesehen. Den Schleier wenigstens über die eine Kindergruppe mit dem Baby, häßlich, dreckig und gemein. Seines Meisters berühmt gewordenes stereotypes gelbes Tuch spielt auch eine Rolle auf Goldmanns zwei großen Bildern, die geradezu das Unglaubliche an knalliger Trivialität leisten. Das eine Bild heißt: „O du mein Waldemar!“ Es ist das der Titel eines Tingeltangelliedes, das eine Gesellschaft von abgeschmacktester Häßlichkeit unter Musikbegleitung vorträgt. Die Scene ist nicht etwa in einer besonders malerischen Beleuchtung gemalt, nicht verklärt durch irgend eine versöhnende Farbenwirkung, sondern in das hellste Sonnenlicht gerückt, das nichts von der Häßlichkeit verbirgt. Dabei ist es von einer bedeutenden Größe, um ja die Tüchtigkeit des Pinsels recht aufdringlich zu machen. Wie viel besser sind die kleinen, mitunter recht unsauberen Schenkscenen der Brower, Ostade, Teniers ꝛc. Die ganze Unfähigkeit, dem Zweck eines Bildes zu entsprechen, verräth das zweite: „Schuldbewußt“. Mit Recht sagt Otto von Leixner: „Hier, wo der Maler über das bloße Situationsbild hinaus möchte und das Streben hat, etwas zu „empfinden“, muß er den Bankerott ansagen. Sein Talent, schärfer bezeichnet seine technische Routine, reicht dazu nicht aus, son-

dern enthüllt nur den Mangel jener künstlerischen Empfindung, ohne welche uns die größte Technik nicht erfreuen kann."

Salonfähig sind diese Bilder nicht und ich hätte sie nicht erwähnen sollen, wenn sie nicht der abschreckendste Ausdruck einer ganzen Richtung wären.

Erhöhte Natur pflegt Meister Vautier (Düsseldorf) zu geben. Sein Bild heißt Tanzpause und zeigt eine Scene von einem ländlichen Tanzboden. In ihrem Sonntagsstaat stehen die einfachen Dorfschönen da und sie sind wirklich schön und darum doch nicht unecht. Zartheit und Anmuth liegt auf dem Ganzen ausgebreitet, wir empfinden einen frischen Hauch der Natur. An den schwedischen Hauptmann und Thekla im Wallenstein erinnert Karl Hoff's: „Des Sohnes letzter Gruß". Der dreißigjährige Krieg raubte der Mutter den Sohn, dem Mädchen den Freund, voll Wehmuth hat eben der junge Kriegsmann im Lederkoller von seinen letzten Stunden berichtet. Die Dame ist in einen Sessel gesunken, der Unglücksbote hat sich erhoben. Bei diesem noblen Bilde läßt sich doch etwas denken. Ein ebenfalls mit äußerster Vornehmheit ausgeführtes Bild ist von Leisten: eine junge Mutter liegt im Bett unter ihrer blauseidenen Steppdecke, eine Freundin wiegt das Neugeborene in den Armen, während sich Gutsleute, eine Dirne mit einem Strauß und der Förster, zur Gratulation nahen. Mit eleganter Pracht ist das Zimmer ausgestattet. Teppiche dämpfen die Schritte. Ein Diener hebt die schweren Portièren zurück, die Spitzen, die Möbel, Alles erzählt von dem behaglichen Glücke des Reichthums.

Ueberreich ist die Ausstellung an Porträts, von denen indeß nur wenige Anspruch auf Kunstwerth machen können. Der Maler hat hier einen schweren Stand. Fälschen darf er die Natur nicht, sonst ist das Bild nicht ähnlich, was es für gewöhnlich sein soll. Es kommt also darauf an, daß der Auftraggeber ein interessantes, ausdrucksvolles oder geistreiches Gesicht mitbringt; in künstlerischer Anordnung und Auffassung hat dann der Künstler immer noch das Seinige zu leisten. Man sieht nun viele Gesichter, die sich lieber hätten photographiren oder doch nicht hätten ausstellen lassen sollen. Besonders reich sind die Berliner vertreten; Paulsen und Gräf sind fast ausschließlich Porträtmaler. Hier begegnen wir auch Gustav Richter, dessen vornehmer Weise es vollständig entspricht, eine Dame von der Schönheit der Gräfin Karolyi malen zu können. Haltung und Kleidung sind von gleicher Eleganz, um den leicht geöffneten Mund spielt ein Zug von genußfroher Lieblichkeit. Unter den Kaiserporträts ist das Richter'sche wohl das beste, indeß giebt es Viele, namentlich Künstler, die sich mit Richters weichlichem Colorit nicht befreunden wollen.

Der bedeutendste Studienkopf ist entschieden der von Defregger (München). Das Gesicht des jungen, etwas bleichen Mädchens, das im Halbdunkel gemalt ist, ist nicht schön, auch nicht gerade geistreich, und doch hat diese sinnige, zarte Schwermuth etwas ungemein Anziehendes. Ferner darf das Porträt einer älteren Dame en face von Struys mit um einen der ersten Preise wetteifern. Ein paar kluge Augen sehen durch die Brille, eine reiche Erfahrung, die klug und weise gemacht hat, eine wohlthuende Einfachheit spricht sich in den ernsten Zügen aus. Der Orden an der Schulter brauchte den Beschauer nicht erst noch auf die Verdienste der Dame aufmerksam zu machen. Namentlich die Hände sind verblüffend gezeichnet und modellirt.

Und endlich die Landschaft! Ihr mußte sich das neuerwachte Naturstudium am ersten zukehren; hier konnte man die Wirklichkeit am Besten dar-

stellen wie man sie findet. Die Landschaft hält still. Die kürzlich in Weimar stattgehabte Ausstellung von Skizzen des verstorbenen Friedrich Preller bewies, mit welch unsäglicher Mühe und Genauigkeit dieser Meister zuerst das Einzelne seiner Landschaft studirte und so lange abänderte, bis es sich mit den übrigen Theilen zu einem streng stilisirten Ganzen vereinigen wollte. „Alles was ich je gemalt", sagt er selbst einmal, „war in der Natur veranlaßt, doch niemals Porträt, weil ich das porträtartige Wiedergeben der vorhandenen Natur als für die Künste von zu wenig Bedeutung finde."

Davon ist bei der jüngeren Generation kaum noch die Rede. Irre ich nicht, so ist Kanoldt, der voriges Jahr auf sein Bild Odysseus auf der Ziegeninsel den großen Goethepreis erhielt, ein Prellerschüler. Außer diesem hat er eine Iphigenie auf Tauris ausgestellt. Die Priesterin steht auf einem Treppenabsatz neben einem auf einem Sockel hingelagerten Löwen, ihr Blick schweift hinaus auf das Meer, dessen Wogen in die Bucht hereinschlagen. An dem bergigen Ufer rauscht der Wind durch Pinien und Cypressen. Das Bild hat einen großen decorativen Zug. Natürlich heißt das Bestreben, ein ganzes Stück Natur wiederzugeben, die Maler, Mensch, Thier und unorganische Natur mit der gleichen Liebe und Sorgfalt behandeln, so daß die Grenzen der herkömmlichen Gattungen der Malerei vollständig in einander überfließen. So können z. B. die technisch famosen Bilder von Julis Jacob (Berlin) nicht unbedingt zu dem Genre gerechnet werden. Ich füge hier ein, daß die besten Thierbilder von Brendel und P. Meyerheim herrühren. Ersterer stellte zwei Schafställe, Letzterer eine große, vortreffliche Gruppe eines Löwenpaares aus. Meyerheims Kohlenmeiler im bayrischen Gebirge zeigt, mit außerordentlicher Bravour gemalt, einen mit Kohlensäcken beladenen, von Ochsen gezogenen Fuhrwagen, der aus dem Geleis gekommen und in den weichen Boden eingesunken ist. Mit energischer Kraftanspannung sucht einer der Knechte die Deichsel zu dirigiren, während der andere einen Hebebaum an dem eingesunkenen Rade ansetzt. Blauer Rauch hüllt den Tannenwald ein. Ueber diesem Bild hängt eine ganz vortreffliche Haidelandschaft von dem Weimaraner Gustav Koken, links ist eine kleine Anhöhe, weit in das Bild hinein dehnt sich die Haidefläche, von wenig Bäumen bewachsen aus, schwere Wolken fliegen darüber hin. Auch die Gebrüder Achenbach sind hinreichend vertreten. Des Andreas kräftige Charakteristik der landschaftlichen Natur erzwingt sich in beinahe jedem Bilde neue Bewunderung. Der Meister steht nun fast dreißig Jahre unausgesetzt an der Spitze unserer Landschaftsmaler, von denen sich kaum einer so objectiv wie er, ohne nach packenden Effecten zu suchen, der Natur gegenüber zu stellen weiß. Am besten sind seine Darstellungen der See, wenn sie gegen die Deiche und Dämme anbrandet oder wenn die Energie des Menschen mit dem wilden Elemente ringt. Sein Zuyder See zeigt wieder alle seine Vorzüge. Das Wetter scheint ausgetobt zu haben, ein Schiff liegt am Ufer, noch ist das Meer nicht beruhigt, Rettungslootsen stoßen ihr Boot in kräftiger Hast hinaus, um verlorenes Gut zu bergen. Oswald Achenbach liebt den italienischen Himmel, der ihm besser als der nordische fesselnde Lichteffecte bietet. Nicht so hinreißend energisch wie sein älterer Bruder zieht er die ruhige See vor, die niedrig bewaldeten Ufer mit der Aussicht in die blaue Ferne. Sein Talent ist leichter und gefälliger. — Es ist unmöglich, auf engem Raum Allen gerecht zu werden. Ich begnüge mich nur kurz, unter den mehr als 300 Landschaften folgende hervorzuheben: Schampheleer (Brüssel): Sumpf bei

Amsterdam, Berninger (München): Ein Abend bei Cairo. Die Kuppeln und Minarets schimmern in goldigem Lichte, tiefblau leuchtet der Himmel, im Vordergrund ruht eine Gesellschaft Moslems mit Kameelen zwischen üppiger tropischer Vegetation. Schönleber (München): Vor Chioggia, ein Hafenstück. Bunte Segel spiegeln sich im Wasser. Ferner derselbe: Küste auf Hiddensö (Rügen), gleich gut in Zeichnung und coloristischer Stimmung. Lier (München): Landschaft bei Dachau und Abend am See. Die Düsseldorfer Deiters: ein Märzabend (zwischen einem birkenumstandenen Flüßchen und dem frischgepflügten Felde reitet eine Dame mit zwei Herrn dem Dorfe zu, hinter welchem am Horizont der Abendhimmel röthlich gefärbt ist) und Dücker. Die Weimaraner Weichberger, Feddersen (aus der römischen Campagna), Rettich (zwei sehr tüchtige Strandbilder) und Malchin (Motive aus Mecklenburg). Endlich die Berliner Scherres (aus Tegel bei Berlin, stimmungsvolle Nacht), Bennewitz von Löfen (Darstellungen von Jahreszeiten) und Douzette, der unermüdliche Darsteller der mondbeglänzten Zaubernächte. Unter Wilbergs Architekturbildern nimmt die ausgestellte Capella Palatina zu Palermo sicher nicht die letzte Stelle ein. —

Ein näheres Studium des Katalogs zeigt mir, was mir beim Durchwandern der Ausstellung entgangen war, daß sich das schöne Geschlecht in außerordentlichem Grade betheiligt hat. Ich will keine tiefsinnigen Schlüsse aus dieser Erscheinung ziehen; ich müßte dabei am Ende ungalant werden. Ich kann nur vermuthen, daß die vielen recht mittelmäßigen Bilder, die ich gesehen, wahrscheinlich zum großen Theil von Damen herrühren; sonst wäre mir gewiß das Factum, das ich erst aus dem Katalog erfuhr, nicht entgangen. Nur Frau Elisabeth Jerichau mit ihrer großen, sehr bunten Fischlese bei Terracina sei ausgenommen.*)

Im Ganzen dürfte die diesjährige Ausstellung ihren beiden Vorgängerinnen an Güte wesentlich nachstehen. Es wird zu viel Berliner Kunst geboten. Die Schulen von Weimar und Düsseldorf schließen sich ihr an. Dabei scheint der Strom der Kunst zu sehr in die Breite statt in die Tiefe zu gehen. Gerade weil man den Stoff in allen Ecken und Enden des Lebens und der Natur zu finden glaubt und nun ohne Vertiefung darstellt, wird das Stoffliche, der innere Gehalt vernachlässigt. Aber die Malerei steht nicht außerhalb der ganzen Kunstentwickelung. Eingehende Vergleiche mit unseren Theaterverhältnissen würden zu interessanten Resultaten führen. Ich schließe, ohne diese Vergleiche zu machen.

---

*) Hier passirt mir das Unglück, daß ich durch mich selbst widerlegt werde, da, wie ich eben höre, das oben gerühmte Bild von O. Wergeland von einer Dame herrührt. So wird man zur Galanterie gezwungen. Nun will ich auch noch der Frau im altdeutschen Costüm von Paula Monjé rühmend gedenken. Anm. d. Verf.

Die Frauen in China.

Der conservative Geist der Chinesen hat ihre Institutionen und Gebräuche seit 3000 Jahren beinahe unverändert erhalten. Darunter leiden am meisten die Frauen. Trotz der Intelligenz und der in vieler Beziehung vorgeschrittenen Cultur der Chinesen nimmt bei ihnen das weibliche Geschlecht dieselbe untergeordnete, fast sclavische Stellung ein, wie überall im Orient. Dazu trägt nicht blos die Entfernung China's von der europäischen Civilisation bei, sondern namentlich der Eifer der Chinesen sich gegen alles Fremde gleichsam hermetisch zu verschließen und ihr Leben ganz nach den Vorschriften und Gesetzen, die vor tausenden von Jahren ihre Vorfahren gegeben haben, zu gestalten, ihre uralten Sitten getreu festzuhalten. In China ist es Grundgesetz, daß das weibliche Geschlecht in untergeordneter Stellung und in einer Art von Gefangenschaft gehalten wird; das Mädchen ist die Sclavin ihrer Eltern, die Frau die demüthige Dienerin ihres Mannes, die Witwe muß ihre Ehre darin setzen, dem Verstorbenen treu zu bleiben, sie muß dessen nächsten Anverwandten unbedingten Gehorsam leisten und darf nicht ohne deren Einwilligung eine neue Ehe eingehen.

Die chinesischen Gesetzgeber und Sittenlehrer haben sich nie bemüht, das Schicksal des weiblichen Geschlechts zu verbessern, sondern im Gegentheil die drückende Unterordnung aufrecht zu erhalten. Von der Geburt an zeigt sich die Nichtachtung, in der das weibliche Geschlecht gehalten wird. Kommt ein Mädchen auf die Welt, wird es auf den Erdboden gelegt, neben dem Lager der Mutter, in Lumpen gehüllt, auf Lumpen gebettet. Daneben wird ein Webeschiffchen als Sinnbild des Leinenwebens gestellt. Ein Mädchen braucht nichts weiter zu können als weben, Wein bereiten und Essen kochen. Gleichzeitig will man damit andeuten, daß es dereinst die niedrigste Stellung im elterlichen Hause einnehmen wird. — Wie ganz anders bei der Geburt eines Knaben! Welche Freude bei dem Anblick des neugeborenen Söhnchens! Der Vater wie die Mutter haben nur Augen für den Sohn!

Sobald der Knabe genugsam entwickelt ist, erhält er allen möglichen Unterricht. Die Eltern behandeln die Söhne mit der größten Zärtlichkeit und Nachsicht, während sie an die Töchter gar nicht denken. Die Geburt einer Tochter wird für ein ebenso großes Unglück angesehen wie die Unfruchtbarkeit. Daher kommen bei den niederen Classen so oft Kindermorde oder Verkauf der Kinder weiblichen Geschlechts vor und die strengsten Gesetze vermögen nichts gegen diese Verbrechen. Der Staat hat in Peking ein Asyl für Neugeborene weiblichen Geschlechts errichtet, in dem die Kinder unentgeltlich aufgenommen und verpflegt werden, aber selbst durch diese wohlthätige Einrichtung haben die Kindermorde nur unwesentlich abgenommen. Im Jahre 1848 hat der Strafrichter der Provinz Canton ein Edict erlassen, in welchem es unter Anderem heißt:

„Trotz der Einrichtung der Findelhäuser haben jene schmachvollen Verbrechen, die ein Schimpf für Moral und Civilisation sind, noch nicht beseitigt werden können. Die Insecten, die Fische, die Vögel, die wilden Thiere erhalten ihre Kinder und Ihr könnt sie umbringen oder verkaufen? Die Kinder beider Geschlechter gehören der Himmelsordnung an und wenn Euch eine

Tochter geboren wird, so sollt Ihr sie aufziehen, wenn sie auch in Euren Augen nicht so viel werth ist wie ein Sohn. Wie könnt Ihr hoffen Söhne zu bekommen, wenn Ihr die Töchter tödtet? Fürchtet Ihr nicht die Folgen Eurer Missethat und die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit? Nach Eurem Tode werdet Ihr es bereuen, aber dann ist es zu spät."

Das Gesetz gegen den Kindermord bestraft den Schuldigen mit sechzig Schlägen mit einem Bambusrohr und mit einem Jahre Ausweisung. Die Strafe für die Aussetzung eines Kindes ist sehr gelinde und deshalb scheuen sich die Eltern nicht, sich ihrer natürlichen Pflichten auf solche Weise zu entledigen. Wissen sie doch, daß die ausgesetzten Kinder von der Obrigkeit erhalten werden müssen, wenn die Eltern oder die nächsten Anverwandten nicht aufgefunden werden können und diese gehen so schlau zu Werke, daß man sie nicht so leicht entdeckt. Der Beamte, dem die Fürsorge für die ausgesetzten Kinder obliegt und der diese Pflicht verabsäumt, wird auch mit sechzig Schlägen bestraft. Die den Beamten dadurch auferlegte Last hat den großen Nachtheil, daß sie dem Kindermord gegenüber nur zu oft ein Auge zudrücken.

Die Mißgunst der Eltern gegen ihre Töchter führt noch zu einem andern Verbrechen, dem des Verkaufs der Kinder. Auch wird häufig, namentlich bei reichen Leuten, der Betrug begangen, bei der Geburt einer Tochter durch Mithülfe der Hebamme einen Knaben unterzuschieben, den man zu diesem Zweck einer armen Mutter abkauft. Obwohl ein solcher Betrug sehr hart bestraft wird, kommt er doch oft vor. Der beklagenswerthe Unterschied, den die Chinesen zwischen der Geburt eines Sohnes und einer Tochter machen, führt bisweilen zu den schlimmsten Eifersuchtsscenen zwischen den verschiedenen Frauen ein und desselben Mannes; die Frauen, die ihm Nachkommen männlichen Geschlechts schenken, genießen großen Vorzug vor denen, die nur Töchter zur Welt bringen.

Die Erziehung der Mädchen wird ganz nach den Grundsätzen ihrer künftigen Abgeschlossenheit geleitet, man will sie eben ganz an das Haus ketten und den Blicken der Unberufenen entziehen. Gleich nach der Geburt legt man ihnen starke Binden um die Füße, das Wachsthum derselben zu verhindern; preßt die Zehen zusammen, biegt sie unter die Fußsohlen herunter, so daß sie endlich damit zusammenwachsen, die Hacken drückt man gleichfalls so zusammen, daß sie ganz in den Fuß hineintreten. Diese Operation erschwert den Frauen das Gehen sehr und sie können auch nur ganz langsam vorschreiten, zugleich giebt es ihrer Haltung etwas Schwankendes, das aber nicht ungraziös ist und daß man mit dem der Weide vergleicht. Bei den ärmeren Classen, wo die Frauen gleich den Männern außerhalb des Hauses arbeiten müssen, wird eine solche Fußoperation nicht vorgenommen.

Während die Unterrichtsgegenstände für das männliche Geschlecht in letzterer Zeit bedeutend vermehrt worden sind, hat man die Ausbildung der Frauen womöglich noch mehr beschränkt und vernachlässigt. Nach den uralten Gesetzen des Li—ki, die aber noch heute in Kraft sind, darf ein Mädchen nach ihrem zehnten Jahre nicht mehr ausgehen. Eine Lehrerin unterrichtet sie in den Formen der Höflichkeit und des Anstandes, sie muß lernen hören und gehorchen. Was ihre Arbeiten betrifft, lernt sie Hanf spinnen, Leinwand und andere Stoffe weben, Kleider machen, Essen bereiten, die Gegenstände in Bereitschaft stellen, die auf dem Altar geopfert werden sollen.

In den wohlhabenden Familien liegt den Töchtern auch die Pflege der Seidenwürmer und die Zubereitung der Theeblätter ob, lauter Beschäftigungen, die sich mit der sitzenden Lebensweise, zu der die Armen verdammt sind, vertragen. Junge Chinesinnen aus reichen Familien lernen auch Musik und bringen es zu einiger Fertigkeit darin, die Instrumente, die sie spielen, sind ähnlich der Guitarre, Harfe und dem Tambourin, die Saiten an ihren Instrumenten sind von Seide, die sie mit ihren Nägeln in Schwung bringen, zu welchem Zweck sie die Nägel sehr lang wachsen lassen. Bei den Handwerkern nehmen die Töchter an allen Arbeiten außerhalb des Hauses theil, manche legen sogar Männerkleider an und dienen als Schiffer.

Gewöhnlich wird ein Mädchen zu fünfzehn Jahren verlobt und zu zwanzig verheirathet. Stirbt aber in dieser Zeit ihr Vater oder ihre Mutter, muß sie noch drei Jahre warten, bis die Trauer vorüber ist. Ist es eine regelrechte Heirath, so wird sie die erste oder Hauptfrau, ist es aber eine Heirath ohne Formalitäten, so wird sie nur Nebenfrau. Es wird nichts Schriftliches darüber aufgenommen. Ein chinesisches Sprichwort sagt, man lehre die Frauen nicht lesen, weil es zu viel schlechte Bücher gebe. Die Unwissenheit, in der man das weibliche Geschlecht erhält, trägt sehr viel zu seiner moralischen und geistigen Erniedrigung bei und rechtfertigt halb und halb die geringe Meinung, die man von den Frauen hat.

Was die Frauen der niederen Stände betrifft, so genießen sie, falls sie nicht im Hause eingeschlossen werden, doch nicht mehr Freiheit, denn man erzieht sie für die allergröbsten Arbeiten. Man sieht diese Unglücklichen auf dem Felde arbeiten, mit einem Kinde auf dem Rücken, während die Männer beim Kartenspiel sitzen oder spazieren gehen, oder schlafen; andere müssen ihren Männern behülflich sein, den Pflug oder die Egge zu ziehen.

Nach den chinesischen Gesetzen soll die Tochter der Mutter immer so nahe sein, wie deren eigener Schatten, sie soll sich nicht um Putz und Tand kümmern, nicht nach Neuigkeiten und frivolen Büchern haschen. Bescheidenheit und Schweigsamkeit, Sanftmuth und Schüchternheit, Liebe zur Einsamkeit und zur Arbeit, Achtung für die Aeltern, Freundschaft für ihre Brüder machen den guten Ruf eines Mädchens aus. Wie ein junges Mädchen in ihrem elterlichen Hause erscheint, daraus kann man schließen, was sie künftig im Hause ihres Ehemannes sein wird.

Nach den chinesischen Gesetzen soll ein Mädchen von ihrem siebenten Jahre an von ihren Brüdern getrennt werden, sie sollen nicht mehr zusammen sein, nicht mehr an demselben Tische essen. Die Knaben halten sich in den äußeren, die Mädchen in den inneren Räumen des Hauses auf; die inneren Räume sollen so viel wie möglich abgelegen sein, gut verschließbare Thüren haben, kein männliches Wesen darf sie betreten. Ist ein junges Mädchen einmal gezwungen, auszugehen, muß sie sich das Gesicht mit einem Schleier verhüllen und im Dunkeln darf sie nicht ohne Fackeln ausgehen. Die Reichen werden zumeist in Porte-chaises getragen, die Armen in Schubkarren gefahren.

In den Straßen ist die rechte Seite für das männliche, die linke für das weibliche Geschlecht, die verschiedenen Geschlechter dürfen einander nicht die Hand geben. Die Töchter der reichen Familien lehrt man leise sprechen, immer heiter und freundlich aussehen, stets gehorchen. Bei den religiösen Functionen für ihre Vorfahren müssen sie den Wein eingießen und das Fleisch wie die Gemüse auf die Schüsseln legen.

Auf der Pürsche.

Nach einer Originalzeichnung von C. Kröner.

Die erste Kindheit verläuft für die Chinesinnen beinahe in völliger Unbeweglichkeit; durch die verunstalteten Füße ist das Gehen ermüdend und schmerzhaft für sie. Die Bedauernswerthen müssen die in ihrem Alter so nothwendige Bewegung. welche den menschlichen Organismus entwickelt, entbehren.

Obwohl die Mädchen alle erzogen werden, um dereinst in den Ehestand zu treten, zollt man doch denjenigen, die das Gelübde der Jungfräulichkeit ablegen, eine ganz besondere Verehrung. Diese Verehrung beruht auf Traditionen aus der frühesten Geschichte China's. In der Stadt Kiang-Sian giebt es noch heute viele solche Jungfrauen, deren Häuser mit Inschriften geschmückt sind, ein Vorrecht, welches ihnen von einem der ersten chinesischen Kaiser eingeräumt wurde, für den Fall, daß sie bis zu ihrem vierzigsten Jahre Jungfrauen bleiben.

Bei den meisten jungen Mädchen, die sich dem jungfräulichen Stande weihen, geschieht es aus kindlicher Liebe, niemals aus religiösem Gefühl; ein junges Mädchen, die sich nicht verheirathet, um sich ganz dem Dienst ihrer Eltern zu weihen, eine Witwe, die keine zweite Ehe eingeht, aus Achtung für das Andenken ihres ersten Mannes, sind der Gegenstand besonderer Verehrung nach ihrem Tode. Man eröffnet Subscriptionen, um ihrer Tugend ein Denkmal zu errichten. Alle Anverwandten tragen dazu bei, häufig auch die Bewohner derselben Stadt oder desselben Dorfes, wo die Heldin wohnte. Triumphbogen von Holz oder Stein werden ihr zu Ehren errichtet, die Sculpturen daran sind zuweilen nicht schlecht ausgeführt, sie stellen phantastische Thiergestalten, Blumen, Vögel dar. Auf der Vorderseite ist gewöhnlich eine große Inschrift, der Jungfräulichkeit oder Witwenschaft geweiht, auf beiden Seiten liest man in kleineren Buchstaben die Tugenden der Verewigten. Derartige Triumphbogen findet man sehr viele in China sowohl in den Städten wie an der Heerstraße. Dem Cultus der Jungfräulichkeit begegnen wir zuerst in den Legenden der ältesten Mythologie, die Helden und Königen Jungfrauen zu Müttern geben.

Die Abneigung der Chinesen gegen jede Verbindung mit fremden Völkern hat viel dazu beigetragen, ihren Typus fast unverändert zu erhalten. Von Gestalt sind sie klein und hager, haben geschlitzte und etwas schief stehende Augen, einen schmalen Mund und rothe Lippen. Die meisten Frauen schminken sich weiß und roth, womit sie schon von ihrem siebenten oder achten Jahre an beginnen; außerdem bemalen sie sich das Gesicht noch mit schwarzer und weißer Farbe und tragen in der Mitte der Unterlippe und an der äußersten Spitze des Kinnes ein kleines, scharlachrothes Anhängsel in der Größe eines Petschaftes. Ihre Kleidung ist immer sauber. In früheren Zeiten trugen reiche Frauen kostbare Gürtel, durch eine Agraffe befestigt und mit Edelsteinen verziert, doch sieht man diese Mode jetzt wenig. Die Haartrachten sind sehr verschieden. Die Frauen der hohen Würdenträger legen die Haare um beide Seiten des Kopfes und kräuseln sie, reiche Frauen flechten Perlen zwischen den Haaren, schmücken sie auch mit künstlichen Blumen, oder stecken sie mit silbernen oder goldenen Nadeln auf. Sind sie in Trauer, lassen sie die Haare aufgelöst herunterhängen, Witwen schneiden sich die Haare ab und bewahren nur eine Locke an jeder Seite. Die Frauen der niederen Stände tragen zumeist das Haar nach vorn in einem Knoten zusammengebunden und eine Art Haube von grauer Farbe, oder auch einen Schleier darüber. Zumeist werden die Haare mit wohlriechendem Oel geglättet.

Bei den Miao-ssé legen die Frauen quer über den Kopf ein kleines, leichtes Bret, ungefähr einen Fuß lang und fünf bis sechs Zoll breit, bedecken dies Bretchen mit ihren Haaren und kleben diese mit Wachs darauf fest. Diese Haarfrisur gilt in China für sehr elegant und die Trägerinnen dieser wunderbaren Mode werden nicht gewahr, wie unbequem sie ist, obwohl sie sich nicht niederlegen können, ohne sich den Hals zu stützen und beim Ausgehen sich beständig wegwenden müssen, um nicht an den Gesträuchern, die überall am Wege wachsen, hängen zu bleiben. Die größte Schwierigkeit macht ihnen aber das Auskämmen der Haare, was jedoch nur drei- bis viermal jährlich geschieht, sie müssen mehrere Stunden am Feuer sitzen, damit das Wachs schmilzt, ehe sie die Haare auskämmen können. Sobald dies geschehen ist, frisiren sie sich wieder auf dieselbe Weise. Diese Mode machen nur junge Frauen mit, ältere verwenden weniger Sorgfalt auf ihre Haarfrisur. Vornehme Frauen tragen große Ohrgehänge und Halsschmuck von Achat, Glas oder Korallen, der bis auf die Schultern herabhängt.

Bei den Loo's — ein den Chinesen tributpflichtiges Volk — tragen die Frauen lange Kleider, die bis auf die Füße herabfallen und darüber kleine Mäntel, die aber nur bis zum Gürtel reichen. In diesem Anzug reiten sie auch, selbst an ihrem Hochzeitstage, wenn sie sich mit ihren Frauen sämmtlich zu Pferde zu den kirchlichen Functionen begeben, oder wenn sie einander Besuche machen.

Wiewohl die Tartaren von den Chinesen mehr Gebräuche angenommen haben, als diese von ihnen, läßt sich dies aber von den Frauen nicht sagen. Sieht man doch in den Straßen von Peking Tartarinnen ganz allein, zu Fuß oder zu Pferde, sie tragen lange seidene Kleider und gestickte Atlasschuhe, die Haare glatt anliegend und oben aufgesteckt, das Gesicht weiß und roth geschminkt, ihre Haltung ist weniger schüchtern als die der Chinesinnen, die immer in ihren Häusern eingeschlossen bleiben. Geht man in Peking an einem Hause vorüber, das von Tartaren bewohnt ist und dessen Thür offen steht, so sieht man nicht selten junge Mädchen mit Pfeifen im Munde, die beim Anblick eines Mannes sofort ins Innere flüchten. Außer Tabak rauchen sie auch Opium. Die Sitte des Rauchens der Frauen datirt erst aus der neuesten Zeit und wird sicher nichts zu ihrer höheren Civilisation beitragen.

China hat nur eine einzige gelehrte Frau aufzuweisen: Pan-hoeï-Pan, die im Anfang unserer Zeitrechnung zwischen 69—106 lebte. Gleich ihren Brüdern hatte sie eine gute Erziehung genossen. Mit vierzehn Jahren verheirathete sie sich, wurde aber bald Witwe und half nun ihrem Bruder, Pan-Kou, der Historiograph des Kaiserreichs war, bei seinen Arbeiten. Nach dem Tode ihres Bruders ernannte der Kaiser sie zur Lehrerin der Dichtkunst, der Beredtsamkeit und der Geschichte bei der jungen Kaiserin. Pan-hoeï-Pan ist die Verfasserin eines Buches, unter dem Titel Han-Chan, welches die Biographie von zwölf Kaisern aus dem Hause Han enthält und eines andern Werkes, das von den Pflichten der Frauen handelt und in sieben Capiteln abgefaßt ist, in denen sie den Frauen Entsagung, Duldsamkeit und Sanftmuth anempfiehlt. Pan-hoeï-Pan wird noch heute von den Chinesen in hohen Ehren gehalten. Die ausgezeichnete Stellung, die diese Frau im Vergleich zu allen anderen Frauen einnahm, hätte ihr wohl die Augen öffnen müssen über die schimpfliche Lage ihres Geschlechtes in China und ihr den Muth einflößen, diese Lage zu verbessern. Aber im Gegentheil. In ihrem Buch definirt sie die Pflichten der Frauen ganz nach den vorhandenen Vorurtheilen.

Außerdem citirte man noch zwei Courtisanen, die zugleich Schauspielerinnen und Dichterinnen waren, die eine verfaßte drei Tragödien, die andere drei Lustspiele. Seitdem ein chinesischer Kaiser eine Schauspielerin zu einer seiner Nebenfrauen erhoben hat, dürfen keine Frauen mehr die Breter betreten und an ihrer Statt spielen halb erwachsene Jünglinge die weiblichen Rollen.

Unter den Chinesinnen hat es mehrere Jungfrauen von Orleans gegeben, die sich für die Vertheidigung ihres Vaterlandes opferten. Im Anfang unseres Jahrhunderts, unter dem Kaiser Konangwonti, trat eine Frau, Names Tching-tse auf, die ihr Geburtsland Tong-king von der Tyrannei eines Gouverneurs, der mit der größten Härte und Grausamkeit dort verfuhr, befreien wollte.

Nachdem sie gemeinsam mit ihrer Schwester Tchin-Culh lange Zeit Mittel und Wege gesucht hatte, ihr Vorhaben auszuführen, erreichte sie endlich, ohne aber ihr Geschlecht zu verrathen, daß mehrere Feudalreiche, die auch ihre Unabhängigkeit erkämpfen wollten, sich mit ihr verbanden. Sie bestimmte ihnen einen Versammlungsort, um die nöthigen Verabredungen zu treffen. Als sie erschien, mit dem Verlangen, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen, waren sie nicht wenig überrascht, eine Frau zu sehen. Doch diese sprach mit so überzeugender Beredsamkeit zu ihnen, daß sie nicht zögerten, ihr zu folgen. Muthig und tapfer rückte Tching-tse gegen die Kaiserlichen vor, besiegte sie, nahm ihnen 65 Städte ab und ließ sich zur Königin proclamiren. Der Kaiser von China entsandte ein zahlreiches Heer gegen sie, aber sie hielt unerschrocken Stand, man sah sie überall, den Degen in der Hand, die Truppen durch ihr Beispiel zu ermuthigen. Ihre Verbündeten wichen jedoch immer mehr zurück und am Abend wurde sie in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen und starb mit den Waffen in der Hand.

Bei der Invasion der Tartaren thaten sich auch mehrere Frauen durch ihre Vaterlandsliebe und ihren Heroismus hervor. Die Frau des Gouverneurs der Stadt Tchi-tcheon gab sich mit ihrem Mann zusammen den Tod, als die Stadt, trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung, dem Sieger ihre Thore öffnen mußte.

Im siebzehnten Jahrhundert führten die Missionäre das Christenthum in China ein. Das größte Hinderniß für die Verbreitung der neuen Lehre war die gemeinsame Theilnahme von Männern und Frauen am Gottesdienst. Die durch die Gesetze gebotene Trennung zwischen beiden Geschlechtern läßt ein solches Zusammensein auch beim Gottesdienst nicht zu: es wäre dies nicht blos eine religiöse Neuerung, sondern auch eine sociale Revolution gewesen. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts hat die Verbreitung des Christenthums in China wesentliche Fortschritte gemacht. Der Kaiser gerieth darüber in ernste Besorgniß und beauftragte einen seiner Minister — es geschah dies im Jahre 1823 — ihm über die Lehren und die Aufführung der Missionäre Bericht zu erstatten. Der Minister schrieb darauf an den Kaiser: „Junge Mädchen, die die neue Lehre annehmen, bezeichnet man als Jungfrauen und verbietet ihnen zu heirathen. In der christlichen Religion giebt es keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen.“ Dies war der größte Nachtheil für die Verbreitung der neuen Lehre. Ein anderer Minister berichtete, daß junge Mädchen und junge Männer, die sich zum Christenthum bekehrt haben, an einen einsamen Ort gehen und dort Priestern heimlich ins Ohr flüstern, was sie beichten

nennen, daß ferner beide Geschlechter zusammenkommen, ohne sich dessen zu schämen. Der Kaiser meinte der neuen Lehre nichts Besseres entgegenstellen zu können, als an die heiligen Lehren des Confucius zu erinnern und sie wieder zu veröffentlichen. „Eine gute Regierung“, sagte der Kaiser, „hängt namentlich von der Führung der Frauen ab. Sie sollen sich befleißigen, ihre Pflichten zu erfüllen und in der Zurückgezogenheit leben, wie es ihrem Geschlecht geziemt.“

Trotz aller Verbote hat die christliche Religion unter den chinesischen Frauen ziemliche Verbreitung gefunden und auf das Privatleben solcher Frauen einen günstigen Einfluß geübt; ihre sociale Stellung dahingegen nicht verändert, weil die Gesetze und Gebräuche in China der christlichen Lehre geradewegs entgegen sind.

Noch heutigen Tages haben die Chinesen die allergeringste Meinung von dem weiblichen Geschlecht. So fragte ein Chinese einen Missionär: „Ich habe oft von Ihnen gehört, daß man Christ wird, um seine Seele zu retten. Verhält es sich so?“ — „Jawohl, dies ist der Zweck, den man dabei verfolgt.“ — „Aber warum werden die Frauen Christen?“ — „Um ihre Seele zu retten wie die Männer.“ — „Aber sie haben ja keine Seele, also können Sie doch keine Christinnen aus ihnen machen.“ — Zuletzt sagte er noch: „Sobald ich nach Hause komme, werde ich meiner Frau sagen, daß sie eine Seele hat, sie wird gewiß sehr verwundert darüber sein.“

Im Mittelalter ist einmal in einer großen Versammlung in allem Ernst die Frage aufgeworfen worden, ob die Frauen eine Seele haben

Mehrere Moralphilosophen haben Vorschriften ertheilt über die Achtung und Ehrerbietung, die man den Frauen schuldig ist, ferner Rathschläge gegeben hinsichtlich der Erziehung der Töchter, wie man gute Töchter und gute Ehegattinnen aus ihnen machen könne. Aber ihre Rathschläge sind ein todter Buchstabe geblieben die Chinesen sind auf diesem Gebiet ebensowenig von ihren alten Gebräuchen abgewichen wie auf allen übrigen. F. Arndt.

Heinrich der Vierte.

Eine Komödiantengeschichte aus der alten Zeit. Von **C. Nissel.**

I.

> Ihr kennt mein Lieb, mein Lieb ist hold;
> Nun neidet mir's und seufzt Euch satt,
> Ihr seid es, die Ihr's haben wollt,
> Und ich, ich bin es, der es hat.
>
> Strachwitz.

Das war ein lautes, munteres Treiben in der großen Gaststube „Zum weißen Falken", einem der angesehensten Gasthäuser der stolzen, freien Reichsstadt Augsburg. Den Mittelpunct dieses Treibens bildete eine aus vier jungen, stattlichen Männern bestehende Gruppe, die auf massigen Stühlen von Eichenholz um einen der kleineren Tische, der an einem vorspringenden Pfeiler befestigt war, saßen und fleißig den funkelnden Bechern voll duftenden Rebensaftes zusprachen. Eben erhob sich einer der jungen Männer, eine hohe, blühende Jünglingsgestalt, von seinem Sitze und den gefüllten Becher hochschwingend, rief er mit volltönender Stimme durch den Raum und seine Augen flammten dabei in Begeisterungsgluth:

„Die holden Jungfrauen von Augsburg! Hochberühmt durch alle Zeiten als Engel so an Schönheit des Leibes wie an Liebenswürdigkeit der Seele! Verehrt und angebetet von Jedermann, der Augen im Kopf hat, um die Schönheit zu würdigen und dem ein starkes, volles Herz in der Brust schlägt, was für Liebe empfänglich ist!"

Der Becher wurde in einem langen Zuge geleert, dann setzte ihn der Jüngling klirrend auf die Tischplatte nieder und rief dem Falkenwirth zu:

„Noch einmal von Deinem Besten gefüllt, schmucker Raubvogel!"

Der dicke Gastwirth wischte sich den Schweiß von seinem hochrothen, feisten Angesicht und trippelte so rasch es seine Corpulenz zuließ an den Tisch heran, um den Wünschen und Forderungen der jungen Männer nachzukommen. Das ausgebrachte Hoch war jedoch nicht unbeachtet verklungen, denn einer der Männer, die sich um den Nachbartisch gereiht, erhob sich von seinem Sitze und rief als Entgegnung in jenem halb scherz-, halb ernsthaft klingendem Tone den jungen Männern zu:

„Kennt Ihr denn die Schönheit und Liebenswürdigkeit unserer Jungfrauen schon so genau, um sie zu rühmen, trotzdem Ihr erst kurze Zeit in Augsburg weilt?"

„Was unsere Augen einmal schauen, verstehen wir auch genau zu schätzen", war die kurze Antwort.

„Das ist sehr schmeichelhaft für die Jungfrauen von Augsburg, wenn es auch für Eure Augen selbst gefährlich werden könnte, denn was schön ist, blendet oft", klang es zurück.

„Doch nur blöde Augen", antwortete der Jüngling. „Für uns ist die Schönheit ein Becher, aus dem wir den feurigsten, herrlichsten Trank des

Lebens, Begeisterung, trinken und was würde aus unserer Kunst ohne diesen Trank?"

Eine verbissene Stimme am Nachbartische stieß die Worte hervor:

„Was daraus würde? Freilich nicht viel, was über die Starrheit hinausgeht, denn Flitter und Schellenklang ist Alles. Diese Kunst ist nur ein Lotterbett des Müßigganges. Wer nun gar die Schönheit unserer Jungfrauen für einen Trinkbecher hält, thäte besser, seine Augen sonst wohin zu wenden, um nicht zu solchen schlechten Vergleichen zu kommen."

„Ich finde den Vergleich gut", versetzte des letzten Sprechers Tischnachbar. „Uebrigens können wir keinem Menschen das Sehen verbieten und müssen stolz darauf sein, wenn man unsere Kleinode für echte hält. Gönne doch Jedem die Sehnsucht, wenn Dir nur die Gewißheit bleibt! Das ist doch die Hauptsache, Hubert!"

Der so Angeredete sprang gereizt empor, warf unmuthig den Federhut vor sich auf den Tisch, strich sich die wirr herabhängenden Haare aus dem zornglühenden Antlitz und einen stechenden Blick auf die Gruppe am Nachbartische schleudernd, rief er mit rauher Stimme und harter Betonung:

„Mir ist der Hohn von Bekannten ebenso verhaßt, wie die freche Zudringlichkeit hergelaufener Narren! Aber während die Ersteren nur Bedauern, verdienen die Letzteren Züchtigung!"

„Was soll das heißen, Hubert?" fragte den Sprecher sein Tischnachbar. „Du weißt ja, daß der Spaß erst einen guten Trunk würzt. Oder quält Dich etwa gar die Eifersucht? Du hast doch dazu keine Ursache."

Hubert bebte sichtlich vor innerer Erregtheit, was seine nächste Umgebung zu belustigen schien, während die jungen Männer aufmerksamer wurden und darüber fast das Trinken vergaßen. Der ironische Tischnachbar Hubert's faßte diesen am Arme, um ihn nieder auf den Sessel zu ziehen und sagte:

„Aber so setze Dich doch und gieße einen Becher kühlen Wein auf das Strohfeuer Deines Unmuths, sonst mußt Du für uns Alle zur Strafe Deines unwirschen Betragens die nicht unbedeutende Zeche bezahlen."

Hubert setzte sich zwar wieder auf seinen Sessel, aber seine innere Erregtheit wuchs und aus seinen Augen flog zuweilen ein Blick, wie ein glühender Pfeil nach dem Nachbartische. Hastig griff er nach dem Becher und stürzte dessen Inhalt in einem jähen Zuge hinunter, ohne damit die Gluth seines Innern zu löschen.

„Ihr meintet, ich hätte keine Ursache zur Eifersucht", knirschte er durch die Zähne; „und ich hatte sie auch bisher nicht: aber glatte Gesichter und glatte Worte finden zum Weiberherzen die Pforte, wenn sie auch noch so wohl verwahrt ist. Doch bei Gottes Tod, ich will" — voll inneren Grimmes verschluckte er den Nachsatz, aber seine Augen bohrten sich gewissermaßen an das Antlitz seines Gegenüber am Nachbartische.

„Was willst Du denn?" fragte sein Nachbar und sein gutmüthiger Ton war nicht ohne spöttischen Beiklang. „Du siehst doch keine Gespenster am hellen Tage oder in lustiger Gesellschaft?"

„Nein", entgegnete Hubert; „aber es gießt mir Galle in das Blut, wenn ich von irgend einem tagediebenden Fante die Schönheit unserer Jungfrauen preisen höre. Was sich ein Herzog oder gar ein Königssohn zu thun erdreistete, darf doch nicht der erste beste Komödiant nachahmen, es sei denn auf seiner gemalten Welt."

Die wohlberechneten Worte hatten ihr Ziel nicht verfehlt, wie aus der Bewegung am Nachbartische deutlich zu ersehen war. Der Jüngling war wieder hastig aufgesprungen und die lang herabwallenden Locken zurückstreifend, rief er mit kräftiger Stimme Hubert zu:

„Jung Herr, es könnte Euch nicht schaden, wenn Ihr bei uns hergelaufenen Komödianten ein wenig Höflichkeit lerntet, denn Ihr würdet dann ohne Zweifel mehr Glück bei schönen Weibern haben. So müßt Ihr es Euch schon gefallen lassen, wenn wir Jungfrauen holdselig finden und um ihre Gunst werben. Es ist eine Kunst, wozu nicht Jeder das Geschick hat; doch wird Jedem was er verdient."

Hubert zuckte auf.

„Ich für meinen Theil würde jede auf mein Eigenthum gestellte Liebesrechnung mit sechs Zoll kaltem Stahle quittiren!" schrie er, mit dem funkelnden Griffe seines Degens spielend. „Und ich denke, daß das Manchen abschrecken dürfte, der sein Leben lieb hat."

„Und ich würde mich vor einer solchen Drohung durchaus nicht fürchten", erwiederte der junge Mann am Nachbartische, den offenbar übersprudelnder Jugendübermuth hinriß. „Quittungen für Waaren aus der Levante mögt Ihr wohl fein sauber ausstellen können, aber nimmermehr die vollgültige Quittung für ein liebendes Herz, dessen Werth Ihr nicht einmal zu schätzen versteht. Und welcher rechte Mann würde sich wohl vor dem unnützen Spielzeug an Eurer Seite da fürchten?"

„Unbesonnener Mensch!" raunte der ihm zunächst Sitzende dem Jünglinge zu und versuchte ihn niederzuziehen: „Bedenke, wo Du bist und was Du thust!"

„O, das weiß ich sehr wohl", versetzte der Andere, „und hätte deshalb gar nicht übel Lust, dem Jungherrn einige Worte zu sagen, die ihm Respect vor unserem Stande einflößten. Pfeffer- und Zimmetdüten lerne ich noch drehen, wenn mein Gehirn zu müde zum Lernen und meine Finger lahm geworden sind, aber einen Menschen darzustellen wie er ist oder sein soll, dazu reicht ein goldgefüllter Beutel nicht aus, dazu gehört etwas ganz Anderes unter die Hirnschale, als eine Reihe von Zahlen. Aber wer die Aufgabe seines Lebens in nichts Besserem als in dem Haschen nach Gewinn sieht, der mag seine Rolle langweilig abspielen, aber nicht mit Neid auf Den blicken, der nach Höherem strebt und die Gunst der Schönen nicht von sich weist."

Hubert war bis in das Tiefste seines Inneren erbleicht und ein heftiges Zucken umspielte seinen Mund.

„Wie? Solch ein Hanswurst wagt es, mich verhöhnen zu wollen und seine frechen Augen zu unseren Jungfrauen zu erheben, ein Mensch, der zwischen Sonne und Luft als leerer Schatten herumgaukelt! Am Ende sollen wir es uns gar noch für eine Ehre schätzen, mit ihm und Seinesgleichen am Weintisch zu sitzen und seine zusammengestohlenen Redensarten anzuhören."

„Das sollt Ihr auch", klang es ironisch spottend vom Nachbartische zurück; „und Euch obendrein für die empfangene Lehre bedanken, denn von uns könntet Ihr lernen, was Ihr nicht wißt und vielleicht auch nicht wissen wollt, um Euer Hirn nicht zu schwer zu belasten. Wenn wir als leere Schatten zwischen Sonne und Luft herumgaukeln, so haben wir doch den Vorzug vor Euch, daß wir nicht nutzlos an der schweren Scholle haften bleiben, die Eure Welt ist und Euch dereinst mitleidig mit Vergessenheit deckt. Darum könnt Ihr es Euch immerhin für eine Ehre schätzen, wenn

freie Musensöhne sich herablassen, mit Euch einen Becher Wein zu trinken! Und nun thut was Euch beliebt, aber erlaubt Euch nicht wieder, unsere Unterhaltung zu stören, sonst —!"

Der junge Mann ließ den Satz unausgesprochen, aber Hubert stand mit einem Sprunge an dem Tische seines Gegners und schlug mit der zorngeballten Faust so gewaltig auf die massige Eichenplatte, daß die Becher klirrend zusammenstießen und der edle Rebensaft auf den Estrich tropfte.

„Sonst?" fragte er herausfordernd aus wuthkeuchender Brust.

„Sonst könnte der Student den Schauspieler vergessen", antwortete Hubert's Gegner auflodernd und mit einer sehr bezeichnenden Geberde; „und den Versuch machen, ob das Fenster da breit genug ist, einen Philister im flüchtigen Schwunge durchzulassen."

Diese offene Herausforderung wurde zwar von Einigen mit beifälligem Lächeln aufgenommen, aber sie wäre ohne Zweifel nicht ohne ernste Folgen geblieben, wenn nicht von beiden Tischen vermittelnd eingeschritten worden. Hubert wurde von seinen Tischgenossen zurückgezogen und auch scheinbar besänftigt, wenn er auch in seinem Innern darauf sann, sich auf irgend eine Weise an dem verhaßten Schauspieler zu rächen, während dieser von seinen Freunden beschwichtet wurde, deren Einer ihm zuraunte:

„Heinrich, vergiß nicht, wo wir sind! Es wäre traurig, wenn wir wegen einer erbärmlichen Pfefferdüte unsern wohlerworbenen Ruhm aufs Spiel setzten und den uns winkenden Vortheil aufgeben müßten."

Das wirkte besänftigend. Heinrich setzte sich ruhig nieder und ließ seine Gedanken in die Ferne schweifen, um bei einem lieben Gegenstande Einkehr zu halten. Doch es dürfte an der Zeit sein, die in der Wirthsstube „Zum weißen Falken" versammelte Gesellschaft näher kennen zu lernen, mindestens die Hauptpersonen der Handlung. Die um Hubert gruppirten Männer waren zumeist Patrizier, Kaufherren und Bürger aus den ersten Geschlechtern der reichen, stolzen Reichsstadt, die zur Zeit unserer Geschichte wegen ihres bedeutenden Welthandels hochberühmt war und gar mancherlei Rechte und Freiheiten genoß, verbriest und besiegelt von Kaiser und Reich. Deshalb besaßen die Patrizier zu dem wohlerworbenen Reichthum des Kaufherrn auch den Stolz des Adels, ja gingen sogar noch in ihrem Dünkel über diesen hinaus und sahen auf ihre ärmeren Mitbürger mit Hochmuth und mit Verachtung herab. Aus ganz anderen Elementen bestand die Gesellschaft des Nebentisches. Es waren dies vier ehemalige Studenten, die nunmehr einer jener in Wahrheit ersten ordentlichen Schauspielertruppe Deutschlands angehörten, die nach den Stürmen und Wettern des Dreißigjährigen Krieges entstanden und eines der ersten Zeichen wieder beginnendem Geisteslebens des deutschen Volkes bildeten. Die gegenwärtig in Augsburg anwesende Schauspielertruppe stand unter der Direction eines Herrn von Zimmer, der mit seltener Aufopferung und Eifer seiner Kunst diente und vorzugsweise mit seiner Truppe die freien Reichsstädte besuchte, weil in ihnen sich ein freieres Volksleben entfalten durfte, die Cultur ungehinderteren Aufschwung nahm, die Poesie Anhänger und Ausüber fand und so der Boden für die Kunstpflanze zubereitet wurde. Die von Zimmer'sche Truppe erfreute sich eines guten Rufes, genoß großer Achtung und wurde fast überall freudig aufgenommen. Es war allerdings erst ein Vorspiel; ein Schneeglöckchen, das unter der starren Eisdecke hervor den Frühling der Kunst einläutete. Der erste Flügelschlag des selbststrebenden Volksgeistes, der zwar noch

kein bestimmtes Ziel erschaut, aber doch seine Kraft prüfen wollte; es war die Ahnung einer geisteshelleren Zukunft. Deshalb sah man sie überall gern, wo sie ihr lustiges Breterhaus aufschlugen und ihre Ankündigungen in hochtönendem Stil erließen und auch die reichen Handelsherren und die stolzen Patrizier Augsburgs nahmen die Darstellungen der von Zimmer'schen Truppe als eine angenehme, unterhaltende Abwechslung hin und ließen sich wohl dann und wann gar herab, den Schauspielern eine kalte, förmliche Aufmerksamkeit zu erzeigen. Wärmere Anerkennung wurde den Kunstjüngern hier wie allerwärts durch das für das wahrhaft Schöne stets empfänglichere weibliche Geschlecht zu Theil, welches das größte Zuschauercontingent stellte.

Aber es gab auch kaum bessere Improvisationsschauspieler, als die der von Zimmer'schen Truppe und unter diesen war der Heldenspieler Heinrich Mörz, wegen eines ihm fehlenden Fingers von seinen Collegen scherzweise Heinrich der Vierte genannt, unstreitig der beliebteste, da er zugleich körperlich und geistig reich ausgestattet war und ein Organ von seltenem Umfang und schönem Wohlklang besaß. Mörz wußte jedoch nicht blos von der Bühne aus sich Herzen zu erobern durch die Wahrheit seiner Darstellung glücklich oder unglücklich liebender Helden, dem schönen, geistvollen, jungen Manne flogen sie noch außerhalb derselben entgegen, und er mußte gar manches süße Verhältniß trennen, ehe es zu fest wurde, um nicht ein liebendes, hingebendes Herz zu brechen, oder seiner Kunst untreu zu werden, der er nicht blos mit den Lippen, sondern mit Herz und Seele diente. War es doch nur die Begeisterung für die Kunst gewesen, die Mörz von der Hochschule auf die breterne Welt der Schaubühne gelockt und seinem idealen Streben als das würdigste Gebiet erschien, und es gehörte zu jener Zeit Muth und Entsagung dazu, diesen Schritt zu thun. Die Macht des Vorurtheils war noch ungebrochen, der Spielraum, den man den schönen Künsten in Deutschland einräumte, ein kaum nennenswerther, und in dem Schauspieler sah man nur einen Vagabunden, im günstigsten Falle gut genug zur Kürzung müßiger Stunden. Zeigt doch selbst die helle Jetztzeit noch genug Spuren solchen Denkens und Empfindens.

Mörz hatte bisher die Liebe genossen, wie die Blume den Thau, aber selbst der flüchtigste Falter findet endlich eine Stelle, die den übermüthigen Gaukler wie mit Zaubermacht festhält. Eine tiefe, gewaltige Neigung hatte das Herz des Künstlers erfaßt und wuchs zur Leidenschaft empor und diese Neigung hatte die schöne Tochter eines der reichsten Patrizier Augsburgs, Gertrud Wandel, hervorgerufen und dadurch erstarken lassen, daß sie dieselbe theilte. Vollkräftige Jugend und aufblühende Schönheit ziehen sich gegenseitig an wie der Magnet den Stahl. Es lag in dem schwärmerisch angehauchten Wesen der Jungfrau, durch das ein leiser Zug von Schmerz ging, ein unwiderstehlicher Zauber, der erst als Mitleid sich in das Herz des Künstlers schlich, als er von ihr erfuhr, daß sie gegen ihre Neigung mit dem reichen Hubert verlobt sei. Gertrud's Vater war ein harter, strenger Mann, der keinen Widerspruch duldete und aus einer Verbindung seiner Tochter mit Hubert Glück und Ehren erblühen sah, und Hubert reizte der Besitz des schönen Weibes. Der Zufall hatte Gertrud mit Mörz zusammengeführt und ohne es zu ahnen, wandelte über die Brücke des Mitleids die Liebe aus einem Herzen in das andere. Nur zu bald war das süße Geständniß gegenseitiger Neigung getauscht, das den Keim unsäglichen Leides barg, nur zu oft wurde die Gelegenheit benutzt, das Liebesband fester und fester zu knüpfen,

und Gertrud erschien gar bald der Gedanke der Trennung ein unfaßbarer. Sie wußte nicht, wie sich das sie an Hubert knüpfende Band lösen könne; sie wagte nicht, der Zukunft in das Angesicht zu schauen, sondern gab sich der schönen Gegenwart gefangen und hoffte auf einen Retter in letzter Stunde. Allerdings gähnte zwischen dem armen Komödianten und der reichen Patrizierstochter eine fast unüberspringbare Kluft, aber die geschäftige Phantasie der Jugend schlug darüber nur allzuleicht eine schimmernde Brücke, auf der Seele zu Seele hinüberschwebte. Kein Wunder, daß sich die Abneigung Gertrud's zu Hubert in Haß umsetzte und diesem endlich selbst die Ursache nicht fremd bleiben konnte. Sahen sich auch die Liebenden nur selten und heimlich, tauschten sie auch nur durch sichere Boten Briefchen, den neidvollen oder besoldeten Späheraugen war es doch nicht entgangen und der immer eifersüchtiger werdende Hubert erfuhr mehr als die Wahrheit aus dem falschen Munde der Liebedienerei. Daß ihm Gertrud's Besitz nicht entgehen konnte, war Hubert gewiß, aber sein Patrizierstolz bäumte sich dagegen auf, daß es einem Komödianten gelungen war, die Neigung eines Weibes, um die er vergeblich warb, zu erobern, eines Weibes, die er über kurz oder lang sein nennen sollte. Seine Eifersucht entsprang nicht aus dem getrübten Quell der Liebe, sondern schoß aus dem Sumpf des Neides empor und er sann auf Mittel, sich an Mörz zu rächen und diesen in sein Nichts zurückzuschleudern. Aber es gelang Hubert nicht, Mörz in Gertrud's Augen herabzusetzen, und den alten Wandel zu seinem Beistand aufzurufen, verschmähte er, weil ihn dies bei Gertrud nur verächtlich erscheinen lassen mußte und er mit dem Komödianten selbst leicht fertig zu werden hoffte; aber da er die Macht der Liebe und Leidenschaft nicht kannte, so hatte er sie auch nicht in Betracht ziehen können. Auf das Vorrecht seiner bevorzugten, socialen Stellung gestützt, die sich Vieles ungescheut erlauben durfte, versuchte Hubert Mörz zu demüthigen, zollte er dessen Darstellungen in der augenfälligsten Weise sein Mißfallen und versuchte dadurch den jungen Künstler zu verwirren, um ihm die allgemeine Gunst zu entziehen, die sich Mörz fast im Fluge errungen, aber er bewirkte dadurch das gerade Gegentheil. Ein Theil des Publicums erblickte in Hubert nur einen böswilligen Störenfried und Mörz ließ sich nicht einen Augenblick irre machen, Hubert's Absicht galt ihm vielmehr als Anreiz, seinen Helden und Liebhabern erhöhteren Schwung und hinreißenderes Feuer zu verleihen.

Als Hubert die Erfolglosigkeit seiner gegen Mörz eingeschlagenen Handlungsweise zum eigenen Nachtheil empfand, wurde er um so mehr erregt und diese Erregung wurde noch gesteigert durch die Weigerung, die Gertrud seiner Forderung, die Vorstellungen der Zimmer'schen Truppe nicht mehr zu besuchen, entgegensetzte. Das heutige Zusammentreffen im Falken hatte den Entschluß in Hubert's Brust gereizt, den kecken Nebenbuhler, der ihn so schonungslos in das Licht der Lächerlichkeit gestellt, auf irgend eine Art zu beseitigen, entweder ganz aus dem Leben, oder doch aus Augsburg zu schaffen und zwar für alle Zeit und dazu erschien ihm jedes Mittel recht. Im schlimmsten Falle hatte ja in jener guten, alten Zeit der gewaltsame Tod eines so unbedeutenden Dinges, als ein Komödiant war, nicht allzuviel auf sich und war mit einer leichten Buße abgethan, und eine im gereizten Zustande oder in der Selbstvertheidigung vollbrachte Blutthat ließ sich durch den Zufall entschuldigen und mit Gold sühnen.

Der Preis eines so gering geschätzten Lebens wurde ja nicht allzuhoch

bemessen. Voll von diesen Gedanken, hatte Hubert das Weinhaus verlassen, zugleich mit der festen Absicht, wenn möglich noch heute einen Gewaltstreich gegen Mörz auszuüben. Der Weinrausch erhöhte seinen Muth und ließ ihn in das Dunkel der Nacht hinausstürmen, Flüche und Verwünschungen auf den Lippen.

Jedoch war dem Principal der Schauspieltruppe, dem Herrn von Zimmer, die heimliche Neigung seines beliebten Heldenspielers zur Tochter des reichen Handelsherrn nicht entgangen und hatte seine Besorgniß wachgerufen, besonders als er den Ernst und die Tiefe dieser Neigung erkannte; aber da er sehr wohl wußte, daß jede Warnung unnütz oder nur ein neuer Sporn für Mörz sein würde, jedoch auch lebhaft fühlte, daß ein immer inniger werdendes Bündniß der Liebenden nicht allein mit Gefahr für die Liebenden selbst, sondern mit größerer für die Schauspielertruppe verbunden sei, so beschloß er, seinen diesmaligen Aufenthalt in Augsburg abzukürzen und es der Zeit zu überlassen, ob sie auch diesmal wie so oft die geschlagenen Herzenswunden heilen würde. Zimmer verband mit einer umfassenden Bildung zugleich eine ziemlich gereifte Lebenserfahrung und zeichnete sich besonders durch ein lichtvolles Verständniß der Dinge und große Besonnenheit aus, wodurch es ihm oft gelang, den übersprudelnden Jugenddrang seiner Kunstjünger und Collegen zu zügeln und den ins Endlose schweifenden wieder in das rechte Geleis zu führen. Einer der vier jungen Männer am Zechtisch des Falken, war es ihm auch heute gelungen, die aufgeregten Gemüther seiner Collegen zu beschwichten, selbst Mörz hatte sich beruhigt, wenn auch nur scheinbar, aber er fügte sich ohne ferneren Widerspruch, besonders als sich Hubert entfernt hatte, stimmte in die harmlosen Scherze und improvisirten Lieder seiner Collegen ein, unter denen Martin, der Komiker, eine starke, lyrische Ader besaß, und leerte noch manchen Becher des duftenden Rebenblutes vom Vater Rhein, bis die Stunde zum Aufbruch rief. Die Mitternacht war nicht mehr allzufern, als die Schauspieler, dem Beispiele der übrigen Gäste Folge leistend, sich erhoben, ihre Zeche bezahlten und das Weinhaus verlassend sich auf den Heimweg nach ihrer Gesammtherberge machten. Einige Minuten wandelten sie lautlos in dem waltenden Dunkel durch die einsamen, engen Straßen dahin, die zu jener Zeit noch kein freundlicher Lichtstrahl einer Straßenlaterne erhellte. Die kühle, milde Nachtluft umfächelte wohlthuend Mörz's heiße Stirn.

„Ich muß Euch, meine lieben Freunde und Collegen mittheilen, daß ich sehnlichst wünsche, wir hätten diesmal das reiche Augsburg bereits hinter uns, so sehr dies auch unserem klingenden Vortheil entgegen ist“; nahm Zimmer das Wort. „Aber dem schlimmeren Nachtheil muß selbst der beste Vortheil rechtzeitig weichen, wenn er ihm entgehen und sich wahren will.“

Die Schauspieler horchten überrascht hochauf.

„Warum?“ fragte Klaus, der Väterspieler. „Doch nicht etwa wegen der bramarbasirenden, hohlen Pfefferdüte, die Gott danken muß, daß er einen reichen Patrizier aus ihr gemacht?“

„Nein, nicht deshalb“, antwortete Zimmer mit Ruhe; „sondern weil es mir hier anfängt sehr unbehaglich zu werden und ich eine trübe Ahnung nicht los werden kann, so viel ich mich mühe. Es liegt irgend etwas in der Augsburger Luft, was mich beängstigt, und meine Ahnungen haben mich noch selten betrogen.“

„Wenn Du keine tristigeren Gründe aufzuführen weißt“, versetzte Martin,

„so magst Du sie fahren lassen und Dir und uns den kurzen, wohlthuenden Goldregen gönnen, der hier erquickend auf uns herabrieselt. Unsere Casse hat sich dabei erholt und wir haben keinen Schaden genommen und das dürfen wir doch nicht unterschätzen!"

„Ein rother Mund, ein gold'ner Gruß,
Sind aller Dinge bester Schluß."

„Unsere Casse hat freilich noch keinen Schaden genommen", entgegnete Zimmer; „aber unser guter Ruf könnte leicht Schaden nehmen, und das ist das Gefährlichere, weil es unersetzlich ist.

Mörz zuckte auf.

„Unser guter Ruf?" fragte er hastig. „Was soll das heißen?"

„Das soll vor allen Dingen heißen, daß jede Gereiztheit vom Uebel ist", antwortetete mit seiner gewohnten Ruhe Zimmer. „Ich wiederhole, daß bei einem längeren Verweilen hierorts für uns Alles auf dem Spiel steht!" setzte er mit größerem Nachdruck hinzu.

„Hoho!" sagte Klaus. „Alles, das ist ein großes Wort! Aber wer oder was steht uns denn hier im Wege?"

„Das solltet Ihr so gut wie ich längst gefühlt haben", erwiederte Zimmer. „Wer will dies Wer oder Was nennen? Durch Verleumdungen macht es sich meist kund, durch böse Zungen wird es laut, durch Neid und Mißgunst zeigt es sich, durch Haß und Kabale macht es sich geltend und durch Dies und Das, was oft unausgesprochen bleibt, tritt es in die Erscheinung. Glaubt mir nur, daß ich aus Erfahrung spreche. Ich habe deshalb bereits einen bestimmten Entschluß gefaßt, dem Ihr keine Weigerung entgegensetzen werdet. Wollen wir Augsburg uns für die Zukunft erhalten, so müssen wir es jetzt verlassen, und der Verlust Augsburgs ist eine Lebensfrage für uns, weil dieser Verlust andere Verluste nach sich ziehen würde, die für uns von gleich schwerwiegender Bedeutung wären. Die freien Städte stehen fast alle in einem gewissermaßen verwandtschaftlichem Verbande, was der Einen zugefügt wird, empfindet die Andere mit, was die Eine läßt, thut die Andere sicher nicht. Der Stolz und Hochmuth dieser Patrizier, der nicht ohne einige Berechtigung ist, duldet uns nur, weil wir ihnen Zeitvertreib und ihren Familien Unterhaltung bieten. Einige von ihnen haben aus England eine unverstandene Neigung für das Theater mitgebracht, das dort Meister Shakespeare durch seine Schauspiele zu hoher Blüthe gezogen hat. Das Wort Kunst klingt ja immer lockend aus der Ferne, wenn es auch vorläufig bei dem bloßen Worte bleibt. Doch das ist ja eben das Feld, das uns zu bebauen obliegt und das mit Vorsicht und Sorgfalt behandelt werden will."

„Es ist freilich noch sehr steiniger Boden", sagte Martin; „der uns viel Mühe machen wird, ehe wir ein grünes Pflänzlein daraus emporsprossen sehen. Die guten Leute geben sich freilich den Schein, als ob sie etwas von der Kunst verständen, obgleich sie etwas ganz Anderes hinter dem Worte suchen und ihre Hirnwände zu fest und zu eng sind, um dieser Waare Raum zu geben."

„Ja, den Schein!" versetzte Mörz im Tone der Bitterkeit. „Alles wollen diese Menschen scheinen und Alles soll ihnen scheinen, locken, blenden! Was ist ihnen der blaue Himmel oben? Ein glänzender auf die Zukunft ausgestellter Schein, dessen Einlösung sie mit Zuversicht erwarten! Was ist ihnen die grünende, blühende Erde unten? Ein Vortheilsschein auf die Gegenwart.

Der ganze Kreislauf ihrer Selbstbestimmung ist nur Schein. Die Begeisterung ist für sie eine andere Welt, von der sie gar keine Ahnung haben, die Leidenschaft eine bloße Thorheit, das Herz eine Waare, die je nachdem im Preise steigt und fällt, das Ringen und Streben nach höheren Zielen etwas Anfaßbares. Sie thun uns freundlich zum Schein und hassen oder verachten uns im Grunde des Herzens, denn wir haben für sie keinen höheren Werth als der Gaukler, der bestimmt ist, ihnen einige müßige Stunden ihres langweiligen Daseins zu kürzen. Und ohne die kleine Anzahl wirklich Gebildeter und die für alles Schöne stets empfänglichen Frauen, verrönne der stolze Strom unseres besten Strebens im trockenen Sande der hausbackensten Gewöhnlichkeit und spülte nur hier und da ein Körnchen fort."

Klaus und Martin gaben Mörz ihre Beistimmung durch einen Händedruck kund.

„Also doch hier und da ein Körnchen", versetzte Zimmer, „und Körnchen zu Körnchen gefügt, giebt endlich ein ansehnliches Häufchen, wie Stein auf Stein einen Bau. Unsere Aufgabe ist es ja, in den trockenen Wüstensand der prosaischen Gewöhnlichkeit ein Flußbett für unsere theure Kunst zu wühlen, eine Oase zu schaffen, voll Schatten, Blüthen und Klang, und das ist eine ebenso mühevolle als langsame Arbeit, bei der wir nicht ermüden und uns nicht stören lassen dürfen. Wir ebnen ja der deutschen Bühnenkunst den Weg, damit uns nicht das Ausland zuvorkommt und die besten Stationen für die Zukunft belegt, und das ist eine große, erhebende Mission."

Die Schauspieler Klaus und Martin zollten Zimmer Beifall, nur Mörz schwieg. Diesen faßte Zimmer unter den Arm, zog ihn einige Schritte seitwärts und raunte ihm leise zu:

„Nimm Dich in Acht, Heinrich! Hänge nicht Dingen nach, die unerreichbar, und laß Dich nicht zu einem Schritte hinreißen, der uns Alle mit wuchtender Schwere treffen könnte! Du kennst die Hartnäckigkeit und den eingebildeten Werth dieser auf ihren Reichthum und ihre wohlerworbenen Rechte stolzen Reichsbürger noch gar nicht, und spielst mit dem Feuer, ohne zu bedenken, welchen Brand Du unbedachtsamer Weise stiften kannst."

„Ich verstehe Deine Warnung und gelobe Dir, sie zu beherzigen", entgegnete ebenso leise Mörz.

Zimmer drückte Mörz seinen Dank dafür durch eine Bewegung aus, und Mörz zog seinen Arm aus Zimmers Arm zurück.

„Seid so gut, meine lieben Freunde", sagte Mörz zu seinen Collegen gewendet, die herangetreten waren, „und laßt mich noch einige Minuten allein wandeln. Ich bin erstens zu übervoll in Kopf und Herz, und habe zweitens noch etwas mit mir selbst durchzukämpfen. In einer halben Stunde bin ich in unserer Herberge."

„Nur kein galantes Abenteuer", sagte warnend Klaus. „Die laufen in Augsburg fast immer schlecht ab."

„Doch suche nicht den Mondenschein,
Der schläft in seinem Kämmerlein
Und schaut nur heimlich und geschwind
Auf ein verliebtes Menschenkind!"

improvisirte Martin. „Aber vergiß nicht, Heinrich, daß morgen große Haupt- und Staatsaction ist, in welcher Du den großen Alexander tragiren sollst, wozu Du Deine ungeschwächte Kraft gebrauchst."

Dabei reichte Martin Mörz die Hand und schüttelte sie kräftig, und

auch Zimmer machte keine Einwendung, und schritt mit Klaus und Martin in entgegengesetzter Richtung weiter.

Mörz sah seinen Collegen so lange nach, bis sie in den tiefen Schlagschatten der hohen Häuser verschwanden und ihre Tritte verhallt waren, dann setzte er seinen Weg in entgegengesetzter Richtung mit rascheren Schritten fort. Mehrere Straßen kreuzend, gelangte er auf einen freien Platz, der von hohen Häusern umfaßt war und auf den eine Anzahl Straßen ausmündeten. Vor einem, seinen massigen Umrissen nach stattlichen Gebäude, das eine Ecke des Platzes bildete und mit seiner Seitenfront in eine Straße auslief, machte Mörz Halt. Der weitvorspringende Erker des Hauses hatte ein breites Fenster im Parterregeschoß, das von mancherlei seltsamen Steinverzierungen umrahmt schien und auf dessen breitlaufender Balustrade einige Blumentöpfe standen. Ringsum herrschte tiefe Stille, selbst der schwere Tritt eines Wächters war nicht einmal in weiter Runde hörbar. Vor dem Gebäude blieb Mörz einen Moment lauschend stehen, denn plötzlich war es ihm, als ob aus einer der ausmündenden Straßen ein Schatten aufgetaucht und in dem tieferen Dunkel längs den Häusern flüchtig dahingehuscht sei. Aber so sehr er seine Sehkraft anstrengte, so konnte er doch nichts erspähen, und da auch nicht das leiseste Geräusch an sein lauschendes Ohr schlug, glaubte er sich getäuscht zu haben und schrieb die Täuschung seiner großen Aufgeregtheit zu. Allerdings war das matte Sternenlicht ungenügend, die dichte Finsterniß auch nur einigermaßen erhellend zu durchdringen, denn die Schlagschatten der Häuser lagen zu tief über dem engen Platze. Hinter den geschlossenen Vorhängen des Erkerfensters flimmerte noch ein matter Lichtschein, wie der schwache Schimmer eines Lämpchens in einer dunklen Gruftkapelle. Mörz trat dicht an das Erkerfenster heran und sang mit gedämpfter Stimme den ersten Vers des damals in Aufnahme gekommenen und beliebten Liedes von Simon Dach: „Anke von Tharau ist's, die mir gefällt." Der letzte Ton war noch nicht verklungen, als der Lichtschein im Zimmer erlosch, der Vorhang wurde hinweggezogen, das Fenster geräuschlos geöffnet und in der Oeffnung desselben erschien eine lichte Frauengestalt, in weiße Gewänder gehüllt. Mörz war so nahe an das offene Fenster herangetreten, daß der tiefe Schatten eines vorspringenden Pfeilers seine Figur fast gänzlich verschwinden ließ. Das Fenster war in einer Höhe angebracht, daß der hochgewachsene, junge Mann seinen Arm auf die Steinbrüstung desselben legen konnte. Aus dem Fenster streckte sich Mörz eine schlanke, weiße Hand entgegen, die er erfaßte und mit Küssen bedeckte, und ein wunderlieblicher Mädchenkopf von dichter Haare Fülle umwogt beugte sich aus der Oeffnung vor, und ein Paar große, dunkle Augen leuchteten ihm entgegen.

„Ich hätte beinahe darauf verzichtet, Dich heute noch zu sehen und zu sprechen", flüsterte das Mädchen mit einer wohlklingenden, melodischen Stimme, die zwar ein wenig fibrirte, aber aus welcher neben der Freude über den Anblick des Geliebten die reinste Herzinnigkeit und eine seltene Gefühlstiefe klang. „Bald schlägt die Mitternachtsstunde, und darüber hinaus ist nicht gut, wach zu sein."

Mörz war versunken in den Anblick des vollblühenden, schönen Weibes, deren Antlitz von dem Zauber reichster Jungfräulichkeit überhaucht war, und das Gefühl hoher Glückseligkeit erfüllte sein ganzes Wesen.

„Und durfte, konnte ich denn früher erscheinen, als bis die geheimnißvolle Stunde naht, in welcher die Geister ihren Rundgang halten und der

Geist der Liebe auf leisen Sohlen die Welt durchzieht?" antwortete er und aus seinem Stimmentone klang die jubelnde Gefühlsmelodie seines Herzens. „Es ist eine süße, schöne Stunde, die Stunde der Mitternacht, so recht die Stunde der Liebe, der sogar das Jenseits einen freundlichen Gruß entgegenruft. Die ganze Welt ist still und traumumfangen, die Sterne blinken wie Augen voll Liebe aus ihrer Himmelshöhe auf uns herab, kein Lauscherohr ist wach. Sieh, Gertrud, die beiden funkelnden Sterne über uns lachen uns wie die Augen eines Gottes zu, und eine geheime Stimme flüstert: Ihr werdet einst das höchste Erdenglück in Eurer Liebe finden."

„In unserer Liebe", flüsterte sie. „O, ich fürchte mich, den Gedanken auszusprechen, weil ich ihn für sündhaft halte, und dennoch gießt er einen Strom von Seligkeit durch meine Brust."

„Und Du nennst das sündhaft?" Ein leiser Schmerzton klang aus den Worten.

„Sündhaft, weil ich gegen den Willen und das Gebot meines strengen Vaters handle; antwortete Gertrud, „weil ich wohl gar eine Pflicht verletze. Aber Du darfst mir deshalb nicht zürnen, denn ich thue es ja doch und kann auch nicht anders und wenn es mein Leben kostete; weiß ich doch erst, daß ich zu leben beginne und daß das Leben einen hohen Werth hat, weiß ich doch das erst durch Dich und Deine Liebe."

„Und auch mir ist das Leben aufgegangen, herrlich und wunderbar; und wie eine frosterstarrte Welt unter dem leuchtenden Strahl der Sonne zu neuem Dasein erwacht und blühend aufrauscht in hoher Lust, so ist mein Herz jubelnd aufgerauscht unter dem Strahl der Liebessonne. Nunmehr glaube ich erst an Gott, an meine Kunst und an die Unsterblichkeit meiner Seele! Die Liebe ist ja unsterblich und ewig und hebt uns wie auf Zauberschwingen über das düstere, trübe Nebelgewölk der Gewöhnlichkeit empor in eine reinere Sonnensphäre, wo die köstlichsten Bronnen des Daseins springen und rauschen." Und wiederholt Gertrud's Hand an seine Lippen pressend, fügte Mörz hinzu: „Es giebt deshalb auch keine Trennung für liebende Herzen, denn selbst der Tod ist nur eine flüchtige Brücke über einen dunklen Abgrund, in eine bessere, schönere Welt."

Gertrud überlief ein leichtes Beben.

„Keine Trennung!" flüsterte sie. „Laß das böse Wort in Zukunft lieber unausgesprochen, weil es mich erschreckt, denn hinter der Trennung liegt für mich die dunkle Nacht und das kalte Grab. Mir ist ohnehin heute so bang, so bang, als ob eine finstere Macht dicht hinter uns stände, und eine Furcht überschleicht mich, der ich nicht Herr werden kann und für die ich auch keinen Grund finde."

„Weil sie eine Thorheit ist", versetzte Mörz, „denn die Liebe ist durch sich selbst gefeit. Aber was fürchtest Du den Moment der Trennung so sehr, der doch einmal kommen muß und für uns nur ein vorübergehender sein kann? Eine Intervalle, die uns das Ziel unseres Lebens näher rückt."

„Weil ich ohne Deine Gegenwart den Muth des Widerstandes verlieren könnte", erwiederte sie und ihre Stimme klang wehumschleiert. „Und doch, wer weiß, ob unsere Trennung nicht wohlthätig für uns Beide wäre", setzte sie im Tone der Resignation hinzu.

„Warum dieser Einwurf, der einem Wunsche ähnlich klingt?" fragte Mörz im Tone des Vorwurfs. „Selbst die schmerzlichste Trennung birgt den schönen Gedanken des Wiedersehens, warum denn vor ihr bangen?"

„Weil unserem Werben überall die drohende Gestalt meines zürnenden Vaters entgegensteht, der nimmermehr seine Einwilligung zu einer Verbindung geben würde, in der er eine Erniedrigung sieht und das Glück seines Kindes nur in glanzvollem, äußerem Wohlleben erblickt! Dem seine Standesehre über Alles geht, und der —“ sie stockte.

„Und der in dem Schauspieler nur einen Bettler oder heimatlosen Vagabunden erblickt, willst Du sagen“, ergänzte Mörz nicht ohne Bitterkeit den Satz. „O, ich entstamme auch gutem Hause, edlerem Blute, als in der Brust manches dieser Patrizier fließt, aber entsagte ihm gern, weil die Kunst den Menschen am höchsten adelt. Aber warst Du es nicht, die jedem Hindernisse trotzend, mit mir hinaus in die weite Welt ziehen wollte, unbekümmert um Alles, um nur in uns selbst das höchste Glück zu finden? Und nun willst Du alle meine aufblühenden Hoffnungen und mein Herz obendrein zerpflücken, wie ein Kind eine bunte Blume am Wegesrande zerpflückt.“

„Du bist grausam, Heinrich“, erwiederte sie und ihre Stimme zitterte in Wehmuth.

„Was fürchtest Du sonst, wenn nicht dies und Deine eigene Schwäche? Die Verzagtheit Deines Wesens, die lieber in den Abgrund stürzt, ehe sie den Sprung hinüber wagt?“

„Den Fluch meines Vaters fürchte ich“, lispelte sie.

„Und glaubst Du, daß uns Dein Vater wirklich fluchen würde, wenn Du als mein Weib mit mir hinauszögest, um Freud und Leid mit mir zu theilen, und unsere vereinten Bitten zurück an sein Ohr klängen? Meinst Du, wenn er das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen könnte, daß er auch dann unerbittlich sein würde?“

„Ja“, antwortete Gertrud. „Du kennst meinen Vater nicht und nicht seinen ehernen Willen. Er würde uns ohne Zagen und Bedenken trennen, Dich in den Kerker werfen und wegen schweren Frevels anklagen lassen und weder auf meinen Schmerz noch auf meine verzweifelten Bitten achten. Er würde dies Alles nicht allein aus verletztem Standesstolze, sondern aus väterlicher Liebe zu mir thun.“

„Aus Liebe zu Dir?“ Die Frage hatte einen herben Beiklang. „Seltsame Liebe, die das Lebensglück des einzigen Kindes eher dem eigenen Starrsinn opfert, ehe sie nur zollbreit abweicht von dem Wege nach dem vorgesteckten Ziele. Welche Hoffnung soll ich daraus für mich lesen?“

„Welche Hoffnung?“ antwortete sie, Mörz mit einem Blicke voll Innigkeit und Hingebung anschauend. „Wenn ich Dir entsagen müßte, losgerissen von Dir würde, so bliebe ich doch die Deine in Geist und Herzen. Man kann uns wohl äußerlich trennen, aber nie werde ich das Weib eines Andern!“

Ein heller Jubelruf entrang sich des Jünglings Brust.

„Mein in Geist und Herzen! Gertrud, gelobst Du mir das?“

„So wahr ich an Gott glaube und selig zu werden hoffe!“ betheuerte sie, die Hand auf das hochschlagende Herz legend.

„O, dann ist ja nichts verloren und alle meine Zweifel und Befürchtungen schwinden, wie leichte Nebel vor dem Sonnenstrahl!“ rief Mörz im Tone des Entzückens. „Ich habe ja nach nichts Anderem gestrebt, wollte ja kein höheres Gut erwerben, als dieses höchste. Dann darf ich vertrauensvoll in die Zukunft blicken und hoffen und glauben, dann ist mein Leben kein verlorenes und Deine Liebe ist mein Begleiter auf der Dornenbahn meiner

hohen Kunst. Du hast mir mich selbst wiedergegeben, um mich nie mehr zu verlieren, komme was da wolle."

Er hatte dabei Gertrud's ihm willig überlassene Hand mit heißen Küssen bedeckt und an dem leisen Beben derselben gefühlt, wie wahr ihr tiefstes Empfinden sei.

„Doch nun gute Nacht, mein holdes, trautes Lieb! Die Zeit ist ein schnellrinnender Strom, der nicht anhält in seinem Laufe, um uns nur eine Minute der Wonne auskosten zu lassen, sondern Wehe wie Lust in gleicher Eile an uns vorüberträgt. Auch könnten die Freunde besorgt werden, wenn ich länger weile, und auch Du bedarfst der Ruhe. Es war ein Moment höchster Erdenseligkeit, den ich mir durch nichts mehr trüben lassen will. Noch einen Kuß — und dann Ade!"

Sie beugte das Köpfchen zu ihm nieder, um seiner Bitte Gewährung zu schenken, und Mörz hatte sich, auf die Fensterbrüstung gestützt, ein wenig emporgeschwungen, um Lippe zu Lippe zu führen. Schon wehte ihm der süße Athem ihres Mundes entgegen, schon nahte ihr Mund dem seinen — als sie jäh zusammenzuckte, mit einem Schreckensaufruf zurückfuhr und Mörz mit aller Kraft ihrer rechten Hand zurückstieß, daß er höchlichst erschrocken einen Schritt zur Seite taumelte und durch das Dunkel dicht an seiner Brust vorüber plötzlich eine blitzende Degenklinge flirren sah, die ihm statt in die Brust zu treffen, nur leicht den Schenkel ritzte. Alles das war das Werk eines Augenblicks.

„Wollte durchaus kein Störenfried sein, mein sehr getreues Bräutchen!" erscholl grell in der unmittelbaren Nähe der Liebenden Hubert's weinschwere Stimme; „nur dem jungen Fant hier, der so gut die Schönheit und Treue der Augsburger Jungfrauen zu preisen und zu würdigen versteht, nur diesem wollte ich ein Angedenken mit auf den Weg geben, damit ihm die Zwischenzeit des Wiedersehens nicht allzulang werden sollte, oder er doch wenigstens eine bleibende Erinnerung behält, als Lohn für seine Mühe."

Als Mörz den unwillkommenen Störer und die Absicht desselben erkannte, schoß ihm die lichte Gluth des Zornes durch alle Adern. Hastig riß er seinen Degen aus der Scheide und parirte gewandt die Ausfälle des auf ihn wüthend eindringenden Hubert's, der vor Ingrimm darüber, daß ihm sein wohlgezielter Stoß fehlgegangen, und noch im Taumel des Weinrausches blind vor Haß und Zorn auf Mörz losstürzte, um ihn niederzustoßen. Jedoch war einem so gut geschulten Fechter wie Mörz, der halbberauschte und wuthverblendete Hubert nicht gewachsen, und als er nun gar die böse Absicht des Patriziers gewahrte, verlor auch Mörz die Fassung. Der flehende Zuruf Gertrud's wurde mit Spottgelächter und einem Fluche Hubert's beantwortet, doch das ihr zugerufene, höhnende Schmähwort Hubert's wurde von einem schrillen Aufschrei unterbrochen und unbeendet gelassen, und einer der Kämpfenden stürzte röchelnd zusammen, just in dem Momente, als die ehernen Glockenzungen die Mitternachtsstunde tönend verkündeten. Da wußte Gertrud nicht, was ihr mit einem Male geschah, was sie so jählings ergriff und mit gewaltiger Faust festhielt. Es war ihr, als ob sich ein Ungeheuer mit mächtigen, dunklen Flügeln auf sie herabschwingen wollte, um ihr seine starken Fänge tief in die Brust zu schlagen und ein tief schmerzendes Gefühl schoß ihr durch alle Adern und bohrte sich wie ein glühender Pfeil tief in ihr weiches Herz hinein. Wie von dem starren Banne einer geheimnißvollen Zaubermacht umfangen, wagte sie es kaum,

sich zu regen oder einen Laut von sich zu geben. Aber als nach längerer in solcher Situation verbrachter Weile noch immer kein erlösender Ton an ihr Ohr klang, da beugte sie sich aus dem Fenster, um sich Gewißheit zu holen, die Brust voll Bangigkeit und mit fluthender Seele; als sie jedoch dicht vor sich den auf seinen Degen gestützten Mörz wie eine bleiche Statue lebend stehen sah, überkam sie, mit der momentanen Freude daran, doch ein unnennbares, tiefes Wehe, floß es wie ein tiefschwarzer Schatten über die Gestalt des Geliebten dahin, dichter und dichter, als würde plötzlich über ihre hellschimmernden Liebesbilder der dunkle Vorhang der Vernichtung gebreitet. Und als sie Mörz wie im Schreck versteint regungslos auf den am Boden liegenden Hubert niederschauen sah, rief sie ihm im Tone der Herzensangst dringend und flehend zu:

„Heinrich, Heinrich, fliehe, so schnell Dich Deine Füße tragen, sonst sind wir Beide verloren!"

Die Stimme Gertrud's war das erlösende Zauberwort, denn Mörz richtete sich hurtig empor, doch als er nun inne ward, was geschehen, schien ihn ein Schauder zu durchzittern; den blutigen Degen auf den bereits todten Patrizier werfend, trat er an das Fenster, faßte die bebende Hand Gertrud's und sah ihr in das bleiche Antlitz, ohne ein Wort losringen zu können, als sei seine Zunge in Banden gelegt. Es war eine zu grausige Dissonanz, in welche die süße Liebesmelodie ausgeklungen. Erst als Gertrud mit von Thränen fast erstickter Stimme die Mahnung zur Flucht wiederholte, erst da ermannte sich Mörz, preßte noch einen Kuß auf die Hand der Jungfrau, flüsterte noch einen Scheidegruß und eilte in das Dunkel hinaus, wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben. Gertrud sah ihm einen Augenblick nach, doch als ihr Auge auf den erschlagenen Patrizier fiel, schloß sie hastig mit zitternden Händen das Fenster und sank besinnungslos zusammen. Und es war hohe Zeit, daß Mörz sich zur Flucht gewendet, denn aufgeschreckt durch das ungewöhnliche Geräusch, welches der Zweikampf erregt, begann es in einigen Nachbarhäusern lebendig zu werden, Lichter wurden an den Fenstern sichtbar, fragende Stimmen laut und rasch näherten sich auch die schweren Schritte der Schaarwache.

Mörz hatte die eingeschlagene Straße durcheilt und wollte eben in eine andere einbiegen, als ihm daraus raschen Schrittes ein Mann entgegentrat und ihn fast erschrocken zurückprallen ließ. Aber er hatte das nicht Ursache, denn der Entgegenkommende war Zimmer, welchem Mörz's ungewöhnlich langes Ausbleiben keine Ruhe gelassen, und da Zimmer ohnehin Befürchtungen hegte, so hatte er sich heimlich aufgemacht, um seinen Lieblingsschauspieler und Freund aufzusuchen. Aber bei dem Anblick des blassen, an allen Gliedern schlotternden und noch dazu blutbespritzten jungen Mannes, wurde Zimmer seine bange Ahnung zur Gewißheit. Mörz unter den Arm fassend und den fast willenlos Folge leistenden Jüngling rasch fortziehend, raunte er ihm fragend zu:

„Um Gottes Barmherzigkeit Willen, was hast Du gethan oder was ist Dir geschehen? Du siehst ja aus, als ob Du eben einem Mordanfalle entgangen seiest und nicht von einem Liebesstelldichein kämest! Alle Deine Glieder beben wie Espenlaub, und an Deinen Händen und Deinen Kleidern klebt Blut, frischvergossenes Blut! Allbarmherziger Himmel, was hast Du denn gethan?" sagte Zimmer, einen Moment im hastigen Lauf innehaltend, doch

nur einen Moment, als wolle er die Antwort ruhiger erwarten. „Das sieht ja wie der Schluß eines Trauerspiels aus!"

„Es ist auch der Schluß eines Trauerspiels", antwortete mit dumpfer Stimme Mörz, „denn ich habe den Patrizier Hubert erschlagen."

Zimmer unterdrückte einen Ausruf des Schreckens, riß aber Mörz mit beflügelten Schritten weiter.

„Du hast den Patrizier Hubert erschlagen? Wie konnte diese Unglücksthat geschehen?"

„Er fiel mich hinterrücks meuchlerisch an, gerade als ich von Gertrud Abschied nahm", erwiederte Mörz, „und ich vertheidigte nur mein Leben."

„Mann des Unglücks, so ließest Du Dich doch, trotz meiner Warnung, von dem Strome der Leidenschaft fortreißen zu einer Blutthat, deren Folgen schwer auf uns Alle fallen können", versetzte Zimmer. „Man wird die Sühne dafür vielleicht an unrechter Stelle suchen, aber man wird sie suchen, deshalb müssen wir sofort Augsburg verlassen, sonst sind wir verloren, denn das Patrizierblut schreit um Rache. Wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren, darum komm, so schnell Dich Deine Füße tragen können, Du mußt Dich ja umkleiden, um an Dir nicht selbst zum Verräther zu werden. Aber wo hast Du Deinen Degen gelassen?"

Mörz griff hastig nach dem Wehrgehänge und erschrak, als er es leer fand.

„Er liegt bei der Leiche des Erschlagenen", antwortete er mit hohler Stimme.

„Auch das noch", jammerte Zimmer. „Damit Deinen Verfolgern gar kein Zweifel darüber bleibt, wer der Thäter ist, denn alle unsere Waffen tragen die Abzeichen unserer Kunst. Da hilft aber kein Klagen mehr, sondern nur die rasche, entschlossene That."

Dabei hatten sie die ziemlich abgelegene Herberge erreicht, in der bereits Alles still war. Indeß Zimmer die Jünger der Kunst aus dem ersten Schlafe weckte und alle Anordnungen zur schleunigen Abreise der Schauspielertruppe mit gewohnter Umsicht traf, wechselte Mörz die Kleider und wusch das Entsetzen von dem Antlitz und die Blutspuren von der Hand. Allen Fragen und erhobenen Einwendungen der noch halb vom Schlaf umfangenen Schauspieler setzte Zimmer das dringende Gebot der Nothwendigkeit entgegen und schnitt damit jede augenblickliche Erörterung ab, und da man gewohnt war, den Anordnungen des Principals unbedingten Gehorsam zu leisten, so wich man auch jetzt nicht von diesem Gehorsam ab. Zu sichten und zu sondern gab es nicht allzuviel, übrigens waren auch Aller Hände in rascher, voller Thätigkeit, so war denn schnell genug auch der letzte Koffer gepackt und bald saßen die durchweg berittenen Mitglieder der von Zimmerschen Schauspielertruppe auf ihren Pferden, ohne in dem einsamen Stadttheil irgend welche Aufmerksamkeit wachzurufen, und trabten wohlgemuth in den dämmernden Morgen hinein, während hinterdrein der Wagen mit der bunten Breterwelt und dem Flitterstaate folgte. Ungefährdet passirten sie das Weichbild der Reichsstadt, und als die helle Frühlingssonne herniederschien, lagen schon die Thürme und Zinnen Augsburgs in verdämmernder Ferne hinter dem leichtlebigen Künstlervolke, in dessen Mitte nur Einer schwermüthig seufzend den Kopf hing und so oft seinen sehnsüchtigen Blick zurück-

schweifen ließ, als noch eine Thurmspitze zu erschauen war am fernen Horizonte, dann setzte auch er seinem Rosse die Sporen ein, um mit seinen Collegen gleichen Schritt zu halten. Zimmer athmete erst auf und gönnte der Truppe eine kurze Rast, als das Weichbild Augsburgs weit hinter ihnen lag und kein Verfolger sich zeigte. Die stolze Reichsstadt selbst war um einen Patrizier ärmer und um ein tiefverwundetes und leidbedrücktes Mädchenherz reicher geworden.

II.

Doch wenn die That einmal verübt,
Was hilft dann das Gericht?
Ich hab' mich nun einmal verliebt
Und kann es ändern nicht.
Strachwitz.

Eine gar trübe und traurige Zeit hatte für die von Zimmer'sche Schauspielertruppe begonnen, seit dieselbe heimlich und auf flüchtigen Sohlen Augsburg verlassen, eine Periode voll bitterer Noth und großer Entsagung, in der die Charaktere in der Regel ihre Probe bestehen und der echte Gehalt derselben aus der abfallenden Schlacke glänzend zu Tage tritt. Der Truppe waren dadurch die einträglichsten Erwerbsquellen abgeschnitten worden, daß sie fast alle freien Reichsstädte im lieben heiligen römischen Reiche deutscher Nation meiden mußte, weil Alle den in Augsburg begangenen Patriziermord mitempfanden und mit sühnen wollten, denn leider war der verhängnißvolle Degen, den man auf Hubert's Leiche gefunden, ein vollgültiger Zeuge der eigentlichen Thäterschaft gewesen, und die schleunige Flucht der Truppe hatte auf dieses Zeugniß das Siegel der Beglaubigung gedrückt. Es war ja doch unmöglich, daß ein hochangesehener Patrizier einen Schauspieler meuchlerisch angefallen und von diesem nur im Zustande der Nothwehr erstochen worden sei, nur ein geplanter Mord konnte hier vorliegen. Man wollte deshalb in allen freien Städten Süddeutschlands der Zimmer'schen Truppe nur Einlaß und die Erlaubniß zu Schauspielvorstellungen ertheilen, wenn sie Mörz an die Augsburger ausliefere, und wäre dieser nicht ein so sehr beliebter Schauspieler gewesen, dann hätte man wohl auch einen Gewaltstreich nicht gescheut, um den Augsburgern einen Freundschaftsdienst zu erweisen; so aber kamen Neid und Mißgunst auf die kaiserliche Bevorzugung und den Reichthum und Stolz der Augsburger, und die damalige bis ins Kleinste gehende staatliche Zersplitterung Deutschlands, infolge welcher selbst die kleinste freie Stadt eifersüchtig ihre Rechte und Privilegien überwachte, dem armen Schauspieler zu Hülfe.

Die von Mörz schriftlich eingereichte Darstellung des unglücklichen Vorganges, vollkommen wahrheitsgemäß abgefaßt, doch so, daß nicht der kleinste Schatten auf Gertrud fiel, war als lügenhafte Vorspiegelung einfach beiseite gelegt worden; lag doch schon in Mörz's künstlerischem Berufe Grund genug, ihn jedes Verbrechens für fähig zu halten. Als Schauspieler hatte er sich ja außerhalb des Kreises der sittlichen Anschauung seiner Zeit gestellt, war er ein Vagabond, eine unglaubwürdige Person; und es war geradezu unerhört, daß er gewagt, seine Augen in jedenfalls sträflicher Absicht zur Tochter eines der angesehensten und reichsten Kaufherrn der berühmten Reichsstadt emporzurichten. Gertrud Wandel durfte nicht zeugen in einer

Sache, die ihre Person blosstellen und ihre Ehre schädigen konnte, und überdies hatte sie der Stoß bis auf den innersten Kern ihres Wesens getroffen und ihre Gesundheit geknickt. Kurze Zeit nach jener Nacht, als sie das Krankenbett wieder verließ, schickte sie Wandel unter sicherer Obhut aus Augsburg fort, um sich an einer berühmten Heilquelle zu erholen. Im Grunde war es nur der Stolz des Patriziers, der sich durch das Vorgefallene schwer an seiner Ehre verletzt fühlte, welcher ihm zu diesem Schritte rieth. Er wollte das Gemunkel und das Geschwätz der Basen und Nachbarn verstummen machen, das immer lauter von Ohr zu Ohr geklungen war und ihm manchen Verdruß und seiner Tochter manches Wehe bereitet hatte. Deshalb sann er mit verdoppeltem Eifer täglich und stündlich darauf, vollgültige Sühne für die erlittene Schmach zu erhalten, deshalb war all' sein Thun und Trachten darauf gerichtet, des vermeintlichen Verbrechers habhaft zu werden. Aber da von Alledem Gertrud nichts erfahren sollte, da keinerlei Kunde davon an ihr Ohr dringen durfte, um ihr nicht neue Aufregung zu bereiten, so war die einsam gelegene Heilquelle der sicherste Aufenthaltsort für sie. Aber nicht genug, daß Wandel seine Tochter an einen Ort brachte, der ihr Ruhe und Sicherheit gewährte, er sorgte auch dafür, daß sie weder eine Nachricht an Mörz gelangen lassen, noch eine von diesem erhalten konnte; für Gertrud sollte Mörz verschollen und verloren sein. So nur hoffte Wandel am schnellsten und sichersten das Angedenken an Mörz aus Gertrud's Herzen zu vertilgen, um Raum für ein anderes Bild zu gewinnen, das den Rahmen würdig genug ausfüllte. Aber seine Rechnung war eine trügliche, denn die Liebe zieht stets ein anderes Facit, als der kalte Verstand, und seine Handlungsweise war eine grausame. So kam wohl Leid zu Leid und Schmerz zu Schmerz, aber unter Schmerzen und Leiden rankt die wahre Liebe am Herrlichsten empor.

Dadurch, daß man der Zimmer'schen Schauspielertruppe den besten Erwerb kürzte, brachte man sie in eine sehr schwere Nothlage und zwang sie, nach oft sehr verzweifelten Mitteln zu greifen, um eine Spanne Dasein zu fristen und sich nicht aufzulösen; aber die Mitglieder der Truppe hatten den festen Beschluß gefaßt, eher das Aergste zu ertragen, als einen Doppelverrath an Kunst und Freundschaft zu begehen. Doch fühlten sie, daß in Süddeutschland kein ergiebiger Boden mehr für sie zu finden, und daß sie für ihre Thätigkeit ein anderes Feld aussuchen müßten, wollten sie ihre Sache nicht noch schwerer schädigen und Mörz der Gefahr aussetzen, irgendwo abgefaßt und an Augsburg ausgeliefert zu werden. Norddeutschland war zum Zielpunct ausersehen worden, an Elbe, Weser und Nordsee hoffte man Entschädigung für den Verlust an der Donau zu finden, in den Residenzen und Seehandelsstädten. In einem Grenzorte des Herzogthums Braunschweig hatte die Schauspielertruppe einen vorübergehenden Aufenthalt genommen, um eine kurze Rast zu halten und sich einigermaßen auszuruhen und zu sammeln, denn die Strapazen der jüngsten Zeit hatten Menschen und Dinge angegriffen und forderten Ersatz. Es war auch hohe Zeit für die Truppe, lohnenden Erwerb und kunstgesinnte Gönner und Freunde zu finden, wollte sie nicht moralisch zu Grunde gehen. Es war keine glänzende Herberge, in der die Truppe Einkehr genommen, doch war am Orte keine bessere aufzufinden, die ihr Aufnahme gewährt hätte. Man hegte eine zu große Scheu vor allem fahrenden Volke, wozu man auch die Komödianten zählte, eine Scheu, die theilweise berechtigt war.

Martin kauerte in einer Ecke des rauchgeschwärzten Gastzimmers, des eine dichte Wolke von Fliegen durchsummte und deutliche Spuren auf dem primitiven Mobiliar hinterließ, und schnitzte mit großem Eifer an einem mächtigen Kreuzdornaste herum, ohne daß sich seine Absicht damit errathen ließ; neben ihm an einem plumpen, rohen Holztische, dessen massige Platte wohl noch keine Schutzdecke getragen, aber mancherlei lose Schnitzübungen an ihren Rändern aufwies, saßen einige Kunstjünger bei einem sehr frugalen Mahle, welches aus Schwarzbrod mit Salz bestand, zu dem ein Becher frischen, klaren Quellwassers als Tafeltrunk diente.

Mörz saß abseits an einem Pfeiler, unbekümmert um das Treiben seiner Collegen um sich her; den Kopf in die hohle Hand gestützt, schweiften seine Gedanken in die Ferne, ohne einen Zielpunct zu finden. Sein Wesen hatte die ursprüngliche Frische und Elasticität verloren, sein Aeußeres war vernachlässigt, sein Antlitz bleich. Zimmer selbst stand an einem der kleinen, trüben Fenster und las ein eben eingegangenes Schreiben, dessen Inhalt sehr wichtig sein mußte, wie aus dem lebhaften Mienenspiel des Lesenden deutlich zu sehen war, dessen Antlitz sogar der Schimmer eines freudigen Lächelns überflog. Als er gelesen und den Brief zusammenfaltete, fiel sein Blick von ungefähr auf Martin, der sich den von der ungewohnten Anstrengung ausgepreßten Schweiß abwischte und wehmüthig die schartenvolle Messerklinge betrachtete, die ihm den Dienst zu versagen schien. Zimmer trat näher an ihn heran und fragte mit einer deutenden Geberde:

„Was machst Du denn da so emsig?"

„Etwas für mich sehr Nothwendiges", antwortete mit ernster Miene der Komiker. „Ich schnitze mir einen Pilgerstab, mit dem ich durch die Lande wallfahrten will, um mitleidige Herzen zu rühren und eine Gnadenstätte zu finden, wo ich in Ruhe den Ertrag meiner Sammlung verzehren kann, oder eine Frau Venus, die mich huldreichst aufnimmt. Hier ist es so aus, denn wo der Jammer Einkehr hält, geht der Humor zum Teufel, und Narren ohne Witz laufen auf der Welt schon so viele herum, daß ich deren Zahl nicht noch zu vermehren brauche. Aber selbst diese Arbeit will mir nicht gelingen und kostet mich neben meinem sauern Schweiße noch eine gute Messerklinge."

„Gebt Euch nur zufrieden, meine lieben Kunstgenossen", nahm Zimmer das Wort. „Die guten Zeiten sind uns vielleicht näher, als wir denken. Der hochmächtige und kunstfreundliche Herzog von Braunschweig hat mir soeben schriftlich die Zusicherung seiner Gunst und das Versprechen gegeben: uns seinen hohen Schutz angedeihen zu lassen, und er ist einer der bravsten deutschen Fürsten."

„Versprechungen und Märzenschnee
Die bringen Herzen und Saaten Weh!"

trällerte Martin. „Versprechungen sind das billigste Futter, mit welchem die übermüthigen Großen die hungrigen Kleinen füttern, obendrein hat es noch den Vortheil, daß es gesund erhält, weil es nicht übersättigt."

„Wir haben noch wenig Ursache gehabt, darüber zu klagen', versetzte ernsten Tones Zimmer. „Und im vorliegenden Falle ist diese Voraussetzung sogar eine Verleumdung, wenn ich auch weiß, daß die Bemerkung nur ein Scherz sein sollte. Der edle Herzog von Braunschweig hat sich zuerst an mich gewendet, nicht ich an ihn."

„Mag schon so sein", nahm Klaus das Wort, „aber deshalb behält

doch Martin im Allgemeinen Recht. Wenn wir von den uns schon gemachten Versprechungen Hochmächtiger und Mächtiger irgend welchen Vortheil gezogen, so säßen wir zur Zeit nicht in der bitteren Noth. Aber es ist doch sehr sonderbar, daß so Viele uns ihre Gunst entzogen haben, die sonst gerade nicht den freien Reichsstädten hold sind, und noch dazu um einer Ursache Willen, über die sie selbst kaum die Achseln zucken würden."

„Mit Augsburg ist das auch etwas ganz Anderes", sagte Martin. „Dort ist der Pumpseckel für das ganze heilige römische Reich, in welchen die guten Habsburger schon tief hineingegriffen, und gar viele der deutschen Fürsten stehen begehrlich daran, mit der gewaltigen Kurkostenrechnung für das dreißigjährige Uebel in der Hand, das ihren Landen Mark und Blut ausgesogen hat. Sie müssen deshalb mit den stolzen Handelsherren schön thun, damit diese bereitwilliger ihre reichgefüllten Truhen öffnen, und die Fugger, Welser und Herwart gedeihen nicht hinter jeder Ringmauer!"

„Martin trifft stets das Rechte", versetzte Klaus und schlug zur Bekräftigung seiner Worte mit der Faust auf den Tisch. „Geht mir nur mit unseren lieben deutschen Fürsten, die uns wälsche Trillerschläger und französische Tänzer vorziehen, während sie uns armen Reichseingeborenen aus Gnade und Barmherzigkeit einen Brosamen von der vollen Tafel zuwerfen, wie etwa einem Lieblingshunde, wenn sie einmal wirklich belustigt sein wollen. Dann sind wir mit unserer edlen Kunst als Lückenbüßer gut genug, um ihnen zwischen Weinrausch und Halbschlummer das Zwerchfell zu kitzeln. Wenn es nicht zum Gotterbarmen wäre, so könnte es der Teufel holen! Die deutsche Kunst findet nur in dem deutschen Bürgerstande einen Nährer und Schützer, obgleich auch diesem erst das Verständniß dafür aufzudämmern beginnt und er in einer Fülle von Vorurtheilen steckt, und wer weiß, ob da nach Jahrhunderten schon Alles klar und gesichtet ist."

„Und weil es eben nur der Bürgerstand ist, der uns freundlicher aufnimmt, darum ist es eben sehr traurig, daß wir diesen Schützer und Nährer seit der verfluchten Augsburger Geschichte —"

„Was thust Du da", fiel Zimmer dem Sprecher mahnend in das Wort. „Laß ruhen, was unseren Frieden stören könnte."

„Aber wahr ist es, daß die Augsburger Jungfrauen noch Wenigen Glück gebracht haben, die ihnen zu tief in die Augen geschaut", meinte Martin.

Zimmer warf Martin einen so bedeutungsvollen Blick zu, daß dieser den Nachsatz unausgesprochen ließ, aber Mörz hatte die letzten Worte gehört und war hastig aufgesprungen und vorgetreten.

„Es beengt mir das Herz", sagte er, „daß ich Euch um meiner Schuld willen darben sehen muß. Am Besten wäre es für uns Alle gewesen, wenn Ihr mich an die Augsburger ausgeliefert hättet."

Zimmer's Stirn umwölkte sich.

„Auch der Unmuth darf nicht die Grenze überschreiten, wo er zur directen Klage und zum bitteren Vorwurf wird", versetzte er. „Aber das sind Alles Folgen des Müssiggangs, den wir jetzt pflegen, sind wir erst wieder in voller Thätigkeit, so schwindet dergleichen."

„Ueberhaupt solltest Du Dich schämen", sagte Klaus zu Mörz gewendet, „uns derartige Aeußerungen ins Angesicht laut werden zu lassen, die geradezu beleidigend für uns sind. Wir würden das kommende Gute gar nicht zu würdigen wissen, wenn wir das gegenwärtige Schlechte nicht mit Gleichmuth ertrügen."

Ihr würdet mir verzeihen und Nachsicht schenken, wenn Ihr wüßtet, was ich leide, wenn Ihr ahntet, was mir oft wie ein glühendes Schwert durch das Innere fährt und mich doch nicht tödtlich trifft", entgegnete Mörz. „Aber es bereitet mir unsäglichen Schmerz, daß ich Euch am Rande des Abgrundes und unsere geliebte Kunst mit Füßen treten sehen muß. Das ertrage ich kaum noch."

Zimmer trat an ihn heran und faßte ihn am Arme.

„Hänge nicht Dingen nach, die weder Dir noch uns Nutzen bringen, und versenke Dich nicht in Grübeleien, die das Herz nur schwerer machen", sagte er in aufmunterndem Tone. „Den Kopf hoch und die Brust frei! Das ist die Hauptsache, denn ein echter Künstler darf niemals verzagen. Die That gehört dem Augenblick und die Hoffnung der Zukunft, und Gott wacht über uns Allen! Das ist das zugleich Tröstende und Erhebende unserer menschlichen Bestimmung."

Aber Zimmer's aufrichtigen und gutgemeinten Worte verhallten lautlos an den Ohren des jungen Mannes, in dessen Brust ein längst gefaßter Vorsatz immer festere Gestalt zu fassen begann. Die schwere Nothlage seiner Collegen, die Verkümmerung seiner Kunst, die ihm als das Höchste galt, ihn von Vaterhaus und Familie gerissen und die Blutsverwandten entfremdet hatte und ihm just darum um so mehr ans Herz gewachsen war, hauptsächlich aber das Schicksal Gertrud's, von der er seit jener verhängnißvollen Nacht keine andere Kunde erhalten hatte als die, welche Lügnerin Fama ihm zuweilen zugeflüstert, drängten ihn zu einem verzweifelten Schritte. Er befand sich in einem Labyrinth ohne Ausgang, und das Leben hatte für ihn Werth und Reiz verloren. Seine Liebe war nicht mehr der leichtbeschwingte Falter, der sich auf dem goldenen Sonnenstrahl der Hoffnung von einer Blume zur anderen tragen ließ, um sich an Duft und Schönheit vollzusaugen, sie glich der gescheuchten Taube, die sich endlich den Fängen des sie verfolgenden Habichts willenlos zur Beute giebt. Was Mörz zu thun beabsichtigte, hielt er geheim, und seine Collegen gewahrten erst, was er gethan, als sie sich zum Aufbruch rüsteten, um einer erhaltenen Ordre des Herzogs von Braunschweig an Herrn von Zimmer nachzukommen. In der Stille der Nacht vor der Abreise war Mörz verschwunden, ohne ein Zeichen hinterlassen zu haben, wohin ihn sein Weg führe und ohne Valet. Aber da man allerseits seine Absicht sofort errieth, so war man höchlichst bestürzt, denn man ahnte und wußte, daß seiner in Augsburg ein trauriges Schicksal harre. Am tiefsten ergriffen war Zimmer selbst, der in Mörz die beste Kraft seiner Truppe verlor; er beschloß, Alles aufzubieten, um sich einen lieben Freund und seiner Kunst einen ihrer begeistertsten und treuergebensten Diener und Jünger zu retten.

III.

Feurig wollen, trotzig ringen,
Untergeh'n und nie vollbringen,
Ist der alte, große Schmerz!
Strachwitz.

Der Abend hatte bereits die Reichsstadt Augsburg in die dunklen Falten seines breit über die Erde dahinflatternden Mantels gehüllt, daran wie seltene Ordenszeichen die Sterne blitzenden Schein niederwarfen, von den

Thürmen läuteten die Glocken die Feierstunde und riefen zugleich mit ihren ehernen Zungen die gläubigen Christen zum Gebet.

In dem großen Erkerzimmer des Wandel'schen Hauses flammte schon Kerzenlicht, goß seinen bleichen Schein über das ebenso reiche als kostbare Mobiliar und beleuchtete eine in die Knie gesunkene Mädchengestalt, die mit frommgefalteten Händen still zu beten schien, und auch in Wahrheit betete. Es war Gertrud Wandel, die der Vater wieder in sein Haus zurückgeholt aus dem berühmten Badeorte, der ihr keine Heilung geboten. Ihre Krankheit hatte sich vielmehr zu einer Höhe gesteigert, daß ärztliche Kunst daran erlahmte; nach der Aussage eines kundigen Arztes könnte nur durch ein großes oder erschütterndes Ereigniß Heilung oder der Tod erfolgen, und Wandel hütete sich wohl, ein solches Ereigniß herbeizuführen. Er verstand sehr gut, was der Arzt meinte, er kannte sehr genau die Ursache einer Sehnsucht, die wie eine übermächtige Hand die Saiten der Nervenharfe Gertrud's erzittern ließ, daß sie zu zerspringen drohten; aber ehe er dem vermeintlichen Schänder seiner Ehre sein gerettetes Kind zum freudigen Lebensgenuß überließ, sollte sie lieber, rein und unbefleckt vom Hauche des Unreinen, der kalte Arm des Todesengels umschlingen. Er sprach dies unverhohlen aus, und wie Frosthauch über eine zarte Blüthe vernichtend weht, so wehte diese Nachricht todtbringend in das Herz Gertrud's. Wie war sie verändert, seit jener unglückseligen Nacht, die so viel Wehe über sie gebracht, und dennoch wie wunderbar schön. Aber es war nicht mehr die hochblühende Schönheit, die ihren sich voll und prächtig erschließenden Blüthenkelch dem Sonnenstrahl der Liebe zuwendet, um von seinen Gluthenküssen beseelt sich immer wonneduftender zu entfalten, es war eine Schönheit jener Art, die wohl ergreift, aber kein sehnendes Verlangen und keine anderen irdischen Gefühle mehr wachruft. Ihr zartes, bleiches Antlitz trug den magisch-anziehenden und zugleich mit Wehmuth erfüllenden Ausdruck, für den einzig das Wort Verklärung die richtige Bezeichnung ist. Es war, als ob bereits der Flügelschlag der Psyche die morsche Körperhülle durchbrechen wolle, um sich, befreit von den Erdenbanden, auf leuchtenden Schwingen in eine schönere Heimat aufzuschwingen. Die üppige Haarfülle umwogte ihr sorglos ungeordnet Schultern und Busen und ringelte auf ihr einfaches, blendendweißes Gewand tief hernieder; keine Blüthe schmückte ihr Haar oder Busen, dennoch erschien ihr ganzes Wesen engelhaft. Sie beendete eben ihr inbrünstiges Gebet, ein Gebet, das so recht aus der Tiefe ihrer Seele sich emporgeschwungen und fühlte sich erleichtert. Die höchste Freude und der tiefste Schmerz sind ja Gebet, gleichviel ob überlaut oder still. Gertrud hatte erduldet und erlitten, was nur ein liebendes Herz zu erdulden und zu erleiden vermag, aber Leiden und Dulden hätte ihre Seele muthig ertragen, ohne unter der Last zusammenzubrechen, doch die Last von Vorwürfen und Beschuldigungen, die man rücksichtslos darauf häufte, ertrug sie nicht und nicht die Bürde von Fühllosigkeit, die täglich und stündlich das Angedenken ihres Geliebten besudelte und verunglimpfte und ihr kein Wort der Vertheidigung für ihn gestattete. Das war der starre Frosthauch, der die Blüthe ihres Lebens knicken mußte, wenn er auch ihre Liebe nicht zu tödten vermochte. Eine Weile verharrte sie noch in knieender Stellung, von Bildern einer schönen Erinnerung umgaukelt; in langen Zügen schlürfte sie von dem süßen Zaubertranke, den ihr eine geheimnißvolle Hand kredenzte und vergaß die rauhe Wirklichkeit um sich her, als ein leichtes Geräusch an ihr Ohr schlug, ein Ton, wie aus einer anderen Welt sie umklang,

ein Laut der Freude, ein nur halb ausgesprochenes Wort des Entzückens, das blitzartig hinab in die Tiefen ihrer Seele drang. Sie erhob sich rasch, blickte um sich her und über ihr Antlitz flog es plötzlich wie ein Sonnenstrahl, denn da, dicht hinter ihr, stand er ja, der ihr ganzes Sein ausfüllte und dessen sie eben sehnend gedacht, für den sie eben ein Gebet zum Himmel gesandt, Heinrich Mörz. Tiefe Rosengluth übergoß ihre Wangen, als ob die Jugend all' ihre Pracht und Schöne in voller Frische darüber gebreitet, neue Lebenskraft durchsfluthete ihr wie ein Flammenstrom alle Adern und ihre Augen leuchteten in erhöhterem Glanze. Sie stieß einen Ausruf aus, einen so hellen, so innig jubelnden Ausruf, in dem alle Saiten ihrer Lebensharfe wie von der Hand eines Gottes angeschlagen in einem Accord rauschend zusammenklangen, sprang hurtig empor und flog in des Jünglings Arme, preßte ihn wie im Taumel des Entzückens fest an ihre Brust, bedeckte seinen Mund mit heißen, verzehrenden Küssen, ließ Auge in Auge sich in seliger Schauenslust versenken, während alle ihre Glieder wie vom Windhauch bewegte Blätter bebten, flüsterte dabei: „Heinrich! Heinrich —" Dann hörten die Glieder plötzlich auf zu beben, die Arme wurden schlaff, der Mund lautlos — stumm für dieses Leben.

Und als Mörz Gertrud, überwältigt von der Sturmesmacht des Momentes, fester an seine Brust schloß und nun mit einemmale ihr Körper schlaff wurde und ihre Arme sich von ihm lösten, ahnte er noch nicht, daß in dem vollen Jubelaccorde der Liebe ihr Herz ausgeklungen sei, hielt er es nur für einen Anfall von Schwäche, eine Abspannung nach so gewaltiger Aufregung und beugte sich über sie lauschend hinweg, umfaßte sie sorglich und ließ ihren Körper auf eine gepolsterte Ruhebank nieder. In diesem Augenblick trat geräuschlos durch eine Seitenthür eine schon bejahrte, hohe Mannesgestalt mit hartem, strengen Gesichtsausdruck, blieb einen Moment überrascht stehen, dann schritt er rasch an die Gruppe heran. Es war Gertrud's Vater. Mörz sank eben wie von einem Todespfeil getroffen in die Knie neben der Ruhebank, denn nun erst gewahrte und fühlte er, als kein Athemzug die jungfräuliche Brust mehr hob und leise über ihre Lippen fächelte, als ihre Augen glanzlos und starr wurden, daß der letzte, stolze Hauch der Leidenschaft die zarte Blüthe entblättert habe. Ein namenloses Wehe durchdrang mit Blitzesgewalt sein ganzes Wesen und raubte ihm fast die Besinnung, und gleichgültig für das, was um ihn her vorging, konzentrirte sich all seine Seelenthätigkeit in seinem auf dem Körper Gertrud's haftenden Blicke. Der Patrizier Wandel trat bedachtsam dicht an die Ruhebank heran, als wolle er die Beiden überraschen, aber es erfaßte ihn doch eine ganz eigene Empfindung, als er sie regungs- und bewegungslos verharren sah und ein Gefühl von Bangigkeit beschlich ihn. Mit einem Blicke halb der Neugier, halb der Besorgniß, beugte er sich über die Gruppe, doch als er den Jüngling erkannte, schwand blitzschnell jede weichere Regung aus seinem Innern, über sein Antlitz zog es wie ein drohendes Ungewitter und ein triumphirendes, grausames Hohnlächeln spielte flüchtig um seine Lippen. Einen forschenden Blick auf seine Tochter werfend, griff er nach ihrer schlaff herniederhängenden Hand, betastete er ihr von einem seligen Lächeln überbreitetes Antlitz, als wolle er sich erst vergewissern, dann richtete er sich hastig empor, ohne Mörz aus den Augen zu lassen, ergriff eine auf einem Tische stehende Glocke und läutete heftig. Aber Mörz verharte wie festgebannt in seiner Stellung. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den alten Mann zur

Seite zu schleudern, das Haus zu verlassen und durch die Dunkelheit begünstigt zu entfliehen, doch er vermochte kein Glied zu regen, selbst nicht als der Ton der Glocke ihn aufschreckte und er den Patrizier Wandel drohend vor sich stehen sah. Ein Diener trat herein, prallte jedoch vor dem Anblick, der sich ihm hier darbot, erschrocken zurück und blieb bestürzt am Eingange stehen. Wandel herrschte ihm mit harter Stimme zu:

„Rufe mein ganzes Personal schleunigst herbei! Dann begieb Dich in Eile auf das Rathhaus und entbiete mir Büttel und Stadtsöldner! In meinem Hause ist ein Verbrechen unerhörter Art begangen worden! Fort!" Dem gebieterischen Winke seines Herrn gehorsam entfernte sich der Diener, um die erhaltenen Aufträge zu erfüllen. Noch immer war für Mörz die Möglichkeit vorhanden, der drohenden Gefahr zu entrinnen, aber die helle Fackel der Lebensfreude war ihm zu jäh erloschen und hatte ihn zu plötzlich in grausige Finsterniß gehüllt, als daß das Leben selbst überhaupt noch irgend welchen Werth für ihn gehabt hätte und so ließ er die günstige Frist verrinnen. Diener mit Lichtern, ein Schöppe mit Stadtsöldnern und Bütteln mit Fesseln in den Händen traten ein. Wandel ging den eintretenden Gerichtspersonen einen Schritt entgegen, und auf den noch immer theilnahmlos für Alles in seiner knieenden Stellung verharrenden Mörz deutend, sagte er mit strengem, hartem Tone:

„Hier habe ich den langgesuchten Mörder des Kaufherrn Hubert, dem es an dem einen Opfer nicht genügte und der als zweites Opfer das Leben meiner Tochter genommen hat! Ertappt auf frischer That, soll der Verbrecher nicht mehr dem Arme der strafenden Gerechtigkeit entrinnen. Ergreift ihn und führt ihn vor seinen Richter, damit die grause Blutschuld endlich gesühnt werde."

Als die rauhen Hände der Büttel Mörz berührten, da erst schnellte dieser jäh empor. Die gegen ihn erhobene, grause Anklage hatte ihn mit neuer Lebenskraft durchgossen, und das Gefühl des ihm geschehenen Unrechts verlieh ihm Worte der Vertheidigung.

„Es ist unwahr, was Euch der Schmerz jetzt sagen ließ! Ich habe zwar den mich hinterrücks meuchlerisch anfallenden Patrizier Hubert erschlagen, doch geschah dies in ehrlicher Vertheidigung meines Lebens und Jeder von Euch hätte an meiner Stelle ebenso gehandelt, denn das Leben ist Jedem das höchste und unersetzlichste Gut. Aber diesen Engel hier', sagte Mörz, auf Gertrud's Leiche deutend mit erhobener Stimme, „dieses reine, unbefleckte Wesen habt Ihr durch Eure Härte und Herzlosigkeit getödtet; langsam, Tropfen für Tropfen habt Ihr ihm das tödtliche Gift eingeflößt, bis es genug war; dieses weiche, süße, zartfühlende Herz habt Ihr mit rauher, kalter Hand unbarmherig zerdrückt, weil es gewagt in voller, reiner Liebe zu schlagen, und nun wollt Ihr die schwere Schuld von Euch wälzen. Doch gleichviel was Ihr thut, hat doch dies Herz in voller, seliger Liebeslust an meinem Herzen ausgeschlagen, und für diesen höchsten Preis gebe ich gern mein Leben hin."

Ein kaltes Lächeln überflog Wandel's Züge.

„Vertheidigt Eure Thaten dort, wo die Vertheidigung derselben am Orte ist und gefordert wird", sagte er und zu dem Schöppen gewendet setzte er streng hinzu: „Und Ihr thut Eures Amtes!"

Auf einen Wink des Schöppen wurden Mörz Fesseln angelegt.

„Fürchtet nicht, daß ich zu entfliehen trachte! Dann hätte ich mich nicht

selbst Euch ausgeliefert“, rief Mörz. „Mein Leben hat seinen Werth verloren und mein höchstes Kleinod trägt bereits ein Engel dorthin, wo sich keine gierige Frevlerhand mehr danach ausstreckt und es unverloren für mich ist. Ein Opfer wollt Ihr noch zur Sühne haben, so nehmt es hin!“

Mörz wurde von den Stadtsöldnern abgeführt, indeß der Schöppe das Blutgericht berufen ließ, um dem gefangenen Verbrecher sein Urtheil zu sprechen

---

IV.

Wie stets am allerletzten vergilt die Liebe mit Leid.
Niebelungenlied.

Mächtige Fürsprache von einzelnen Fürsten, Warnungen und sogar Drohungen gebietender Herren hatte sich der Herr von Zimmer nicht ohne Mühe zur Rettung seines Lieblings und Freundes Mörz zu erringen gewußt, um so ausgerüstet zum Werke schreiten zu können, aber es war doch darüber einige Zeit verflossen, trotz allem Drängen und aller Hast. Aber Zimmer wollte erst vorsorglich mit alle dem versehen sein, was er zu seinem Befreiungswerke für nöthig erachtete, und glaubte nicht, daß sich das hochnothpeinliche Gericht von Augsburg gerade in diesem Falle mehr als gewöhnlich beeilen würde. Es war ein ziemlich frischer, klarer Herbsttag, als Zimmer endlich die Zinnen der Reichsstadt vor sich auftauchen sah und nun sein Roß zu schnellerem Laufe anspornte, um nicht zu spät sein Ziel zu erreichen. Doch wurde ihm mit einem Male so sonderbar zu Sinne, als er das Weichbild Augsburg's beschritten und bang klopfte ihm das Herz, wie er in die breite Fahrstraße lenkte, die in die Stadt ausmündete. Er wußte sich das nicht zu deuten, und schrieb es übergroßer Abspannung zu, die naturgemäß ebenso großer Aufregung folgen mußte. Aber je mehr er sich der stolzen Reichsstadt näherte, je mehr erschien ihm Alles um sich her unter eine eigenthümliche Beleuchtung gerückt und verändert, als ob eine endlose Zwischenzeit zwischen seiner letzten Anwesenheit in Augsburg und heute läge. Sein hoffnungsfreudiger Muth machte einem Gefühle der Besorgniß Platz, das sich seines ganzen Wesens bemeisterte, und seine unternommene Mission kam ihm immer seltsamer vor, wie ein Unternehmen, dessen Folgen er gar nicht zu berechnen vermöchte, und er versank in düstere Träumereien. Aus diesen wurde er durch einen grüßenden Anruf aufgeschreckt, den ihm ein ihm Begegnender zurief. Dieser hatte Zimmer schon eine Weile forschend ins Auge gefaßt, schien jedoch unsicher über die Person, bis er sich durch den näheren Augenschein von der Wirklichkeit derselben überzeugte. Er vertrat Zimmer den Weg und rief ihm fragend zu:

„Seid Ihr's denn in Wahrheit, Herr von Zimmer?“

Zimmer fuhr empor und hielt sein Roß an, um den Gruß zu erwiedern und Rede zu stehen und war froh, seiner beängstigenden Stimmung entrückt zu sein. Als er nun gar einen alten Bekannten vor sich sah, fiel es ihm wie Alpdruck von der Brust. Lächelnd nickte er dem vor ihm Stehenden zu und reichte ihm die Hand zum Gruße entgegen.

„Ich denke, daß ich kein Anderer geworden bin, mein lieber Herr Werther“, antwortete er. „Seltsam genug, daß Euch mein Anblick so sehr überrascht, als sei meine Ankunft hier eine über alle Maßen unerwartete! Freilich habe ich diesen Boden eine ziemlich lange Weile nicht mehr betreten

und auch heute nur vorübergehend, aber ich hoffe, hier immer noch in gutem Angedenken zu stehen?"

„Das ist auch der Fall", entgegnete Werther. „Aber wollt Ihr nicht aus dem Sattel steigen und hier im „Goldenen Einhorn" mit mir eine kurze Einkehr halten? Es winkt uns just so einladend entgegen und ich hätte Lust, mit Euch noch ein paar vertrauliche Worte zu plaudern, wozu ein guter Trunk immer passend ist. Ihr wißt ja, daß ich Kunst und Künstler liebe! Auch sind, wie ich sehe, Mann und Roß einer kurzen Rast bedürftig."

Zimmer hielt noch immer den Zügel seines Pferdes fest in der Hand und machte keine Anstalt, abzusteigen.

„Verzeiht, wenn ich Euer freundliches Anerbieten für den Moment von der Hand weise", sagte er. „Wir sind ja dicht an den Thoren Augsburgs und mein Auftrag erleidet keinen Aufschub, da es sich um die Befreiung eines mir und wohl auch Euch lieben Bekannten handelt."

Werther schaute wieder seltsam fragend auf.

„Das ist freilich ein Anderes", sagte er. „Aber darf man nach dem Namen des lieben Bekannten fragen?"

„Er ist kein Geheimniß", antwortete Zimmer. „Dieser liebe Bekannte ist mein Heldenspieler Heinrich Mörz."

„Mörz?" gegenfragte Werther mit sonderbar schwerer Betonung, „Heinrich Mörz, der die großen Männer des Alterthums so gut zu tragiren verstand, als ob er selbst ein Stück davon im Herzen trage?"

„Derselbe. Wundert Euch das?"

Der Gefragte schwieg eine Weile und antwortete dann zögernd:

„Da kommt Ihr zu spät."

„Zu spät?"

„Ja, denn Mörz ist ja bereits frei."

Die Worte klangen so seltsam, daß Zimmer den Sprecher überrascht anschaute.

„Was Ihr da gesprochen, hätte ein wenig besser und vor allen Dingen verständlicher für mich klingen können", versetzte er und ließ den bereits angezogenen Zügel des Rosses wieder fahren. „Wenn Mörz jedoch frei ist, so hat er ohne Zweifel bereits Augsburg verlassen und ist auf dem Wege zu mir."

„Er hat im Gegentheil hier bleibenden Aufenthalt genommen."

„Bleibenden Aufenthalt?" gegenfragte staunend Zimmer. „Was ist dann mit Gertrud Wandel? Ihr wißt doch, daß sich die Beiden liebten?"

„Ich weiß", war die lakonische Antwort. „Sie sind nun vereint."

Zimmer schaute Werther so durchdringend an, als wolle er in seinen Zügen lesen.

„Das klingt immer räthselhafter", sagte er. „Aber wollt Ihr nicht die Güte haben, mich verständlicher zu bescheiden, oder noch besser, mich zu Mörz zu geleiten?"

„Ihr würdet mir dafür wohl kaum Dank zollen", war die kühle, eintönige Erwiederung.

„Ihr schließt Räthsel an Räthsel", versetzte Zimmer. „Ich bitte Euch, mir die Lösung zu geben!"

„Auch wenn sie Euch nicht gefallen sollte?"

„Auch wenn sie mir nicht gefallen sollte. Ich will die Wahrheit wissen."

„Dann steigt vor allen Dingen ab und zieht Euer Roß in den Her-

bergsstall", sagte Werther. „Der Weg, den ich Euch führen werde, ist ein wenig zu steil und zu schmal für Roß und Mann zugleich, und nicht so lang, um zu ermüden. Aber da Ihr ein beherzter Mann seid, der nicht so leicht die Fassung verliert, so will ich Euch zu Willen sein."

Zimmer schwang sich rasch aus dem Sattel, übergab das Pferd einem aus dem Gasthause dienstbereit herantretenden Knechte und trat mit Werther in die ziemlich einsame Gaststube des Einhorns. Es hatte sich eine Regung seines ganzen Wesens bemächtigt, der er nicht Herr werden konnte.

„Gebt uns einige Becher Wein und einen kleinen Imbiß!" rief Zimmer dem Gastwirth zu, der den Eintretenden mit freundlichem Gruße entgegenkam und sich nun beeilte, das Verlangte herbeizuschaffen. Die beiden Männer nahmen an einem Tische Platz, aber es wollte kein Gespräch zwischen ihnen aufkommen und schweigend verzehrten sie den ihnen vorgesetzten Wildbraten und leerten ebenso schweigend ihre Becher. Es war, als ob sich Beide scheuten, ein Thema anzuschlagen. Zimmer erhob sich zuerst und wandte sich an Werther mit der Frage:

„Seid Ihr bereit, mich zum Ziele zu führen?"

Schweigend nickte Werther dem Frager bejahend zu, erhob sich von seinem Sitze und schritt Zimmer voran, der die Zeche berichtigte und Anordnungen wegen seines Pferdes ertheilte. Es war ein unfreundlicher und wie es schien von Menschen gemiedener Weg, auf dem Beide lautlos dahinschritten. Niederes Gestrüpp säumte seinen Rand, aus dem nur einzelne höhere Bäume emporragten, auf deren Aesten sich Rabenvögel wiegten und mit heiserem Gekrächz die beiden Wanderer begrüßten, oder aufgescheucht mit schwerfälligem Flügelschlage weiter flatterten. Der Herbstabend begann bereits seine fahlen Schatten auf die öde, unbebaute Stätte niederzubreiten, aus der nur hier und da einzelne Halme und Unkraut emporlugte. Je weiter sie dahinschritten, je höher wuchs das Gefühl der Bangigkeit in Zimmer's Brust, plötzlich stockte sein Fuß und wie Fieberfrost überlief es ihn, als er um sich schaute und gewahrte, daß sie am Fuß der Richtstätte angelangt.

„Mann, sagt mir um Gottes Willen, wohin führt dieser entsetzliche Weg?" fragte er mit dumpfem, bebendem Tone.

„Zu unserem Ziele", war die dumpfe, eintönige Antwort.

„Und wo ist hier Mörz's Wohnung zu finden?"

„Dort", antwortete Werther, auf einen formlosen, unscheinbaren Erdhügel deutend, über welchen der rauhe Herbstwind falbe Blätter und abgewelkte Blumen einen Wirbeltanz halten ließ.

Da überwältigten Schmerz und Rührung Zimmer so, daß er sich auf Werther stützen mußte. Nun waren ihm alle Fragen beantwortet, alle Räthsel gelöst und weinend sank er an dem Hügel still betend auf die Knie, während Werther mit gefalteten Händen neben ihm stand. Das Augsburger Blutgericht hatte sich beeilt, das vergossene Patrizierblut zu sühnen, und Zimmer war zu spät gekommen, um Mörz zu retten, von dessen tragischem Schicksal in jener Zeit noch keine schnelle Kunde umlief in der Welt. Da, am Fuße der düsteren Richtstätte schlief eingesargt und eingescharrt von Henkershand der arme Heinrich der Vierte.

Hygieinische Streifzüge.

Von **W. v. T.**

„Der Mensch ist was er ißt", d. h. der menschliche Körper besteht aus nichts anderem als aus den verschiedenartig umgeformten Nahrungsmitteln, welche er zu sich genommen hat. Denn die Speisen gleiten nicht etwa ohne nachhaltige Wirkung durch den Körper hindurch, sondern sie werden zu Bestandtheilen des Körpers, der sich ja durch den Lebensproceß in allen seinen Theilen fortwährend abnutzt und also fortwährenden Nachschubes bedarf (Stoffwechsel). Mit jedem Hauch athmen wir einen Theil des Wassers aus, welches wir getrunken, und der Speisen, die wir genossen, nachdem dieselben in unser Fleisch und Blut übergegangen und eine Zeit lang Bestandtheile unseres Körpers gewesen waren.

Man hat den Körper mit einem Ofen verglichen, der vermittels der Nahrung geheizt wird. Der Vergleich ist jedoch einseitig, denn das Heizen, die Wärmebildung, ist eine viel unwichtigere Wirkung der Nahrungsmittel als die Neubildung der sämmtlichen Körpertheile. Diese Neubildung geht vor sich, nachdem die Nahrung ins Blut übergegangen ist; denn nicht blos der Wein „geht ins Blut", wie man zu sagen pflegt, sondern Brod, Butter, Käse, Fleisch und alle anderen Nahrungsmittel, die verdaut werden, gehen ebenfalls ins Blut, und zwar auf folgende Weise.

Die zwischen den Zähnen zerkleinerte Speise gelangt durch die Speiseröhre hinab in einen länglichen, häutigen Sack, den Magen, dessen Wände eine Anzahl Drüsen enthalten, welche den zur Verdauung erforderlichen Magensaft absondern. Der Magensaft wirkt auf die Speisen, während dieselben durch Bewegungen der Magenwände hin und her geknetet werden, lösend ein und zersetzt sie außerdem größtentheils in einfachere chemische Verbindungen. Nach zwei- bis dreistündigem Aufenthalt im Magen ist das Genossene in einen flüssigen Brei verwandelt, der durch den Pförtner, die Ausgangsthür des Magens, in den Zwölffingerdarm und Dünndarm gelangt. Letzterer hat auf der ganzen Innenfläche zottige Hervorragungen, welche die flüssigen Bestandtheile des Speisebreies aufsaugen und diesen Speisesaft oder Chylus durch die feinen Chylusgefäße, die sich allmälig zu stärkeren Aesten vereinigen, in den sogenannten Milchbrustgang schicken. Dieser ergießt seinen Inhalt, den ehemaligen Chylus, der unterwegs bedeutend modificirt und dem Blute ähnlicher geworden ist, in die große Hohlader kurz bevor dieselbe in die rechte Vorkammer des Herzens einmündet. Das mit neuen Bestandtheilen versehene Blut wird nun durch rhythmische Contractionen der Herzmuskeln aus der rechten Vorkammer in die rechte Herzkammer, und aus dieser in die Lungenarterie gepreßt, worauf es in den Capillaren der Lunge cursirt und durch die Lungenvenen in die linke Vorkammer des Herzens zurückkehrt (sog. kleiner Kreislauf). Aus dieser wird es in die linke Herzkammer und von hier endlich in die große Körperschlagader, Aorta, getrieben. Die Aorta theilt sich in mehrere Aeste, und diese wieder in unzählige kleinere und kleinste

Zweige, die sich im ganzen Körper verbreiten und alle Theile desselben mit Blut versorgen. In den feinsten Endverzweigungen der Aorta, den Capillaren oder Haargefäßen, ist die Stätte, wo die Um- und Neubildung der Körperbestandtheile vor sich geht. Durch die äußerst feinen Wandungen der Capillaren nämlich giebt das Blut neue, frische Bestandtheile an die einzelnen Körpertheile ab und empfängt dafür von denselben alte verbrauchte, welche noch weiter zersetzt und endlich vermittels der Ausscheidungsorgane: Lungen, Haut und Nieren aus dem Körper entfernt werden. Die Capillaren vereinigen sich wieder zu stärkeren Zweigen, diese zu größeren Aesten und letztere endlich münden als große Hohlader, wie bereits erwähnt, in die rechte Vorkammer des Herzens ein (sogen. großer Kreislauf). So haben wir gesehen, wie die Speisen ins Blut übergehen (mit Ausnahme des verhältnißmäßig geringen Bruchtheils, der im Dünndarm nicht resorbirt, sondern in den Dickdarm weitergeschoben und durch diesen schließlich ausgeschieden wird) und wie sie dann, in Blut umgewandelt, zu Bestandtheilen des Körpers werden, so daß letzterer thatsächlich aus dem besteht, was wir zu uns nehmen, was wir essen und trinken.

Zwei Erfordernisse sind es, die wir an unsere Speisen zu stellen pflegen: daß sie nahrhaft und daß sie leicht verdaulich seien. Das Erforderniß des Wohlgeschmacks trifft mit diesen beiden meistens zusammen. Würden wir nur solche Nahrungsmittel zu uns nehmen wie Milch, weiche Eier, kräftige Bouillon, deren sämmtliche Bestandtheile im Dünndarm aufgesogen werden, so würde die Nothwendigkeit einer Ausscheidung durch den Darm fast ganz wegfallen. Die meisten Speisen aber enthalten neben den nährenden Stoffen noch Beimischungen, welche der Körper nicht gebrauchen kann; je weniger nun von letzteren und je mehr von ersteren in einer Speise enthalten ist, um so zuträglicher, um so nahrhafter ist dieselbe. Es sind von verschiedenen Physiologen Tabellen aufgestellt worden, in welchen die Nahrungsmittel je nach ihrem Gehalt an solchen Stoffen, welche zugleich die elementaren Baustoffe des menschlichen Körpers sind, aufeinander folgen. Fast sämmtliche Speisen sind auf ihren „Nährwerth“ hin chemisch geprüft und es ist constatirt worden, wieviel Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff ꝛc. eine jede enthält. Diese Tabellen sind indeß für den Laien von sehr zweifelhaftem Werthe. Scheinbar leicht verständlich, verführen sie Manchen dazu, den theoretischen Chemismus in der Praxis einzubürgern, wobei häufig die krassesten Irrthümer und Mißverständnisse vorkommen, so daß der wahre Zweck völlig verfehlt wird. Denn es kommt weit weniger darauf an, wie viel von jenen elementaren Baustoffen des Körpers eine Speise enthält, als in welchen Verbindungen sie dieselben enthält; nicht nur der Nährwerth, sondern die Assimilationsfähigkeit ist zu berücksichtigen.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Nahrungsmittel ausführlich zu behandeln. Es soll hier nur kurz bemerkt werden, daß Milch, Eier, Käse, Butter und Schwarzbrod wie die einfachsten und billigsten, so auch die zuträglichsten Speisen sind; daß das Fleisch nicht ausgekocht werden darf, bis die bloße zähe Muskelfaser übrig bleibt, welche nichts dem Körper Nützliches mehr enthält, sondern daß es nach englischer Manier zubereitet werden muß, um den Saft darin zurückzuhalten; daß Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen) noch nahrhafter sind als Fleisch und namentlich durch ihren Gehalt an phosphorsauren Salzen dem Körper nützen; daß die grünen Gemüse zuträglich sind wegen der in ihnen enthaltenen Pflanzensäuren, welche lösend auf

[illegible] lung der
[illegible] langen bis
[illegible] einzelnen
[illegible] re, welche
[illegible] Hungiss,
[illegible] ten nach
[illegible] [illegible]
[illegible] neue Ver
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] Ver ... den Tod
[illegible] [illegible] und
[illegible] werden,
[illegible] nehmen, noch
[illegible]
[illegible] entgegen
[illegible] das
[illegible] [illegible]
[illegible] kräftige
[illegible] treten,
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] Ban-
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] jede
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

Liebeswerbung.

Nach dem Gemälde von C. Hoff.

die übrigen Nahrungsmittel, namentlich auf den Faserstoff des Fleisches einwirken; daß die Kartoffel wenig nährt, nur durch Beförderung der Wärmebildung nützt und nicht übermäßig genossen werden darf; und endlich, daß ein entsprechender Zusatz von Gewürzen, namentlich von dem uns unentbehrlichen Kochsalz, die Absonderung der Magensäfte anregt und somit die Verdauung wesentlich befördert.

Da übermäßiger Fleischgenuß, wie ärztlich constatirt worden ist, unter Umständen dem Körper schaden kann, so beruft sich hierauf die bekannte Secte der Vegetarianer, die den Genuß jeglichen Fleisches vermeiden. Sie befinden sich bei dieser Nährweise meist sehr wohl und haben somit den Beweis geliefert, daß der Mensch ohne Fleisch existiren *kann*. Keineswegs aber ist dadurch bewiesen, daß man den Fleischgenuß vermeiden *soll*. Der Mensch ist vielmehr seiner ganzen Organisation nach sowohl zu Fleisch- wie zu Pflanzennahrung geschaffen, denn sein Gebiß wie sein Verdauungssystem ist für beide Arten eingerichtet, sodaß es angemessen erscheinen muß, sich von gemischter Kost zu ernähren. Doch darf das Verhältniß der Fleisch- zur Pflanzennahrung kein constantes sein, sondern es muß sich je nach dem Maße unserer Arbeitsleistung und Wärmeabgabe modificiren, sowie sich hiernach auch die Quantität unserer Nahrung richten sollte. In kalter Luft oder bei starker Thätigkeit ist der Stoffumsatz lebhafter und reichlicher und der Körper verlangt zur Neubildung verbrauchter Theile, sowie zur Wärmebildung eine nicht unbedeutende Quantität Nahrung, und am liebsten animalischer Kost. In warmer Luft geht der Stoffumsatz weniger lebhaft vor sich und der Körper bedarf keiner Erwärmung von Innen heraus, verlangt daher nur eine geringe Quantität Nahrung und kann sich mit vegetabilischer Kost begnügen. Wenn daher im Süden wenig oder gar kein Fleisch gegessen wird, wenn der neapolitanische Lazzarone unter dem Einfluß eines warmen Himmels und sehr geringer Arbeitsleistung mit saftigen Früchten und einer Hand voll Maccaroni täglich sein Leben fristet, so ist dies leicht erklärlich und angemessen; bei unserer thätigeren Lebensweise und unserem rauheren Klima ist jedoch eine größere Quantität Nahrung und ein entsprechender Fleischgenuß Jedem zuträglich und durchaus zu empfehlen.

Ueber die Art und Weise des Essens ließe sich nur zu viel sagen und kann man darüber in öffentlichen Speisehäusern, an der Table d'hote wie im Familienkreise ebenso lehrreiche wie unangenehme Beobachtungen anstellen. Die meisten Monita würden indeß dem Gebiete der Aesthetik und Anstandslehre angehören und sollen daher an dieser Stelle unterdrückt werden. Hier soll nur auf zwei Puncte hingewiesen werden: auf die Schädlichkeit des Genusses zu heißer Speisen und auf die Wichtigkeit des Kauens. Der Volksmund, der oft unbewußt das Richtige trifft, sagt, wenn Jemand zu schnell und hastig seine Speisen hinunterschlingt: das kann ihm unmöglich gedeihen. Und das kann es auch in der That nicht. Zu heiße Speisen schmecken nicht, verderben die Zähne und schädigen die Schleimhäute des Schlundes und Magens. Unzerkaute Speisen werden nicht gehörig verdaut und verlassen den Darmkanal, ohne daß ihre nährenden Bestandtheile haben resorbirt werden können. Das Kauen nämlich ist von größter Wichtigkeit durch die Zerkleinerung der Speisen und deshalb weil durch die Absonderung der Speicheldrüsen während des Kauens schon eine Art Vorverdauung herbeigeführt wird. Gelangt das Zerkaute dann in den Magen, so haben die Magensäfte leichtes Spiel, die zerkleinerten und schon halb gelösten Speisetheilchen vollends

aufzulösen und in den Zustand des flüssigen Speisebreies überzuführen, ein Zustand, der für den Uebergang der Speisen ins Blut unumgänglich nothwendig ist. Was nicht gelöst wird, kann nicht resorbirt werden, geht also nicht ins Blut und kann daher dem Körper keinen Nutzen bringen. „Man lebt nicht von dem, was man verspeist, sondern von dem, was man verdaut."

Es ist in neuerer Zeit viel darüber gestritten worden, wann und wie oft am Tage man essen soll, und ist an vielen Orten, namentlich in den Großstädten, die englische Sitte des späten Mittagessens adoptirt worden. Und nicht mit Unrecht, denn in der That hat die Sitte, den Tag durch die Hauptmahlzeit in zwei gleiche Hälften zu theilen, zwar eine tausendjährige Tradition, aber wenig Vortheile für sich. Die Mittagsstunde als Norm für die Hauptmahlzeit ist durch Karl den Großen eingeführt worden, der damals wohl seine guten Gründe dafür gehabt haben mochte; aber so zweckmäßig diese Einrichtung für damalige Zustände gewesen sein kann, so unzweckmäßig ist sie heute. Nach einer kräftigen Mittagsmahlzeit nimmt das Verdauungssystem eine verhältnißmäßig sehr große Blutmenge in Anspruch, entzieht dieselbe dem Gehirn sowohl wie dem Muskelsystem und schwächt dadurch die Arbeitsfähigkeit des Körpers für zwei bis drei Stunden. Zwingt man sich aber, die Trägheit zu überwinden und den Widerwillen gegen die Arbeit zu besiegen, so geschieht dies wiederum nur auf Kosten der Verdauung, welche dadurch erheblich gestört wird. Arbeit und Verdauung lassen sich schlechterdings nicht vereinigen. Nun ist aber die Lebensweise der meisten Menschen der Art, daß sie sich nicht Nachmittags die zur Verdauung nöthige Ruhezeit gönnen dürfen, sondern mit vollem Magen wieder an die Arbeit gehen müssen. Folge davon ist, daß entweder die Arbeit schlecht ausfällt, oder der Körper leidet. Besser wäre es daher, die Arbeitsstunden würden nur durch ein Frühstück, etwa um zwölf Uhr, unterbrochen, und die Hauptmahlzeit erst um fünf oder sechs Uhr eingenommen, der Rest des Tages dann der Erholung gewidmet; bei dieser Einrichtung würde Zeit erspart, besser gearbeitet und die Ernährung des Körpers nicht benachtheiligt werden.

Im Edelhof.

Ein Seelenbild aus Rußland. Von **M. v. Auenbrugg.**

Die Landschaft, die sich zu beiden Seiten des Weges erstreckte, war ziemlich monoton. Mais- und Weizenfelder, Wiesen, hier und da ein kleines Bächlein von verkrüppelten Erlen umgeben, und in der Ferne runde Bergkuppen, das war Alles, was sich dem Anblicke darbot, dazu wirbelten unter den Hufschlägen der Pferde dicke Staubwolken auf, und meine Telega (leichter Wagen) schwankte auf dem holperigen Wege so bedächtig hin und her, als ob sie allmälig ganz stehen bleiben wollte.

Was war natürlicher, als daß ich in einen elegischen Halbschlummer verfiel. Ein mir freundlich gesinnter Traumgott hob mich auf das Verdeck eines Schiffes, spannte den blauesten seiner Himmel vor mir auf, streute die rosigsten Wolken darüber hin und war gerade im Begriff mir das Naturschauspiel eines Sonnenaufgangs vorzuführen, als mich die rauhe Wirklichkeit in Gestalt der nervigen Hand meines Kutschers erfaßte und auf die staubige Landstraße zurück versetzte. Meine Telega stand stille und bedeutend nach einer Seite geneigt, der Kutscher fluchte, hieb auf die Pferde los, gab dem Gefährte einige Fußtritte und sah mich zornig an, als ob mein harmloser Halbschlummer an allem Schuld wäre.

„Was giebt's, was ist geschehen? Ist das Steuer gebrochen?" fragte ich noch immer vom Einflusse des Traumes beherrscht.

„Was kann da von einem Steuer die Rede sein! So lange ich Kutscher bin, hat der Wagen kein Steuer und kein Ruder gehabt! Das Rad ist gebrochen, der Teufel soll's holen."

Was war da zu thun? Ich stieg ab, besichtigte den Schaden von allen Seiten, das Rad war wirklich gebrochen und da bekanntlich eine Telega mit drei Rädern nicht fahren kann, sah ich meinen Kutscher, der fort und fort fluchte, rathlos an und bekam dafür einen verweisenden Blick, der wohl sagen wollte: „Wie kann man auch so spät von der Jagd heimkehren, noch dazu, wenn man so weit vom Hause entfernt ist!"

„Ist hier kein Gehöft in der Nähe?" wandte ich mich an ihn, er zuckte nur die Achseln. „Einige zwei Werst von hier ist das nächste", gab er knurrend zurück, „aber der Teufel soll mich holen, wenn wir den Karren bis hin bringen", dabei stieß er zur Bekräftigung mit der Faust an die Telega, die in ihren Fugen krachte und setzte sich auf einen Grenzstein, zog seinen Zündschwamm heraus und begann sich eine Pfeife zu stopfen. Meine Geduld hatte ihr Ende erreicht.

„Glaubst Du, daß wir hier übernachten werden? Schnell, binde das schadhafte Rad so gut es geht mit Stricken zusammen und mach' rasch, daß wir fortkommen, verstehst Du?"

Das zündete. Wie der Blitz fuhr der Bursche in die Höhe, holte einen Strick, den unsere Kutscher stets bei sich tragen, aus seiner Rocktasche hervor und begann mit meiner Hülfe dem kranken Rade ärztlichen Beistand zu lei-

sten. Im Verlaufe von wenigen Minuten klapperte die Telega wieder auf der Landstraße weiter, ich, mein Hund und der Kutscher gingen nebenher.

„Was ist das für ein Gehöft, von dem Du vorhin sprachst?"

„Es ist der Edelhof der Pantaleona Ivanowna-Kalitin, einer Barynja (Gutsherrin), die den Teufel im Leibe hat und mit der Knute umzugehen weiß, wie ein Kosack."

„Lebt sie unverheirathet?"

„Ja, das heißt, sie hat schon zwei Männer umgebracht."

„Also ist sie Witwe?"

„So etwas dergleichen; würde es auch immer bleiben, wenn alle Männer so dächten wie ich!"

„Du scheinst keine Sympathie für diese Frau zu haben."

Mein Kutscher warf mir einen Blick zu, blies den Dampf seiner Pfeife mit vollen Backen in die Luft und sagte verächtlich: „Der Teufel hat für sie Sympathie."

„Wie alt ist sie?"

Er zuckte die Achseln. „Je nachdem. Für Sie, Euer Hochwohlgeboren, ist sie gewiß nicht mehr als zwanzig Jahre alt, für den Kreisphysikus dreißig, und nach dem Taufscheine fehlen ihr noch ein paar Monate zu vierzig, aber sie sieht noch fein reputirlich aus, freilich hat mir die Mascha, ihre Kammer jungfer erzählt, daß sie sich von Gott weiß woher allerlei Schachteln mit Farben kommen läßt, die sie ihr alle in das Gesicht schmieren muß, und Haare hat sie, daß man sie einzeln zählen kann, obwohl ich sie nie ohne einen Thurm von Zöpfen gesehen habe."

„Ist sie reich?" fragte ich, mehr um überhaupt etwas zu sagen, wie aus Neugierde.

Der Kutscher sah mich an, als ob ich Absichten auf die Barynja hätte, und er mich im Vorhinein schon bedauerte.

„Man sagt", gab er dann förmlich gereizt zurück, „bemerkt hab' ich es noch nicht. Ja, als der erste Mann noch lebte, da war es anders! Der hat es gewußt, den Edelhof wie ein Paradies zu halten, und da war keine Seele, die sich beklagt hätte, ich habe auch unter ihm gedient, Gott hab' ihn selig! Den hat die Barynja auf dem Gewissen, hätte sie nicht mit einem jungen Officier eine Liebelei angefangen, so hätte er sich nicht mit ihm geschossen und lebte heute noch!"

„Also ist er im Duell gefallen!"

„Gefallen? Gott bewahre, klettern konnte er wie eine Katze, erschossen ist er worden, verstehen Sie, der Officier hat ihn erschossen."

„Und ihr zweiter Mann?"

„Der war ein Narr", sagte der Kutscher mit einer halb verächtlichen, halb mitleidigen Handbewegung.

„Du meinst, er war ein Narr, weil er die Pantaleona Ivanowna geheirathet hat?"

„Schon deshalb war er's, aber erst dann! Mit ihm ging der Schlendrian am Edelhofe an. Die Gärten sind verwildert, die Dienerschaft hatte silberne Teller und Löffel, aber nichts zu essen darauf. Der junge Herr, er war um zehn Jahre jünger als die Barynja, ist hier auf dem Lande aufgewachsen, er war immer so ein Verwirrter mit langen Haaren und steifen Halsbinden, der „gedichtert" hat und den ganzen Tag in Büchern gesteckt ist, dann haben sie ihn in die Residenz geschickt und dort ist erst der vollkommene

Narr aus ihm geworden. Na, er hat ja die Pantaleona geheirathet und noch mehr, er hat sie sogar geliebt, so sagt man!"

„Was ist über ihn gekommen, daß er in so jungen Jahren starb?"

„Der Tod. Ja, der leibhaftige Tod hat ihn geholt und über Nacht, kein Mensch hätte es geahnt! Er war wohl immer blaß und grün wie eine unreife Pflaume, aber Niemand hat daran gedacht, daß er krank sei, bis er eines Morgens auf der Bahre lag, nachdem er am Abend vorher mit der Barynja über Wiesen und Felder geritten ist und lachte und scherzte."

„Wie lange Zeit ist es dessen?"

„Etwa zwei Jahre, Herr Wohlthäter."

Wir waren im Gespräche weiter gegangen und keiner von uns hätte die zwei weißen Thürme des Edelhofes bemerkt, die von der Ferne zu uns herüberschimmerten, wenn uns nicht eine schwarz gekleidete Frauengestalt veranlaßt hätte, aufzuschauen. Sie ging in einiger Entfernung vor uns her und glich in ihrem langen, schleppenden Gewande, bei der rasch einbrechenden Dunkelheit und dem matten Sternenlichte mehr einem Schatten als einer menschlichen Gestalt. Sie trug einen ziemlich großen, aus Binsen geflochtenen Korb in der einen Hand, und ich weiß nicht, ob sein Inhalt so schwer oder der Weg so weit war, sie bewegte sich so langsam weiter, als ob ihre Füße zusammenzubrechen drohten.

„Ist das die Barynja?" wandte ich mich an meinen Kutscher.

„Nein, Herr Wohlthäter, das ist ihre Tochter."

„Ich wußte nicht, daß sie eine Tochter hat."

Mein Kutscher machte wieder dieselbe mitleidig verächtliche Handbewegung und sagte:

„Es ist auch nicht der Rede werth! Das ist so etwas von einer barmherzigen Schwester, das stumm durch's Leben schleicht und vergehen wird, ohne daß es ein Mensch bemerkt."

Wir hatten sie mittlerweile eingeholt und ich bot mich ihr an, den Korb zu tragen, wobei ich ihr von meinem Unfalle erzählte und den Wunsch durchschimmern ließ, für diese Nacht im Edelhofe Unterkunft zu finden. Sie überließ mir den Korb ohne alle Ziererei und verstand auch meinen zarten Wink sogleich, indem sie sagte, daß mich ihre Mutter gern aufnehmen würde und für den Kutscher und das Gefährte leicht Unterkunft zu gewähren sei.

Indem wir uns dem Edelhofe näherten, bemühte ich mich vergebens, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, sie antwortete gar nicht und schien überhaupt auf meine Anwesenheit vergessen zu haben, wie auch auf die meines Kutschers, der durch die Aussicht auf Nachtruhe und einen Imbiß versöhnlicher gestimmt, geduldig die Pferde mit der rasselnden Telega und dem Hunde, der darin schlief, weiterführte.

Auch mein Bestreben, den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, mit den Blicken zu durchdringen, war bei der herrschenden Dunkelheit ein vergebliches. Ich konnte nur an dem heftigen Auf- und Niederwallen des luftigen Gewebes bemerken, daß ihr Athem kurz und schnell ging und an dem momentanen Einknicken ihrer Knie, daß ihr das Gehen Mühe verursachte. Ich bot ihr daher meinen Arm und so erreichten wir den Edelhof.

Es war ein vollkommen symmetrisches Gebäude, weiß getüncht, mit grünlackirten Jalousien, einer breiten Front und zwei vorspringenden Thürmen, deren jeder durch einen offenbar später hinzugebauten Balcon mehr verunstaltet als verziert wurde. Ein vernachlässigtes Rebenspalier zog sich mühsam

ebenerdig von einem der vergitterten Fenster zum andern und einzelne Triebe streckten sich bis zu den Balcons hinauf. Rings um den Edelhof breitete sich ein Garten ohne Einzäunung, gleichsam ohne Anfang und Ende und verlor sich allmälig in weite Felder und Gemüsebeete. Prachtvolle Rosenbäumchen, über und über mit Blüthen behängt, erhoben sich unter Maisgarben und Paradiesäpfeln, Levkoien, Nelken und Reseda dufteten mit Zwiebeln und Petersilie um die Wette. Tausendfach schattirte Dalien standen im Schatten alter Obstbäume, an denen Stricke von einem zum andern hingezogen waren, worauf Wäsche zum Trocknen hing. Ein prachtvoller Marmorrand umfaßte den Springbrunnen, dessen Wasser mit Seifenschaum bedeckt und trübe seine jetzige Bestimmung verrieth. Da und dort erhob sich aus dem hohen Grase ein Lusthaus, ein chinesischer Tempel, oder eine Statue ohne Kopf und Arme, und inmitten eines kleinen Hirsefeldes stand ein Jupiter mit einigen Lumpen behängt, zu einer Vogelscheuche umgewandelt.

Die Wege, die einst mit glänzendem, weißen Kiesel bestreut gewesen sein mochten, waren über und über mit Unkraut und Gras überwuchert und zu beiden Seiten von zügellos aufwachsenden Buchsbaumhecken umfaßt, die nur mehr für eine einzelne Person Raum zum Weiterschreiten ließen und den ganzen Garten mit einem unangenehmen, an Kirchhöfe mahnenden Geruch erfüllten.

In der Halle, die mit Marmor gepflastert war, liefen ein paar Hühner schreiend auseinander, eine große graue Katze, die neben ihren Jungen in einem Korbe lag, schaute mich mißtrauisch an und ein Papagei auf reich vergoldeter Stange kreischte mir ein „Was willst" in die Ohren.

Die übelriechenden Unschlittkerzen, die in den prachtvollen Girandolen an den Wänden brannten, verbreiteten ein mattes, gelbliches Licht und warfen einen fahlen Schimmer auf die breite Freitreppe, auf welcher jetzt, wie ich nicht unrichtig vermuthete, die Edelfrau erschien.

Sie war nicht groß, üppig und wohlgebaut. Daß sie sich aller ihrer Vorzüge bewußt war, sah ich auf den ersten Blick. Sie trug das röthlich braune Haar in eine Krone von Zöpfen um den Kopf gewunden und mit einem blitzenden Stahldiadem befestigt; um den blendend weißen Hals, der jedoch bei näherer Betrachtung mehrere kleine Runzeln aufzuweisen hatte, schlang sich ein blutrothes Sammetband, eine tiefdekolletirte Kazabaika (Jacke) aus ebenso rothem Sammet, schloß sich eng an ihre üppigen Formen und ließ die Weiße ihrer Schultern und was sich daran reiht, lebhaft hervortreten. Ein hellgrüner Seidenrock rieselte in glänzenden Falten bis zu den Knöcheln ihrer Füße nieder, die mit rothen Pantoffeln bekleidet, aber wie ich bemerken konnte, ohne Strümpfe waren. Sie schaute mich mit einem durchdringenden Blicke ihrer kalten, grauen Augen an und fragte kurz: „Was wollen Sie?"

Ich nannte ihr meinen Namen und brachte meine Bitte vor.

„Alexei Alexandritsch ist heute mein Gast", wandte sie sich dann herrisch zu ihrer Tochter, die noch immer verschleiert neben mir stand, für das Uebrige wird Lenotschka sorgen."

Sie wartete keine Antwort ab, nahm meinen Arm und führte mich die Treppe hinauf durch einen spärlich erhellten Corridor in den Speisesaal.

Das monotone Gurren einiger Lachtauben, die mit gesträubtem Gefieder in ihrem Käfige saßen, schlug an mein Ohr; ein kleiner Hund, der wahrscheinlich auf einem der niederen Divans, die sich längs den Wänden hin-

zogen, Siesta gehalten hatte, dehnte sich, beschnüffelte mich und begann ein mörderisches Gekläff, während eine Katze mit vollem Behagen auf dem gedeckten Tische saß und von den aufgetragenen Speisen naschte. Bei unserem Erscheinen ergriff sie eiligst die Flucht, wobei mehrere Gläser klirrend auf den Boden fielen.

Pantaleona Ivanowna lachte auf.

„Setzen Sie sich", befahl sie mir, indem sie nach einem Platze am Tische wies, auf dem mehrere Couverts standen; „und fürchten Sie ja nicht, mich zu stören", setzte sie hinzu, „ich rechne immer auf Gäste und es ist ein reiner Zufall, daß Sie heute mein einziger sind."

„Lenotschka!" rief sie dann in den Corridor hinaus, und ich muß gestehen, ich erschrak über ihre kräftige Stimme so sehr, daß durch meine Bewegung von neuem aufgereizt, der kleine Hund zu kläffen begann.

Nach einer langen Pause, während welcher die Edelfrau sich mir gegenüber setzte und ein Gespräch über die Anhänglichkeit alter Diener begann, erscholl ein schlurfender Schritt auf dem Corridor und bald darauf erschien eine Megäre mit herunterhängenden Haaren, barfuß, in unbeschreiblich derangirter Toilette, mit mürrischem Gesicht und schläfrigen Augen.

„Was giebt's?" fragte sie in einem Tone, welcher der Barynja unbegreiflicher Weise höflich und unterwürfig genug erschienen sein mußte, um ihr mit sanftester Stimme zu antworten:

„Sage dem Jermolai, daß er serviren soll."

„Es war wohl nöthig, mich deshalb aus dem Schlafe zu stören!" knurrte die Alte und entfernte sich ebenso schlurfend, wie sie gekommen war.

Wieder verstrich eine lange Zeit, die ich benützte, das massive, kostbare Silberzeug zu bewundern, welches auf dem schmutzigen, hier und da mit plumpen Fingern verstopften Tischtuche prangte, und die berühmten Oelgemälde alter Meister, die in vergilbten Rahmen über und über mit Staub bedeckt, an der rauchigen Tapete hingen. Endlich erschien ein junger Mensch in abgetragener Livrée, mit struppigen, rothen Haaren, durch die er augenscheinlich kurz vorher einen nassen Kamm gezogen hatte, und weißen Handschuhen, an denen alle zehn Finger heraussahen. Er trat schüchtern auf und erschrak bei einer zufälligen Handbewegung der Edelfrau so sehr, daß er mit beiden Händen in die silberne Saucenschale griff, die er mir eben präsentiren wollte.

Jähe Zornesröthe flammte im Gesicht seiner Herrin auf. Ihre Augen schillerten förmlich in allen Nüancen von grün und grau, ihre Hand, die blendend weiß, voll und tadellos geformt war, suchte nervös in den Rockfalten ihres rauschenden Kleides und ich bemerkte zu meinem Erstaunen, daß sie eine langstielige Peitsche ergriff, die an ihrem Gürtel niederhing.

In diesem Augenblicke trat ihre Tochter ein. Rasch und herrisch wandte sie sich an diese:

„Es ist rücksichtslos von Dir, Axinia, immer zu spät zu kommen!"

Das Mädchen erwiederte nichts, erhob nicht einmal die Augen, zuckte mit keiner Wimper und setzte sich an das innere Ende der Tafel.

Ich muß gestehen, ich hatte sie mir weiß Gott warum, sehr schön vorgestellt und fand jetzt nur ein blasses, unnatürlich zartes Gesicht, wie das einer Kranken. Sie trug das Haar, dessen Farbe man nicht unterscheiden konnte, unter einer schleierartigen Kopfbedeckung, die ihr tief in die Stirne fiel, und die Augen verbarg sie hartnäckig unter dem Schatten langer, gol-

dener Wimpern, die ihr Gesicht noch schmäler erscheinen ließen. Ihre Gestalt war gebrechlich, zart und schmächtig und ein herber Zug, der ihre Mundwinkel umspielte, gab ihr ein älteres Aussehen, als sie wirklich war.

Nachdem mir die Barynja durch eine bezeichnende Pantomime zu verstehen gab, daß es im Kopfe des jungen Mädchens nicht richtig sei, entspann sich zwischen uns ein Gespräch über Allgemeines und da ich ermüdet war, brach ich bald auf, indem ich der Edelfrau dankte und mich von dem rothhaarigen Bedienten in das mir zugewiesene Zimmer führen ließ. Auch Pantaleona Ivanowna zog sich in ihre Gemächer zurück, nur Axinia blieb unbeweglich am Tische sitzen.

Mein Zimmer mochte monatelang nicht gelüftet worden sein. Eine dumpfe, schwüle Luft drang mir entgegen, als ich die Schwelle überschritt. Soviel ich beim Scheine der matt flackernden Kerze sehen konnte, war es ein giebelartiges Gemach mit zwei hohen Fenstern und einer Glasthüre, die nach dem Balcon führte. Schwere, rothsammetne Tapeten bedeckten die Wände, einige Bilder französischer Maler hingen ober der gothischen Einrichtung, die eine Ecke des Zimmers einnahm, während in der anderen ein dicht verhängtes Himmelbett mit sammetnen Vorhängen und Goldleisten verziert stand.

Außer einem altväterischen Waschtische und Kleiderschrank enthielt das Gemach weiter nichts, als das Fragment eines persischen Teppichs, der den Marmorboden stellenweise deckte. Ein Streif Mondlichtes brach durch die halb erblindeten Fensterscheiben hinein und belebte die verblichenen Farben des einst kostbaren Gewebes.

Ich riß die Balconthüre auf, die knarrend Wiederstand leistete und trank mit gierigen Zügen die einströmende, frische Luft. Dann wusch ich mir Gesicht und Hände und warf mich angekleidet, wie ich war, auf mein Lager. Eine erdrückende Schwüle brütete hinter den schweren Vorhängen und dazu roch die Bettwäsche widerlich feucht und seifig. Ich warf mich hin und her, doch trotz meiner Müdigkeit kam kein Schlaf über meine Augen. Unter dem Bette begann zu allem Ueberflusse ein Kollern, Knistern und Rascheln, tobte dann wie die wilde Jagd durchs Zimmer, polterte und pfiff, so daß ich nicht länger zweifeln konnte, daß eine Schaar hungriger Mäuse meine nächtlichen Besucher seien. Durch die offene Balconthüre drang das verliebte Miauen einer Katze, die wahrscheinlich auf dem Dache promenirte, was jedoch meine polternde Gesellschaft in ihrem Sabbath durchaus nicht beirrte.

Ich hielt mir die Ohren zu und schloß die Augen, plötzlich huschte etwas Weiches, Haariges über mein Gesicht, ich zog die Decke über den Kopf, die Hitze drohte mich zu ersticken, endlich, da von Schlafen keine Rede sein konnte, that ich, was in meinem Falle Jeder gethan hätte, mit Ausnahme eines Lahmen, ich stand auf und trat heraus auf den Balcon.

Die Nacht war hell, der Himmel blau und übersät mit tausend funkelnden Lichtern und der Mond stand unbeweglich wie eine große Lampe am Firmament und ergoß sein klares Licht so weit das Auge reichte. Wie schön ist doch die Welt im Mondenschein!

Da sieht man alles, was am Tage unbedeutend und mangelhaft erschien, gleichsam mit dem Auge eines Verliebten! Die endlosen Felder, die traurigen Sümpfe mit ihren verkrüppelten Weiden, die staubige Landstraße selbst, deren Krümmung ich von der Ferne ausnehmen konnte, alles schien mit einem silbernen Netze überzogen, daß sich sogar unter meinen Füßen auf dem weißen Marmorboden des Balcons ausspannte. Ein leiser Windhauch zitterte in

den Blättern der Bäume, schlug leichte Wellen im hohen Grase, daß sich wie eine smaragdgrüne Wasserfläche hinbreitete, und glitt fächelnd über meine Stirn. Süße Rosendüfte wehten vom Garten zu mir herüber, die Grillen zirpten ohne Ende und von Zeit zu Zeit schluchzte eine Nachtigall auf, verstummte aber bald wieder und Alles rings um mich her athmete tiefen Frieden.

Ich lehnte mich an die Mauer und schaute in die Nacht hinaus. Eine unbeschreibliche Sehnsucht, eine unmotivirte Trauer erfaßte mich, ich hätte mit der Nachtigall aufschluchzen mögen, die wieder im nahen Rosenbusche so herzbrechend zu singen begann und plötzlich mit einem Schrei verstummte. In diesem Augenblicke war es mir, als hörte ich ein eigenthümliches Geräusch, es schien von unten zu kommen und war, als ob Jemand mit einem Tuche über die Mauer des Edelhofes hinstreifte und kleine Stücke lösten sich von derselben los und rollten hinab in das feuchte Gras. Es kam immer näher, hörte plötzlich ganz auf und jetzt, ich drängte gewaltsam einen Schrei zurück, schwang sich eine weiße Gestalt leicht, als ob sie Flügel hätte, über die Ballustrade, setzte sich auf den äußersten Rand derselben und legte den Finger an die Lippen.

Es war Axinia.

Sie war es und doch war sie es nicht! Die nonnenhafte Erscheinung der Axinia, die ich diesen Abend sah, hatte nichts gemein mit dieser Lichtgestalt im weißen, flatternden Kleide und dem goldigen Wellenhaar, das, den Boden berührend, um sie her floß, nichts als den herben Zug um die festgeschlossenen Lippen und die durchsichtige Bläße der Haut. Waren es diese blauen, durchgeistigten Augen, über die jene Axinia stets neidisch den langen Schleier ihrer Wimpern fallen ließ? Ich wollte sprechen, wollte sie rufen, allein sie wagte es nicht, den sie saß, sich leise schaukelnd am äußersten Rande der Brüstung, das rührend schöne Gesicht dem Monde zugewandt, ich sah, daß sie schlief und ein jähes Erwachen könnte ihr den Tod bringen. Als ob sie meine Gedanken gelesen hätte, legte sie noch einmal den Finger an die Lippen, wie um mir Schweigen zu gebieten und flüsterte:

„Stille, Niemand darf uns belauschen, ich werde Dir Alles sagen, Alles!"

Ein Lächeln glitt über ihre Züge, ihre Stimme klang wie aus einem Geisterreiche zu mir herüber:

„Wenn der erste Frost die Blätter schwarz färbt", begann sie feierlich, „dann kommen sechs Männer und tragen mich hinaus. Alles ist stille, nur die Glocken läuten und der Küster stimmt den Chor an; sie betten mich recht tief und kühl, ein grüner Kranz fällt auf den Hügel, morgen schon ist er verwelkt und kein Mensch weiß mehr, daß ich gelebt habe."

Sie ließ die Hände in den Schooß niedergleiten und senkte das Haupt.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren", begann sie wieder, „ich muß sprechen, denn die Last des Schweigens, die so lange auf mir drückte, darf ich nicht mitnehmen, wenn ich gehe. Fürchte nicht, daß meine Erzählung Dich langweilt, sie ist kurz und seltsam."

Sie wandte ihr feines, bleiches Gesicht wieder dem Monde zu, wieder flog ein Lächeln über dasselbe hin und zugleich glitt etwas wie ein Thränenflor über ihre wunderbaren, blauen Augen.

„Wir waren Nachbarskinder", flüsterte sie, „der Edelhof seiner Eltern liegt keine Werst von dem unseren entfernt, meine Mutter tanzte in Petersburg und fuhr in vergoldeten Schlitten, mein Vater war todt, ehe ich ihn

kannte. Ivan Michailowitsch, von dem ich Dir erzähle, war um mehrere Jahre älter als ich, er war bleich und kränklich und hatte große, braune Augen, aus denen ich alle seine Wünsche und Gedanken las, bevor er nöthig hatte, sie auszusprechen. Wir besuchten uns täglich, oft blieb ich wochenlang im benachbarten Edelhofe, weil sich zu Hause kein Mensch um mich bekümmerte und die alte Lisaveta, Ivan's Tante, die an ihm Vater- und Mutterstelle vertrat, mich nicht übel leiden mochte. Wir spielten mit Puppen, hölzernen Pferden und Bilderbüchern so lange, bis die alte Lisaveta sie uns versteckte, mir einen Strumpf und Ivan ein Buch in die Hand gab. Er las also, und las bald die ganze Bibliothek seines Vaters durch, während ich ihm stundenlang gegenüber saß und strickte und von Zeit zu Zeit zu ihm aufblickte.

Mein Gott, wie erschrak ich da, wenn sein großes, braunes Auge zufällig auf mich geheftet war!

Ich merkte nur daran, daß ich kein Kind mehr sei, und höchstens manchmal, wenn wir im Garten Blumen pflückten, oder Ivan mich nach Hause begleitete und plötzlich den Aermel meines dünnen Kleides zurückschob und meinen Arm mit heißen Lippen küßte, da fragte ich nicht wie als Kind:

„Warum küssest Du nicht meinen Mund?“ sondern erröthete tief und eilte so schnell ich nur konnte auf mein Zimmer.

Das war alles sehr einfach, sehr natürlich und nicht romantisch, nicht wahr? Und doch barg dieser erste Abschnitt meiner Geschichte für mich eine ganze Welt von Glück und Hoffnung! Der zweite beginnt mit der Trennung. Sie war auch nicht romantisch, es wurden keine Schwüre, keine glühenden Umarmungen und Küsse getauscht, nur eine einzige Thräne fiel auf meine Wange, als er sich zu mir herabneigte, um mich zu küssen und mir zuflüsterte:

„Du wirst mich nicht vergessen, Axinia, weil Du weißt, daß ich Dich liebe!“

Ich steckte ihm einen Strauß frischer Veilchen auf den Hut und schaute dem dahinrollenden Tarantaß (Kutschirwagen) nach, der ihn mit Windeseile von mir forttrug, fort in die Residenz, wo meine Mutter in vergoldeten Schlitten fuhr und er — das Leben kennen lernen sollte! Der Tarantaß war schon längst verschwunden, aber ich stand noch immer unbeweglich und schaute die Landstraße hinab und wäre noch gestanden Gott weiß wie lange, wenn nicht die weiche Hand der alten Lisaveta sich auf meine Schulter gelegt und ihr gutes, treues Auge tröstend auf mich geblickt hätte, da verließ mich alle Fassung, ich fiel vor ihr auf die Knie und — was ich that, brauche ich wohl nicht zu sagen, es war ja so selbstverständlich, so gewöhnlich und kam aus meinem Herzen.

Zwei Ewigkeiten, für Andere waren es nur Jahre, sind an mir vorübergezogen.

Unterdessen war die alte Lisaveta gestorben und meine Mutter nach dem Edelhofe zurückgekehrt.

Das Leben in der Residenz ermüdete sie, sie wollte ausruhen und nebenbei sehen, was aus mir geworden war. Ich muß sehr sonderbar gerathen sein, denn sie lachte bei jeder meiner Bewegungen, daß sie sich die Seiten hielt, und wenn Besuch aus Petersburg kam, was oft geschah, durfte ich mein Zimmer nicht verlassen. So flossen meine Tage in trauriger Einsamkeit dahin, und ich hätte mich sehr unglücklich fühlen müssen, wenn nicht der Ge-

danke, „Ivan kehrt zurück", einen Lichtschein unsäglicher Freude in mein Leben gewoben hätte. Und endlich kam der ersehnte Tag.

Noch ehe die Sonne am Himmel stand, war ich schon mit einem riesengroßen Strauße aufgeblühter Rosen auf der Landstraße. Die Sonne stieg höher und höher, es wurde Mittag, Nachmittag, viele Telegen und Troika's, deren Nahen ich mit Herzpochen begrüßte, rollten an mir vorüber, aber ihn brachte keine. Schon brach die Abenddämmerung herein, nur ein schmaler, rother Lichtstreif glühte noch am Horizonte und allmälig tauchten einzelne, weißliche Sterne auf, da drang noch einmal das Rollen eines leichten Wagens an mein Ohr, es kam immer näher, jetzt hielt ein Tarantaß und ich stand Ivan gegenüber.

Ich hatte mir eine schöne Empfangsrede einstudirt, die ich mir während des langen Tages unzählige Male wiederholte, aber in dem Augenblicke, wo er sein dunkles Auge auf mich heftete, so ruhig, so lächelnd, wo ich ihn vor mir sah, vornehm gekleidet, stolz und selbstbewußt, da fielen mir nur meine rothen Hände ein und ich erschrak, als er eine derselben mit seiner behandschuhten Rechte leise ergriff und mir sagte:

„Sie sind schön geworden, Axinia."

Es lag nichts Verletzendes in diesen Worten, sie waren sogar sehr freundlich, sehr schmeichelhaft, aber der Blumenstrauß entglitt mir und fiel in den Staub der Straße, die Räder des Tarantaß rollten darüber hin, ich wußte, daß er mich nicht mehr liebte."

Die Erzählerin schwieg und legte die Hände vor die Stirne, wie um einen Schmerz zu betäuben, dann fuhr sie fort:

„Was soll ich sagen, wie mir zu Muthe war! Du würdest mir den Trost geben, den man in solchen Fällen stets zu geben pflegt: „Du bist die Einzige nicht!"

Indessen muß ich noch viel spaßhafter ausgesehen haben wie früher, denn meine Mutter lachte noch herzlicher über mich und wenn Ivan Michailowitsch kam, er kam sehr oft, so winkte sie ihm verstohlen zu, daß es in meinem Kopfe nicht richtig sei. Ivan Michailowitsch aber sprach vor mir nur von „weiblichen Herrscherinnen", männlichen Sclaven, und das mit einer Begeisterung, die mich lehrte, daß ein Weib mit der Knute in der Hand, sein Ideal sei. Mich nannte er stets zu nachgiebig, zu sanft, zu zärtlich, kurz, eine Lammsnatur, die ihn langweile und dabei gähnte er oder trommelte auf den Fensterscheiben.

Ich zog mich endlich zurück wenn er kam, und seitdem kam er noch öfter, blieb länger. Allmälig begann im Edelhof ein Scheuern, Säubern und Hin- und Herlaufen, ein Hämmern und Stäuben ohne Ende. Aus Paris kamen Kisten mit prächtigen Kleidern, im Garten, der seit dem Tode meines Vaters verwildert war, wurden die Statuen und Tempel wieder hergestellt, die Springbrunnen geöffnet, die Wege geputzt, kurz, ich ersah aus allem, daß etwas im Werke sei, aber was, das ahnte ich nicht.

Eines Tages saß ich abseits von den Arbeitern im Garten und starrte, ich weiß selbst nicht wohin, als die alte Lenotschka, die Amme meiner Mutter, mit Päcken beladen des Weges kam und mich bemerkend, vor mir stehen blieb:

„Was macht Ihr für ein saures Gesicht, Jungfer!" sagte sie in ihrer rohen Weise, „ist's Euch vielleicht nicht recht, daß der Ivan Michailowitsch heirathet?"

„Er heirathet!" fuhr ich auf, mir schoß es glühend heiß zu Kopfe.

„Wißt Ihr's etwa nicht? — Er heirathet ja Eure Mutter!“

Ich lachte hell auf bei dieser Nachricht, und acht Tage später war — Hochzeit.

Ivan Michailowitsch liebte meine Mutter, das heißt, er war verliebt in sie, verliebt in einer mir unverständlichen Weise. Ob sie ihn liebte? Ich weiß es nicht. Sie spielte mit ihm wie die Katze mit der Maus, warf ihn in die Höhe, daß er mit blutendem Schädel auffiel und umfing ihn wieder mit ihren üppigen Armen, daß er in allen Himmeln des Entzückens schwelgte. In Allem ging es nach ihrem Willen, Ivan war nur eine Maschine, die von ihr aufgezogen wurde und nichts weiter zu schaffen hatte, als ihr zu gehorchen, dabei war sie eifersüchtig auf ihn und überwachte ihn mit der Knute in der Hand, die alsbald auf seinem Rücken zu tanzen begann, wenn sie ihn schuldig fand, oder wenn sie Langeweile hatte.

Oft, wenn ich einsam in meinem Zimmer saß, (sie hatten ja Alle vergessen, daß ich lebe!) drangen die Knutenhiebe bis zu mir und mein Herz blutete und zuckte bei jedem, der ihn traf. Das ging so fort, Gott weiß wie lange, ich habe die Zeit nicht gezählt, mir däuchte sie ohne Anfang und ohne Ende — da kam eine Nacht — eine schauervolle Nacht!

Der Sturm peitschte in den Baumwipfeln und trieb Blätter und schwanke Zweige vor sich her, bald zischte er im gelben Weizenfelde auf, bald schlug er sausend an die Wände des Edelhofes, der bis in den Grund erzitterte, dann wieder hob er sich zum Balcone herauf und wühlte in meinem Haar, denn ich stand hier auf dieser Stelle, weil meine Stirn heiß war und ich Kühlung suchte. Kein Stern war zu sehen, weit und breit, rings auf der großen Himmelskuppel jagten schwarze, seltsam gestaltete Wolken, die nur von Zeit zu Zeit ein greller Blitz erhellte. Einzelne schwere Regentropfen klatschten vor mir auf den Marmorboden nieder und in der Ferne hörte man dumpfes Rollen.

Da drang plötzlich etwas, wie eine bekannte Stimme an mein Ohr, — ich lauschte. Ja, es war Ivan's Stimme, sie klang so weich, so süß, meine Mutter dagegen sprach in heftigen Worten, die der Sturm nur abgerissen zu mir herüber trug. Dann herrschte tiefe Stille. Plötzlich hörte ich ein kurzes Auflachen meiner Mutter und gleich darauf einen furchtbaren, einen markerschütternden Schrei und wieder begann der Sturm zu heulen und zu tosen und der Donner rollte immer näher.

Eine herzbeklemmende Angst bemächtigte sich meiner, eine furchtbare Ahnung stieg in mir auf und ließ mein Blut zu Eis gerinnen, aber meine Nerven waren nicht schwach, wie bei anderen Frauen, ich fiel nicht in Ohnmacht wie sie, sondern eilte hinab in das Zimmer meiner Mutter. Da lag Iwan Michailowitsch mit zurückgebogenem Kopfe auf dem weißen Teppich, bleich, mit geschlossenen Augen, wie ein Todter, ein dünner Blutstreif sickerte zwischen seinen blitzenden Zähnen hervor und rieselte auf den Teppich nieder, meine Mutter stand vor dem Spiegel und ordnete ihr Haar.

Sie bemerkte mich erst, als ich neben Iwan am Boden kniete und seinen Kopf mit meinen Armen stützte.

„Starre mich nicht so entsetzt an“, rief sie mir zu, indem sie die Knute vom Boden aufhob und wieder am Gürtel befestigte, „er wollte der Sclave eines Weibes sein, wie konnte ich wissen, daß er die Knute nicht ertragen kann!“

Darauf holte sie ein Glas Wasser und schüttete es ihm über das Gesicht.

Er schlug die Augen auf, sein Blick traf mich und blieb auf mir haften. Es war ein langer, seltsamer, sehr seltsamer Blick und nichts kann ihn aus meinem Geiste verbannen!

„Axinia", hauchte er dann mit erblassenden Lippen, — „Axinia, ich war ein Thor!"

Er lehnte sein Haupt an meine Brust, sein Athem verröchelte langsam — ach, mein Herz hätte brechen müssen, wenn es nicht schon todt gewesen wäre!"

Axinia seufzte auf, ein leises Zittern flog durch ihren ganzen Körper, sie preßte die Hände fest an sich, als ob sie schauderte, dann erhob sie sich, schüttelte ihr goldiges Haar zurück und sagte:

„Denke, daß Du geträumt hast, mir ist dabei wohl geworden und wenn der Frost die Blätter und Blüthen schwarz färbt, dann —" sie vollendete nicht, legte den Finger wieder an die Lippen und schwang sich über die Brüstung des Balcons.

Ich beugte mich rasch hinab, sie war verschwunden. — — — — — —

Als ich am nächsten Morgen recht früh, die Hähne hatten noch nicht gekräht, den Edelhof verließ, lag alles in tiefem Schlummer.

Vor dem Zimmer der Barynja standen ihre rothen Pantoffel, der kleine Hund lag daneben und benagte einen derselben, er schien gut gelaunt oder träge, denn er versäumte es, mich anzukläffen und sandte mir nur ein leises Knurren nach. In der Halle saß die alte Lenotschka, mit ungekämmten Haaren, mich lebhaft an Macbeth's Hexen mahnend, sie erwiederte meinen Gruß nicht und sie fuhr fort den grauen Kater zu streicheln, den sie zwischen den Beinen hielt.

Mein Kutscher begrüßte mich mit einem „Gott sei Dank" der Erlösung und half mir mit einer Dienstfertigkeit in die Telega, die mir sonst von seiner Seite fremd war, mein Hund sprang an mir empor, die Peitsche knallte, wir ließen den Edelhof in immer weiterer Ferne zurück.

Nachdem wir schon eine weite Strecke in der grauen Morgendämmerung gefahren waren, fragte ich meinen Kutscher:

„Nun Petruscha, wie hast Du die Nacht zugebracht?"

Er gab keine Antwort, hieb auf die Pferde los und lachte verächtlich auf.

Es mochten etwa zwei Monate vergangen sein seit der Nacht im Edelhofe der Pantaleona Ivanowna-Kalitin, als ich am frühen Morgen auszog, um im nächsten Walde zu jagen.

Mein Petruscha erfreute sich der besten Laune, seit ich nur in nahen Umkreisen Excursionen machte, wobei er nicht genöthigt war, „bei fremdem Brode zu hungern", wie er sich ausdrückte. Er pfiff auch heute ein Lied vor sich hin und setzte nur von Zeit zu Zeit ab, um ein Stück Brod oder eine Gurke in den Mund zu schieben, während ich mich in meinen Mantel hüllte und mein Hund neben der Telega herlief.

Es war ein feucht-kalter Morgen, die Sonne war entweder noch nicht aufgegangen, oder sie hüllte sich hinter die dichten Nebelwolken, die uns nicht auf zehn Schritte freie Aussicht ließen, und unter den Rädern der Telega knisterte es, als ob sie auf Glassplittern rollten. Endlich brach ein Sonnenstrahl hervor, der Nebel zerflatterte langsam und hing nur noch in zerrissenen Stücken an den Schlehenbüschen, die den Weg umsäumten.

„Die sauren Dinger sind jetzt reif", sagte mein Petruscha, indem er mi

der Peitsche über die Büsche hinstreifte, daß die verschrumpften, dunkelblauen Beeren auf den Weg rollten, „diese Nacht ist der erste Frost gefallen.“

Ich erhob mich rasch und schaute um mich her und wirklich, die Blätter der Bäume und Büsche waren starr und die Grashalme und Getreidestoppeln, die hier und da aufragten, glitzerten wie durch eine feine Eisdecke hindurch. Die wenigen Feldblumen, die gestern noch geblüht, senkten ihre Häupter tief auf die Erde, die ein weißer, mehliger Thau bedeckte. Und allmälig stieg die Sonne höher und höher und je wärmer ihre Strahlen wurden, desto schneller schmolz die dünne Eisdecke von den Gräsern und Blättern, von den Blüthen und Blumen und Alles wurde schwarz und welkte.

Ich dachte an Axinia und wurde traurig.

„Fahre nach dem Edelhof der Pantaleona Iwanowna“, befahl ich meinem verblüfften Kutscher, „aber fahre rasch!“

„Wir werden doch nicht über Nacht dort bleiben, Euer Hochwohlgeboren?“

„Ich weiß es nicht — fahre rasch.“

Gegen Mittag hatten wir die Krümmung des Weges erreicht; von wo aus man das Gehöfte übersehen konnte, da ließ ich halten und sandte Petruscha, der seine Laune längst eingebüßt hatte, nach dem Edelhofe, um zu fragen, wie Axinia sich befinde.

Er würdigte mich nur eines mitleidigen Blickes und trabte fort.

Die Zeit bis zu seiner Rückkehr dünkte mir endlos; überdies umgab mich eine so feierliche Stille, daß ich meinen Gedanken, die mich unwillkürlich immer wieder zu dem unglücklichen Mädchen führten, ohne Störung nachhängen konnte.

Axinia lebte in meiner Erinnerung wie ein Traumbild und angesichts des hellen Tages, der mich umgab, war ich nahe daran, die Begebenheit jener Nacht im Edelhofe für einen Traum zu halten und mich selbst für meine Thorheit auszulachen. Ich bereute, Petruscha abgesandt zu haben, denn wie konnte meine Frage im Edelhofe gedeutet werden?

Während ich mich immer mehr in einen Aerger gegen mich selbst hinein dachte, stand plötzlich mein Kutscher vor mir, oder vielmehr er schwang sich auf den Bock und war im Begriffe, die Telega zu wenden.

„Nun was ist, Petruscha, wie geht es Axinien?“ fragte ich aus meinem Sinnen aufgescheucht.

„— Es geht ihr gut, — sie ist diese Nacht gestorben.“

„Und Pantaleona?“

„Die ist in Petersburg, es war ihr zu langweilig auf dem Lande.“

— —

Von Pueblo nach Santa Fé.

Reise-Skizzen aus Neu-Mexiko. Von **Ernst von Hesse-Wartegg.**

II.

Trinidad, die nördlichste Stadt Mexikos.

Es war freilich nur eine Strecke von kaum hundert Meilen nach Trinidad, aber ich brauche nicht erst zu versichern, daß unser Train kein „Lightening Expreß"-Zug*) war. Zudem stockfinstere Nacht, als ob sich die Sternlein am Himmel selbst vor Kälte in wollene Decken gehüllt hätten. Selbst der Mond ließ sich ausnahmsweise die größte Pflichtverletzung zu Schulden kommen, indem er aus seinem Schilderhause gar nicht heraustrat.

Der Zug hielt jeden Augenblick an, obgleich es auf der ganzen Strecke in der flachen, vertrockneten Prairie nur zwei Stationen giebt, Huerfano und Cucharas, die aus einem Viehdepot und einigen Zelten der Arrapahoe-Indianer bestehen. Knochen und Gerippe von Wüstenthieren sind hier an den Bahngeleisen zu kleinen Bergen aufgeschichtet und die weißgelben Phosphorwolken, die von ihnen ausgehen, leuchten gespensterhaft durch das Dunkel. Es ist ein einträgliches Geschäft, dieses Knochensammeln in den Steppen, denn die zahllosen Gerippe von Büffeln, Wölfen, Panthern und — Indianern, die hier zerstreut herumliegen, werden in den Raffinerien von Newyork und St. Louis mit gutem Golde bezahlt.

Nach sechsstündiger Nachtfahrt erreichten wir endlich El Moro, den Endpunct der Denver and Rio Grande-Bahn und zugleich äußersten Ausläufer des Eisenbahnnetzes der Vereinigten Staaten. Die Nacht war so finster, daß es absolut unmöglich war, auch nur einen Schritt weit vor sich hinzusehen. Da standen wir nun mit unseren Reisetaschen, Revolvern und Plaids, alle Drei in leichten Sommerkleidern und vor Kälte zitternd, wie Luft an heißen Tagen. Verdächtige Gestalten, halb Indianer, halb Mexikaner, drängten sich um uns herum, die Bagage abfordernd, um sie in das Hotel zu tragen. Allein wir hatten schon einige Erfahrung in Bezug auf diese „Hosterias", diese Hotels der Wüsten, und lehnten dankend ab. Ein mexikanischer Leiterwagen mit sechseckigen Rädern und zwei schauerlichen „Burros"**) stand vor uns. Die armen Thiere sahen aus wie Prairiegespenster, deren Eselsknochen nur mühselig durch die dünne, ungegerbte Pergamenthaut zusammengehalten wurden. Mich wunderte es, daß die Dinger ganz allein, ohne Stütze und Strebebalken stehen konnten und daß man sie nicht schon lange zu den Knochenhaufen am Bahngeleise geworfen hatte. Der Cochero, ein wo möglich noch dünnerer Mexikaner stand, aus einem kurzen Pfeifchen schmauchend, nebenan. — „Wollt Ihr uns nach Trinidad führen?" hieß es von unserer Seite. — „Si, si, Senor, mas solamente por cinco escudos", grinste er freundlich. —

---

*) „Blitz-Expreß", so nennt man in Amerika die vom atlantischen zum pacifischen Ocean fliegenden Schnellzüge, welche die 3300 Meilen lange Strecke durchschnittlich in 7 Tagen zurücklegen.

**) Maulthiere.

Der Kerl war allerdings nicht besonders vertraueneinflößend, aber die Nacht über konnten wir doch nicht im Freien bleiben. Also angenommen, nur frage mich ja Niemand, wie und wann wir nach Trinidad gekommen. Es war sicher, der gute Cochero kannte den Weg nach der Hölle besser, als den nach Trinidad. — Kurz, wir befanden uns bei Tagesanbruch in den Betten einer Hosteria und krochen müde, aber doch neugierig in unsere Kleider. Waren wir doch in einer mexikanischen Stadt und noch dazu in einem Theile Mexikos, nach welchem der europäische Re isende nur in den seltensten Fällen gelangt. Der erste Schritt galt dem Fenster, der erste Blick der Straße unten. Wir waren enttäuscht. Dieselben englischen Namen auf den Firmentafeln, dieselben kauenden und speienden Yankees und „Loafers" auf der Straße, dieselben Häuser und dieselbe Bauart, wie im Herzen von Utica und Rom, Syracus und Carthago und wie sie sonst alle heißen, die amerikanischen Städte mit den alten Namen. War Trinidad über Nacht amerikanisch geworden? Oder waren wir gar nicht in Trinidad und hatte uns der Kutscher in der That nach Pueblo oder ein anderes amerikanisches Nest zurückspedirt?

Nein. Trinidad ist zur Hälfte amerikanisch und zur Hälfte mexikanisch und wir waren blos in die unrechte Stadthälfte gerathen. — Wie die Sonne im Osten aufsteigt, so kommt auch das zweifelhafte Licht amerikanischer Grenzcivilisation vom Osten her, und so hat die letztere auch hier in Trinidad den östlichen Theil erobert. Der westliche Theil der Stadt ist gut altmexikanisch, wie es sich einer Stadt mit dem Namen Trinidad auch anständigerweise geziemt.

Es war Sonntag, und während der amerikanische Theil der Stadt in ächter Yankee-Manier klösterlich einsam war, mußte der mexikanische, katholische Stadttheil gerade im Festgewande prangen.

So war es auch. Die Straße, in welche wir traten, zugleich die Hauptstraße der Stadt, ist mit leidlich gutem Pflaster und hölzernen, über das Pflaster etwas erhabenen Gehwegen versehen. — Es war die einzige Straße in Mexiko, die wir in so gutem Zustande gesehen hatten. Die Häuser sind zumeist nur ein Stockwerk hoch, aus Adobe*) oder Holz gebaut, und nur bei wenigen größeren Gebäuden sind gebrannte Ziegel das Material. Das Hotel, in welchem wir unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten, war soweit wir sehen konnten, das größte Gebäude der Stadt mit weit über den Seitenweg hervorragendem Vordach, über welchem in schlecht gemalten, weißen Lettern die Worte „United States Hotel" prangen.

Nicht lange dauerte es, so waren wir im Herzen des mexikanischen Stadttheils. Die Architektur einer mexikanischen Stadt ist durchaus nicht großartig. Unwillkürlich denkt man an die prachtvollen Bauwerke des alten Mexiko, an die Paläste der Azteken und Tolteken, und wird furchtbar enttäuscht, wenn man die Bauten des neuen Mexiko zu sehen bekommt. Sind das die Zeichen europäischer Civilisation? Ist das der Segen des Christenthums? — Fürwahr, wenn man die Spuren des Glanzes und der Größe der einstigen Bewohner Mexikos mit dem Verfall der Armuth seiner gegenwärtigen christlichen Bewohner vergleicht, dann bedauert man, daß europäische Civilisation und Christenthum über sie „hereingebrochen", und verdammt das spanische Mönch- und Soldatenwesen, die das Unglück durch ihre Zügellosigkeit heraufbeschworen.

Eine mexikanische Stadt, besonders in den nördlichen Provinzen des

*) Adobe sind an der Luft getrocknete Ziegel.

Reiches ist womöglich noch trauriger, wenn auch nicht poesieloser, als ein Indianerdorf.

Man denke sich ein paar hundert ungebrannte, mit Strohhalmen verknetete Ziegel regellos und mit schwachen Versuchen, sie in Reihen zu ordnen, auf unebenen, gras- und baumlosen Boden zerstreut, und man hat das Aussehen einer mexikanischen Stadt, wie Trinidad, aus der Vogelperspective betrachtet.

Natürlich ist dies nur ein Miniaturbildchen, das man sich auf das entsprechende Maß vergrößern muß. Jedes einzelne Haus 6 Fuß hoch und 9 bis 10 Fuß lang! In größeren Städten, wie Las Vegas und Santa Fé, der Hauptstadt des Territoriums Neumexiko, bringen blos die geräumigen, aber halb zerfallenen Kirchen einige Abwechslung in diese Häuserwüsten. Trinidad hingegen hat nur im südwestlichen Theile der Stadt ein kleines Adobekirchlein mit niedrigem hölzernen Thurme. Es war die Stunde der Sonntagsmesse, als wir anlangten und wir begaben uns dahin. Eben kam uns der Priester entgegen. Wir grüßten und wurden ihm durch unseren freundlichen Cicerone, dem Corregidor der Stadt, vorgestellt. Er war Italiener von Geburt wie viele andere seiner Standesgenossen in Neumexiko, die nur in den seltensten Fällen Mexikaner oder Spanier sind. „Reverencia“ theilte uns lächelnd mit, daß heute die Messe ziemlich kurz werden würde „en consideracion del mucho calor“ und meinte, daß es daher für uns nicht uninteressant sein dürfte, dem Gottesdienste beizuwohnen. Unser Artist, der alte Schäker, dem außer dem Uebel der Erbsünde auch noch eine Menge anderer Sünden anhaften, wäre sicher lieber einer Einladung in den Klosterkeller (erste Sünde) gefolgt, aber die schwarzen, feurigen Augen einer dunklen Mexikanerin (zweite Sünde) siegten über sein sündiges Begehren. Wir traten also ein. Die Kirche war ärmlich, aber rein. Die Bänke zur Linken waren von den Männern, jene zur Rechten des Hochaltars von den Frauen eingenommen. (Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß diese strenge Scheidung der Geschlechter außerhalb der Kirche und im Hauswesen nicht stattfindet, denn wo kämen die Mexikaner dann hin?) Einige von den Frauen knieten oder saßen mit untergeschlagenen Beinen (nach Türkenart) in nachlässiger Stellung auf dem kalten Lehmboden.

Wir waren kaum eingetreten als die Musik ertönte, anfänglich leise und unbestimmt, dann in stärkeren Accorden, eine Musik, die einst vor dreihundert Jahren vielleicht in Spanien en vogue war, seitdem aber sich auf dem dürftigen Reportoire der mexikanischen Kirchen sich erhalten hat. Sie war vortrefflich und wir lauschten mit Vergnügen den einfachen, zum Herzen dringenden Melodien. — Ja unsere Herzen! Die schwarzäugigen Schönen hatten uns seltene „Estrangeros“ sofort wahrgenommen und mit ihren eigenthümlichen, fieberhaft glühenden Blicken musterten sie uns derartig, daß ihr Eindruck in unseren Herzen mit der Kirchenmusik gar sonderliche Dissonanzen gab. Wir schlichen leise hinaus.

Draußen vor der Kichenthür standen viele gesattelte und ungesattelte „Burros“, jene gutmüthigen, schwarzgrauen Thiere, die dem Mexikaner Reit- und Zugpferd, Wagen und Kalesche zugleich sind. Die Sättel der Mexikaner — wir beschäftigten uns einstweilen mit ihrer Betrachtung — sind von den europäischen bedeutend verschieden. Der große, runde, zumeist sehr schön beschlagene Sattelknopf vorne, die Stickereien und Arabesken an den Seiten-

blättern, die hölzernen Steigbügel mit dem Schutzleder, Alles, wie bei dem „Caballero“ des alten Spanien.

Endlich war die Messe zu Ende und die „Gläubigen“ entfernten sich. Die Einen suchten ihre Burros auf, schnallten sich die Steigbügel so lange wie möglich an und galoppirten dann mit herunterbaumelnden Füßen davon; die Anderen waren galant genug, die Damen ihres Herzens (oder wenigstens ihres Hauses) vor sich auf das Pferd oder den Esel zu nehmen und beim Reiten mit der einen Hand die steifen Röcke herabzudrücken, während sie mit der anderen die Zügel hielten, was indessen nicht verhinderte, die wohlgeformten Füßchen der mexikanischen Damen bis zu ganz respectabler Höhe unsern profanen Blicken auszusetzen. Was das wunderbarste war, viele Weiber setzten sich rittlings auf den bloßen Rücken der mageren Thiere und hatten weder Sattel noch Zaumzeug, um sie zu führen. Ebensowenig besitzen die Thiere Gebiß oder Zügel, und das einzige Lenkmittel ist ein dicker Knüttel, mit dem die schönen Reiterinnen den Kopf der Burros ganz herzlos bearbeiten. Machen sie Besuche, so lassen sie ihren Burro stundenlang unangebunden vor der Thüre, ohne daß er davonlaufen würde. Erst, wenn man ihn wieder besteigen will, nimmt er „die Beine auf den Rücken“ und entwischt. Deshalb wird ihm gewöhnlich gleich beim Heraustreten aus der Thüre eine Decke über den Kopf geworfen, die ihn am Fortlaufen hindert. Die Obliegenheiten des „Burro“ sind so verschieden, so angestrengt und ebenso wenig anerkannt, wie vielleicht die irgend eines Dorfgeistlichen oder eines Zeitungsredacteurs. Für den Mexikaner ist er ebenso unerläßlich, wie etwa das Kameel dem Araber. Das Wappenschild Mexikos wird von einem Adler geziert. Wäre hier der Esel nicht mehr am Platz?

III.

Volkstrachten und Zustände in Neumexiko.

Unser Aufenthalt in Trinidad, El Moro und den folgenden Städten in jenem entlegenen Theile des Continents, gab uns vielfach Gelegenheit, auch das Costüm und das Benehmen seiner halb mexikanischen, halb indianischen Bevölkerung zu beobachten.

Nun mag das, was wir hierbei wahrnahmen, nicht gerade der Gebrauch des ganzen ungeheuren Landes sein, und es könnte mir am Ende bei diesen Schilderungen ebenso ergehen, wie jenem intelligenten Reisenden, der auf seiner Reise durch ein Dorf einen Betrunkenen sah, welcher in den Gemeindebrunnen gefallen war. Sein Tagebuch enthielt hierüber folgendes: „Einwohner von X. der Trunkenheit sehr ergeben, lieben aber gleichzeitig viel Wasser.“ — Derartigen Aufzeichnungen entgehe ich durch Zuhülfenahme der wenigen Mittheilungen, die bis jetzt noch über diese Terra incognita veröffentlicht wurden und die alle mit mir übereinstimmen.

Es ist eigenthümlich mit diesem Volke. Ich glaube, es giebt kein Land mit kaukasischer Bevölkerung, wo die letztere auf so tiefer Culturstufe steht, wie hier in dem Territorium, das wohl einstens das Herz Mexikos war, gegenwärtig aber weder Nordamerika noch Mexiko ist, ein Zwitterding zwischen Spanier und Amerikaner, zwischen Barbarei und Civilisation, und doch verdienen die Manieren der Stammbevölkerung Neumexikos hohes Lob. Man möge den ärmsten Bettler ansprechen, und man wird eine achtungsvolle und zugleich höfliche Antwort erhalten. Bei den Frauen tritt dies noch viel schär-

ser hervor, und man kann häufig in den Kothlöchern, die sie bewohnen, die Manieren und die Grazie einer Herzogin finden, die nicht erst der reichen Toilette und der eleganten Umgebung bedarf, um höflich zu sein.

Der Respect der Kinder gegen ihre Eltern, auch dann noch, wenn sie alt genug sind, um selbst Eltern zu sein, ist in der That rührend patriarchalisch und verdient in so manchem Hause der großen amerikanischen Republik als Beispiel aufgestellt zu werden. Ebenso sehr wird auch die Achtung vor dem Alter im Allgemeinen bewahrt.

Der Alles nivellirende internationale Verkehr, oder wie die Amerikaner gerne zu sagen belieben, ihre vordringende Civilisation, zeigt sich bei den einzelnen Völkern in nichts so sehr, wie in der Tracht und in den Moden. Könnte man sich eine schönere Tracht denken, als einen jungen Spanier in seinen hellfarbigen, verbrämten Calzonco, den seidenen Strümpfen, in der kurzen, schön verschnürten Jacke und den breitkrämpigen, schwarzen Sombrero auf dem Kopfe? Und ist es glaublich, daß diese romantische Tracht des alten Hidalguillo von dem, alle Körperformen verhüllenden unschönen, unzweckmäßigen schwarzen Rock verdrängt werden konnte? Daß die Spanier Neumexikos größtentheils die Tracht ihrer Väter mit dem „Cheap Clothing" der Newyorker Kleiderfabriken vertauschen konnten? Nur Wenige haben ihre malerische Nationaltracht bewahrt und auch sie legen sie nur an Sonntagen oder bei festlichen Gelegenheiten an.

Und die Mexikanerin? Noch vor einem Jahrzehnt bestand die allgemeine Kleidung bei den Frauen aus folgendem: erstens das lange Unaussprechliche, aber gleichzeitig Allernöthigste, oben und unten mit Spitzen verziert. Zweitens ein mehr oder weniger mit Stickereien und Spitzen besetzter Unterrock, dessen Länge vom Schreiber dieser Zeilen niemals genau festgestellt werden konnte; drittens das zumeist hellfarbige Oberkleid mit eng anschließendem Leib, der die Taille der graziösen Dämchen errathen ließ. Viertens der Reboso, eine Art dichten Schleiers, der die Stirne und den unteren Theil des Gesichtes verbarg und dessen Enden gewöhnlich über die Schultern nach rückwärts fielen. Wurde ein Kopfputz getragen, dann war der Reboso stets um die Schultern geworfen.

Heute ist er größtentheils verschwunden, und auch die modernen Unterröcke, Mieder u. s. w. des civilisirten amerikanischen Ostens sind hier zu finden, fertig zur Auswahl oder nach Auftrag verfertigt von Isaak, Jacob, Abraham und Söhne.

Die schönen Leserinnen mögen mir verzeihen, wenn ich mich in ihre Toilettengeheimnisse gemischt. Gar zu tief bin ich in diese Mysterien doch nicht eingedrungen, obwohl es — leicht hätte geschehen können, wenn man den Rothstift des Redacteurs nicht immer berücksichtigen müßte. Es war nur, um die Errungenschaften des weiblichen Geschlechts in ihrer „west"-lichen Culturmission zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Die Ursache dieses Uebergangs von der mexikanischen zu der amerikanischen Tracht ist die Errichtung der Zollschranken gegen Mexiko, von wo aus alle die Kleidungsstücke nach den spanischen Territorien der Vereinigten Staaten transportirt wurden. Durango, Saltillo und Chihuahua waren die Hauptfabrikationsplätze aller bisher von den Neumexikanern gebrauchten Waaren. Gegenwärtig sind es St. Louis am großen Mississippi, und Denver in Colorado, die stolze, junge Hauptstadt der Prairien. Alles kommt von den „Staaten", wie man in Mexiko die Vereinigten Staaten nennt.

Das Leben ist in der kleinen, etwa 3000 Einwohner zählenden Hauptstadt des nördlichen Neumexiko wohlfeil genug, um in so mancher Hausfrau den Wunsch entstehen zu lassen, nach Trinidad auf den Markt zu gehen. Man denke nur: Butter pr. Pfund 25 Cents, Kohlen 3½ Dollar per Tonne, Rindfleisch 10 Cents das Pfund und ein ganzer Texanischer Ochs mit Haut und Haar 12 Dollars. Freimaurer, Pythios- und Tempelritter und sonstige Vereinspflanzen des freien Amerika bekommt man auch hier schon ganz umsonst. Freimaurer sind in diesem architekturlosen Lande besonders angezeigt. Bis jetzt ist jeder Mexikaner sein eigener Freimaurer und baut sich sein Haus aus 1½ Fuß langen und 9 Zoll breiter an der Luft getrockneten Ziegeln selber. Die Armuth zwingt sie dazu.

Kaum den Kinderschuhen entwachsen, nehmen sie sich ein anderes, dreizehn- bis vierzehnjähriges Kind zum Weibe, und sind mit zwanzig Jahren schon häufig Papas von drei oder vier schwarzlockigen „Engeln", die schreien und Hunger haben. Das Großziehen dieser Rangen läßt sie natürlich auf keinen grünen Zweig kommen.

Merkwürdigerweise ist das Material und der Baustyl der neumexikanischen Häuser vollkommen jenem der alten Assyrer gleich, und ich fand vor einigen Jahren dieselben Häuser auch an den Ufern des Nil. Wie ist dies möglich? wird man fragen. Hier die Antwort: Der Mexikaner baut seine Adobehäuser, wie es ihm von den spanischen Einwanderern aus Andalusien vor drei Jahrhunderten gelehrt worden war. Nach Andalusien wurde dieser Baustyl wieder vor tausend Jahren von den Mauren aus Westafrika gebracht, die ihn wieder aus dem östlichen Afrika, aus Egypten und Assyrien angenommen hatten.

Ich weiß nicht, ob sie auf diesem ungewöhnlichen Wege auch die Esel und Hunde erhalten haben. Es ist blos Thatsache, daß diese lang- und kurzohrigen Spezies in Trinidad so zahlreich vertreten sind, daß man mit jedem Schritt auf einen wedelnden Hundeschwanz tritt. Es geht einem damit beinahe so wie in Constantinopel.

* * *

Die Romantik fängt beim Menschen in der Herzgegend an. Was über ihr ist, Geist, Kopf und Herz, kann romantisch sein. Was unter ihr ist, niemals. Wir empfanden dies schwer, als wir uns aus purer Romantik spanische, mit brennrothem Pfeffer gewürzte Gerichte, Fortillas, Marmeladas und Tomales, zum Diner bestellten. Die Namen klingen schön, aber der Magen liegt unter der Herzgegend, und wir hatten Mühe, uns wieder für fernere Romanzen fähig zu machen.

Und davon hatten wir viele vor uns. Wir brachen Nachmittags auf, um ein wenig in den alten mexikanischen Straßen herumzustrotten. Es giebt wenig schönere, aber auch wenig ärmlichere Bilder, als diese Straßen. Zu beiden Seiten stehen die niedrigen, würfelförmigen Häuschen mit offener Thüre und den winzigen, kindskopfgroßen Fensterchen. Hier stehen sie knapp nebeneinander, dort sind sie durch Hofräume von einander getrennt, in denen Schweine, Esel, Hunde und Hühner ihr Massenquartier haben. An einer andern Stelle wieder stehen hohe, halbzerfallene Adobemauern, die den Garten eines Nonnenconvents umschließen. Die Straße selbst, nun Adieu, Romantik! hat niemals Pflaster oder Kloake gekannt und präsentirt sich demge-

mäß, trotz des sonntäglichen Gewandes in anständigem Schmutz. Der unanständige Schmutz wird hinter den Häusern sittsam dem Auge des Wanderers entzogen. Er ist auch ganz unnöthig, denn die Straßen sind schon an und für sich malerisch genug. Einige von den Häusern sind hier und da aus der langen Reihe zurückgezogen und der Platz vor ihnen mit allerhand Hausgeräthschaften bedeckt. Man begegnet wenigen Menschen. Die einzigen lebenden Geschöpfe außer den Hausthieren sind: alte Weiber mit runzeligen, verlebten und gebräunten Gesichtern, die in armselige Tücher gehüllt, vor den Häusern am Boden hocken. Sie sehen wie Eulen aus, die vor ihren Löchern sitzen. Deshalb zwitscherten auch so viele Vöglein um sie herum, als ob sie die Alten necken wollten. Trinidad, wie überhaupt jede mexikanische Stadt, hat unglaublich viele alte Weiber und es scheint fast, als ob sie als solche geboren würden. Mit zwölf Jahren sind sie manchmal schon Mütter, mit sechsundzwanzig Großmütter, und die vielen Kinder und die Sorgen des Hauswesens graben selbst der schönsten Frau tiefe Runzeln in die Wangen.

Und ebenso schnell wie die Weiber, altern auch die Adobehäuser, die sie bewohnen, und so manches Gebäude, das vor zehn Jahren gebaut wurde, ist jetzt ruinenhaft. Beim Hausbau werden in der Regel nur ein Fuß tiefe Grundmauern gelegt, die Ziegel dann lose auf einander geschichtet und die Zwischenräume mit nassem Lehm verschmiert. Ueber diese Mauern werden meist unbehauene Baumstämme gelegt, welche die Grundlage für das Dach bilden. Ueber die Baumstämme kommt eine Lage Stroh und darüber wieder eine Lehmschicht von einigen Zoll Dicke. In einer Ecke wird ein Loch für den Kamin gebohrt, und dieser aus kleinen Adobeziegeln auf das Dach aufgesetzt. Damit ist das Haus vollendet. Von einer Abtheilung des inneren Raumes für Küche oder Schlafzimmer ist natürlich keine Rede, und die vier schwachen Mauern umschließen das ganze Heim einer mexikanischen Familie! Der Fußboden wird mit einer Lehmschicht überzogen und festgestampft, allenfalls noch eine hölzerne Thüre in das Haus gesetzt, und das Fensterchen mit einer Glasscheibe versehen. Soweit reicht der Luxus des neumexikanischen Stadtbewohners.

Ja, wo ist denn die Küche? werden die Hausfrauen fragen. Sie existirt nicht. Vor dem Hause steht gewöhnlich ein aus drei Stützen bestehendes Gerüst, von dessen Mitte ein Kochkessel herabhängt. Holz zur Feuerung ist an der Seite aufgeschichtet.

Das Brod wird in eigenen Backöfen unter freiem Himmel gebacken, die aus Lehm in halbkugelförmiger Gestalt hergestellt werden und etwa drei Fuß hoch sind. Auch die Hühner, die man ihrer Vielweiberei wegen, eigentlich als die Mormonen des Thierreichs bezeichnen könnte, besitzen ihre eigenen Häuser, die ganz auf dieselbe Weise gebaut sind, wie die Wohnstätten ihrer Eigenthümer.

Aber genug von diesen unpoetischen Dingen, denen man bei Städteschilderungen nothwendigerweise ein Plätzchen einräumen muß. Es boten sich ja in Trinidad noch viele interessante Abenteuer für uns, die ich mit nächstem schildern will; und ebensoviele idyllische Scenen.

Hier ist eine davon. Sujet: Mädchen am Brunnen. Zeit der Handlung: Ein prachtvoller Herbsttag. Ort: Außerhalb Trinidad. Das ist nicht viel, aber dieses Mädchen war eine junge, schöne Mexikanerin, und dieser prachtvolle Herbsttag derselbe, an dem wir in Trinidad waren und eben an dem Brunnen vorüberschritten. Sie hatte sich gebückt, um den gefüllten Krug

aus dem Brunnen zu heben, einen jener Krüge, von denen Theophile Gautier sagt, sie könnten in solch einfachem Ebenmaß nur von barbarischen Rassen hergestellt werden. Dieses Mädchen und Barbarei! — Ich sprang herbei, um ihr zu helfen, gerade noch rechtzeitig, um den Fuß und die Knöchel und die — Kleider eines Praxiteles zu sehen. Sie dankte mit einem Blick: „Mil gracias, Señor!

„Danke mir nicht, Mädchen, Du hast mich mit Deinem Blick belohnt! Sie ging und die kurzen Röckchen wiegten sich an dem schlanken Körper bei jedem Schritt. Wir sahen ihr nach, um noch einen Blick aus ihrem kohlschwarzen, brennenden Auge zu erhaschen. Als wir uns zum Weitergehen anschickten, saß unser Maler am Brunnen und skizzirte die elfengleiche Dorfschöne. Aber — vergebens! Für diese Formen ist er nicht — Praxiteles genug! —

IV.

Am Fuße der Felsengebirge.

Wir nahmen Abschied von Trinidad. Von den schönen, schwarzäugigen Mexikanerinnen mit kaum mehr als einem Kußhändchen, von der Stadt aber mit viel leichterem Herzen. Es war der erste spanische Ort gewesen, den wir gesehen, obgleich schon die durchaus anglo-amerikanischen Stationen von Pueblo nach Trinidad spanische Namen führen. Es ist dies eigentlich Betrug. Aber für die große Masse der Amerikaner sind so enorm viele Sachen — spanische Dörfer, daß es auf diese drei oder vier Dörfer im Süden Colorados wahrlich nicht mehr ankommen kann.

Peitschenknall und Hörnerschall existirt beim mexikanischen Postillon nicht, selbst wenn er durch Länder des amerikanischen Sternenbanners fährt; sonst hätte ich mich beinahe verleiten lassen, uns mit einem bekannten deutschen Dichterworte „aus dem Städtle 'raus" expediren zu lassen.

Wir hatten auf dem Santa Fé abgehenden, sechsspännigen Reisewagen der „Southern Overland Stage Company" Sitze genommen, denn das Eisenbahnreisen wird Einem in Neumexiko schon aus dem einfachen Grunde äußerst schwierig gemacht, weil es das einzige Land der Vereinigten Staaten ist, das gar keine Eisenbahn besitzt. Der ganze Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Neumexiko, sowie mit dem angrenzenden Wüstenlande Arizona wird deshalb von Trinidad und dem nahen El Moro aus durch Wagen-Karawanen besorgt. Es sind dies gewöhnlich ein halbes Dutzend plumper, schwerbeladener Fuhrwerke, die mit je sechs bis acht paar Ochsen oder Mauleseln bespannt sind und von irgend einem der großen Exportgeschäfte von El Moro nach Santa Fé, Albuquerque und Tucson spedirt werden, von wo sie erst wieder nach Monaten zurückkehren.

Den Post- und Packetverkehr, sowie die Ueberführung des Goldstaubes aus den mexikanischen Minen nach der Münze von Denver vermitteln die Reisekutschen der „Southern Overland Stage Co., ein weitverzweigtes Unternehmen, das in seinen Einrichtungen lebhaft an die ehemalige Reichspost der Fürsten Thurn und Taxis zurückerinnert und nicht weniger als zweitausend Kutscher, ebensoviel Conducteure und Knechte und etwa sechstausend Pferde, durchweg Schimmel, in seinen Diensten hat.

Aber blos in der Organisation erinnert diese Privatpost der amerikanischen Territorien an die alte Reichspost. Denn diese Territorien sind noch zweimal so groß als das deutsche Reich, und zum größten Theile baum- und

wasserlose Wüstenstrecken, während die bewohnten Theile nur rohe Mineure oder bettelhaft arme Mexikaner aufzuweisen haben. Alle Territorien jedoch werden von wilden Räuberhorden und Indianerbanden durchstreift, denen „Raub" Parole und „Mord" das Feldgeschrei ist und die auch bis jetzt noch nicht ausgerottet sind. Von den in Texas und Arizona stationirten Truppen der Vereinigten Staaten wurden bereits unzählige Razzias gegen diese Banditen organisirt, allein ohne den geringsten Erfolg, da sie sich immer über dem Rio Grande auf das Gebiet der mexikanischen Republik flüchteten, wohin ihnen das amerikanische Militär ohne Grenzverletzung nicht folgen konnte. Natürlich bilden die vollgepackten, zumeist schwer mit Gold beladenen Postwagen diesen „Outlaws" (Geächteten) die willkommenste Beute, und es giebt demnach kaum irgendwo anders größere Wagehälse und bessere Kutscher als die Bediensteten der Overland Stage Co. Pferd und Kutscher könnte Lützow in seiner „wild verwegenen Jagd" vortrefflich verwenden. Es sind wahre Teufel an Tollkühnheit und Verschlagenheit, und auf offenem Terrain machen Indianer wie Mexikaner vergeblich auf diese Postwagen Jagd. Die Postillone haben nicht die Schlafhaube des heiligen deutschen Michel auf und während Conducteur und Passagiere den Revolver spielen lassen, fliegen die Pferde, sicher gelenkt dahin, wie auf dem Turf. Blos durch Ueberfall werden sie genommen und es begegnete gerade der uns folgenden, mit Goldstaub schwer beladenen Kutsche, daß sie in der Nähe von Las Vegas, gerade aus den Minen kommend, überfallen und beraubt wurde. Kutscher und Passagiere fielen natürlich den Räubern zum Opfer.

Als wir auf unseren hohen Sitzen am Dache des Postwagens die Stadt passirten, hatten wir die beste Gelegenheit, ihre Lage zwischen den Bergen zu übersehen. Zwei mächtigen, auf hohen Bergen stehenden Zwingburgen gleich, erheben sich die verticalen Felsmauern von Simpsons Rest im Westen und Fishers Peake im Osten. Der letztgenannte Felsen zeigt die schönste Form von allen Bergen am Ostabhange der Felsengebirge. Zuerst ein 1800 Fuß hoch aus der Ebene emporsteigender Kegel und darauf eine natürliche, 600 Fuß hohe, vertical aufstrebende Bastei, so scharf und glatt, als wäre sie von spanischen Soldaten zur Zeit der Eroberung Mexikos aus hartem Felsstein aufgeführt worden, im Ganzen ein Berg, wie man sie in der sächsischen Schweiz wohl häufig findet, aber nur noch dreimal so hoch.

Im Westen sieht man die lange, unendlich scheinende Kette der Felsengebirge mit ihren zahllosen Bergspitzen und Nadeln, wie etwa eine Reihe von riesenhaften Glasflaschen mit abgebrochenen Hälsen, aus denen der Wein sich in den Arkansas und den Rio Grande verläuft. Im Nordwesten beschließen die wunderbar geformten zuckerhutähnlichen „Spanish Peaks" (Las dos Hermañas) die Hauptkette. Sie sind nicht so hoch, wie Pikes Peak oder Mount-Lincoln (die höchsten Spitzen der Felsengebirge), aber ihre Lage und ihre steilen Abhänge lassen sie höher erscheinen.

Die Straße, auf der wir, gezogen von prächtigen Pferden, bei dem herrlichsten Wetter dahinrollten, ist eben und fest. Das einzige Leben, das sich auf meilenweite Strecken zeigt, sind die langsam dahinschleichenden Wagenkarawanen, sowie hier und da ein mexikanischer Reiter, dessen Erscheinen uns stets ein Lächeln entlockte. Der Hut ist breiter als der Mexikaner und dieser wieder breiter als das winzige Ponny, das er reitet. Seine langen Beine streifen beinah den Boden und baumelm bei jedem Schritte herum, wie Brunnenschwengel im Winde.

Houston-Station, am Fuße der Raton- (zu deutsch: Ratten-) berge, besteht blos aus den Stallungen für den Postwagen-Relais und einer elenden Hosteria, in der alle Dinge, selbst die Preise, gepfeffert sind. Zwiebel und Pfeffer sind dem Mexikaner, was dem Ungar der Speck ist. Während wir Europäer ungarischen Speck blos als Würze unserer Fleischspeisen essen, ißt der Ungar den Speck als Hauptspeise und benutzt den rothen Pfeffer als Gewürz. Der Mexikaner geht noch weiter und ißt als Hauptspeise den Pfeffer selbst. Weiter kann man die Gewürzkrämerei nicht treiben. Chile verde und Chile colorado, grüner und rother Pfeffer sind die beliebtesten Gemüse der Neumexikaner, und gäbe es in diesen elenden Hosterias Speisezettel, so würde Chile obenauf stehen. Das nächstbeliebte Gemüse ist die Zwiebel, die hier in solchen Massen vertilgt wird, daß sich die Galizianer Juden ein Beispiel daran nehmen könnten.

Daß wir uns unter solchen Umständen in der Hosteria nicht lange aufhielten, wird man leicht begreifen. Dazu waren ihre Bewohner nicht der Art, daß eine Unterhaltung mit ihnen für uns von Vortheil gewesen wäre. Rohe, zerlumpte Banditen, im eifrigsten Moutespielen (ein Kartenspiel) begriffen, den Revolver im Gürtel, die Cigarette im Munde. Der Mexikaner ist eine wandelnde Cigarettenfabrik. Tabak in der einen, Papier in der andern Tasche, sind seine Hände fortwährend damit beschäftigt, Cigaretten zu drehen, worin er eine staunenswerthe Fertigkeit besitzt.

Während unserem Postwagen sechs frische Schimmel vorgespannt wurden, sahen wir schüchtern und aus angemessener Entfernung den Spielern zu. Auf dem roh gezimmerten Tische lagen Häuflein von Goldstaub und Goldkörnern, auch Banknoten, aber keine geschlagenen Münzen, ferner verschiedenfarbige große Spielmarken von 25 Cents zu 25 Dollars Werth. Die Karten waren aus dünnem Buffaloleder, und man konnte die sonderbaren spanischen Kartenzeichen der dicken Schmutzkruste wegen nur mit Mühe erkennen. Auch die Zuschauer setzten hier und da auf eine Karte, und es war interessant, die fieberhafte Aufregung mit anzusehen, die sie gefangen hielt.

Fröhlich trabten wir weiter, fortwährend auf dem hohen Tafellande, der Mesa, welcher die Wasserscheide zwischen den zwei großen Stromgebieten des Atlantischen und Pacifischen Oceans bildet. Wir befanden uns unter demselben Breitegrade, unter welchem Algier liegt, fühlten aber die Hitze doch nicht, denn die Luft ist trocken und zudem befanden wir uns auf einem Plateau von 7 bis 8000 Fuß Höhe, über welcher sich im Westen, kaum wenige Meilen von uns entfernt die ungeheuren Ketten der Felsengebirge erhoben. Ein Rücken hinter dem andern, der erste mit Gras, der zweite mit Wald, der dritte mit Wolken, der vierte mit Schnee bedeckt, alle aber überhöht von den drei hohen graziösen Felsspitzen des Sultan oder Turkey Mountains. Wie dieser prächtige Berg zu dem türkischen Namen kam, ist für den ersten Moment unerklärlich. Als wir jedoch die Zustände der Bevölkerung und die Stellung des Weibes in diesem Theile des Landes in Betracht zogen, da wunderten wir uns, daß man statt dem Berge allein, nicht dem ganzen Gebiete den Namen Sultanland oder Neutürkei beigelegt hat*). — Zwanzig Meilen noch und Santa Fé, die Hauptstadt von Neumexiko war erreicht.

*) Sollte der Name nicht naheliegender von dem in jenen Gegenden häufigen Truthahn (Turkey) abzuleiten sein? Die Redaction.

Schwer erkämpft.

Erzählung von **Hans Reimar.**

(Fortsetzung.)

VIII. Kapitel.

In der Gesellschaft empfing man Adelheid und ihren Onkel mit offenen Armen. Benno von Helbing hatte keine Ausgabe gescheut, und die Stellung in der Gesellschaft eingenommen, die einem Millionär zukommt. Er hatte in fashionablem Viertel ein Haus gekauft und es auf das Prächtigste ausstatten lassen. Jeder Luxus, den die Kunst ersinnen und Geld erkaufen konnte, war da. Alle Zonen hatten zu dem Glanze beigesteuert. Man erbat es sich als eine Gunst, diese Räume einmal durchschreiten zu dürfen. Kein zweites Haus in der Residenz hatte eine so prächtige und reiche Sammlung von Bildern, Statuen, seltenem Glas, Porzellan und Blumen aufzuweisen. Selbst an Glanz gewöhnte Leute fragten einander staunend, ob in der Residenz schon Aehnliches gesehen worden wäre. Der Ballsaal allein war schon wunderbar in seinem verschwenderischen Luxus.

Die Gesellschaft empfing Frau von Helbing und ihre Tochter mit Freuden und hieß die zarte, feine Frau, an deren lange Abgeschlossenheit sich Niemand zu erinnern schien, herzlich willkommen. Man sprach sehr mild über sie; sie sei eine so treue Gattin gewesen, seit ihres Mannes Tode habe sie in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt, ihr Schwager Benno habe sie aber gezwungen, wieder in die Welt zurückzukehren. Nicht eine einzige Anspielung wurde auf die Zeit gemacht, in der die arme Frau Hülfe suchte und nur kalten Antworten begegnete. Selbst die Gräfin von Stockhausen, eine stolze Dame, welche Adelheid's Pathin war und doch Frau von Helbing's Bitte um ihren Beistand zurückgewiesen hatte, kam, sie zu begrüßen und erbot sich sofort mit gnädiger Gönnermiene, ihre Pathe in die „Welt" einzuführen.

Man hatte lange kein so frisches, schönes und natürliches Mädchen wie Adelheid von Helbing in der großen Welt gesehen. Es umgab sie ein ganz besonderer Reiz — sie war so ganz anders als die anderen Mädchen ihrer Stellung und ihres Alters. Die natürliche Treue und Wahrheit, die sie mit der Bergluft eingeathmet hatte, stach auffallend von der anerzogenen, gekünstelten Art und Weise anderer Mädchen ab. Den erhabenen Zweck ihres Lebens, die Wiederaufrichtung des Ruhmes des Hauses Helbing verlor sie niemals aus dem Auge. Auf ihrem schönen Gesicht las man edle Grundsätze. Sie lachte, tanzte, sang; sie war die Königin eines jeden Balles, eines jeden Festes; sie bewegte sich in der Gesellschaft mit ruhiger, stiller Anmuth und Würde, um die sie manche Herzogin beneidete; doch tief in ihrem Herzen, tief in ihrem Kopfe war der Ursprung all ihrer Handlungen, der Eingeber all ihrer Worte, der eine Gedanke — die Wiederaufrichtung ihres Hauses.

Ihre Ansichten über Ehre und Wahrheit gaben Anlaß zu mancher schwer zu befriedigenden Frage. Eines Tages hörte sie, wie sich ihre Mutter mit der Gräfin Stockhausen über Baron Kall, einen der größten Roués

unterhielt. Die Gräfin erzählte seine letzte Scandalgeschichte, wie er ein unerfahrenes, blondes Mädchen, die einzige Tochter eines Pfarrers, überredet hatte, mit ihm durchzugehen, sich auf französischem Boden mit dem Bruder, welcher ihnen gefolgt war, um das Mädchen zurückzuholen, duellirte und ihn für das ganze Leben zum Krüppel machte. Adelheid lauschte, ihr schönes Gesicht röthete sich vor Empörung, ihre dunklen Augen blitzten vor Zorn und plötzlich wandte sie sich zu der erstaunten Gräfin mit den Worten:

„Und dieser Mensch — dieser Baron Kall — wird noch in der Gesellschaft geduldet?"

„Wir können die Welt nicht vollkommen gut machen", sagte sie, während ihre Mutter einfiel:

„Du brauchst über Dergleichen nicht zu reden, Adelheid."

„Dann, verzeihe Mama, solltest Du die Geschichte nicht vor mir erwähnen. Muß ich auch mit solchen Menschen zusammenkommen, wie Baron Kall?"

„Leider trifft man sie hier und da", sagte die Gräfin, welcher dieser Wortwechsel sehr amüsant war.

„Ich würde ihn nicht ansehen", erklärte Adelheid, „und wäre ich Herrin eines Hauses, das ein solcher Mensch betritt, so würde ich ihm die Thür weisen lassen."

„Aber Kind!" sagte die sanfte Frau von Helbing, während die Gräfin lachte.

„Gewiß, Mama, das würde ich thun, bemerkte Adelheid fest.

„Meine liebe Gräfin", sprach Frau von Helbing, als sie sich trennten, „ich muß Sie bitten, Dergleichen vor Adelheid nicht wieder zu erwähnen. Sie hat sehr strenge Ansichten über Mannesehre und Frauenreinheit, und es wäre unrecht, dieselben zu zerstören. Wenn sie mit Baron Kall einmal zusammentrifft, so wird sie ihm sicher etwas sagen, was besser ungesagt bliebe."

„Ich denke", bemerkte die Gräfin lachend, „daß Ihre Tochter ein sehr merkwürdiges Phänomen in der Gesellschaft werden wird."

Was Adelheid's Mutter gefürchtet hatte, geschah. Baron Kall befand sich auf dem Ball des österreichischen Gesandten und eine Bekannte, die Gräfin K. führte ihn zu der Königin des Abends, zu Adelheid, um ihn dieser vorzustellen. Gräfin K. vergaß nie wieder, was nun folgte. Anfangs hatte Adelheid den Namen nicht recht gehört; als ihr aber klar wurde, wer vor ihr stand, richtete sie sich in ihrer vollen Höhe auf, ihr Gesicht flammte vor Empörung, ihre dunklen Augen erglühten vor Zorn. So schaute sie das hübsche aber fade Gesicht mit dem selbstgefälligen Lächeln an und sagte:

„Ich wünsche nicht, dem Herrn Baron vorgestellt zu werden."

Ihre Stimme klang so klar wie ein silbernes Glöckchen; und Alle, die in ihrer Nähe standen, wurden still, um zu lauschen.

„Ich bin eine Helbing", fuhr sie, den Kopf stolz zurückwerfend, fort. „Wir zählen Verräther und Feiglinge nicht zu unseren Bekannten."

„Mein liebes Fräulein", flüsterte die Gräfin ganz außer sich vor Schreck — in ihrem Leben war ihr so etwas noch nicht vorgekommen — „mein liebes Fräulein!" Mehr konnte sie nicht hervorbringen.

„Die junge Dame scheint eine sehr ungünstige Schilderung von mir gehört zu haben", sagte Baron Kall. Sein hübsches Gesicht wurde aschgrau und ein häßliches Lächeln kräuselte seine Lippen.

Adelheid würdigte ihn keines Blickes weiter, ihre stolzen Augen wandten sich von ihm ab.

„Ich weiß", sagte sie zu der Gräfin, „daß dieser Mensch einst auf einen jungen Mann schoß und ihn verstümmelte, der das an seiner Schwester begangene Unrecht rächen wollte; Sie werden mir verzeihen, Frau Gräfin, wenn ich unter einem solchen Eindruck mich entschieden schon bei Erwähnung des Namens einer solchen Person verletzt fühle."

Mit vornehmer Haltung rauschte sie davon, die betroffenste Gruppe, die man je in einem Ballsaal gesehen, hinter sich zurücklassend.

Gräfin K. war malerisch in ihrer Noth. Der Baron murmelte ein bitteres, häßliches Wort und während einiger Minuten herrschte eine beklemmende Stille. Der alte General von W., welcher auch Zeuge dieser Scene gewesen war, brach endlich die peinliche Stille.

„Fräulein von Helbing hat gut gesprochen; ich wenigstens billige ihr Betragen. Hätte doch jede Dame ihren Muth! Dann wären unsere Frauen und Töchter nicht gezwungen, Leuten zu begegnen, deren Gegenwart eine Beleidigung ist."

Er erwartete eine Antwort; Baron Kall aber schwieg. Trotz seinem schlechten Herzen, seinem schlechten Ruf, seiner gänzlichen Blasirtheit flößte ihm das Mädchen doch Respect ein, die es gewagt hatte, ihm öffentlich seine Schlechtigkeit vorzuwerfen, was bisher noch nie Jemand gethan hatte. Er war reich und hübsch und deshalb hatte man ihm viel übersehen, was man einem andern Manne nie verziehen hätte.

Die Scene mit Adelheid stürzte ihn. Sie hatte einfach gesagt, was Andere dachten und nicht gewagt hatten, auszusprechen. Er ließ sich darauf nicht mehr viel in Gesellschaft sehen. Eine Thür nach der andern verschloß sich ihm, bis er schließlich in das Ausland ging und man nichts wieder von ihm hörte.

Am nächsten Tage erzählte man sich den Vorfall in allen Gesellschaften und am folgenden Tage wußte es die ganze Stadt.

Frau von Helbing war bestürzt, ihr Schwager entzückt.

„Das Kind hatte Recht", sagte er. „Welches Recht hat ein so befleckter Mensch, sie nur anzusehen?"

Adelheid selbst glaubte gar nicht, etwas Außergewöhnliches gethan zu haben. Sie, die einfach fest an der Wahrheit hielt, fand nichts Ungewöhnliches darin, daß sie sagte, was sie fühlte und dachte. Gefiel das der Gesellschaft nicht, so ließ sie es eben bleiben.

Als die Gräfin Stockhausen die Geschichte hörte, lachte sie und sagte:

„Meine junge Freundin ist originell, sie wagt Alles auszusprechen, was sie denkt. Wenn das viele Leute thäten, so würde die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert werden."

Adelheid ging ihren stillen, ruhigen Weg weiter, völlig unbekümmert um das, was die Welt sagte. Sie hatte nur die Wahrheit gesprochen.

IX. Kapitel.

Nach dem Frühstück ging Benno von Helbing regelmäßig in seine Bibliothek, ein großes Zimmer, mit Eichenholz ausgelegt und reich gemalten Glasfenstern. Dort las er, schrieb Briefe, besorgte seine geschäftlichen Sachen und hatte Unterredungen mit seinem Sachwalter. Dort verbrachte er die ruhigsten, glücklichsten Stunden seines Lebens, während er studirte, was er für das Gedeihen seiner Besitzung thun könne.

Wie sehr Du Rothenberg liebst, Onkel!" sagte Adelheid eines Morgens, als sie ihm nach der Bibliothek gefolgt war und dort auf dem Schreibtisch eine Karte der Rothenberg'schen Besitzungen ausgebreitet fand.

„Ja", entgegnete er; und doch achtete ich es als Knabe so wenig. Da war Dein Vater da und ich erschien neben ihm so häßlich und linkisch. Bis er todt war, dachte ich nicht viel an Rothenberg. Jetzt aber ist es mein Kind, mein Studium, meine einzige Geliebte; es im Werthe zu steigern, ist meine innigste Herzensfreude."

„Doch scheint es mir ein recht einsames Leben für Dich zu sein, Onkel', sprach das junge Mädchen. Sie war nicht sehr entgegenkommend und nicht zur Zärtlichkeit geneigt, aber ihr Arm flocht sich sanft um seinen Nacken. „Nur für die Ehre eines Namens, dem Plänemachen für eine Besitzung leben, das scheint mir ein kaltes, einsames Dasein, Onkel."

Sie bemerkte, daß ein schmerzlicher Zug über sein Gesicht zog doch nur einen Moment lang, dann legte er die Hand auf ihr Haupt und sagte:

„Ich liebe Dich, Adelheid, Du bist mein Kind und meine Erbin, ich liebe Dich und Deine Mutter."

„Ja, aber wir sind doch nicht ganz Dein Eigen, Onkel; Du bedarfst noch ein näheres Interesse, als wir es Dir einflößen können."

„Ich bin zufrieden, Kind", sagte er.

„Aber Onkel", fuhr sie fort, „Du müßtest kein Mensch sein, wenn Du Dich nicht nach eigenen Banden sehntest, ein Weib, das Dich liebt, Kinder, die Dich lieben."

Mit warnender Bewegung hob er die Hand.

„Wir wollten nie wieder davon sprechen, Adelheid — das hast Du vergessen."

„Aber Onkel", sprach sie, sich über ihn beugend, „Du sagst, ich sei Dein Kind. Warum vertraust Du mir dann nicht?"

Sein Antlitz erbleichte, seine Hände zitterten.

„Versuche mich nicht", erwiederte er. „Ich — ich kann nicht."

„Dein Leben birgt ein Geheimniß, Onkel. Ich weiß es, ich habe es immer geglaubt — ein Geheimniß. Auf Deinem Gesicht steht es geschrieben, um Deinen Mund und auf Deiner Stirn liegen so traurige Linien, Linien, wie sie nur ein Geheimniß zieht und zurückläßt."

„Ja, Du hast recht, Adelheid, ich habe ein Geheimniß; doch das Grab hat sich darüber geschlossen. Sprich nicht davon, mein Kind, Deine Liebe zu mir würde sich nicht steigern, wenn Du es wüßtest. Ich war nicht menschlich in meiner Jugend, ich war Eisen — Granit. Ich beging kein Verbrechen — aber — ach — sprechen wir nicht davon!"

Verwundert blickte ihn Adelheid an und sagte:

„Ich möchte nicht ein Geheimniß fest in meiner Brust verschließen, Onkel; es würde mir das Herz verbrennen."

Gedankenvollen, träumerischen Blickes schaute er sie an.

„Du wirst auch nie ein Geheimniß haben, Adelheid! Du bist viel offener. Ach, Kind, das tiefe Meer liegt zwischen mir und meinem Geheimniß, große Wüsten, steile Berge, die weiten Strecken der Prairien; und doch, obgleich es so fern ist, steht es neben meinem Bett, geht an meiner Seite, sitzt neben meinem Stuhle, flüstert mir in das Ohr, verläßt mich weder bei Tag noch bei Nacht und im Grunde besteht es nur aus dem Irrthum eines

Mannes, der aus Granit war statt aus Fleisch und Blut. Ich bitte Dich, Adelheid, sprich mir nie wieder davon."

Er erhob sich von seinem Stuhl und blieb einige Minuten ruhig stehen. Sie beobachtete ihn. Plötzlich änderte sich sein Wesen vollständig. Er wandte sich dem Schreibtisch zu und nahm davon ein großes, weißes Couvert mit einem Wappen darauf.

„Das ist von der Gräfin von Stockhausen. Gieb es Deiner Mutter und höre, was sie sagt."

Sie ging zu ihm und schlang ihre Arme um seinen Hals; sie hob das liebliche Gesicht zu ihm auf und sprach:

„Ich habe Dich immer lieb gehabt, Onkel, und werde Dich noch viel mehr lieben, nun ich weiß, daß Du einen Kummer in Deinem Leben gehabt hast, was außer mir kein Anderer errathen hat."

Dann nahm sie den Brief aus seiner Hand und ging.

Sie fand ihre Mutter in dem Wohnzimmer. Das kurze Briefchen lautete:

„Theuerste Freundin! Vergessen Sie nicht meinen Ball Donnerstag Abend. Sie schienen unentschlossen, ob sie kommen würden. Machen Sie es jedenfalls möglich! Auf Adelheid rechne ich ganz sicher. Kleiden Sie sie so bezaubernd wie möglich. Jemand, den ich sehr liebe, möchte sie gern kennen lernen."

„Wer mag das sein?' sagte Frau von Helbing, nachdem sie das Billet zu Ende gelesen hatte. „Natürlich mußt Du hingehen, Adelheid, und natürlich auch muß ich Dich begleiten."

So wurde denn bestimmt, daß sie gehen sollte und Frau von Helbing, welche das Briefchen etwas stutzig gemacht hatte, war mit der Toilette ihrer Tochter sorgfältiger als gewöhnlich. Sie wählte ein Kleid von der mattesten, hellsten rosa Seide mit weißen, eingestickten Blumen; das matte Rosa erhöhte die wunderbare Schönheit des edlen Kopfes. Dazu wollte Adelheid keine anderen als weiße Blumen haben — weiße Haide, weiße Rosen und weiße Lilien untereinander. Und sie wollte keinen andern Schmuck als Perlen — weiße, reine, glänzende Perlen.

Es war schon spät, als Frau von Helbing und Adelheid den Ballsaal betraten. Die Gräfin begrüßte sie auf das Wärmste.

„Ich begann schon zu fürchten, Sie würden mich enttäuschen", sagte sie; und musterte Adelheid's reizende Toilette mit scharfem Blick. Ein beifälliges Lächeln leuchtete über ihre Züge.

„Ich darf nicht Alles sagen, was ich denke", sagte sie, „aber ich bin stolz auf mein Pathchen."

Der Ballsaal war dicht gefüllt. Die Gräfin verstand die Kunst, einen Ball zu geben. Hier war keine Reihe lebender „Wanddecorationen", keine steifen Matronen, keine langweiligen, alten Jungfern. Sie wählte ihre Gäste unter den jüngsten und hübschesten, lud nicht zu junge oder zu alte Herren, die zum Tanze zu bequem oder zu „blasirt" waren, sich zu amüsiren und das Resultat davon war stets ein vollkommen befriedigender Abend, den man bedauerte, wenn er sich zum Ende neigte und von dem man noch lange nachher sprach.

Bei Adelheid's Eintritt lief ein leises, beifälliges Gemurmel durch den Ballsaal. Ihre majestätische Schönheit, ihr Geist, ihr Talent, die allgemein bekannte Geschichte mit Baron Kall wurden besprochen. „Die schöne Hel-

bing! Die Erbin von Rothenberg! Sehr geistreich, sehr begabt" — solche und ähnliche Bemerkungen folgten ihr.

Wie gewöhnlich war sie auch heute bald von einer Gruppe Bewunderer umringt. Einer bat um einen Walzer, ein Anderer um eine Quadrille, Adelheid blieb völlig gleichgültig. Es war sonderbar, daß sie keinem ihrer Anbeter den geringsten Vorzug gab; sie galten ihr alle gleich, eine Anzahl aristokratischer Bewunderer, über die sie zur Ehre ihres Namens herrschen mußte. Sie hatte keinen Günstling, da war auch nicht Einer, den sie lieber gehabt hätte als die Anderen. Ein genauer Bekannter war ihr erster Tänzer an diesem Abend und während sie mit ihm tanzte, sah sie einen Herren, dessen hohe, prächtige Gestalt und schöner Kopf ihre Aufmerksamkeit erregte. Es war unzweifelhaft der schönste Mann im Saal. Er überragte alle die Anderen. Seine Züge waren fein und edel geschnitten, doch lag ein gewisser Ausdruck von Satyre darin. Vielleicht machte er noch einen tieferen Eindruck auf sie, da sie bemerkte, daß ihr seine Augen auf Schritt und Tritt folgten. Sie fragte sich, wer er wohl sei, denn Adelheid kannte die meisten der anwesenden Berühmtheiten.

Später kam die Gräfin zu ihr und sagte:

„Liebe Adelheid, während der ganzen letzten Woche ist mir der Fürst von Greifenstein wie mein Schatten gefolgt. Können Sie errathen, warum?"

„Nein, ich bin nicht geschickt im Rathen", entgegnete sie.

„Er möchte Ihnen vorgestellt sein", fuhr die Gräfin fort, „und ich habe ihm versprochen, ihm den Gefallen zu thun."

„Ich habe nie von dem Fürsten gehört", bemerkte Adelheid.

„Nie von ihm gehört!" rief die Gräfin. „Das klingt fast, als ob Sie annähmen, daß er gar nicht existire; nichts destoweniger aber ist er ein sehr großer Mann!"

„So?" fragte sie leichthin. „Seinetwegen freue ich mich, das zu hören."

„Andere junge Damen würden sich auch ihrer selbst wegen darüber freuen, Adelheid", lachte die Gräfin; „der Fürst ist jung, reich und schön. Er gehört zu unseren edelsten und reichsten Pairs. Außerdem besitzt er noch einen Reiz — es ist nämlich bekannt, daß er sich nach einer Frau umsieht."

„Hoffentlich findet er eine", sagte Adelheid treuherzig.

„Das sage ich auch", gab die Gräfin zurück. „Mir ist auch nicht bange."

In demselben Augenblick verneigte sich ein stolzer Kopf vor ihr und eine tiefe, volltönende Stimme flüsterte, wie erfreut und beglückt der Sprecher sei, endlich die langersehnte Ehre zu haben. Als Adelheid den gesenkten Blick erhob, sah sie, daß ihr die Gräfin den Fürsten von Greifenstein vorgestellt hatte. Sie sah ihn fest an und mußte ihn bewundern. Er glich den Helden, die sich ihre Phantasie ausgemalt hatte. Sie gingen zusammen den Saal entlang und die Gräfin schaute ihnen wohlgefällig nach.

„Ich denke, das wird werden", sprach sie zu sich. „Ich mag das Kind in früheren Jahren vernachlässigt haben; aber wenn ich ihr dazu verhelfe, Fürstin von Greifenstein zu werden, so hole ich reichlich das Versäumte nach."

Adelheid gefiel der Fürst und sie plauderte lebhaft mit ihm. Er unterhielt besser und hatte klarere Ansichten als alle die anderen Herren, die sie bis jetzt kennen gelernt hatte. Er recitirte ihr ein Gedicht von Heine, das sie nicht kannte und sie sagte ihm in ihrer vollen Offenherzigkeit: „Wenn doch die Leute auf den Bällen mehr über Bücher und Gedichte und nicht so viel Unsinn sprechen wollten."

„Was nennen Sie Unsinn, mein Fräulein?“ fragte der Fürst im höchsten Grade gefesselt.

„Allerhand Complimente und Schmeicheleien. Wenn man ein Gesicht hat, das Anderen gefällt, so ist das doch kein Grund dafür, das die Menschen seufzen und schmeicheln und solchen Unsinn reden wie sie thun? Nach drei Stunden war ich dessen oft müde.“

„Kein Wunder“, entgegnete er.

„Ich habe mit den verschiedensten Herren getanzt, mit Officieren, Beamten, Adligen und Bürgerlichen; aber fast alle haben dasselbe gesagt und ich habe mich nach Abwechslung gesehnt.“

„Ich fürchte, daß Sie eine scharfe Kritikerin sind“, bemerkte der Fürst.

„Kritisiren wollte ich nicht. Ich sage nur, was ich denke. Ihnen würde es auch lästig werden, wenn jedes junge Mädchen, mit dem Sie tanzen, Ihnen zuflüstern wollte, daß Sie der schönste Mann wären, den sie jemals gesehen.“

Der Fürst lachte.

„Die Schmeichelei ist stets süß.“

„Das finde ich nicht. Ich liebe die Wahrheit. Wer schmeichelt, kann nicht die Wahrheit reden. Mir würden die Gesellschaften weit besser gefallen, wenn Diejenigen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, mehr in der Art sprechen wollten wie Sie.“

„Es macht mich außerordentlich glücklich, insofern Ihr Gefallen erregt zu haben“, sagte er. „Wenn ich mir also Ihren Beifall erwerben will, muß ich mir merken, daß ich Ihnen keine Complimente sagen, sondern immer nur von Büchern sprechen darf.“

„Ich denke, wenn Sie vernünftig mit mir reden, so ist das das größte Compliment, welches Sie mir machen können“, erwiederte sie.

Der Fürst war entzückt von ihr. Er war ein stolzer Mann, dieser Fürst von Greifenstein, sein ganzes Leben hatte er gethan was er gewollt — er hatte nie unter Controle gestanden, nie einen Herrn über sich gekannt. Sein Vater Hubert, der zehnte Fürst von Greifenstein, starb, als sein Sohn erst drei Jahre, dessen Mutter, als er sieben zählte und so war er bis zu seiner Majorität der Obhut eines sehr nachsichtigen Vormundes überlassen; und wäre er von Natur nicht durch und durch edel gewesen, so hätte er vollständig verdorben werden müssen. Man ließ ihn in Allem seinen Willen, kein Mensch setzte ihm ein „Nein“ entgegen. Nach seiner Volljährigkeit war sein Leben eine ununterbrochene Glückskette. Was er wußte, verdankte er seinem natürlichen Verstand, denn dem Unterricht, der so viele Tausende gekostet, hatte er nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Er war ein vortrefflicher Redner des Herrenhauses, wurde als ein hervorragender Anhänger der Regierung betrachtet; hatte mehrere schneidige Artikel geschrieben, die ihn berühmt gemacht hatten, kurz, er war der ächte Typus jener Männer, die zu den größten Erwartungen berechtigen.

Adelheid war für ihn sehr eingenommen. Sie hörte ihm gern zu, wenn er über Literatur und Politik, über Kunst und Künstler sprach. Seine Gesellschaft war ihr angenehm. Wenn sie hörte, daß der Fürst von Greifenstein auf diesem Ball oder jener Soirée sein würde, gab sie dieser den Vorzug. Die Gräfin von Stockhausen beobachtete dies in stiller Geduld.

Adelheid gefiel außerordentlich in der Gesellschaft. Sie gehörte zu den glänzendsten und beliebtesten Schönheiten der Saison. Der Unterschied zwischen

ihr und anderen Mädchen, der früher ihre Mutter über ihre Zukunft besorgt gemacht hatte, erhöhte jetzt ihren Reiz. Gerade ihre Natürlichkeit, ihre ungeschminkte Wahrheit und Frische, ihr offenherziger Stolz waren es, die sie so gesucht und beliebt machten. Man kam, um sie zu sehen, wie zu einer Königin; man zitterte vor ihrer unverhohlenen Offenheit, vor ihrer einfach ehrlichen Natur, welche die Dinge beim rechten Namen nannte.

X. Kapitel.

„Ein wirklicher Prinz!" sagte Adelheid lachend. „Ich sollte mich vielleicht schämen, eine solche Schwäche einzugestehen, aber ein wirklicher Prinz! Ich habe mich immer danach gesehnt, einen solchen zu sehen. Ist es auch gewiß wahr, Onkel, daß er ganz so aussieht wie andere Menschen?"

„Mein liebes Kind", verwies sie Frau von Helbing, „sprich doch nicht so; das klingt ja zu sonderbar. Warum sollte ein Prinz anders sein als die übrigen Menschen?"

„Ich weiß nicht, Mama. Das Wort gefällt mir. Es klingt so ganz absonderlich. Ein Prinz! Man stellt sich einen Prinzen unwillkürlich mit hoher, imponirender Figur, edlem Kopf und noch edlerem Herzen vor."

„Was veranlaßt Dich zu dieser Prinzenphantasie, Adelheid?" fragte ihr Onkel.

„Die Gräfin Stockhausen, Onkel, giebt Dienstag ein großes Diner, zu dem wir Alle eingeladen sind und dessen Zweck es ist, den Prinzen von Forleschi in der großen Londoner Welt einzuführen."

„Und wer ist der Prinz von Forleschi?" fragte Onkel Benno.

Adelheid schaute auf und ein helles Lachen tönte von ihren Lippen.

„Ich wußte, daß Du so fragen würdest, Onkel; trotzdem die Gräfin, als ich dieselbe Frage an sie richtete, ihre weiseste Miene annahm und sagte: „Meine liebe Adelheid, wenn Sie von einer so bekannten Persönlichkeit wie Prinz Forleschi nichts wissen, so fragen Sie nicht wieder so öffentlich, Sie geben sich sonst eine zu große Blöße." Nun hast Du dasselbe gethan, Onkel; Du hast, soweit es den Prinzen von Forleschi betrifft, die beklagenswertheste Unwissenheit an den Tag gelegt."

„Bitte, Kind, sage Deinem Onkel wer er ist", sagte Frau von Helbing.

„Er ist ein junger, italienischer Prinz, Onkel, der eine Manie für alles Deutsche besitzt. Bei Verona hat er sich ein Haus im altnürnberger Styl gebaut; er hat deutsche Dienerschaft und die Gräfin deutet sehr klar an, daß er hier ist, um sich eine deutsche Gemalin zu suchen."

„Das ist auch sehr vernünftig", sagte ihr Onkel. „Wenn die Frauen einer Nation den Vorzug vor denen der anderen haben, so muß man gestehen, daß die deutschen Frauen den Sieg über alle andern davon tragen."

„Der Prinz", fuhr Adelheid, indem sie den prahlenden Ton der Gräfin Stockhausen persifflirte, fort, „ist ein höchst ehrenwerther, junger Mann; er führt einen der ältesten Titel, deren sich Italien rühmen kann, besitzt ein enormes Vermögen, ist überaus talentvoll und überhaupt nach jeder Richtung hin eine höchst glänzende Partie."

Sie imitirte die Gräfin so vortrefflich, daß ihr Onkel herzlich lachte. Ihre sanfte Mutter aber sah ein wenig bekümmert aus.

„Adelheid", sagte sie, „es thut mir leid, daß Du eine so gute Schau-

Schloss am See.

spielerin bist; Jemand so nachzumachen, das kann ich durchaus nicht hübsch finden."

Adelheid küßte ihre Mutter. Sie that es stets, wenn Jene sie zurecht wies.

„Ich wünschte, Mama, ich wäre nur halb so gut wie Du. Ich habe von Natur einen Hang zu vielen Thorheiten, und auch das brennende Verlangen, jene hochfeinen Damen, welche selten ein natürliches Wort reden, zu persiffliren, gehört dazu."

„Es ist ja nicht bös gemeint, Adelheid", sagte Onkel Benno, den seiner Nichte geschicktes Wiedergeben verschiedener Charaktere amüsirte. „Auch bin ich ganz allein daran schuld; ich habe sie darin bestärkt."

Es war eigenthümlich, aber Benno konnte nicht dulden, daß der leiseste Schatten des Tadels seine vergötterte Nichte traf. In seinen Augen war sie und Alles, was sie that, vollkommen.

Als Adelheid darauf festen, anmuthigen Schrittes das Zimmer verließ, sank Benno von Helbing in seinen Stuhl zurück.

„Ich bin um sie besorgt", sprach er zu sich selbst. „Wenn sie mit der Welt und den Menschen zufrieden wäre, wie sie eben sind, dann würde ich mehr Hoffnung für sie haben. Sie hat sich ein Ideal von einem edlen Mann geschaffen; eines schönen Tages wird sie einen Mann finden, der demselben mehr oder weniger entspricht und ohne zu überlegen wird sie sich ihm hingeben. Sie ist eine feste, aber gefährliche Natur. Frauen sollten kein tiefes Gefühl haben; das ist ein großer Nachtheil. Aber ich glaube, sie wird wegen des Prinzen von Forleschi auf ihrer Hut sein müssen."

Der schöne, junge Italiener ließ sich wenig von diesen Gefühlen träumen. Er war nach Deutschland gekommen, um sich eine Gattin zu suchen. Er hatte eine Vorliebe — eine Manie, nannten es seine Freunde — für alles Deutsche. Eines Abends hatte er im Opernhause ein sanftes, stolzes Gesicht gesehen, das ihn ganz außer sich gebracht hatte — ein Gesicht, schöner als die Gesichter auf den Gemälden seines Vaterlandes, schöner, als er sie im Traum gesehen, ein Gesicht wie die lieblichste Blume, umrahmt von glänzendem Haar und mit Augen so dunkel wie eine italienische Nacht. Die Eigenthümerin dieser Augen war jung und von bezaubernder Schönheit — still, ruhig und edel. Lange hatte er sie schweigend betrachtet und dann zu sich gesagt: „Sie ist schön wie eine Göttin; sie hat eine edle Seele, welche furchtlos auf die Welt herabschaut; und, wenn ich sie mir gewinnen kann, so werde ich es thun."

Es hielt nicht schwer, ihren Namen zu erfahren; Fräulein Adelheid von Helbing, die Erbin von Rothenberg, kannte alle Welt. Der Prinz von Forleschi ging sofort zu der ihm wohlbekannten Gräfin Stockhausen und sagte:

„Ich habe mein Herz verloren, Sie müssen mir helfen es wieder finden. Wollen Sie mich ihr vorstellen?"

Die Gräfin versprach es und ihr Brief war es, welcher Adelheid zu jenem Ausruf veranlaßte. Sie lächelte vor sich hin, während ihre Mutter ängstlich ihre Toilette berieth. Sie sah noch reizender aus als gewöhnlich in dem weißen, nach griechischem Schnitt gearbeiteten Kleide, das ein goldener Gürtel um die schlanke Taille umschloß. Als Prinz Forleschi sich vor ihr verneigte, legte er ihr begeistert sein Leben und seine Liebe zu Füßen.

XI. Kapitel.

„Der Antrag ist sehr schmeichelhaft, Elsa; zu gleicher Zeit aber hoffe ich, daß das Kind nicht einwilligt.“

Benno von Helbing hielt einen Brief in der Hand — einen Brief, in welchem der Prinz Forleschi sich die Erlaubniß erbat, Adelheid seine Hand antragen zu dürfen. Er schrieb in feurigen Worten von seiner Liebe — so lange die Welt bestand, hatte es eine solche Liebe noch nicht gegeben; was die materiellen Angelegenheiten betreffe, so würde er einem so schönen, bezaubernden Wesen Alles bieten, was er besitze, wenn sie seine Hand annähme.

Benno von Helbing war gerührt, als er des Prinzen Brief las — der Millionär, der große Zweifler an Frauenliebe und Männertreue, war gerührt. Das unbestimmte Gefühl bemächtigte sich seiner, als halte er ein lebendes Menschenherz in der Hand. Es war ein großes Anerbieten. Prinzessin von Forleschi sein, Königin einer großen, italienischen Herrschaft, wollte viel sagen. Doch, dachte er — wenn Adelheid Prinzessin von Forleschi war, dann fahret hin, all' ihr Träume von Rothenberg's Glanz!

Inmitten seiner Betrachtungen hielt Benno von Helbing plötzlich inne. Ein Schatten unsagbaren Schmerzes verdunkelte seine Augen.

„Ich war ein Thor!“ sprach er zu sich selbst. „Doch wie konnte ich das voraussehen? Ich würde mein Leben nicht so vergeudet haben, hätte ich das vorher wissen können.“

Er rief Adelheid und ihre Mutter zur Berathung. Prinzessin von Forleschi sein, das war natürlich eine glänzende Partie, dachte Frau von Helbing, während sie in das liebliche Antlitz schaute.

„Interessirst Du Dich für ihn, Adelheid?“ lautete die erste Frage, welche sie an ihre Tochter richtete. Es lag ein Ausdruck ungewohnter Mattigkeit in des Mädchens stolzen Augen, als sie antwortete:

„Nein, Mama, ich interessire mich für keinen Mann.“

„Wenn Du ihn nicht liebst, Adelheid, und nicht ehrgeizig genug bist, um als Prinzessin von Forleschi glänzen zu wollen“, sagte Benno, „so sage „nein“ zu ihm! In Italien könntest Du die Interessen Rothenbergs nicht wahren.“

Das schöne, junge Mädchen beugte sich nieder und küßte ihres Onkels bleiches, düsteres Gesicht.

„Ich bin froh, Dir einen Gefallen thun zu können, Onkel“, rief sie, „bin froh, etwas thun zu können, woraus Du siehst, daß ich Dir für Deine Güte dankbar bin, daß ich Deine Interessen theile, daß mir die Ehre Rothenbergs bei weitem theurer ist, als irgend welche irdische Ehre, die mir persönlich zu theil wird. Mit Freuden verzichte ich auf meinen prinzlichen Bewerber mit seinem alten Titel, seinem schönen Kopf, seinem ritterlichen Wesen und seinen großen Besitzungen.“ Und Benno von Helbing küßte seine Nichte vor Dankbarkeit inniger, als er bisher Jemand geküßt hatte.

So erhielt der Prinz den freundlichsten Brief, der unter solchen Umständen geschrieben werden konnte. So gütig er aber auch klang, machte er ihn doch fast wahnsinnig. Er konnte den Gedanken, die stolze, junge Schöne, der er sein ganzes Herz geschenkt hatte, verlieren zu müssen, nicht ertragen. An demselben Abend traf er sie auf einer Soirée. Sie wollte eben mit einer Verbeugung und einem Lächeln an ihm vorüberschreiten, als ein Etwas

in seinem Gesicht, so sehnsüchtig, so voll schmerzlichen Verlangens sie frappirte. Sie blieb stehen und redete ihn an, worauf er sie, von ihrer Freundlichkeit ermuthigt, bat, mit ihm einen Gang durch die glänzend erleuchteten Räume zu machen.

„Hier ist ein Sculpturwerk, Fräulein von Helbing", sagte er, als sie sich in einem leeren Zimmer, welches nach der Bildergalerie führte, befanden, „das ich Ihnen gern zeigen möchte. Es ist das Product jahrelangen Studiums und harter Arbeit, und das einzige Werk, welches der junge Bildhauer geschaffen hat. Können Sie für ein Leben Sympathie empfinden, welches sich in einem einzigen Werk völlig erschöpft und dann aufhört zu sein?"

„Ich glaube nicht", erwiederte sie langsam. „Ich würde meine Kräfte lieber sparen, als mein ganzes Leben in einer einzigen Anstrengung erschöpfen."

„Und doch liegt etwas sehr Erhabenes darin. Wenn Leonardo da Vinci gestorben wäre, nachdem er „Das letzte Abendmahl" gemalt, wenn Haydn geschieden, nachdem er nur „Die Schöpfung" componirt, wenn Canova's Künstlerlaufbahn mit der Erschaffung seiner Venus geendet hätte, würden wir solche Männer vielleicht mehr noch lieben, weil sie an ein großes Werk ihr ganzes Leben gesetzt hätten. Noch schwerer würden Sie es finden, mein Fräulein, zu glauben, daß ein Mann sein Leben an eine große Liebe setzt", schloß er, während sie in einer von exotischen Gewächsen umschlossenen Nische standen.

Sie sah an jenem Abend entzückend aus; ihre frische, jugendliche Schönheit hatte sich nie vortheilhafter gezeigt. In der Hand hielt sie ein Bouquet reizender, rother Rosen.

Mit anmuthiger Bewegung fuhr sie bei seiner Frage zurück. Aus den stolzen, klaren Augen leuchtete kein zärtlicher Strahl; furchtlos trafen sie die seinen.

„Ich glaube überhaupt nicht an Liebe, Prinz! Alles, was ich von ihr gesehen habe, seit ich in einer Welt lebe, welche nie aufhört, davon zu reden, war Carricatur."

Mit einem Blick voll Feuer und Leidenschaft schaute er sie an und rief:

„Großer Gott, ich stehe vor Ihnen, bereit für Sie zu sterben, und flehe Sie an, mein Leben, meine Liebe, meinen Namen, Alles hinzunehmen, was ich bin und was ich habe, und Sie sagen mir, Sie glauben nicht an Liebe."

„Meine Aeußerung bezog sich auf Persönlichkeiten, Prinz", erwiederte sie.

„Gleichviel; wenn Sie an keine andere Liebe in der Welt glauben, so müssen Sie an die meine glauben. Ich liebe Sie — Sie allein. Sie sind meine einzige Hoffnung, meine einzige Liebe. Sie können an meinen Worten nicht zweifeln. Was habe ich zu hoffen?"

„Nichts", antwortete sie. „Aber ich bin nicht so hart, wie Sie denken, Prinz. Ich glaube, daß manche Menschen zuweilen starke Illusionen haben, Illusionen, die mitunter durch ein hübsches Gesicht oder eine sanfte Stimme hervorgerufen werden. Sie halten diese Einbildungen für Liebe; deshalb achte ich dieselben."

Tief verletzt trat er zurück.

„Also nennen Sie meine Liebe nicht eine Carricatur, sondern eine Illusion, Fräulein Adelheid?"

Sie lächelte so hinreißend, daß sein Zorn wie Schnee vor der Sonne zerrann.

„Ich will hoffen, Prinz, daß es eine Einbildung ist. Es wäre mir kein angenehmer Gedanke, daß Sie all die Kraft und Energie Ihres Lebens an ein Ziel setzten, welches Sie nie erreichen können."

„Und warum kann ich es nie erreichen?" fragte er weich, seinen Kopf so herabsenkend, daß er ihr in das Antlitz blicken konnte, wenig Mädchen hätten der klangvollen Stimme und dem schönen Gesicht wiederstehen können. „Fräulein Adelheid, Sie sind schön wie ein holder Traum. Ich liebe Sie so innig, daß ich Ihnen jeden Augenblick meines Lebens weihen würde — ich würde Ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen, jedes Verlangen Ihres Herzens sollte erfüllt werden. Wollen Sie meine Liebe auf die Probe stellen?"

„Ich kann nicht, Prinz", entgegnete Adelheid. „Ich glaube, daß es Ausnahmen giebt und werde in Zukunft milder urtheilen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es einige Fälle giebt, in denen die Liebe wirklich echt ist. Ich will zugeben, daß es auch die Ihre ist; aber selbst dann noch kann ich sie nicht annehmen."

„Warum nicht?" rief er eifrig. „Sagen Sie mir warum? Kann ich etwas an mir ändern? Kann ich etwas thun? Reden Sie! Ich flehe Sie an."

„Warum? Weil ich Sie nicht liebe und niemals lieben werde", sprach sie sanft.

„Und wollen Sie mir sagen, warum?" fragte der Prinz nach einer Pause.

„Den Grund dafür weiß ich nicht", antwortete sie. „Ich glaube nicht, Prinz, daß Sie einen Grund angeben könnten, weshalb Sie mich lieben."

„Hundert könnte ich anführen!" rief er. „Weil Sie schön sind, gut, anmuthig —"

„Das sind Entschuldigungen", unterbrach sie ihn scherzend, „keine Gründe. Ich habe nie gehört, daß es einen Grund für die Liebe giebt. Sie ist die Folge eines Gefühls, welchem wir weder wiederstehen, noch es erklären können", sagt ein Philosoph. Ich habe kein solches Gefühl, und kann Ihnen das Warum eben so wenig erklären wie Sie den Grund für Ihre Liebe."

„Aber wenn Sie auch jetzt nichts für mich empfinden, so vielleicht doch mit der Zeit?"

„Nein", erwiederte sie mit einem träumerischen Blick ihrer dunklen Augen. In allen Erzählungen der Dichter ist die Liebe das Werk eines Augenblicks, nicht das von Jahren. Ich denke mir, daß es auch in Wirklichkeit so ist, daß, wenn wir Demjenigen begegnen, den zu lieben wir bestimmt sind, ein Etwas uns diese Thatsache zuflüstert. Ich glaube, ich würde es im Augenblick wissen, wenn ich dem Manne begegnete, der mir ein König unter den Menschen sein soll."

„Ich bin also nicht jener König, Fräulein Adelheid?"

„Nein. Vor Ihnen habe ich die größte Achtung, werde Sie stets hoch halten, lieben aber niemals."

Schwermüthig stand er da und betrachtete sie — dies strahlende, junge Mädchen, welches einem Heirathsantrag mit einer philosophischen Abhandlung über Liebe entgegengetreten war.

„Fräulein Adelheid", sagte er plötzlich. „Ich nehme Ihr „Nein" nicht an. Ich gebe die Idee, Sie zu gewinnen, nicht auf; diese Hoffnung verlieren

würde heißen, mein Leben verlieren. Es mag Wahnsinn der Liebe, Wahnsinn der Verzweiflung sein, ich kann es nicht ändern. Ich werde die Hoffnung, Sie zu gewinnen, nicht aufgeben, bis Sie einen Anderen heirathen, oder bis ich sterbe."

„Dann thut es mir leid um Sie", sagte sie. „Sie hätten glücklich sein können, hätten Sie eine Andere geliebt."

„Leid", rief er, „mit jenen stolzen, kalten Augen, die für mich nicht einen milden Blick gehabt haben trotz all meinem Bitten und Flehen! Ach, Fräulein Adelheid, ich fürchte, Ihnen stehen schmerzvolle Tage bevor! Sie sind zu stolz. Sie werden einmal lieben und leiden und verstehen. Es wird der Tag kommen, ich prophezeihe es Ihnen, der Kalten, Stolzen, mit dem gegen Liebe gestählten Herzen, wo Sie lieben werden, und diese Liebe wird die Krone Ihrer Leiden sein. Wenn jener Tag und jene Stunde kommt, denken Sie an mich und ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen helfen werde wenn ich kann."

Sie aber lächelte, als er sie verließ.

„Die Italiener sind alle so feurig und ungestüm!" murmelte sie vor sich hin; doch ein eisiger Schauer durchzitterte sie, während sie lächelte.

XII. Kapitel.

In dem Boudoir, welches Benno von Helbing seiner Nichte eingerichtet hatte, befand sich eine kleine, gemüthliche Gesellschaft. Die Gräfin Stockhausen, welche der Nichte des Millionärs ebenso zugethan war, wie sie einst gleichgültig gegen die Noth ihrer Mutter gewesen, war jetzt zu dieser gefahren, die in ihrem jetzigen Glück all den vergangenen Schmerz vergessen hatte, und sich heiter mit der Gräfin unterhielt, wobei auch ein wenig medisirt wurde zu Adelheid's großem Mißvergnügen.

An diesem Morgen staunte sie über die Unterhaltung mehr als gewöhnlich. Es war wieder eine Scandalgeschichte passirt und der Gräfin gereichte es zum besonderen Vergnügen, dieselbe zu besprechen. Adelheid wandte sich endlich ermüdet ab. Wie hohl und seicht erschien dies Alles ihrer edlen Natur, die sich inmitten der herrlichen Einsamkeit des Bielersees gebildet hatte.

Frau von Helbing bemerkte ihrer Tochter Blick und verstand ihn. Die „Morgenpost" lag auf dem Tisch und um Adelheid's Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken, wies sie darauf hin und sagte:

„Adelheid, sieh doch einmal nach, wann das Gartenfest in der „Flora" stattfinden wird."

Adelheid gehorchte gern und nahm das Blatt zur Hand, während die beiden Damen in ihrem Gespräch fortfuhren.

„Ich habe es ihr immer gesagt", eiferte die Gräfin.

„Ich habe sie hundertmal gewarnt", sagte selbst die Baronin —

Ein Freudenruf von des jungen Mädchens klarer, weicher Stimme ließ die Sprecherin plötzlich innehalten.

„Das nenne ich einen Mann! Nun glaube ich an Helden! Sie sind noch nicht alle todt; es giebt noch Ritterlichkeit und Ehre in der Welt. Könnte ich doch den Mann sehen, der so edel handelte!"

Es kam so selten vor, daß Adelheid dem anderen Geschlecht Lob spendete, daß die beiden Damen mitten im vollen Fluß ihrer Unterhaltung einhielten und die Gräfin fragte:

„Was giebt es, mein Kind?"

Das junge Mädchen trat zu ihr, ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten vor Bewunderung.

„Ich liebe edle Thaten", sagte sie. „Wird es Sie ermüden, wenn ich es Ihnen vorlese?" fragte sie. „Mama, es ist so wunderschön!"

„Natürlich, lesen Sie", sagte die Gräfin, neugierig, was es wohl sei, das des Mädchens Interesse in so hohem Grade erregt hatte.

Ein großer Reiz an Adelheid, ein Reiz, fast eben so groß wie ihre Schönheit, war ihre völlige Selbstvergessenheit. Sie dachte nie an sich oder ihre Schönheit, sie studirte nie ihre Blicke und Stellungen. Dieser Reiz war ganz auffallend, als sie jetzt in dem langen, schwarzen Spitzenkleid vor ihnen stand; das schöne Antlitz und das königliche Haupt stolz aufgerichtet, als ob ihr die That, von der sie las, Herz und Seele schwellte.

„Eine hochherzige That", war der Artikel überschrieben. Er lautete folgendermaßen: „Unsere Leser werden sich erinnern, daß vor kurzer Zeit ein Dienstmädchen Namens Marie Hansen des Mordes angeklagt vor das Schwurgericht zu G. gebracht wurde. Der Fall war interessant, zugleich aber auch schmerzlich. Das Mädchen hatte bei einem Herrn, Namens Fischer, welcher eine Villa bei G. bewohnte, in Dienst gestanden. Herr Fischer war verheirathet, seine Frau besaß ein anziehendes Aeußere; sie lebten allein, hatten keine Kinder und hielten sich zwei Dienstleute. Sechs Wochen jedoch, nachdem Marie Hansen ihren Dienst dort angetreten hatte, zog die Köchin ab und ihre Stelle blieb unbesetzt. Marie Hansen errang sich ihrer Herrschaft vollste Zufriedenheit; sie war ehrlich, fleißig und gutwillig; man schenkte ihr volles Vertrauen, bis Herr Fischer eines Tages, nachdem er eine Tasse Bouillon getrunken, die sie ihm zubereitet hatte, plötzlich ernstlich erkrankte. Man ließ den Arzt kommen und dieser erklärte den Hausherrn für vergiftet. Nach kurzer Zeit starb der unglückliche Mann unter den grausamsten Schmerzen, und bei der Untersuchung ergab es sich, daß er durch Arsenik getödtet sei. Weiteren Nachforschungen zu Folge hörte man, daß Marie Hansen zwei Tage zuvor Arsenik gekauft hatte, um, wie sie sagte, Mäuse zu vergiften. Alles sprach gegen sie: sie hatte das Gift gekauft, sie hatte die Bouillon zubereitet und man fand das Gift darin."

„O, diese Menschenclasse ist entsetzlich!" rief die Gräfin aus.

„Warten Sie", sagte Adelheid, „Sie haben noch nicht Alles gehört."

„Das Mädchen hörte ihre Verurtheilung ruhig an, hob dann, das bleiche, verstörte Gesicht zu dem Präsidenten und sagte: „Herr Präsident, ich habe das Gift gekauft, meine Herrin trug es mir auf, um die Mäuse los zu werden, aber ich schwöre, daß ich es meinem Herrn nicht in die Bouillon gethan habe — ich schwöre, daß ich so unschuldig bin wie ein Kind, und daß, wenn ich zum Tode verurtheilt werde, Sie einen Mord begehen. Diese Worte riefen allgemeine Aufregung und die Ueberzeugung hervor, daß das Mädchen unschuldig sei. Sie machte keineswegs den Eindruck einer Mörderin; sie war ein hübsches, offenblickendes Landmädchen von achtzehn Jahren. Als sie die Anklagebank verließ, rief sie: „Ich flehe nur den Himmel an, mir zu helfen, denn Menschen vermögen es nicht." Und doch that es ein Mensch. Im Publicum befand sich während jener Verhandlung ein junger, bereits vielseitig bekannter Advocat, der Rechtsanwalt Reinhold Martens. Er hörte des Mädchens Ausruf und widmete von dem Moment an seine ganze Zeit dieser einen Sache. Es ist um so mehr lobend anzuerkennen, als Rechtsan-

walt Martens keine Hoffnung auf Belohnung haben konnte; das arme Mädchen war mittellos und freundlos. Er schonte weder Zeit, noch Mühe, noch Geld. Er stieß auf große Schwierigkeiten und besiegte sie; er prüfte die Thatsachen und sammelte mehr dazu und das Resultat davon bewies klar, daß die eigene Frau des Verstorbenen das Gift in die Bouillon gemischt hatte, daß sie wahnsinnig war — und das schon seit mehreren Jahren — sie hatte eine Manie zu Tödten, Vögel, Katzen, Hunde, kurz alles Lebende, was sie unbemerkt tödten konnte. Die Witwe wurde nunmehr in Haft genommen und Marie Hansen frei gegeben. Des armen Mädchens Freude war rührend und es dünkt uns, daß nicht nur sie, sondern alle Ehrenmänner Herrn Martens tiefen Dank schulden. Denn ohne seine Beharrlichkeit und Großmuth würde ein unschuldiges Leben dahin geopfert, eine Wahnsinnige frei ihrer Mordmanie überlassen worden, und ein Fleck auf unserer Justiz zurückgeblieben sein, den Alle tief beklagt haben würden. Herr Martens verdient und hat sich auch die allgemeine Dankbarkeit erworben."

„Nun, was sagt Ihr dazu?" sagte Adelheid. „Das ist ein Mann nach meinem Herzen."

„Mein liebes Kind", rief Frau von Helbing, „welch' kräftiger Ausdruck!"

„Ich denke so, Mama, der Mann ist ein Held, der aus freien Stücken freudig seine Zeit opferte, um einem armen Dienstmädchen das Leben zu retten. Wer in ganz Deutschland dachte an das unschuldige Mädchen in der Gefängnißzelle als der eine edle, ritterliche Mann, der sie rettete?"

„Meine liebe Adelheid", sagte die Gräfin, „der Vorfall verdient nicht so viel Beachtung; der junge Advocat handelte ja natürlich richtig, aber es ist wirklich kein Grund, sich deswegen darüber so aufzuregen."

„Wenn Sie diese Erzählung in der römischen oder griechischen Geschichte, oder in einer Novelle gelesen hätten, würden Sie entzückt davon sein, da es aber eine Erzählung aus dem Leben mit einem wirklich existirenden Helden ist, schenken Sie ihr keine Beachtung.

Adelheid suchte in ihrer Begeisterung ihren Onkel auf. War ihr doch keine Freude vollkommen, bis er sie mit ihr theilte.

„Höre, Onkel", sagte sie, „ich habe einen Helden gefunden, höre was er gethan hat."

Und mit ihrer klaren, lieblichen Stimme, welche vor leidenschaftlicher Bewegung bebte, las sie den Artikel noch einmal. Darauf ließ sie die Zeitung sinken.

„Sie war nur ein Dienstmädchen, Onkel; aber ich denke, daß, je niedriger ihr Stand, desto erhabener steht seine Hochherzigkeit da. Wäre sie reich und einflußreich gewesen, dann hätte er auf Belohnung hoffen können, so aber konnte er eine solche nicht erwarten. Onkel, ich bin froh, daß ich dies gelesen habe. Nun werde ich stets an Helden glauben."

„Er ist eben so klug wie brav", sagte Benno von Helbing. „Ich will Dir etwas sagen, Adelheid, ich werde jedenfalls gegen die Ostgrubengesellschaft einen Proceß einleiten, und werde die Sache in seine Hände legen. Das wird ihm viel einbringen."

„Wann wird das beginnen, Onkel?"

„Erst in einiger Zeit. Ich muß noch die Antwort der Gesellschaft abwarten."

„Ich möchte Herrn Martens so gern sehen und ihm sagen, was ich von ihm halte.'

„Das möchte auch ich", sagte ihr Onkel. „Und wie froh wäre ich, wenn er meine Sache gewönne! Jene Ostgrubengesellschaft ist ein vollständiger Schwindel, doch habe ich dafür noch keine Beweise." Mit diesen Worten ging Benno aus dem Zimmer, seine Nichte noch immer mit der Zeitung in der Hand nachdenklich zurücklassend.

XIII. Kapitel.

Seine Durchlaucht der Fürst von Greifenstein wurden ungeduldig. Im ganzen Leben waren ihm seine Pläne noch nicht so vollständig gekreuzt worden. Man glaubte allgemein, er sei eifersüchtig auf den italienischen Prinzen, doch dem war nicht so. Er baute felsenfest auf jedes Wort, welches das schöne, von ihm so heißgeliebte Mädchen sprach; und eines Abends, als der Prinz aufmerksamer als gewöhnlich gegen sie gewesen war, sagte er zu ihr:

„Adelheid, Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe, der einzige Traum, die einzige Hoffnung meines Lebens ist, Sie einst mein nennen zu können. Sie haben mir Ihre Liebe niemals versprochen, doch haben Sie mir auch nicht gesagt, daß ich jede Hoffnung darauf aufgeben müsse."

Schweigend senkte sie das Haupt, innerlich sich nach dem fernsten Lande wünschend, wo das ermüdende Wort „Liebe" nicht existire.

„Ich liebe Sie so innig", fuhr er fort, ohne ihr leichtes Zusammenfahren bei dem Wort „Liebe" zu bemerken, „daß mich diese Liebe vollständig besiegt hat. Um Sie glücklich zu sehen, würde ich Alles hingeben, was ich auf der Welt besitze. Sagen Sie mir, ob Sie den Prinzen Forleschi lieben. Wenn ja, dann will ich gehen, will Sie nicht mehr belästigen, will all mein Hoffen auf Glück opfern, oder mein Glück in dem Ihren finden. Lieben Sie den Prinzen?"

„Ich kann nicht einsehen, mit welchem Recht Sie mir eine solche Frage vorlegen", sagte sie und dachte: „O, wenn er wüßte oder nur begreifen könnte, wie lästig dieses unaufhörliche Erwähnen der Liebe ist, des uninteressantesten Gegenstandes von der Welt!"

„Ich habe ein Recht dazu, Adelheid", sagte er langsam, „es ist doch möglich, daß Sie einmal, vielleicht nach langer Zeit erst, mir die Ehre erweisen, meinen Namen zu tragen. Ihre Mutter, Ihr Onkel, jeder wahre Freund, den Sie in der Welt haben, wünscht es. Sie wissen selbst noch nicht, was Sie thun wollen; Sie können sich noch nicht klar darüber werden, ob Sie mich lieben oder nicht."

Ihr Gesicht hellte sich auf und sie sagte:

„Ich bin so froh, daß Sie mich verstehen."

„Ja, erwiederte er, „ich verstehe Sie vollkommen. Sie sind zu offenherzig, um ein Mißverständniß aufkommen zu lassen. Ich verstehe Sie nur zu gut. Wären Sie eine Andere, so könnte ich glauben, Sie hätten noch etwas an meinem Vermögen, meinem Titel, an dem, was ich Ihnen zu bieten vermag, auszusetzen. Bei Ihnen kann davon keine Rede sein; Sie sind keine Kokette, Sie sind der Liebe fremd. Sie haben mich nicht ausgeschlagen, weil Sie unsicher sind, ob Sie mich mit der Zeit nicht lieben können. Ihre Vernunft sagt Ihnen, daß ich der rechte Mann für Sie bin, und Sie warten, bis Sie sehen, ob Ihr Herz und Ihre Phantasie mit Ihrer Vernunft übereinstimmen. Ist es nicht so?"

„Ja", entgegnete sie, böse auf sich selbst über die Röthe, die auf ihren Wangen brannte.

„Ich bin zufrieden", fuhr er fort. „Ich würde geduldig Jahre lang warten, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir am Ende doch Ihr Herz schenken würden. Lieben Sie mich, wenn Sie können; wenn nicht, so lassen Sie mich warten, bis Sie es können. Ziehen Sie mir jedoch den Prinzen vor, dann will ich ihm Platz machen, wenn es zu Ihrem Glücke ist."

„Ich ziehe ihn nicht vor", sprach sie kalt; „ich habe es ihm gesagt."

„Sie gestehen mir also das Recht zu der Frage zu?"

„Ja", antwortete sie langsam; „doch thut es mir aufrichtig leid, daß Sie bei Ihrer Werbung beharren. Ich glaube nicht, daß ich jemals einen Mann lieben werde. Wenn Sie nur wüßten, wie müde ich dessen bin, was die Welt Liebe nennt, und alles dessen, was damit verknüpft ist."

„Soll ich Ihnen sagen, was ich Ihnen prophezeie, Adelheid?" fragte der Fürst.

„Ein Jeder prophezeit mir dasselbe", sprach sie lächelnd.

„Nicht ganz. Niemand hat die Liebe verlacht, an dem sie nicht früher oder später grausame Rache genommen hätte. Sie verlachen, verachten sie, nennen sie eine Schwäche; es wird der Tag kommen, an dem sie sich Ihres ganzen Lebens bemächtigen, Ihren stolzen Willen beugen, Ihren Muth brechen, Ihre Seele demüthigen, an dem sie Sie besiegen und in Fesseln legen wird, die sich niemals lösen werden."

Mit einer stolzen, zornigen Bewegung trat sie einen Schritt zurück.

„Niemals, niemals! Lieber würde ich sterben, als so zur Sclavin herabsinken!"

„Wir werden sehen", lachte der Fürst. „Ich flehe nur den Himmel an, daß ich der Sieger sein möge, Sie die Besiegte."

„Ich werde mich niemals besiegen lassen", rief Adelheid.

Und wieder lachte der Fürst, als ob er es besser wüßte und entfernte sich mit einem vielsagenden, innigen Blick, der sie erzittern machte.

Wenige Tage später ließ die Gräfin Stockhausen Adelheid fragen, ob sie mit ihr ausfahren wolle; und da dieselbe keine anderweitige Verpflichtung hatte, willigte sie ein.

„Ich habe mir heute Morgen etwas in den Kopf gesetzt, Adelheid", sagte die Gräfin, „und wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe, so muß es auch geschehen."

„Was ist es?" fragte Adelheid.

„Ich will Frau Martens besuchen. Aber wie hübsch Sie in dem langen, schwarzen Spitzenkleide aussehen. Es steht Ihnen so gut!"

„Wer ist Frau Martens?" fragte Adelheid.

Die Gräfin riß ihre großen, blauen Augen weit auf und sagte:

„Haben Sie noch nichts von Frau Martens gehört? Gut, daß Sie an mich diese Frage richten. Nicht zu wissen, wer Frau Martens ist, heißt sich als sehr unerfahren zeigen. So lassen Sie sich von ihr erzählen. Erstens ist sie eine herrliche Frau, ein vollkommenes Wunder. Sie muß mehr als vierzig Jahre alt sein, hat aber das Aussehen, die Art und Manieren eines Mädchens von zwanzig. Sie ist witzig; und selbst mein Mann, der im Begreifen ziemlich schwerfällig ist, kann ihre Witze verstehen und lacht darüber. Sie hat ein äußerst liebenswürdiges Wesen und ist reizend in Gesellschaft."

„Aber wer ist sie?" fragte Adelheid fast ungeduldig. „Sie haben mir noch nicht gesagt, wer sie ist."

„Frau Martens ist Künstlerin", entgegnete die Gräfin. „Aber eine

Künstlerin, wie sie die Welt nicht oft zu sehen bekommt. Sie malt Porträts, aber was für Porträts! Das sind wahre Meisterwerke der Kunst. Sie malt auch nicht etwa Jeden. Ich kann Sie versichern, daß sie sich ihre Leute wählt."

Daß diese berühmte Malerin denselben Namen trug wie ihr Held, war Adelheid nicht aufgefallen. Sie dachte gar nicht daran.

„Wer Frau Martens eigentlich ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Viele Dinge in dieser Welt wurzeln in einem Geheimniß. Frau Martens kam vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren nach der Residenz und eroberte sich ihre Welt. Von ihr sich malen zu lassen, gilt für Fashion. Sie müssen sich als Fürstin von Greifenstein malen lassen, Adelheid!"

Die aufflammende Empörung in den dunklen Augen gebot ihr Schweigen.

XIV. Kapitel.

Frau Martens war ein wichtiges Glied der Gesellschaft. Sie spielte darin eine ganz besondere Rolle. Wie die Gräfin gesagt, war ihre persönliche Erscheinung etwas Wunderbares. Sie hatte das schöne, faltenlose Antlitz, die klare, helle Stimme und das ruhige Lächeln eines zwanzigjährigen Mädchens. Sie war so schnell, so lebhaft, so animirt, daß man kaum glauben konnte, daß schon vierzig Sommer über sie dahin gezogen waren. Die Liebenswürdigkeit ihres Wesens war unwiederstehlich. Alle Welt hatte Frau Martens gern. Niemand war eifersüchtig auf sie. Die Herrn bewunderten sie, die Damen thaten das Gleiche. Sie besaß das Talent, sich allgemein beliebt zu machen, diese schöne Frau mit den klaren Augen, welche ihren Pinsel mit fast zauberhafter Geschicklichkeit führte, war ein Genie. Sie war ungemein gesucht und ihre Porträts erhielten die höchsten Preise, so daß sie sich ein sehr behagliches Daheim schaffen konnte. Sie hatte sich eine reizende Besitzung vor der Stadt gekauft; ein Häuschen wie eine Kunststudie, so angefüllt war es mit Schönheiten aller Art, feinem Porzellan, Bildern, Marmor und Bronze; Alles, was die Tische und Wände bedeckte, war an sich selbst eine Rarität, und man betrachtete es allgemein als das künstlerischste Haus der Residenz. Wer Frau Martens besuchte, verließ sie stets mit dem tiefen Eindruck der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Kunstwerke in ihrer kleinen Residenz.

„Unsere stolze Künstlerin wird entzückt von Ihnen sein, meine Liebe", sagte die Gräfin. „Ich habe noch nie Jemand gesehen, welcher die Schönheit mehr verehrt, als sie. Der Anblick eines Gesichtes wie das Ihre, wird sie für einen ganzen Tag gut stimmen."

„Ist sie nicht immer gut gestimmt?' fragte Adelheid.

„Sie ist wie ein Apriltag", erwiederte die Gräfin, „eben so reizend und eben so veränderlich."

Sie fuhren zusammen nach dem Hause der Künstlerin und fanden sie zu Haus, doch schon von anderer Seite in Anspruch genommen. Sie wurden in ein Zimmer voll der geschmackvollsten Kunstgegenstände geführt; die Decke war gemalt, blaue Sammetgardinen schmückten die Fenster. Das hereinfallende Licht spielte auf prächtigen Statuen, kostbaren Vasen, auf Marmor und Jaspis.

Gleich darauf trat ein nettes Dienstmädchen herein und meldete, daß Frau Martens bedauere, die Damen warten lassen zu müssen, doch sei die Prinzessin Anna bei ihr, wenn die Herrschaften sich aber noch ein wenig gedulden wollten, so werde sie die Damen so bald wie irgend möglich empfangen."

Die Gräfin ließ sich in einen der weichen Polsterstühle niedersinken denn der Morgen war warm und sie ermüdet.

„Ich bete die Kunst an", sagte sie die Augen schließend; und Adelheid konnte nicht umhin zu lächeln.

Sie amüsirte sich damit, die verschiedenen, auf den Tischen herumstehenden Gegenstände zu betrachten. Eins besonders stach ihr sehr in die Augen, es war ein Elfenbeinrahmen, so fein und schön geschnitten, daß er zum Angreifen zu zerbrechlich zu sein schien. Er umschloß die Photographie eines schönen Mannes, dessen hohe Stirn dichte, kastanienbraune Locken umrahmten, mit einem schönen, edlen, königlichen Gesicht, aus dem Seelenadel, Wahrheit und tiefes Denken sprach. Anfangs glaubte sie, es müßte ein Phantasiekopf sein.

Das Bild entzückte sie. Sie saß darüber hingeneigt, ohne einen Blick davon zu verwenden, und die blauen Augen schienen sich tief in die ihren zu versenken.

„Das ist ein wahrhaft schöner Kopf", dachte sie. „Solche Menschen giebt es aber heutzutage nicht. Der Fürst von Greifenstein ist der beste, den ich kenne, doch sein Gesicht ist mit diesem gar nicht zu vergleichen. Hier steht volle Lebenskraft, fester Wille, Güte und Ehrenhaftigkeit geschrieben."

Sie stellte das Bild auf den Tisch, die Gräfin schlummerte sanft. Bald darauf erschien das Mädchen wieder, um zu melden, daß Frau Martens allein sei. Die Damen begaben sich sofort nach ihrem Atelier, während die Gräfin eifrig behauptete, trotzdem ihr nicht wiedersprochen wurde, sie hätte die Augen nicht geschlossen. „In einem solchen Kunsttempel wäre das wohl kaum möglich", meinte sie.

Adelheid betrachtete die anmuthige, klaräugige Dame, welche ihnen entgegenkam, um sie zu begrüßen, mit einiger Neugier. Frau Martens ließ es an den nöthigen Entschuldigungen nicht fehlen, und die Gräfin entgegnete offen, daß sie lieber den ganzen Tag gewartet haben würde, als daß sie unverrichteter Sache wieder nach Haus zurückgekehrt wäre. Darauf stellte sie Adelheid Frau Martens vor, und die Künstlerin erblaßte leicht, als sie das in blühender Jugend und Schönheit stehende Mädchen anschaute.

In diesem Moment öffnete sich die Thür und ein Herr trat in das Zimmer.

„Mutter", rief eine männliche, frische, wohltönende Stimme, dann hielt der Sprecher inne und sagte in verändertem Tone: „Ich bitte um Verzeihung, ich glaubte, Du wärest allein."

Frau Martens wandte sich mit strahlendem Lächeln um und sagte:

„Komm herein, Reinhold. Die Damen werden Dich entschuldigen."

„Ich freue mich, Herrn Martens zu sehen", sagte die Gräfin, während Adelheid einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken konnte. Das war ja das Original der Photographie, die sie so entzückt hatte!

Der junge Mann blickte sinnend auf Adelheid. Ihre Augen trafen sich, die seinen hielten die ihren gefangen; während eine eigenthümliche Stille folgte.

Frau Martens brach dieselbe. Sie schaute von ihrem Sohne zu der strahlenden Königin der Gesellschaft und trat langsam zu ihnen.

„Fräulein von Helbing, gestatten Sie mir, Ihnen meinen Sohn, Rechtsanwalt Reinhold Martens, vorzustellen."

Die dunklen Augen leuchteten, das liebliche Antlitz erröthete. Adelheid verrieth nicht leicht ihre Gefühle, doch jetzt hatte sie ihren Helden gefunden und ihre ganze Seele war ergriffen. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Gesellschaft.

Wien.

Wien würde einen grandiosen Act der Selbstverleugnung begangen haben, hätte es nicht die Heimkehr aller Sommerfrischler und Touristen, hätte es den Beginn der Saison nicht mit einer ebenso delicaten als geräuschvollen Affaire eröffnet. Delicat war die Angelegenheit, weil sie in das intimste Leben einer Familie eingriff, geräuschvoll, weil sie zum Gemeingut jeder Kaffeevisite, jeder Theeconversation, jeder Bierbankunterhaltung und jedes Zeitungsfeuilletons wurde. In Ischl war's, wo die Anfänge der unsaubern Geschichte zu suchen sind und da nicht nur der Dichter von Gottes Gnaden, sondern auch der Chroniker der Salons und des „Salons" mit prophetischem Blicke die Zukunft errathen muß, so hat Figaro bereits vor mehreren Wochen darauf hingedeutet, sanft zwar, aber ziemlich verständlich. Ein junges Weibchen, von ihrem Gatten wahnsinnig geliebt und verhätschelt, mit allen nur denkbaren materiellen Mitteln ausgestattet, um ihre Toiletten- und Juwelenleidenschaften zu befriedigen, Mutter eines vierjährigen Kindes, verliebt sich in einen nicht mehr ganz jungen Tenoristen und schickt ihrem Manne den Absagebrief. Der arme Ehegatte wollte an sein Unglück nicht glauben und der Tenorist nicht an sein — Glück. Der Erstere, wie alle gutmüthigen und honneten Menschen ein Optimist, konnte nicht annehmen, daß ein junges Persönchen, dessen Glück er geschaffen, so herzlos, so undankbar, so infam sein könne, Gatte und Kind so schmählich zu verlassen, und der Tenorist wollte wieder nicht annehmen, daß die Gnade eines eigensinnigen Weibchens in so vollem Maße auf ihn einströme. Der wackere Held hatte sich's geträumt, daß es zu schön sei, Jahr aus Jahr ein das Haus eines Freundes zu besuchen, am Tisch dieses Freundes zu essen und zu trinken, im Cabinet des Freundes die Cigarren zu rauchen und die Karten zu mischen und schließlich zur Abwechslung die Frau des Freundes — in aller Stille die seinige nennen zu dürfen. Aber der Tenorist denkt — was man zwar nicht von allen Tenoristen behaupten kann — und die Frau lenkt. Die Frau wirft sich öffentlich dem Sänger der Nibelungen an den Arm und der schöne Traum von der genußreichen und gefahrlosen Hausfreundschaft ist zu Ende. Jetzt heißt's Farbe bekennen, und das soll in gewissen Fällen sehr, sehr unbequem sein. . . . Es liegt ein eigenthümlicher Ehescheidungsparfüm in der neuesten Wiener Luft und das große Publicum, das glücklicherweise hors concours steht, schlürft jenen Parfüm mit einem gewissen Wohlbehagen ein und lächelt mit Schadenfreude, wo sich ihm auch nur der geringste Anlaß dazu bietet.

Mit solcher Schadenfreude entragirt auch die feine Welt die in den letztvergangenen Tagen stattgehabte Vermälung des im vielberüchtigten Krisenjahr 1873 vielgenannten Gründers R. mit der schönen Witwe K. Der Gründer, ein ungebildeter, dicker und fleischiger Facheur — die Witwe, eine zarte, duftige Engländerin! Liegt nicht auch in diesem Bündnisse bereits der Keim zu einem Zukunftsscandal? Es muß ja nicht immer ein hohes C sein, das den letzten Anlaß zu diesem Scandal bietet. Die junge Witwe schlug so lange die Augen nieder, bis sie instinctiv fühlte, daß ihr etliche Millionen gegenüberstehen. Und so heiratheten sie in Salzburg, weil der Act in Wien

zu viel Aufsehen gemacht hätte. Für die Ausstattung der Weißwäsche gab der glückliche Gründer — fremden Glückes — zwanzigtausend Gulden aus, der Etat für die Toiletten ist noch nicht festgestellt, Thatsache aber ist es, daß sich um die Lieferung der diversen Roben drei der ersten Wiener Confectionshäuser bewarben. Es ging dabei zu wie bei einer Lieferung für die Armee! — „Wer liefert aber mir fortan die Roben?" ruft eine junge, noch nicht zweiundzwanzigjährige Frau aus, die sich ebenfalls von ihrem Manne scheiden ließ, weil dieser um sein vieles Geld, das er noch vor Kurzem besessen, gekommen und plötzlich als ein armer Mann dastand, der noch obendrein gewärtig sein mußte, daß das k. k. Landesgericht seine neugierigen Augen in die Bücher stecke; „wer giebt mir fortan das Geld zu meinen Roben?" — Ach, das Frauchen hat sich schmählich betrogen und seine wackeren Eltern mit ihm. Der arme Mann hat aufgehört, arm zu sein, denn sobald der handelsgerichtliche Concurs aufgehoben und für die Bücher nichts mehr zu fürchten war, entpuppte sich der alte S., der Vater des armen geschiedenen Mannes als ein noch sehr kräftiger Millionär.

Ich suche alte und diese Vorkommnisse auf dem Gebiete einer in vollständigste Fäulniß gerathenen Gesellschaft mit möglichster Bonhommie zu behandeln, aber schließlich geht Einem denn doch der Humor aus bei all' den Schändlichkeiten und Liederlichkeiten, die verfehlte Erziehung und verfehlte Liebe großgezogen und für den Humor stellt sich der Ekel ein, der gründliche Ekel vor den lackirten Existenzen, die ein besonderes, ein ganz besonderes Privilegium in Anspruch nehmen für ihren schandbaren Cynismus.

Von einer eigenthümlichen cause funebre ist eines unserer weiblichen Mitglieder des Burgtheaters bedroht. Es mögen jetzt ungefähr fünf oder sechs Jahre her sein, daß Fräulein X. aus dem Norden nach Wien kam. Die junge Künstlerin brachte aus jenem Norden einen prononcirt ostdeutschen Dialect, ein paar prachtvolle Zöpfe, ein liebenswürdigstes Lächeln und die Tendenz, viel, recht viel Geld auszugeben. Die Naive schien aber damals auch nicht den geringsten Werth auf den Mammon gelegt zu haben, denn alle Augenblicke hieß es und war es unter den Verlustanzeigen der öffentlichen Blätter zu lesen: Fräulein X. hat 50, hat 100, hat 200 Gulden verloren. Die ostdeutsche Künstlerin hatte also von oben sehr viel nach Wien gebracht, nur Eines hatte sie in der bisherigen Heimat gelassen und dieses Eine war die Erinnerung an eine bedeutende Schuld. Nach zehn oder gar zwölf Jahren fällt es dem Gläubiger ein, daß er einen Wechsel von jener Hand habe, die er so oft geküßt, und nach zehn oder gar zwölf Jahren fällt es dem undankbaren Geldgeber ein, daß der schon öfter prolongirte Schuldschein ja klagbar sei. Die Klage wurde eingebracht und Fräulein X. steht nahe daran, sich in allen ihren Bezügen gepfändet zu sehen. Sie nahm Audienz an höchster Stelle, sie that alles Erdenkbare, um der fatalen Situation zu entrinnen, aber bis jetzt haben sich die Chancen noch durchaus nicht zu ihrer Beruhigung gewendet, denn ein vergessener Amant ist gar hart, wenn er zugleich im Besitz einer vergessenen Schuldverschreibung ist.

Trotzdem die eigentliche Vergnügungssaison noch nicht ganz kurz vor der Thüre steht, beeilen sich die Programme doch schon, ihre heißen Versprechungen in die Welt zu senden und eine Proklamation folgt der anderen auf dem Fuße. Das Operntheater hüllt sich mit seinen Opernsoiréen zwar noch in ein gewisses mystisches Dunkel, allein es ist ausgemacht, daß jene Soiréen für den kommenden Winter ausgenützt werden und daß dieses Fest

der Succurs in Form der maskirten Redoute nicht ausbleiben wird. Die Künstlerabende der Gesellschaft der Musikfreunde treten in ihr neuntes Jahr und verheißen die herrlichsten Dinge und alle die kleineren Geselligkeitsassociationen, als da sind Epheu, Frohsinn, Naßwalder rc. rc. wollen auch nicht zurückbleiben und werben Gönner an allen Ecken und werben um zugkräftige Mitwirkungen. Sie fristen alle nur kümmerlich ihr Dasein, denn die Kosten für die bloße Existenz sind in Wien für derlei Unternehmungen exorbitant. Allen aber wäre mit Einer Persönlichkeit geholfen gewesen und diese Eine Persönlichkeit war — Hadschi Loja. Dieser Hadschi auf dem Podium eines großen Saales — das Schaustück hätte Hunderttausende eingebracht.

Die Theater arbeiten seit ihrer Eröffnung mit geradezu wilder Kraft und wenn das Glück, wenn die Cassenerfolge stets in richtigem Verhältnisse zu den aufgebotenen Mitteln stünden, müßten sämmtliche Cassen bis zum Rande gefüllt sein. Aber dem ist nicht so und die Ungunst der Verhältnisse drückt fortdauernd auf die Bühnenunternehmungen. Manchmal gesellt sich allerdings zu der Ungunst der Verhältnisse auch ein wenig Unverstand.

Herr Tewele hat sein Carltheater mit dem Sardou'schen politisch angehauchten und social gepfefferten Stücke „Les bourgeois de Pont d'Arcy" aufgemacht. Das Stück — im Deutschen nannten sie es „Französische Kleinstädter" — wurde höchst mittelmäßig gespielt und zog nicht. Darauf kam die ebenfalls französische „Kammerjungfer", ein leckerer Bissen für die Zotenjäger. Aber auch die femme de chambre wußte keine vollen Häuser zu machen. Als dritte Novität kam der historische Possenabend von Anton Langer. Das Wien von 1878 sollte durch diesen Possenabend erfahren, wie sich seine Vorfahren des vergangenen Jahrhunderts in der Komödie unterhalten haben. Aber der Wiener der neuesten Gegenwart hatte für die Späße seiner Ahnen keine lebhafte Sympathie und so erwies sich denn auch der historische Versuch als kein „Schlager". Große Hoffnungen werden nun auf die Komödie „Niniche" gesetzt, denn da giebt's eine Scene, in welcher eine ganze Menge „Schwimmcostüme" vorkommen. Das dürfte ziehen!

Im Prater an der Wien haben die Glocken von Corneville ziemlich lange gebimmelt und allmälig haben sich die Leute an das Bimmeln gewöhnt und sind hineingegangen Die Operette (von Papumette) zeichnet sich keineswegs durch irgendwelche fascinirende Originalität aus, sie ist vielmehr ein Werk der Compilation, aber diese Art des compilatorischen Musikmachens läßt man sich nicht ungern gefallen, sie erschwert das Verständniß nicht und giebt sich anspruchslos. Bei den ersteren Aufführungen sang Fräulein Olma eine der Hauptpartien und gefährdete dadurch die Position der Novität. Rasch wurde Fräulein Meyerhoff aus ihrem Schmollwinkel herbeigeholt und siehe da, gleich kam ein anderer, ein frischerer Zug in's Werk. Der Haupttrumpf des Herrn Steiner wird für seine Wiedner Bühne die neue Operette von Johann Strauß sein. Strauß konnte sich für sein jüngstes Kind noch zu keinem Namen entschließen, aber lange wird's nicht mehr dauern und endlich wird sich der Componist denn doch zu einem Titel entschließen müssen.

Im „Ringtheater" (in Wien als „komische Oper" bekannt) haben die „Alten Wiener" von Anzengruber eine Reihe gut besetzter Häuser gemacht; die zweite Novität „Artikel 47" von Blumenreich (nach dem gleichnamigen Roman von Belot) hat eingeschlagen und speciell diese Bühne hat, aus der that-

kräftigen und einsichtsvollen Führung Friedrich Strampfer's zu schließen, die stärksten Chancen für eine wirkliche und dauernde Prosperität.

Das Stadttheater hat, um einem allgemeinen Bedürfnisse abzuhelfen, zur Abwechslung wieder einmal einen Marino Falieri gebracht. Armer Doge! War denn Dein Verbrechen gar so groß, daß man Dich gar nicht zur Ruhe kommen läßt? Ist es nicht genug, daß man Dich zuerst in einem abscheulichen Loche einkerkerte und dann köpfte, mußt Du Dir auch noch so viele Tragödien auf Deine Kosten gefallen lassen? Aber das Publicum rächt Dich. Es geht zu den Dogenstücken nicht mehr hinein und wenn man auch die stärksten Mittel anwendet, es will von keinem Marino Falieri mehr etwas wissen und läßt die diesbezüglichen Dramen vor gänzlich leeren Bänken spielen. Das ist die poetische Gerechtigkeit in der Literatur. In dem nachfolgenden Stücke, womit das Stadttheater einen Fang gemacht zu haben glaubte, ist Name und Handlung, Stoff und Durchführung wohl neu, aber im Ganzen ist es von keiner effectiven Attractionskraft und so konnte sich auch der „Thurm in der Stadtmauer" von Wilbrandt nicht halten. Ueberhaupt ballen sich an der Seilerstätte abermals die schwärzesten Wolken über dem Stadttheater zusammen und Doctor Laube spannt bereits seinen größten Regenschirm auf, um nicht gar so von ungefähr überrascht zu werden. Wieder zeigen sich Lücken im Personale, wieder bauschen sich Deficite auf, wieder macht sich die Losung „Regeneration" hörbar, aber dieses Mal wollen sich die Regeneratoren und die edlen Mäcene nicht zeigen und was bedeutet ein Deficit ohne deckungsbereite Kunstfreunde? — Untergang. Das ist eben das Loos aller oder doch der meisten Actientheater.

In der Hofoper sind zwei Novitäten aufgeführt worden und hat Fräulein Anna d'Angeri (auf gut Wienerisch Fräulein Anna v. Angermeyer) auf Engagement gesungen. Die Novitäten, mit denen der 4. October, das Namensfest des Kaisers gefeiert wurde, nannten sich „Philemon und Baucis", Oper von Gounod, und „Naila, die Quellenfee" von Nuitter und A. Leon, Musik von Minkus und Delibes. Philemon und Baucis — bereits vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben — ist eine musikalische Idylle von vornehmer und geistvoller Mache, ohne tiefere Bedeutung, dafür aber auch liebenswürdig und anspruchslos. Man glaubt aus den Melodien des verliebten Paares einen Clavierauszug der Opern „Faust" und „Romeo und Julie" zu hören. Die Oper wurde prächtig aufgeführt und vom Publicum der Premier freundlichst aufgenommen. Naila ist eine confuse Pantomime mit theilweise charmanter Musik. Der Held der Pantomime schwankt zwar ewig zwischen zwei Frauengestalten hin und her und weiß nicht, zu welcher er halten soll, schließlich aber löst sich Alles in eine Apotheose auf und das Publicum verläßt vergnügt das Haus. — Fräulein d'Angeri sang nach mehreren modernen Rollen zuletzt den Fidelio mit gutem, nicht aber bedeutendem Erfolg, und die hochaufgeschossene Wienerin mußte die Erfahrung machen, daß ihre Landsleute weit kritischer und pretentiöser sind als die Theaterhabitués von London und St. Petersburg Die Dame hat vor ihrem ersten Auftreten eine Jahresgage von 24,000 Gulden verlangt; im Laufe des Gastspiels jedoch ermäßigte sie ihre Ansprüche auf „nur" 16,000 Gulden. „Sechzehntausend Gulden, das ist auch keine Kleinigkeit", aber aus dem Herabsteigen von 24,000 auf 16,000 geht zur Evidenz hervor, daß auch Künstlerinnen zuerst zu überbieten wissen und dann mit sich handeln lassen. Figaro.

Salonpost.

Blume in Wetzlar. Der Trauring wird deshalb am vierten Finger der linken Hand getragen, weil nach dem Volksglauben von diesem Finger eine Pulsader nach dem Herzen geht.

A. M. Karlsruhe. In Preußen tragen sehr viele Offiziere (u. a. auch General von Göben) Brillen. Das ist im Falle eines Krieges nur ein Vorzug, da diese kurzsichtigen Herren dem Feind dann um so näher gehen werden.

Angeli in Schweidnitz. Sie dichten:

> Die Muse sprach zu mir: „Ich will
> Dich heimlich fortan lieben,
> Nur halte unsern Bund recht still
> Laß still die Leyer uns üben."

Wir werden nichts verrathen, dessen können Sie sicher sein, und daß Sie so discret gegen Damen sind, beweist, daß Sie den Spruch beherzigen:

> Genießt der Jüngling ein Vergnügen,
> So sei er dankbar und verschwiegen.

A. v. W. in E. Wenn Bismarck in seiner großen Socialistenrede von dem „bekannten Roman" sprach, in welchem der verschleierte Gewalthaber allein ein schrecklicher Tyrann, sobald sie ihn aber seiner Schleier enthüllen, ein scheußliches Gerippe sei, so ist ihm jeder Kenner der englischen Literatur im Citiren „über". Denn jener „Roman" ist das Gedicht Thomas Moore's aus dessen Lalla Rookh, welches „the veiled prophet of Khorassan" betitelt ist.

K. R. in B. Ihre Uebertragungen der schönen Byron'schen Verse aus dem „Giaur" ist trotz einiger Härten lobenswerth. Das poetische Turnier Nr. II. kann jedoch erst im nächsten Heft stattfinden, da erfahrungsmäßig zu viel Einsendungen nach dem Erscheinen desjenigen Heftes einlaufen, welches die Uebersetzungsaufgabe bringt.

Franziska Bl. Trösten Sie sich mit Börne, der von einer geschiedenen Frau sagt, sie wäre ein Engel mit vier Flügeln und machte einen Mann doppelt glücklich, einmal durch das Hinreichen und das andere Mal durch das Entziehen der Hand; der dritten Seligsprechung gar nicht zu gedenken, wenn ein solcher Doppelengel für einen zweiten Mann zum dritten Mal ihre Hand bewegte.

A. W. in E. Wir vermuthen, daß Gustav Freytag noch vor Weihnachten 1878 den fünften Band seiner „Ahnen" erscheinen läßt. Derselbe wird voraussichtlich ein Thema aus der Zeit des 18. Jahrhunderts behandeln.

C. P. Leserin seit 72. Ihren allerdings sehr übel klingenden Namen kann nur der Monarch ändern. Da das aber mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, so rathen wir Ihnen schnell sich einen andern wohlriechenderen Namen dadurch legal zu verschaffen, daß Sie — den Namen Ihres zukünftigen Mannes recht bald annehmen.

K. H. Greifswald. In Preußens Bevölkerung überwiegt das weibliche Geschlecht das männliche um eine halbe Million.

Neustädter in M. Gustav von Moser ist am 11. Mai 1825 geboren. Seit 1862 lebt er auf dem Rittergut Holzkirch bei Lauban.

C. v. G. Nach einer Berechnung beträgt die Strecke Weges, in gerader Linie gedacht, welche ein alle Tänze Tanzender an einem Ballabende zurücklegt, drei deutsche Meilen!

Neueste Moden.

Nr. 1. Promenaden-Costüm

Den untern Theil des kurzen Rockes von grauem Caschmir bildet ein in breite, platte Falten gelegter, in schottischer Manier grün und blau carrirter Streifen. Auf

Nr. 1. Promenaden-Costüm

der Rückseite ist er in regelmäßigen Falten gerafft, welche auf eine unter ihnen liegende Schnur angeheftet sind. Die Tunica in Prinzeßform mit, von der kleinen

Seite ausgehenden, abgesonderten Schooß ist auf der Rückseite drapirt. Der Rücken ist durch einen sich von oben nach der Taille zu verjüngenden und an den Schößen herab wieder breiter werdenden Streifen von schottischen Stoff durchschnitten. An dieser Stelle schließt er an der Raffung der Rückbahnen unter einer Bandschleife mit lang herabhängenden Enden ab. Die fein gefältelte Manschette an den schottischen Aermeln wird durch ein gefälteltes Bracelet mit Schleife um das Handgelenk zusammengezogen.

Nr 2. Lange Schooßtaille.

Der Grundstoff dieser Schooßtaille ist Caschmir. Ueber den Achseln und auf dem Rücken Garnirung durch plissirte Faillestreifen. In gleicher Weise ist das bis zum Ende des Schooßes herabgehende Plastron besetzt. Gefältelter Aermel mit gefältelter Manschette, über welche ein Schrägstreifen angebracht, der nach oben noch mit einem Revers übersetzt ist.

Nr 2. Lange Schooßtaille.

Nr. 3. Lange Schooßtaille mit Gilet.

Diese Taille von Faille oder feinem Wollenstoff öffnet sich vorn über einem Gilet von weißem Piqué. Der Gürtel von geköpertem Stoff hat zum festeren Schluß eine der Farbe der Taillenknöpfe entsprechende Metallschnalle. Um den Aermel ein Bracelet von geköpertem Stoff mit hohem an der Außenseite angesetzten Plissé, das in der Mitte von einer Schnalle, ähnlich der des Gürtels, gehalten wird. Am Halsausschnitt kleiner Stehkragen.

Nr. 4 und 5. Soirée-Toiletten.

Nr. 4. Toilette von Crêpon de Chine und weißem Taffet. Der Rock mit Schleppe ist von weißem Taffet und die ihn garnirenden Volants von Crêpon de Chine; ebenfalls von letzterm Stoff ist die oben rund ausgeschnittene Robe in Prinzeßform; die sie zusammenziehende und mit einem Plissé besetzte Schärpe wird

an der Seite durch eine schöne rosafarbene Failleschleife gehalten. Um den Taillenausschnitt Plissés und rosafarbenes Failleband. Auf den Achseln Schleifen.

Nr. 5. Toilette von weißem indischen Crêpe und rosa Faille. Am untern Rande der Prinzeßrobe zwei Plissés mit bouillonirtem Kopf. Die Robe ist von einer Schärpe in zwei Contouren umschlossen, welche auf der Rückseite eine mit Plissés garnirte Schleppe bilden. Um den Taillenausschnitt rosafarbene Failleschrägstreifen und Franse. Rosafarbene Schleifen auf der Brust und in den Haaren.

Nr. 6 bis 8. Bureaukorb. (Mit 2 Dessins.)

Der Korb hat 32 Centimeter Höhe und einen dieser Höhe entsprechenden Durchmesser. Er besteht aus feinem Strohgeflecht, welchem schwarzlackirte Stäbe von spanischem Rohr den festen Halt geben. Der obere und der untere Rand ist mit kleinen Lambrequins von ausgeschnittenem Tuch garnirt (s. Dessin Nr. 7);

Nr. 3 Lange Schooßtaille mit Gilet.

die Farbe des oberen ist chinesischblau mit hellrosa und bronzefarbener Stickerei in hamburger Wolle; die des unteren Lambrequins ist bronze mit chinesischblauer und gelber Wollenstickerei. Die äußere Wandung des Korbes ist mit Tuchspitzen ausgefüllt. Der Grund der vier großen Spitzen ist bronzefarben; die Blume darauf ist im Festonstich in drei Nüancen blauer Wolle; das oberste Blumenblatt etwas heller, die beiden folgenden mittelblau und die beiden untersten dunkelblau; das Herz in Knötchenstichen in gelber Seide, ebenso die Blattrippen; die Züge hellrosa; das Gitterwerk unter der Blume in blauer Wolle, auf den Kreuzungen Stiche in gelber Seide. (S. Dessin Nr. 8.) Die vier kleinen Spitzen sind von chinesischblauem Tuch mit Stickerei in rosa und hellbronzefarbener Wolle im Lanzettstich. Eine weitere Verzierung am obern und untern Rande besteht in Quasten von gekämmter Wolle in allen angewendeten Farben. Nach Belieben kann man das Innere mit gefälteltem Satiné staffiren, doch ist dies nicht unumgänglich nöthig.

Nr 4. Soiree-Toilette.

Nr 5 Soiree-Toilette

Nr. 9 bis 11. Stadt-Toilette. — Promenaden-Toilette. — Robe für ein Kind von drei bis vier Jahren.

Nr. 9. Stadt-Toilette. — Robe von malvenfarbenem indischen Foulard in

Nr. 6. Bureaukorb. (Mit 2 Dessins.)

Prinzeßform. Die Garnitur des die Schleppe bildenden Theils besteht aus zwei Plissés, über die ein Streifen von bronzefarbenen Phantasiecrêpe (in einem etwas

Nr. 7. Dessin zu Nr. 6.

hellern Tone als der übrige zu dieser Toilette verwendete Crêpe) mit Stickerei in verschiedenen Farben gesetzt ist. Das Vordertheil der Robe zeigt ein kegelförmiges Plastron von gesticktem Crêpe mit verticalen Falten. Den Halsausschnitt ziert

Nr. 8. Dessin zu Nr. 6.

9 10 11

Nr. 9 bis 11. Stadt-Toilette — Promenaden-Toilette. — Robe für ein Kind von 3 bis 4 Jahren.

ein umgelegter Kragen von gesticktem Crêpe, der von einem kleinen gefältelten Foulardplissé umgeben ist. Die Aermelaufschläge sind im nämlichen Stil; auf

Nr 12. Aermelaufschlag mit durchgezogener Schleife.

Nr. 13. Am untern Theil erweiterter Aermel.

Nr. 14. Aermel mit geschlitztem Aufschlag.

Nr. 15. Aermel mit Plissés.

der obern Seite sind sie in schräger Richtung geschnitten. Der auf der Vorderseite zu knüpfende Umhang von schwarzer Sicilienne fällt in zwei shawlförmigen Spitzen herab. Die Garnitur an diesem Stück besteht in gefältelter und rüschirter Spitze

und vorn und auf dem Rücken in einer gefältelten Atlasschleife. Hut von englischem Stroh mit bronzefarbenem Sammet, mit einer vergoldeten Schnalle und Federn.

Nr 16. Fischu in bronzefarbener Faille.

Nr 17. Gehäkeltes Muster für Fußdecken.

1239

Nr. 18. Toilette für

Nr. 10. Promenaden-Toilette. — Diese an sich ziemlich einfache, aber nichtsdestoweniger recht hübsche Toilette kann in jedem beliebigen Stoff ausgeführt werden. Auf der Vorderseite ist die Prinzeßrobe in regelmäßigen Abständen in Querfalten gelegt, welche an den Seitennähten eines kegelförmigen Einsatzes von maronfarbenem Sammet befestigt sind; der gleiche Sammet findet sich wieder als Kopf des die untere Rockseite garnirenden Plissés, am zurückgeschla,enen Kragen und an den Aermelaufschlägen. Auf der Rückseite sind die nämlichen Falten wie vorn an der andern Seite des Sammeteinsatzes angeheftet. Maronfarbene Sammetknöpfe.

Nr. 19. Modernes Mantelet. (Vorderansicht.) Nr. 20. Modernes Mantelet. (Rückansicht.)

Nr. 11. Robe für ein Kind von drei bis vier Jahren. Dieses niedliche Kindercostüm ist von hellgrauem Caschmir in Blousenform. Am untern Theil ist dasselbe mit zwei rosafarbenen Failleplissés garnirt. Der große, den obern Theil des Rückens und die Schultern bedeckende Kragen ist aus grauem und rosafarbenem Pekin zusammengesetzt. Von gleichem Stoff sind die Aermelaufschläge und die Schärpe über den Plissés.

Nr. 12. Aermelaufschlag mit durchgezogener Schleife.

Dieser Aufschlag steigt in rechtwinkliger Spitze auf der oberen Fläche des Aer-

mels über einer die Manschette bildenden, mit einem schmalen Plissé übersetzten Spitzenbesatz empor. An den Rändern ist er mit einem schmalen weißen Streifen eingefaßt; auf der Mitte der oberen Fläche ist er oval geschlitzt und durch diesen Schlitz wird eine mit der übrigen Garnirung der Toilette harmonirende Bandschleife gezogen.

Nr. 13 Am untern Theil erweiterter Aermel.

Der untere Theil dieses Aermels ist etwas über dem Handgelenk, da wo der zugespitzte Revers mittels eines Knopfes gehalten wird, am engsten und erweitert sich von da ab wieder etwas. Die fernere Garnirung besteht in zwei Knöpfen mit blinden Knopflöchern und einigen die Oeffnung verdeckenden Bandschluppen.

Nr. 21. Grauer Filzhut.

Nr. 14. Aermel mit geschlitztem Aufschlag.

In Hinweis auf die bezügliche Abbildung fügen wir nur noch hinzu, daß unter dem keilförmigen Schlitz im Aermelaufschlag ein weißes Plissé hervortritt, das hinter geschlitzten Patten auf der Ellbogennaht zierlich rüschirt ist. Die aufliegenden Theile des Revers sind mit assortirten Knöpfen garnirt.

Nr. 15. Aermel mit Plissés.

Zwei hohe Plissés von verschiedenen Nüancen bilden die Garnirung des unteren Theils dieses Aermels. Vom Aufschlag ist der obere Theil in Form eines Revers

zurückgebogen und wird in der Mitte durch ein in große Schluppen geknüpftes Band zusammengehalten.

Nr. 16. Fischü in bronzefarbener Faille.

Es besteht aus Faille-Plissés, die von Valenciennes umgeben sind. Knoten mit Schleife bronzefarben und blau. Schnur von blauer Seide. Das Arrangement zeigt die Abbildung klar genug.

Nr. 17. Gehäkeltes Muster für Fußdecken.

Hierzu ist fünf- oder zehndrähtige weiße und blaue Wolle und eine tunesische

Nr. 22. Schwarzer Sammethut.

Häkelnadel erforderlich. Zuerst wird eine Kette von der gewünschten Länge angeschlagen, dann wird auf die Maschen zurückgegangen, indem eine Masche in die zweite Kettchenmasche, eine in die dritte, eine in die vierte, eine in die fünfte gestochen wird. Man hat nun 5 M. auf der Nadel, welche zusammengehäkelt werden, dann wird noch eine gemacht, welche ebenfalls zusammengehäkelt wird. * 1 M. in das kleine Rund, welches durch die letzte M. gebildet worden ist, dann eine andere M. in den hinteren Faden der großen M., welche folgt, 1 M. in das folgende K. Man hat 5 M. auf der Nadel, alle 5 zusammengehäkelt, noch 1 M., um diese gehäkelt. So die ganze Reihe fortgefahren, indem beim * wieder angefangen wird. Die weiße Wolle wird abgeschnitten und die blaue genommen. — 2. Reihe: Die blaue Wolle wird zu Anfang der vorhergehenden Reihe angeknüpft.

2 Km., 1 M. in die 2.; 1 M. in den hinteren Faden der großen M., welche folgt, und 1 in den hinteren Faden in jede der folgenden kleinen M. Man hat 5 M. auf der Nadel, welche zusammengehäkelt werden; noch 1 M. um 5 M. zusammenzuhäkeln. Fortgefahren wie bei der ersten R. — 3. R.: Weiße Wolle, und so werden die Farben bis zum Ende der Arbeit gewechselt. Wenn nur mit einer Farbe gearbeitet wird, so muß doch der Faden am Ende jeder Reihe abgeschnitten werden. Für die äußere Garnitur wird der Faden an einer der Ecken angeknüpft, dann 3 Km., 1 Dm. in die 1. Km. und 1 Dm. auf die Nadel, um die gebildete kleine Zacke zu befestigen. In der Regel kommt auf jede Reihe eine Zacke. Die zweite Zacke wird mit 3 Km. angefangen, 1 Dm. in die letzte Dm. und 1 Dm. zum Befestigen der Zacke; so fortgefahren bis zum Ende.

Nr. 18. Toilette für Diner und Soirée.

Robe von zarter rosa Faille, am untern Rande Stoffplissés unter einer Zackengarnitur und an der Seite mittels einer assortirten Bandschluppengruppe gerafft. Plastron von broschirtem Seidenstoff; ebensolche unmittelbar unter der langen Schooßtaille beginnende und den Rock umschließende Schärpe, welche an der Seite mittels einer Schluppengruppe von rosa Band gerafft ist; die Enden der letzteren fallen auf die Schleppe. Garnitur von gestickten wilden Rosen. Der obere Theil der Robe ist viereckig ausgeschnitten. Aermel in Marquisenform. Um den Halsausschnitt, wie um die Unterärmel eine Stickerei von wilden Rosen. Diese Garnitur ist von kleinen Crêpeplissés begleitet. Coiffüre mit Blumen, welche mit den gestickten wilden Rosen auf der Robe harmoniren. Handschuh mit sieben Knöpfen. Sammetcollier mit wilden Rosen in Brillanten.

Nr. 19 und 20 Modernes Mantelet.

Diese Umhänge werden im Sommer und Herbst bei abendlichen Spaziergängen sowohl in Seebädern, als auch auf dem Lande gern getragen. Es läßt sich diese Form aber ebenso gut in Verbindung mit einem Ausgehkleid anwenden, in welchem Falle ein schönerer Stoff und eine reichere Garnitur gewählt wird. Man nimmt alsdann zwei Meter beigefarbenes Halbtuch und eine mit der Farbe des Stoffes harmonirende Franse; auf Vorder- und Rückennähte wird ein gestickter Galon gesetzt.

Unser Modell ist zusammengesetzt aus dem Vordertheil nach geradem Faden, dem Rücken und den Aermeln Ebenso darf nicht das Kleid auf den Aermel, sondern der Aermel muß auf das Kleid genäht werden.

Nr. 21 bis 22. Hüte für junge Damen.

Nr. 21. Grauer Filzhut mit Ausputz von grauem Sammet, oben ein Vogel von gleicher Nüance; auf der Rückseite ein herabhängender Federschweif

Nr. 22. Schwarzer Sammethut in Cupidofaçon. An der Seite eine Phantasiegarnitur von schwarzem Sammet. Um den Rand eine gedrehte Schnur in altgoldgelber Nüance; oben eine kleine Federtuffe mit Vogel, dessen Flügel nach hinten gerichtet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Wallenstein und Seni.

Der Salon.

Schwer erkämpft.

Erzählung von **Hans Reimar.**

(Fortsetzung.)

Sie streckte dem Manne die Hand entgegen, der so tapfer gekämpft hatte, um ein Menschenleben zu retten, die weiße, diamantengeschmückte Hand, die sie so selten zum Gruße bot, und blickte ihm in das Gesicht.

„Sind Sie derselbe Rechtsanwalt Martens, von dem ich gestern las?" fragte sie und die Musik ihrer Stimme tönte verlockend, „derselbe Herr, der sich so unendlich viel Mühe gab, einem armen Mädchen das Leben zu retten?"

„Ja, ich half ihr das Leben retten", antwortete er.

„Sie sind ein edler Mann", fuhr sie fort ohne daran zu denken, wie gefährlich ein Lob von solchen Lippen werden konnte. „Als ich den Bericht las, sagte ich gleich, wie gern ich Sie sehen und Ihnen danken möchte, und ließ mir nicht träumen, daß ich schon so bald Gelegenheit dazu finden würde."

„Ich habe jetzt meine Belohnung", sagte er, sich vor ihr verneigend, während ihm das Herz höher und schneller schlug.

In demselben Augenblick rief Frau Martens ihren Sohn, um zwischen mehreren Mustern zu einem Bilderrahmen zu wählen, und nun war Adelheid im Stande, ihn genau zu betrachten. Die großen, blauen Augen waren glänzend und gedankenvoll; das Gesicht ernst, eifrig, lebhaft, der Mund fein geschnitten, die Lippen fest geschlossen, dort war keine Schwäche, keine Unentschlossenheit zu lesen.

Bald war Reinhold wieder an ihrer Seite, sprach ihr von Kunst und Bildern, und bald kamen sie auf Ellernau zu reden.

„Sie lebten bis vor Kurzem dort und sahen keinen Menschen weiter, als die zu Ihrem Hause gehörten?" sagte er. „Nun, mein Fräulein, da müssen Sie zur Dichterin oder Malerin geworden sein!"

Adelheid schaute mit reizendem Lächeln zu ihm auf.

„Ich fürchte, daß ich dort einigermaßen zur Misanthropin geworden bin."

„Das würde mich nicht wundern", lachte er. „Die Natur hat eine Stimme und die Menschen haben eine andere. Ich glaube, wenn ich so lange in der Einsamkeit gelebt hätte, würde ich sie nie verlassen haben."

„Ich wollte es auch nicht“, sagte Adelheid, „ich war sehr traurig, als ich fort mußte.“

Er sah sie neugierig fragend an und bemerkte:

„Ich sollte meinen, daß eine so außergewöhnliche Erziehung Sie ganz anders gemacht hat wie die übrigen Menschen.“

Die dunklen, zu ihm erhobenen Augen schimmerten in Thränen.

„Das hat sie“, entgegnete sie, „ich fühle es stets, und fühle es schmerzlich. Dort gab es keine Gesellschaften, wir sahen Niemand. Wir lasen und dachten. Ich verbrachte viele Stunden, mehr als wie ich mich erinnern kann, allein am Bielersee. In dieser Zeit habe ich jedenfalls Etwas gelernt, doch wüßte ich kaum zu sagen, was es war.“

Verwundert blickte er sie an, dieses gefeierte, strahlende, schöne Mädchen. Das liebliche Gesicht hatte sich traurig abgewandt.

„Und würden Sie auch jetzt noch ein solches Leben vorziehen?“

Sie überlegte einen Augenblick, bevor sie antwortete.

„Als ich Ellernau verließ und nach der Residenz kam, war mir Anfangs mein Leben unerträglich; jetzt aber habe ich mich daran gewöhnt, es gefällt mir besser, als ich je geglaubt habe. Nach Vergnügungen frage ich nichts, aber das rege Leben, die geistige Anregung in der großen Stadt fängt an mir zu gefallen.“

Sie hielt inne und erröthete bei dem Gedanken, wie sehr sie sich einem Fremden gegenüber aussprach.

„Ich schäme mich vor mir selbst, Herr Martens“, sagte sie mit der warmen Offenheit, die ihr einen so großen Reiz verlieh: „Sie bestärken mich in meinem Egoismus, indem Sie mir so geduldig zuhören.“

„Ich wünschte, Sie wären stets so egoistisch“, erwiederte er mit einem warmen Ton in seiner Stimme.

„Adelheid“, rief die Gräfin herüber. „Ich denke, wir nehmen Frau Martens Zeit zu sehr in Anspruch.“

„Das möchte ich nicht“, sagte Adelheid, rasch aufstehend und Frau Martens versicherte sie, daß sie für den Rest des Vormittags frei sei.

Die Gräfin lud hierauf die Künstlerin und ihren Sohn sehr dringend ein, bei ihr zu speisen, und diese nahmen die Aufforderung an.

„Ich beabsichtige entweder eine große Gesellschaft mit lebenden Bildern, oder einen Costümball zu geben“, sagte sie, „ich denke, ein Costümball wird wohl das Beste sein, und, Herr Martens, ich hoffe, daß Sie mir da auch das Vergnügen Ihrer Gegenwart schenken. Sie müssen in Charaktermaske erscheinen.“

„Es wird mir zur größten Ehre gereichen“, antwortete er.

Frau Martens hatte indessen des lieblichen Mädchens Züge scharf gemustert und sagte:

„Fräulein von Helbing, ich möchte Sie um eine Gunst ersuchen.“

„Seien Sie überzeugt, daß ich bereit bin, sie Ihnen zu gewähren“, antwortete sie.

„Wollen Sie mich Sie malen lassen? Die Arbeit würde mir eine große Freude sein.“

„Ich weiß nicht, was ich darauf erwiedern soll, ich möchte nicht nein sagen; ich muß erst meine Mama und meinen Onkel fragen.“

„Sie werden gewiß einwilligen, sie können nicht nein sagen. Es würde

ein ganz vorzügliches Bild werden, wenn Sie mir dazu sitzen wollten. Ich würde es — wie sollte ich es nennen, Reinhold?"

„Die Lotosblume", antwortete der Gefragte und Frau Marten's Gesicht strahlte, während sie sagte:

„Du findest immer die richtigste Bezeichnung. Die „Lotosblume!" Schon ist es mir, als ob ich in Ihnen diese Blume sähe, Fräulein von Helbing. Nicht wahr, Sie werden also die Ihrigen fragen, und wenn ich Sie bei der Frau Gräfin wiedersehe, werden Sie mir sagen, ob dieselben einwilligen? Guten Morgen. Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben!"

Adelheid verabschiedete sich in gleich höflicher Weise. Dann trat der Rechtsanwalt wieder zu ihr:

„Ich sehe unserem nächsten Zusammentreffen mit dem größten Interesse entgegen, mein Fräulein, es war mir ein höchst angenehmer Morgen."

„Auch mir", sagte sie, während sie sich anmuthig vor ihm verneigte.

Die beiden Damen verließen das Haus der Malerin, und als sie wieder in dem Wagen saßen, sagte die Gräfin:

„Meine liebe Adelheid, ich habe Sie noch niemals einem Herrn gegenüber so liebenswürdig gesehen."

„Herr Martens", sagte Adelheid, „ist kein Herr — er ist ein Held. Er gefällt mir."

„Das freut mich, meine Liebe, aber sorgen Sie dafür, daß er sich nicht in Sie verliebt."

Adelheid seufzte.

„Liebe Gräfin, wie reizend würden Sie sein, wenn Sie nur für kurze Zeit das Thema Liebe vergessen wollten."

XV. Kapitel.

„Du hast Dich doch noch niemals so sehr auf ein Diner gefreut, Adelheid", sagte Frau von Helbing, als ihre Tochter sie zum zwanzigsten Male wegen ihres Kleides um Rath fragte. „Wirst Du dort Jemand treffen, den Du sehr gern siehst?"

„Ja, Mama, ich sagte es Dir doch — Frau Martens, die Künstlerin — die Dame, die mich gern malen möchte. Die Gräfin meint, sie würde selbst eine Kaiserin nicht malen, wenn sie ihr nicht gefiele."

„Dann machst Du Dir also heute so viel Umstände mit Deiner Toilette, um dieser Dame zu gefallen?"

„Du vergissest Mama, daß auch noch Andere da sind — der Fürst Greifenstein natürlich, auch Herr Martens."

„Wer ist Herr Martens?" fragte Frau von Helbing, welche sich des Namens nicht erinnerte. Sie sah das Aufleuchten in den Zügen ihrer Tochter nicht, sonst würde sie Alles verstanden haben.

„Er ist ein Held, Mama", antwortete sie. „Erinnerst Du Dich nicht des Advocaten, der dem armen Mädchen das Leben rettete?"

„Ja, ich erinnere mich jetzt, doch hatte ich den Namen vergessen. Mit einem Fürsten und einem Helden wirst Du doch zufrieden sein, Adelheid", fügte sie mit freundlichem Lächeln hinzu. Hätte sie aber gewußt, daß ihre Tochter den Fürsten auf eine so niedrige und den Advocaten auf eine so hohe Stufe stellte, so würde ihr das Lächeln vergangen sein.

Adelheid war zum Diner bei der Gräfin Stockhausen angekleidet, und sah schöner aus, denn je. Ihr reizender Kopf mit dem Blumengesicht, ihr

weißer Nacken und ihre blendenden Schultern hoben sich aus rosa Tüll hervor. Im Haar trug sie weiße Rosen, in der Hand ein Bouquet von weißen Hyazinthen und an der Brust war ein kleiner Strauß lieblicher Blumen befestigt. Sie sah reizend genug aus, um einen Künstler aus seinen Träumereien zu reißen. Ihr Onkel hatte die Einladung zu dem Diner abgelehnt, er fühlte sich seit Kurzem nicht wohl, doch wünschte er seine Nichte anzusehen, bevor sie fortfuhr.

„Du machst der Familie Ehre, Adelheid", sagte er.

Nachdem man ihr den weichen, weißen Theatermantel um die Schultern gelegt und sie den Wagen bestiegen hatte, wandte sich Benno mit der Frage zu seiner Schwägerin:

„Wie nennt man diesen rosa Stoff?"

„Tüll", erwiederte Frau von Helbing.

„Nun, ich bin der Meinung, daß dieser rosa Tüll dem Fürsten den Gnadenstoß geben wird. Ich habe Adelheid noch nie so reizend gesehen." Und gleich darauf begann er über den Heirathscontract nachzudenken; während Adelheid, indem sie dem gräflichen Hause immer näher kam, sich fragte, was sie thun sollte. Zwei Herren würden da sein; der eine würde wünschen sich mit ihr zu unterhalten, während sie sich danach sehnte, mit dem anderen plaudern zu können. Es würde einiger Klugheit bedürfen, es möglich zu machen, sich ihren Wunsch zu erfüllen, ohne das Mißfallen Anderer zu erregen.

Ja, da war der Fürst! Sobald sie in das Zimmer trat, belagerte er sie, und sie war gezwungen, eine Reihe von Complimenten anzuhören, die ihr kein Ende zu nehmen schienen. Sie dachte während dessen nur an Reinhold Martens. Plötzlich sah sie die hohe Gestalt und den schönen Kopf über all die Anderen hervorragen. Ihre Wangen erglühten; sie antwortete zerstreut. Ach, wenn sie der Fürst nur in Frieden lassen wollte! Doch mußte sie immerhin dankbar sein, daß der Prinz von Forleschi nicht auch da war. Sie sah, wie Reinholds Blicke suchend im Zimmer umherschweiften. Ihre Augen trafen sich, und er verneigte sich. Der Fürst schaute verwundert auf, um zu sehen, was das plötzliche Aufleuchten in seiner Angebeteten Zügen veranlaßt hatte. Adelheid senkte die Augen schnell zu Boden, kaum ahnend, was sie Alles verriethen. Die weißen Hyazinthen zitterten in ihrer Hand; sie sah Martens auf sich zukommen. Und noch immer behauptete der Fürst seinen Platz, als ob er das Recht hätte, an ihrer Seite zu sein.

Zu ihrer großen Erleichterung rief ihn die Gräfin Stockhausen hinweg, sie wollte ihn der Gemalin eines der Gesandten vorstellen, und Adelheid war frei. Im nächsten Augenblick war Reinhold an ihrer Seite. Schweigend drückten sie sich die Hand; keine der gewöhnlichen Begrüßungsformen hätte ausdrücken können, was sie für einander fühlten.

Martens ergriff zuerst das Wort. Eine eigenthümliche Befangenheit hatte sich Adelheids bemächtigt, sie, die sonst so stolz, so vollkommen Herrin über sich war, hatte diese Sicherheit einigermaßen verloren, liebliches Erröthen zog hin und wieder über ihr Antlitz, schnelle Lichtfunken strahlten aus ihren Augen, die stolzen Lippen bebten, wenn sie lächelten.

„Ich fürchtete", sagte der Advocat, „ich würde Ihnen nicht nahen können, Fräulein Adelheid. Der Fürst von Greifenstein bewacht Sie ja, als ob Sie ein Krondiamant wären!"

Sie schaute gedankenvoll zu ihm auf, und die Worte drängten sich ihr auf die Lippen: „Es ist nicht meine Schuld, daß er stets in meiner Nähe ist",

doch sie schwieg. Vielleicht mißverstand er ihr Schweigen, denn nach einer Weile fügte er hinzu:

„Ich hoffe nicht indiscret gewesen zu sein."

Purpurröthe färbte ihr Antlitz bis in die Schläfen.

„Gewiß nicht." Und dann fügte sie schüchtern hinzu, sie war so offenherzig: „Ich wünschte gerade, er möge gehen und Ihnen Platz machen."

„Wirklich? Ich bin der glücklichste —" Er brach plötzlich ab, denn ihre sichtliche Verwirrung schmerzte ihn. Tapfer ermannte sie sich wieder und sagte:

„Das ist eins der schlechten Resultate meines einsamen Lebens; ich habe die unglückliche Gewohnheit, Alles zu sagen, was ich denke, stets nur die offene, nackte, unverhüllte Wahrheit zu sprechen."

„Ich wünschte, die Gewohnheit wäre allgemeiner", bemerkte er. „Warum nennen Sie dieselbe unglücklich, mein Fräulein?"

„Das Resultat davon ist unglücklich", erwiederte sie. „Ich gefalle den Leuten entweder zu viel oder gar nicht. Die Gesellschaft zieht halbe Wahrheit vor, liebt Verschweigen mehr als Offenheit."

„Desto schlimmer für die Gesellschaft. Die Einsamkeit hat ihre Vortheile, wenn sie volle Wahrheit lehrt. Advocaten sollten die skeptischsten Menschen sein, denn sie hören weniger Wahrheit und mehr Lüge als alle übrigen. Ich werde den Fall nie vergessen, welchen ich vor einiger Zeit zu vertheidigen hatte. Ich war damals noch nicht lange Advocat und trat für Gerechtigkeit und Wahrheit so eifrig ein, wie es einem jungen Menschen möglich ist."

„Was war das für ein Fall?" fragte sie, da Alles, was ihn betraf, ihr Interesse erregte.

„Ein Ladendiener war beschuldigt, seinem Herrn eine Uhr gestohlen zu haben. Er schwur, er sei unschuldig. Er behauptete und erklärte dies so lange, bis ich ihm fest glaubte — ich war eben ein Neuling. Dann hatte er auch eine Frau und vier kleine Kinder, das bestärkte mich noch in meinem Glauben, daß er die Wahrheit spreche. Ich vertheidigte ihn so gut ich konnte, obgleich der Schein gegen ihn sprach. Ich gewann den Proceß, wollte von ihm aber kein Geld nehmen und rieth ihm nur, in Zukunft vorsichtiger zu sein, damit er nicht wieder in solche Unannehmlichkeiten gerathe. Nun denken Sie, Fräulein Adelheid, als er ging, wandte er sich mit listigem Blick noch einmal zu mir zurück und fragte: „denken Sie, daß es nun ungefährlich ist, sie wieder zu holen, Herr? Ich verpfändete sie noch in derselben Nacht!'

„Wie abscheulich!" rief Adelheid. „Und was thaten Sie?"

„Nichts. Was hätte ich thun können?"

„Das ist es, was mich an dem Gesetz ärgert", bemerkte sie. „Ich kann kaum begreifen, wie es möglich ist, daß ein Advocat ein vollkommen ehrlicher, wahrer Mensch sein kann. Wenn sie nun zum Beispiel ein Mann, den Sie unbedingt für schuldig hielten, bäte, ihn zu vertheidigen, so könnten Sie doch nicht aufrichtig versuchen, seine Unschuld zu beweisen?"

„Gewiß nicht. Hier liegt die Schwierigkeit. Manche Advocaten würden es thun, ich nicht. Ich würde dann lieber gar nicht plaidiren. Aber Wahrheit und Finesse des Gesetzes sind nicht immer übereinstimmend."

„Lieben Sie Ihren Beruf?" fragte sie.

„Ja, mein Fräulein, mehr als jeden anderen. Er giebt der geistigen Macht freien Spielraum. Ich halte einen gutgeführten Proceß für ein geistiges Schlachtfeld. Je mehr ich von der Justiz sehe, desto mehr liebe ich sie. Ich würde sie nur sehr ungern aufgeben."

„Ich glaubte, sie wäre voll von Mißbräuchen."

„Nein, der Meinung bin ich nicht. Es sind Mängel darin, wie in allem Menschlichen; doch unsere Gesetze sind auf dem Standpunct, auf welchem sie heute stehen, eine der vollkommensten Einrichtungen unseres Staates.

„Ich sehe es gern, wenn sich ein Mann für seinen Beruf begeistert", sagte Adelheid, „ich sollte meinen, ohne Begeisterung könnte es keinen Erfolg geben."

„Erfolg ohne Begeisterung?" fragte er. „Nein, das halte ich für unmöglich. Die rechte Begeisterung gut angewendet, muß einen Mann über alle Schwierigkeiten hinwegführen; doch setze ich voraus, daß sich die Jugend stets begeistert."

„Nicht die Jeunesse dorée, die in ihrer Blasirtheit Alles eine Plage nennt", lachte sie; „und doch ist Begeisterung so erfrischend, wenn sie von Herzen kommt."

Darauf schritten sie durch die lange Zimmerreihe, so in einander vertieft, daß sie alles Andere um sich her vergaßen. Hin und wieder hob Adelheid das schöne Antlitz mit dem Ausdruck unsagbarer Zufriedenheit, den Strahl vollkommener Glückseligkeit in den Augen. Dann wurden ihre Worte seltener, eine eigenthümliche, liebliche Verschämtheit übermannte sie, und schließlich war es Zeit zum Gehen.

Sie war noch ganz verwirrt, als sie zu Haus anlangte; denn als ihre Mutter sie über das Diner und die ganze Soirée ausfragte, konnte sie sich auf nichts weiter besinnen, als daß Herr Martens da war. Ihre Mutter fragte sie, ob ihr die Gräfin keine Botschaft für sie aufgetragen habe, und Adelheid erschrak, als sie sich nun erinnerte, daß sie der Gräfin nicht einmal Adieu gesagt hatte. Sie erinnerte sich nur, wie sie im Vorsaal gestanden und Reinhold Martens an ihrer Seite, wie er erklärte, der Theatermantel wollte gar nicht in die rechten Falten kommen und wie er, während er ihr denselben umhing, so lange zögerte, daß sie mit fragendem Lächeln zu ihm aufschaute; wie er dann den schönen Kopf über sie gebeugt und ihr so süße Worte zugeflüstert hatte, daß ihr die bloße Erinnerung daran das Herz erbeben machte.

„Warum erröthest Du, Adelheid?" fragte Frau von Helbing in höchstem Erstaunen.

„Ich erröthe doch nicht, Mama; man erröthet nicht ohne Ursache, und hier ist keine Ursache dazu."

Es war gut, das Frau von Helbing nicht verstand, in welchem Sinn ihre Tochter das Wort „Ursache" gebraucht hatte.

XVI. Kapitel.

„Ich kenne Deinen Freund noch nicht, Adelheid", sagte Onkel Benno. „Ich höre immer von ihm, habe ihn aber noch nicht gesehen."

„Wenn man den Wolf nennt" — lachte Adelheid. „Da ist Herr Martens, soll ich ihn Dir vorstellen?"

„Ja", lautete die kurze Antwort.

Sie fuhren in dem Stadtpark spazieren und Adelheid sah Martens in Gesellschaft eines andern Herrn. Sobald er sie erblickte, eilte er an den Wagenschlag und Adelheid stellte ihn ihrem Onkel vor. Benno von Helbing fand augenblicklich Gefallen an ihm, an der hohen, schön gebauten Gestalt, dem stolzen Kopf und den großen, klaren, leuchtenden Augen.

„Sind wir uns nicht schon einmal begegnet?“ fragte er plötzlich.

„Ich glaube nicht“, entgegnete der Advocat, „ich bin überzeugt, daß ich Sie zum ersten Mal sehe. Ich würde mich sonst Ihrer erinnern, ich habe ein gutes Gedächtniß für Gesichter.“

„Ich leider nicht“, gestand Benno; „doch ist Etwas in dem Ihren, ich kann nicht sagen was, das mir bekannt, und doch fremd ist. Ich kann es nicht beschreiben.“

„Das ist Einbildung Onkel“, warf Adelheid ein, „und ich glaube, daß dies die erste Einbildung ist, die Du in Deinem Leben hast.“

„Es ist nicht die erste“, erwiederte er mit einem tiefen Seufzer. „Ist es eine, so ist es die zweite. Ich werde mich freuen, Sie bei mir zu sehen, Herr Martens. Den vierzehnten erwarten wir mehrere Freunde zu Tisch, vielleicht machen Sie uns auch das Vergnügen.“

„Ich nehme Ihre Einladung mit Freuden an“, antwortete er. Sein Blick ruhte dabei auf dem schönen, erglühenden Antlitz und sagte ihr, daß er ihretwegen kommen würde, ihretwegen allein, sonst um keines Andern willen.

Adelheid verstand ihn. Sie lernte die ihr neue Sprache schnell. Martens plauderte noch kurze Zeit mit ihrem Onkel, auf den die Persönlichkeit des jüngeren Mannes tiefen Eindruck machte.

„Gefällt er Dir, Onkel“, fragte Adelheid, als der Wagen weiter rollte.

„Ja“, lautete die bereitwillige Antwort; „er gefällt mir ganz ausgezeichnet, mehr als sonst Jemand. Er ist ein vielversprechender junger Mann. Es sollte mich nicht wundern, wenn er zu hohen Ehren gelangte; er scheint mir wahres Genie zu besitzen. Aber er hat auch etwas in seiner Stimme, das mir so bekannt vorkommt. Jedes Wort, das er spricht, erinnert mich an Etwas, ohne daß ich sagen könnte, was es ist.“

„Ich bin froh, daß er Dir gefällt“, bemerkte Adelheid.

„Er scheint überall Zutritt in die gute Gesellschaft zu haben“, sagte Benno. „Jedenfalls durch seine Mutter, die beliebte Künstlerin, von der Du so schwärmst.“

„Gewiß aber auch durch sein eigenes Verdienst. Er ist so klug, Onkel, so gelehrt! Ich habe noch niemals Jemand so reden hören, wie ihn.“

Benno blickte seiner Nichte forschend in das Gesicht.

„Ich habe Dich noch niemals so begeistert von einem Manne sprechen hören, Adelheid.“

Nach dieser Begegnung trafen sie sich häufig. Martens ging, obgleich er den Tag über anhaltend thätig war, viel in Gesellschaft. Seit er Adelheid kennen gelernt hatte, suchte er ihre Bekannten. Es gelang ihm bald, die Häuser ausfindig zu machen, in welchen sie verkehrte. Doch die schönste Zeit für ihn war, so lange seine Mutter die „Lotosblume“ malte. Ein Mantel aus Goldgewebe hing dann über ihre eine Schulter, während die andere unverhüllt blieb. Das liebliche Antlitz schaute blumengleich aus dem prächtigen Gewande hervor, der königliche Kopf war mit blauen Nillilien gekrönt. Es konnte nichts Schöneres, Künstlerisches geben.

Für Adelheid waren diese Sitzungen ein großes Vergnügen. Gewöhnlich begleitete sie ihre Mutter, doch diese besaß wenig Weltklugheit, und wenn sie sah, wie sehr der junge Advocat ihr schönes Kind interessirte, wenn sie hörte, wie sie sich über Poesie und Kunst unterhielten, ließ sie sich von keiner Gefahr träumen. Was war dabei Gefährliches? Frau von Helbing betrachtete ihre Tochter so gut wie mit dem Fürsten von Greifenstein verlobt.

Und hätte sie das auch nicht gethan, so hätte sie von solcher Seite doch keine Gefahr gefürchtet. Die sanfte, hochgebildete Frau stand mit Frau Martens und deren Sohn auf gutem Fuße, doch lag etwas Gönnerhaftes in ihrer Art. Sie sah sie weder für ihres Gleichen an, noch behandelte sie sie danach, während ihre Tochter mit einer Art Ehrfurcht zu ihnen aufblickte.

Eines Tages trafen sich Alle in den herrlichen Anlagen der königlichen Paläste in P., wohin eine Partie unternommen war.

Die Parkanlagen des Palastes waren wundervoll und besonders berühmt durch die herrlichen Rosen. Adelheid hatte dieser Festlichkeit mit einer Glückseligkeit entgegengesehen, die sie selbst überraschte. Sie sagte sich, sie entspringe dem Gedanken, die heiteren, sonnigen Stunden in dem Schatten hoher, alter Bäume und zwischen lieblichen Blumen zubringen zu können. Doch war es etwas mehr als das. Tief drinnen in ihrem Herzen hüpfte es vor Freude. Sie sollte Reinhold Martens treffen!

Als sie in die Anlagen trat, sah sie drei Herrn ihrer warten, den Fürsten von Greifenstein, welcher ihrer ganz sicher zu sein schien und ungeduldig harrte; den Prinzen von Forleschi, dessen dunkle Augen ihr traurig folgten; und ganz abseits von den Anderen Reinhold Martens mit einer Lotosblume in der Hand.

„Wenn der Fürst und der Prinz doch fortgehen wollten“, dachte Adelheid. „Der Prinz macht mich mit seinem traurigen, melancholischen Anblick ganz unglücklich. Ich kann Niemand lieben, nein gewiß, ich liebe Niemand, Niemand“, wiederholte sie fast heftig.

Adelheid sehnte sich nach einem Wort von Reinhold, welcher sorglos an einen Baumstamm gelehnt stand, die Lotosblume in der Hand. Der Fürst bat sie um eine Fahrt auf dem kleinen See in einem der hübschen Boote, der Prinz versuchte sie zu überreden, an dem Croquetspiele theilzunehmen. Sie aber empfand für keins von beiden Lust.

„Geh mit dem Fürsten, mein Kind“, sagte Frau von Helbing. „Eine Fahrt auf dem See muß ganz reizend sein.“

Adelheid wußte recht gut, daß, wenn sie mit dem Fürsten Kahn führe, es zu einer Erklärung kommen würde, und das wollte sie vermeiden. Sie wandte sich zur Baronin Karwitz, einer jungen Dame ihrer Bekanntschaft.

„Wollen Sie uns begleiten?“ fragte sie und diese willigte ein, da sie Angst in Adelheids Miene las.

Sie sahen sich noch nach einem Vierten um.

„Soll ich den Prinzen von Forleschi auffordern?“ fragte die Baronin, und Adelheid rief hastig:

„Nein, nein, bitte nicht!“

Im nächsten Moment schon bereute sie diese Worte, denn des Fürsten Freude darüber malte sich auf seinem Gesicht.

Reinhold wartete seine Zeit geduldig ab. Als das Boot das grüne leuchtende Ufer wieder erreichte, war er da, um Adelheid beim Aussteigen behülflich zu sein. Der Fürst, welcher in seiner Werbung so wenig Fortschritte gemacht hatte, sah ihn zornig an; doch hätte eine geladene Kanone den Advocaten nicht zurückschrecken können.

„Ihre Frau Mama fürchtet, Sie könnten müde werden, Fräulein von Helbing“, sagte er. „Ich habe ihr versprochen, Sie zu den Erdbeeren und Weintrauben zu führen.“

Der Fürst wandte sich zürnend um und sagte:

„Wollen Sie mich mit diesem Herrn bekannt machen, mein Fräulein?"

Mit einem Blick gegenseitiger Herausforderung zogen die Herren ihre Hüte.

„Herr Martens wird mir die Bemerkung gestatten", sagte der Fürst, „daß ich vollkommen fähig bin, den Wünschen der Damen zu entsprechen, die zu begleiten ich die Ehre habe."

„Ohne Zweifel", gab Martens gelassen zurück, „aber, Durchlaucht, ein Monopol auf diese Ehre haben Sie nicht. Der ganze Sonnenschein war auf dem See; gestatten Sie ihm nun das Land zu erhellen."

Damit verbeugte er sich gegen den Fürsten und bot Adelheid den Arm. Diese wandte sich mit einer Verneigung und liebenswürdigen Worten des Dankes gegen den Fürsten:

„Es war sehr hübsch auf dem Wasser, aber Mama hat Recht, ein paar Früchte werden recht erfrischend sein. Wollen Sie mitkommen? Die Baronin sieht ermüdet aus."

Es blieb ihm darauf nichts Anderes übrig, als der Baronin, welche der kleinen Scene mit vergnügtem Lächeln zugeschaut hatte, den Arm zu bieten und ihnen zu folgen.

„Wer ist dieser Herr Martens?" fragte er fast gereizt. „Ich kann mich nicht erinnern, den Namen schon gehört zu haben. Kennen Sie ihn?"

„Er ist der Sohn der großen Malerin Martens; sie malt Fräulein von Helbing, es wird wirklich ein prachtvolles Bild."

„Ich verstehe", sagte der Fürst in zufriednerem Tone, „doch finde ich es nicht recht passend, Künstler und dergleichen Leute überall einzuladen; meinen Sie das nicht auch?"

„Sie sind oft sehr unterhaltend", erwiederte die Baronin matt, da sie fühlte, daß ihr nichts unter der Sonne unterhaltend erschien; dann gingen sie schweigend weiter.

„Das war ein kühner Streich", sagte Reinhold zu seiner schönen Begleiterin. „Einen kühneren habe ich noch nie gewagt. Wie böse der Fürst aussah! Wenn wir noch in der alten Zeit lebten, würde er mir morgen eine Herausforderung schicken."

„Warum? Ich habe doch wohl das Recht, zu thun was mir beliebt?" sagte Adelheid. „Ich war des Wassers müde; die Augen thaten mir weh davon, und die Sonne brannte mir ins Gesicht. Ich bin sehr gern hier."

Dieser Grund war einleuchtend; und Reinhold that, wie er meinte einen noch kühneren Streich und schlug einen schattigen Seitenweg ein, um dem Fürsten und der Baronin aus den Augen zu kommen. Er fand für Adelheid einen hübschen Sitz unter den tiefherabhängenden Zweigen einer alten Ceder und brachte ihr nach kurzer Abwesenheit einige Erdbeeren.

„Hier ist es wie in einer grünen, stillen Stadt", sagte sie. „Wie herrlich ist diese alte Ceder!"

„Ja", stimmte er bei, hingerissen von ihrer Schönheit und ihrem Lächeln; „und wenn sie reden könnte, würde sie uns sonderbare Geschichten erzählen. Wie viele schöne Damen der Rococozeit haben in ihrem Schatten gesessen! Wie viele Cavaliere haben hier um eine Blume, oder ein Lächeln, oder ein freundliches Wort gebeten! Wie viele Herzen haben hier schmerzlich geschlagen! Wie viele haben hier ihre Last abgeworfen! Ach, Fräulein Adelheid, lassen Sie uns vergessen —" Er hielt inne, und seufzte; seine offenen, klaren Augen

schienen die Schönheit ihres Antlitzes in vollen Zügen zu trinken. „Lassen Sie uns vergessen", begann er wieder, „daß Sie eine Schönheit, eine große Dame sind, und ich ein armer Advocat, der sich durch das Leben schlagen muß, lassen Sie uns vergessen, daß wir in einer großen, glänzenden, heiteren, herzlosen Welt leben, in der uns Mode und Sitte mit eiserner Hand regieren, lassen Sie uns eine Stunde von unserem Leben stehlen und in das Reich der Phantasie hinübertragen; nennen wir das hier unser Märchenland."

„Dazu bin ich gern bereit", sagte sie lachend. „Was wollen wir hier thun?"

„Plaudern. Ich will mich hier zu Ihren Füßen niedersetzen und Ihnen ein Gedicht recitiren, das für unsere Stimmung paßt.

Er setzte sich zu ihren Füßen nieder, sein Gesicht zu dem ihren erhoben, die Augen voll Leidenschaft auf sie gerichtet. Einzelne Sonnenstrahlen drangen durch das dichte, grüne Laubwerk und fielen wie ein Gotteslächeln auf sie nieder. Mit leiser, volltönender Stimme, die ihr Herz mit süßer Wonne, mit einem ihr neuen, leidenschaftlichen Gefühl erfüllte, recitirte er:

Wie geh' ich mit Dir so gerne
Im dunkeln, flüsternden Wald —
Horch, wie das Waldhorn ferne
Verschwimmenden Tones hallt.

Die Waldnacht wird dichter und dichter,
Und schattet mehr und mehr;
Grüngoldne, verirrte Lichter
Nur zucken noch hin und her.

Hier möcht' ich in's Gras mich schmiegen
Mit dir, du süßes Kind,
Und sehn der Blätter Wiegen
Im leisen Abendwind;

Und ihrem Flüstern lauschen,
An deine Brust geschmiegt,
Bis uns der Wipfel Rauschen
In stillen Traum gewiegt. —

Von Menschen spricht die Sage —
Ich hört' es einst als Kind —
Die bis zum jüngsten Tage
In Waldnacht verzaubert sind.

Und nimmer wollte sie lassen
Der weite, dunkle Wald;
Dort hielt sie bis zum Erblassen
Eine zaubrische Gewalt.

O, wären wir auf immer
Gebannt in des Waldes Schooß!
O, ließ uns nimmer, nimmer
Der dunkle Zauber los!

Verschlängen sich die Zweige
Dicht hinter unsrem Pfad;
Verwüchsen grün die Steige,
Die unser Fuß betrat!

In stillen, süßen Träumen,
Wie gern wollt' ich hier sehn
Der Blätter Welken und Keimen,
Der Jahre Kommen und Gehn!

Mit dir allein! Mir graute
Vor Einsamkeit nicht viel;
Die Nachtigall unsre Vertraute,
Das Reh dort unser Gespiel!

Vom wüsten Treiben ferne
Der Welt, verträumt ich hier
Dies wirre Leben so gerne —
Allein, allein — mit dir! —

Als er schwieg, war es ihr als ob eine liebliche Musik verklungen wäre.

„Es wird uns ganz sonderbar vorkommen", sagte Adelheid nach einer Pause, „wenn wir wieder in das glänzende Tageslicht hinaustreten. Wie lange sind wir hier gewesen? Eine einzige stille Viertelstunde; und doch ist es mir, als wäre ich schon ein Jahrhundert lang vom See fort."

„Im Märchenland thut Jeder was er will", bemerkte Reinhold. „Ich habe die Absicht, sehr verwegen zu sein; doch Sie haben vollkommen Macht über mich, Sie können mich mit einem Stirnenrunzeln tödten und mit einem Lächeln beglücken. Hören Sie nun meine Bitte, Fräulein Adelheid. Wie ich hier sitze, dringt der Duft jener Rosen, die Sie tragen, wie eine Botschaft zu mir herüber, wie eine süße Botschaft voll Hoffnung und Verheißung. Ich bitte Sie, geben Sie mir eine davon, nur eine einzige, die kleine mit den grünen Blättern, welche jene weißen Spitzen berührt. Sagen Sie Ja?"

„Ja", erwiederte sie.

Ihre Wangen brannten wie Feuer, als sie die Rose loslöste und sie ihm reichte. Plötzlich schaute er zu ihr auf.

„Haben Sie schon einmal Jemandem eine Blume geschenkt?" fragte er.

„Nein", antwortete sie einfach.

„Dann werde ich diese wie einen theuren Schatz bewahren. Fräulein Adelheid, hier ist ein kleines, reizendes Blättchen, küssen Sie es, ich bitte Sie darum."

Sie nahm ihm die Rose aus der Hand und that was er verlangte.

„Ich glaubte nicht, daß ich mir so viel Gunst erbitten würde", sprach er. „Sie sind mir doch nicht böse, Fräulein Adelheid?"

„Warum sollte ich böse sein? Wir haben einen hübschen Tausch gemacht. Sie haben mir ein schönes Gedicht recitirt; ich habe Ihnen eine Blume gegeben. Voilà tout, da ist kein Grund, um böse zu sein."

„Aber es ist die erste Blume, die Sie verschenken, und das macht sie unschätzbar."

Adelheid lächelte und entgegnete:

„Ich denke, Herr Martens, es wäre besser, wenn wir wieder in das Alltagsleben zurückkehrten."

Er war kühner geworden, als er sah, wie freundlich sie ihm begegnete.

„Noch zehn Minuten, Fräulein Adelheid; und dabei fällt mir eine sehr schmerzliche Geschichte ein, die ich in meiner Praxis einst hörte. Ein Mann hatte eine einzige Tochter. Diese verliebte sich in einen jungen Mann, welcher im Range unter ihr stand und ging mit ihm durch. Einige Monate nach ihrer Verheirathung geriethen sie in die drückendste Armuth, so drückend, daß, nachdem sie einige Tage Hunger gelitten, der junge Mann an den Vater schrieb, sie wären aus Mangel an Nahrung krank. Der Vater fand in einer fernen Colonie eine Stellung für den jungen Mann, und beschloß die Tochter wieder nach Hause zu nehmen, wenn sie sich trennen wollten. Sie thaten

es, war es doch die einzige Möglichkeit, sich vor dem Verhungern zu schützen, und dann gestattete der Vater dem jungen Ehemann zu seiner Frau zu kommen, um ihr Lebewohl zu sagen. Er gab ihm fünf Minuten Zeit dazu, nur fünf Minuten. Die jungen Gatten waren allein, und der Vater stand mit der Uhr in der Hand vor der Thüre. Können Sie sich die Herzensangst während dieser fünf Minuten vorstellen, den letzten Kuß, das letzte Wort, den voll Angst an der Uhr haftenden Blick, um zu sehen, wie viel Secunden ihnen noch blieben? Können Sie sich dies Alles vorstellen, Fräulein Adelheid?"

„O, das möchte ich mir nicht vorstellen", erwiederte sie.

„Ich sah die arme Dame Jahre darauf; der junge Mann war da schon lange todt und begraben, aber sie konnte keine Uhr schlagen hören, ohne sich entsetzlich aufzuregen."

Adelheid erhob sich von ihrem Sitz.

„Sie haben mir das Vergnügen mit Ihrer traurigen Erzählung verdorben", sagte sie.

Reinhold mußte heute besonders kühn sein, denn er bückte sich, und küßte die Hand, welche ihm die Rose gereicht hatte.

XVII. Kapitel.

Die Gräfin Stockhausen hatte sich für einem Costümball entschieden.

„Ich bin der gewöhnlichen Bälle müde", sagte sie zu Adelheid. „Wir haben jetzt, ehe die Badesaison beginnt, noch mehrere schöne Frauen in der Residenz, die sollen mir dabei von Nutzen sein; ein Costümball bietet ein so weites Feld. Einen Maskenball finde ich noch viel amüsanter, aber es ist jetzt nicht die Zeit dafür."

„Ich wenigstens nicht, ich kann in Verstellung und Intrigue kein Vergnügen finden", erklärte Adelheid, „ein Costümball aber könnte mir gefallen, wenn die Leute klug sind und ihre Charaktere gut durchführen."

„Ich lade dumme Leute überhaupt nicht ein, wenn ich es umgehen kann", sagte die Gräfin mit leichtem Seufzer. „Aber die Zahl der vernünftigen Leute ist nicht sehr groß, wie Sie sehen werden, wenn Sie selbst einen Ball geben, Adelheid."

„Ich werde niemals Bälle geben", meinte Jene.

„Nun wenn Sie erst Fürstin von Greifenstein sind, werden Sie auch Costümbälle geben, und ich prophezeie Ihnen, daß Ihre Bälle schöner sein werden, als alle andern; Sie besitzen so viel Originalität, Adelheid."

„Wer sagt Ihnen, daß ich jemals Fürstin von Greifenstein sein werde?" fragte sie ungeduldig.

„Alle Welt, meine Liebe, auch der Fürst. Ich, die ich Ihre aufrichtigste Freundin bin, sage es, Ihre Mutter sagt es, Ihr Onkel wünscht es, die Welt erwartet es. Ach Kind, ich wünsche Ihnen von Herzen das Beste! Ich bin Ihre Freundin, und rathe Ihnen ernstlich und aufrichtig, heirathen Sie den Fürsten."

Adelheid seufzte. Es war wirklich hart, daß Alle sie drängten, den Fürsten zu heirathen, welchen sie ja recht gern hatte, für den sie aber nicht die geringste Liebe fühlte. Jetzt sagte sie sich nicht mehr mit sorglosem Trotz, daß sie Keinen liebe. Wollte sie sich auch noch nicht eingestehen, daß sie ihr Herz verloren hatte, so fühlte sie doch, daß sich etwas Neues, Süßes, Sonderbares darin regte, etwas, das sie nicht prüfte, nicht zergliederte; sie wußte

nur, daß ihr Leben durch das Bewußtsein, jenes Etwas sei vorhanden, erhellt wurde.

„Ich will es mir überlegen", sagte sie hastig; „doch glaube ich nicht, daß ich jemals Fürstin von Greifenstein werde. Ich werde nie einen Mann heirathen, den ich nicht liebe. Sprechen wir von dem Ball, und lassen wir jetzt den Fürsten bei Seite."

„Der Fürst wird da sein", bemerkte die Gräfin, „Frau Martens möchte gern, daß Sie als „Lotosblume" erscheinen. Da müssen Sie ein Kleid von schimmerndem Weiß und Blau tragen und einen Kranz blauer Nillilien im Haar."

„Nein", sagte Adelheid, „ich werde als Maria Stuart erscheinen."

„O das ist prächtig! Und was für eine herrliche Königin werden Sie sein", bemerkte die Gräfin mit dem innerlichen Wunsche, dies dem Fürsten mitzutheilen, dessen enge Verbündete sie war.

Adelheid kam es vor, als ob sich alle Welt gegen sie verschworen hätte. „Heirathe den Fürsten", hörte sie Morgens, Mittags und Abends von Mutter, Onkel und Freunden. Sie war der Anpreisungen dieser vortheilhaften Partie wie der guten Eigenschaften des Fürsten vollkommen müde.

Ihre Freundin, die junge Baronin Karwitz, welche Adelheid sehr lieb gewonnen hatte, besuchte sie am Nachmittag. Sie waren sehr intime Freundinnen geworden und kamen oft zusammen.

„Adelheid", fragte die Baronin, als sie mit einander in dem reizenden, kleinen Boudoir saßen, „willst Du mir sagen, ob es wahr ist, was alle Welt behauptet?"

„Was meinst Du?" fragte Jene ohne die leiseste Ahnung zu haben, worauf ihre Freundin anspielte.

„Alle Welt sagt, Du würdest den Fürsten Greifenstein heirathen. Ist das wahr? Ich hoffe es nicht, um Deinetwillen."

„Wieder diese Frage", dachte Adelheid seufzend. Laut sagte sie: „Willst Du mir sagen warum?"

„Weil Du ihn nicht liebst, nicht im Geringsten. Ich weiß, wie Dich seine Gesellschaft bei der Partie in P. ermüdete. Kein Mädchen wird durch die Gesellschaft des Mannes ermüdet, welchen sie liebt."

„Ich kenne die Liebe nicht", sagte Adelheid kurz; dann brach sie ab, ihre Wangen glühten.

Hatte sie die Wahrheit gesprochen? Warum, wenn sie die Liebe nicht kannte, hatte jene halbe Stunde, die sie unter der Ceder mit Reinhold Martens zugebracht, ihrem Leben Farbe verliehen? Warum hatte ihr nach seinem leidenschaftlichen Kuß die Hand gebrannt, als ob Feuer sie berührt hätte?

„Ich glaube Du irrst Dich", erklärte die Baronin. „Heirathe den Fürsten nicht! Mag in Dich dringen, Dich bitten, wer es auch sei, sei standhaft und sage Nein. Die unglücklichsten, hülflosesten, elendesten Frauen sind diejenigen, welche ohne Liebe heirathen. Doch sprechen wir nicht mehr davon; aber laß Dich nicht überreden, Adelheid. Versprich es mir."

„Niemand soll mich überreden", entgegnete das junge Mädchen fest. „Ich werde thun, was recht ist, mag kommen was will."

„Laß Dein Lebensschiff nicht an demselben Felsen scheitern, an dem das meine zerschellte", sagte die Baronin, die sehr unglücklich verheirathet war.

„Doch nun zu dem Costümball. Du gehst also als Maria Stuart!

Rathe mir! Ich möchte gern etwas Außergewöhnliches, was meinst Du? Nacht, Schnee und Zigeunerinnen hat man zum Ueberdruß gesehen."

„Versuche einmal das Gretchencostüm. Du siehst aus wie Gretchen, mit Deinem goldenen Haar", sagte Adelheid.

„Das ist ein guter Gedanke! Ich will Gretchen sein. Einen Mephistopheles könnte ich auch mitbringen, wenn ich wollte, aber ich will nicht. Hoffentlich ist ein Faust da."

„Ich habe niemals einen Costümball gesehen", bemerkte Adelheid, „aber ich fürchte, daß ich bei meiner entsetzlich ernsten Art, mit der ich Alles thue, ganz vergessen werde, daß ich Adelheid Helbing bin, und mir einbilde, ich sei wirklich Maria Stuart. Ich liebe Maria Stuart; sie war jung, schön und unglücklich."

„Neugierig bin ich, wer als Rizzio kommen wird", sagte die Baronin.

Adelheid sah sie betroffen an.

„Ich weiß nicht, hoffentlich Niemand. Ich möchte keinen Rizzio sehen. Das Original mag ganz unschuldig gewesen sein und seine schöne, junge Königin in seiner poetischen Art geliebt haben; doch brachte er Schimpf über ihren Namen, und das kann ich ihm nicht verzeihen."

„Von jeder Art Liebe ist die poetische, künstlerhafte, die gefährlichste", sagte die Baronin, „Du kannst Dich darauf verlassen, Adelheid, sobald sich Poesie in die Liebe mischt, so hat das Spiel ein Ende."

Adelheid wurde feuerroth, da sie der halben Stunde unter der Ceder gedachte.

Die Baronin sagte nichts, aber sie hatte ihre eigenen Gedanken.

XVIII. Kapitel.

Der Costümball sollte die letzte Festlichkeit sein, welche die Gräfin Stockhausen in dieser Soirée gab, und sie erschöpfte dabei ihre ganze Kraft. Die lange Reihe der prächtigen Zimmer ihres Hauses war geöffnet. Der Ballsaal hatte von jeher den Ruf, der schönste in der Resitenz zu sein. Er war groß und hoch und wundervoll ausgestattet, die Decke gemalt, die Wände sahen aus, als ob sie nur von Gold und Spiegeln wären. Die Gräfin hatte sich diesmal vorgenommen, der Ball solle einen ganz anderen Charakter haben, als all die übrigen. Für eine prächtige, buntgekleidete Gesellschaft wünschte sie einen grünen Hintergrund; so wurden die großen Spiegel und gewundenen Säulen mit grünem Laubwerk aller Art umflochten und der Effect war zauberhaft. Von hunderten von prächtigen Lampen, von denen eine jede wie eine Riesenperle zwischen dem Grün hervorschaute, strahlte reiches Licht; Gruppen rother und weißer Rosen bildeten nette Lauben, und wohlriechende Fontainen, welche lieblichen Duft verbreiteten, erhöhten die Pracht des Raumes.

Als die Gräfin um sich blickte, schwebte ein Lächeln der Befriedigung um ihre Lippen. In solcher Umgebung konnte Niemand anders, als froh und glücklich sein.

Adelheid von Helbing stand einen Augenblick in dem breiten Eingang zu dem Ballsaal. Ihre wunderbaren Augen hatten sich an all' der Pracht satt gesehen; sie hatte so vielen Gesellschaften, Bällen und Festlichkeiten beigewohnt, daß sie ihrer müde war. Dieser Ball aber war glänzender, prächtiger, zauberhafter als Alles, was sie bisher gesehen hatte.

„Es ist wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht", sagte sie zu ihrer Mutter; und sie hatte Recht, es war märchenhaft schön. Das weiche Licht

fiel auf die schönen Gesichter, die kostbaren, phantastischen Costüme, die strahlenden Juwelen der Damen, auf den Sammet und Atlas, die Diamanten und juwelenbesetzten Costüme der Herren. Da waren Königinnen, Zigeunerinnen, Könige, Jäger in grünem Wamms mit dem silbernen Horn; da war Marie Antoinette, die liebliche Tochter Oesterreichs, in blauem Sammet mit Perlen und sprach mit „August dem Starken", einem großen, schönen Mann, welcher ihre Majestät sehr zu bewundern schien; da war die Königin Elisabeth, welche sichtlich mit Karl Moor kokettirte, die Tochter Fuggers, welche mit dem vergnügten Tasso tanzte; da waren Kreuzfahrer mit dem rothen Kreuz, welche zum Kämpfen eben so unfähig schienen, wie es die wirklichen Kreuzfahrer zum Tanzen gewesen sein würden; da lachte Julia heiter mit Othello, da war Jeanne d'Arc, und sah mit ihrem Helme sehr unbehaglich aus. Die meisten hervorragenden Charaktere aus der Geschichte und dem Drama waren vertreten, und das Ganze machte den großartigsten, prächtigsten Eindruck.

Als Maria Stuart eintrat in ihrem langen, schwarzsammetnen Schleppkleid, mit dem weißen Schleier, der Haube mit dem Diamantenreif und einem Diamantgürtel um die schlanke Taille, ging ein Gemurmel durch den ganzen Saal. Die königliche Tracht paßte zu der königlichen Schönheit ihrer Trägerin ganz vortrefflich. Es war gleichsam, als ob ein Theil von der unglücklichen, jungen Königin Grazie und Anmuth in Adelheid übergegangen wäre. Es herrschte nur eine Meinung. Andere in Königinnencostümen waren auch schön anzusehen, doch die Königin von Schottland war die Königin des Festes.

Die erste Person, welche Adelheid erblickte, nachdem sie die Complimente der Gräfin entgegengenommen hatte, war die Baronin Karwitz, welche in ihrem Gretchencostüm ganz reizend aussah. Sie bildeten einen prächtigen Contrast.

„Ihre Majestät werden heute Abend wichtige Staatsangelegenheiten zu ordnen haben", sagte die Baronin lächelnd. „Ich habe gesehen — doch besser, ich sage Dir nicht, was ich gesehen habe."

„Kennst Du dieses Costüm, was uns hier entgegenkommt?" und als Adelheid der bezeichneten Richtung folgte, sah sie den Fürsten als Rizzio costümirt auf sich zukommen.

Ein leiser, mißbilligender Ausruf entfuhr ihren Lippen.

„Woher konnte er das wissen?" fragte sie die Baronin. „Wer kann es ihm gesagt haben?"

Es blieb keine Zeit für eine Antwort. Der Fürst verbeugte sich vor ihr, und die Baronin hatte sich wieder herzlich lachend abgewandt.

„Wie glücklich bin ich", sagte der Fürst, „einer so schönen Königin dienen zu können. Ich wünschte, ich wüßte auf welche Weise die Ritter jener Tage um die Damen ihres Herzens warben!"

„Ich glaube, das geschah in sehr rauher Weise", entgegnete Adelheid. „Sie trugen sie mit Gewalt hinweg oder raubten sie mit List. Solches Werben, wie Sie es nennen, würde der heutigen Zeit wohl kaum entsprechen."

„Zu der List möchte ich nicht meine Zuflucht nehmen", sagte der Fürst, aber ein Etwas in dem schönen Antlitz verhinderte ihn, eine so kühne Bemerkung nicht zu vollenden.

„Welch' ein Fehler in der Zeitrechnung!" sagte er sich umschauend. „Sehen Sie Kleopatra mit dem Zuaven?"

„Ja", lachte Adelheid. „Was für ein toller Traum das ist, wie sonderbar! Er gefällt mir, ich bewundere ihn. Was sich die Leute alle für Mühe gegeben, ihre Costüme vollkommen zu haben!"

Dann sah sie sich den Fürsten selbst an. Er sah sehr hübsch aus. Das schwarze Sammetwamms mit der feinen, weißen Halskrause stand ihm gut. Jeder Zoll an ihm war Aristokrat, groß, stolz und stattlich.

„In meinem Charakter als Rizzio habe ich ein Anrecht auf Ihre Güte", sagte der Fürst.

„Welches Anrecht?" fragte sie.

„Ein doppeltes. Das erste ist, daß Rizzio Maria Stuart liebte."

„Das gebe ich zu."

„Das zweite, das Maria Stuart Rizzio liebte."

„Das leugne ich", sagte Adelheid. „Die Historiker berichten darüber verschieden."

„In diesem Puncte nicht", versicherte der Fürst, „und selbst, wenn es so wäre, wenn sie sich von den Verräthern, Spionen, Mördern, dem halb wahnsinnigen Gemal, den falschen Freunden, die sie umgaben, der Musik zärtlicher Worte, dem Gesang des sonnigen Italien zuwandte, um ihm zu lauschen, können Sie sie deshalb tadeln?"

„Aus Unrecht kann niemals Recht werden", sagte Adelheid. „Wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, würde ich meine Feinde mit kaltem Stahl bekämpft haben, würde an der Spitze meiner wenigen Getreuen gestorben sein. Ihre zweite Anforderung ist nicht gerechtfertigt, Maria liebte Rizzio nicht."

„Aber wollen wir uns nicht diesen einzigen Abend einbilden, daß sie es that? Gestatten Sie mir, Sie durch die Zimmerreihen zu führen, da werden wir alle Costüme sehen."

Sie konnte es nicht ablehnen. Langsam durchmaßen sie den langen Ballsaal, während Aller Augen auf ihnen ruhten und mancher bedeutungsvolle Gruß ihnen zugelächelt wurde.

Adelheid war entzückt. Alles war so vortrefflich ausgeführt, daß es unendlich viel zu bewundern gab. Das Ganze war malerisch, künstlerisch, herrlich.

Doch wo war Reinhold? Er würde kommen, hatte sie ihn sagen hören; wo aber war er? Adelheids schöne Augen schweiften über die malerischen Gruppen, aber die hohe Gestalt, der schöne, edle Kopf Reinhold's war nicht darunter.

„Wollen Sie mir den nächsten Walzer geben?" sagte der Fürst zu Adelheid.

Verwundert schaute sie auf und lachte dann:

„Wie thöricht ich bin! Das kommt daher, wenn man Kleinigkeiten immer ernst aufnimmt. Ich mußte unwillkürlich an Holyrood, an Königin Elisabeth und das Schaffot denken. Ich hatte das Gefühl, als ob ich nachher zur Hinrichtung geführt würde."

„Sie haben eine lebhafte Phatasie", bemerkte er. „Wollen Sie mir den Tanz geben, Fräulein Adelheid, Sie können nicht grausam sein, meine Königin."

Sie willigte ein, und der erste Anblick, welcher Reinhold bei seinem Hereintreten begrüßte, war Adelheid wie sie mit dem Fürsten von Greifenstein tanzte.

Martens war Diplomat, wo es sich um Adelheid handelte. Er trat

zur Baronin Karwitz, da er recht gut wußte, daß auch Adelheid dieselbe früher oder später aufsuchen würde. Die Baronin warf einen verständnißinnigen Blick auf seinen Anzug und schlug die blauen Augen zu ihm auf.

„Ich verstehe", sagte sie. „Deutlicher hätten Sie nicht reden können."

Das schöne Antlitz erröthete stolz.

„Ich wünschte Sie wären mir eine Freundin, Frau Baronin", sagte er weich.

„Das will ich", und sie streckte ihm die Hand entgegen. „Ich schließe jetzt den Vertrag mit Ihnen. Ich will Ihre Freundin sein."

„Sie wird mir deshalb doch nicht zürnen?" sagte er, auf seinen Anzug deutend.

„Ich sollte eher meinen, sie müßte sich geschmeichelt fühlen", fiel ihm die Baronin in das Wort. „Ich liebe sie mehr als alle anderen Frauen meiner Bekanntschaft und — ich wünsche Ihnen Glück."

Als der Tanz zu Ende war und Adelheid die Baronin erblickte, trat sie, auf den Arm des Fürsten gelehnt, zu ihr. Sie bemerkte Reinhold nicht sogleich, ein großes Bouquet weißer Camelien entzog ihn ihrem Blick. Erst nachdem sie ein paar Worte mit ihrer Freundin gewechselt hatte, sah sie ihn und trat ihm mit glühenden Wangen und hellleuchtenden Augen entgegen, um ihn zu begrüßen. Ihre Blicke fielen auf seinen Anzug. Sie erkannte das Costüm sofort, es war die Tracht des Dauphin Franz von Frankreich, des ersten Gemals der Maria Stuart. Fürst Greifenstein hatte den Charakter Rizzio's, er aber den von Maria Stuart's jungem Gemal, dem Manne, mit dem sie die schönsten Jahre ihres Lebens verbrachte, gewählt.

Adelheid sah es und verstand die Anspielung sofort. Des Fürsten Antlitz wurde bleich vor Zorn; auch er erkannte die Absicht und zog seine eigenen Schlüsse.

„Der eingebildete Narr! Wie kann er glauben, die Herrin von Rothenberg werde jemals einen Gedanken an ihn verschwenden!" dachte der Fürst.

„Ich würde sie mir gewinnen, wenn sich auch alle Fürsten mir entgegenstellten!" dachte Reinhold; und mit tiefer Verbeugung ging er ihr entgegen.

Die beiden Herren wechselten den hochmüthigsten Gruß.

„Fräulein von Helbing", sagte Reinhold, „Sie haben mir die zweite Quadrille versprochen, sie wird jetzt beginnen. Darf ich mir die Ehre ausbitten?"

Dem Fürsten blieb nichts weiter übrig, als sie frei zu geben, trotzdem es mit großem Unmuth geschah. Seine Züge verfinsterten sich; er flüsterte Adelheid einige Worte zu, die sie nicht vernahm, und mit immer finsterer werdender Miene folgten ihnen seine Blicke.

„Hier muß ich wachsam sein", sagte er. „Dieser junge Advocat kennt seine Stellung nicht. Daß ihm sein Talent und seiner Mutter Genie Zutritt in die gute Gesellschaft verschafft haben, ist noch kein Grund, sich so viel herauszunehmen. Ich wundere mich, daß Adelheid mit ihm tanzt."

Reinhold Martens erregte allgemeine Bewunderung. Manche behaupteten sogar, er wäre der schönste Mann auf dem Costümball. Des Dauphins reiches Gewand mit dem Sammet, Atlas, den Diamanten, Spitzen und dazu das Federbarret standen ihm besser als jede andere Tracht gethan haben würde. Er war wie umgewandelt; sein edles Antlitz war geröthet, stolz und siegesgewiß schaute er um sich und das Feuer der blauen Augen zündete in manchem sanften Herzen.

„Fräulein Adelheid", sagte er, „Sie sind nicht das Fräulein von Helbing, sondern die liebliche, junge Königin von Schottland; und ich bin nicht der Advocat Martens, sondern Franz der Dauphin von Frankreich. Ist das auch Ihre Meinung?"

„Ja, ich werde mich bemühen, den Charakter anzunehmen, so lange ich dieses Kleid trage."

Sie wollte noch hinzufügen: „Ich glaube nicht, daß Maria Stuart mit ihren Liebhabern mehr Noth hatte, als ich mit den meinen", aber die Klugheit hielt sie zurück.

„Warum wählten Sie gerade diese Tracht?" fragte sie.

„Weil ich von der Ihren hörte", erwiederte er schnell; „und weil ich meine eigene Theorie habe."

„Und welche ist das?"

„Nun, die Geschichte mag von Maria Stuart sagen, was sie will, Manche nennen sie eine Sünderin, Andere eine Heilige, meiner Meinung nach aber liebte die junge Königin ihren Gemal Franz mit der ganzen Leidenschaft ihres jungen Herzens. Die anderen Ehen waren aus Staatsrücksichten geschlossen, ihr Herz war dabei nicht betheiligt; der Dauphin Franz war es, den sie liebte."

„Deshalb habe ich mich absichtlich zum Dauphin Franz gemacht", fuhr er fort. „Fräulein Adelheid wollen Sie mir nun in dieses mondbeschienene Palmenhaus folgen, und wollen wir die übrige Welt hinter uns zurücklassen? Sie sind Maria, die schöne Königin, und ich bin Franz, der einzige Mann, den die schöne Königin geliebt hat."

Der Ballsaal führte nach einem großen Gewächshaus, und dieses wieder in ein prächtiges Palmenhaus, wo eine Fontaine leise plätscherte. Das Gewächshaus hatte die Gräfin erleuchten lassen, das Palmenhaus aber war im Halbdunkel geblieben. Jetzt schien der Mond hinein und spiegelte sich in dem Wasser.

„Hier ist Frieden", sagte Reinhold. „Nun setzen Sie sich hier auf zehn Minuten nieder, meine Königin. Ach, solche gestohlene Minuten sind mehr werth als die übrigen Minuten des ganzen Lebens zusammen!" Und Adelheid mußte sich im Innersten ihres Herzens gestehen, daß er Recht hatte. „Bis der Walzer vorüber ist, bleiben uns zehn Minuten der Einsamkeit; dann sind wir nicht mehr allein. Setzen Sie sich hierher, meine Königin, wo Sie den Mond auf das Wasser scheinen sehen."

Er hatte ihr den Platz so angewiesen, daß er auf einem Schemel ihr zu Füßen sitzen konnte. Das Herz klopfte ihr hörbar.

„Recitiren Sie mir noch ein Gedicht", sagte sie. „Sie haben ja ein so wunderbares Gedächtniß für schöne Verse. Ich habe kein Wort von dem anderen vergessen."

„Gern", sagte er. „Das Plätschern der Fontaine bringt mir Franz Kugler's „Liebesnähe" vor die Seele. Hören Sie zu:

Nun ist mit seinem lauten Treiben
Der heiße Tag zur Ruh' gebracht,
Und nur die kühlen Brunnen bleiben
Einsam geschäftig über Nacht.

Und wie sich tief geheime Kunde
In Mondendämmer offenbart,
So steigt aus meines Herzens Grunde
Die Sehnsucht, die mein Leben ward.

Es schläft, was mich am Tag umdüstert,
Was mich verwirrt, bedrängt, gequält:
Mir ist, als ob dein Mund mir flüstert,
Dein Hauch dem meinen sich vermält.

Gefällt Ihnen das Gedicht?"

„Sehr, Herr Martens."

„Ich bin Franz, Herr Martens ist nicht hier. Nennen Sie mich nur ein einziges Mal „Franz", um die Illusion vollständig zu machen. Sagen Sie es in demselben Tone, mit dem Sie glauben, daß es Maria Stuart zu ihrem geliebten Gemal, dem jungen Dauphin, gesagt hat."

Das schöne Antlitz wurde roth und wieder blaß, die dunklen Augen senkten sich vor dem feurigen Blick der seinen; ein seltsam zärtlicher Zug trat auf ihr Gesicht und verschwand wieder.

„Wollen Sie mir, der ich für Sie in den Tod gehen würde, diese kleine Gunst nicht gewähren? Sie sind stolz und kalt, und grausam, meine Königin."

„Nein, gewiß das bin ich nicht; aber ich habe so etwas in meinem ganzen Leben noch nicht gethan", sagte sie langsam.

„Einen Mann bei seinem Vornamen genannt? Natürlich; ich weiß, daß Sie das noch nie gethan haben, deshalb erscheint es Ihnen auch so schwer. Doch versuchen Sie es. Ich würde ganz glücklich sein, wenn Sie es thäten, es würde mich für so Vieles entschädigen."

Sie richtete die dunklen Augen auf die seinen, und er las Etwas in deren feuchten Tiefen, das ihm Muth machte, diesmal zu flüstern:

„Sagen Sie es, meine Königin, ich werde mich dieser Musik bis an mein Lebensende erinnern."

„Franz", sagte sie weich.

Er kniete nieder und küßte ihr die Hand, die Hand, die zu gewinnen er sein Leben hingegeben haben würde.

„Ihr Vasall schwört Ihnen ewige Treue", sagte er. Adelheids stolzes Antlitz flammte auf.

„Ich denke, Sie nehmen sich den Lohn für Ihr Gedicht! Sie beuten Ihren Charakter bis zum Aeußersten aus."

„Bin ich nicht zu Allem berechtigt, was ich mir gewinnen kann? Meine Königin, ich bin so glücklich, so unaussprechlich glücklich, sagen Sie kein kaltes Wort zu mir! Ich weiß, daß wir auf einem Costümball sind und daß ich nur eine Rolle spiele; das Spiel scheint mir aber so wirklich, daß ich diese Rolle immer spielen könnte. Sie zürnen mir nicht?"

„Nein, ich zürne Ihnen nicht", antwortete Adelheid und sie lächelte vor sich hin, als sie bedachte, wie ihr das Herz pochte, und all ihre Pulse erbebbebten bei der Musik seiner Worte.

Er küßte ihr die Hand noch einmal, um sich, wie er zu sich sagte, zu versichern, daß sie nicht böse sei, und dann sprach er zu ihr:

„Ich las einmal eine ganz sonderbare Geschichte. Soll ich sie Ihnen erzählen?"

„Wenn Sie wollen", erwiederte sie und er begann:

„Ich habe den Namen des spanischen Granden, welcher der Held darin ist, vergessen, aber er war wahnsinnig in Elisabeth, die Königin von Spanien, verliebt — und die Liebe ist, wie Sie wissen, in den Adern der Kinder des heißen Südens eine verzehrende Leidenschaft. Der Grande hielt in seinem Palast, der angefüllt mit Bildern, Statuen und massenhaften Reichthümern aller

18*

Nationen war, eine große Festlichkeit ab und setzte ihn in Brand, damit er die Königin einen Moment lang, während er sie aus den Flammen rettete, in seinen Armen halten konnte. Können Sie eine so wahnsinnige Liebe verstehen? Eine Liebe, welche einen Mann dahin bringt, daß er all seine Besitzthümer den Flammen opfert, um einen Moment das geliebte Weib in den Armen zu halten?"

„Ja, ich kann sie verstehen", erwiederte sie, „besser als die elende, feile Gier, welche die Leute jener Nation Liebe nennen, begreifen kann. Solchen Wahnsinn kann ich nachempfinden, Gier und Käuflichkeit, wo es sich um Gefühle handelt, nicht."

„Ich würde dasselbe gethan haben", sagte er, „wenn ich an des Spaniers Stelle gewesen wäre. Ich würde Palast und Bilder und Alles, was ich besäße, für einen solchen Augenblick hingegeben haben. Ich habe jetzt Lust, es ihm nachzumachen, und all diese Pflanzen und Decorationen in Flammen zu setzen, um Sie retten zu können."

„Sie könnten ein Palmenhaus nicht in Brand stecken", bemerkte Adelheid, „und außerdem bin ich auch nicht die Königin von Spanien."

Sie ahnte nicht, wie viel Ermuthigung in diesen wenigen Worten lag, er aber erfaßte sie sofort:

„Nein, Gott sei Dank! Es ist für Einige unter uns schon schlimm genug, daß Sie Erbin von Rothenberg sind. Wären Sie nun gar Königin von Spanien, dann würde Alles vergeblich sein."

„Was würde vergeblich sein?" fragte sie.

„Unsere Paläste anzuzünden! Ach, die Musik ist zu Ende, man kommt! Haben Sie mir kein gütiges Wort zu sagen, bevor wir wieder in die Welt hinaustreten? Fräulein Adelheid, ich habe danach geschmachtet, mit Ihnen allein zu sein, habe den Augenblick mit heißer Sehnsucht herangewünscht, der mich an Ihre Seite brachte. Ich habe mir vorgenommen, Sie um ein gütiges Wort anzuflehen, wie Andere nur um ihr Leben flehen würden, zu Ihren Füßen niederzuknieen und den Saum Ihres Kleides zu küssen — Sie —"

Adelheid hob warnend den Finger.

„Sie reden eben so wahnsinnig, wie vermuthlich jener Spanier, welcher seinen Palast verbrannte."

Am liebsten hätte Reinhold hinzugefügt: „und aus demselben wahnsinnigen Grunde", doch er zögerte.

„Sie sollen ein gütiges Wort haben", sprach sie. „Ich will Ihnen gestehen, daß mir diese gestohlenen Minuten, wie Sie dieselben nennen, mit Ihnen zusammen lieber sind als alles andere in der weiten Welt."

XIX. Kapitel.

Der Fürst war natürlich eifersüchtig, als Adelheid und Reinhold in den Saal zurückkehrten und sie doppelt bezaubernd aussah. Er wartete auf das Paar, und als er sie erblickte, ging er ernst auf sie zu und sprach:

„Ich glaube, Fräulein Adelheid, Ihre Frau Mutter würde sich freuen, Sie zu sehen, Sie hat nach Ihnen gefragt."

Doch Reinhold bot ihr nicht an, sie frei geben zu wollen — wie sie seinen Muth bewunderte! — er verbeugte sich nur und sagte:

„Da wollen wir Ihre Frau Mutter aufsuchen, Fräulein von Helbing."

„Erlauben Sie", wandte der Fürst ein, „ich werde Fräulein von Helbing hinführen."

„Verzeihen Sie", erwiederte Reinhold, „ich hoffe, selbst das Glück zu haben."

Adelheid sah von dem Einen zu dem Andern. War es möglich, daß diese zwei Männer zornig, eifersüchtig und auf dem Puncte standen, ihretwegen in Streit zu gerathen?

„Ihr Herren von Schottland, stolze Ritter Ihr von Frankreich!" klang eine lachende Stimme dazwischen, und zu ihrer großen Freude sah Adelheid die Baronin mit lächelnder Miene an ihrer Seite stehen. „Du mußt nun beide Herren enttäuschen, Adelheid", sagte sie; „ich werde Dich begleiten", und mit anmuthiger Verbeugung entführte sie ihre Freundin.

„Meine liebe Adelheid", bemerkte sie ernst, „wenn Du so viel Anbeter haben willst, mußt Du auch versuchen, Frieden zwischen ihnen zu erhalten. Es ist gut, daß die alten Zeiten des Zweikampfes vorüber sind, sonst würden der Fürst und Herr Martens bevor der Morgen graut, die Schwerter gekreuzt haben. Und ich bin noch gar nicht sicher, daß sie sich nicht duelliren."

„Es ist sehr absurd", sagte Adelheid, „ich hätte eigentlich meinen Willen durchsetzen sollen. Wenn ich Lust habe, mit dem einen Herrn zu tanzen, so hat ein Anderer sicherlich nicht das Recht sich hineinzumischen."

„Gewiß nicht; aber Du siehst, daß der Fürst meint, er habe ein besonderes Recht, für Dich zu sorgen, und Keinem gestatten will, diese Ehre zu theilen."

Der Fürst war zu feingebildet, durch und durch zu sehr Gentleman, um einer Dame wegen, für die er sich interessirte, eine Scene zu machen. Als die beiden Freundinnen fort gingen, bemeisterte er seinen Unmuth mit großer Kraftanstrengung und wandte sich mit einem Lächeln gegen Reinhold.

„Wir sind Beide überwunden, Herr Martens, und ich glaube wir müssen uns fügen. Haben Sie den prachtvollen Velasquez gesehen, der in dem Spielzimmer hängt?"

Reinhold erwiederte, daß er ihn schon gesehen habe, und nachdem sie noch einige Minuten mit einander geplaudert hatten, trennten sie sich. Der Fürst war besänftigt.

Reinhold gelang es nicht, mit Adelheid eine neue Unterhaltung anzuknüpfen, bis Frau von Helbing müde wurde und ihn bat, ihren Wagen zu bestellen.

„Es dauert doch eine Weile, ehe er kommt", sagte sie, „und ich bin sehr müde, Herr Martens."

Die Pracht und Herrlichkeit des Festes hatte Frau von Helbing abgespannt; die Augen schmerzten sie von dem Funkeln der Diamanten und dem Schimmern der kostbaren Gewänder.

„Dort ist meine Tochter", sagte sie, „sie unterhält sich eben mit dem Fürsten Greifenstein. Wollen Sie ihr sagen, daß ich müde bin, Herr Martens?"

„Sie nehmen das Licht aus dem Ballsaal mit sich hinweg", bemerkte er.

„Es ist hohe Zeit, daß dies Licht ausgelöscht wird", erwiederte sie lächelnd. „Meine Tochter sieht zwar so frisch aus, als ob der Abend erst begänne, aber sie hat vier Stunden lang getanzt. Wie gut sie es vertragen hat mit dem schweren Sammetkleid und all den Diamanten!"

„So sah Reinhold seinen Herzenswunsch noch erfüllt; während ein anderer Herr Frau von Helbings Shawl holte und ihr denselben um die Schultern hing, konnte er noch ein wenig mit Adelheid plaudern. Er hüllte sie in den Mantel.

„Das nenne ich einen Fehler in der Zeitrechnung", sagte sie, „ein moderner Theatermantel über das Kleid Maria Stuarts. Ich fürchte, ich werde morgen mit dem Gedanken erwachen, ich sei wirklich eine Königin."

„Das sind Sie auch. Sie werden Ihr Scepter nicht mit diesem Kleide ablegen."

„Ich habe mich heute sehr gut amüsirt", sagte sie wieder. „Das nenne ich einen prächtigen Ball; er bietet Stoff zu Erinnerungen und Träumen."

Sie streckte ihm freundlich die Hand zum Abschied entgegen; er nahm sie warm in die seine und hielt sie fest.

„Ein köstlicher Tag ist vorüber", sagte er, „doch es wird bald ein anderer nahen. Ich werde die Stunden zählen bis Donnerstag, wo ich zu Ihnen eingeladen bin. Es wird mir ein Jahrhundert scheinen bis dahin."

„Herr Martens", bemerkte Adelheid ernst, „wissen Sie, daß Sie noch immer meine Hand gefangen halten?"

„Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung. Muß ich diese kleine Hand wirklich frei geben?"

„Das müssen Sie allerdings."

Sehr zart und vorsichtig streifte er den weißen Handschuh ab, welcher die Hand bedeckte.

„Ihre Hand mögen Sie nehmen; Sie werden aber nicht so grausam sein, auch den Handschuh zurückzuverlangen. Er soll mir ein Talisman sein und alle bösen Geister verbannen, alle Melancholie, alle Verzweiflung."

„Das hätten Sie nicht thun sollen, Herr Martens. Wie soll ich mit einem Handschuh nach Hause fahren?"

„Legen Sie die Hand nicht an das Fenster, sonst halten sie die Leute für eine Schneeflocke", erwiederte er lachend.

„Adelheid bist Du fertig, mein Kind? Wie lange es dauert, den Mantel umzubinden! Ist etwas daran nicht in Ordnung?" fragte Frau von Helbing.

„Fräulein Adelheid hat einen Handschuh verloren", sagte Reinhold. Frau von Helbing blickte ihn einigermaßen befremdet an.

„Einen Handschuh! Aber Kind, warum zogst Du den Handschuh aus? Was liegt an einem Handschuh; es lohnt nicht danach zu suchen, Herr Martens."

„Nun wird ihn Fräulein Adelheid nicht wieder finden", erklärte er, und führte sie durch die lange Eingangshalle nach dem Wagen. Dann half er ihr beim Einsteigen, noch immer die weiße, unbehandschuhte Hand in der seinen haltend.

„Gute Nacht, gnädige Frau", sagte er, und dann den schönen Kopf herabbeugend mit leiser Stimme zu Adelheid: „Gute Nacht, meine Königin."

„Gute Nacht Franz", erwiederte sie.

Dann rollte der Wagen davon, ihn ganz betäubt vor Glückseligkeit zurücklassend.

„Sie ist im Stande einen Mann vor Liebe toll zu machen", dachte er, „Sie ist so schön, so bezaubernd! Ich glaubte, solche Mädchen lebten nur in Romanen. Ihre Kälte ist anziehender als es alle Wärme sein könnte. Dein bin ich für immer, meine schöne Königin!"

Endlich kam der von Adelheid langersehnte Abend heran, an welchem Reinhold ihr Gast war. Adelheid kannte ihr Herz noch immer nicht. Sie gestand sich den Grund ihrer Aufregung und ihrer Glückseligkeit nicht ein, gestand sich nicht, warum ihr die Welt, welche sie verachtet und verworfen hatte, mit jedem Tage herrlicher zu werden schien. Frau von Helbing hielt

es für passend, sich einfach zu kleiden, wenn sie Gäste bei sich sah, und Adelheid hatte es sich stets zur Aufgabe gemacht, ihrer Mutter jeden Wunsch abzulauschen. Sie trug an jenem Abend ein geschmackvolles, elegantes Kleid von weißen Spitzen. Frau von Helbing fand Rubinen dazu am kleidsamsten und hatte ihr eine schöne Schnur dieser Steine gewählt. Rubinen lagen um den weißen Nacken und die entblößten weißen Arme, Rubinen leuchteten in dem glänzenden Haar. Ihre Mutter stand staunend vor diesem Liebreiz. Sie brachte noch eine Rose, welche die gleiche Farbe der Rubinen trug, und befestigte sie ihr an der Brust.

„Sehe ich hübsch aus, Mama?“ fragte Adelheid mit leuchtenden Augen.

„Du siehst reizend aus, mein Liebling“, sagte die auf ihre Tochter stolze Frau verwundert über eine solche Frage, von den Lippen eines so zurückhaltenden und dem Lobe so abgeneigten Mädchens, wie Adelheid es war.

Letztere ging zeitig in das Empfangszimmer. Sie wollte da sein, bevor einer der Gäste erschien. Bei dem Gedanken, Reinhold gegenüber zu treten, befiel sie eine unbegreifliche Befangenheit. Sie wußte nicht warum, es kam ihr aber Alles so sonderbar vor. Warum hatte er den Handschuh genommen? Und wie sonderbar er zu ihr gesprochen hatte! Sie sehnte sich ihn zu sehen, und fürchtete sich doch davor! Ungeduldig harrte sie seines Kommens, und wäre doch am liebsten davongelaufen, als er kam. Sie hoffte, er würde nie wieder in so seltsamer Weise zu ihr reden, doch bewahrte sie jedes seiner Worte in ihrem Herzen. Sie sah sich einige Photographien an und unterhielt sich mit ihrer Mutter, lauschte dabei aber gespannt nach seinem Schritt. Sie würde ihn unter Tausenden herausgehört haben.

Jetzt wurde er angemeldet, und das stolze Antlitz Adelheid's überzog sich mit glühendem Roth, dann wurde es todtenbleich, so bleich, daß sie sich danach sehnte, es einige Minuten über die Photographien gebeugt, verbergen zu können, bis es seine natürliche Farbe wieder erlangt hatte. Doch schnell erhob sie sich mit ihrer gewöhnlichen, stolzen Anmuth, mit der ihr eigenen Harmonie, und erwiederte seinen Gruß. Sie wandte ihm das schöne Gesicht zu, aber die dunkeln Augen waren gesenkt und begegneten den seinen nicht. An diesem Abend zeigte sich Reinhold sehr aufmerksam gegen Frau von Helbing, welche aufrichtige Zuneigung für ihn empfand. Sie sprachen über den Costümball, und Reinhold erklärte, daß jener Abend zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Frau von Helbing lachte.

„Ich habe mich amüsirt“, sagte sie, „aber ich würde lügen, wollte ich ihn zu den glücklichsten meines Lebens rechnen.“

„Du hast ein wechselvolles Leben geführt, Mama“, warf Adelheid ein. „Für mich war der Abend gewiß ein sehr glücklicher.“

Wäre Adelheid's Mutter so weltklug gewesen wie die meisten Damen, so würde es ihr sonderbar vorgekommen sein, daß zwei Menschen in diesem Puncte so vollkommen übereinstimmten; so aber bemerkte sie nichts, sie lenkte ihre Aufmerksamkeit auf andere Gäste. Reinhold sah sich an Adelheid's Seite.

„Ich besitze eine glückliche Verwegenheit“, sagte er. „Meinen Sie, daß ich wage, sie praktisch auszuführen, indem ich Sie bitte, Sie zu Tisch führen zu dürfen“, Fräulein Adelheid? Wir sind jetzt nicht unter der Ceder!“

„Sie können es ja versuchen“, erwiederte sie mit dem Bemühen sorglos zu reden.

Das Glück war ihm günstig, er führte Adelheid zu Tisch; und wenn sie

Jemand beobachtet hätte, würde er gesehen haben, daß Reinhold und Adelheid das Essen nur Nebensache war.

Er plauderte heiter mit ihr, erzählte ihr einige lustige Anecdoten, recitirte ihr viel aus Gedichten, kurz erregte ihr Interesse in so hohem Grade, daß ihr das Diner eben erst anzufangen schien, als es zu Ende war.

Die Gesellschaft ging früh auseinander, nur Reinhold blieb mit Frau von Helbing und Adelheid allein zurück. Erstere sah sehr abgespannt aus.

„Du bist müde, Mama“, sagte Adelheid. „Es hilft nichts, daß Du liebenswürdig bist und sagst, Du seiest nicht abgespannt. Du hast Deine Gäste sehr gut unterhalten und bedarfst nun der Ruhe.“

In ihrer zärtlichen, liebevollen Art zwang sie ihre Mutter, sich auf das Sopha niederzulegen. Dann bestellte sie ihr eine Tasse Thee, und holte ihr ein unterhaltendes Buch.

„Aber Kind“, wandte Frau von Helbing ein, „Du machst mich ganz verlegen. Was soll Herr Martens denken?“

„Genire Dich nicht vor Herrn Martens, Mama“, lachte Adelheid. „Er macht es mit seiner Mama gerade so. Nicht wahr, Herr Martens?“

„Wenn ich sie dazu bringe, es mir zu erlauben“, entgegnete dieser. „Gnädige Frau, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen vorlese. Meine Mutter sagt immer, es gäbe für überreizte Nerven nichts Schöneres auf der Welt, als Jemand laut lesen zu hören.“

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar“, entgegnete Frau von Helbing. „Wie gütig Sie sind, Herr Martens.“

„Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite“, erklärte er heiter, indem er einen Band Gedichte mit Holzschnitten, welcher auf dem Tische lag, aufnahm und ihn durchblätterte, um etwas zum Vorlesen zu wählen.

Es war ein gemüthliches Bild, die sanfte Dame auf dem Sopha, die ängstlich für ihre Bequemlichkeit besorgte, liebevolle Tochter, der schöne, in so liebenswürdiger Weise aufmerksame Mann; das von dem Licht der Lampen goldig schimmernde Zimmer Reinhold las einige Minuten lang und dann sah Adelheid den Finger auf den Mund legend zu ihm auf.

„Mama ist eingeschlafen“, flüsterte sie und zog ihr den Spitzenshwal um Kopf und Gesicht. „Ihnen gegenüber brauche ich sie nicht zu entschuldigen, weiß ich doch, daß Sie Ihre Mutter auch herzlich lieben. Meine theure Mutter ist nicht sehr kräftig; sie bedarf vieler Pflege. Sie hat viel Kummer in ihrem Leben gehabt.“ Dann schaute Adelheid zu ihm auf und fuhr fort: „Aber das ist langweilig für Sie.“

Die Schlafende bewegte sich, und Adelheid hob warnend den Finger.

„Wenn wir plaudern wollen“, flüsterte sie, „müssen wir Mama verlassen. Kommen Sie heraus auf den Balcon, wir wollen den Mond aufgehen sehen.“

„Wird es Ihnen nicht zu kühl sein?“ fragte er. „Draußen ist es Nacht, wenn auch hier voller Tag ist.“

Sie nahm einen rosafarbenen Shwal ihrer Mutter und hing ihn um die Schultern; dann zog sie die weißen Spitzengardinen beiseite, und sie traten zusammen auf den Balcon hinaus.

Es war ein köstliches Bild. Die lieblich duftende Nacht lag über der weiten Stadt, über dem Park und den dunkeln Bäumen; über letzteren stieg der Mond empor und versilberte deren stolze Häupter; wenige leichte Wölkchen zogen an dem blauen Himmel dahin, der Nachtwind säuselte balsamischen

Duft herüber, und die Beiden, welche die Schönheit einer solchen Nacht so tief empfanden, saßen sich schweigend gegenüber. Reseda wucherte üppig zu ihren Füßen, einzelne Jasminzweige schlangen sich um die eisernen Pfeiler, der süße Blumenduft umwallte sie.

„Welch liebliche Sommernacht!“ sagte Reinhold. „Erzählen Sie mir von den Sommernächten Ihrer Kindheit in Rothenberg.“

Sie plauderten so glücklich, so ungezwungen, als ob sie einander seit Jahren kennten. Adelheid verlor ihre Befangenheit. Sie fühlte nur noch wie klug er war, wie so ganz dem Ideal entsprechend, welches sie sich von einem edlen, begabten Manne geschaffen hatte. Sie fragte ihn auch nach Vielem aus seinem Beruf und sprach darüber in einfacher, herzlicher Weise, die sie hoch erfreute. Dabei pflückte sie einige Stengel Jasmin, die ihrer Hand am nächsten waren.

„Wie herrlich ist die Farbe dieses Blattes!“ sagte sie; und er neigte sich über sie, es anzusehen.

Der Duft der rothen Rose an ihrer Brust drang zu ihm hinüber. Da konnte er nicht mehr Rechenschaft für die Leidenschaft ablegen, die ihn erfaßte; er neigte den Kopf herab und bedeckte die weiße Hand, welche den Jasminzweig hielt, mit heißen Küssen. Sie verwies es ihm nicht. Eine Minute lang zitterte die kleine Hand in der seinen, dann lag sie still. Er wagte nicht zu reden; all die heißen, leidenschaftlichen Worte, die sich ihm aus dem Herzen auf die Lippen drängten, wurden beharrlich wieder zurückgedrängt; die Versuchung, sie nur einen einzigen Moment an das Herz zu drücken, war so groß, so unsagbar groß!

„Ich werde diese liebliche Sommernacht nie wieder vergessen“, sagte er endlich. „Mir ist, als ob ich mich im Elysium befände. Sehen Sie, wie ein Stern nach dem andern erscheint; dort steht die Venus, die Göttin der Liebe. Bei dem Glanz der Sterne werde ich kühner und wage zu fragen, wann werde ich Sie wiedersehen? Die Saison neigt sich nun dem Ende zu und vermuthlich werden Sie bald die Stadt verlassen.“

„Daran habe ich noch nicht gedacht“, erwiederte sie mit einem plötzlich schmerzlichen Gefühl.

„Dann denken Sie auch jetzt nicht daran. Sie sollen nur an Angenehmes denken, damit, wenn Sie auf diesen Abend zurückblicken, Sie sich sagen: Es waren schöne Stunden, die ich mit Reinhold Martens verlebte!“

„Sie sprechen, als ob solche Stunden niemals wiederkehren würden“, sagte sie und sie erbleichte unter dem Druck einer plötzlichen Angst.

„Wer kann es wissen? ‚Pflücket die Rose, eh' sie verblüht.‘ Wir wollen hoffen, daß sich diese Stunden wiederholen, wer aber kann es wissen? Ich werde niemals einen Jasminzweig ansehen, ohne an Sie zu denken, ohne daß mir diese Scene wie ein wohlbekanntes Bild vor die Seele tritt, der mondhelle Himmel, die goldenen Sterne, die dunkeln Bäume, der sich herandrängende Jasmin, und das Antlitz des unvergleichlichen Wesens, welches ich für das schönste und vollkommenste seines ganzen Geschlechts halte. Wenn ich an meinem Pulte sitze, angestrengt, über die Acten gebückt, arbeite und versuche die verwickeltsten Processe zu entwirren, werde ich daran denken, und der Gedanke wird mich stärken und bessern.“

In dem Zimmer ließ sich ein Geräusch vernehmen.

„Mama ist erwacht“, sagte Adelheid.

Er beugte sich über sie und flüsterte dringend:

„Sagen Sie mir, wann und wo werde ich Sie wiedersehen? Seien Sie gnädig mit mir. Die Zeit naht, in der es mir nicht leicht sein wird, Sie zu sehen."

„Morgen Abend sind wir in der Oper. Da können Sie in unsere Loge kommen."

Im nächsten Moment schlug Frau von Helbing die weißen Gardinen zur Seite und schaute lächelnd hinaus.

„Was für sorgsame Kinder Ihr seid", sagte sie. „Ich sollte Sie eigentlich tausend Mal um Entschuldigung bitten, Herr Martens; doch Sie sind so gütig, daß ich es wohl unterlassen darf."

„Ich bin nur zu erfreut, daß Sie Zeit fanden, ein wenig ruhen zu können, gnädige Frau. Es war Ihnen sicher sehr nöthig."

Die kleine Kaminuhr schlug elf, und Reinhold schaute verwundert auf.

„So spät schon?" rief er. „Ich glaubte es wäre erst neun."

„Sehr schmeichelhaft für uns", sagte Frau von Helbing. „Sie müssen uns öfter das Vergnügen machen, Herr Martens. Wir werden uns jederzeit freuen, Sie zu sehen."

Darauf nahmen sie herzlich von einander Abschied, doch als Reinhold Adelheid Gute Nacht sagte, färbten sich seine Wangen höher. Sie stand schweigend vor ihm, die dunkeln Augen begegneten den seinen nicht, aber ihre kleine Hand ruhte eine Minute lang warm in der seinen. Wäre Frau von Helbing nur eine Spur scharfsichtiger gewesen, so hätte sie in diesem „Gute Nacht" viel lesen können.

Nachdem er gegangen, stand Adelheid noch einige Minuten lang schweigend, ein glückliches Lächeln um den lieblichen Mund, da. Das Leben begann für sie so unaussprechlich schön zu werden.

„Ich habe Herrn Martens sehr gern", sagte Frau von Helbing, „er ist ein höchst liebenswürdiger, junger Mann. Wie freundlich und zartfühlend er in seinem ganzen Wesen ist. Mir hat unter all unseren hiesigen Bekannten noch Niemand so gut gefallen wie er. Weißt Du, Adelheid, er erinnert mich an Deinen Vater, er hat dasselbe warme Herz, dieselbe Liebenswürdigkeit in seinem Wesen. So lange er mir vorlas, hätte ich mir einbilden können, all die Jahre her wären nur ein Traum gewesen und Dein Vater säße an meiner Seite. Dieselbe Offenheit liegt auf seinen schönen Zügen, dieselbe leichte, aristokratische Art in seinen Manieren."

Frau von Helbings Augen füllten sich mit Thränen und Adelheid küßte dieselben hinweg.

„Es macht mich glücklich, zu hören", sagte sie, „daß der Mann, welchen ich von allen denen, die ich kenne, am Höchsten achte, auch meinem Vater am ähnlichsten sein soll."

„Ich hoffe, Dein Onkel wird ihn bald wieder einladen", sagte die unvorsichtige Frau. „Ich werde mich stets freuen, ihn zu sehen." Frau von Helbing wunderte sich, daß nach diesen Worten ihre Tochter die Arme um ihren Nacken schlang und sie mit leidenschaftlicher Freude küßte.

XX. Kapitel.

Das Theater war dicht gefüllt. Eine neue Sängerin, welche die Wiener mit Lorbeeren überschüttet hatten, debütirte in der Residenz und hatte die Norma zu ihrem ersten Auftreten gewählt. Die ganze fashionable Welt war herbeigeeilt, um sie zu hören. Im letzten Augenblick noch hatte sich

Frau von Helbing entschlossen, zu Hause zu bleiben und Adelheid war mit der Gräfin Stockhausen gegangen. Sie hatte eine exquisite Toilette gemacht und trug die Diamanten, die ihr ihr Onkel geschenkt hatte. Ihr Kleid war von weißer Seide, mit goldenen Fäden wie Lichtstrahlen durchwebt, ihr schönes Antlitz strahlte, ihre dunklen Augensterne schimmerten in weichem Glanz; in der Hand hielt sie ein Bouquet von Haidekraut und duftendem Geranium, ein mit Diamanten besetzter Fächer lag neben ihr. Alle Welt war an jenem Abend hingerissen von der Schönheit des jungen Mädchens mit dem Mund wie eine Rose. Man sprach von ihr überall, man beobachtete sie von allen Seiten.

Adelheid schien etwas zerstreut. Die glänzenden Augen trugen einen träumerischen Ausdruck, die ganze Gestalt verrieth ungeduldiges Erwarten; der schöne Kopf wandte sich unruhig von Zeit zu Zeit halb nach rückwärts. Sie erwartete Reinhold; sie sehnte sich nach seinem Erscheinen.

Die Gräfin sah sie mit gutmüthigem Lächeln an und sagte:

„Sie erwarten Jemanden, liebe Adelheid. Ich weiß, wer es ist. Er kommt ganz sicher.“

Für das schöne, junge Mädchen gab es nur ein „Er“ auf der Welt. Sie erröthete, zögerte und erwiederte leise:

„Ja, ich weiß, daß er kommt, er hat es mir gesagt.“

Die Gräfin lächelte wieder; gewiß würde Alles gut gehen dachte sie. Wenn der Fürst und Adelheid auf so gutem Fuße standen, mußten sie mit einander schon einig sein. Vor der Thüre der Loge ließ sich ein leises Geräusch vernehmen und darauf sagte eine Stimme:

„Guten Abend.“

Adelheid schaute auf, es war der Fürst von Greifenstein. Er richtete einige Worte an die Gräfin und setzte sich dann neben Adelheid nieder.

„Ich komme leider so spät“, sagte er, „doch ist es nicht meine Schuld; ich habe mich sehr nach Ihnen gesehnt, Fräulein Adelheid. Ich habe mehrere Mal in Ihrem Hause vorgesprochen, Sie waren aber nie da.“

„Ja, wir waren sehr viel aus“, entgegnete sie; ihre Gedanken waren aber nicht bei ihren Worten, sie sehnte sich nur danach, daß er gehen und Reinhold Platz machen möge. „Selbst wenn er nun kommt“, dachte sie, wird es mir kaum möglich sein, mit ihm zu reden.“

Sie war so geistesabwesend, daß sie der Fürst neugierig ansah und sagte:

„Ich will nicht fragen, ob Sie sich heute Abend wohl befinden. Sie sehen so reizend aus, daß die Frage überflüssig ist; aber Ihre Gedanken scheinen nicht hier zu sein, Fräulein Adelheid, Sie sind auffallend zerstreut.“

„Ich habe gerade jetzt keine besonderen Gedanken“, gab sie zurück, „da ist es also gleichgültig, wo sie sind.“

„Mir ist Ihr unbedeutendster Gedanke kostbar“, sagte er.

Fast mitleidig blickte sie ihn an, als ob sie hätte sagen wollen, „verderben Sie mir diese schöne Oper nicht, indem Sie mir von Liebe reden“. Vielleicht verstand er den unausgesprochenen Gedanken, denn er sah nach der Bühne und fing an, über Musik zu sprechen.

Plötzlich öffnete sich die Logenthüre abermals. Sie wußte, daß es Reinhold war, noch bevor er die Lippen geöffnet hatte. Ein unnennbares Gefühl schien ihr sein Kommen zu verrathen. Der Fürst sah, wie eine flammende Röthe das schöne Antlitz übergoß und war thöricht genug, zu glauben, seine halb geflüsterten Worte hätten dieselbe hervorgerufen.

„Ich mache Fortschritte", sagte er sich. „Jetzt erröthet sie schon, wenn ich mit ihr spreche, und meine Meinung ist, daß, wenn ein junges Mädchen bei den Worten ihres Bewerbers erröthet, sie halb gewonnen ist."

Darauf wandte er ärgerlich den Kopf, um zu sehen, wer der Eindringling sei.

Der Advocat? Welche Frechheit! Mit welchem Recht betrat er die Loge, in der Adelheid saß, eine Loge, welche die Gräfin von Stockhausen inne hatte? Dies Ineinanderfließen verschiedener Classen, diese Nichtberücksichtigung des Ranges war höchst absurd! Die Leute würden bald anfangen, von diesem Advocaten zu reden, wenn man ihn so viel mit Adelheid sieht', dachte er.

Es war eine sehr finstere, ärgerliche Miene, welche er Reinhold zuwandte. Doch sie ging diesem verloren, er sah sie nicht. Er begrüßte den Fürsten mit einigen höflichen Worten, verbeugte sich tief vor der Gräfin, sah aber Niemand weiter als das schöne Mädchen.

Sie sprach heiter und strahlend mit ihm. Neben ihr war kein Platz mehr frei und so stellte sich Reinhold hinter ihren Stuhl. Wenn er mit ihr sprach, mußte er sich über sie beugen und zuweilen schien sein volles, schönes Haar ihre glänzenden Flechten fast zu berühren. Der Fürst war außer sich vor Eifersucht. Der Duft ihrer Blumen drang zu Reinhold.

„Ich wüßte nicht, bemerkte er, „welche von den Beiden ich mehr bedauern soll, ob Norma oder Adalgisa?"

„Ich bedauere Norma am meisten", meinte Adelheid.

„Was doch Liebe und Eifersucht für unsterbliche Leidenschaften sind!" sagte er. „Sind Sie jemals eifersüchtig gewesen, Fräulein Adelheid?"

„Noch nicht", entgegnete sie offen mit einer graziösen Bewegung, die das Licht in ihren Diamanten erzittern ließ.

„Da glauben Sie wohl, es einmal zu werden?" lachte er.

„Wenn jeder Sterbliche lieben muß und eifersüchtig sein, warum sollte ich dem allgemeinen Loos entgehen?"

„Ich wünschte, ich hätte Zeit, Ihnen zu beweisen, daß das Eine selten ohne das Andere besteht", sagte Reinhold in leisem, zärtlichen Ton.

Der Fürst, welcher nicht länger an sich zu halten vermochte, unterbrach ihn. Er konnte nicht deutlich verstehen, was der junge Advocat sagte, aber er durfte keinen Moment dulden, daß ein Anderer in leisem Tone zu Adelheid sprach.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Martens", sagte er. „Gnädiges Fräulein, erinnert Sie unsere talentvolle Debütantin nicht an die Patti?"

„Ich habe die Patti nicht gehört", erwiederte sie.

„Ah, ich vergaß das! Sie waren in Ellernau, als sie die musikalische Welt mit ihrer hinreißenden Stimme und ihrem vorzüglichen Spiel toll machte."

„Ach, wenn der Fürst nur gehen wollte!" dachte Adelheid. Der Zauber der Stunde umfing sie, der Glanz der Lichter, der Blumenduft, und vor Allem die Musik, so ergreifend, so zum Herzen dringend! Ach, wenn doch der Fürst gehen und es ihr überlassen wollte, sich auf ihre eigene Art zu amüsiren — wenn er sie Reinhold allein überlassen wollte! Doch der Fürst war klüger; er behauptete seinen Platz, bis andere Freunde in die Loge kamen und die Unterhaltung allgemein wurde.

Am folgenden Abend sagte einer von Reinhold's Collegen — ein strebsamer, tüchtiger, junger Advocat zu diesem:

„Ich sah Sie gestern Abend im Theater; Sie waren mit dem schönen Fräulein von Helbing da. Haben Sie sich bestricken lassen, Martens?"

„Ich hege für Fräulein von Helbing die größte Bewunderung", erwiederte er stolz.

„Folgen Sie meinem Rathe und lassen Sie es nicht mehr werden als Bewunderung. Ich fürchtete, es wäre schon weiter gegangen, als bis zur Bewunderung; für die glänzenden Aussichten, die Sie vor sich haben, könnte es nichts Schlimmeres geben, lieber Freund, als eine unglückliche Liebe."

„Es ist kein Gedanke an Liebe", erklärte Reinhold stolz. „Und selbst wenn dem so wäre, sehe ich noch nicht ein, warum sie unglücklich sein müßte."

„Aber ich", antwortete sein Freund. „Fräulein von Helbing ist die Nichte und Erbin eines Millionärs. Sie haben nichts, als was Sie sich durch ihren Fleiß erwerben. Ihr Rang, Ihre Lebensstellungen sind himmelweit verschieden. Die Welt würde sonderbar reden, wenn Sie als Bewerber dieser Dame aus der großen Welt auftreten wollten."

„Mein Wort darauf, daran habe ich noch nie gedacht", erwiederte Reinhold heftig. „Nein, es würde niemals Jemand wagen, mich einer gemeinen Geldheirathsspeculation für fähig zu halten."

„Ich weiß nur, daß die Welt in ihrem Urtheil grausam ist", lautete die gelassene Entgegnung, während der junge Advocat davonging und Reinhold seinen Gedanken überließ.

XXI. Kapitel.

Reinhold Martens saß allein auf seinem Zimmer. Noch nie in seinem Leben hatte er so lang und ernstlich nachgedacht. Die wenigen hingeworfenen Worte seines Collegen hatten ihn bis in das Innerste seines Herzens getroffen. Zum ersten Male gestand er sich den Unterschied zwischen der gesellschaftlichen Stellung Adelheid's und der seinen ein und sah klar, was die Welt von ihm denken, wie sie ihn beurtheilen und verleumden würde. Sie war die Erbin eines Millionärs, er ein Advocat, der erst gegen die ersten Schwierigkeiten seiner Carrière ankämpfte. Ihre Schönheit und Anmuth hatte ihn so vollständig gefesselt, sie hatte ihn so bezaubert, daß er alles Andere darüber vergessen hatte.

„Ich war ein Thor", dachte er, „aber die Thorheit war so köstlich, daß ich lieber thöricht bleibe. Wie konnte ich anders, als sie lieben? Ist sie doch das lieblichste Wesen, das ich je gesehen habe! Wie konnte ich anders? Und dann auch bin ich überzeugt, daß, wenn ihre dunklen Augen die Wahrheit reden, sie sich ein wenig für mich interessirt. Sie ist so stolz, so rein, so ernst, sie würde mir gewiß nicht gestattet haben, ihre Hand zu berühren, wenn sie sich nichts aus mir machte."

Er war namenlos unglücklich. Von der ersten Minute an, wo er sie erblickt, hatte sie sich seines ganzen Lebens bemächtigt; er hatte an nichts mehr gedacht, nichts weiter gesehen, von nichts Anderem geträumt, als von der schönen Adelheid. Er hatte sich nicht absichtlich in sie verliebt, doch in dem ersten Moment, wo seine Augen sie geschaut, war sein Leben plötzlich vollständig geworden In der Wonne seines Herzens, in dem Taumel des süßen Zaubers, der ihn umfangen hatte, war alles Denken aufgegangen. Ihre Schönheit, ihre hinreißende Anmuth und Liebenswürdigkeit, ihre leb-

hafte und doch sanfte, weibliche Art, ihr ernster, einfacher, vollkommener Wahrheitssinn, ihre Liebe zur Romantik und Poesie hatten ihn hingerissen Als er so dasaß und über sie nachdachte, sagte er sich, sie sei in allen Dingen und nach jeder Richtung hin vollkommen.

Für ihn aber war sie nicht geschaffen. Er durfte nicht vor sie hintreten und sagen: „Ich liebe Dich mit der ganzen Macht meiner Seele, ich lege Dir mein Herz und mein Leben zu Füßen, ich flehe Dich an, mein Weib zu werden; aber wir müssen warten, bis ich mir eine Stellung geschaffen habe, oder ich muß mich entschließen, Dein Vermögen mit Dir zu theilen.“ Nein, das hätte er niemals vermocht. „Sie nannte mich einen Helden“, sprach er, „und ein Held will ich sein. Ich kann nicht von dem Vermögen meiner Frau leben.“

Es gab nur einen Ausweg für ihn; doch beschloß er, seine Mutter zu sprechen, bevor er diesen betrat.

Die Nacht wollte kein Ende nehmen. Er konnte nicht schlafen. Das schöne Antlitz schwebte ihm unaufhörlich vor. Er sah Adelheid wie damals, als sie mit ihm in dem Schatten der Ceder gesessen, dann so wie in dem Palmenhaus, wie er fast den Verstand verloren hatte über ihre entzückenden, kleinen, weißen Hände, dann sah er sie in ihrem königlichen Liebreiz als Maria Stuart; und dann warf er den Kopf auf dem Kissen hin und her, und sehnte sich von ganzem Herzen nach ein paar Minuten der Ruhe und des Vergessens, — als ob ein Mann, der zum ersten Mal im Leben liebt, ruhig schlafen oder vergessen könnte!

Als es endlich Zeit war, stand er auf und ging sofort zu seiner Mutter. Frau Martens befand sich noch in ihrem netten Frühstückszimmer und trank den aromatisch duftenden Thee aus der zierlichsten Tasse von der Welt. Erstaunt schaute sie auf, als ihr Sohn hereintrat.

„Reinhold“, rief sie, „was führt Dich so früh am Morgen schon zu mir? Was ist geschehen?“

„Ich möchte mit Dir reden, Mutter“, erwiederte er; und seine Mutter blickte ihm ernstlich besorgt in das Gesicht. Es war, als ob alle Musik, Hoffnung und Jugend aus seiner Stimme gewichen wäre.

Er ließ sich auf einer Chaiselongue nieder. Sie erhob sich eilig und trat zu ihm.

„Wie elend siehst Du aus, mein lieber Junge! Was ist Dir? Hast Du die ganze Nacht hindurch gewacht und gearbeitet?“

„Nein, Mutter; ich habe während der ganzen Nacht nachgedacht — und das ist schlimmer.“

„Viel schlimmer“, und sie legte ihm ihre kalte, weiche Hand auf die Stirn. Dein Kopf brennt, Reinhold, Du bist krank!“

„Mein Körper ist vollkommen gesund, aber mein Gemüth ist krank, Mutter. Ich bin hierher gekommen, um Deinen Rath zu hören. Sage mir offen, was Du denkst, fürchte nicht, mich zu verletzen. Ich kann Schmerz ertragen.“

„Mein armer Reinhold“, sprach sie weich, „die Schmerzen des Lebens haben doch für Dich noch nicht begonnen?“

„Mutter, ich liebe! Die Worte sind einfach und schwach. Ich glaube, ein Jeder benutzt sie. Sie können kaum die Freude ausdrücken, die zugleich Qual, die Wonne, die zugleich der herbste Schmerz ist.“

„Ich weiß das, mein Sohn. Du bist auf dem Wendepunct des Lebens angelangt, welcher ein Dasein erhöht oder vernichtet, und Du fürchtest ihn."

„Ja, ich fürchte ihn, denn das Wesen, welches ich liebe, steht hoch über mir. Mir ist, als ob ich ebenso gut die Hände verlangend nach einem Stern am Himmel ausstrecken könnte, wie nach ihr."

„Warum?" fragte Frau Martens gedankenvoll.

„Erstens ist sie schön, ich glaube nicht, o nein, ich bin überzeugt, daß die Welt kein süßeres, reizenderes Weib trägt — Fürsten und Prinzen werben um sie, und werben umsonst; dann ist sie reich, ist Erbin einer großen Besitzung und des Vermögens eines Millionärs. Ich habe nichts weiter, als was ich mir verdiene."

„Alles, was ich habe, gehört einmal Dir, Reinhold."

„Er umschlang sie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich müßte kein Mann sein, Mutter, wollte ich auf Dein Vermögen speculiren. Hoffentlich werde ich nie einen Pfennig davon anrühren. Und wenn ich es jetzt Alles hätte, so würde es mir doch nichts helfen; im Vergleich mit ihr wäre ich doch noch arm."

„Reinhold", sprach seine Mutter in leisem, zutraulichem Tone, „willst Du mir sagen, wer es ist? Dein Geheimniß soll sicher bei mir ruhen."

„Das weiß ich", entgegnete er; „aber ich fürchte, Du wirst mich für grenzenlos thöricht halten. Doch, bei meiner Ehre, ich konnte nicht anders."

„Ich fürchte, ich weiß es bereits. Es ist Adelheid von Helbing."

Sein Gesicht flammte in heißer Röthe auf. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Ja, es ist Adelheid von Helbing. Wie kamst Du gerade auf sie, Mutter?"

„Ich fürchtete es von dem Moment an, wo Du sie zum ersten Male sahest, aber ich wollte Dich nicht warnen; es kommt so häufig vor, daß eine in dieser Weise gegebene Warnung gerade das Unglück herbeiführt, welches man abzuwenden sucht. Es thut mir sehr leid um Dich, mein Sohn."

„Da hältst Du also meine Liebe für hoffnungslos?"

„Vollständig hoffnungslos, wenn nicht —"

„Wenn nicht, was, Mutter?"

„Wenn Adelheid nicht ganz anders ist als andere Mädchen, und sie Dich um Deiner selbst willen liebt, wenn sie nicht gesonnen ist, ihren Rang und ihren Luxus mit einer Stellung zu vertauschen, wie Du sie ihr bieten kannst."

Einige Minuten lang saß er tief in Gedanken verloren da; dann sah er mit einem ernsten Lächeln, welches sie tief schmerzte, in ihr Antlitz.

„Du kennst die Welt und ihre Weise — sage mir, würde es recht, edel und ehrenhaft von mir sein, wenn ich sie bäte, auf mich zu warten, bis ich mir eine Stellung geschaffen habe? Sollte ich sie mir zu gewinnen suchen, trotz dem Unterschied unserer Verhältnisse? Wir wissen, daß sich Fürsten und Prinzen um sie bewerben, daß sie Fürstin oder Prinzessin werden könnte."

„Wenn sie Dich aber liebt, Reinhold?"

„Sollte ich aus ihrer Liebe Vortheil ziehen? Sie ist jung und könnte ein vorübergehendes Gefühl für Liebe halten und mir später Vorwürfe machen und sagen, ich hätte nicht schön gehandelt. Du weißt, Mutter, seit sie mich einen Helden genannt hat, fühle ich, daß ich mein Leben nicht edel genug führen kann."

„Es liegt etwas Wahres darin“, stimmte Frau Martens bei. „Ich sollte auch meinen, es wäre von einem unbemittelten Mann nicht ganz ehrenhaft, eine große Erbin zu heirathen; doch ist es schon öfter dagewesen.“

„Die Welt würde mich sofort brandmarken. Sie würde sagen, ich hätte sie ihres Geldes wegen geheirathet; sie würde mit ihren rauhen, harten Reden meiner innigen Liebe den ganzen Schmelz rauben. Und mit der Zeit — der Gedanke schreckt mich am meisten zurück — könnte auch sie so denken.“

„Das ist Alles wahr, Reinhold. Wenn sie sich für Dich interessirt, so ist das ein Grund mehr, Dich dagegen zu wappnen. Ihre Angehörigen würden ihre Einwilligung dazu niemals geben, daran ist keinen Moment zu zweifeln. Es würden Zerwürfnisse, vielleicht sogar Enterbung die Folge sein, wenn sie unter ihrem Stande heirathete.“

„Nein“, rief Reinhold, „in diese Situation will ich sie nicht bringen, sie ist zu einer hohen Stellung geboren. Als eines armen Mannes Frau würde sie nicht an ihrem Platze sein. Ich muß reisen, Mutter, es hilft Alles nichts. Die Liebe zu ihr macht mich so wahnsinnig, bringt mich so außer mir, daß ich mich nicht von ihr fern halten könnte, wenn ich hier bliebe, ich würde da hin gehen, wo ich wüßte, daß ich sie sehe und wann ich sie sähe, würde ich nicht anders können, als mit ihr zu reden. Du weißt nicht, wie schwer es mir geworden ist, ihr nicht zu sagen, wie rasend ich sie liebe. Ich muß hingehen, wo ich ihr Gesicht nicht sehen, ihre Stimme nicht hören kann. Gewiß Mutter, ich besitze eben so viel Kraft wie andere Männer, aber ich bin schwach wo es sich um sie handelt.“

„Armer Junge!“ sagte Frau Martens. „Adelheid von Helbing ist ein reizendes, liebenswürdiges Mädchen, aber ich wünschte lieber, wir hätten sie niemals gesehen, dann hätte sie Dich nicht unglücklich machen können, mein Sohn.“

„Lieber will ich durch sie unglücklich als von einer Anderen geliebt und beglückt zu sein“, rief er. „Ich werde reisen, Mutter, es ist unstreitig das Ehrenhafteste. Ich werde meine angegriffene Gesundheit vorschützen und mich in meiner Praxis vertreten lassen.“

„Ja, Reinhold, geh; entferne Dich für ein paar Monate, und ist sie bei Deiner Rückkehr noch unvermält, ist sie erfreut Dich wieder zu sehen und Dir geneigt wie jetzt, dann magst Du versichert sein, daß sie sich für Dich interessirt. In dem Falle bewirb Dich ruhig, ohne Scheu um sie. Vielleicht macht sie Deine Liebe glücklicher als ihres Onkels Geld es vermag. Fragt sie nichts nach Dir, dann wird sie wohl den Fürsten heirathen, der ihr so beharrlich den Hof macht.“

Reinhold seufzte schwer.

„Ich will Deinem Rathe folgen, ich will sofort auf Reisen gehen. Ich werde nach Athen gehen, das ist gewiß weit genug. Griechenland ist seit dem Gymnasium immer das Land meiner Sehnsucht und Phantasie gewesen, noch mehr als Italien. Es ist das Beste, wenn ich augenblicklich von hier fortgehe. Ich darf sie nicht wiedersehen, ich könnte sonst für nichts stehen. Ich müßte ihr sagen, wie leidenschaftlich ich sie liebe, und das darf nicht sein!“

„Nein, mein Sohn, das darfst Du nicht; das mußt Du Dir geloben, und zwar sogleich. Ist es von einem Mann wie Du bist zu viel verlangt?“

Niemand als er allein wußte, wie viel es war und was es ihn kostete.

Die Saldaten kammen!

Nach einer Originalzeichnung von E. Ortlieb.

XXII. Kapitel.

Adelheid war leichten Herzens aufgestanden. Sie hoffte sicher, Reinhold im Laufe des Tages zu sehen. Gestern Abend in der Oper hatte er sich nicht viel mit ihr unterhalten können, doch hatte er ihr trotzdem viel verrathen. Sie hatte in seinen Zügen gelesen, daß er viel auf dem Herzen trug; er würde sicher, hoffte sie, unter irgend einem Vorwand seinen Besuch machen, und wenn nicht, so würde sie ihn am Abend sehen.

An diesem Abend gab nämlich die Geheimräthin von Belau einen Ball und hatte dazu auch Reinhold Martens eingeladen, es war allgemein bekannt, daß sie ihn sehr bewunderte. Adelheid hoffte daher, sie würde Reinhold auf dem Balle treffen; bis zum Abend war aber eine lange Zeit — da kam erst noch Frühstück und Mittag. Außerdem mußte sie noch Besucher unterhalten und ihrem Onkel vorlesen. Sie hatte Reinhold so viel zu sagen — die Stunden schlichen so langsam dahin.

„Geduld“, sprach sie zu sich, „selbst der längste Tag nimmt einmal ein Ende.“ Sie stand an einem Bauer, in dem mehrere amerikanische Vögel vergnügt umherhüpften; ihr Onkel liebte dieselben und weil er sie liebte, versorgte sie die buntgefiederten Thiere alle Tage eigenhändig. Sie betrachtete eben das bunte, glänzende Gefieder, als man ihr einen Brief brachte. Sorglos legte sie ihn auf den Tisch, in der Absicht ihn erst zu öffnen, nachdem sie die Vögel gefüttert hatte; jedenfalls war es wieder ein Circular von einem Parfümeriehändler oder einer Modistin. Adelheid hatte nur eine sehr kleine Correspondenz. Sie nahm den Brief auf, nachdem sie die Bedürfnisse der Vögel befriedigt hatte, und erbrach das Siegel. Die Handschrift war ihr völlig fremd. Als sie sah, daß es ein dicht geschriebener Brief war, blickte sie nach der Unterschrift: „Reinhold Martens.“

Ihre Wangen erglühten, als sie den Namen las. Eiligst schob sie den Brief in die Tasche. Sie konnte ihn nicht in ihrer Mutter, noch sonst Jemandes Gegenwart lesen, sie mußte allein sein. Mit vor Freude hochklopfendem Herzen und heiß brennenden Wangen eilte sie nach ihrem Zimmer. Was konnte er ihr nur zu sagen haben? Warum hatte er geschrieben? Ihre Hände zitterten, als sie den Briefbogen hielten. Sie glaubte ihr Name hätte noch niemals geschrieben so hübsch ausgesehen wie hier. Der Brief lautete:

„Verehrtes Fräulein! Sie sind stets so außerordentlich gütig gegen mich gewesen, daß ich nicht nöthig habe, Sie um Verzeihung für diese Zeilen zu bitten. Ich kann Deutschland nicht verlassen, ohne Ihnen für all' die schönen Stunden zu danken, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebt habe, für all' Ihre Güte, für all' Ihre Geduld mit mir. Ich fürchte, daß meine Gedichte und wunderlichen Ideen Sie zuweilen gelangweilt haben. Ich reise morgen nach Athen ab, und bedaure, zuvor nicht das Vergnügen zu haben, Sie noch einmal zu sehen. Aber ich hoffe, Ihre Gedanken werden mich zuweilen auf der Reise begleiten, die meinen bleiben bei Ihnen zurück.

Wehe der armen Motte, die sich der Flamme zu nahe wagt und sich dabei die Flügel versengt!

Ich hoffe, Sie bei meiner Rückkehr nach Deutschland eben so wohl und glücklich zu finden wie ich Sie verlassen habe. Bitte, schenken Sie zuweilen einen Gedanken Ihrem treuen Freunde Reinhold Martens.“

Adelheid wurde todtenbleich bei dem Durchlesen dieser Zeilen; ihre Hände bebten, ein dunkler Schleier legte sich vor ihre Augen. Regungslos, wie

Jemand, der plötzlich eine tödtliche Wunde erhalten hat, saß sie da. Die Minuten wurden zu Stunden, und noch immer saß sie erstarrt, betäubt von dem plötzlichen Schlage da.

Dann raffte sie sich auf. Warum sollte sie es so schmerzlich empfinden? Warum sollte es ihr die Welt so entsetzlich, warum plötzlich so dunkel machen? Reinhold war fort; es würde eine Lücke in einem angenehmen Kreise sein; sie würde einen sehr liebenswürdigen Gesellschafter vermissen, das war Alles. Was bedeutete der entsetzliche Schmerz, der ihr Herz und Hirn wie mit glühendem Eisen verbrannte? Warum war sie so stumm und betäubt? Warum litt sie so grenzenlose Qual?

Die Wanduhr schlug die Mittagsstunde. Sie stand auf, alle Kraft schien aus ihren Gliedern gewichen zu sein. Sie bebte und es war ihr, als ob sich die Stube mit ihr im Kreise herumdrehte. Da trat das Mädchen mit einer Bestellung von Frau von Helbing herein und blickte halb erschrocken in das geisterbleiche Antlitz der jungen Herrin.

„Sie sehen krank aus, gnädiges Fräulein“, sagte sie. „Kann ich Ihnen irgend etwas holen?“

„Sehe ich krank aus?“ fragte Adelheid. „Woher sollte das kommen? Ich bin ganz wohl!“

Sie trat an den Spiegel, noch immer mit dem Gefühl der Betäubung, blickte hinein und erkannte sich kaum wieder. Das Gesicht, welches ihr daraus entgegensah, war geisterhaft bleich, die Lippen weiß und bebend.

„Ich sehe allerdings krank aus“, sprach sie langsam; aber ich bin ganz wohl, ich habe keine Schmerzen. Ich will mich nun ankleiden, Lisette“, und diese wagte nicht, eine weitere Bemerkung zu machen.

Es fehlte ihr nichts, Reinhold Martens war nur fort, und sie wußte nicht, ob sie ihn wiedersehen würde. Die Welt war finster geworden, das Leben verwandelt; die neu entsprungene Quelle der Glückseligkeit war versiegt, das Licht war aus der Welt gewichen. (Fortsetzung folgt.)

Die Seele als Schauspielerin.

Als Schauspielerin?

Jawohl, als Schauspielerin. Um Mimen aufzufinden, brauchen wir unsere Blicke nicht erst nach den Bretern, welche die Welt bedeuten, zu richten. Wir Alle haben eine Schauspielerin in uns; sie spielt ihre Rolle, wir müssen es dulden, bis der Vorhang unseres Daseins fällt.

„Habe ich meine Rolle gut gespielt?" fragte der sterbende Augustus seine Umgebung. In der That, wir Alle tragen die Schauspielerin in uns: der kleine Schelm, welcher nach einer gesunden Züchtigung ein Geschrei erhebt, als ob er am Spieße steckt, um Mitleid zu erwecken, der „bescheidene" Knabe, welcher fern von seinen Spielgefährten im Grase ruht und von Siegen und Ehren träumt; die alte Marquise bei Dickens, welche hinter rothen Bettvorhängen ihren Geist aufgiebt, damit der Schein ihr Leichengesicht roth färben soll; Alle, Alle sind Schauspieler. Wir müssen Alle den neckischen Kobold mit uns herumschleppen, müssen Ja und Amen zu allen seinen Streichen sagen, müssen essen, was er uns eingebrockt hat. Doch Wenige kennen ihn, den lustigen Policinell; Wenige ahnen, wer die Peitsche knallt und die Kutsche „Gedankenwelt" fährt. Rheinweinfässer voll Tinte müßten verspritzt werden, um die Streiche zu schildern, welche er an dem klugen Sohn der Erde begangen hat. Die folgenden Zeilen wollen nur ein Steckbrief sein. Sehe ein Jeder zu, inwiefern das Signalement an der eigenen Person stimmt.

Nur wenige Menschen giebt es, die sich alle Mühe geben, die Quellen ihrer Handlungen zu entdecken. Es ist eben nicht Jedermanns Sache, den Blick ins eigene Innere zu senken. Die vollbrachte That hat den meisten Menschen eben „Verstand genug". Den Schleier zu heben, der uns das Allerheiligste verbirgt, sich der Motive zu vergegenwärtigen, welche die Quelle unserer Handlungen bilden, hindern Gedankenlosigkeit und Trägheit gleich oft. Und doch muß es so sein, und doch müssen wir Klarheit uns verschaffen über die Actionen unserer Seele, selbst auf die Gefahr hin, so manche festgewurzelte Anschauung aus der Jugendzeit aufgeben zu müssen. Ist es denn ein so geringer Preis, mit ungetrübtem Blick in das Schauspielleben zu sehen, das um uns sich entfaltet, das in uns sein Wesen treibt? Hat denn umsonst ein deutscher Philosoph von der Heuchelei gesprochen, nicht blos von der gemeinen, äußerlichen, sondern der inneren, der Heuchelei der Selbstbethörung, dem Grundlaster der Gegenwart? Von der Wiege bis zum Sarge, wie ist ja so schnell das Leben durchzogen — und sollte da nicht der heilige Ernst, den uns die Betrachtung der Kürze unserer Existenz aufdrängt, uns gebieten, die Ranken, mit denen der Formalismus des Lebens uns umstrickt und einschnürt, zu zerreißen und den Blick in des Lebens innersten Kern zu senken? Nach Wahrheit zu forschen, und sollte die Erkenntniß derselben uns zu Stacheln werden, welche den eigenen Leib ritzen, ist ein Zug des Men-

schengeistes, der die unverwüstliche Gesundheit desselben documentirt. Durch Selbstbetrachtung werden wir Alle zu der Anerkennung des Satzes geführt, daß wir viele unserer Handlungen nur dann begehen, wenn wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß dieselben sich vor einer in Theilnahme, Mitleid, Bewunderung versetzten Corona abwickeln. In gar vielen Fällen offenbart die Seele diesen Schauspielertrieb auch dann, wenn die bewundernde Menge nicht vorhanden ist, sondern nur als vorhanden gedacht vorausgesetzt wird. — Hermann Lotze bemerkt in seinem „Mikrokosmus": „Man will, daß das eigene Wechselwirken von einer beseelten Umgebung gesehen und anerkannt werde und völlig unbekannt genießen, gilt fast so viel, als nicht sein. Dieses Bedürfniß geht durch unser ganzes Leben; auch die bescheidenste Liebe will doch ihr Glück zuletzt zeigen; der Freund will vor fremden Augen stolz sein können auf den Freund; nicht das Lob, das der Andere uns ertheilt, befriedigt uns so sehr, als das Bewußtsein, mit ihm beladen vor einem Dritten zu erscheinen; jedes künstliche Streben bedarf der Anerkennung und die entsagendste, wissenschaftlichste Thätigkeit, die zurückgezogen von der Mitwelt sich in sich selbst versenkt, rechnet im Stillen auf die unsichtbare Nachwelt und ihr Verständniß; nicht umsonst ist zu allen Zeiten der beliebteste Gesprächsstoff der Nebenmensch; denn in der That Alles, was sonst im Himmel und auf der Erde ist, kommt an unmittelbarem Interesse den Handlungen des Menschen nicht gleich, in deren Betrachtung, Untersuchung, Tadel und Billigung wir unserer eigenen Vorzüge, Mängel, Bestrebungen und Ziele am meisten bewußt werden können." — In der That treten wir in vielen unserer Handlungen nur deshalb hervor, um uns von den Beifallsbezeugungen der Menge geehrt zu sehen, resp. um uns derselben als eine das gewöhnliche Niveau der Leistungen überragende Persönlichkeit aufzudrängen. Wer könnte dieses Factum in Abrede nehmen? Dieses Streben nach Selbstverherrlichung unseres Ich ist ein Zug, welcher unserer Seele tief eingegraben ist. Es sind gar mannigfaltige Motive, welche unseren Gedankenapparat in Bewegung setzen; immerhin ist eine nicht zu unterschätzende Triebfeder unserer Handlungen diese Richtung auf Auszeichnung vor andern. Sie zeigt sich gar verschieden in der Art und Weise ihres Auftretens nach Alter, nach Geschlecht, nach Befinden, nach Gemüthsanlagen, nach Nation; doch überall in der Natur bricht dieser seelische Zug mit einer gewissen Naturnothwendigkeit hervor. Wir müssen sie zu den Eigenschaften zählen, welche uns Mutter Natur als Aussteuer mit auf den Weg gegeben hat. Vielleicht ist dieses Streben eine bewußte Action unserer Seele. Es liegt nicht in unserer Absicht, über die Fälle zu sprechen, in denen ein bewußtes Haschen nach Auszeichnung und Erscheinung kommt. Ebenso oft tritt dieser dunkle Drang, dieses Wollen nicht über die Schwelle des Bewußtseins. Von unsichtbaren Zügeln gelenkt, tauchen in diesem Falle die Gedanken in uns auf, erst spät, spät merken wir die Leitung, werden wir gewahr, in wie schmählicher Weise uns die Natur überlistet, in wie nutzloser Weise unsere Phantasie durch eitle Gaukelei und Selbstverherrlichungsversuche erhitzt ist. Es giebt Zeiten in unserer Entwickelung, in welchen wir die Zumuthung einer solchen Leitung in Abrede stellen. So hoch geht der Flug unserer Jugendideale, so hoch glaubt er über dem Getriebe alles Irdischen zu stehen, daß ihn der Nachweis einer solchen Basis seiner Gedankenwelt wie ein Todesurtheil erschrecken würde. Mit einer Raffinirtheit sondergleichen versteht es ja die Seele, die wahren Motive unserer Handlungen zu feilschen, und während sie sich in

dem Traume gefällt, daß nur die reinsten und heiligsten Motive ihren Gedanken diese oder jene Richtung gegeben haben, vermag der strenge Blick des nüchternen Beobachters gar wohl den Boden zu prüfen, auf dem dieselben so himmelan emporsproßten. In völlig naiver Weise zeigt sich dieser theatralische Zug bei der Seele der Kinder. Er offenbart sich hier in tausenderlei Gestalt. Ich erinnere an die Geneigtheit derselben zur Vermummung, ein Zug, welcher an Kindern beiderlei Geschlechts eigen ist. Jede verständige Mutter wird gar wohl wissen, wie oft es ihr Liebling versucht, sich durch Verstellung einen kleinen Vortheil zu verschaffen. „Beste Mama", schmeichelt der kleine Schelm, auf seinem hölzernen Pferde reitend, seiner Fürsprecherin, „mein Schimmel ist hungrig und muß etwas zu essen haben."

„Soll der fremde Onkel nicht auch ein Stückchen vom Tannenbaume haben?" So fragt mich im Hause meines Freundes Söhnchen, der durch eine empfindliche Lücke im Magen plötzlich daran erinnert wird, die Gebote der Gastfreundschaft in Ehren zu halten.

Exempli gratia führe ich aus meiner Schulpraxis noch folgenden Fall an. Ein Sextaner hatte, ich weiß nicht weshalb, seinen Platz aufgeben müssen. Ein Thränenstrom und laute Klagen zeigten sofort an, wie schmerzlich die kleine Seele von dem herben Verluste betroffen war. Ich versuchte den Knaben, dessen Fleiß mir bekannt war, zu trösten und machte ihm das Weinen schimpflich. Mir wurde die Antwort: „Ich habe nur geweint, weil ich an meinen Vater dachte, der in voriger Woche gestorben ist."

Diese Thatsache war mir allerdings bekannt, doch ebenso fest war ich überzugt, daß diese Aussage nur das Vorschieben eines edleren Motives zum Weinen bezweckte.

Es war dies eine von den Lügen, die der Jugend auf die Lippen treten, ohne daß man mit genügender Sicherheit erkennen kann, ob dem sich selbst bewußten Intellecte die Verantwortlichkeit für dieselben zuzuschreiben sei, oder ob sie in jenem Zustande erzeugt werden, in dem man sich keines directen Willenactes bewußt ist. Je länger die Seele in einem solchen Zustande sich befindet, desto mehr wuchern Arroganz, Eitelkeit und Insichselbstverliebtsein auf. Gerade uns Pädagogen ist es gestattet, an der Kinderseele in dem verschiedensten Alter diesen Verstellungszug unserer Seele zu beobachten, den Vererbung und Erziehung oft in erschreckender Weise zur Blüthe gelangen lassen. Gerade uns erlauben die Verhältnisse an tausend Fällen zu beobachten, wie die Blicke des Lehrers oder der Mitschüler in bestimmender Weise auf die Geberden und Handlungen des Kindes einwirken und denselben Art und specifische Erscheinungsform vorschreiben. Ein tieferer Blick in die Geschichte der Streiche unserer Jugend läßt uns gar oft die Schauspielerkunst derselben erkennen. Als leitendes Motiv zeigt sich bei gar vielen Fällen das Bestreben, den Commilitonen durch eine Handlung, vermittels welcher man über die Barrière der Sitte oder des Gesetzes hinwegsetzt, zu imponiren. Dickens, der tiefe Seelenkenner, bietet uns im David Copperfield eine für unsere Zwecke bezeichnende Stelle: „Ich stellte mich auf den Stuhl, als ich allein war und blickte in den Spiegel, um zu sehen, wie roth meine Augen und wie bekümmert meine Züge waren. Ich fragte mich nach einigen Stunden, ob meine Thränen wirklich versiegt wären, wie es der Fall zu sein schien, was mich außer meinem Verluste mit am meisten betrübte, wenn ich an das Nachhausegehen dachte, denn ich sollte dem Leichenbegängniß beiwohnen. Ich fühlte, daß mich vor den übrigen Kna-

ben etwas auszeichnete und daß ich in meiner Betrübniß eine wichtige Person war.

Wenn jemals ein Kind einen aufrichtigen Schmerz fühlte, so war ich es. Aber ich erinnere mich, daß mir diese Wichtigkeit eine Art Befriedigung gewährte, als ich Nachmittags während der Schulstunden auf dem Spielplatze spazieren ging. Als ich sah, wie die Knaben aus den Fenstern nach mir herunterblickten, fühlte ich mich ausgezeichnet und nahm ein bekümmertes Aussehen an und ging langsamer. Als die Schule vorüber war und sie herauskamen und mich anredeten, rechnete ich es mir fast hoch an, daß ich gegen keinen stolz war und alle ebenso sehr beachtete wie früher."

In ganz besonderer Weise zeigt sich ein theatralischer Zug bei dem weiblichen Geschlechte. „Im Weibe", bemerkt der feine Kenner der Frauen, Bogumil Goltz, in seiner „Naturgeschichte der Frauen", „sind Natur und Verstellung so verwachsen, daß man in gewissen Fällen zu dem Glauben versucht werden könnte, Lüge und Intrigue gehören zum Wesen der weiblichen Natur. Das Weib inclinirt durch seine Schwäche, seine untergeordnete Stellung und passive Natur zur Verstellung und List; ihm fehlt der Enthusiasmus für die Wahrheit, welcher den gebildeten Mann charakterisirt. Ihre Phantasie liebt die Winkelzüge, sucht das Verschleierte, das Farbenschillernde, das Gestaltenreiche und Verfängliche, ähnlich der Phantasie des Orientalen. — Verstellung und Koketterie bilden bei den Frauenzimmern die zweite Natur. Sie wissen nur oder gar nicht darum und leiden so wenig Gewissensbisse oder Unbequemlichkeiten in ihrer Unwahrheit, als ein Schauspieler in seiner Rolle. Es kann ein Frauenzimmer aus Gram, Alteration oder Liebe sterben, und gleichwohl war Alles in erster Position eine Schauspielerei, wie es denn vorgekommen ist, daß sich Mimen, hingerissen von ihrer Einbildungskraft und indem sie sich mit den dargestellten Helden identificirten, im Ernst erstachen, während es doch blos pro forma in ihrer Rolle stand."

Bogumil Goltz fügt dann noch einige Citate hinzu.

Die Rahel schreibt: „Was sind die Weiber elend! So wahr mir Gott in meiner letzten Nacht beistehen soll, ich hasse sie nicht.

Nur eitel, gräßlich, so schlecht finde ich sie in ihren ewigen, gediegenen, schleimigen Lügen, in dem sich auf nichts beziehenden Putz des Leibes bis zu den inneren Fasern."

Stoll in seiner ratio medendi sagt: „Mulieri et ne mortuae quidem credendum est", d. h. für die Frauen übersetzt: „Nicht einmal einer todten Frau darf Glauben geschenkt werden."

Gar viel öfter, als man annimmt, zeigt sich diese Richtung zur Schauspielerei auch bei dem erwachsenen männlichen Geschlecht. Ich habe schon oben von den Hekatomben gesprochen, welcher dieser dunklen Gottheit im Innern zur Zeit der Bildung unserer Jugendideale geopfert werden. Es ist interessant, zu sehen, wie oft auch das starke Geschlecht seinen Intellect diesem Proteus unseres Innern zur Verfügung stellen muß, damit dieser auf so edler Claviatur seine Schwänke zum Besten geben will. Am Kneiptische sitzend, schildert in fröhlicher Runde ein Beamter seine Studentenstreiche. Sein Auge glüht, seine Seele schwelgt in Erinnerung, seine Worte werden allmälig viel kühner, als damals seine Thaten waren. Wie groß war damals sein Bravour gewesen, sein Humor wie unverwüstlich in jeder Lage! Ja, wenn die Lüfte reden könnten, die damals ihn noch umweht hatten: welch' andere Thaten würden dann der Welt kund gethan werden. Im ein-

samen Gemach wirft die Lampe ihr Licht auf das Tagebuch des studiosus philosophiae. Die am Tage eingeheimsten Ideen sind jetzt alle verzeichnet und haben ihre „richtige" Beleuchtung erhalten. Dieses Tagebuch soll in späteren Jahren veröffentlicht werden, es soll Zeugniß ablegen von der Reinheit des Gemüthes, von dem Adel der Gesinnung des Verfassers, der sich jetzt fest entschlossen hat, auch der Nachwelt anzugehören, denn er fühlt sich werth, bewundert zu werden.

Der letzte Buchstabe ist geschrieben, der letzte Punct hinzugefügt, noch ein Namenszug und der Verfasser hat das Tagebuch zugeklappt und verschließt es — ein Zug von Stolz umschwebt die Lippen. Der gewiegte Kenner „sowohl der Griechen als auch der Römer" tritt in die Classe; sein Haupt, erleuchtet von den herrlichsten Gedanken sowohl der Griechen als auch der Römer, ist stolz emporgerichtet; jetzt hebt er seine Hand mit jener Grazie, welche eine dreißigjährige Praxis zu solcher Vollkommenheit entwickelte, und gebietet der von ihren Sitzen aufgestandenen Classe, sich zu setzen; jeder Zoll Fleisch an dem alten Haruspex ist Würde.

Höchst interessant ist es, auch an der Verbrecherseele denselben Schauspielerzug zu erkennen. Der Mordbube, welcher die Hand gegen die geheiligte Person unseres Kaisers auszustrecken wagte, schreibt in seinen Briefen, Tell habe früher sein Vaterland befreit; auch jetzt müsse ein neuer Tell auferstehen (natürlich in Hödel), welcher die Tyrannei vertreibe. „Ist der Saal (das Verhörzimmer) auch groß genug, um einige Hundert Personen zu fassen, welche mich sehen können?" fragt derselbe, als er vor die Schranken des Gerichtshof geführt werden soll.

Wenn wir den Schauspielertrieb bei beiden Geschlechtern mit einander vergleichen, so hält es zu schwer, darüber ein Urtheil abzugeben, welchem von Beiden eine größere oder geringere Dosis von Talent für diese edle Kunst beizumessen sei.

Ein Jeder, der es unternimmt, über diesen Punct ein Urtheil abzugeben, geht ja nur von einem verhältnißmäßig eng begrenzten Kreise aus: seine Beobachtungen zu einem Urtheil zusammenzufassen, welches Anspruch auf allgemeine Gültigkeit hätte, wer hätte dazu den Muth? Schon eher discutirbar ist die Frage nach dem Eindruck, welchen die Wahrnehmung des (in bewußter oder in unbewußter Weise) Täuschenwollens auf uns macht.

Es läßt sich hier als Gesetz hinstellen, daß der Eindruck ein um so ungünstigerer ist, je größer das Quantum von Intellect ist, welches eine allgemein verbreitete Anschauung dem betreffenden Individuum zuertheilt, d. h. dem männlichen Geschlecht verzeiht man ein solches Sichhingeben in den Dienst des Unbewußten viel weniger, als dem zarteren Geschlecht. Letzterem wird die Ausübung der Kunst des Dionysos zugute gehalten. Die Natur der Frauen neigt ja schon zur Verstellung; wir sind es gewohnt, in der vorwiegend sinnlichen Anlage derselben einen Entschuldigungsgrund zu finden für ein Gebaren, welches den geraden Weg und die aufrichtige Rede meidet. Sie sind nun einmal geneigt, nur die Oberfläche der Dinge zu berühren, sie hassen die Tiefe, welche die Männer reizt. Das nimmt ein Jeder für ein fait accompli an und wundert sich nicht über den herzhaften Versuch der Evastochter, diese unsere Welt mit Coulissen zu versehen. Wir glauben eben, im Weibe ein Stück Menschennatur vor uns zu haben, das sich uns unverhüllt und in klarster Form sein Wesen darbietet. Ganz anders ist der Eindruck, den ein in diesem Triebe befangener Mann auf uns macht. Kann

eine schauspielernde Frau nur unser Lächeln hervorlocken, so erregt ein Mann, welcher sich als Mime zeigt, unsern Unwillen, unsere Verachtung. Von einem Manne verlangen wir ein Durchschauen dieser Verhältnisse; er darf sich nicht zum willenlosen Werkzeuge des Unbewußten hingeben; er hat die Dosis von Vernunft bekommen, welche ihn befähigt, sich aus den Krallen des Unbewußten zu retten, wenigstens zeitweise. Denn eine Mannesarbeit ist es in der That, gegen die tausend Lügen anzukämpfen, welche uns von unserer eigenen Natur aufgedrängt werden.

Es ist ein Kampf, dem sich Keiner entziehen kann, dem ein Jeder die Stirn zu bieten hat. Um ihn richtig führen zu können, bedarf es vor Allem der Erkenntniß, daß unsere Würde es uns verbietet, einem täppischen Zuge zu fröhnen, den die Natur an vielen Generationen schon zur Erscheinung kommen ließ, einem Zuge, der uns den widerlichsten Götzen aufdrängt, unser eigenes Ich, das sich in dem ihm von der Natur allerdings aufgedrängten Wahne gefällt, es drehe sich das ganze Weltall um die winzige, eigene Achse. Gegen die Raserei der Selbstbethörung anzukämpfen, ist eine große Arbeit; nur Wenigen gelingt es, ihr Leben so einzurichten, die widersträubende Gedankenwelt so zu ordnen, daß in jeglichem Thun und Treiben sich das Wollen einer Seele documentirt, die den eigenen, finstern Despoten sich vollständig unterthänig gemacht hat, die geworden ist, wozu eine philosophische Betrachtung des Lebens uns erzieht, ein Atom. Es ist der Kampf, ein Ringen gegen eine Hydra, wir schlagen einen Kopf ab, und zischend erheben sich schon wieder drei neue Häupter, die ihr Gift in gleicher Wuth wie die vorigen gegen uns schleudern. Wer bürgt uns dafür, daß uns nicht noch auf dem Sterbebette eine häßliche Lüge auf die Lippen, in die Gesichtszüge tritt, welche der letzte Gedanke, der unser Gehirn durchzuckt, als solche verabscheut. Täuschen wir uns nicht, wir sind Alle aus demselben Holze geschnitten, wie jene Franzosen, die zur Zeit der ersten französischen Revolution in den Conciergerien von Paris sich übten, in möglichst theatralischer Weise das Schaffot zu besteigen.

Es ist, wie es in „Macbeth“ heißt, in der That die menschliche Seele

> „ein armer Gaukler, der spreizt und knirscht
> Sein Stündchen auf der Bühn'
> Und dann nicht mehr vernommen wird.“

S.

Oskar.

Von Gustav Droz.

I.

Warum sie ihn geheirathet hat? Die Frage ist schwer zu beantworten. Einige behaupten, sie finde sein Wesen distinguirt, und sei gleich auf den ersten Blick durch die kräftige Gedrungenheit seiner Natur entzückt worden. Das ist wohl möglich. Eine gutsitzende Weste bleibt nie ohne Einfluß. Andere Personen, die ihr sehr nahe stehen, haben sie öfters sagen hören: „Wenn ich ihm so mit der Hand durch sein dichtes, rothes Gelock fahre, so habe ich das Gefühl, als ob ich einen Löwen liebkoste."

Wählt nach Belieben zwischen den beiden Lesarten. Thatsache ist, daß sie Mann und Frau sind; und wenn sie vorüber gehen, so raunt man sich zu: „Wahrlich, diese beiden Geschöpfe konnten nur durch ein räthselhaftes Band mit einander verknüpft werden."

Sie ist zart, schlank, lieblich; ihre Stimme ist sanft und ihr Charakter gleicht ihrer Stimme. Beim Flügelschlag einer Mücke röthet sich ihre Wange; vor den Götterstatuen schlägt sie die Blicke nieder, aber ohne Affectation. Unter den schamhaften Augenlidern ahnt man eine edle, reine, jedes Aufschwungs fähige Seele. Sie ist nicht nur ein reizendes Püppchen, frisch wie eine knospende Rose, sie ist auch eine Frau von echt weiblicher Gemüthstiefe und ein Herz wie Gold. Glaubt mir: sie hat keineswegs den Ersten Besten geheirathet. Zwei volle Jahre hindurch hat sie gar manchen Antrag zurückgewiesen, denn sie wollte mit Umsicht wählen. Schließlich sagte ihre liebe Mama, die sich ganz im Gegentheil zwischen zwei Contretänzen verheirathet hat: „Aber, mein Schatz, auf diese Weise kömmt nie was zu Stande."

Sie entschloß sich also zu wählen. Solltet Ihr die elfenbeinernen Tanzkärtchen zu Gesicht bekommen, auf die sie damals ihre Tänzer verzeichnete, so würdet Ihr an sehr vielen Stellen hastig hingeschriebene Notizen finden, nach Art der hier folgenden: „Dritter Contretanz: Er"; — „Zweite Polka: Er"; — „Vierter Schottischer: Er" — rc. rc. Dieses immer wiederkehrende „Er" ist kein Anderer als ihr jetziger Gatte: Oskar van Dalen.

Oskar ist sehr klein, sehr breitschulterig und beginnt corpulent zu werden. Den Kopf und die Absätze trägt er außerordentlich hoch; seine Nase ist aufgestülpt, schnüffelnd und ein wenig ordinär; seine Lippen dick, albern und sinnlich, obgleich er die Mundwinkel krampfhaft herabzieht, um vornehm und blasirt zu erscheinen. Man fühlt, daß er im Grunde nicht abgeneigt wäre, die Waschzettel zu prüfen und Nägel in die Wände zu schlagen, trotz seiner affectirten Geringschätzung für die Einzelheiten des Haushalts und trotz der Heldengröße, die er allenthalben zur Schau trägt.

Seine Stimme ist rauh, dumpf, dröhnend. Wenn er spricht, so wendet man sich instinctiv um und sucht einen Riesen. Er ist stolz auf die Kraft seines Organs und schneidet den Leuten gerne das Wort ab, wie ein schall-

hafter Jupiter, der mit dem Donner spielt, um seine hohe Stellung zu constatiren. Er trägt Beinkleider von grotesker Zeichnung und staunenerregende Bartkeulen. Sein linkes Auge schleudert unter dem großen, schiefgesetzten Hute, der es verschattet, mächtige Blitze hervor. Durch die Verbindung mit seiner allerliebsten, jungen Frau in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, hat er nicht das Geringste zu thun und ist nicht böse darüber. Er reitet zuweilen; er schläft lange; er flanirt ein wenig; er liest nie eine Zeile — ein Vorzug, dessen er sich besonders zu rühmen pflegt — und kommt zu den verschiedenen Mahlzeiten sehr pünctlich nach Hause. Niemand versteht mit solcher Verve zu klingeln. Kling! Kling! zweimal rasch hinter einander, stramm und befehlshaberisch. Wenn dieses „Kling! Kling!" erschallt, spitzt Alles die Ohren. Bedeutungsvoll raunte man sich zu: „Der Herr." „Endlich", murmelt die junge Frau, indem sie unwillkürlich einen Blick in den Spiegel wirft. „Wird mein Kopfputz ihm heute gefallen? Mein Gott, wenn er die Schleife häßlich fände!"

Der Diener fliegt nach der Corridorthüre und öffnet mit einer gewissen Erregtheit. Kaum ist die Klinke gehoben, so stößt Oskar den Thürflügel heftig auf, als ob er Jemand überraschen wollte. Seine Augen blicken rollend nach allen Seiten. Er zieht seinen Paletot aus und legt seine Reitgerte auf ein Möbelstück. Zwischendurch wirft er knappe, gebieterische, jeden Widerspruch im Keime erstickende Weisungen hin, die er sich unterwegs für diesen Moment eigens zusammengesucht haben muß. Dann räuspert er sich, daß die Teller im Eßzimmer klirren und tritt ohne Weiteres in das Gemach seiner Frau. Sie hat sich erhoben, sie strahlt; sie erwartet ihn seit lange; ihr Blick umschmeichelt ihn; sie muß an sich halten, ihm nicht um den Hals zu fallen; aber er liebt das nicht, weil er die Bemerkung gemacht hat, daß sie sich etwas bücken muß, wenn sie ihn auf die Stirne küßt. Er setzt sich also, abgespannt und verdrießlich, streckt die Beine von sich und vergräbt seine etwas behaarten Hände in den Taschen der Beinkleider. Die junge Frau findet diese Hände durchaus nicht häßlich; sie erblickt in dieser Behaartheit das Kriterium des Männlichen und ich theile diese Auffassung.

„Ah!" gähnt er nach einer Weile, „Du hast eine andere Frisur heute ...? Weshalb ...? Wer ist hier gewesen?" Und er zieht die rechte Hand aus der Tasche und rückt einen Leuchter zurecht, der sich ein wenig verschoben hat.

„Hier gewesen ...?" wiederholte sie, indem sie bis über die Ohren erröthet, denn sie kennt seine entsetzliche Eifersucht und fürchtet, er möge ihre Aufrichtigkeit in Zweifel ziehen. „Niemand ist hier gewesen, mein Freund; ich versichere Dich."

„So! Und warum wirst Du so roth?"

„O ... Werde ich roth? Du weißt ja, mein Lieber ..., Du ... Du machst mir so Angst mit Deinem durchdringenden Blick ..."

„Ein für allemal laß diese Kindereien! Ich bitte Dich ernstlich. (Er bückt sich, hebt eine Stecknadel auf und legt sie auf die Kaminplatte.) Die Ordnungsliebe scheint just nicht Deine starke Seite zu sein. In diesem Hause geht's drunter und drüber. Hol mich der Teufel!"

„Ich ... ich wußte nicht, daß Du so übler Laune sein würdest ... (Schmeichlerisch, eindringlich:) Hast Du irgend einen Verdruß gehabt? Fehlt Dir etwas? Du weißt, Oskar, ich bin manchmal ein bischen einfältig. Ich schwatze, schwatze ... und oft sage ich dann eine Thorheit, da hast Du ganz Recht; und dann, siehst Du, hab' ich den ganzen Tag am Kamin gesessen,

und da ist mir das Blut in den Kopf gestiegen und deshalb bin ich so roth ... Ich bin aber auch wirklich ganz abscheulich roth ...! Meine Frisur gefällt Dir nicht? Mir auch nicht. Vielleicht wäre es besser, ich steckte das Band da ein wenig hinauf. Siehst Du, so."

„Frisir' Dich, wie es Dir gut dünkt, aber um Himmelswillen laß mir diese Sorte von Chignons weg! So frisirt sich eine Närrin oder eine unanständige Person. Ich glaube, mein Kind" — (er steht auf und stützt den Ellenbogen nicht ohne Anstrengung auf das Kamin, das für seine Statur etwas hoch ist. Man hat die Vorahnung, daß er, falls kein Hinderniß eintritt, eine längere Standrede halten wird) — „ich glaube, mein Kind, daß ich meine Rolle als Ehemann mit dem gehörigen Ernst auffasse. Gut denn! Ich verlange von Dir, daß Du die Deine als Gattin ebenso ernst auffassest. Es genügt nicht, eine ehrbare Frau zu *sein* — und Du bist es ja, wie ich hoffe; man muß auch so aussehen und jenem wahnwitzigen Putz entsagen, dem sich leider nur zu Viele Deines Geschlechts mit einer Gier überlassen ... mit einer Gier, sage ich ... ich sollte sagen, mit einer Verrücktheit ...".(Er zuckt die Achseln und tritt vor ein schief hängendes Bild, das er gerade rückt.) „Abgeschmackt, abgeschmackt", murmelt er.

„Du hast vollständig Recht. Es giebt eine Reihe von Damen, die sich in der That ganz eigenthümlich benehmen und höchst befremdliche Toiletten machen. Ich bin durchaus Deiner Ansicht. Frau von Prévôt zum Beispiel ... Ah, Deine Bemerkung ist wahrhaftig ganz ungemein zutreffend. Es ist eine Verrücktheit, so hart es auch klingen mag. Stelle Dir vor, sie hatte einen Hut ... das war gar kein Hut mehr, sondern das reine Nichts. Keine Bänder, keine ... mit einem Wort Nichts. Sie fragte mich, ob ich ihn schön fände. Meiner Treu, ich hab' ihr rundweg geantwortet: „Beste Frau von Prévôt, es giebt gewisse Uebertreibungen der Mode, die wir Damen der guten Gesellschaft durchaus nicht nachahmen dürfen." Habe ich recht gethan, liebster Oskar?"

Oskar richtet sich plötzlich auf wie ein Vorposten, der hinter dem nahen Strauchwerk ein Bajonnet erblickt. „Frau von Prévôt hat Dich also besucht? Weshalb sagst Du mir, es sei Niemand hier gewesen? Der Himmel weiß, daß ich Dich weder einschränke noch belästige. Ich gestatte Dir jede Freiheit, die ein vernünftiger Mann seiner Frau zu gestatten vermag, aber das erkläre ich Dir ein- für allemal: ich hasse die Lüge. Frau von Prévôt zu empfangen, war eine Dummheit. Nachdem aber diese Dummheit einmal begangen war, begreife ich nicht, wie Du es wagen kannst, sie in Abrede zu stellen. Es scheint mir, als ob mein Benehmen nicht danach angethan wäre, Dir im Puncte der Heuchelei ein übles Beispiel zu geben. Ich bin offen und geradezu; ich darf das von mir sagen, weil es Jedermann weiß. Das Geringste aber, was ich wohl von meiner Umgebung beanspruchen darf, ist eine gewisse Rücksicht auf die Eigenheiten meines Charakters. Merk' Dir's also: keine Unredlichkeiten, keine Lügen, keinen dieser weiblichen Kniffe mehr! Das ist weder für Dich noch für mich ehrenvoll!"

„Aber ich ..."

„Was? Ah, sehr gut! Da weinst Du wieder. Vortrefflich! Das war ja nicht anders möglich. Ich brauch' mir nur die geringste Bemerkung zu erlauben, nur eine, ich möchte fast sagen, väterliche Ermahnung; — wo ich doch wahrlich in einem andern Tone sprechen könnte, — und Du zerfließest in Thränen. Es muß Dir ein besonderes Vergnügen machen, die Rolle eines

Opfers zu spielen. (Er fährt mit dem Finger über den Tisch, um zu sehen, ob Staub darauf liegt.) Geh doch hin und erzähle Deinen Hanswurstinnen, Deiner Emma, Deiner Louise, Deiner XYZ, wie entsetzlich Du unter den Launen Deines Tyrannen leidest."

„O, das wirst Du von mir nicht glauben! Oskar! Lieber, guter Oskar! Wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe! Ich will ja gern Alles thun, was Du willst, aber zanke mich nur nicht so aus." (Sie will die Arme um seinen Hals schlingen und ihm einen Kuß geben.)

„Keine Komödie! Ich bitte dringend. Davon hab' ich mehr als genug."

In diesem Augenblick tritt der Bediente ins Zimmer und meldet, man habe servirt.

„Schön", sagt Oskar mit eisiger Kälte. „Kommst Du, liebes Kind?"

Und halblaut wie im Selbstgespräch fügt er hinzu:

„Es ist unerträglich!"

Während des Essens spricht Oskar keine Silbe. Er befiehlt nur durch Zeichen. Die arme, kleine Frau sitzt niedergeschlagenen Blickes da und läßt von Zeit zu Zeit eine große Thräne auf ihren Teller fallen. Sie möchte die Unterhaltung gern wieder anknüpfen, aber sie wagt es nicht. Die gerunzelten Brauen ihres Eheherrn sagen ihr, daß es nicht rathsam ist.

„Ich hätte auch vorhersehen können, daß er heute in übler Laune sein würde", denkt sie im Stillen. „Ich bin wirklich zu thöricht! Ich ihn belügen! Er glaubt das nur, weil er eine so grundehrliche Natur ist und Alles so streng nimmt. Ich hätte es voraussehen müssen."

Oskar ist immer noch wüthend. Die Hälfte der Speisen läßt er auf seinem Teller; noch vor dem Dessert wendet er sich plötzlich an den Bedienten und spricht zwei Worte aus, die sich wie ein Gebrüll anhören.

„Feuer! Cigarren!" sagt er. Alles um ihn her schaudert. Er steht auf, nimmt Stock und Hut, zieht seinen Paletot an, — und fort ist er.

II.

Wenn Ihr Lust habt, so folgen wir ihm. Er ist immer noch wüthend. Vielleicht läßt er während seines Spazierganges einige Worte entschlüpfen, die uns eine genauere Bekanntschaft mit seinem Wesen vermitteln. Kaum auf dem Trottoir angelangt, sieht er auf die Uhr und beschleunigt die Schritte. Er biegt links in eine Straße ein, durchschneidet die großen Schlagadern des Verkehrs, kommt nach kurzer Frist vor eine Hausthür und eilt hastig eine teppichbelegte Treppe hinan. Im Entresol bleibt er stehen, nimmt seinen Hut ab, fährt sich mit der Hand durch die Haare, arrangirt seinen Backenbart und hustet mit einer gewissen Verlegenheit. Er ist offenbar aufgeregt. Vielleicht geht er zu seinem Zahnarzt? Nein! Denn er lächelt. Sein Antlitz hat vollständig den Ausdruck verändert, nach Art jener Kautschukköpfe, die sich plötzlich unter dem Druck unserer Finger verwandeln.

Endlich wagt er zu klingeln. Die Thüre geht auf und ein stumpfnäsiges Kammerkätzchen in geschmackvollem Häubchen und stark nach Veilchen duftend steht vor ihm.

„Ich glaube, Madam will ausgehen", sagt das hübsche Kind; „doch will ich 'mal fragen, ob Madam Sie empfangen kann . . ."

Es vergehen zwei Minuten peinvollster Beklemmung für Oskar, der ganz zahm und demüthig dreinschaut. Schließlich läßt man ihn vor. So bescheiden als möglich, auf den Fußspitzen wandelnd, tritt er näher. Er berührt kaum den Teppich. Vor einer kleinen Thür angelangt, klopft er drei schüchterne Schläge. Dann horcht er, den Hals vorgereckt, das Ohr gespannt, mit jenem abgeschmackt wohligen Ausdruck eines Gourmands, der mit zusieht, wie ein Fasan tranchirt wird. Er steht im Begriff, sein Anklopfen zu wiederholen, als eine weibliche Stimme, die ein wenig der Frische ermangelt, ihm zuruft:

„So tritt doch ein, Dummkopf, wenn man herein ruft."

Ein Strahl von Glück erleuchtet sein Antlitz. Er drückt auf die Klinke und schreitet bedächtig vorwärts.

In einem sehr niedrigen Fauteuil sitzt eine Dame. Sie hält mit der linken Hand einen Spiegel und in der rechten ein Stiftchen, mit welchem sie sich kleine, schwarze Striche unter das Auge legt. Sie scheint sehr beschäftigt und kehrt sich nicht um. Von Zeit zu Zeit legt sie das Stiftchen weg und glättet mit der Spitze ihres kleinen, rundlichen Fingers die Linien, die sie gezogen hat.

„Guten Tag, Nini", sagt endlich Oskar.

Seltsam. Seine Stimme klingt flötenhaft; sein Auge ist ganz klein und gekniffen.

„Guten Tag, alter Junge. Was giebts Neues, Du kleiner Dickbauch? Du bist schmählich häßlich heut' Abend, Verehrtester", fügt sie hinzu, indem sie ein wenig den Kopf wendet. „Weiß Gott, es lohnte sich nicht der Mühe, wenn Du nicht eine gewisse Apartheit und Deine große Schüchternheit für Dich hättest. Aber Du bist apart und schüchtern. Deswegen hat man Dich gern trotz alledem."

Sie lacht hell auf. Auch Oskar lacht. Er wagt es sogar, ihr den weißen Frisirmantel ein wenig von der Schulter zu ziehen und sein Antlitz zu nähern in der ausgesprochenen Absicht, irgendwo einen Kuß zu placiren. Aber er macht das Alles so linkisch, so langsam, daß er sein Ziel nicht erreicht und in der Mitte des Weges zwei klatschende Ohrfeigen einheimst.

„Halt 'mal die Pferde an, guter Junge", ruft die Dame spöttisch. „Um diese Zeit wird nicht so ohne Weiteres auf die Schultern geküßt. Siehst Du nicht, daß ich mich eben erst frisch gepudert habe? Du bist ein Kind an Harmlosigkeit, Du dicker Brandkopf, ach! — und so schüchtern, und deswegen hab' ich Dich gern."

„Aber, Nini, Du bist recht garstig heute."

„Du bist ein Esel. Apropos, weißt Du nicht, was mir Adele erzählt hat? Sie sagte mir, Du seiest verheirathet. Was hältst Du davon, Du kurzbeiniger Plumpsack?"

„Ich finde das geradezu abgeschmackt. Ha, ha, ha! Könnt' ich wohl hier sein, wenn ich verheirathet wäre?"

„O, das beweist gar nichts. Ich habe ihr einfach geantwortet: „Wo zum Teufel soll dieser Knirps eine Frau aufgegabelt haben! Er ist grundhäßlich und obendrein rothhaarig!" Jawohl, Du bist rothhaarig, und das gehörig, mein guter Junge. Du hast in jedem Bartcotelett einen Sonnenuntergang. Wenn Du nun ferner erwägst, daß Du grundlangweilig bist..."

„Aber, Nini, Du bist wirklich gar zu unartig. Erlaube mir wenigstens, daß ich Dir nach all' diesen Schändlichkeiten ein Küßchen gebe."

„Unartig? Ich wüßte bei Gott nicht, wie so. Hand weg, Du stürmischer Satan! Daß Du grundlangweilig bist, weißt Du so gut wie ich. Was willst Du? Der Mensch kömmt nun 'mal so auf die Welt. Aber Du bist apart, mein Junge; Du trägst Deine Weste wie Graf Bressant. Hättest Du nur zuweilen auch seine Nase."

„Das ist nicht hübsch von Dir, Nini; Du machst Dich stets über mich lustig."

„Nein, in vollem Ernste, Du bist ein Gentleman, und das lieb' ich an Dir. Das liegt Dir einmal im Blute. Nicht auf den Hals küssen! Ich wiederhol' es Dir. Das giebt rothe Flecken. Altes Kind, das Du bist."

Sie faßt sein Kinn, küßt ihn und sagt dann in etwas vertraulicherem Tone:

„Trotz alledem lieb' ich Dich. Ich mag mir zehnmal sagen: Du mußt dieses verwünschte Unkraut von Oskar ausreißen und wegwerfen ... ich bring's nicht fertig. Siehst Du, wenn man seinen Geliebten achtet, so geht's mit dem Teufel zu. Man kann mit dem besten Willen nicht von ihm lassen."

Oskar macht ein Gesicht, als ob er vor Rührung weinen wollte. Er kniet zu den Füßen der Göttin und blickt gläubigen Angesichts und schmachtenden Auges zu ihr empor. Sie zerrt ihm den Bart und klopft ihm die Wange.

„Apropos", sagt sie endlich, „Du hast mir doch das Bewußte mitgebracht? Denke nur, ein Gerichtsdiener! Deine arme Nini soll vor das Tribunal geschleppt werden. Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Nicht war, Du hast's bei Dir, mein dicker Liebling? Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Du ein Gentleman bist, ich hätte Dich niemals um diesen Dienst angegangen. Aber da ich wußte, daß Du ein Gentleman bist ..."

Der dicke Liebling lächelte stolz und glücklich; dann, rasch den Arm reckend, um seine Manschette zurückzuziehen, versenkt er die Hand in den Busen und zieht eine Goldrolle hervor, die er scheu auf den Tisch legt.

Nini öffnet eine Schublade, wirft die Rolle hinein und dreht den Schlüssel um.

In diesem Augenblick hört man klingeln. Das Kammermädchen tritt hastig herein und sagt mit gedämpfter Stimme: „Der Herr Graf."

„Sag' dem Grafen", versetzt Nini, „der Fußkünstler sei bei mir."

Oskar erhebt sich und greift verstimmt nach dem Hute.

„Scheer' Dich zum Teufel", raunt Nini ihm zu.

Unglücklicher Weise tritt der Graf alsbald ins Gemach. Er küßt der jungen Dame mit vieler Grazie die Hand und nimmt Platz, ohne das Männchen da eines Blickes zu würdigen."

„Ich störe doch nicht", sagt er nach einer Weile.

„Nicht im Geringsten. Denken Sie sich, was mir passiren muß. Hundert Jahre lang könnten Sie rathen und Sie würden es nicht herausbringen. Stellen Sie sich vor: ich habe ein Hühnerauge."

„Unglaublich", sagt der Graf mit dem Ausdruck der ehrlichsten Skepsis.

„Auch ich fand es unglaublich; aber hier der Herr Fußkünstler muß es doch wissen. Er versichert mich, (leise: Scheer' Dich zum Teufel!) es sei ein vollständig ausgebildetes Hühnerauge."

„In der That", stammelt Oskar etwas gezwungen, „es ist ein Hühnerauge."

„Nun, Herr Fußkünstler, ich empfehle mich Ihnen", sagt Nini. „Morgen früh nach dem Bade erwarte ich Sie. (Willst Du Dich nun wohl endlich zum Teufel scheeren!)"

Oskar macht ein linkisches Compliment und entfernt sich. Sein Antlitz ist heftig geröthet.

Wie er durch den Salon kömmt, wirft er einen Blick in den Spiegel. Rasch nimmt er wieder seine wichtige Miene an, rückt sich den Kragen seines Rockes zurecht, fährt sich rasch durch den Bart und murmelt:

„Weiß Gott, diese Nini hat Race!"

Bitte.

Nimm mich ans Herz, sei lieb und gut
Und laß mich still die Augen schließen,
Laß Deiner Locken goldne Fluth
Mein schwergesenktes Haupt umfließen,
Daß hinter mir die Welt versinke,
Die mich gehetzt so todeswund,
Daß ich mir Trost und Frieden trinke
Und bade neu mein Herz gesund.

Mich hat des Daseins ganzes Leid,
Des Schicksals Hohn zu tiefst durchschauert,
Zernagt vom Weh der Einsamkeit
Hab' ich des Lebens Mai vertrauert;
Ich ward so rastlos umgetrieben,
Freudlos vorüber schlich die Zeit,
Die beste Kraft ward aufgerieben
Schier von des Tag's Bedürftigkeit.

Drum hab' ich nun das Treiben satt,
Den irren Lärm, das wirre Drängen,
Mein armes Herz, so müd' und matt,
Möcht' friedlich ganz an Eins sich hängen,
Es möchte sanft und stille werden.
Die bange Brust heischt süße Ruh',
Und Ruh' und Rast schafft mir auf Erden
Das Grab allein, Weib, oder Du!

Drum küsse mich, sei lieb und gut
Und laß mich still die Augen schließen,
Laß Deiner Locken goldne Fluth
Mein schwergesenktes Haupt umfließen,
Daß hinter mir die Welt versinke,
Die mich gehetzt so todeswund,
Daß ich mir Trost und Frieden trinke
Und bade neu mein Herz gesund.

Albert Moeser.

Das Opfer.

Eine Geschichte aus hohen Kreisen.

Von **Gottfried Böhm.**

1.

Der Carneval hatte unter den günstigsten Auspicien begonnen. Gleich die ersten Routs beim russischen Gesandten, welche einem mehrjährigen Herkommen gemäß die Serie der winterlichen Freuden eröffneten und der aus den Bädern und von ihren Gütern in die Residenz zurückkehrenden Gesellschaft den geeignetsten Wiedervereinigungspunct boten, waren sehr zahlreich besucht gewesen. Die Heerschau über den Damenflor war äußerst vielversprechend ausgefallen. Nicht nur, daß die alte Garde der sogenannten Ballschrecken auf das Beruhigendste gelichtet erschien, ein vielversprechender Nachwuchs junger Fräulein hatte sich eingestellt, aus dessen reizvollem Blumenparterre eine ziemliche Anzahl reicher Erbtöchter Bäumen voll lachender Früchte gleich hervorragte und die öden Grundsätze der hartgesottensten Hagestolze erschütterte. Die Gesandtschaften waren mit neuen Attachés recrutirt worden, denen zum Theil das interessanteste Renommée vorausgeeilt war, und die Provinz hatte die Blüthe ihrer Jugend in Waffen unter dem Vorwand, die Militärbildungsanstalten zu frequentiren, nach der Hauptstadt entsandt. Alles stand vollzählig auf seinem Posten; und wie Langeweile und schlechter Ton verheerend um sich greifen, so wirken auch gute Laune und das Streben, liebenswürdig zu sein, von Einem auf den Anderen. Jeder schien eifrig bemüht, sein Schärflein gesellschaftlichen Talentes zur allgemeinen Belustigung beizutragen und das Repertoire der Vergnügungen umschloß bald außer den ziemlich abgedroschenen lebenden Bildern und den in der Regel herzlich schlecht ausfallenden Liebhabertheatern ein Costümfest im üppigen Stil der Renaissance, eine colossale Schlittage und einen Ball bei Fackelbeleuchtung auf dem Eise. —

Was aber den Höhepunct von Allem bilden sollte, waren die in Aussicht stehenden Ereignisse bei Hofe und der Abglanz, der davon naturgemäß auf die erste Gesellschaft zurückzustrahlen pflegt. Sie boten denn auch schon Wochen lang vorher einen willkommenen Gesprächsstoff, der sich um so unerschöpflicher erwies, als die in der höchsten Familie des Landes herrschenden eigenthümlichen Verhältnisse verschiedene Meinungen und Vermuthungen aller Art ordentlich herausforderten.

Der Hof war lange Jahre in die tiefste Lethargie versunken gewesen. Nach dem Tode seiner Gemalin, die, ohne ihm einen Thronerben zurückzulassen, aus der Welt gegangen war, hatte der alternde König sich vollends von aller äußeren Prunkentfaltung, ja von allen gesellschaftlichen Freuden zurückgezogen. Es hieß, daß er die Heimgegangene sehr geliebt habe, obwohl im Allgemeinen lebhafte Aeußerungen von Zärtlichkeit nicht in seinem Naturell lagen. Thatsache war, daß er in ihr das einzige Wesen verlor, das ihm trotz der Stürme, die sie hier und da erregte, und der wenig rück-

sichtsvollen Behandlung, der sie sich aussetzte, menschlich näher zu treten verstanden und vielleicht, ohne daß er sich dessen bewußt war, Einfluß auf ihn besessen.

Streng abgeschlossen lebte der Monarch seitdem nur mehr der Erfüllung seiner Pflichten, die er hoch und bedeutend auffaßte. Seine Zeit war mit fast pedantischer Genauigkeit eingetheilt; man sah ihn zu bestimmten Stunden ausfahren und seine Minister empfangen, Audienzen ertheilen und sich ein Buch in der Hand in dem stillen, melancholischen jardin reservé ergehen, der an seine Appartements angrenzte. In die Residenz kam er nur in Ausnahmsfällen; wenn es etwa galt, einen fremden Gesandten zu empfangen, oder die Kammern des Landes zu eröffnen. Den größeren Theil des Jahres verbrachte er in seinem öden, weitläufigen Schloß Georgslust, wenige Stunden von der Residenz entfernt. In einer äußerst reizlosen Gegend gelegen, von einem düsteren Park im englischen Geschmack umgeben, sah dieses Besitzthum keineswegs königlich aus. Der Mauerfraß bearbeitete die überreichen Barrockzierrathen der Front, in den Wegen wuchs Gras und die Marmorbassins mit ihren verstümmelten Nereiden und Tritonen waren moosig und ausgetrocknet. Man ließ wachsen und zerfallen, was da wollte; es hieß, der König wünsche es so, er habe keine Freude mehr am Leben und der düstere Grundton der allerhöchsten Gemüthsverfassung drückte allmälig auch der ihn umgebenden Natur den Stempel auf.

Was dem Monarchen gerade diese Stätte theuer machte, waren Erinnerungen der Tugend und das Grab seiner Gemalin. Hier, in diesen schattenreichen Laubgängen von knorrigen Kornelkirschen war sie mit Vorliebe gewandelt, auf jenen breiten Steinbänken, auf denen nun feine Moose wucherten, war sie lange Stunden gesessen und Schwäne, wie sie noch jetzt ernst und lautlos über den Teich hinzogen, waren hier von ihrer Hand gefüttert worden.

Am Ende des Parkes, auf einem kleinen Hügel, von dem aus man den Blick auf das weite Flachland rings umher genoß, stand denn auch ihr Mausoleum von carrarischem Marmor. Kein Tag verging, da er es nicht besuchte und nicht einen frischen Kranz, eine Blume, einen Gedanken der Rührung zu den Füßen der Genien niederlegte, die am Eingang der Gruft standen und den Arm auf die erlöschende Fackel gestützt traurigen Blicks zur Erde starrten. War es nur der Cultus der Erinnerung, oder mischten sich in das Andenken an die Verstorbene Gedanken der Reue? Hatte er sich Vorwürfe zu machen? Niemand wußte es; ja, den Meisten entging selbst jener Zug auflösender Sentimentalität, der so wenig in das kalte, harte Wesen dieses Mannes zu passen schien. Aber jedes Herz hat seine Achillesferse und die Bedürfnisse des Gemüths, die in der realen Welt keine Befriedigung finden, bauen sich selbst ein Heim, das in den Schatten der Vergangenheit, oder in der Morgenröthe der Zukunft liegt.

Das Volk ertrug übrigens das strenge Verbot, diesen Park zu betreten, mit großem Gleichmuth. Niemand läßt sich gern melancholisch stimmen und schon, was man durch die kunstreich verschnörkelten Eisengitter des Vorhofs sah, genügte, die Neugierde durch andere Eindrücke abzudämpfen. Fast unheimlich wirkten diese grauen, langgestreckten Gebäulichkeiten aus der Ferne, die einer versunkenen Zeit angehörten und in denen nur wenige Anzeichen eines schläfrigen Lebens verriethen, daß hier der Fürst des Landes den Tod seiner Gemalin betrauere und den eigenen herbeisehne.

II.

Da starb plötzlich, wie um das Maß des königlichen Mißmuths voll zu machen, in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde der Sohn seines einzigen Bruders, der Präsumtiverbe des Thrones und entriß den Fürsten seiner künstlichen Ruhe und Abgeschlossenheit.

Das Land hatte mit Stolz und Hoffnung auf den Verunglückten geblickt und der Thron kam durch diesen Todesfall in Gefahr, auf eine dem regierenden Herrscherhause nur entfernt verwandte Linie überzugehen, die bisher in ziemlich engen Verhältnissen gelebt hatte und vom König stets perhorrescirt worden war. Es lebte zwar noch ein älterer Bruder des verstorbenen Prinzen, aber die Wenigsten erinnerten sich seiner im Augenblicke des Unglücksfalles. Prinz Paul bewohnte seit Jahren eine abgelegene Besitzung an der Landesgrenze und war ordentlich dem Gedächtniß der Zeitgenossen, die nie von ihm hörten, entfallen.

Es hatte sich einmal vor Jahren eine dunkle Geschichte mit ihm zugetragen, über welche nun nachträglich die widersprechendsten Gerüchte wieder auflebten. Die Einen sagten, er habe nur darum zu Gunsten seines jüngeren Bruders abdicirt, um eine Mesalliance abschließen zu können, die Anderen wußten, daß er sich einst durch einen sehr starken Act der Insubordination die allerhöchste Ungnade zugezogen habe. Die Meisten schilderten ihn als einen Sonderling von excentrischen Charakteranlagen. So viel nur stand fest, daß er über ein Jahrzehnt nicht vor die Augen des Königs gekommen war und in der That zu Gunsten seines jüngeren Bruders auf seine Thronrechte Verzicht geleistet hatte.

Durch den Tod des Letzteren wachten diese Rechte wiederum auf und die öffentliche Meinung fing alsbald an, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen und ihn als den rechtmäßigen Thronfolger und muthmaßlichen Gründer eines neuen Zweiges des fürstlichen Hauses zu bezeichnen.

Auch der Hof war natürlich nicht müssig in dieser ihn so nahe berührenden Angelegenheit. Die Sturmvögel der Höfe sind Enten. Kein Umschwung, kein bedeutenderes Ereigniß pflegt bei ihnen einzutreten, ohne vorher durch ein betäubendes Gewirr falscher Nachrichten, gewagter Vermuthungen, oder directer Unwahrheiten signalisirt zu werden. Zuerst hieß es, Prinz Paul sei bereits seit Jahren zur linken Hand verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie, dann wurde dieses Gerücht dementirt, um durch das andere ersetzt zu werden, der Prinz habe ein Gelübde gethan, nach dem Tode des regierenden Königs in den geistlichen Stand einzutreten und weigere sich daher entschieden, eine Ehe einzugehen und die bereits aufgegebenen Rechte wiederum anzutreten.

Freilich klang dies Alles unwahrscheinlich genug. Niemand, der den König kannte, konnte es für denkbar halten, daß ein Mitglied seiner Familie es wagen würde, ihm, in was es auch immer sei, directen und ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Er war nicht gerade hart, oder tyrannisch, aber eine principienhafte Consequenz, eine stark ausgeprägte Willensfestigkeit und eine unbestrittene geistige Ueberlegenheit hatten ihm bisher stets und in allen Fällen Gehorsam verschafft. Nun war er daran gewöhnt, wie an etwas Selbstverständliches und hielt mit um so größerer Hartnäckigkeit daran fest, als der Erfolg ihn zu dem Glauben zu berechtigen schien, daß er in seinen Entschließungen fast durchgehends das Rechte getroffen habe.

Indessen mußte es mit der Weigerung des Prinzen Paul doch seine Richtigkeit haben. Die Blätter meldeten zu wiederholten Malen seine Ankunft in der Residenz, um sich stets selbst widersprechen zu müssen. Stafseten und Couriere flogen nach dem Aufenthaltsort des Prinzen und kehrten — wie die Höflinge aus den Launen des Gebieters nur zu deutlich entnahmen — nur mit ablehnenden oder ausweichenden Antworten zurück. Endlich sandte der König seinen Obersthofmeister, einen Mann von der gewiegtesten Weltkenntniß, den gewinnendsten Manieren und den feinsten diplomatischen Künsten an den Hof seines widerspenstigen Neffen. Er hatte die Specialität der schwierigen und verzweifelten Fälle und es gab wenige, die er nicht, unterstützt von einem Glücke sondersgleichen, zu einem guten Ende geführt hätte. Er war mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet worden und man wußte, daß er der Mann sei, nicht nur vor keinem Mittel zum Zwecke zurückzuschrecken, sondern auch das geeignetste und wirksamste herauszufinden.

Darauf hin zweifelte denn auch Niemand mehr an dem endlichen Erfolg der Sache. Den Gothaer Hofkalender zur Hand suchten die Damen der Gesellschaft dem Prinzen unter den souveränen Häuptern Europas eine Gattin aus und setzten ihr einen Hofstaat zusammen, bei dem sie ihre eigenen strebsamen Familien nicht vergaßen. Aber wohl Niemand hatte die Wahl des Königs errathen und Alle waren überrascht, als kurz darauf der Staatsanzeiger die Verlobung des Prinzen Paul mit der Tochter eines nachgeborenen Prinzen meldete, aus einem Hause, das sich von jeher mehr durch seine militärischen Tugenden und seine strenge spanische Etikette, als durch seinen Reichthum und seine Macht ausgezeichnet hatte.

III.

Mit der officiellen Bekanntmachung der Verlobung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Paul mit der Prinzessin Margaretha war der Hof übrigens, wie man zu sagen pflegt, „noch lange nicht über den Graben". Der Staatsanzeiger kam noch mehrmals in die Lage, sich selbst dementiren zu müssen. Der Tag der Vermälungsfeier mußte immer wieder und wieder hinausgeschoben werden und die darauf bezüglichen Anordnungen unterlagen beständigen Abänderungen. Zuerst hieß es, der Prinz werde sich zu längerem Aufenthalt an den Wohnort seiner hohen Braut begeben; die Wochen verstrichen und Prinz Paul verließ Birkensee mit keinem Fuße; dann unterhielten die Zeitungen ihre Leser mit Beschreibungen der Vermälungsceremonien in der fremden Capitale, um kurz darauf die überraschende Mittheilung daran zu knüpfen, ein leichtes Unwohlsein verhindere Se. königliche Hoheit an der weiten Reise und die Ehe müsse daher durch einen Procurator in Person des Generaladjutanten Sr. Majestät abgeschlossen werden. Ja, nicht einmal dazu war es gekommen, daß der Prinz seiner ihm schon durch Procuration angetrauten Gemalin die üblichen paar Stationen entgegengefahren wäre.

Dies Alles hatte begreiflicher Weise die Erwartungen aufs Höchste gespannt und es gab Viele, welche es nicht für unmöglich hielten, daß der Prinz selbst vor dem Scandal nicht zurückschrecken werde, sich nicht einmal am Tage der Ankunft der Prinzessin auf dem Bahnhof einzufinden. Und fast schien es, als würden diese Recht behalten.

Es war ein kalter, heller Morgen, an dem die Prinzessin ihren Einzug halten sollte. Die Häuser waren beflaggt und da und dort erinnerten sinnige Embleme an die glückverheißende Alliance zweier fürstlicher Geschlechter. Eine unabsehbare Menschenmenge fluthete durch die Straßen und von den geschmückten Tribünen herab spielten Regimentsmusiken heitere Weisen.

Schon war der prachtvolle sechsspännige Gallawagen des Königs in den Bahnhof eingefahren. Die Majestät war von den Spitzen der Behörden empfangen worden und hatte sich in den reservirten Wartesaal zurückgezogen. Von Prinz Paul zeigte sich noch immer keine Spur. Der König war offenbar in der schlechtesten Laune, die hinter einem kalten Lächeln zu verbergen er sich vergebens bemühte. Thüren flogen auf und zu, Adjutanten liefen hin und her, Ordonnanzen zu Pferde sprengten ventre à terre über das Pflaster hin; man wußte nicht, woran man war. Da erhob plötzlich die Gassenjugend ein Freudengeschrei. Die dunkle Livrée des Prinzen Paul war in Sicht. Ein Vorreiter, ein Wagen mit Gefolge, endlich eine vierspännige Carosse, in welcher der Prinz selbst saß.

Die Wagen des Prinzen fuhren schneller, als die bisherigen, gleich als wollten sie die versäumte Zeit einholen. Dieser Umstand erschwerte sehr die Befriedigung einer leicht begreiflichen Neugier. Man war allgemein gespannt, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der es gewagt hatte, so lange den Anordnungen des bestgehorchten Monarchen offenen Widerstand entgegenzusetzen und Viele waren unwillkürlich auf ein Wesen voll finsteren Trotzes und herkulischer Stärke gefaßt. Aber in der äußeren Erscheinung des Prinzen Paul war keine von diesen Eigenschaften ausgeprägt. Man sah einen ziemlich großen, schmächtigen Mann, der sich mit einer gewissen steifen Feierlichkeit nach allen Seiten hin verneigte. Sein Gesicht hatte einen merkwürdig ruhigen, beinahe steinernen Ausdruck und man suchte in diesen regelmäßigen Zügen vergebens nach den Spuren der Seelenkämpfe, deren Gerücht im Publicum verbreitet war. Seine Gesichtsfarbe war sehr blaß, was ihm im Zusammenhang mit den großen, schwarzen Augen etwas Geisterhaftes gab. Er benahm sich mit fürstlicher Würde und eine gewisse Müdigkeit, die sichtlich über sein Wesen verbreitet war, hob mehr die Distinction seiner Haltung, als daß sie sie beeinträchtigte. Gegen Jedermann, der ihm nach seiner Ankunft auf dem Bahnhof vorgestellt wurde, benahm sich der Prinz mit der herablassendsten Güte und ausgesuchtesten Höflichkeit; nur wenn man ihm zu der Veranlassung dieses festlichen Tages Glück wünschte, umspielte ein eigenthümliches, ablehnendes Lächeln seine Lippen.

In dem mit exotischen Gewächsen überreich geschmückten Königswartesaal sollte er zum ersten Mal wieder nach langen Jahren mit dem königlichen Oberhaupte seiner Familie zusammentreffen. Der beiderseitige Hofstaat hatte sich zurückgezogen und die beiden Männer, die sich gegenseitig so viel vorzuwerfen zu haben glaubten, standen sich gegenüber.

Niemand erfuhr, was zwischen ihnen vorging. Offenbar aber kam es zu keinerlei lebhafteren Erörterungen. Der König pflegte in Augenblicken der Erregung sehr laut zu sprechen, die Conversation mußte aber in sehr ruhigem Tone geführt werden, denn es drang nichts davon in den, nur durch eine dünne Wand getrennten Vorsaal, und als endlich der dienstthuende Adjutant dem König die Einfahrt des Zuges meldete, hörte er ihn fast verbindlich zu dem Prinzen sagen: „Sie müssen sich mehr zerstreuen, mein Neffe."

Auf den Arm des Prinzen Paul gestützt betrat dann der greise Monarch den Perron des Bahnhofs, und dieses Zeichen der Annäherung wurde allgemein als eine Demonstration der vollen Versöhnung aufgenommen und von den tausendstimmigen Hochrufen der Menge begrüßt.

Der Zug fuhr schnaubend und pfeifend in den Bahnhof ein; die Militärmusik intonirte die Nationalhymne, die Leibgarde präsentirte das Gewehr. Der Commandoruf der Officiere mischte sich in das Geräusch summender Stimmen. Es war ein betäubendes Durcheinander von Tönen und die nervöse Aufregung gespannter Erwartung hatte sich aller Betheiligten bemächtigt.

Prinzessin Margaretha entstieg eilig ihrem vergoldeten Salonwagen, und ehe sie noch die tiefe ceremonielle Verbeugung vor der Majestät insceniren konnte, hatte der König sie in seine Arme geschlossen. „Ma fille!“ — war Alles, was er sagte; aber man sah, daß er bewegt war und seine Augen glänzten, wie von Thränen. Dann wandte er sich nach dem Prinzen Paul um. „Ihre erste Aufgabe, Prinzessin, wird sein, ihm zu verzeihen.“ —

Die Prinzessin erröthete. „Euer Liebden befinden sich nun wieder besser?“ frug sie halb schelmisch, halb mitleidig, nachdem sie die erste Befangenheit überwunden hatte.

„Vollkommen wohl!“ erwiederte der Prinz. Dabei ergriff er ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Margaretha's Züge drückten einiges Erstaunen aus, denn sie hatte einen wärmeren Empfang von Seiten des Gatten erwartet; aber die Fülle der neuen Eindrücke, die sich an sie herandrängten, gestatteten ihr nicht, bei einem einzelnen zu verweilen.

Der König wechselte einige Worte mit dem Gefolge der Prinzessin; dann gab Prinz Paul ihr den Arm und führte sie an den Wagen, während der Monarch mit militärischem Gruß an der Front seiner Garde vorüberschritt und dem commandirenden Officier die Parade abnahm.

Die Menschenmenge auf den Straßen war so groß, daß man nur langsam und im Schritt fahren konnte, und so war es all den tausend und aber tausend neugierigen Augen ermöglicht, die Angekommene genau zu sehen. —

Prinzessin Margaretha konnte nicht schön genannt werden; sie war viel eher häßlich. Das in die Lüfte ragende Stumpfnäschen, die niedere Stirn mit den à l'enfant frisirten Haaren, die dicken Lippen, die gutmüthigen und doch wieder schelmischen Augen gaben dem ganzen Gesicht einen herausfordernden Ausdruck. Elle a l'air gamin“ — entschied ein alter Höfling, der bei den Einladungen zu den Empfangsfeierlichkeiten übersehen worden war, sehr respectwidrig, aber man mußte auf den ersten Blick gestehen, daß er eigentlich den Nagel auf den Kopf getroffen habe.

Die Formen des Körpers waren, wie das Gesichtchen selbst merkwürdig unentwickelt und mädchenhaft.

Mit diesem kindlichen Aeußeren stand das Auftreten der Prinzessin in einem auffallenden, beinahe komischen Gegensatz. Sie benahm sich mit vollkommener Sicherheit, wußte Jedem, der ihr präsentirt wurde, etwas liebenswürdig Verbindliches zu sagen und beantwortete die officiellen Ansprachen, die speciell an sie gerichtet waren, vom Wagenschlage aus mittelst kleiner allerliebster Speeches vom vollendetsten à propos.

Das Volk hatte es schon eine glückliche Idee gefunden, daß sie vom

Kopf bis zum Fuß in die Landesfarben gekleidet erschienen war; ihr reizender, lächelnder Gruß, der ihre prachtvollen Zähne zeigte, eroberte ihr vollends alle Herzen und als sie im Verlaufe des Einzugs ein Kind, das in der Menge fast erdrückt worden wäre, zu sich in den Wagen hob und küßte, erreichte die Begeisterung einen ungeahnten Höhepunct. Blumen flogen in den Wagen von allen Seiten und bei jedem Schritt vorwärts schwollen die Hochrufe an, wie der Donner bei einem heraufziehenden Gewitter.

Sie schien so glücklich, so selig, so zufrieden. Niemand hatte bemerkt, wie manchmal ihr scheuer Blick nach dem Gatten an ihrer Seite hinflog, wie ihre Hände zitterten, wie laut ihr Herz pochte und wie schwer es ihr war, hinter einem frohen Lächeln die Thränen zurückzudrängen, welche der Bruch mit der jungfräulichen Vergangenheit, das Stehen vor des Schicksals ungelöstem Räthsel, „die Angst des Irdischen" unwillkürlich den Bräuten erpreßt.

IV.

Prinzessin Margaretha war am Hofe ihres Großohms erzogen worden. Ihre Mutter, eine Prinzessin von der ätherischsten Constitution des Leibes und der Seele, starb, indem sie ihr das Leben gab; ihr Vater, ein Feldherr von großem Kriegsruhm, fiel wenige Jahre nach ihrer Geburt auf dem Feld der Ehre. So lernte sie eigentlich niemals verwandtschaftliche Liebe kennen. Es ist wahr, die regierende Linie, die sich schon dem ruhmvollen Andenken ihres Vaters verpflichtet fühlte, that Alles, was in ihren Kräften stand, ihr eine standesgemäße Erziehung angedeihen zu lassen. Aber dies Alles konnte sich leider nur auf Aeußerlichkeiten beziehen, von denen das Herz unberührt blieb.

Man gab ihr eine Erzieherin, die schon in zwei vorausgegangenen Fällen ausgezeichnete Proben ihrer Kunst abgelegt hatte, eine Gräfin Straaten, die in allen Fragen des bon ton's und der Hofetiquette als unbestrittene Autorität consultirt werden konnte, im Uebrigen aber von einer Pedanterie und freudlosen Lebensauffassung war, die am wenigsten dazu angethan sein konnte, ihr das scheue Herz eines Kindes zu erschließen. Außer ihr eine Reihe von Lehrern und Lehrerinnen, welche die Aufgabe hatten, ihr die Hauptfächer höfischen Wissens in nuce und in der üblichen ad usum Delphini-Manier einzutrichtern.

Margaretha zeigte frühe glückliche Anlagen und insbesondere ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Mit sechs Jahren sprach sie französisch, wie ihre Muttersprache, tanzte mit zehn wie eine Silphyde und sprach mit fünfzehn über alle Zweige des menschlichen Wissens, wie ein deutscher Professor über sein eigenes. Nur Eines gelang der Gräfin Straaten nicht vollständig in ihr auszurotten: es waren Anwandlungen eines spontanen Naturells, eine gewisse Wildheit und herrische Art neben Aeußerungen von Gutmüthigkeit. Ihre Seele hatte einen unbesiegbaren Drang nach Licht und Heiterkeit in sich und das laute, schallende Gelächter, in das sie unter Umständen ausbrechen konnte, paßte wenig zu dem gedämpften Hofton. Sie erröthete, wenn sie nach solch einem „Anfall" der strenge Blick ihrer Aya traf, aber immer wieder und wieder verfiel sie aufs Neue in diesen alten Fehler.

Während ihre Intelligenz, oder wenigstens ihr Gedächtniß nach allen Seiten hin geschult worden war, wuchs ihr Herz so zu sagen wild auf.

Man hatte nicht daran gedacht, ihr eine gleichalterige Gespielin zu geben, und die Leute, denen sie sich mit einem Herzen voll unverbrauchter Neigung näherte, machten ihr eine tiefe Reverenz und redeten sie mit „königliche Hoheit" an. Eine Zeit lang war eine Katze der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit; als sie darüber verspottet wurde, schenkte sie ihr Herz zwei Tauben, die täglich an das Schloßfenster geflogen kamen und aus ihrer Hand Futter pickten. Manchmal, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, nahm sie sie an ihre Brust und liebkoste sie. Nach einigen Tagen blieben auch sie aus. Margaretha empfand wahres Heimweh nach ihnen und beweinte sie wie Todte.

Die Zimmer der Prinzessin gingen nach dem Schloßhof, einem ziemlich engen, viereckigen Raum, in dessen Mitte ein Springbrunnen seinen spärlichen Strahl emporsandte und den Spatzen der benachbarten Dächer als Douschebad diente. Wie genau kannte sie jeden Winkel des düsteren Raumes mit seinen großen, feuchten Pflastersteinen, wie sicher wußte sie die Stunden, in denen der Posten abgelöst wurde und zu welchen Tageszeiten die Schatten der Giebel da oder dort lagen. O, sie langweilte sich oft unsäglich, die kleine muntere Prinzessin hinter den hohen Bogenfenstern ihrer Appartements und es gab eine Zeit, wo sie die Gassenkinder, die den Schloßhof zuweilen als Tummelplatz benützten, um ihre Freiheit beneidete, ja, die Savoyarden selbst, die ihre Pudel unter ihren Fenstern tanzen ließen und denen sie oft verstohlens ein Geldstück zuwarf, um die Liebe ihrer Thiere.

Nicht, als ob sie, so jung sie war, nicht schon ein sehr ausgeprägtes Gefühl für ihre angeborene Würde besessen hätte. Die Tendenz ihrer ganzen Erziehung war in dieser Hinsicht keineswegs spurlos an ihr vorübergegangen. Die respectvolle Entfernung, der unterwürfige Ton, den selbst ihre Lehrer gegen sie beobachtet hatten, die fortwährenden Mahnungen der Gräfin Straaten, was sie ihrer Stellung schuldig sei, die Erzählungen von dem Alter und dem Glanze ihres Geschlechtes — dies Alles trug dazu bei, ihr ein Bewußtsein von ihrer Ausnahmsstellung beizubringen, und es gab Augenblicke genug, in denen sie die Prinzessin hervorkehrte, besonders im Aerger über ihre Umgebung, oder im Widerstand gegen sie.

Indessen auch das Herz verlangte seine Rechte und je älter sie wurde, um so lauter und ungestümer meldete sich in ihrem Busen die Sehnsucht nach Liebe. Der steife Ton am Hofe ihres Großohms, die Gräfin Straaten, ihr ganzes ereignißloses Dasein wurde ihr nach und nach unsäglich zuwider und sie empfand zuletzt ein unbeschreibliches Heimweh nach Freiheit oder doch nach Aenderung ihrer gegenwärtigen Lage.

Wie eine Erlösung aus drückendsten Banden war ihr daher auch der officielle Antrag des Prinzen Paul erschienen. Sie hatte die ersten Eröffnungen, die ihr darüber gemacht wurden, hingenommen wie ein Gefangener, dem man seine Erlösung aus langer Kerkerhaft ankündet. Dankbaren Herzens jubelte sie dieser Nachricht zu und eine Zeit lang empfand sie nichts Anderes, als eine geheime Angst, das plötzlich gebotene Glück werde plötzlich wieder unter ihren Händen zerrinnen, wie jede Freude ihrer Kinderjahre an einem Etikettebedenken ihrer Erzieherin gescheitert war. Das Unbekannte eines neuen Lebens eröffnete seine reizvolle Perspective vor ihrem gläubigen Blick und ihren sechzehn Lenzen war die Zukunft ein Paradies voll duftiger Hoffnungsknospen.

Trotz ihrer großen Jugend hatte die Prinzessin doch schon ihr Ideal von Liebe und Ehe und malte sich in der Phantasie ein Bild ihres künftigen

Gatten aus. Er mußte anders sein, als dieser oder jener Cavalier ihrer Bekanntschaft, nicht so langweilig wie Graf X. und nicht einen so garstigen Bart haben, wie Baron Y. Sollte er etwa aussehen, wie jener Küraßier, der dort so flott über den Schloßplatz dahin sprengte? Oder dürfte er vielleicht jenem neugebackenen Kammerherrn gleichen, der so unbeholfen war, so leicht erröthete und so schöne weiße Zähne hatte? Er war in der That nicht übel; aber würde er wohl wie sie Bernhardinerhunde lieben, so gerne Mandelkuchen essen und so leidenschaftlich Mariage spielen? Das waren gewiß Fragen, der Erwägung werth!

Hatte sich aber die Prinzessin wieder einmal ein Bild von dem Manne ihres Herzens construirt, so fuhr sie mit ihm im Geiste spazieren, besuchte Arme und Kranke und, wenn Opern gegeben wurden, das Theater.

Als ihr das Porträt des Prinzen Paul zuerst in feierlicher Audienz von dem Gesandten überreicht wurde, gab es ihr einen Stich durchs Herz; es schwirrte ihr vor den Augen und fast wäre das kostbare Geschenk mit dem diamantenbesetzten Rahmen ihren zitternden Händen entfallen. Die Gräfin Straaten fand das Bild ziemlich geschmeichelt; ihrer Berechnung nach müsse Se. königliche Hoheit doch entschieden etwas älter aussehen; aber die Prinzessin schwärmte von Stund an für bleiche Gesichtsfarbe und träumerische Augen.

Warum der Prinz so traurig aussah?

Wie schnell sie ihn trösten würde und wie laut und lustig sie zusammen lachen könnten! Sie preßte das Bild an ihre jungfräulichen Lippen und träumte davon. Die Phantasie spann weiter und bald glaubte sie den Prinzen zu kennen, als ob er von Jugend auf ihr Gespiele gewesen wäre.

Niemand sprach ihr von den Pflichten und Klippen der Ehe, Niemand von ihren Zwecken und ihrer Heiligkeit. Man unterwies sie nur in allen Nüancen der Etikette und variirte in allen Tonarten, wie wichtig die Mission sei, zu der sie ausersehen, das Band der Interessen zwischen zwei Dynastien fester zu knüpfen. Man füllte ihr den Kopf mit Staatsangelegenheiten und beschwor sie um Gotteswillen, sich nie und in keinem Falle etwas zu vergeben, denn das Haus, dem sie entsprossen, sei zum mindesten ebenso alt und glorreich, als das, in das hineinzuheirathen sie im Begriffe stand.

Diese Betheuerungen, die sie anfangs kaum beachtet hatte, fielen doch auf fruchtbaren Boden und sollten viel später in Gestalt eines sich nie verleugnenden Familienstolzes, ja gewisser Anwandlungen von Hochmuth aufschießen und Früchte tragen.

Das leuchtende Bild, das Margaretha sich von dem künftigen Gatten entworfen hatte, zerfiel nach und nach in sich selbst. Er schrieb nicht, er kam nicht, er fuhr ihr nicht einmal entgegen. Ein ceremonieller Brief setzte sie von seinem Unwohlsein in Kenntniß und ceremonielle Worte waren es gewesen, mit denen er ihr den Wunsch kundgegeben, sein Schicksal an das ihre zu ketten. Als er ihr das erste Mal persönlich entgegentrat und so ruhig und unbewegt die Hand küßte, überlief es sie kalt und eine unsagbare Scheu befiel sie. Der Traum vom Glück zerstob, das Phantasiegebilde verschwamm, die Wirklichkeit trat in ihre Rechte.

V.

Im Palast des Königs fand zu Ehren der Prinzessin Margaretha großes Familiendiner statt. Alle Prinzen von Geblüt, die obersten Hofchargen, der ganze hohe Adel des Landes war versammelt.

Aller Augen waren naturgemäß auf die Prinzessin gerichtet, als wollten sie das letzte Wort ihres Charakters und Wesens von ihren Gesichtszügen ablesen. Sie saß neben dem König, der manchmal das Wort an sie richtete. Sie antwortete zerstreut und verkehrt und war im Stillen froh, daß die laute Tafelmusik eine lebhaftere Conversation unmöglich machte.

Nach dem Diner war Cercle, eine lange Reihe von Vorstellungen und neuen Menschen. Die Prinzessin sprach mit Jedem, so lange es anging und hielt die Letzten fast mit krampfhaften Anstrengungen zurück, gleich als sei ihr jede Minute kostbar, um die sie die Heimfahrt verzögern könne. Aber endlich war es nicht mehr möglich. Die Majestät hatte sich zurückgezogen, unter den hohen Herrschaften entstand eine Bewegung, der Hofmarschall meldete dem Prinzen, daß die Wagen vorgefahren seien. Der Prinz bot der Prinzessin seinen Arm; sie nahm ihn, wie im Traum und fühlte, wie er sie schnell, als ob er sie entführe, die marmorne Freitreppe des Schlosses hinabführte. Der Wagenschlag flog geräuschvoll zu. „In's Palais Paul!" befahl eine laute Stimme. Die Lakaien schwangen sich aufs Trittbret, die Pferde zogen an; die Neuvermälten waren allein.

Draußen hatte sich das Wetter gewendet. Der Sonnenschein war verschwunden, graue Wolken bedeckten den Himmel und ein naßkalter Regen schlug ungestüm an die geschlossenen Wagenfenster.

Prinz Paul schwieg noch immer. Während jenes unaufhörlichen Diners und des ihm folgenden Cercles hatte er sich äußerst einsilbig verhalten und nur manchmal waren ein paar gelispelte Worte zu der Prinzessin, einige allgemeine Redensarten zu den Glückwünschenden, oder höchstens ein lautes Lachen von metallischem Klang von ihm gehört worden. Auch jetzt schien er das Eis nicht brechen zu wollen, ein ungelöstes Räthsel saß er neben der jungen Gattin und vergrößerte durch sein Benehmen die Angst, die ihr das Herz beklommen hielt.

Sollte sie ihn zuerst ansprechen? Es ging gegen alle Formen weiblicher und höfischer Sitte. Und doch! sie war ungeduldig zu erfahren, was dies starre Schweigen bedeute. Schon hatte sie den Mund geöffnet, aber sie brachte es nur zu einem verunglückten Räuspern. Der Prinz wandte das Gesicht zu ihr und sie blieb stumm. Man hörte nur das Rasseln des Wagens und das Niederfallen des Regens.

„Sie haben uns Regen gebracht", begann der Prinz endlich.

„Es scheint so", bestätigte die Prinzessin. Dann stockte das Gespräch wieder bis sie einen neuen, verzweifelten Anlauf nahm, es abermals in Gang zu bringen.

„Ihr Zustand ist also wieder befriedigend?" frug sie.

Sie hoffte, der Prinz werde bei dieser Gelegenheit sein Nichterscheinen entschuldigen; aber er schien nicht entfernt daran zu denken. „Vollkommen befriedigend!" erwiederte er. „Ich fühle mich ganz merkwürdig erleichtert und glücklich."

Die Augen Margaretha's leuchteten auf; sie war geneigt, in dieser Rede eine Anspielung zu finden, welche die glückliche Veränderung im Be-

finden ihres Gatten mit ihrer Ankunft in Zusammenhang brachte. Aber der Prinz drückte sich nicht deutlicher über den Punct aus; er hatte ein Fenster des Wagens halb geöffnet und ließ nun die kalte Luft gegen seine Stirne strömen. „Ich liebe den Regen", sagte er, indem er in den trüben Himmel blickte.

„Ist es weit in's Palais, Paul?" knüpfte die Prinzessin wieder an, der nichts Besseres einfiel.

„Nicht sehr weit. Ich fürchte, es wird Ihnen wenig gefallen. Es ist ein altes, unausstehliches Gebäude mit Mauern so dick, daß sie eine Beschießung aushalten könnten. Es geht darin um, müssen Sie wissen", fügte er dann leise mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Ah!" machte die Prinzessin, welche nicht an Gespenster glaubte.

„Lieben Sie auch den Regen?" begann der Prinz nach einer Weile wieder.

„O sehr!" entgegnete Margaretha fast mit Begeisterung, obwohl sie Zeit ihres Lebens nichts so sehr verabscheut hatte.

Der Blick des Prinzen begegnete nun zum ersten Mal dem ihren und sie schlug schnell die Augen nieder, denn sie glaubte einen Funken von Sympathie in den seinen leuchten gesehen haben zu.

„Ich lebe fast immer auf dem Lande", fuhr der Prinz fort. „Birkensee hat viele Vorzüge, sehr viele Wasser, frische Luft, Ruhe. Der Park wird von einem Fluß durchströmt, der so breit ist, wie diese Straße und an seinen Ufern sind Weiden, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe. Weiden sind meine Lieblingsbäume."

„Sie sind auch wunderschön . . . so elegisch", fand die Prinzessin, die um jeden Preis auch ihrerseits etwas zu Gunsten der Lieblingsbäume ihres Gatten vorbringen wollte.

„Nicht wahr? . . . Ich habe einige Partien davon aufgenommen."

„Ah, Sie malen?"

„Etwas! Dilettantenkunst. In Wasserfarben oder Gouache."

„Es ist sehr angenehm, Talent zur Malerei zu besitzen."

„Gewiß. Es vertreibt mir manche Stunde. Jeder hat seine eigene Art, die Dinge zu sehen. Wie ich sie sehe, sieht sie Niemand, und doch haben nur Bilder Werth für mich, die meine eigenen Eindrücke wiedergeben und meine eigenen Erinnerungen fixiren."

„Sie werden mir Ihre Skizzen zeigen . . ."

„Sie werden Ihnen vielleicht nicht gefallen . . ."

„Was Ihnen gefällt, wird auch mir gefallen", betheuerte die Prinzessin schnell und mit Wärme. Prinz Paul ergriff ihre Hand und sie erröthete.

„Ich sehne mich ordentlich nach Birkensee", nahm der Prinz das Wort wieder auf. „Man ist dort so abgeschlossen von der Welt, wird nicht begafft wie eine Sehenswürdigkeit und kann sich selbst und seinen Liebhabereien leben. Aber Sie lieben vielleicht die Einsamkeit nicht?"

„In guter Gesellschaft sehr!" Die Prinzessin sagte es unter holdem Erröthen. Es klang fast wie eine Liebeserklärung und Prinz Paul schien es in der That so aufzufassen, denn er behielt die Hand der Prinzessin in der seinen, auch jetzt noch, da sie wieder durch belebtere Straßen fuhren und sich nach rechts und links gegen die ehrfurchtsvoll grüßenden Vorübergehenden verneigen mußten.

Endlich waren sie im Palais Paul angekommen, dessen alte Mauern

sich festlich zu ihrem Empfang geschmückt hatten. Wappen und Standarten waren über dem Portal angebracht und die beiden finster blickenden steinernen Sphinxe zu beiden Seiten des Eingangs hielten brennende Pechpfannen zwischen den Tatzen, die ihre zuckenden Lichtreflexe über den dürren Rasen und die entlaubten Bäume hinwarfen. Es duftete nach Blumen auf den Treppen, im Vorsaal, in den Zimmern, „wie in einer Gruft" fand der Prinz, und der Geruch war in der That so betäubend, daß man trotz der winterlichen Kälte die Fenster öffnen mußte.

Angeführt von dem Haushofmeister, brachte die gesammte Dienerschaft in Galla dem neuvermälten Paare seine Glückwünsche dar und die Prinzessin benahm sich so leutselig und herablassend gegen Alle, daß es kaum Einen gab, der nicht im Stillen den Entschluß gefaßt hätte, demnächst ihre Fürsprache zu einer Gehaltsaufbesserung oder etwas dergleichen in Anspruch zu nehmen.

Prinz Paul schien wenig Freude an dieser Ceremonie zu haben. Er wandte sich rasch ab und murmelte etwas wie „lauter fremde Gesichter" vor sich hin. Er war sichtlich ungeduldig geworden; die Herren und Damen vom Gefolge wurden alsbald entlassen; die hohen Herrschaften wollten den Thee allein nehmen.

Im Spiegelzimmer war für sie servirt worden. Der Prinz liebte dies Gemach wegen seiner stilvollen Schönheit und auch die Prinzessin schien überrascht von der reichen Pracht, mit der es ausgestattet war. Die mit chinesischen Scenen bemalten Spiegel, welche die einzige Wandbekleidung bildeten, vervielfältigten die Lichter der Armleuchter ins Unendliche und verbreiteten eine fast feenhafte Helle. Von einer frohen Gesellschaft belebt, konnte es gewiß nichts Glänzenderes geben, als diesen Raum; aber für das einsame tête-à-tête zweier Menschen war er vielleicht etwas zu steif und feierlich und man begriff, daß diese Spiegel, die alle Dinge narrten und ihnen unbestimmte Verhältnisse gaben, unter Umständen unheimlich wirken konnten.

Die Stunden vergingen. Die Nacht rückte vorwärts mit ihrem leisen, geheimnißvollen Schritt. Die Pechpfannen zwischen den Tatzen der Sphinxe waren längst ausgebrannt, die Gasflammen wurden gelöscht, Geräusch um Geräusch erstarb auf den einsamen Straßen und tiefes Dunkel legte sich brütend um die träumerische Burg. Die Lakaien hatten sich auf Befehl des Prinzen zur Ruhe begeben, die Kammerfrau der Prinzessin war in dem kleinen Vorzimmer zu dem Boudoir ihrer Hoheit über einem Glase Punsch eingenickt. Gegen Mitternacht weckte sie ein lauter Hülferuf. Sie fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf und glaubte im ersten Augenblick geträumt zu haben. Aber als sie aufmerksamer hinhorchte, war es ihr, als ob im Spiegelzimmer eine sehr lebhafte Discussion geführt werde. Sie konnte die Worte nicht verstehen, aber sie glaubte die Stimmen zu unterscheiden. Der Prinz redete sehr laut und erregt, dazwischen klang es, wie leises Weinen der Prinzessin.

Die erste Regung der Kammerfrau war, ihrer Gebieterin beizuspringen. Aber dann kamen ihr Zweifel, ob sie es wagen dürfe und während sie überlegte, war wieder Alles still geworden.

Erst in der Morgendämmerung des nächsten Tages betrat sie das Gemach. Die Lichter waren herabgebrannt und kämpften nun einen verzweiflungsvollen Todeskampf mit dem fahlen Morgenlicht, das sich durch die

Gardinen stahl und die Spiegel hellgrau färbte. Der kleine Theetisch war umgestürzt; die Prinzessin lag angekleidet und bewußtlos auf dem Estrich des Gemachs.

VI.

Die Kammerfrau der Prinzessin besaß eine Eigenschaft, welche überall, besonders aber bei Hofe — vielleicht, weil sie dort trotz aller scheinbaren Geheimnißthuerei am seltensten ist — geschätzt zu werden pflegt: Discretion. Ohne Jemand ins Vertrauen zu ziehen, weckte sie die Prinzessin aus ihrem ohnmachtähnlichen Schlafe, brachte sie zu Bette und beobachtete über den ganzen Vorfall ein unverbrüchliches Schweigen.

Aber manchmal hat gerade das Gute die schlechtesten Folgen. Nicht ganz im gleichen Grade mit der obenerwähnten Tugend ausgestattet nämlich war der Kammerdiener des Prinzen. Das Bedürfniß der Mittheilung war bei ihm im Gegentheil so rege, daß es das kleinste Vorkommniß seines Alltagslebens nicht ausschloß, geschweige ein so interessantes Factum, wie, daß der Prinz erst lange nach Mitternacht äußerst verstört und aufgeregt aus den Appartements der Prinzessin gekommen sei und noch zur selben Stunde habe abreisen wollen. Se. königliche Hoheit waren nur schwer wieder zu beruhigen und hatten die hellen Thränen in den Augen stehen, was nach und nach während des Auskleidens in eine Art von gelindem Schluchzen ausartete.

Der wackere Mann brachte ordentlich eine unruhige Nacht zu, bis er die Last dieses räthselhaften Ereignisses in den Busen zweier Lakaien niedergelegt hatte, welche ihr „heiliges Ehrenwort" dahin abgaben, „keinen Gebrauch von der Sache machen zu wollen", aber doch im Stillen den Entschluß faßten, die Kammerfrau der Prinzessin unter der Hand auszuforschen, was an der Sache sei.

Diese war erst seit kurzer Zeit bei Hofe und Keiner hielt es für möglich, daß es ihr in den Sinn kommen könne, den schuldigen Tribut zur Befriedigung der allgemeinen Neugierde rundweg zu verweigern. Aber — siehe da! so geschah es. Sie that, als ob sie die an sie gerichteten Fragen gar nicht verstünde, und als die Herren schließlich zudringlicher wurden und sich ungeziemende Anspielungen erlaubten über das Metall, womit ihr offenbar der Mund gestopft worden sei, wurde sie ganz grob und fertigte endlich ihre Inquirenten mit der unpoetischen Metapher ab, sie möchten gefälligst vor ihren respectiven eigenen Thüren kehren.

Dies war so ganz unerhört in der Lakaienwelt, daß natürlich sämmtliche Betheiligte auf den Gedanken kamen, es müsse etwas ganz Ungeheuerliches dahinter stecken, und je mehr es an positiven Thatsachen gebrach, auf einem um so freieren Spielraum tummelte die Phantasie ihr geflügeltes Rößlein.

Die Vermuthungen, welche in der unmittelbaren Umgebung des Prinzen über den dunklen Punct aufgestellt wurden, waren zum Theil sehr riskirter Natur; die meisten Stimmen aber vereinigten sich doch zuletzt in der Ansicht, daß Se. königliche Hoheit auch noch nach der Ehe auf seiner ursprünglichen Weigerung beharre und seiner ersten, fast mythisch gewordenen Liebe um jeden Preis treu bleiben wolle.

Auch die Gesellschaft beschäftigte sich viel mit der Prinzessin. Es fiel die Blässe ihrer Wangen in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft auf, aber der Eindruck, den ihr Auftreten hervorbrachte, war im Ganzen ein günstiger.

Man fand sie in allen Lebensäußerungen noch sehr kindlich und naiv und führte die Sicherheit ihres Benehmens mehr auf jugendliche Assürance, als auf bewußte Welterfahrung zurück.

Indessen sollte sich alsbald zeigen, daß Margaretha einer Energie fähig war, welche nichts mit naiver Kindlichkeit zu thun hatte. Der Prinz äußerte sogleich am folgenden Morgen nach jener seltsamen Brautnacht den Wunsch, auf sein Landgut Birkensee zurückzukehren, ja die Befehle zu den Vorbereitungen der Abreise waren bereits gegeben, als das ganze Project plötzlich auf den sehr entschiedenen Widerstand der Prinzessin stieß. Margaretha erklärte auf das Allerbestimmteste, daß sie in der Residenz zu verbleiben gedenke und Se. königliche Hoheit unter keiner Bedingung mitten im Winter aufs Land begleiten werde."

Der Hof des Prinzen stand dieser Weigerung hülf- und rathlos gegenüber und man wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als indem man die Sache auf indirectem, aber durchaus nicht mehr ungewöhnlichem Wege vor Se. Majestät brachte.

Der König schien etwas verstimmt, durch den häuslichen Zwist der kronprinzlichen Familie in seiner Ruhe gestört zu werden, aber er trat sofort bedingungslos auf die Seite der Prinzessin und ließ seinem Neffen sagen, daß er das Verlangen im höchsten Grade unbillig und ungalant finde, seine junge Frau den Zerstreuungen der Residenz entführen zu wollen, „die sie doch offenbar Beide so nöthig hätten."

Die Pourparlers, die Audienzen, die heftigen Auftritte, welche dieser Zwischenfall verursachte, konnten noch weniger geheim gehalten werden, als der unglückliche Ausgang des ersten intimen tête-à-tête des hohen Paares, und bald war es am Hofe und in der Gesellschaft ein öffentliches Geheimniß, daß zwischen den Neuvermälten eine sehr starke Erkältung stattgefunden hatte, bevor es noch zu einer eigentlichen Annäherung gekommen war.

Die Mehrzahl der Schiedsrichter zeigte sich anfangs geneigt, dem hartnäckigen Trotz des Prinzen die ganze und alleinige Schuld der schnellen Trübung dieses Verhältnisses beizumessen. Besonders der weibliche Theil des weltlichen Tribunals hatte in einem Optimismus, den er Heirathssachen gegenüber niemals zu verleugnen pflegt, von dem Prinzen erwartet, daß er sich in das fait accompli ergeben und eine Gattin gefallen lassen werde, die, wenn sie auch nicht die Wahl seines Herzens gewesen, doch in mancher Hinsicht verdiente, es zu sein. Aber Prinz Paul behielt seine ablehnende Haltung bei, und die Beziehungen der beiden Ehegatten waren zwar äußerlich höfisch glatt, aber doch von einem eisigen Hauch der Entfremdung angeweht. Es fiel insbesondere auf, daß der Prinz niemals seiner Gemalin den Arm anbot und es hatte überhaupt den Anschein, als ob er jede Berührung mit ihr auf das Geflissentlichste vermeiden wolle.

In Gesellschaften begleitete er sie nur in Ausnahmefällen und ohne den Zwang zu verbergen, den er sich dabei auferlegte. Viele fanden die Aeußerungen von Seelenschmerz, die er angesichts allgemeiner Lustbarkeit selten ganz unterdrückte, für affectirt und übertrieben und doch war die Trauer des Prinzen noch viel erträglicher als seine forcirte Lustigkeit, durch die ein kalter, diabolischer Zug hindurchging, der den Unbefangensten erschreckte.

Die Prinzessin schien sich Mühe zu geben, Beides zu ignoriren und als man sah, wie sie von Rout zu Rout, von Ball zu Ball, von Theater zu

Theater ordentlich flog, neigte sich das Zünglein der Waage der öffentlichen Meinung allmälig zu ihren Ungunsten. Man schloß daraus, daß sie die Sache auf die leichte Achsel nehme und sich offenbar ungemein schnell getröstet haben müsse. Die Bestgesinnten, die am längsten ihre Partei ergriffen hatten, schüttelten endlich den Kopf, wenn sie den Wagen mit ihrer Livrée, der nachgerade einen Bestandtheil der hauptstädtischen Physiognomie ausmachte, immer wieder und wieder in rasender Eile über das Pflaster dahinrollen sahen, gleich als gälte es ein versäumtes Vergnügen um jeden Preis einzubringen.

In der That schien Margaretha nichts mehr zu fürchten, als ihren düsteren Palast mit seinen steinernen Sphinxen davor und jede Gelegenheit, dem dickmauerigen Gefängniß wenigstens auf kurze Stunden zu entrinnen, war ihr offenbar hochwillkommen. Einige gaben als Grund hierfür ihre kindische Furcht vor Gespenstern an, von welchen das alte Schloß nach Aussage aller älteren Damen ja ordentlich wimmeln sollte, Andere meinten, sie scheue sich so sehr vor dem Alleinsein, weil sie doch nicht inneren Fonds genug besitze, sich mit sich selbst zu beschäftigen.

Dergleichen Vermuthungen sind leicht aufgestellt, was aber, wir fragen, hätte die arme Prinzessin in ihrem öden Heim zurückhalten sollen? Den Prinzen sah sie nur selten und niemals ohne Zeugen. Etwa bei der Tafel, wo er sehr einsilbig war, oder bei irgend einer flüchtigen Audienz, die sie gemeinsam ertheilten.

Auch im Uebrigen hatte Margaretha wenig gemüthliche Anhaltspuncte gefunden. Ihre frühere Umgebung hatte sie bis auf die letzte Kammerzofe an der Landesgrenze entlassen müssen. Die Gräfin Straaten entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß sie nur schwarzen Undank geerntet habe. Die Prinzessin hatte sie beim Abschied nur ganz flüchtig geküßt und ihr: „Adieu, liebe Straaten!" zugerufen, ohne eine einzige Dankesthräne zu weinen, geschweige eine letzte Bitte um Rath daran zu knüpfen, oder gar eine Einladung, sie demnächst an ihrem neuen Bestimmungsorte zu besuchen und dortselbst irgend eine Obersthofmeisterinstelle zu übernehmen.

VII.

Lag darin ein Unrecht oder eine Herzenshärte, so wurde sie vom Schicksal bitter genug gerächt. Baronesse Stieda, die neue Hofdame der Prinzessin, war allerdings nichts weniger als aufdringlich mit ihren Rathschlägen, aber dagegen gehörte sie auch nicht zu Denen, welche das beruhigende Gefühl einflößen, daß man sich bei ihnen, in was es auch immer sei, Raths erholen könne, oder daß man jemals eine Stütze an ihnen besitzen werde.

Man hatte sie der Prinzessin Margaretha zugewiesen, um sie nach dem Tode ihrer ersten Gebieterin anderweitig zu versorgen, denn der Hof glaubte buchstäblich nicht, ohne sie existiren zu können. Das Beste, was man von einem Menschen in Stellung sagen kann, galt von ihr: sie hatte eine Specialität und kam einem tiefgefühlten Bedürfniß entgegen. War sie doch der oft eintönigen, formellen und gelangweilten Hofgesellschaft eine unversiegbare Quelle von Heiterkeit.

Und eine so schöne Wirkung erzielte sie mit den einfachsten Mitteln von der Welt: sie stand nämlich im Rufe großer Einfalt und Naivetät. Diese unter normalen Verhältnissen nicht gerade sehr bevorzugte Eigenschaft machte

sie beliebter, als es oft die geistreichsten und witzigsten Köpfe sind, die mittelst all' ihrer glänzenden Unterhaltungsgabe niemals ganz den Bodensatz eines leichten Bedenkens betreffs ihrer Gefährlichkeit beseitigen können.

Dies war eine Rücksicht, welche man Baronesse Stieda gegenüber getrost außer Augen setzen konnte und der wenigst Begabte durfte sich ungestraft einen Scherz mit ihr erlauben, oder wenigstens den Versuch machen, auf ihre Kosten zu glänzen.

Sie merkte in der Regel erst viel zu spät, um was es sich handle und blieb stets von einer gewissen würdevollen und unerschütterlichen Ruhe. An der Conversation betheiligte sie sich nur wenig. Meistens schwieg sie und überließ sich der geistigen Vorarbeit zu den bedeutenden und originellen Bemerkungen über Wetter und Stunde, die sie zuweilen etwas abrupt und unvermuthet unter die Reden der Uebrigen schleuderte.

Ihre notorische Einsilbigkeit gab denn auch zu dem Gerüchte Veranlassung, die Mahlmühle ihres Geistes producire täglich höchstens zweihundert Worte und sie müsse daher sehr haushälterisch damit umgehen, um nicht schließlich eines Abends vollständig auf dem Trockenen zu sitzen. Ein Spaßvogel hatte einst einem fremden Attaché weiß gemacht, die Baronin sei eigentlich taubstumm, und die Scene soll sehr ergötzlich gewesen sein, in der er begann, sich mittelst lautloser Lippenbewegungen und der Fingersprache mit ihr zu verständigen, während sie entsetzt auffuhr und mit dem Ausruf: „Ein Verrückter!" die Flucht ergriff.

Diese Eigenschaft vermehrte auch die reiche Zahl ihrer Spitznamen mit dem der „Papagena" und es verging fast kein Weihnachten, an dem nicht irgend eine malitiöse Hand ein neues Vorlegschloß unter ihre Geschenke zu schmuggeln gewußt hätte.

Sie fühlte nicht alle Pfeile, die auf sie abgeschossen wurden, noch woher sie geflogen kamen; aber geschah es, so war sie unerbittlich. Möglich, daß sie, wie Viele behaupteten, ihr Herz gegen die zarteren Regungen der Liebe gepanzert hatte, aber sie war eines Hasses fähig, der in seiner blinden Hartnäckigkeit und consequenten Concentration an Fanatismus grenzte. Unter Denen, gegen welche dies starke Gefühl des Hasses im Busen Papagena's flammte, stand Graf Klamm, der Hofmarschall des Prinzen Paul, oben an. Sie erkannte in ihm nicht mit Unrecht den Urheber der meisten gegen sie gerichteten Machinationen, den Erfinder der kränkendsten Späße, den Colporteur der boshaftesten Witzworte.

Längst hatte sie den Fehdehandschuh aufgenommen, den er ihr hingeworfen zu haben schien, und nun stand sie mit ihm auf einem Kriegsfuß, auf welchem es keinen Waffenstillstand gab und ein Friedensschluß unmöglich war.

Graf Klamm hatte im Aeußeren eine wahrhaft erschreckende Aehnlichkeit mit einer ägyptischen Mumie, der unter irgend einer Grabpyramide ein spärlicher Bartwuchs nachgeschossen, und die ihr Gesicht durch Anbringung eines silbernen Monocles im linken Auge zu modernisiren trachtet. Er war so trocken und schwächlich wie ein welkes Blatt, das ein Windstoß entführen kann und seine runzeligen, leblosen Hände glichen ganz denen eines Skeletts.

Aber in dieser ungünstigen Hülle, der einen Anstrich von Distinction zu verleihen sich die vereinten Kräfte verschiedener Kunstgewerbe vergebens bemühten, wohnte ein rühriger, ressourcenreicher Geist. Graf Klamm machte die besten Witze bei Hofe und wenn er gut disponirt war, bildete seine Un-

terhaltung eine ununterbrochene Serie gut erzählter Anecdoten voll pikanter Medisance. Es war für Viele eine wahre Lust, ihm zuzuhören, wenn schon das Feuer, das er ausströmte, nur zu blenden, nicht zu erwärmen vermochte.

Die Prinzessin Margaretha liebte den Grafen Klamm nicht, ohne sich über diese mehr instinctartige Abneigung Rechenschaft zu geben. Sie fand ihn spöttisch und medisant und diese Eigenschaften waren ihr unheimlich, so sehr sie im Uebrigen harmlosen Scherz und die Gelegenheit zu lachen aufsuchte.

Die sonstigen Begegnungen, die sie am Hofe hatte, kamen kaum über die Grenze des Ceremoniellen hinaus und waren auch sonst nicht darnach angethan, sie gemüthlich zu fesseln.

Sie hatte ein Herz überfließend voll von expansiver Liebe mitgebracht und nun schien Niemand Notiz davon zu nehmen und gewillt, ihren Ueberfluß zu theilen. Die alte Herzensleere gähnte sie an und wie an ihre alte, so knüpfte sie auch an ihre neue Heimat kein intimeres Gefühlsinteresse.

Und doch nein! Ein Interesse gab es, dessen Keime sich schon in der vaterländischen Residenz gelegt hatten, und das unter der Ungunst der neuen Verhältnisse alsbald zu einer Blume von berauschendem Duft aufblühen sollte.

Unter der außerordentlichen Gesandtschaft, welche sich an den Hof der Prinzessin begeben, um ihre Ehe mit dem Prinzen Paul durch Procuration zu vollziehen, hatte sich als Ordonnanzofficier des königlichen Generaladjutanten ein Graf Waldeck-Klarence befunden, der auf den ersten Blick wenig dazu geeignet erschien, bei Hofe eine Rolle zu spielen.

Graf „Xavier", wie die spöttischen Damen der Aristokratie seinen etwas bäuerischen Vornamen französisirten, war weder, was man unter Männern einen „hübschen Kerl" nennt, noch besaß er das, was die Damen interessant finden. Sein Gesicht mit dem unreinen, sommersprossigen Teint hatte etwas Verschwommenes, das die hellgrauen Augen mit den buschigen schwarzen Augenbrauen darüber nicht retten konnten. Manchmal freilich, wenn diese Augen träumerisch und verloren blickten, waren sie schön, und seine Stimme hatte zu Zeiten jenen eigenthümlichen, weichen Nachklang, welchen man so oft bei gemüthvollen Menschen findet.

Niemand hatte jemals von großen Leidenschaften gehört, die Graf Xavier erweckt hätte, noch auch besaß er irgend welches notorische Glück bei Damen. Alles in seinem Aeußeren und in seinem Auftreten schien ihn naturgemäß dazu zu verurtheilen, übersehen zu werden. Und er trug dieses Geschick sichtlich mit Resignation. Niemals war an ihm das Bestreben wahrgenommen worden, sich bei irgend einer Gelegenheit in den Vordergrund zu drängen und auch nicht der leiseste Zug von Streberthum und Eitelkeit lag in seinem Charakter.

Graf Xavier entstammte einer sehr alten und hochangesehenen Adelsfamilie, die sich im Laufe der Jahrhunderte um Land und Dynastie vielfach unbestrittene Verdienste erworben hatte. Aber sie war, wie der technische Ausdruck lautet, nach und nach „heruntergekommen", und Xaviers Vater that vollends das Seine, diesen Ruin unwiderruflich zu machen. Er war einer von Denen, die man euphemistisch „zu gut" nennt, die aber in Wahrheit zu schwach sind, den Anforderungen einer vernünftigen Lebensführung zu genügen. Ein Mann von ziemlich schlecht entwickelter Intelligenz, von im Grunde gutem Herzen, aber einem fast krankhaften Hang, sich aller Welt gefällig zu zeigen.

Des kranken Kindes Weihnachten.

Nach einer Originalzeichnung von P. Wagner

Diese Gefälligkeit ruinirte den Grafen. Wechsel folgte auf Wechsel, Hypothekschuld auf Hypothekschuld und als der Graf die Augen zum ewigen Schlummer schloß, stand der Bankerott vor der Thüre.

Er war auch darin noch gefällig gewesen, daß er seiner Familie den schlechten Stand seiner Angelegenheiten bis zuletzt mit allen Künsten rücksichtsvoller Ausflüchte verheimlichte und noch mitten in den Schmerzen seiner letzten Krankheit fand er das verbindliche Lächeln und den heiteren Ton, der ihn sein Leben lang hatte liebenswürdig erscheinen lassen und der ganz zuletzt von Abschiedsahnungen gedämpft und verklärt sich wie eine leise Abbitte ausnahm.

Xavier hatte den Vater mit einer Art von Schwärmerei geliebt. Seinem jugendlichen Urtheil war er nie anders, als das Ideal chevaleresker Tugenden erschienen. Sein Tod wurde zum ersten tiefeinschneidenden Schmerz seines Lebens; er involvirte für ihn einen Bruch mit der Vergangenheit, der sein Dasein auch materiell in zwei Hälften theilte. Er fühlte es; aber lange blieb er, wie innerlich gelähmt, auf der Grenzscheide Beider verharren. Er ritt nicht mehr aus, er ging nicht mehr auf die Jagd, er streichelte nicht mehr die langen Ohren seines Lieblingshundes, der melancholisch und verwundert zu ihm emporsah; er spielte nicht mehr Billard in dem alten Rittersaal des Schlosses mit seinen geflickten Fensterscheiben, seinen zerfetzten Gobelintapeten und wackeligen Stühlen. Stunden lang saß er da und brütete in sich verloren. Des Nachts hörte ihn die Mutter manchmal so herzzerreißend schluchzen, daß sie verwundert den Kopf darob schüttelte.

Als der letzte Trauergottesdienst in der Schloßcapelle vorüber war und vollends all' die schönen Güter des Verstorbenen, bis auf das alte, baufällige Stammschloß, auf welches die Witwe ein unveräußerliches Residenzrecht hatte, den Händen gieriger Gläubiger ausgeantwortet waren, holte die Gräfin aus den wohlverwahrten Truhen ihrer Erinnerungen einen Stammbaum hervor, der irgend einmal als Ahnenprobe gedient hatte.

„In dreihundert Jahren nicht eine Mesalliance, nicht eine! Das ist ein Wort!“ sagte sie bewundernd, indem sie die Rolle entfaltete und mit der schmalen Hand über das staubige Pergament hinstrich. „Dein Vater war nahe daran, eine zu begehen, sehr nahe; aber Gott sei Dank, ich habe mich aufgeopfert und ihn noch in der letzten Stunde davor gerettet, in der allerletzten.“

Graf Xavier schwieg. Es ging ihm wie eine dunkle Vorstellung durch die Seele, daß sein armer Vater vielleicht weniger verloren gegangen wäre, wenn sie ihn seinem Schicksal überlassen und nicht mit solcher Wucht gerettet hätte.

„Du kannst in jeden Ritterorden eintreten und in jede Familie hineinheirathen“, fuhr die Gräfin fort. „In jede, absolut in jede, denn wir gehören zum hohen Adel. Namen, wie der Deine, sind überall gesucht. Gehe an den Hof und erkämpfe Dein Recht. Sie müssen etwas für Dich thun, sie müssen!“

Xavier widersprach nicht. Er dachte, während die Mutter sprach, an den einzigen Freund, den er außer seinem Vater Zeit seines Lebens besessen, den Sohn eines armen Lehrers, der in der Residenz im Priesterseminar seine Ausbildung erhielt und den er sich freute wiederzusehen. „Wann soll ich reisen, Mama?“ frug er.

Die Zeit wurde festgesetzt. Gräfin Waldeck arbeitete Nächte lang an

Recommandationsbriefen. Sie excerpirte den ganzen Gothaer Almanach und schleppte alle Complimentirbücher herbei, die verstaubt in der Bibliothek lagen, um Jedem seinen gebührenden Titel zu geben, Keinem zu wenig und um Gotteswillen Keinem zu viel!

Als die Scheidestunde herannahte, übermannte sie der Schmerz der irdischen Dinge. Ihre ruhigen Augen füllten sich mit großen Thränen und die weißen Hände zitterten, als sie sie segnend auf das Haupt des einzigen Sohnes, des letzten Stammhalters Derer von Waldeck-Klarence niedersenkte.

Aber es war ein Taumel, der vorüberging. Wenige Minuten darauf war sie wieder ganz Spartanerin. „Wenn Du als Hofmarschall zurückkämst?" sagte sie, „das wäre schon ein Anfang!"

VII.

So zog Graf Xavier von Waldeck-Klarence an den Hof, der etwas für ihn thun mußte. Aber ach! — Die arme Gräfin hatte auf ihrem stillen, abgelegenen Schloß entweder die richtige Vorstellung von der realen Welt verloren, oder diese Welt war unterdessen eine andere geworden als damals, da sie als Comtesse Wolkenstein den Hof und das Herz der Männer durch ihren kleinen Fuß, ihren schönen Wuchs und die berühmten Wolkensteinischen Familiendiamanten bezaubert hatte.

Xavier gab seine Empfehlungen ab. Die Einen empfingen ihn gar nicht, die Anderen behandelten ihn mit einer gewissen überraschten Zurückhaltung und er fühlte, daß er ihnen ungelegen komme. Im besten Falle wurde er mit guten Rathschlägen und Einladungen zum thé dansant abgespeist.

„Die Welt ist egoistisch geworden, mon ami", sagte ihm eine alte Freundin seiner Mutter, die ihm nicht helfen konnte. „Wer thut noch etwas für einen Anderen, wenn er keinen Vortheil dabei sieht? Jeder denkt nur an sich und auch der Adel läuft dem Geld nach. Ein reicher Parvenü gilt mehr als ein herabgekommener Cavalier pur sang. Natürlich nicht in meinen Augen, aber bei sehr Vielen, selbst in der ersten Gesellschaft."

Es waren dies traurige Tage für Xavier von Waldeck. Er hatte sich in die Sache gestürzt in einer Stimmung der Reaction der Tugendkraft gegen melancholische Anwandlungen; nun brachen die kaum verharrschten Wunden wieder neu blutend auf. Es überkam ihn ein unnennbares Heimweh nach dem Grab seines Vaters, nach der halbzerfallenen, verödeten Burg seiner Ahnen. Er wurde weich wie ein Kind und hätte manchmal geweint, wenn er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte.

Trotz alledem hatte er nicht den Muth, unverrichteter Sache zurückzukehren. Es war eine Art Scheu vor seiner Mutter, die ihn davon zurückhielt. Ihr war er eigentlich niemals gemüthlich so recht nahe gestanden und, indem er scheinbar auf ihre ehrgeizigen Pläne einging, gehorchte er zugleich einem geheimen Antrieb, sich ihrer Sphäre zu entziehen und einem Conflict auszuweichen, der bei der tiefen Verschiedenheit ihrer Naturen fast unausbleiblich schien.

In dieser widerspruchsvollen Lage gelangte ein Brief an ihn, der in einem wohlthuend herzlichen Tone geschrieben war. Ein alter Freund seines Vaters, an den er zufällig keine Empfehlung abgegeben hatte, schrieb an ihn

aus freien Stücken. Er sprach ihm in seinem Briefe von seinem verstorbenen Vater in jenem begeistert sentimentalen Tone, der die Männerfreundschaft der dreißiger Jahre charakterisirt, und lud ihn ein, zu ihm zu kommen.

Baron Greilsheim hatte die militärische Carrière eingeschlagen und war, von günstigen Umständen unterstützt, an der Jacobsleiter der Anciennetät bis zum General der Cavallerie, ja bis zum ersten Generaladjutanten des Königs emporgestiegen. Nun war er ein Greis von weißen Haaren und etwas forcirt militärischer Haltung, nicht ganz frei auch von jenem Gemisch selbstbewußter Vornehmthuerei und principieller Kühlheit, welches man den Hofton nennt. Aber er hatte nur sein Aeußeres belecken können; sein Inneres war unversehrt geblieben und besonders bewahrte er seinen Jugendbeziehungen die schöne Treue eines warmen Gemüthes. Die Zahl der seitdem entschwundenen Jahre ließ sie ihm nicht in blässerem, sondern eher in hellerem Lichte erscheinen und Phantasie und Gemüthsbedürfniß ergänzten ihm nun noch, was einst in Wahrheit vielleicht nicht einmal so wolkenlos gewesen war.

Er entdeckte sofort in dem Jüngling das Ebenbild des Vaters, mit dem er in Wahrheit nur geringe Aehnlichkeit hatte, und schloß ihn von dem ersten Augenblick an in sein Herz ein.

„Sie suchen also Stellung?" frug er ihn nach einem ausgezeichneten Diner, bei welchem er sich mit seinen eigenen Jugenderinnerungen und veuve Cliquot in die beste Laune versetzt hatte.

„Ja, Excellenz!" entgegnete Xavier mit einem leichten, leichten Seufzer.

„Was können Sie leisten? Voyons!" — Er maß ihn vom Fuß bis zum Kopf.

„Reiten, Excellenz!" sagte Xavier und sein Auge erglänzte bei dem Gedanken, daß er seit Monaten kein Pferd mehr zwischen den Beinen gehabt habe.

Der General lächelte. Die Antwort mißfiel ihm nicht, obgleich sie, wie sich alsbald herausstellte, so ziemlich das Einzige namhaft machte, in dem Graf Xavier wirklich Ausgezeichnetes leisten konnte. Im Uebrigen hatte er in jedem Fache einige vage, allgemeine Kenntnisse, in keinem gründliche oder praktisch verwerthbare. Sein Schulsack war, wie man zu sagen pflegt, federleicht geblieben.

Baron Greilsheim überlegte. Einige Zeit lang beobachtete er den jungen Mann und je näher er ihn kennen lernte, um so besser gefiel er ihm. Endlich brachte er ihn in der Cavallerie unter. Kurz darauf wurde er Lieutenant und seine gute Führung, seine ruhige Pünctlichkeit im Dienst, seine körperliche Gewandtheit und Frische bewiesen, daß der General keinen Unwürdigen unter seine Fittiche genommen hatte.

Bald bot sich eine neue Gelegenheit für den Grafen dar, in die Höhe zu steigen. Baron Greilsheim wurde zum Eheprocurator des Prinzen Paul ausersehen und wählte ihn zu seinem Ordonnanzofficier.

Dies war die erste Sprosse der Leiter, die ihn aufwärts in die höfischen Regionen führte. Und merkwürdig genug! — Was Niemand erwartet hatte, das Unerhörte traf ein — Graf Waldeck gefiel bei Hofe! Die kurzen Wochen, die er in der Residenz der Prinzessin Margaretha zubrachte, genügten, ihn allgemein beliebt zu machen, ja die Kunde seiner Erfolge bis in die heimatlichen Kreise zu tragen. Es gab keine der allerhöchsten Persönlichkeiten, denen er präsentirt wurde, die nicht Wohlgefallen an ihm gefunden hatten.

Selbst die Höflingsschaar ließ es neidlos geschehen, daß man ihn auszeichnete und stellte sich ihm nicht ablehnend oder oppositionell gegenüber. Stand er doch Niemand im Wege, suchte er doch Niemand zu verdrängen, oder selbst emporzukommen. So kam es auch, daß er keinen Feind hatte. Sein Wesen verbreitete eine Atmosphäre von Behagen um sich und erweckte Vertrauen in dem Mißtrauischsten.

Dabei war sein Benehmen durchaus einfach und natürlich. Er gab sich stets ganz, wie er war und redete nur, wie er dachte. Dies war neu bei Hofe. Und seine Natürlichkeit war nicht etwa gespielt, oder forcirt, noch drängte sie sich in den Vordergrund, sie war nicht die bäuerische Maske der Formlosigkeit, hinter der sich so oft die roheste Selbstsucht verbirgt, sie war echt wie Gold und wahr, wie Kindeswort. Graf Waldeck war kein Heuchler, kein verkappter Streber, kein falscher Biedermann, er war ein einfacher, treuherziger Mensch von Gemüth, der den Fonds seines Wesens offen zur Schau tragen konnte, und gefahrlos seinen ersten Anregungen nachgeben durfte, denn es waren die eines verschwenderisch guten Herzens und liebenswürdigen Naturells.

Dies war der Grund einer Wirkung, die nicht ausbleiben konnte. Graf Waldeck gehörte nicht zu Denen, die leicht verkannt werden, über die viel philosophirt wird und über welche sehr verschiedene Meinungen cursiren. Das Ecclatante in der moralischen Welt drängt sich von selbst auf. Der helle Tag der Güte und die finstere Nacht der Verworfenheit haben etwas Notorisches, das unter normalen Verhältnissen keines Commentars und keiner verfeinerten, vertieften Menschenkenntniß bedarf. Waldeck wirkte bei Hofe, wie wenn durch ein parfümirtes Zimmer manchmal würziger Waldesduft strömt, oder eine trillerverschnörkelte Kunstmusik auf einmal durch eine einfache Volksweise unterbrochen wird, die zum Herzen geht.

IX.

Dem allgemeinen Zauber, den Graf Xavier ausübte, vermochte sich auch Prinzessin Margarethe nicht zu entziehen. Vom ersten Augenblick an, da sie ihn gesehen, hatte sie unwillkürlich Sympathien für ihn empfunden und alsbald war zwischen Beiden ein gewisses freundschaftliches Einverständniß hergestellt.

Graf Waldeck war der erste Mann, der der Prinzessin als Freund gegenüber trat, der, ohne jemals durch die leiseste Indiscretion die Courtoisie zu verletzen, welche das feine Gefühl, wie die Sitte gegen Damen vorschreibt, doch die Schranken vollständig und unbewußt zu ignoriren schien, die erhabene Stellungen und das Ceremoniell der Höfe zwischen den Menschen aufrichten. Es überraschte sie, daß man so gegen sie sein könne; aber diese Ueberraschung war eine angenehme, fast freudige. Graf Waldeck sprach über Alles so leicht hin, sein Horizont war so wenig weit, seine Conversation setzte so wenig voraus, daß es ein Genuß für die Prinzessin war, sich ungezwungen mit ihm zu unterhalten, ja selbst in kleine Wortgefechte einzulassen, aus denen fast stets sie als Siegerin hervorging, so tapfer er sich dagegen wehrte. Denn er schien nicht zu wissen, daß Widerspruch eigentlich nicht hoffähig ist, wie denn seine ganze Artigkeit sich überhaupt mehr wie ein herzliches Wohlwollen, als eine von der Etikette vorgeschriebene Pflicht anfühlte.

Sie ließ sich von ihm viel über die Verhältnisse des Landes erzählen, dessen Herrscherin dereinst zu werden sie berufen war und manchmal nahm sogar das Bild, das sie sich von dem unbekannten Gatten in der jugendlichen Phantasie ausmalte, die Gestalt des Grafen Xavier an.

Die rauschenden Feste ihrer Vermälungsfeier hatten dann sein Bild in den Hintergrund gedrängt. Es ging unter in der Massenhaftigkeit der neuen Eindrücke, die auf sie einstürmten, in dem wirren Durcheinander von Persönlichkeiten, die in kurzem Zeitraum in ihren Gesichtskreis eingetreten waren.

Nach dem unheilbaren Bruch, den ihr Verhältniß zu dem Gatten schon in seinem Entstehen erlitten hatte, in der tiefen Vereinsamung und vollständigen Oede, der sie sich abermals gegenüber gestellt sah, tauchte es mit einem Male wieder auf. Sie gedachte der ungetrübt frohen Momente, die sie in Waldeck's Gesellschaft zugebracht hatte und ein seltsam reges Verlangen, fast etwas wie Sehnsucht nach ihm befiel ihr verwaistes Herz.

Lange suchten ihre Blicke ihn vergebens. Er war nicht im Theater, nicht in den Reunions der ersten Gesellschaft, nicht bei den Galladiners des Hofes. Einmal hatte sie den Grafen Klamm nach ihm gefragt, aber sie fühlte, wie sie dabei erröthete und wagte es kein zweites Mal mehr. Klamm that übrigens, als ob er Waldeck aus dem Gesichtskreis verloren hätte und bedauerte in etwas übertrieben officiellem Tone, keinen Aufschluß über ihn geben zu können.

Endlich führte der Zufall eine Begegnung herbei. Auf einer Anhöhe, nahe bei der Sadt, war eine doppelreihige Kastanienallee, welche die vornehme Welt zu ihrem Corso benutzte. In den Stunden nach dem Diner konnte man dort Wagen an Wagen sehen, in so dichter Menge, daß Verkehrsstockungen nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Die Livrée des Prinzen Paul war niemals an diesem Orte gesehen worden und auch die Prinzessin hatte, da ihr langsames Fahren verhaßt war, Anfangs wenig Lust geäußert, sich an diesem Vergnügen zu betheiligen, so sehr auch die Stieda eine leichte Bewegung nach Tisch als der Verdauung ungemein zuträglich angerühmt hatte. Plötzlich gab sie eines Tages dem Drängen ihrer Hofdame nach. Die Baronin glaubte einen Sieg erfochten zu haben, aber die Wahrheit war, daß die Prinzessin in Erfahrung gebracht hatte, daß der Corso auch stark von Cavallerieofficieren besucht zu werden pflege.

Das Glück war ihr günstig; kaum war ihr Wagen in die Allee eingefahren, so bemerkte sie den Grafen Waldeck hoch zu Roß. Der junge Lieutenant ritt an diesem Tage ein prachtvolles arabisch-englisches Pferd des Generals, das noch wenig geschult war und sein überflüssiges Feuer in Capriolen aller Art verschwendete.

Als das edle Thier der Equipage der Prinzessin ansichtig wurde, scheute es und es kostete einige Anstrengung, es bei Seite zu reißen, um ihm die übliche Frontstellung vor der Hofcarosse zu geben. Graf Waldeck zog sich mit vollendeter Eleganz aus der Affaire und blieb Herr der Situation.

Die Prinzessin war Pferdekennerin und wußte im Allgemeinen equestrische Kunststücke zu würdigen. Aber sie sah nichts davon bei seiner ersten Begegnung. Als ihr Wagen sich dem Grafen von Waldeck näherte, kam es über sie wie ein jäher Schreck und ihr Herz fing an laut und ungestüm zu pochen. Sie wurde ganz unwillig darüber, zwinkerte die Augen vornehm zusammen, als wolle sie sehen, was es da gebe, und grüßte nur mit einem leichten, steifen Nicken des Kopfes.

„Ist er nicht etwas stärker geworden?" wandte sie sich dann hastig an die Baronin. Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie sich nach Roß und Reiter hätte umwenden dürfen.

Das Gesicht der Baronin nahm einen etwas blöden Ausdruck an. „Wen meinen königliche Hoheit?" frug sie.

Margarethete erröthete. „Den Grafen Waldeck", entgegnete sie mit leichter Verwirrung, „kennen Sie ihn nicht?"

„Ist er Kammerjunker?"

„Ah, je ne sais pas!" erwiederte die Prinzessin etwas wegwerfend und nicht ohne anzudeuten, wie gleichgültig ihr das wäre.

„Ich kenne nur Kammerjunker', erklärte Fräulein von Stieda, indem sie sich elegisch im Wagen zurücklehnte.

Damit endete das Gespräch; aber die Prinzessin besuchte seitdem den Corso täglich und auch Graf Waldeck versäumte nicht, sich einzustellen.

Die Kastanienallee des Corso mündete in parkähnliche Anlagen, die im Sommer ein beliebter Vergnügungsort waren. Am Ende derselben thalabwärts stand ein Kloster der Karmelitinen. Aus den hohen, grauen Mauern, welche Gemüsegarten und Kirchhof des Klosters umgaben, ragte nur der kleine Satteltthurm des alten Kirchleins empor, von dem zu gewissen Stunden des Tages Horageläute wie leises Wimmern tönte. Dicht an der Klostermauer vorbei führte ein heckenumzäunter Fußweg zu einem kleinen, niederen Hügel, auf dem unter Bäumen das verwitterte Denkmal einer Schlacht stand, die in unvordenklichen Zeiten in dieser Gegend geschlagen wurde. Man nannte den Ort: „Zu den drei Blutbuchen." Von hier aus konnte man die Kreuze des Kirchhofs sehen und die ganze Landschaft hatte dort etwas melancholisch Abgelegenes.

Und doch liebte die Prinzessin, weil er von Spaziergängern weniger besucht war, gerade diesen Theil der Anlage am meisten und nahm die Gewohnheit an, ihren Wagen am Ende des Parkes halten zu lassen, und von zwei Lakaien in respectvoller Entfernung gefolgt, an der Seite der Stieda bis „Zu den drei Blutbuchen" und wieder zurück zu wandeln.

Auch Graf Waldeck fand sich daraufhin zu Fuße ein und sie waren sich schon zu wiederholten Malen begegnet, ohne daß die Prinzessin ihn angesprochen hätte, so lebhaft sie sich auch im Stillen vorgenommen, es zu thun. Es bedurfte indessen einer kleinen Vorbereitung, die Sache nicht auffällig erscheinen zu lassen und weibliche List gab Margaretha einen Gedanken ein, dessen Ausführung nur größerer Ruhe bedurft hätte, um diesen Zweck vollständig zu erreichen.

Eines Tages, als sie seiner ansichtig geworden war, sprach sie eine Anzahl von Personen ihrer Bekanntschaft auf der Promenade an, ohne Waldeck aus den Augen zu verlieren. Er war stehen geblieben, als sie in seine Nähe kam, und hatte die Hand zu militärischem Gruß an die Mütze gelegt. Nun ging sie eilig auf ihn zu und redete ihn mit vornehm lauter Fistelstimme, gleich als wolle sie sich damit selbst Contenance geben, an: „Wie geht es Ihnen, Graf Waldeck? Warum sieht man Sie nirgends? Haben Sie unsere ästhetischen Discussionen schon vergessen? Gehen Sie nicht in Gesellschaft? . . . Ich würde mich freuen, Sie zu sehen."

Sie that all' diese Fragen, als ob sie sie ablese, ohne auszusetzen und, ehe er noch Zeit gehabt, etwas Anderes als einige unzusammenhängende Silben von sich zu geben, war sie wieder mit einer Schnelligkeit an ihm

vorbeigesegelt, als sei jeder Augenblick in ihrem Leben unwiederbringlich kostbar.

Um dieselbe Zeit ließ Graf Waldeck sich in den Jungen-Herren-Club aufnehmen und machte Besuche in der ersten Gesellschaft.

Prinzessin Margaretha unterhielt sich mit ihm, wo immer sich eine Gelegenheit dazu darbot und bald war es ein Ballgespräch der vornehmen Welt, daß sie ihn bevorzuge. Dies hob Xavier auf einmal in Aller Augen ganz merkwürdig. Man glaubte der Prinzessin gefällig zu sein, indem man ihn einlud und zur Crême der Vergnügungen heranzog.

So wurde er bald aus einem obscuren Lieutenant einer der ersten Lions und Festarrangeure der Saison. Alle Welt umdrängte ihn, seine Ansicht zu hören und um seinen Rath zu bitten. Die ältesten Herren redeten ihn mit „Erlaucht“ an und erinnerten sich plötzlich, sehr gut mit seinem Vater gestanden zu sein; die hochmüthigsten Grobiane unter den jüngeren traten aus ihrer traditionellen Reserve, ließen sich ihm vorstellen und suchten auf irgend eine Weise seine Freundschaft. Die Damen lorgnettirten ihn verstohlens, um zu constatiren, „was die Prinzessin an ihm finde“ und waren glücklich, wenn er mit ihnen sprach oder tanzte.

Die Sache hatte nur einen Nachtheil. Graf Xavier hatte bisher so gut und so schlecht es ging, von seiner Lieutenantsgage gelebt. Seine Bedürfnisse waren so gering und bescheiden, daß er selbst mit dem Wenigen, was er hatte, noch freigebig sein konnte. Damit hatte es nun ein Ende. Das Leben in der ersten Gesellschaft zeigte sich mit Ausgaben verbunden, denen schlechterdings nicht auszuweichen war. Wer mit beschränkten Mitteln unter reichen Leuten lebt, muß entweder zum Schmarotzer oder zum Schuldenmacher werden. Ein Drittes giebt es nicht. Bald verlor Waldeck den festen, materiellen Boden unter den Füßen, und gleich, als habe sie nur einer Anregung bedurft, fing die verschwenderische Ader, die er vom Vater geerbt hatte, an, laut und lustig zu pulsiren.

Anfangs schickte die Mutter, was sie noch vollends zusammenraffen konnte. Wozu er es brauchte, frug sie nicht; es war ihr genug, zu wissen, daß er im günstigen Fahrwasser steuere; woher sie es nahm, schien seine Wißbegierde nicht zu reizen, obgleich es manchmal ans Räthselhafte grenzte.

Aber diese trüben Quellen flossen nach und nach immer spärlicher und versiegten endlich ganz; zum großen Schmerz der Mutter, zum kleinen Leidwesen des Sohnes. Er verlegte sich aufs Schuldenmachen. Wenn von irgend etwas, so gilt davon das Französische: „il n'y a que le premier pas qui coûte.“ Ein Graf Waldeck-Klarence, Erlaucht, wohlgelitten bei Hofe, vergöttert in der Gesellschaft, fand Gläubiger in Fülle. Mit der glücklichsten Sorglosigkeit nahm er, was ihm dargeboten wurde, den Blick vor der Zukunft verschließend. Ein Scheinglanz von Reichthum umgab ihn alsbald wie einst seinen Vater und er lebte wie ein reicher Erbe, der berufen ist, wenn er die Freuden der Welt satt hat, ein Fideicommiß von unverwüstlichen Grundlagen anzutreten.

Nun kamen auch Talente bei ihm zum Vorschein, die bisher im Verborgenen geschlummert. Niemand hatte ihm so z. B. Darstellungsgabe zugetraut. Und doch besaß er sie in nicht ganz ungewöhnlichem Grade. Seine ersten Versuche machte er in den lebenden Bildern, womit der österreichische Gesandte seinen sonst herzlich langweiligen Routs eine neue Anziehungskraft zu geben sich bemühte.

Bekanntlich sind dergleichen Gesellschaftsspiele nicht gerade diejenigen Gelegenheiten, bei denen menschliche Erfindungsgabe ihre schönsten Triumphe feiert. Statt zu zeigen, wie viel Geistesgegenwart, wie viel gute Gedanken, wie viel poetisches Talent in einem Kreis von Menschen schlummert, liefern sie in der Regel nur den nachgerade etwas überflüssigen Beweis, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt.

Der österreichische Gesandte stand im Rufe eines gewiegten Diplomaten, aber die Noten an seine Regierung waren wohl besser componirt, als das Programm zu seinen lebenden Bildern. Man nahm die Stoffe dazu, wo man sie fand: aus der Geschichte, aus der Mythologie, aus der Kunst. Dazwischen einige Allegorien, die Niemand verstand, einige Räthsel, die endlich nach längerem Kopfzerbrechen der Gesellschaft auf allgemeines Verlangen aufgegeben werden mußten.

Den Anfang machte eine Scene aus der Gebirgswelt. Graf Xavier figurirte als tirolischer Liebhaber und die kurzen Kniehosen, der grüne Hut mit der Spielhahnfeder stand ihm so gut, daß ihm einer der Herren das etwas zweifelhafte Compliment machte, man habe ihn auf Ehre von einem echten Tiroler nicht unterscheiden können.

Der Gegenstand der Darstellung war ein belauschtes Liebespaar, zuerst im Entzücken über die willkommene Begegnung Hand in Hand, dann mit schnell veränderter Stellung entsetzt und verschämt über die Dazwischenkunft des ungelegenen Lauschers. Xavier wußte den verschiedenen Gesichtsausdruck sehr glücklich wiederzugeben. Die Prinzessin fand die Sache „sehr drollig“ und applaudirte.

Viel belacht wurde auch die Carricatur, in der Waldeck als „Heiliger Georg zu Pferde“ auf einem Riesenwiegengaul saß und mit einer Lanze einen Papierdrachen, wie ihn Knaben steigen lassen, durchstach, während im Hintergrund selig lächelnd die befreite Jungfrau ihr Lamm am blauen Bande hielt.

Am besten aber gefiel Xavier als Romeo. Er kniete vor der schlummernden Giulietta, die Hand krampfhaft auf die Brustwunde gepreßt, in der man den Dolch stecken sah. Sein Haupt, von einem Wald entlehnter Locken umrahmt, war nach rückwärts gebeugt und sein Gesicht mit dem halbgeöffneten Mund und dem brechenden Auge drückte einen Schmerz aus, den auch noch im Tode ein Gedanke von Liebe verklärt. Ein Ah! der Bewunderung entfuhr der Gesellschaft.

Unter den Zuschauern hatte sich auch Prinz Paul befunden und er war bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal auf den jungen Waldeck aufmerksamer geworden, den man ihm zwar als Ordonnanzofficier seines Eheprocurators seiner Zeit präsentirt hatte, den er aber nicht weiter beachtete, bis eine dunkle Kunde von seinen Erfolgen in der Gesellschaft und bei seiner Gemalin auch bis zu ihm gedrungen war.

„Ich will ihn sehen!“ befahl er nun in so zornigem Ungestüm, daß die Züge des Hofmarschalls boshaft aufleuchteten und er sich mit ungewöhnlicher Bereitwilligkeit beeilte, dem Auftrag Sr. königlichen Hoheit nachzukommen.

Graf Waldeck hatte sich in die Garderobe der kleinen Bühne zurückgezogen und es verging einige Zeit, bis er dem Hofmarschall folgen konnte.

Als sie endlich vor dem Prinzen erschienen, schien dieser seinen Auftrag und die Welt um sich her vergessen zu haben. Er lehnte mit verschränkten

Armen an einer Säule des Saales und starrte unverwandt auf den Boden, als suche er dort die Lösung eines Problems, das seinen Geist beschäftigte.

Erst als Graf Klamm ihn ansprach, blickte er verstört auf und fixirte die Gestalt des Berufenen. „Wer?" frug er leise.

„Graf Waldeck!" erinnerte der Hofmarschall.

„Graf Waldeck, ganz recht", wiederholte der Prinz, wie wenn er nach kurzer Geistesabwesenheit wieder zu sich gekommen wäre. Dann ließ er seine Blicke lange auf dem Ankömmling verweilen und es trat eine Pause ein, die selbst dem Hofmarschall so peinlich wurde, daß er den Prinzen durch ein lautes Räuspern an die Flucht der Zeit zu erinnern suchte.

„Sie sahen sehr gut aus als Romeo", sagte endlich der Prinz zu Waldeck, von dem er noch immer kein Auge verwandte.

Waldeck verneigte sich.

„Man sagt, Sie hätten sehr viel Glück bei Damen", fügte dann der Prinz schnell und, wie einer plötzlichen Eingebung seines Gedächtnisses gehorchend, hinzu.

Waldeck inscenirte jene unbeschreibliche Bewegung mit Nacken und Achseln, womit wir bescheiden ein halbes Compliment ablehnen, oder leise verletzt, eine ganze Anklage von uns abwälzen.

„Sehr viel Glück!" betonte der Prinz.

Graf Klamm glaubte nun den Zeitpunct gekommen, in welchem er sich ins Gespräch mischen müsse, um ihm eine weniger kitzliche Wendung zu geben und stotterte etwas, wie: „Ja, sehr begreiflich", „ungemein schmeichelhaft", „sehr wahr", dazwischen.

Der Prinz erhob den Kopf und sah vornehm verweisend auf seinen Hofmarschall herab. „Gehen Sie zu der Prinzessin!" befahl er und, als sei es ihm nur darum zu thun gewesen, einen ungelegenen Lauscher los zu werden, veränderte er, nachdem der Hofmarschall sich zögernd zurückgezogen hatte, seine gezwungene Stellung und sagte in gedämpftem Tone zu Waldeck:

„Haben Sie in diesem Glück die Erfahrungen gesammelt, die es Ihnen möglich machen, den Schmerz und die Ruhe des Todes so schön wiederzugeben?"

Graf Waldeck horchte verwundert auf; er verstand nicht, was der Prinz meinte und wurde auch alsbald von diesem selbst der Mühe einer Antwort überhoben.

Der Vortrag eines Musikstückes hatte begonnen; der Prinz hatte sich wie electrisirt mit einem befehlerischen: „Tanzen Sie! Tanzen Sie!" rasch von Waldeck abgewandt und ihn in einer um so größeren Verwirrung zurückgelassen, als die Tacte, die soeben angeschlagen wurden, nicht die Introduction zu einem Tanze waren, noch ein solcher überhaupt für den Abend in Aussicht genommen.

Die Prinzessin schien aus der Ferne diese Scene beobachtet zu haben; ihre Blicke begegneten sich; aber in ihrem Gesichtsausdruck lag an jenem Abend keine Einladung für Waldeck, sich ihr zu nähern, und er zog sich frühe verstimmt zurück.

Auch Margaretha hatte übrigens die lebenden Bilder mit dem regsten Interesse betrachtet und ihre Augen waren stets in erster Linie auf Waldeck wie auf den natürlichen Mittelpunct des Ganzen gefallen.

Damals entdeckte sie zuerst äußere Vorzüge an ihm. Er war schlank gebaut und hatte eine angeborene Distinction der Haltung. Selbst sein

Gesicht mit dem unreinen, fahlen Teint konnte einen Ausdruck annehmen, der sich tief in die Seele einprägte.

In der Nacht nach der Soirée beim österreichischen Botschafter träumte Margaretha von diesem Gesicht und von dieser Haltung und auch am folgenden Tage stand manchmal plötzlich das Bild von Waldeck's äußerer Erscheinung vor ihrer Seele und ließ sich nicht mehr verscheuchen.

X.

Die lebenden Bilder der österreichischen Gesandtschaft und der durchschlagende Erfolg, der damit erzielt worden war, raubten der Marchesa Cavalotti den Schlummer. Sie war die reichste Witwe der Residenz und ihre Feste hatten stets etwas Exquisites, Außergewöhnliches, Pompöses, obwohl sie nicht eigentlich zu der Crême der ersten Gesellschaft gehörte, welche sie den Ehrgeiz hatte, um sich zu versammeln.

Man war nicht ganz sicher über die Reinheit ihrer Abstammung, die ein ausländischer Name deckte, und selbst ihr Ruf war nicht von jener makellosen Reinheit, deren Schein wenigstens zu bewahren die vornehme Welt verlangt. Die Chronique scandaleuse der Gesandtschaften wußte von geschiedenen Männern, Selbstmorden zu ihren Gunsten, Duellen zu ihrem Nachtheil und Liebhabern zu ihren Füßen manch interessantes Detail zu erzählen. Aber all' dies war ebenso wenig controlirbar als der Stammbaum der Marchesa und ihre Schönheit und ihr Reichthum waren für die Meisten Grund genug, es damit nicht allzu rigoros zu nehmen.

Sie hatte sich entschlossen, bei sich Theater spielen zu lassen und die ganze Stadt war voll von der Pracht der Arrangements und der Schönheit der Coulissen, welche Künstler ersten Ranges für sie angefertigt hatten.

Prinzessin Margaretha war speciell geladen worden, und es erhob sich alsbald ein Streit am Hofe, ob sie hingehen könne oder nicht. Der Hofmarschall fand, es sei ganz unmöglich, denn er wußte, daß Graf Waldeck eine Rolle an dem Liebhabertheater übernommen hatte und sah schon im Geiste, wie die Prinzessin vor Aerger über diese Unmöglichkeit ihre Handschuhe zerriß. Die Hofdame begriff nicht, warum man diese Einladung nicht annehmen solle, denn sie gedachte der ausgezeichneten Soupers, welche bei Frau von Kavalotti servirt zu werden pflegten.

Prinz Paul hörte die Debatten über diesen Punct mit an, ohne sich daran zu betheiligen; doch schien er der Entscheidung seiner Gemalin mit einiger Spannung entgegen zu sehen. Die Prinzessin sagte gar nichts; sie handelte. Ruhig hörte sie die Ansichten der Anderen an, aber ebenso ruhig las sie den eleganten Theaterzettel auf Velin mit den vergoldeten Vignetten wohl ein Dutzend Mal und wußte endlich die Namen aller Mitwirkenden auswendig.

Als der Abend des Festes herannahte, befahl sie den Wagen so einfach und unbewegt, als ob es sich ganz von selbst verstünde.

„Wohin befehlen Euer königliche Hoheit?" frug Graf Klamm.

„Zu Frau von Kavalotti", entgegnete die Prinzessin mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit.

Der Hofmarschall rührte sich nicht von der Stelle. Die Prinzessin wurde roth vor Entrüstung und schaute ihm fest in die Augen.

„Fürchten Eure königliche Hoheit nicht . . .“ begann er. Dann stockte er.

„Was?“ frug Margaretha schroff.

„Frau von Kavalotti ist pas tout à fait reçu“, sagte er im Tone rücksichtvollster Einwendung.

Die Prinzessin richtete den Kopf etwas in die Höhe und blinzelte mit den Augen. „Wenn Ihnen die Gesellschaft der Marchesa nicht convenirt, lieber Graf Klamm, bleiben Sie doch weg.“ Damit wandte sie sich ab.

Graf Klamm wurde — wenn es erlaubt ist, so unpoetische Vergleiche anzuwenden — gelb wie Käse und lispelte zu der Stieda: „Sie werden sehen, unsere Gnädigste compromittirt sich noch einmal ganz colossal.“

„Wie so?“ frug die Stieda, die absolut nicht begriff, wie man sich compromittiren könne, indem man zu einem guten Souper fahre.

Als die Prinzessin aus ihrem Boudoir zurückkam, näherte sich ihr Graf Klamm in der unterwürfigen Stellung eines Verbrechers, der um Gnade fleht und betheuerte, daß er es nun doppelt für seine Pflicht halte, Ihre königliche Hoheit ins Palais Kavalotti zu begleiten.

„Gehen Sie denn nicht mit dem Prinzen?“

„Mein gnädiger Herr lassen Eure königliche Hoheit bestes Vergnügen wünschen und bedauern, verhindert zu sein, sich anzuschließen . . .“

Die Prinzessin schien unschlüssig.

„Seine königliche Hoheit haben sich bereits in höchstihre Gemächer zurückgezogen“, ergänzte Klamm.

Sie hatte nicht den Muth, die Begleitung des Hofmarschalls rundweg abzulehnen, aber doch fand sie Gelegenheit, ihm einen kleinen Stich zu versetzen.

„Wir haben keinen Platz für Sie im Wagen“, sagte sie leichthin. „Sie müssen nachfahren. Kommen Sie, liebe Stieda.“

Mit diesen Worten ergriff sie den Arm der Baronesse und ließ den Hofmarschall stehen, als sei er ein Theil der Luft, der sie umgab.

XI.

Es waren schon zwei Stücke abgespielt, als die höchsten Herrschaften im Palais Kavalotti anlangten. Die Marchesa, welche bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, die Prinzessin bei sich zu sehen, strahlte Triumph, als ihr Wagen signalisirt wurde.

Unter den Versammelten entstand eine allgemeine Aufregung; die Marchesa war der Prinzessin bis an den Eingang des Saales entgegengegangen und hatte sie an das für sie, wie Einige fanden, „geschmackloser Weise“ in der Mitte des Vordergrundes bereit gehaltene Sammetfauteuil mit vergoldeter Lehne geleitet.

„Wir sind etwas en retard“, sagte die Prinzessin, als sie sich unter Verbeugungen nach allen Seiten hin endlich niedergelassen hatte, zu der Marchesa, die sich etwas in den Hintergrund von ihr postirte.

„In der That“, bestätigte Frau von Kavalotti mit ausländischem Accent, „es sind schon zwei Stücke gespielt worden und ich muß fürchten, daß sie besser sind als das letzte.“

„Ach wie sehr ich das bedaure!“ rief die kleine, lügnerische Prinzessin, welche sehr gut wußte, daß Graf Waldeck nur in dem dritten und letzten Stück mitwirke.

Die Ouvertüre begann, der Vorhang rauschte empor und die Augen der Prinzessin leuchteten freudiger, als sie Waldeck sah. Bei jedem Witze der kleinen Posse schlug sie eine helle Lache auf, in welche die Gesellschaft halb erstaunt, halb beifällig einstimmte.

Als der Vorhang gefallen war, bemächtigte sich Margaretha's eine gewisse Unruhe. Sie applaudirte eigenhändig, sah etwas ungeduldig im Saale umher und antwortete zerstreut auf die allzu eifrigen Fragen der Marchesa. Aber doch ließ sie nicht ab von ihr, aus Besorgniß, der Hofmarschall möchte eine Pause benutzen, ihr, wie sie sich der Stieda gegenüber manchmal äußerte, eine Galerie langweiliger Gesichter vorzustellen.

Endlich kam Der, den ihre leuchtenden Augen gesucht hatten. Sie brach einen Satz der Marchesa fast in der Mitte ab und ging mit einer Hast, als fürchte sie von ihm übersehen zu werden, auf Waldeck zu. „Sie haben herzlich schlecht gespielt!" rief sie ihm lachend entgegen, indem sie ihm freundschaftlich die Hand zum Kusse darbot.

Er wandte in komischer Beschämung den Kopf bei Seite und sagte im Tone gutmüthiger Aufrichtigkeit: „Daran sind Eure königliche Hoheit schuld!"

„Ich?" lachte die Prinzessin. „O das ist eine schlechte Ausrede."

Graf Waldeck protestirte mittels einer Geberde, aber er ließ es dunkel, ob er behaupten wollte, er habe durch die Anwesenheit Ihrer königlichen Hoheit die Fassung verloren, oder sie habe ihn aus Gründen, die nichts mit hoher Stellung zu thun haben, zerstreut gemacht. Es entstand eine Pause und es bedurfte einen Moment der Selbstüberwindung, bis die Prinzessin eine neue Ansprache fand.

„Ihre Rolle war doch so leicht", warf sie endlich hin.

„Leicht?! O ich bitte! . . . Im Gegentheil ganz entsetzlich schwer. Königliche Hoheit wissen nicht, wie hart es mich ankommt, mich zu verstellen."

„Müssen Sie sich denn verstellen, wenn Sie einen Liebhaber spielen?" frug die Prinzessin und schaute ihn von der Seite an.

„Ja, freilich", betheuerte Waldeck, indem er die Hand auf das Herz legte, „wenn ich ihn spielen muß."

„Haben Sie keine Braut?" — Margaretha hatte diese Frage naiv und scherzend an ihn gerichtet; als sie aber sah, wie er darüber erröthete, kam eine holde Verwirrung auch über sie und sie senkte die glänzenden Wimpern über das schöne, rehbraune Auge nieder.

Glücklicher weise trat nun der Hofmarschall, der das Gespräch mit Mißfallen sich verlängern sah, herzu und flüsterte der Prinzessin irgend einen hochadeligen Namen ins Ohr, der um die Gnade bäte, ihr präsentirt zu werden.

Margaretha wandte sich hastig von Waldeck ab und verabschiedete ihn mit einer unsicheren Handbewegung. Sie war sehr zerstreut und befangen während der nun folgenden Vorstellung und verlangte bald nach ihrem Wagen zum großen Seelenschmerze der Stieda, welche bei dem Gedanken an das nun beginnende Souper tief aufseufzte.

XII.

Die Gelegenheiten, bei denen die Prinzessin Margaretha und Graf Waldeck sich sahen, wurden immer häufiger. Zwar war die Frage, ob Waldeck an den Hof des Prinzen Paul kommen sollte, Dank des geheimen Wider-

stands Klamms noch in Schwebe; aber es gab Hofdiners, Bälle, Routs, Theater ꝛc. genug, die ein wenn auch oft nur flüchtiges Zusammentreffen ermöglichten.

Die Unterhaltung Beider hatte nach und nach unwillkürlich einen intimeren Ton angeschlagen; sie hielten sich nicht mehr auf der Oberfläche der Beziehungen und es gab Momente, in denen durch das helle Lächeln einer scheinbaren Heiterkeit ein tieferer Brustton hindurchdrang.

Margaretha blickte Waldeck auf den Grund der Seele, den er so wenig verbarg, daß er sich auch dem unerfahrenen Kindesauge zugänglich gezeigt hätte. Er war ein Gemüthsmensch in des Wortes vollster und weitester Bedeutung. Das Gemüth überwog bei ihm alle übrigen Eigenschaften; es bestimmte seine Handlungen und gab seinen Gedanken ihre Richtung. Er schien über nichts sehr prononcirte Ansichten zu haben, aber manchmal entpuppte sich eine gewisse Romantik als der Grundzug aller seiner Anschauungen.

Er hielt nicht viel auf seinen Adel und es hatte nicht den Anschein, als ob er sich daraus entspringender Vorrechte gegen irgend wen bewußt wäre. Aber der Gedanke an seine glorreiche Ahnenreihe erfüllte ihn doch mit einer gewissen mystischen, fast möchte man sagen anbetungsvollen Bewunderung und oft kam er in Gesellschaft der Prinzessin auf die schöne Wappendevise zurück, welche die von Waldeck bei Gelegenheit ihrer Verbindung mit dem im Mannesstamme ausgestorbenen normännischen Hause Klarence in grauer Vorzeit angenommen hatten und die seitdem in so vielen prunkvollen Turnieren von blinkenden Schilden gestrahlt: „haut de naissance, de vaillance et d'amour.“

Er schwärmte für das Ritterthum und Heldengesänge und Minnelieder bildeten von Jugend auf seine Lieblingslectüre.

„Die altdeutschen Zeiten waren viel schöner als die jetzigen“, äußerte er einmal gegen die Prinzessin.

„Ja“, entgegnete sie, „wir hatten mehr Macht.“

„Man hatte mehr Idealität“, ergänzte Waldeck. „Man ging in der Sache auf, die man zu der Seinen gemacht hatte; man lebte und starb für sie ohne persönliche und egoistische Rücksichten. Der Ruf der Herolde in den Turnieren: „Edle Ritter, schöne Augen sehen auf Eure Thaten!“ begeisterte die Tapfersten und keine Aussicht dünkte ihnen höher, als von der Königin der Schönheit und Liebe den Kranz des Sieges zu empfangen. Auch die Liebe war selbstloser und opferbereiter damals. Der Ritter verlangte nichts von der Dame seines Herzens, als eine Schärpe in ihren Farben, einen Blick ihres Auges, einen Händedruck und damit zog er durch die Welt und vertheidigte ihren Ruhm mit seinem Blute.

„Für Jemand einstehen kann man auch heute noch, wenn man nur so bescheidenen Lohn verlangt“, sagte die Prinzessin mit eigenthümlichem Nachdruck.

Sie verstummten dann Beide, aber als sie auseinander gingen, war es Waldeck, als habe sie ihm die Hand mit mehr Wärme als sonst gepreßt und ein Gedanke von Glück ging durch seine Seele.

Auffallend war, und sie erschraken fast darüber, als sie sie zuerst gewahrten — die merkwürdige Gleichheit ihrer Naturen. Ihre Ansichten, ihre Liebhabereien, ja in gewisser Beziehung selbst ihre Temperamente, Alles stimmte zusammen, oder gab wenigstens den harmonischen Accord gegenseitiger Ergänzung. Oft kam es vor, daß Waldeck einen Gedanken aussprach,

der ihr auf den Lippen geschwebt hatte, und die gleichen Vorkommnisse erregten ihre Rührung oder Heiterkeit.

Zuweilen wollte es sogar scheinen, als ob sie sich selbst äußerlich glichen. Die Gestalt Margaretha's war seit ihrem Einzug voller und reifer geworden und hatte das mädchenhaft Eckige abgestreift. Sie war noch immer keine Schönheit, aber es gab Augenblicke, in denen man sie mit Wohlgefallen betrachtete. Ihre vollen Lippen, ihre schönen Zähne, ihre rehbraunen Augen gaben ihr eine gewisse heitere Frische und die Huldigungen, die der Prinzessin dargebracht wurden, konnten ebenso gut an das Weib gerichtet erscheinen.

— — —

XIII.

Monate lang vorher war von einem glänzenden Ballfest gesprochen worden, welches das neuvermälte kronprinzliche Paar der ersten Gesellschaft zu geben beabsichtigte. Aber es war bisher von Woche zu Woche verschoben worden und schien einer der Puncte zu sein, gegen welche der Widerstand des Prinzen Paul sich richtete.

„Er ist entschieden zu alt für die junge Frau!" sagte man damals im Aerger über das Vergnügen, das man sich entkommen sah. Margaretha selbst schien etwas dieser Ansicht zu sein; ihr Benehmen gegen den Gemal war wenigstens nach den oben berührten Scenen noch frostiger und zurückhaltender geworden, als es ohnedem schon gewesen und die Meisten glaubten nun diesen Umstand auf ein bloßes Schmollen über das versagte Vergnügen, im eigenen Hause tanzen zu lassen, zurückführen zu dürfen.

Unaufhörlich war das Hin- und Hergerede, welches es über den Gegenstand in der Gesellschaft wie unter den Oberhofchargen absetzte, bis endlich ein sehr deutlicher Wink von oben den gordischen Knoten auseinander hieb, indem er es für passend erklärte, daß das junge Paar die Gastfreundschaft erwiedere, welche es zur Zeit des letzten Carnevals in der Gesellschaft genossen.

Diese Meinungsäußerung Sr. Majestät wirkte wie ein Zauberwort und brachte ein merkwürdiges Leben in die öden Räume des Palais Paul. Tapezierer, Decorateure, Gärtner, hundert fleißige Hände regten sich, den alten Mauern ein festliches Gewand zu geben.

Der Hofmarschall des Prinzen hatte sich auf speciellen Wunsch der Prinzessin dazu bequemen müssen, den Grafen von Waldeck zu Rathe zu ziehen, und diesem war eine Reihe von Vorbereitungen und Arrangements übertragen worden, in denen er nachgerade anfing, eine Autorität zu werden.

Es war, als habe Waldeck für das Fest im Palais Paul seine besten und glücklichsten Ideen aufgespart und es im vollen Sinne des Wortes darauf abgesehen, sich hier selbst zu übertreffen. Er führte die Polonaise in den künstlich labyrintischsten Windungen durch den prachtvoll decorirten Ballsaal, er hatte ein Füllhorn neuer Cotillontouren in petto von der reizendsten, überraschendsten Wirkung und als endlich auf dem vergoldeten Frühlingswagen der Flora die Bouquets für die Wahltouren der Damen angefahren kamen und man die Orden, womit schöne Hände die eifrigsten Tänzer belohnen sollten, in Form reizender Schmetterlinge auf diesen Bouquets sitzen sah, ließ sich die entzückte Gesellschaft zu einem für solche Gelegenheiten ganz ungewöhlichen Beifallsklatschen hinreißen.

Graf Xavier war an diesem Abend lebhafter als gewöhnlich und es gab

Damen, die ihn geistreich fanden. Fast stets umgeben von einer Schaar Lakaien, denen er Instructionen gab, oder die sie von ihm erbaten, wußte er, wie man zu sagen pflegt, nicht, wo ihm der Kopf stand. Er war sehr echauffirt, aber seine leuchtenden Augen, seine lebhaften Gesten schienen anzudeuten, daß er in seinem Elemente war und sich gut amüsirte.

Selbst der Prinz schien sich an diesem Abend nicht ganz von der allgemeinen Lustbarkeit ausschließen zu wollen. Er war zwar erst ziemlich spät erschienen, aber er tanzte, was man ihn während des ganzen Carnevals noch nicht hatte thun sehen, eine Française mit der spanischen Gesandtin, allerdings in einer seltsam hüpfenden Weise, welche die Einen auf den Umstand zurückführten, daß er ganz außer Uebung gekommen sei, während die Anderen darin die Absicht einer Versöhnung des Tanzvergnügens erblicken zu können glaubten. Indessen nahm er es nicht ungnädig auf, als eine junge Comtesse, die es „zu komisch" fand, darüber lachte und ließ sich auch nicht durch das allgemeine Aufsehen, das seine Art zu tanzen erregte, aus der Fassung bringen.

Zur Conversation und zum Cerclemachen schien der Prinz an jenem Abend zu preoccupirt zu sein. Man sah ihn des öfteren hinter den Cotillonstühlen hinschleichen, als ob er etwas suche und dieses Etwas schien stets Graf Klamm zu sein, mit dem er zu wiederholten Malen eine eifrige Unterhaltung in leisem Tone führte.

Die Prinzessin hatte Graf Waldeck den ganzen Abend über noch nicht zum Tanze befohlen und nur manchmal, wenn sie am Arme eines Anderen an ihm vorüberflog, warf sie ihm einen freundlichen Blick, oder ein vages Lächeln zu, oder betheiligte sich wohl auch mit einem: „Charmant" an den Beifallsbezeugungen, die seine „Ideen" hervorriefen.

Die allgemeine Anerkennung, deren Gegenstand er war, that ihr wohl, da sie mit ihren eigenen Gefühlen übereinstimmte. Indessen war sie offenbar, wie Hofleute sich ausdrückten, „heute schlecht disponirt". Sie machte die Honneurs des Balles mit einer gewissen Müdigkeit, durch ihre Heiterkeit stahl sich ein falscher Ton und ihr Lachen hallte so überlaut und gezwungen, als wolle es ein leises, inneres Weinen übertönen.

Indessen machte sie länger Cercle als es sonst ihre Gewohnheit war und tanzte mit resignirter Ausdauer alle Touren durch mit Herren, die auszuzeichnen ihr die Etikette vorschrieb.

Endlich hatte sie sich erschöpft auf einen Stuhl niedergelassen und erklärte nun den Cavalieren, welche sie während der Herrenwahltour mit Bouquets bestürmten, daß sie zu müde sei noch zu tanzen.

Unter diesen befand sich auch Graf Waldeck. Das Bouquet, das er ihr überreichte, war von denen der übrigen Herren verschieden. Es bestand ganz aus Reseden und Pensées, von denen sie ihm einst gesagt hatte, daß es ihre Lieblingsblumen wären. Sie warf einen flüchtigen Blick darauf und versenkte ihr glühendes Gesicht in das duftige Grün.

„Ich vergaß ganz, Ihnen einen Orden zu geben, Graf Waldeck", warf sie dann leicht hin, „obwohl sie einen verdient haben. Und nun . . ich habe bereits alle vertheilt! . . . O, Weh!" — Sie wandte sich an die Cavaliere, die sie ehrfurchtsvoll umstanden. „Wollen Sie mir einen Orden besorgen, meine Herren?"

Die Herren verneigten sich und stoben nach allen Seiten hin auseinan-

der, um ihren Wunsch zu erfüllen. Es trat eine Leere um Margaretha und Xavier ein. Sie waren unbeachtet.

„Ah, hier habe ich ja noch einen Orden!" rief da plötzlich die Prinzessin, indem sie von ihrer Brust eine weiße Schleife nahm, auf der ein Schmetterling angebracht war. Sie hielt die Schleife einen Augenblick lang von sich und berührte den Schmetterling mit zartem Finger.

„Wie hübsch!" rief sie mit kindlichem Entzücken. „Seine Flügel sind von Sammet!"

„Es ist ja ein Todtenkopf!" scherzte Waldeck.

„Quelle idee!" lachte die Prinzessin.

„Ein Nachtfalter. Und das sind wir ja heute Alle."

„Und diese Schleife wollen mir Eure königliche Hoheit geben, gerade diese?"

Sie ließ die Bänder in der Luft flattern und sagte: „Als Lohn des Fleißes!"

„Es ist ja eine Sargschleife!" protestirte Graf Waldeck, indem er einen Schritt zurückwich.

„Fi donc! Was fällt Ihnen ein!"

„Ich bin abergläubisch; ich nehme sie nicht!"

Sie trat näher an ihn heran. „Wenn es nun aber eine Schärpe wäre?" frug sie leis und innig.

„Eine Schärpe?"

„Eine Schärpe, wie die Damen der alten Zeit sie ihren Rittern gaben, damit sie für sie fechten sollten." — Sie wendete das seidene Band um und es war darauf wie von unbeholfener, ungeübter Kinderhand etwas Hieroglyphenartiges gestickt. „Sehen Sie nicht, es sind die Anfangsbuchstaben Ihrer Devise: „haut de naissance de vaillance et d'amour." Ich habe sie selbst gestickt", fügte sie hinzu, mit strahlenden Augen das Werk ihrer Hände betrachtend.

„Königliche Hoheit!" — Er schlug den Blick zu Boden, das Roth auf seinen Wangen wurde dunkler und er ließ es nun widerstandslos geschehen, daß sie ihm die weiße Atlasschleife mit dem Nachtfalter darauf allerhöchsteigenhändig auf die Brust heftete. „Ich schlage Sie zu meinem Ritter!" sagte sie dabei fast feierlich.

„Und ich bin bereit, für Eure königliche Hoheit jeden Fehdehandschuh aufzunehmen."

„Scherzen Sie nicht!" verwies sie in strengem Tone. „Es könnten Zeiten kommen, wo ich Sie beim Wort nehmen muß."

„Kämen Sie doch!" rief er mit Begeisterung, indem er die Augen, die sie so sehr liebte, treuherzig wieder aufschlug.

„Sie sind näher als Sie meinen!" seufzte Margaretha. „Graf Waldeck", fügte sie dann mit tieferem, leiseren Klang der Stimme hinzu, „ich habe mit Ihnen zu reden, noch diesen Abend. Kommen Sie in den Wintergarten, aber so, daß Niemand uns bemerkt!"

Als die Herren von vorhin mit Ballorden von den verschiedensten Formen und Farben zurückkamen, war die Prinzessin nicht mehr an ihrem früheren Platz. Nur die Stieda stand noch hinter ihrem Stuhle und schien die Ankommenden zu erwarten. Die Baronin war an jenem Abend als Rococoschäferin maskirt und sah mit ihrem ausgestopften Lämmchen unter dem Arm, ihrem Hirtenstab mit den rosa Mäschchen und den Schönheitspflästerchen

in dem ovalen Gesicht mit der plumpen Stumpfnase ganz unübertrefflich komisch aus. Sie liebte Bälle nicht sehr und verwandte ihre ganze Diplomatie an solchen Abenden darauf, ein Gähnen zu unterdrücken oder geschickt zu verbergen. Graf Klamm, dem diese Bemühungen nicht entgingen, behauptete, die Baronin öffne manchmal den Mund, um etwas Bedeutendes zu sagen, aber vergesse dann plötzlich dieses bedeutende Etwas und zugleich den Mund wiederum zu schließen.

XV.

Die Prinzessin war nicht an das Büffet gegangen. Sie war die Treppen empörgestiegen, die hinter einer Anzahl blätterreicher Orangenbäume zu dem prinzlichen Wintergarten führten. Oben angekommen, warf sie noch einen raschen Blick auf den Saal zurück; ein Nicken des Kopfes, ein Wink mit dem Fächer, dann hob sie die schwere Plüschportière auf und verschwand dahinter.

Graf Waldeck blickte ihr nach und es befiel ihn wie ein Schwindel. Kühne Hoffnungen, überschwellende Thatkraft, süße und widersprechende Gefühle wogten durch seine Brust und raubten ihm jede Besinnung, jede Vorstellung von dem, was bevorstehen könne.

Wie von magnetischen Gewalten angezogen, folgte er der Prinzessin, wand sich durch die tanzenden Paare hindurch, dicht an dem Hofmarschall des Prinzen vorüber, der ihn durch ein schnarrendes: „Pardon!" an seine Existenz erinnerte, erstieg mit großen Schritten die Treppe und bald fiel auch hinter ihm der schwere Vorhang, der das Portal zum Wintergarten verdeckte.

Im Inneren desselben herrschte ein mystisches Halbdunkel und tiefe Baumschatten fielen auf die schmalen Wege. Hinter den Tannen und Föhren im Hintergrund hingen chinesische Lampions wie aufgehende Vollmonde und auf dem künstlichen Grase lagen farbige Lämpchen wie leuchtende Johanniswürmchen zerstreut. Unter den breiten, zackigen Blättern der Fächerpalmen standen wie brennende Lotosblumen Kugeln von mattem Glas, die ihre zitternden Lichtreflexe auf die weißen Marmorstatuen in den Ecken und Nischen warfen, und ihnen ein gespensterhaftes Leben liehen. All' die künstlichen Lichter sogen den Blumen ihre natürlichen Farben aus und ließen sie wie Leichen erscheinen.

Vögel schliefen da und dort und flatterten im Traume aufgescheucht; Papageien saßen auf vergoldeten Triangeln und in Mitte des länglichen Raumes sprang leise ein Springbrunnen mit monotonem Geplätscher. Die Luft war schwer und drückend und von berauschenden Düften geschwängert; eine schwüle, träumerische Dämmerung lag über allen Dingen und umwob die Seele mit ihrem Bann.

Margaretha hatte sich in einer dichtverwachsenen Epheulaube niedergelassen und winkte nun Xavier an ihre Seite.

Warum hatte sie ihn hierher geführt? Gab es nicht andere, minder der Gefahr der Mißdeutung ausgesetzte Orte und Gelegenheiten, sich Raths zu erholen und allenfalls auch ein Geheimniß anzuvertrauen?

Die Prinzessin hatte darin widerstandslos einem geheimen Lieblingswunsche nachgegeben, den ihre Phantasie ihr seit Wochen mit zärtlichen Farben ausmalte. Hier, gerade hier wollte sie ihn haben, hier in der trauten Abgeschiedenheit, in der grünenden Oase mitten in der sterilen, gesellschaftlichen Wüste, hier in dem stillen und ihr theuren Winkel, wo allein im ganzen

Palaste sie sich noch glücklich und heimisch fühlen konnte, wo sie so manche einsame Stunde verbrachte und seiner gedachte, hier, wo allein sie noch manchmal an dem Märchen des Glücks weiter zu spinnen wagte, das einst ihr jugendliches Herz ihr zu erzählen begonnen.

Eine Zeit lang schwiegen Beide und horchten nach den Tönen hin, die von Außen noch zu ihnen drangen. Gedämpft und wie aus fernster Ferne hörten sie geflügelten Walzertact, dazwischen eine laute Fanfare, oder einen Ballcommandoruf.

„Man amüsirt sich", begann endlich die Prinzessin, wie verloren sinnend vor sich hinstarrend.

„Ja, königliche Hoheit!"

Die Prinzessin seufzte. „Wenn Sie wüßten, mit welchen Opfern, mit welchen Vorwürfen, mit welch' qualvollen Stunden ich dies Amüsement erkaufe, und was mich diese Heiterkeit kostet, die ich zur Schau tragen muß, Sie würden mich bemitleiden, Graf Waldeck!"

Waldeck sah sie erstaunt und gespannt an. „Eure Hoheit sind nicht glücklich . . . nicht so glücklich, wie ich, wie wir Alle es wünschen!" stammelte er mit ängstlicher Besorgniß.

„Nicht glücklich!" wiederholte Margaretha fast mit Bitterkeit. „Wenn es nur das wäre! — Wer von uns, die wir in den Kreisen leben, die man wie zum Hohne die Höhen des Lebens nennt, darf sich rühmen, glücklich zu sein? Wer? Müssen wir nicht von frühester, zartester Jugend an unser Herz einzwängen in die Fesseln des Herkömmlichen und der Unnatur, müssen wir nicht unser Leben lang unser menschliches Gefühl unterdrücken und endlich unser Schicksal an einen Mann ketten lassen, den uns ein Staatsinteresse aufoctroyirt? Daran ist nichts Außergewöhnliches. Es ist die Regel bei uns, nicht glücklich zu sein, in jenem vollen, herrlichen Glück, von dem man in den Büchern liest und das die Dichter so verlockend schildern. Aber", fuhr sie den Kopf trotzig in die Höhe werfend leidenschaftlich fort, „es giebt gewisse Grenzen dieses Nichtglücklichseins, ein gewisses Maß von Lebensmöglichkeit, worauf auch wir da oben Anspruch haben und worauf ich wenigstens Anspruch erhebe."

Sie sprach sehr lebhaft, mit starker Erregung und mit einem gewissen Flugfeuer, das rasch bei ihr vorüberzugehen pflegte, in der Regel nur, um einer noch tieferen Entmuthigung Platz zu machen.

Draußen war die Musik plötzlich abgebrochen; es folgte nun nur mehr eine Française und Galoppade, die Prinzessin wußte es; das Ende des Balles stand bevor und wie ein Schauer befiel sie wieder die Erinnerung an die Schrecken ihres Interieurs. Ihre künstliche Kraft brach zusammen, sie brachte das Tuch vor die Augen und schluchzte auf.

Graf Xavier beugte sich über sie. „Königliche Hoheit!" sagte er halb tröstend, halb flehend in einem Tone, der die weichsten Seiten ihres Gemüthes berührte.

Sie richtete sich wieder halb empor und wandte ihm das volle Gesicht zu. „Nennen Sie mich nicht „königliche Hoheit" in dieser Stunde", sprach sie mit eigenthümlicher Gluth. Ich brauche mehr, viel mehr, als Die mir bieten können, die mich so ansprechen, einen Freund, einen wahren, selbstlosen Freund . . ."

Er legte die Hand wie betheuernd aufs Herz, aber er gab keinen Laut von sich.

„Einen Freund", fuhr die Prinzessin erregt fort, „der nicht dieser Hofwelt angehört, die nur ihren Ehrgeiz vor Augen und im Herzen hat, die keines menschlich reinen Gefühles fähig ist und der Keiner von uns da oben, die wir sie kennen, Vertrauen und Glauben schenken darf. Einen Freund, der mir zu rathen weiß, nun, da ich rathlos bin, der mich an einem Abgrund der Verzweiflung vorüberführt, in den ich sonst unrettbar fallen muß."

Sie brach ab und fröstelte, als ob sie vor dem Schicksal schauere. „Graf Xavier", begann sie dann wieder, indem sie seine beiden Hände ergriff und ihn zu sich heranzog, „nicht wahr, ich täusche mich nicht in Ihnen, Sie sind mir so ein Freund, Sie helfen mir, Sie lassen mich nicht untergehen?"

Es schnürte ihm die Kehle zu. „Königliche Hoheit!" war trotz ihres Verbotes, sie so zu nennen, abermals Alles, was er hervorzubringen vermochte. Aber er war auf die Knie gesunken, seine Stirne fiel schwer und willenlos gegen Margaretha's Hände und es war ihr, als ob seine Augen von Thränen feucht seien.

„Warum weinen Sie?" flüsterte die Prinzessin.

„Ich bin so glücklich, königliche Hoheit!"

„Glücklich?" wiederholte sie befremdet.

Er schlug die Augen auf zu ihr und in der That, es leuchtete wie Glück in ihrem Ausdruck. „Alles, was ich bin und habe, jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede That meines ganzen Lebens bis zu seinem letzten Athemzug gehört Ihnen! . . . Und ich darf Ihr Ritter sein, ich darf es! . . . Darum bin ich glücklich."

Sie blickte auf sein glattgescheiteltes Haar, wie gern hätte sie mit der Hand liebkosend darüber gestrichen; sie blickte in sein seliges Gesicht, wie gern hätte sie seinen Mund geküßt und ihre Wange an die seine gelehnt. Sie kämpfte diese Regungen der Zärtlichkeit nieder, aber sie ließ ihre Hände in den seinen, sie lauschte seinen Worten, die heiß und gluthvoll waren, wie der Sturm der Wüste — da knirschten Tritte im Sand; die Prinzessin fuhr erschreckt empor, ein leiser, unterdrückter Schrei entfuhr ihrer Brust, dann zwängte sie sich hastig hinter die Blätterwand der Laube und verschwand im Grünen.

XVI.

Vor dem Grafen Waldeck stand Graf Klamm und an seinem Arme hing bleich und zitternd vor Zorn und Erregung Prinz Paul.

Das Gesicht des Hofmarschalls spielte schnell vom Ausdruck lächelnden Hohns in den getäuschter Erwartung über und mit etwas heiserer Stimme sprach er zum Prinzen: „Wir stören, wie es scheint."

„Ja!" antwortete statt des Prinzen Graf Waldeck, indem er den Prinzen herausfordernd fixirte.

„Sie wählen die Schauplätze Ihrer Stelldichein mehr günstig als passend", höhnte Graf Klamm.

„Ich gebe keine Stelldichein!"

„Es hat Sie in diesem Augenblick eine Dame verlassen."

„Ja!" mischte sich nun der Prinz ins Gespräch, „ich hörte das Rauschen ihres Kleides. Ganz deutlich. Wer war es?"

„Königliche Hoheit!"

„Wer war es?" wiederholte der Prinz mit Nachdruck.

„Verzeihen mir, königliche Hoheit . . .“ stammelte Waldeck. Er verwirrte sich. Warum hatte er doch die Wahrheit nicht sogleich gesagt? Nun war es zu spät und nun konnte sein Schweigen wie sein Reden gleich falsch gedeutet werden. Zum ersten Mal verlor er die innere Richtschnur seines Handelns, die Wahrhaftigkeit und mit ihr die Festigkeit des Auftretens, die bisher seine Stärke gebildet hatte.

Die Züge des Hofmarschalls zuckten in teuflischem Triumph auf und der Prinz frug mit ungewohnter Heftigkeit zum dritten Mal: „Wer war es? Den Namen! Ich befehle es Ihnen!“

Da rauschte es wieder dicht hinter den Sprechenden. Zweige und Blätter wurden zerknittert: „Ich!“ entgegnete eine feste Stimme auf die Frage des Prinzen. (Schluß folgt.)

Läuterung.

Wie sähen wir in ernster Dämmerstunde
Aufleuchten Sterne aus dem Himmelsgrunde,
Wenn nicht die Nacht den Mantel um sich faltete,
Wenn ewig Tageslicht am Himmel waltete?

Wie würde bald das Laub vom Aste fallen,
Verdorren jedes holde Erdengrün,
Käm Regen nicht aus finstern Wolkenballen?

Die Freude des Lebens entblüht nur dem Schmerze

Drum mußt Du auf dem Ambos Funken sprüh'n:
Nach Schlägen, und den Schmerzenstaufen allen,
Wirst Du als Stahlesblume auferblüh'n!

Der Sturm bringt Frische; Nacht — die Morgenstunde,
Nach Kriegen kommt die süße Friedenskunde;
Und, wenn Dein Geist als Geist auf Erden waltete
Kommt Nachruhm, wenn Dein Körper längst erkaltete!

Alfred Friedmann.

Hygieinische Streifzüge.

Von W. v. T.

III.

(Kleidung und Mode-Regulirung der Körperwärme. Einfluß der Bekleidung auf Athmung, Bewegung und Hautthätigkeit.)

Die Kleidung, unsere tragbare Wohnung, unser Schneckenhaus, ist dasjenige Bedürfniß, für welches heutzutage selbst die niederen Stände eine unverhältnißmäßig große Quote ihres Einkommens auszugeben geneigt sind, denn — „Kleider machen Leute". Der äußere Schein muß gewahrt werden, Keiner will hinter Seinesgleichen zurückstehen, sondern Jeder sucht den Andern zu überbieten. Mit dem Begriffe der Kleidung ist für unsere Anschauungsweise unzertrennlich verbunden der Begriff der Mode, welche dieses Feld als unumschränkte despotische Gebieterin beherrscht. Mit Unrecht, denn der Hauptzweck der Kleidung ist, wenigstens in unserem Klima, ein hygieinischer, so daß es in Wahrheit noch eine höhere Instanz giebt, welche über der Mode steht und von welcher die letztere sich vernünftiger Weise corrigiren lassen sollte: das ist die Gesundheitslehre. Aber leider appellirt Niemand an diese höhere Instanz, sondern Jeder begnügt sich damit, die Decrete der Mode in blindem Gehorsam zu erfüllen. Nur danach wird gefragt, ob diese oder jene Kleidung modern sei, nicht danach, ob sie auch dem Körper zuträglich, ja nicht einmal danach, ob sie nach ästhetischen Begriffen schön sei. Denn bekanntermaßen kümmert sich die Mode wenig um die Vorschriften der Aesthetik und Schönheitslehre, sondern verhöhnt sie oft genug, thöricht und launenhaft wie sie ist. Wir lächeln über die Fußbekleidung, welche die Mode in China den Frauen vorschreibt und welche Verkrüppelung des Fußes bewirkt, aber wir vergessen dabei, daß wir in der künstlich erzeugten Wespentaille unserer Damen ein völliges Analogon besitzen; es ist ebenfalls total naturwidrig, gesundheitsschädlich und nach classischen Schönheitsbegriffen lächerlich — aber die Mode will es so. Indessen selbst dann, wenn die Mode niemals gegen die Gesetze der Aesthetik verstieße, dürfte ihr Einfluß auf die Praxis unserer Bekleidung doch kein ganz unbeschränkter sein. Denn Verschönerung und Wohlgestaltung unseres Körpers ist ja erst secundärer Zweck der Kleidung; ihr erster und hauptsächlichster ist, wie bereits angedeutet, ein hygieinischer und besteht in Regulirung der Eigenwärme des Körpers. Der menschliche Körper besitzt eine Eigenwärme von ca. 38° C., welche weder um mehrere Grade sinken noch erheblich steigen darf. Die Eigenwärme rührt her von der Temperatur des Blutes, welches durch sein überallhin sich verzweigendes Röhrensystem, einer Warmwasserheizung ähnlich, allen Körpertheilen eine fast gleichmäßige Wärme mittheil'. Fast gleichmäßig deshalb, weil natürlich die am meisten mit der kälteren Luft in Berührung kommenden Theile fortwährend Wärme abgeben, welche durch die Blutwärme nicht ganz ersetzt werden kann. Sie wird indeß um so eher ersetzt werden, je schneller das Blut durch die Adern rollt, daher ist ein bekanntes Mittel sich zu erwärmen, die Bewegung, weil

sie eine Beschleunigung des Blutkreislaufs veranlaßt. Aus demselben Grunde ist ein ferneres Mittel zur Erwärmung kräftiges Vollathmen und endlich ein drittes die Zufuhr von Nahrung und warmen Getränken in den Magen, aus welchem sie in der eben geschilderten Weise ins Blut übergehen; Getränke werden übrigens meist schon durch die Capillaren der Magenwände resorbirt, wirken also schneller als die Speisen. Hätten wir diese drei Mittel: Bewegung, Athmung und Nahrungszufuhr immer vollständig in unserer Gewalt und unserem Belieben, so würde die Kleidung nur noch eine unwichtige Rolle bei der Wärmeregulirung spielen; da ersteres aber nicht der Fall ist, so steigt dadurch für den Körper die hygieinische Bedeutung der Kleidung, indem letzterer hauptsächlich die Lösung der Aufgabe zufällt, dem Körper seine gleichmäßige Eigenwärme zu erhalten. Es muß hierbei natürlich auf alle Temperaturveränderungen, auf die Verschiedenheit der Jahreszeiten und auf die verschiedenen Erwärmungszustände des Körpers selbst stete Rücksicht genommen werden. Ist die Temperatur der Luft eine hohe, oder ist der Körper innerlich überheizt, so muß die Wärmeabgabe zugelassen, ist die Lufttemperatur niedrig oder der Körper ungenügend mit Nahrung versehen, so muß die Wärmeabgabe verhindert werden. Falsch ist übrigens der landläufige Ausdruck, daß die Kleidung „wärme". Die Kleidung ist ja keine Wärmequelle, die den Körper erwärmen, d. h. ihm Wärme abgeben könnte, sondern sie kann ihn nur „warm halten". Sie thut dies dadurch, daß sie um den Körper herum mehrere von einander abgeschlossene Luftschichten bildet. Der Kleidungsstoff als solcher nützt nur, indem er die Wärmestrahlung verhindert, von größerer Wichtigkeit dagegen sind die in dem Stoff sowie zwischen den verschiedenen Kleidungsstücken sich bildenden, unter sich abgeschlossenen Luftschichten, welche die Wärmeleitung hindern. (Auf demselben Princip beruht das Warmhalten des Zimmers durch Doppelfenster.) Unser Klima ist ein so kühles, daß die Lufttemperatur selbst im Sommer fast immer niedriger ist, als die normale Temperatur unseres Körpers, der nackte Körper würde daher fortwährend Wärme abgeben müssen und zwar so viel, daß er selbst im Sommer schwer, im Winter aber gar nicht existiren könnte. Daher die Nothwendigkeit fortwährender Bekleidung. Denn indem wir über den nackten Körper das Hemd, hierüber die Weste und endlich den Rock ziehen, schieben wir eine Schranke nach der andern ein, welche die Abkühlung des Körpers verlangsamt resp. verhindert. „Unsere Kleidungsstücke frieren für uns."

Das Warmhalten des Körpers darf indeß nicht der einzige Maßstab sein, nach welchem die Kleidung bemessen wird, sondern von gleicher Wichtigkeit ist es, darauf zu achten, daß die Kleidung den Körper nicht benachtheilige durch Hemmung des Vollathmens, Hinderung der freien Bewegung aller Körpertheile und Unterdrückung der Hautthätigkeit.

Das Vollathmen, ein Aufgebot sämmtlicher Lungentheilchen, erfolgt durch willenskräftige Ausdehnung des Brustkorbes nach allen Seiten hin. Wird diese Ausdehnung verhindert durch zu enge Bekleidung oder gar Einschnürung des Oberkörpers, so kommen gewisse Theile der Lungen nicht zu normaler Thätigkeit, werden Behältnisse von Staub, Schleim und schlechter Luft, degeneriren in Folge dessen und geben den Anlaß zu Lungenschwindsucht. Das Vollathmen, welches außerdem von größter Wichtigkeit für Regulirung der Blutcirculation ist, muß daher unbedingt durch lose Bekleidung des Brustkorbes möglich gemacht und täglich energisch geübt werden, namentlich von Stubensitzern; denn unwillkürlich erfolgt es nur bei körperlichen An-

strengungen, wie z. B. beim Bergsteigen, Schwimmen, Laufen, Tanzen 2c., nicht aber beim Sitzen, wo die Brust nur mit halber Kraft zu athmen pflegt.*)

Von größter Wichtigkeit ist ferner, daß die freie Bewegung sämmtlicher Körpertheile nicht durch die Kleidung gehemmt werde. Wie sehr dies aber meist der Fall ist, lehrt jeder Blick auf die modisch gekleidete Herren- und Damenwelt, welche sich möglichst langsam, steif und geschraubt bewegt, um nur die feine Toilette in Acht zu nehmen. Und nicht nur bei Erwachsenen sieht man das, sondern schon bei Kindern, nicht nur in großen, sondern auch in kleinen Städten; nicht nur zu Hause geschieht es, sondern auch auf der „Erholungsreise", in Bädern und Sommerfrischen, und wenn es auch die elendesten Gebirgsdörfer sind. Das Sprüchwort „Kleider machen Leute" wird so auf die Spitze getrieben, als ob der Mensch nur dazu da sei, um seine Toilette spazieren zu führen und mit ängstlicher Sorgfalt zu hüten. So kommt es, daß aus Rücksicht auf die Kleidung viele Bewegungen unterlassen werden, ganze Muskelpartien unbenutzt bleiben und in Folge dessen erschlaffen und degeneriren. Die Symmetrie und Schönheit des Körpers erleidet dadurch wesentliche Schädigungen, die man dann wieder mit allen Mitteln der Kunst zu verdecken sucht.

Wie anders, wie viel besser war es doch in dieser Hinsicht im Alterthum! Einfache lange Gewänder umflossen zwanglos den Körper der Frau, lose, lockere Kleidungsstücke umhüllten den des Mannes. Gymnastische Uebungen in freier Luft und ohne beengende Kleidung wurden von Jugend auf ununterbrochen getrieben und machten den Körper elastisch, kräftig und schön. Kraft und Schönheit waren bei den alten Griechen nicht Ausnahmen, sondern der Mangel dieser Eigenschaften war das Seltene, Auffällige. Aber nicht nur das männliche, sondern auch das weibliche Geschlecht wurde zu körperlichen Uebungen angehalten. Vor allen war dies in Sparta der Fall. Der Spartaner, der in erster Linie Bürger war, und dann erst Mensch, stand unter Aufsicht des Staates sein ganzes Leben lang, von Kindesbeinen an, ja die Vorsorge des Staates wachte über ihn schon vor seiner Geburt. Denn da man wohl wußte, welch bedeutenden Einfluß die Constitution der Mutter auf die ihres Kindes ausübt, so trachtete man danach, den künftigen Staatsbürgern kräftige Mütter zu schaffen, indem man allseitige körperliche Ausbildung auch für die weibliche Jugend vorschrieb. Dafür waren auch die Spartanerinnen berühmt in ganz Griechenland wegen ihrer Schönheit, Körperkraft, Gesundheit und Seelenstärke.

Altgriechische Einrichtungen bei uns einzubürgern ist nun zwar unmöglich, denn Klima, Sitten und Lebensweise sind zu sehr verschieden. Aber das Princip der allseitigen harmonischen Ausbildung in Knaben- und Mädchenschulen einzuführen und die Jugend überhaupt zu gymnastischen Uebungen in frischer, freier Luft und loser Kleidung anzuhalten, das dürfte wohl nicht allzu schwierig sein. Pflicht des Staates ist es, hier die Initiative zu ergreifen. So lange dies aber nicht geschieht, hat der Familienvater seinerseits dafür zu thun was er kann, nämlich den Kindern womöglich einen Turnplatz

*) Unseren meist nicht sehr kräftigen Salondamen ist es nur deshalb möglich, die nicht geringen Anstrengungen einer Ballnacht ohne großen Nachtheil zu ertragen, weil sie zu den Bällen eine von ihrer sonstigen sehr abweichende Tracht anlegen, eine Tracht, welche der Ausdehnung des Brustkorbes recht freien Spielraum läßt, und so das durch das Tanzen veranlaßte Vollathmen nicht hindert. Der Hygieiniker kann sich daher mit dieser „freien" Tracht nur einverstanden erklären, mag der Moralist immerhin darob die Hände ringen.

zu verschaffen, jedenfalls aber sie recht viel im Freien herumlaufen und mit Altersgenossen spielen, ringen, balgen, klettern zu lassen, ihnen das Tragen loser, leichter Strapazenanzüge zu gestatten und nicht bei jedem zerrissenen Kleidungsstück zu wettern und zu strafen, sondern der Jugend ihre Bewegungslust und Ausgelassenheit unverkürzt zu gönnen.

Was den Einfluß der Kleidung auf die Hautthätigkeit und ihre Beziehung zur Hautpflege betrifft, so kann hier nicht näher auf den anatomischen Bau der menschlichen Haut eingegangen, sondern nur ganz allgemein auf ihre hohe Wichtigkeit für das Wohlbefinden des Körpers hingewiesen werden. Die Haut ist von größter Bedeutung nicht nur als Tastorgan, sondern auch als Athmungs- und Ausscheidungsorgan, da sie die Aufgabe hat, vermittels der Poren und Schweißdrüsen zersetzte, unbrauchbare Bestandtheile der Blutflüssigkeit abzuscheiden. Was die Lunge im Inneren des Körpers, das ist die Haut außen um denselben, nur in kleinerem Maßstabe, denn die Lunge würde, wenn sie nicht mit kunstvoller Raumersparniß in Drüsenform zusammengedrängt, sondern gleich der Haut ausgebreitet wäre, eine Fläche von 60 bis 80 Quadratmeter bedecken. Durch die Hautathmung wird vor allen Dingen Wasser, dann aber auch Kohlensäure nebst andern gasförmigen Zersetzungsproducten aus dem Blute abgeschieden. Verletzung resp. Verlust der Haut auf zwei Drittheilen der Körperoberfläche wirkt tödtlich und zwar hauptsächlich wegen Unterdrückung resp. Aufhebung der Hautathmung; aus demselben Grunde geschah es auch, daß ein Kind, welches, um bei einem Kirchenfeste einen Engel darzustellen, auf Befehl des Papstes Leo X. am ganzen Körper mit Goldschlägerhäutchen überkleidet wurde, wenige Stunden nach Beendigung der Ceremonie eine Leiche war. Es ist daher von größter Bedeutung für das Wohlbefinden des Körpers, die Haut nicht nur durch häufige Bäder und tägliche Waschungen rein zu erhalten und abzuhärten, sondern sie auch mit einer Kleidung zu umgeben, die ihre Functionen nicht stört oder unterdrückt. Zu verwerfen sind daher die allzu dichten Stoffe, welche der Transpiration keinen Durchgang gewähren. Auch darf die Kleidung nicht zu warm halten, sondern nur so viel, daß sie das Frostgefühl nicht aufkommen läßt, welches stets jenen Hautzustand begleitet, den man „Gänsehaut" zu nennen pflegt. In einem solchen Zustande nämlich vermag die Haut, weil sie zusammengeschrumpft ist, ihre Functionen nicht gehörig auszuüben, und kann hierdurch leicht den Anstoß zu mannigfachen Krankheiten geben.

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß die Wäsche einen wesentlichen und für die Hautpflege den wichtigsten Theil der Kleidung ausmacht, denn, wie das Sprüchwort sagt, das Hemd ist mir näher als der Rock. Wie außerordentlich schnell aber selbst bei den höheren und wenig arbeitenden Ständen die Leibwäsche schmutzig wird, kann jeder bei einiger Aufmerksamkeit auf die innere Fläche der betreffenden Stücke beobachten, und daß schmutzige Wäsche dem Körper nachtheilig ist, wird der nicht bezweifeln, der einmal den Absud eingeweichter Wäsche unter dem Mikroskop gesehen hat, wo sich ergiebt, daß derselbe von Bakterien, Pilzen und andern Unreinigkeiten wimmelt. Wechselt man dagegen die Wäsche häufig, so nützt sie der Hautpflege, indem sie durch beständiges, fast unmerkliches Reiben bei jeder Bewegung des Körpers die Arbeit des Schwammes und Handtuches fortsetzt. Reine Wäsche ist daher ein sehr gesunder Luxus, vielleicht der gesündeste von allen, jedenfalls ein solcher, den in gleichem Maße hygieinische wie ästhetische Gründe befürworten.

Die vier Vormünder.

Von **Bret Harte***).

I.

Was ihnen anvertraut war.

Sicher mußte es eine Sache von bedeutender Wichtigkeit sein, welche die vier erfahrensten und besonnensten Bürger von Lagrange in Californien so ernsthaft interessirte. Fast eine Stunde lang hatten sie, ohne ein Wort zu wechseln, im Privatzimmer von Ricker's Materialladen gesessen. Selbst die stille Communion des Trankopfers fehlte; ihre Spirituosen standen unberührt vor ihnen, und diese Thatsache erregte die lebhafte Theilnahme des Büffethalters und die Discussion der Gäste draußen in der Schenke.

„Vielleicht ist's irgend so'n neues, von Frisco importirtes Schindespiel und sie wollen klare Köpfe behalten", meinte ein vorsichtiger Kannegießer.

Der Schenke schüttelte den Kopf.

„Keine Spur da von 'nem Deck Karten — sie müßten denn unterm Tisch spielen, und das ist nicht ihre Art."

„Habt Ihr keine Stücke Zucker bemerkt, die so wie von ungefähr vor Jedem umherliegen?" deutete ein Anderer an, „und daß die Kerle etwa ganz still aufpassen, bis sich so 'ne verd— Fliege zu einem setzt, der dann die Casse einsackt? Ich habe gehört", fuhr der Sprecher bedächtig fort, „daß man schon ganze Haufen guten Geldes auf diese unchristliche Manier verloren hat."

„Jawohl", schaltete ein Dritter ein, „und Unerfahrene hat man sogar mit dressirten Fliegen drangekriegt, die genau wußten, wann und wo sie sich hinzusetzen hatten. Sie sagen, daß im französischen Goldlager drunten ein Mann war, der mit 'ner unschuldig aussehenden Pferdefliege an siebentausend Dollar aus dem Lager 'rausholte. Und erst wie einer von den Jungens zufällig sein Glas auf das harmlose Insect setzte, da rochen sie Lunte."

„Es ist kein Spiel, sag' ich Euch", erklärte der Schenke entschieden, „die haben etwas mehr im Kopfe als Fliegen und Zucker. Meine Meinung ist, daß sie die alten Vigilanzen von 1852 wieder in's Leben rufen wollen. Es giebt 'ne Masse fauler Kunden in diesem Lager", setzte er finster und in directer Erinnerung an gewisse unbezahlte Rechnungen hinzu, „die werden wohl bald genug ausfinden, was los ist."

Unglücklicherweise war keine von diesen Annahmen, wie scharfsinnig und

---

*) Wir entnehmen obige feinhumoristische Skizze des großen amerikanischen Dichters den soeben im Verlag von Abenheim in Stuttgart erschienenen Erzählungen von Bret Harte. Diese Sammlung ist allen Freunden echten und feinen Gemüthshumors warm zu empfehlen Sie bringt in guten Uebersetzungen die besten und neuesten Erzählungen Bret Harte's, und ist überdies mit anziehenden Illustrationen geschmückt. Die Redaction.

begründet sie auch sein mochten, die richtige. Die Sache verhielt sich einfach so, daß ein kürzlich verstorbener Goldgräber auf dem Todtenbette die oben erwähnten vier Bürger von Lagrange an seine Seite gerufen und ihnen feierlich die Obhut über sein einziges Kind draußen in den „Staaten", sowie über das geringe Eigenthum, welches er für dessen Unterhalt hinterließ, anvertraut hatte. Dieser Auftrag wurde noch durch den Umstand erschwert, daß der Verstorbene seinem Kinde den Tod ihrer vor einem Jahr dahingeschiedenen Mutter verheimlicht hatte und es nun ihren Beschützern oblag, die Waise von dem doppelten Verlust in Kenntniß zu setzen, der sie betroffen. Dies war ihre erste Zusammenkunft seit sie dem todten Kameraden das letzte Mal in's Antlitz geschaut hatten — daher ihr ernstes Schweigen und ihre Verlegenheit.

Endlich wurde der Zauber gebrochen. Einer von der Gesellschaft, ein langer, dürrer und wackeliger Mann, der bisher mit einer gewissen demüthigen Manier und einem Lächeln des charakterlosen Sichfügens in All und Jedes, was er aus den Mienen seiner Gefährten lesen konnte, die ängstliche Verdrießlichkeit mit einbegriffen, leise im Zimmer auf und ab gegangen war, näherte sich nach und nach der Thür und legte seine große, knochige, gutmüthige Hand an's Schloß. Diese Bewegung wurde augenblicklich von einem der Genossen bemerkt, der die Thür gelassen verschloß und den Schlüssel auf den Tisch legte.

„Ihr könnt uns nicht entwischen, Ratten", sagte er; „Ihr müßt Euch hier mit uns Anderen hersetzen und sehen was zu thun ist."

Capitän Ratten ergab sich in seiner kraftlosen Art darein und fing an sich zu entschuldigen.

„Ich wollte Euch nicht sitzen lassen, Horton", begann er. „Ich dachte blos, weil Ihr Alle so schön im Nachgrübeln d'rin wart, wollt' ich derweil 'nausschlüpfen, um etliche Geschäfte zu besorgen. Ihr hättet immer Euren Entschluß fassen können ohne mich, als meine bevollmächtigten Stellvertreter; denn was Euch genehm ist, ist mir genehm. Mir fehlts an Witz zu der Geschichte da."

„Du bist ein Vormund", erwiederte Horton entschieden.

„Natürlich, so ist's. Aber ich behaupte, die Ernennung ist ungültig. Schon die Thatsache, daß der Alte einen solch verd— Narren wie mich, ernannte, zeigt, daß er nicht recht bei Verstande war."

„Das ist richtig, Jungens!" rief der Aelteste von den Vieren, dem plötzlich ein Hoffnungsstrahl aufging. „Der alte Mann war so'n bischen faselig, ehe er abschob, und wenn wir ihn für verrückt erklären, dann können wir unsere Köpfe aus dem Lasso ziehen, den er über uns geworfen hat — verstanden?"

„Aber von solchem Auftrag, wie dieser, dürfen wir uns nicht drücken, Colonel", sagte Joe Fleet, obwohl der Jüngste in der Gesellschaft, mit der Entschiedenheit eines Führers. „Das wäre nicht sauber gehandelt!"

Der Freudenstrahl verlosch auf dem Gesicht des „Colonel's".

„'s ist wahr, es wäre nicht recht", sprach er kleinlaut. „Gebt mir 'nen Fußtritt, Jungens!"

„Könnten wir denn nicht zusammenschießen und so 'ne Art Untervormund ernennen, der die ganze Geschichte für hohen Lohn besorgt? Ich will gern ordentlich blechen", schlug Horton vor.

„Wenn Ihr 'nen Kerl kriegt, der für das Geld gleich Euer Fühlen

mit besorgt, dann möcht's wohl gehn", sprach Fleet in entschieden sarkastischem Tone. „Was mich betrifft, ich bin nicht reich genug, um irgend Jemandes Gewissen zu erschachern."

„Gebt nur die Dummheiten da auf", fiel hier der Colonel mit einem Seufzer ein. „Die Karten liegen einmal und wir müssen uns durcharbeiten wie Männer. Vielleicht passirt was. Eh wir's uns versehen, wird vielleicht Einer oder der Andere von uns todtgeschossen oder in einem Stollen verschüttet, dann ist er sofort dispensirt. Doch vorläufig müssen wir schon 'neintappen."

„O ja wohl, 'neintappen!" sagte Horton voll Spott. „Wißt Ihr denn, was wir eigentlich zu thun haben? Ei, dem Mädchen zu schreiben, daß ihr Vater ein alter verd— Lügner und ihre Mutter schon ein Jahr todt war, und daß er nun auch hin ist, und daß der verd— alte Narr keine 500 Dollar an Werth hinterließ und daß wir ihr aus Barmherzigkeit 5000 Dollar geben und sie adoptiren wollen. Und wenn sie ein liebevolles Mädel ist und ein stolzes Mädel, dann wird ihr das sehr gefallen, und wir noch mehr. O ja wohl!" fuhr er mit schneidendem Hohne fort, „all Das zu thun, ist natürlich furchtbar leicht. 'Neintappen! O ja! 'Neintapppen, und sofort von der Furt herunter und in's tiefe Wasser gerathen bis über den Kopf!"

Die Männer sahen einander bestürzt an und ein abermaliges bedeutungsvolles Schweigen folgte.

„Könnten wir es ihr denn nicht sanft beibringen", schlug der Colonel in seiner Verzweiflung vor. „Etwa heute mit der Mutter anfangen, und nächsten Monat, wenn sie sich davon erholt hat und es eher tragen kann, ihr allmälig mit dem Tode des Vaters kommen und so weiter, bis sie vielleicht nach Jahr und Tag die Geschichte mit der Mildthätigkeit ganz friedfertig hinnimmt?"

Aber Joe Fleet lehnte den Vorschlag heftig ab.

„Wenn's Mädel Herz im Leib hat, nimmt sie Alles auf einem Brete an. Wühlt Ihr aber auf die Art in ihren Gefühlen herum, anstatt Euren Schacht grad' hineinzusenken, dann habt Ihr sie in einer Woche hier — verrückt!"

Letzterer Gedanke war schreckenvoll genug, um abermals ein düsteres, seiner ernsten Betrachtung gewidmetes Schweigen hervorzurufen.

„Könnte man's ihr nicht Alles auf 'n Mal eingeben — Geld, todte Eltern et cetera", proponirte Capitän Ratten mit einem schwachen Anlauf, humoristisch zu werden, „so'n bischen schroff und geschäftsmäßig?"

„'s Mädel ist über vierzehn", bemerkte der Colonel kopfschüttelnd.

„Still und laßt uns 'mal den Capitän Ratten hören", fiel ihm Fleet in's Wort. „Wenn's Einer versteht, so ist er's. Hat er nicht für Murphy das „Protokoll" redigirt? Also los und gebt uns 'ne Probe!"

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Capitän Ratten, den dies Vertrauen zu seinem Talente nicht gerade unangenehm berührte, ließ sich mit eckig gespreizten Gliedern, die hierbei fast hörbar krachten, in einen Stuhl nieder, tauchte eine Feder in die Tinte und steckte sie dann in den Mund. Hierauf zog er sie langsam heraus, schwenkte sie vor sich hin und her, als schreibe er eine imaginäre Epistel in den Raum, und begann:

„Inmitten des Lebens sind wir todt, und da wir nie wissen, was der Tag uns bringen mag, so genehmigen Sie die ergebene Anzeige — Nee!" unterbrach er sich langsam und überlegend, mit dem Gefühl, daß irgend

eine ungünstige Kritik in der Luft schwebe. „Nee, das geht nicht. Laßt 'mal sehn! Aha: Das Ableben Ihrer Frau Mutter, welchem die Krankheit Ihres Herrn Vaters folgte, die mit seinem Tode endete, sowie der vollständige Verlust —"

„Kommen die Püffe nicht ein bischen zu dick aufeinander?" bemerkte der Colonel ängstlich. Der Capitän schwieg, rieb sich bedächtig sein langes Kinn und sah die Anderen an. Es schien, als sei dies der vorherrschende Eindruck.

„Nun ja, es kam mir beinah selber so vor", gab er schwankend zu.

„Und wollt Ihr nicht, weil's doch 'n Mädel ist, hier und da ein bischen was Gefühlvolles hineinflicken", sagte Horton, „und ihr so zu sagen eine sanfte Rührung einflößen? Man sagt, sie haben's ganz gern, wenn die Thränen leise fließen, und kommen dann leichter drüber weg."

„Ganz so", entgegnete Capitän Ratten vergnügt, „dasselbe dachte ich; wollt' Euch eben nur ein Beispiel aufstellen, Euch zeigen, wie's gemacht werden könnte . . . Eine gute Manier", fügte er, jetzt ganz in den Zauber seiner Beileidscomposition versunken, hinzu, „eine sehr gute, einnehmende Manier ist, wenn man es sagt, und doch nicht zu sagen scheint, gewissermaßen ruhig die Karten der Mittheilungen zutheilt, ohne sie sehen zu lassen, daß man sie mischt. Ungefähr so, verstanden:

„Geehrte Miß! Inliegend belieben Sie Wechsel auf 5000 Dollar zu finden. Derselbe würde früher abgeschickt worden sein, wäre nicht das Bureau von Wels und Fargo am Tage, wo Ihr Herr Vater beerdigt wurde, geschlossen gewesen. Wir haben hier schönes Wetter, doch vermuthe ich, daß es bei Ihnen im Osten ganz anders ist, wie Ihre verstorbene Mutter dem Schreiber dieses oft versicherte. Geschäfte flau und es wird wenig Gold gefunden, so daß die meisten Antheile an der Nordgabel das Schicksal theilen, welches das einstige Eigenthum Ihres dahingeschiedenen Vaters hatte."

„Seht Ihr", fuhr Capitän Ratten fort, indeß die Glut erfolgreicher Autorschaft seine Wange bedeckte, „diese Art Brief könnte so abgefaßt werden, daß, wenn sie damit durch ist, es scheinen müßte, als habe sie schon Alles vorher gewußt. Daraufhin kriegte sie keine Seele, die mit ihr sympathisirte und ihr hülfe, es sich zu Herzen nehmen."

Die Mehrzahl war so sehr für diese letzte Composition eingenommen, daß Alle sich ungeduldig gegen den einzigen Opponenten, Joe Fleet, wendeten. Doch in diesem Augenblick machte ein Klopfen an der Thür jeder weiteren Debatte ein Ende.

Es war Jack Forster, der behende, wachsame, zutrauliche, der schicksalsvolle Expreßbote. Er hielt einen Brief in der Hand.

„Für John Meritoe!" sagte der Merkur der Sierra drollig. „Da wir an seinem jetzigen Aufenthaltsort weder Bureau noch Agenten haben, so liefern wir ihn an seine letzte Adresse ab." Damit warf er den Brief auf den Tisch, nickte und war verschwunden.

Das Schreiben war an den Todten, den Urheber ihrer Verlegenheit, gerichtet. Einige Secunden lag es unberührt da, und die Männer blickten schweigend Einer den Andern an. Dann aber nahm es Capitän Ratten mit einer an ihm ungewohnten selbstständigen Entschlossenheit auf.

„Es giebt Niemanden, Jungens", sprach er, „der mehr Recht hätte als wir. Ich schlage vor, daß wir es hier unter uns eröffnen und lesen."

„Was das Oeffnen betrifft, so unterstütze ich den Antrag", ließ sich Joe

Fleet's Stimme vernehmen. „Doch ehe wir es lesen, wollen wir sehen, von wem es kommt", setzte der ehrenhafte Bursche hinzu.

Der Brief ward eröffnet. Er war gezeichnet: „Fanny Meritoe." „Vom Mädel selbst", sprach Joe Fleet rasch, „les't ihn."

Mit einem Stottern, das schließlich fast das schüchterne Stocken der jugendlichen Schreiberin nachzuahmen schien, las ihn Capitän Ratten.

Wie soll ich den Brief beschreiben? Er war mädchenhaft, er war voller Liebe und Wahrheit. Neben seinem offenen Freimuth und seiner Einfachheit erschien die vorherige Rhetorik des armen Ratten als fürchterliche Doppelzüngigkeit und betrügerische Sophisterei. Es war offenbar, daß die Schreiberin wenig von ihrem wirklichen Vater gesehen hatte, und daß die recht alltägliche, unansehnliche, zu Zeiten sogar ziemlich verächtliche Figur, welche diese Männer, die jetzt den Ergüssen ihrer Sehnsucht lauschten, gekannt hatten, dem idealen Vater ihrer kindlichen Träume wenig glich.

Endlich war Capitän Ratten zu Ende. Als er schloß, klang seine Stimme ein wenig rauh, seine Augen schienen umflort, und auf dem zierlichen Briefbogen lag ein Klecks, der nicht dagewesen war, als er begann.

Der Colonel hatte den Kopf in seine beiden Hände sinken lassen, Horton kein Auge von dem Blatte verwandt. Fleet, der an's Fenster getreten und dort anscheinend in den Anblick des hellen Sonnenscheins draußen versunken war, drehte sich jetzt plötzlich um, schritt auf den Tisch zu und streckte beide Hände aus. Im nächsten Moment hatten seine Kameraden diese umfaßt, und die vier Männer umstanden mit verschlungenen Händen den Tisch, auf dessen Mitte der Brief lag.

„Wir brauchen kein Beileidsschreiben, Capitän Ratten", sprach Joe Fleet kraftvoll, „denn es liegt nichts vor, was wir zu bemitleiden hätten. Mir ist jetzt noch nicht ganz klar, wie's zu machen geht; aber ich weiß, daß die Eltern von dem Mädel nicht todt sind, so lange Gott uns leben läßt!"

Die Männer hielten gegenseitig die Hände fest umschlossen, bis Capitän Ratten, wie von einer Offenbarung ergriffen, die seine plötzlich löste und sich damit auf das rechte Bein schlug, daß es schallte:

„Das ist's, und das klärt die ganze Geschichte! Wir brauchen keine Condolenzbriefe, denn warum? Wir gehen gleich an's Werk und schreiben so, als wären wir der Alte. Er hat mir genug von sich und seinen Angelegenheiten gesagt, um es mir so leicht zu machen, wie einen Fall vom Baumstamme. Wir wollen da anfangen, wo er aufgehört hat, wir nehmen seine Handkarte wie sie ist, spielen sein Spiel auf Gewinnen oder Verlieren, und wenn es vier Füchse, wie wir sind, dem Kinde da nicht leicht machen und jedesmal das Spielchen gewinnen können, dann geben wir's auf! . . . Ja, meine Herren", fuhr Ratten, den Brief ergreifend, fort, „ich selbst werde dies heute Abend beantworten, ich, Capitän Ratten, vordem verstorbener Meritoe!"

II.

Wie sie ihren Auftrag ausführten.

Als die vereinigten Vormünder von Lagrange diese Täuschung zuerst verabredeten, da hatten sie noch nicht genauer über das verwickelte Gewebe nachgedacht, dessen liebliche Verschlingungen sie alsbald zu wirken bekamen.

Als daher Capitän Ratten den werthen Bundesgenossen mit großer Ruhe seine Absicht mittheilte, den Brief an das verwaiste Mädchen — in loco parentis — mit der linken Hand schreiben und ihr die veränderte Handschrift durch die sinnreiche Erfindung erklären zu wollen, daß in Folge eines Unfalles seine Rechte zum Schreiben untauglich geworden sei, da wurde diese Idee mit Acclamation angenommen. „Seht Ihr", sagte der Capitän belehrend, „mit der linken Hand schreiben Alle so ziemlich die gleiche Klaue. Der Stilus ist weder schön noch deutlich, aber sie wird nie 'rauskriegen, daß es nicht die Handschrift ihres Alten ist."

Nachdem so einer möglichen Entdeckung vorgebeugt war, und es zeigte sich später thatsächlich, daß die Gedanken des einfachen Mädchens mehr bei den Unannehmlichkeiten, welche der Unfall ihrem Vater bereitete, als bei der veränderten und beinahe unleserlichen Handschrift desselben weilten, wurden noch verschiedene andere kleine Kniffe und Betrügereien für die Correspondenz ersonnen. Demnächst entstand unter den übrigen Beschützern eine gewisse Eifersucht auf die Gewandtheit und Bedeutung des Capitäns in seinem Amte als Correspondent. Sie fingen damit an, selbst Zuthaten vorzuschlagen, bis sie schließlich der Posttag im Conclave des bekannten Hinterzimmers zusammenzuführen pflegte, wo dann die halbmonatliche Epistel von Allen insgesammt dictirt wurde. Capitän Ratten's Stolz widersetzte sich anfänglich diesen Einmischungen, wurde aber durch das Compromiß versöhnt, daß die Abfassung, die „Redaction" des Briefes seine Sache bleiben und nur der Inhalt durch allseitige Beiträge gebildet werden solle.

Das Ergebniß dieses ruchlosen Zusammenarbeitens war eine Reihe der alleraußerordentlichsten Briefe, womit jemals ein einzelner Adressat beglückt worden ist. Nicht lange dauerte es, so überflog der Ruhm derselben den Horizont der schönen Empfängerin. „Weißt Du wohl, lieber Papa", schrieb das harmlose Kind aus der Abgeschlossenheit des Mädchenpensionats von Madame Brimborion, „weißt Du wohl, daß Deine Briefe so furchtbar interessant sind, und daß ich mich nicht enthalten konnte, sie einigen von meinen Mitschülerinnen zu zeigen? Dein (des Colonels) Bericht von dem Kampfe mit dem Bären war so naturgetreu, daß ich fast Alles selbst zu sehen glaubte. Ueber die komische Geschichte von dem Chinesen, der Deine Kleider geflickt hat (ein charakteristischer Beitrag Horton's), habe ich mir Thränen gelacht; aber dann habe ich auch wirklich geweint, Papa, wie Du (Fleet) Deine Gefühle schildertest, als Du an jenem Sonntage von dem ärmlichen, kleinen, einsamen Friedhofe auf dem Hügel aus die Sonne untergehen sahst. O, Papa! Das war so lieb und so traurig, so furchtbar traurig! Mary Ricketts sagte, es wäre gerade wie Shakespeare, und sie weiß, o, so viel und gilt für sehr, sehr gescheidt! Sie meinen Alle, ich müßte meinen guten Papa sehr lieb haben — als ob es noch so etwas benöthigte, um in mir Liebe zu ihm zu erwecken. Sie, Mary, fragte mich, ob Du sehr alt wärst, und ich sagte, ich glaube es nicht — bist Du sehr alt? Und das war auch sehr hübsch, was Du (der Colonel) von den Goldgräbereien schriebst. Madame Brimborion bat um Erlaubniß, den Theil abschreiben zu dürfen, wo Du (der Colonel) die Art und Weise beschreibst, wie das Gold ausgeschieden wird. Sie sagt, es sei so werthvoll und lehrreich. Lieber Papa, Du weißt so viel: Aber ich meine, daß Du mir noch besser gefällst, wenn Du ein bischen, ein ganz kleines bischen melancholisch bist und so hübsche Dinge über die Landschaft und Deine Sehnsucht sagst. Gewiß, Du bist ein richtiger Poet, Papa — bist Du keiner?"

Es ist kaum zu sagen nöthig, daß Fleet leise zu husten anfing und merklich erröthete, als man diesen Brief vorlas, daß er etwas wie „hatte wahrhaftig Alles vergessen", hinmurmelte, und sich nur erinnerte, dem Capitän Ratten einige Beiträge dictirt zu haben, „die dem jungen Dinge vielleicht Freude machen dürften" rc. Ebenso selbstverständlich ist es, daß sich ein leises Gefühl von Eifersucht der Herzen Aller, den gefälligen Capitän ausgenommen, bemächtigte. In der That behauptete man, der Colonel habe nachher Horton zugeflüstert, daß nach seiner Meinung Fleet's „Geraspele und Gewimmere" nicht das Richtige sei, um „ein junges Ding damit zu füttern, das schon viel zu viel Süßholz und Lakritzen geschluckt habe." Und Fleet soll den Capitän Ratten vor der allzufreien Redeweise in einigen Erzählungen des Colonel's gewarnt haben.

„Soweit es auf das Redigiren ankommt", setzte ihm der Capitän darauf auseinander, „da spiele ich meine eigene Karte aus; d'rum ängstigt Euch nicht! Erst neulich, bei der Beschreibung der Waschbärenjagd, ließ der Colonel die ‚Hunde teufelmäßig wüthend' sein, den Waschbären zu packen. Gerechter! Denkt Ihr, ich hätte das für die Augen des kleinen Mädels so hingesetzt? Ach nein! Ich saß ganz harmlos und unbefangen da und gab ihr dies dafür: ‚Indessen die edlen Doggen mit ihrem Herrn an fieberischer Ungeduld und echtem Ehrgefühl wetteiferten.' Gott, es ist ja ganz leicht, den Colonel in anständiges Englisch zu übertragen, wenn man das Wissen dazu besitzt! Ja, es ist geradezu wunderbar, wie nachlässig die Leute in ihrem Stilus sind. Sogar Euch, Fleet, Euch mußte ich im letzten Brief was streichen. Wißt Ihr nicht, was Ihr da sagtet von der ‚Nacht, die in ihrem leichten Gewande über den Hügel schritt'? Glaubtet Ihr, ich würde das dem Kinde so anbieten? Nein, Herr, das nahm ich nicht an! Und wie macht' ich's? Ei, ich sagte einfach: ‚anständig angezogen', das ist Alles. 's ist ganz leicht, wenn man nur weiß, wie's gemacht wird."

Aus den unheilvollen Vorzügen dieser Correspondenz entwickelte sich naturgemäß noch ein anderes, unerwartetes Resultat: Miß Fanny wurde immer begieriger, ihren Erzeuger, der zugleich der Verfasser dieser herrlichen Briefe war, von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen. Einige leicht hingeworfene Andeutungen in Bezug hierauf, welche sie in ihre Briefe einflocht, versetzten ihre Vormünder in argen Schrecken, und sie beschlossen zuletzt, das nächste Schreiben so abzufassen, daß es diesem ausgelassenen Wunsche Einhalt thue. Zu diesem Zweck kamen alle Vier zusammen, und bei dieser Gelegenheit that sich eine gewaltige Aufregung kund. Zu meinem Leidwesen muß ich vermelden, daß viel Spirituosen getrunken wurden und Capitän Ratten sich in gehobener Stimmung befand, die sich namentlich in seiner Redseligkeit äußerte. Aber der echte Gentleman ist niemals selbstbewußter und eleganter als beim Trinken und der feine Capitän Ratten behielt während der ganzen Vorlesung des Briefes, das eine Mal abgerechnet, wo er ihm gelegentlich entfiel, seinen Rednerhut ehrerbietig in der Hand. Eine Abschrift dieser Epistel ist uns erhalten geblieben und sie lautet so:

„Mein einzig geliebtes Kind!

Dein werthes und theures Schreiben kam uns rechtzeitig zu und haben wir von dem Inhalt Notiz genommen. Wir, das heißt, Deine fromme Mutter und ich, freuen uns zu hören, daß der Wechsel auf 250 Dollar pünctlich eingetroffen ist und hoffen, daß der Rest von 150 Dollar, den Du nach Deckung von Madame Brimborion's Guthaben übrig behieltest, aus-

reichen wird um Dir Spitzen, Falbeln, Hüte, Schnürsenkel und Strumpfwaaren zu k ufen, wie sie der Jahreszeit und der Mode entsprechen. Wir, das heißt, Deine fromme Mutter, die noch immer durch einen schlimmen Finger am Schreiben verhindert ist, und ich, wünschen, daß Du keine Kosten scheust, um Dich ganz ebenso gut zu kleiden, wie Deine Mitschülerinnen. Wir notiren Deine Anmerkung über Mary Rickett's neues Seidenkleid, das 75 Dollar kostet. Du wirst sie um 50 oder 100 Dollar überbieten und die Bilanz auf uns ziehen, wenn Du nicht ausreichst. Das Rickett-Mädchen muß geärgert werden und wenn's an den Kragen geht. Wir erwarten, daß Du auf Deine Gesundheit achtest und nicht zu oft Confect verzehrst, desgleichen auf Deine Lectionen in Französisch und Musik. Wir erwarten, daß Du Dich warm einwickelst, wenn Du ausgehst und bei dem fürchterlichen Klima dort im Osten hübsch an Deine Flanellwäsche denkst und immer Deine Gummischuhe trägst. Die Weizenernte wird dies Jahr beinahe vierzig Buschel auf den Acker im Durchschnitt betragen, das heißt, jeden Einwohner unseres Staates mit vierundvierzig Fässern Mehl versorgen und doch noch 100,000 Buschel für den Export übrig lassen. Wenn die Pacificeisenbahn vollendet ist und die unfruchtbaren Nationen von Europa und Asien am goldenen Thor um Brodstoffe anklopfen, so ist die Zeit nicht mehr fern, wo unser Staat völlig selbstproducirend sein wird. Wir stellen uns Dich oft vor, theures Kind, wie Du bei Deinen Arbeiten sitzest und Deine hellen Aeuglein gelegentlich träumerisch blicken, wenn Du an Deine Eltern in weiter Ferne denkst. Wanderst Du wohl manchmal mit uns durch das Dunkel unserer Wälder, der ersten Tempel Gottes, und athmest Du mit uns den ewigen Frieden der Einsamkeit, oder gedenkst Du, daß lange, ehe wir lebten und waren, diese mächtigen alten Monarchen auf Andere herniederschauten, wie jetzt auf uns? Thust Du das? Wir hoffen, das heißt, Deine Mutter und ich sind überzeugt, daß Du es thust, obgleich wir Dich ernstlich bitten und beschwören, nicht an einen Besuch bei uns zu denken. Denn die Gesellschaft hier ist gänzlich unpassend für eine Person von Deinem Alter und Geschlecht. Nicht selten schleicht der Mord umher, und in den Schleusen ist der Raub etwas ebenso Gewöhnliches, wie die rohe Hand des Meuchlers. Kaum vergeht ein Tag, wo wir nicht irgend ein Opfer dem stillen Grabe anvertrauen. Schwindsucht ist epidemisch, und auch die schwarzen Blattern haben sich oft die lieblichsten Deines Geschlechts zur Beute auserkoren. Durch ein pestilenzialisches Fieber, welches jetzt hier sehr häufig ist, schwindet die Schönheit schnell, und die reizende Tochter einer unserer ersten Familien ist infolge desselben für eine indianische Squaw gehalten worden. Die Sommersprossen sind hier grandios. Die Haare trocknen ein und fallen aus, desselbigengleichen die Zähne. So sehr wir hoffen, Dein liebes Antlitz noch einmal wiederzusehen, so könnten wir Dich doch nicht so dem sicheren Verderben aussetzen. Deine Mutter fiel in Ohnmacht, als sie Deinen Wunsch las, sie besuchen zu wollen. Ich fürchte, daß ein Besuch von Dir bei ihrem jetzigen Gesundheitszustande schlimme Folgen haben würde. Wenn Dir die Liebe Deiner Eltern etwas gilt, so verbanne diesen Gedanken aus Deinem Kopfe. Wahrscheinlich werden wir in wenig Jahren im Stande sein, Dich an der atlantischen Küste noch einmal in unsere Arme zu schließen.

Deine Dich liebenden Eltern."

— Sechs Wochen waren vergangen und die pflichtschuldige Antwort auf den obigen Brief, welche die Vormünder mit Zuversicht erwarteten, war

Kasperle auf dem Dorfe.

Nach einem Gemälde von C. Lasch.

fällig. Nichtsdestoweniger bekundete Fleet, je näher die Zeit heranrückte, durch sein häufiges Vorsprechen bei Capitän Ratten, dem sämmtliche an den verstorbenen Freund gerichtete Briefe zugingen, eine gewisse nervöse Aufregung und Unruhe.

„Wohl noch nichts da von der jungen Dame?" pflegte Fleet anscheinend gleichgültig zu sagen. „Nein", antwortete dann der Capitän ruhig. „Ich meine, es werden an vierzehn Tage vergehen, ehe sie diesen Querstrich verwindet. Dann wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach patzig schreiben, oder vielleicht gar nicht." Fleet wurde erst blaß, dann roth und biß sich auf den Schnurrbart. „Denkt Ihr nicht, Capitän", fragte er mit erzwungenem Lachen, „daß wir ein bischen, ein ganz klein bischen zu hart waren?" — „Durchaus nicht, wenn wir Ruhe und Frieden haben wollen", versetzte der Capitän ernst. „Bei Weibern ziehen keine halben Maßregeln; o nein", setzte er hinzu, „sie glauben dann einem Manne nicht, daß er Ernst macht, so wenig wie sie selber es thun." Trotzdem wurde der Capitän selbst ein wenig besorgt, und als er nach Sacramento zu reisen hatte, schärfte er seinen Kameraden streng ein, ihn sofort zurückzurufen, wenn eine Antwort von Miß Fanny einträfe.

Sein Besuch wurde indessen nicht unterbrochen, und fast drei Wochen später bestieg er den Kutschersitz der Pionierlandkutsche, um nach Lagrange zurückzukehren. Als er sich nach Austausch einiger höflichen Redensarten neben dem Lenker des Gespanns niederließ, blickte er auf die Räder hinunter und gewahrte einen offenen Brief nebst einem Theil eines Weiberkopfes, welcher sich aus dem Wagenfenster herausbog. Die schöne Leserin suchte offenbar auf diese Weise dem im Innern der Kutsche herrschenden Dunkel und vielleicht auch den forschenden Augen ihrer Mitpassagiere während des Durchstudirens auszuweichen. Doch weshalb verschwand aus den welken Wangen des Capitäns augenblicklich alle Farbe, und warum hielt er sich so krampfhaft an der Seitenlehne fest? — Der Brief zeigte seine eigene Handschrift und war vor sechs Wochen an Miß Fanny abgeschickt worden!

Selbst durch die lebensgefährlichsten Verrenkungen wurde es ihm nicht möglich, mehr zu sehen, als ein Stück Spitze, etliche künstliche Blumen, etwas blondes Haar und den fatalen Brief. Aber sein schuldiges Gewissen las sofort aus diesem Wenigen die furchtbare Anklage der betrogenen Waise. Sollte sie das Complott entdeckt haben und nun, diesen schrecklichen Schuldbeweis in der Hand, auf ihrer Fährte sein? Oder war sie noch in einer Täuschung befangen, welche eine einzige zufällige Frage und Antwort unter Ohnmachten, Schreien, Thränen und Jammern vernichten konnte? Capitän Ratten war vor Verwirrung einem Schlagflusse nahe; er wagte nicht einmal eine Frage an den Kutscher zu richten, der ihn schon mit höhnischem Grinsen beobachtete und hörbar um Aufschluß darüber bat, ob er, der Capitän, ein solches Benehmen „für seinem Alter angemessen halte?" „Laßt doch das Mädel in Ruhe, Ratten, seht Ihr denn nicht, daß es kein Liebesbrief von Euch ist, den sie vorhat?" fügte er hinzu, und gerade diese Behauptung machte den Capitän aufs Neue schuldbewußt erröthen. Da bekam das Fuhrwerk plötzlich einen Puff, ein kleiner Aufschrei folgte und der Brief flatterte aus den Fingern der Leserin auf die Straße nieder. Dies gab dem Capitän eine von der Vorsehung selbst herbeigeführte, günstige Gelegenheit. Vom Sitze springen und die desertirende Epistel ergreifen, war das Werk eines Augenblicks. Als er an die Kutsche trat, um sie ihrer schönen Eigenthüme-

rin zurückzugeben, hatte ein anderer Passagier seinen Platz eingenommen und er somit einen plausiblen Vorwand, sich in das Innere des Gefährtes hineinzuchangiren. Die junge Dame bedankte sich, der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und Capitän Ratten neben die Dame. Jetzt war der Augenblick da! Mit einer langathmigen Entschuldigung zog der Capitän seine Knie aneinander, brachte sich, um ihr möglichst nahe sein zu können, in eine respectvolle, diagonale Stellung und stäubte seine Beine und ihr Kleid sorgfältig mittels des Taschentuches ab. Die unterthänige Ehrerbietung des Capitäns würde selbst die schüchternste Maid kaum verwirrt, selbst die abstoßendste und zopfigste aller Ehrenwächterinnen nicht außer Fassung gebracht haben. Die junge Dame, welche dem Anschein nach keines von Beiden war, richtete ihre großen, ruhigen, grauen Augen auf den Nachbar und saß erwartend da. In welcher Weise sich indessen der Capitän die Gelegenheit zu Nutze machte, das möge der Leser aus seinem eigenen Bericht über diese Begegnung ersehen, den er am nämlichen Abend seinen Mitvormündern feierlich ernst abstattete.

„Jungens", sagte er, sich sanft an den Knieen hinaufstreichend, „wie ich merkte, daß es galt, da sah ich mir erst gewissermaßen das Mädel genau an, was sie wohl für eine Karte in der Hand hielte. Aber aus ihren Mienen ließ sich gar nichts entnehmen. Und ohne geradezu keck drauflos zu fragen, war kein Wort über ihre Angelegenheit, oder was sie eigentlich vorhatte, aus ihr herauszubekommen. Und dann, ja dann", fuhr der Capitän mit einem leichten Lächeln über den Erfolg, dessen er sich bewußt war, fort, „dann schloß ich, daß dies einer von den eigenthümlichen Fällen sei, die Gewandtheit und Wissen erfordern, und die wandte ich an, und es versteht sich, daß ich triumphirte. Das ist Alles. Ja, ja", fügte er, ein Gähnen unterdrückter Gleichgültigkeit markirend, hinzu, „jetzt ist Alles in Ordnung, Jungens, Alles aufgeklärt."

„Aber wie denn?" fragten die Andern voll Begier.

„Ei", sprach der Capitän in lässigem Tone, „ich bandelte so 'ne allgemeine Unterhaltung an über die Oper, die Moden und Literatur und dergleichen. Und bei Gelegenheit der Literatur sprach ich von einer Erzählung, die ich kürzlich in einer Monatsschrift gelesen hätte, und nun erzählte ich ihr ganz ruhig und harmlos die ganze Geschichte von ihrem Vater, uns und ihr selber, nannte sie darin „Seraphina", Euch und Horton „Oskar" und „Roderigo", Fleet „Gustav" und mich selbst „Rodentio", was auf Lateinisch Ratten bedeutet. Ja, ich muß es selber sagen, es war gar keine langweilige Geschichte, denn ich fühlte mich recht frisch und aufgeweckt, und die anderen Passagiere nahmen ziemlich ebenso viel Antheil dran wie sie. Und dann sah ich ihr scharf in die Augen, verstanden: So!" Hier executirte der Capitän ein ausnehmend jesuitisches Schielen, „und sagte, daß ich die Erzählung nicht für wahr halte und fragte sie, was sie davon denke. Sie versetzte nun, die Sache sei jedenfalls ganz interessant, gleichviel ob wahr oder nicht. Das sind ihre eigenen Worte, meine Herren!"

„Na weiter!" rief der Colonel neugierig.

„Das ist Alles."

„Alles? Alles?" schrieen die Vormünder durcheinander. „Hat sie denn weiter gar nichts gesagt? Habt Ihr denn nicht —"

„Keinen Ton", erwiederte der Capitän trocken. „Aber 's ist Alles in Ordnung, Jungens! Ihr sollt sehen."

„Wo ist sie jetzt, Ihr completer Esel? Antwortet uns!"

„Ei, ich denke, sie ist drüben im Unionshotel mit Fleet zusammen. Ich vergaß zu erwähnen, daß der zufällig dort war, als die Landkutsche anlangte. Sie schien mir so zu sagen ganz ungenirt und vertraulich gegen ihn und ich —"

Ehe jedoch Capitän Ratten seine Rede vollenden konnte, erhoben sich die beiden Männer wüthend von ihren Sitzen und stürmten barhäuptig zur Thüre hinaus. Und während der Capitän noch stumm und verblüfft, aber stets mit dem matten Lächeln der Ergebung um den Mund dasaß, kehrte Horton zurück, ballte drohend die Faust nach ihm, nahm seinen Hut und verschwand. Im nächsten Augenblick platzte auch der Colonel wieder herein, griff nach dem Hute, gab Ratten einen Fußtritt und eilte davon.

Als die Thür hinter dem letzten seiner Verbündeten zuflog, stand Capitän Ratten langsam auf, leerte bedächtig sein Glas, stemmte das eine Knie gegen einen Stuhl und rieb es in tiefem Schweigen. Und jetzt blitzte ein weit entschiedeneres Lächeln in seinen Augen auf und theilte sich den Lippen mit, welche die folgende erstaunliche Betrachtung formulirten:

„Das ist's, so steht's! Fleet war längst, was man so sagt, verliebt in das Mädel! Kein Zweifel, kein Zweifel, er hat sich hingesetzt und heimlicher Weise an sie geschrieben."

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

In der vornehmen Welt sind die Verlobungen und Vermälungen augenblicklich sehr zahlreich. Die Hochzeitsfeste bilden eine eigene Art von Gesellschaft; man feiert dieselben neuerdings mit ganz besonderer Pracht und Lust. Es scheint beinahe, als wollte man sich dadurch in Widerspruch setzen mit der nüchternen Procedur des Standesamtes. Man nimmt dieselbe gewöhnlich ganz im Stillen mehrere Tage vor der Hochzeit vor, nicht wie in Frankreich am Tage vorher, weil die deutsche, uralte Sitte des Polterabends dadurch beeinträchtigt werden würde, und am Hochzeitstage selbst kann man nicht auf das Standesamt gehen, weil die Vorbereitungen zur Trauung zu viel Zeit erfordern

Die Kirche gleicht indessen bei den jetzigen Trauungen beinahe einem Theater, der Zudrang der Neugierigen steigert sich in bedenklicher Weise. Stundenlang harren dieselben vor der Eingangsthür, um die geputzten Hochzeitsgäste zu betrachten. Die Kirche selbst ist ebenfalls gedrängt voll von Zuschauern aus den höheren Ständen. Die Feierlichkeit des Augenblicks wirkt jedoch trotz der weltlichen Außendinge stets ergreifend auf die Menge. Der Altar, von hohen Candelabern erleuchtet und mit Blumenwänden umzogen, erweckt Ehrfurcht und Rührung; wenn das Brautpaar von dem Priester gesegnet wird, bleibt gewiß in allen Gemüthern ein nachhaltiger Eindruck zurück. Diese religiöse Weihe zu entbehren, wäre ein Raub am Glück der Liebenden und am Trost der Angehörigen, die eine Tochter in die Arme eines Gatten geleiten und die Trennung von ihr beweinen.

Doch ist es begreiflich, daß die Scheu vor der Veröffentlichung der intimsten Familieninteressen groß ist, und man die Trauung in der Kirche gern vermeiden möchte. Fürst Bismarck hat deshalb eine solche auch für seine Tochter unterlassen. Es wurde statt dessen im Palais eine Art Hauscapelle improvisirt, wo der Prediger Vorberg die Einsegnung der Ehe vornahm. Die Zahl der Gäste betrug nur fünfzig Personen und das Hochzeitsmahl war ein wenig frostig in den weiten, hohen Räumen des Congreßsaales. Gräfin Marie, die in neuester Zeit sehr wohl aussah, war eine sehr stattliche, wahrhaft fürstliche Braut. Am Polterabend bestand die Gesellschaft auch nur aus einem verhältnißmäßig kleinem Kreise, der sich aber sehr heiter mit Tanz und Spiel unterhielt. Der Kronprinz überraschte das Brautpaar durch seinen Besuch und erwies sich sehr huldvoll gegen dasselbe. Die Brautgeschenke bildeten eine förmliche Ausstellung und füllten mehrere Salons vollständig aus. Nach der Hochzeitsreise und einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin wird das junge Ehepaar sich in Paris einrichten, wo Graf Rantzau Botschaftsrath geworden ist.

Fürst Bismarck wird seiner einzigen Tochter eine sehr reiche jährliche Einnahme, aber vorläufig kein Capital anweisen.

Unter den übrigen zahlreichen Verlobten befinden sich auch zwei Hof-

damen der Kaiserin, Comtesse Agnes zu Dohna Mallwitz, die den Ritterschaftsrath von Pfuel heirathet, und Comtesse Anna von Gröben, die Herrn von Mohl nach Venezuela folgen wird. Er hat sein Amt als Cabinetssecretär niedergelegt, um dort Consul zu werden. Der liebenswürdige, junge Süddeutsche, der es vortrefflich verstand, der Dollmetscher der wohlwollenden Intentionen seiner erhabenen Gebieterin zu sein, wird sehr schwer einen passenden Ersatz finden. Vorläufig soll ein ehemaliger Cavallerieofficier, Herr von Knesebeck aus Darmstadt, für ihn eintreten.

Aus der vornehmen Welt sind noch mehrere neue Herzensbündnisse zu melden. Die Comtesse Helene von Königsmark verlobte sich mit dem Gardelieutenant Walter von Etzel, Fräulein von Gutschmidt, einzige Enkelin der Gräfin Bassewitz, mit dem Grafen Dohna, Fräulein von Natzmer mit dem Baron Stach von Golzheim, Fräulein von Klützow mit dem Baron von Frankenberg-Lüttwitz, Fräulein von Berndt-Oppenfeldt mit dem Hauptmann von Kottwitz, Fräulein von Rheinbaben mit Herrn von Hagen, Fräulein Marie, Edle von Ackerfeld, mit Herrn von Uechtritz-Steinkirch. Man kann sich ausmalen, wie lebhaft die Geselligkeit angeregt werden wird durch alle diese Festlichkeiten zu Polterabenden und Hochzeiten; jedoch finden dieselben nicht alle hier statt, sondern auf den Landsitzen der Eltern der Bräute.

Seit dem Schlusse der Gemäldeausstellung wendete sich das kunstsinnige Publicum mit ungetheiltem Interesse den Resultaten der Ausgrabungen von Olympia zu, die jetzt im Oberstock der Räume des sogenannten Campo santo ausgestellt sind. Nach den mühevollsten, langjährigen Arbeiten ist es endlich gelungen, dort die schönen Trümmer zusammenzufügen, die einen Blick in Griechenlands Kunstwelt gestatten. Ein Originalwerk des großen Praxiteles vor sich zu haben, wenn auch nur als Gypsabdruck, ist von überwältigender Wirkung. Die Originale in Marmor, welche durch unsere Regierungsexpedition in Olympia ausgegraben wurden, dürfen bekanntlich nicht aus Griechenland entfernt werden. So sehr dies zu bedauern ist, so darf man sich doch dadurch nicht die Freude der Bewunderung verkürzen lassen, denn die Gypsabgüsse sind mit wahrer Vollendung zusammengefügt, sie bilden ein Ganzes, während der Marmor des Originals wohl immerdar in Trümmern bleiben wird. Die Arbeiten des Ausgrabens dauern übrigens in Griechenland noch fort, und es ist sehr wahrscheinlich, daß noch mehr Kunstschätze zu Tage kommen. Professor Treu, der Hauptleiter der colossalen Arbeiten, war bis jetzt hier anwesend, ist jedoch bereits wieder nach Korinth abgereist. Während seiner Abwesenheit ist Graf Usedom, der provisorische Generaldirector der Museen, eifrig bemüht, die Ueberwachung der Bildwerke zu übernehmen. Er ist fast immer selbst anwesend während der Ausstellungszeit und unterhält sich gern mit dem Publicum, wenn er zum Verständniß der Sache beitragen kann. Es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie der schöne, hochbejahrte Mann mit Leib und Seele für die ihm anvertrauten Kunstwerke schwärmt, und wie geschickt er darüber eine populäre Belehrung ertheilt. Die erhabene Ruhe und Schönheit der Antike muß wohlthätig auf unsere ruhelosen, häßlichen Zustände wirken. Der Lärm und die Rohheit des jetzigen Straßenlebens nehmen leider immer noch zu. Wie das sich steigern kann, wenn der Winter erst wirkliches Elend unter den niederen Classen hervorruft, mag man sich gar nicht ausdenken. Vorläufig fehlt es jedoch nicht an lohnreicher Arbeit, namentlich wird mehr als jemals kostbar gebaut.

Das kleine, graue Wrangelhaus am Pariser Platz ist einem schönen Prachtbau gewichen, der noch unter Dach kommt, an der Potsdamer Brücke entsteht eine schloßartige Wohnungscaserne, reich verziert mit vergoldetem Gitterwerk und Balcons, ähnliche Palläste werden in den neuen, schönen Stadttheilen in der Nähe des Thiergartens errichtet, aber leider wüthet die Baulust auch gegen die herrlichsten Bäume daselbst, was nicht genug zu tadeln ist. Die Potsdamer Straße wird sogar ihrer schönen, alten Allee gänzlich beraubt und auch ihre Vorgärten werden theilweise zerstört, um einer Pferdebahn Platz zu schaffen.

Die Blüthe der Concerte entwickelt sich in diesem Winter ganz besonders glänzend; der Stern'sche Gesangverein namentlich verdoppelt seine Thätigkeit unter seinem neuen Director, dem rühmlichst bekannten Componisten Max Bruch, der aus Straßburg berufen wurde, um Stockhausen's Amt zu übernehmen. Zur Feier des Mendelsohnstages ließ er den Paulus aufführen, und im nächsten Concert wird Sarasate mitwirken. Annette Essipoff gab einen köstlichen Chopin-Abend und wird stets so mit Enthusiasmus aufgenommen, daß sie voraussichtlich hier längere Zeit verweilen wird, namentlich soll sie die schmeichelhafte Aufforderung erhalten haben, in den diesjährigen Concerten der Kaiserin zu spielen; sie ist der kunstsinnigen Monarchin bereits aus Baden-Baden bekannt.

Nicht minder lebhaft beginnt die Theatersaison in diesem Jahre. Im Nationaltheater machte eine Novität von einer Dame verdientes Aufsehen, nämlich „Parisina", Tragödie von Wilhelmine Guischard. Es gehört unbestreitbar eine bedeutende Begabung dazu, um diesem Stoffe, der durch Byron's Dichtung vollständig erschöpft war, neues Leben und dramatische Kraft zu verleihen. Das überaus geschickt gesteigerte, tragische Element wirkte bis zum letzten Augenblick hinreißend auf ein Publicum, welches sonst meistens kalt und kritisirend sich zu verhalten pflegt. Man kann mit Recht von dem energischen Talent der Verfasserin noch großartige Leistungen erwarten. Als Novellistin hat sie sich bereits ebenfalls bewährt, auch als Essayistin. Das Feuilleton der Kölnischen Zeitung brachte bisher ihre Novellen und bei Klasing in Bielefeld erschien im vorigen Jahre eine werthvolle historische Monographie über Venedig.

Im Nationaltheater wird demnächst das neueste Stück des Prinzen Georg von Preußen aufgeführt, es heißt „Ferrara" und ist der Schlußstein der Tasso-Tragödie, die in Goethe's Dichtung ihren wundervollen Anfang fand.

Die neue Direction des Nationaltheaters unter Paul Borsdorf ist sehr achtungswerth in ihren classischen Bestrebungen, sie kann sich vollständig mustergültig neben die Meininger stellen.

Herr Borsdorf selbst und seine schöne Frau sind begabte Mimen, auch Herr Timm und Fräulein von Novella leisten viel Gutes im Liebhaberfach.

Im Residenztheater wird das neue Stück von Augier die Fourchambaults vortrefflich dargestellt, trotzdem die Uebersetzung sehr mangelhaft ist und der Kernpunct des Stückes vor dem Richterstuhl der Moral nicht bestehen kann, denn die tugendhafteste Rolle dem Sohne der Sünde zu übertragen, ist doch, gelinde gesagt, eine Ohrfeige für das Sittengesetz.

Das Ausstattungsstück Uarda im Victoriatheater lockt das große Publicum lebhaft an, denn wer den langathmigen, sehr überschätzten Antiquitätenroman nicht gelesen hat, kann ihn dort auf amüsantere Weise genießen.

Im königlichen Schauspielhause haben alle Novitäten kein sonderliches Glück gehabt, aber das neu engagirte Fräulein Haverland entschädigt dafür durch die Neuheit ihrer imposanten Figur. Nur hat sie leider noch immer nicht ihr Heimweh nach Dresden verloren, und leidet fortwährend an Unpäßlichkeiten. Auch Herr Ludwig, ihr Partner, kränkelt viel. In der königlichen Oper hatte Ekkehard, ausgezeichnet ausgestattet und aufgeführt, keinen nachhaltigen Erfolg, obwohl viel Schönes darin enthalten ist. Kroll's Opernunternehmen blüht noch trotz der vorgerückten Jahreszeit, und wird durch die sehnlichst erwartete Patti-Nicolini jetzt in fieberhafte Aufregung versetzt. H. v. N.

Wien.

Die musikalische, die theatralische, die politische und die finanzielle Campagne — Alles ist in frischestem Zuge begriffen, nur der Salon ist noch nicht so recht belebt; die Fauteuils der Parquets sind allabendlich besetzt, aber die Fauteuils der Salons und Boudoirs, die Causeusen und Poufs sehnen sich noch oft vergebens darnach, intime Gespräche zu belauschen und allenthalben liegt zum großen Verdruß der jungen Mädchenwelt noch der Teppich, der jede Aussicht auf einen frischen, fröhlichen Walzer illusorisch macht. Sind es die finanziellen Verhältnisse, die auf alle Welt und ganz besonders auf Wien wie ein Alp lasten, sind es die vielen familiären Sensationsereignisse, die einen Riß in die lustige Gesellschaft machen, sind es die vielen frischen Gräber da unten in den Thälern der Bosna oder zwischen den Bergen der Herzegowina, ist es dieses, ist es jenes? — kurz der Athem, der Athem des sonst so rasch pulsirenden Wiener Winterlebens stockt etwas, die Atmosphäre um den Stephansthurm ist ein bischen dick und unbeweglich geworden.

Damit ist nicht gesagt, daß die locale Weltgeschichte in ihrem Gang etwa gänzlich gehemmt sei; das Rad der städtisch-socialen Historie setzt seine Umdrehungen, nur etwas rallentando fort. Die lustige, eigentlich tragikomische Affaire, die in Ischl ihren Anfang genommen, und deren Figaro in seinem vorigen Rapport gedacht, hat ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Ihren vorläufigen sage ich mit Absicht, weil Nachspiele niemals ausgeschlossen sind. Leonard Labatt hat sich mit der einundzwanzigjährigen Frau seines Freundes verheirathet, nachdem sich diese einundzwanzigjährige Frau nach fünfjähriger Ehe von ihrem Manne hatte trennen lassen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Gerücht widerlegt und das andere bestätigt. Widerlegt wurde die Sage, daß der Tenorist unseres Hofoperntheaters, Herr Labatt, bereits verheirathet sei, denn es ist ja bei der bekannten Vorsicht eines jeden Schweden vorauszusehen, daß er sich nicht unnöthigerweise in die Gefahren einer Bigamie stürze, und bestätigt wurde das Gerücht, daß Herr Labatt dem Stamme Israels angehöre. Das junge Paar wurde in einer ungarischen Synagoge von einem Rabbiner getraut — dem Judenthum ist also ein frommes Paar gerettet. Leider wurden die Flitterwochen der „Neuvermälten" in empfindlicher Weise gestört, denn der Zufall wollte es, daß gerade in den ersten acht Tagen der charmanten Ehe dem Gemal die bereits einstudirte Rolle des Siegfried abgenommen wurde.

In den ersten Tagen des November feierten die Kreise des Burgtheaters und die zahlreichen Freunde dieses Institutes eine reizende Familienfeier. Es waren nämlich volle fünfundzwanzig Jahre geworden, daß Louis und

Zerline Gabillon dem Hofinstitute angehörten und der Tag des Künstlerjubiläums durfte nicht vergessen werden und wurde auch nicht vergessen. Deputation reihte sich an Deputation und an der Spitze einer derselben befand sich kein Geringerer als Carl Laroche, der bald fünfundachtzigjährige Meister der deutschen Schauspielkunst. Die Collegen überreichten dem Jubilar ein prachtvolles Trinkhorn — Gabillon ist bekanntlich ein gewaltiger Jäger — und Adolf Wilbrandt hatte die Sinnsprüche dazu gedichtet; der Jubilarin wurde ein Speiseservice gewidmet, von welchem jeder einzelne Teller eine von Fritz Krastel ersonnene Devise enthielt. Dann gab es eine colossale Batterie Champagner, deren Flaschen mit jenen Stücknamen geschmückt waren, in denen das Jubelpaar im Laufe des bejubelten Vierteljahrhunderts zusammen aufgetreten war. Am Abend des Festtages gab man im Burgtheater die „Gönnerschaften" und das Publicum ließ sich keine Stelle, keinen passenden Moment entgehen, um dem gefeierten Paare seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu beweisen. — Etwas unfreundlicher klingt eine andere Geschichte aus den Kreisen des Burgtheaterpersonales, denn diese Geschichte enthält die traurige Wahrheit, daß sich ein junger Advocat, lediglich der Eitelkeit wegen, für eine der zuerst genannten Heroinen finanziell und gesellschaftlich ruinirt. Vierundzwanzigtausend Gulden Wechselgiros sind keine Bagatelle, wenn man diese Giros nicht honoriren kann.

Auf theatralischem Gebiete herrschte eine wahrhaft stupende Thätigkeit; eine Novität folgte im Laufe der letzten vier Wochen der andern knapp auf dem Fuße nach, ein Director suchte den andern zu übertrumpfen und die Concurrenz trieb ihre üppigsten Blüthen. Der actuellen Zeitgeschichte verdankten wir drei bosnische Stücke, drei Dramen mit soldatischer Tendenz, rührenden Scenen und versöhnendem Ausgang. Ach, wenn nur die wirkliche bosnische Affaire auch auf einen so versöhnenden Ausgang rechnen könnte! Anton Langer ließ „Des Buchbinders Weib oder die Oesterreicher in Bosnien" vom Stapel, O. F. Berg lieferte den „Untauglichen" und darin eine Paraderolle für die Gallmeyer, und Costa schrieb als Pendant zu seinem Volksstück „Ihr Corporal" — „Ihr Reservist". Wenn man aus diesen drei „Dramen" die bosnisch-herzegowinische Frage nicht studiren konnte, blieb Einem kein weiterer Weg mehr offen. Im Untauglichen, im Reservisten und der Buchbindersfrau war alles Material für den Realpolitiker enthalten und alles dieses hat Graf Andrassy auf dem Gewissen!

Herr Tewele, der neue Director des Carltheaters, dem in der ersten Zeit seiner Directionsführung das Wasser, wie man so sagt, bis an den Hals lief, hat sich mit der Hennequin'schen Farce „Niniche" gerettet. Es giebt verschiedene Arten der Reclame und unter diesen verschiedenen Arten nimmt die von der Unanständigkeit den ersten Rang ein. Man sagt von einem Stück — oder man läßt es auch schreiben — es sei unanständig, es sei unschicklich, junge Mädchen dürfe man nicht mit „hereinnehmen" u. s. w. und der Erfolg der Novität ist zu Dreiviertheilen gesichert. Einer tuschelt dem Andern die Unschicklichkeiten, die reellen wie die eingebildeten in die Ohren und das verbreitet sich im Nu in der ganzen Stadt und bald darf es Niemanden mehr geben, der die wunderbar gemachte Farce nicht schon gesehen, gehört und genossen hätte. So ging es auch Niniche und so machte Niniche ihr Glück in Wien. Das Stück ist nicht so sehr unanständig als unappetitlich, aber die Parole von der Zote wurde einmal ausgegeben und auf diese Parole biß die Menge an und trug Herrn Tewele für die ersten fünfzehn Vor-

stellungen vierzigtausend Gulden ein. Das ist keine Bagatelle für ein paar im Schwimmcostüm erscheinende Damen! — — Die finanziellen Erfolge der Niniche haben übrigens Herrn Tewele bereits sehr kühn, wenn nicht übermüthig gemacht, denn er geht mit der Idee um, im Prater ein elegantes Theater für den Sommerbedarf zu bauen und hatte schon eine Audienz beim Fürsten Hohenlohe, dem Obersthofmeister des Kaisers, um sich die Erlaubniß zum Bauen auf dem kaiserlichen Terrain zu erwirken. Bekanntlich hat der Prater ein Theater, das Fürsttheater, dieses widmet seine Muse aber nur dem Volke, und der Platz, auf welchem das Fürsttheater steht, der „Wurstelprater" spricht ja die Tendenz seines Musentempels präcise genug aus, das Teweletheater soll aber ein Tempel für die „feinere" Welt werden, für die Gourmands von Niniche 2c. 2c. Nach Niniche kam „le petit duc" (der kleine Herzog) von Lecoq an die Reihe und zwar mit so günstigem Erfolge, daß auch der junge und übermüthige Richelieu, denn niemand Anderer ist unter dem kleinen, flotten Herzoge gemeint, als der — berühmte Bonvivant des Rococco — sehr beklatscht wurde. Das Carltheater hat mit Adolf Wilbrandt's „Auf den Brettern" recht viel, mit Rosen's „Ja, so sind wir" mäßiges und mit Augier's „Haus Fourchambault" starkes Glück gehabt. Und so schwimmt Alles, was ein Theater führt, in Wonne und strotzt von Uebermuth. Sogar im Josefstädter Theater, von dem sonst Niemand ein Wort spricht, geht es hoch her, da hat nämlich die Gesellschaft „Estudiantina Figaro", diese Vereinigung von etwa zwanzig virtuosen Guitarrespielern so außerordentlich gezündet, daß der Welt mit einem Male aufgegangen ist, was eine spanische Guitarre unter spanischen Händen bedeutet und daß in Folge dessen auch alle Welt in die Josefstadt wochenlang gelaufen ist. Die „Estudiantina Figaro" wurde aber auch in vornehme Cirkel eingeladen, um hier von der Aristokratie mit Behagen genossen zu werden. Zuerst war es Baron Albert von Rothschild, bei dem sich die Gesellschaft producirte, dann folgte Erzherzog Wilhelm und als Dritter zog Fürst Constantin Hohenlohe die prächtigen Guitarrespieler in seine Salons. Die musikalische Saison ward durch die Philharmoniker in würdigster Weise eröffnet. Die philharmonischen Concerte sind die Schooßkinder der guten Gesellschaft, die Matinéen von Sontag sind en vogue, ein Abonnementssitz wird fast wie ein kleiner Treffer geschätzt und man wird niemals an der Form etwas zu tadeln haben, wie die Herren vom Opernorchester spielen. Ihr Führer, Hans Richter, erntet im Namen seiner Schaaren stets den reichsten, den stürmischsten Beifall und jede seiner energischen und doch so ruhigen, man möchte fast sagen, eleganten Tactbewegungen bezeichnet einen kleinen Sieg. Die Novität des ersten Concertes bestand in einer Compilation aus puren Bach'schen Claviersonaten, die ein Mitglied des Orchesters für Streichinstrumente orchestrirte. — Den Philharmonikern auf dem Fuße nach folgte Ignaz Brüll und Georg Henschel mit einem Compagnieconcerte. Brüll, der Pianist hatte in London Henschel den Sänger kennen gelernt und an der Themse hatten sich die beiden Künstler vorgenommen — bald hätte ich gesagt, verschworen! — an der Donau gemeinsam zu musiciren. Ignaz Brüll ist ein ganz vorzüglicher Clavierspieler, diesen Rang wird ihm Niemand streitig machen wollen, allein seinen Schwerpunct sucht Brüll in den Compositionen, bei diesem Suchen muß er schließlich das Gleichgewicht verlieren. Dort hat Brüll zwei Opern geschrieben, von denen sogar die eine „Das goldene Kreuz" nicht ohne Glück über einige nachsichtige Bühnen gegangen, auch edirte der kleine „Nazi", wie sie ihn in intimsten Kreisen nennen, mehrere Lieder und

Claviersachen. Allein zur Unsterblichkeit werden unsern Ignaz Brüll alle diese Sachen nicht bringen und ein Satz aus einer Beethovensonate, ein Fragment aus Schumann von ihm gespielt, hat größeren Werth als der größte Theil seiner selbsterfundenen Weisen. Henschel wußte sich vor mehreren Jahren bei uns sehr vortheilhaft einzuführen und zwar als Interpret einer der Bach'schen Passionen. Wien lernte in dem Gast einen etwas kalten, aber strenggeschulten und stilgerechten Oratoriensänger kennen. Vom Liedersänger verlangen wir mehr Innerlichkeit, mehr Feuer, mehr Subjectivität. Herr Henschel hat aber Gott sei Dank heute weder das Feuer noch die Innerlichkeit, noch die Subjectivität nöthig. Er lebt in London, unterrichtet eine Tochter der Königin Victoria im Gesang, hat enorm galante Lectionen, führt ein geselliges, wohlbestalltes Haus, freut sich seines Junggesellenstandes und interessirt die Engländerinnen durch seinen — keuschen Vortrag.

Das weitaus wichtigste Ereigniß der ersten Saisonhälfte ist natürlich der Siegfried, der Nibelungentrilogie zweiter Tag. Indem ich diese Zeilen niederschreibe, ist der Siegfried noch nicht in Scene gegangen, hat er im hiesigen Hofoperntheater noch nicht Mime erschlagen, den Drachen Fafner getödtet und Brünhilde aus dem Schlafe am feuerumloderten Walkürenstein geweckt, das was ich aber in den Proben gesehen und gehört, läßt mich zu dem wohlberechtigten Schluß gelangen, daß der Erfolg ein großer, ein ganzer sein muß. In Herrn Jäger hat die Direction einen heldenhaft aussehenden, ausdauernden und prächtig singenden Siegfried bekommen, Frau Materna ist noch immer die mustergültige Brünhilde, Scaria-Wotan, Alberich-Beck, Mime-Schmidt — wo fänden sich tüchtigere und hingebendere Kräfte zusammen? Die Decorationen von Broschi, Kautzky und Burghardt — die Schmiede Mimes und der Wald des zweiten Actes geben sich mit einer merkwürdigen Realistik, mit einer Realistik, der die Natur bei ihrer Wahrheit fehlt, ohne auch nur in einem Blatt, in einem Himmelsstreifen die Malerei zu vertreten. Und dabei ist Alles so edel gedacht und componirt! Jetzt bleibt nur noch „die Götterdämmerung" und Wien hat seine Aufgabe vollbracht, hat den kostbaren Ring geschlossen.

Für den Bücherschrank

ist zwar eigentlich im „Salon" kein Platz, denn er gehört ins Bibliothekzimmer; aber da das Bibliothekzimmer, welches jedem Engländer so selbstverständlich in seinem Hause ist, wie das Eßzimmer, in Deutschland noch bei der Mehrzahl der gebildeten Reichen zu den unbekannten Dingen gehört, so wollen wir unsern Bücherschrank fortan im Salon aufstellen. Etwas von neuen Büchern muß der Mensch — auch der Salonmensch — doch wissen! Man macht ja nicht nur über Politik, Toiletten, Theaterstücke, Pferde, Gemälde Conversation, sondern auch über neue Bücher. Die nachfolgende kurzgefaßte Revue macht auf Vollständigkeit (dazu reicht unser Raum nicht aus) keinen Anspruch, aber sie will das Lesenswertheste vom Büchermarkt kurz und knapp — und darum hoffentlich nicht ermüdend langweilig — bezeichnen, keinem Verleger zu Liebe und keinem Autor zu Leid, falls Letzterer nicht selbst dem anspruchslosesten Leser ein Solches anthun sollte.

Da kommt zuerst ein stattlicher Landmann an, frisch und fest schüttelt er uns die Hand, wir kennen ihren Druck seit den „Schwarzwälder Dorfgeschichten" her. Landolin von Reutershöfen heißt er. Diese soeben in Buchform bei Gebrüder Pätel in Berlin erschienene Erzählung von Berthold Auerbach gehört zu dem Frischesten, Blutvollsten, was der Dichter geschaffen. In diesem Landolin lebt die uralte alemannische Volkskraft, die stark im Lieben und im Hassen ist, und das Schicksal des Mannes wird mit dem ganzen Farbenreichthum gemalt, der Auerbach eigen ist. Das Buch ist dabei, so realistisch sein Fundament ist, voller Ideen. Aber auch der praktische Materialist findet Manches für sich heraus, so z. B. die für moderne Heirathscandidaten sehr passende Stelle: Es giebt kein Mädchen, das zu reich ist für einen rechten Bursch. Einen viel, viel unerquicklicheren Eindruck als Landolin macht Johannes Scherr's neu aufgewärmter Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit, die in splendider Ausstattung in fünfter Auflage bei E. J. Günther in Leipzig erschien. Dieser Michel giebt, obwohl er, irren wir nicht, anfangs der fünfziger Jahre erschien, so vormärzliche Anschauungen in so abstruser geistreich manierirter Stilistik wieder, wie man derlei von dem Züricher Poltergeist ja gewohnt ist. Aber man muß das Buch kennen, wenn man es auch nicht zum zweiten Male lesen wird. Der sprudelnde, reiche Geist des Autors bietet unter vielem Abstoßenden und Wunderlichen doch auch sehr viel Goldkörner nicht der Poesie — denn die besitzt Scherr nicht — aber der Empfindung und des großartigen Denkens.

Auf dem Gebiet der Novelle verzeichnen wir Otto von Leixner's Novellen (Berlin, H. W. Müller), die voll frischer Farben und warmen Tönen echten Gefühls sind; ferner ein originelles Werk: Anna Grossi, Novelle von Karl Mahlke. Jena, Hermann Costenoble. Diese Novelle erhielt Schreiber dieses einst als Manuscript für den Salon. Er las sie und war frappirt von der intensiven, tiefwahren Schilderung des Lebens, von der socialen Accentuirung, die durch das Ganze ging. Aber der Kern der Erzählung entzog sich leider dem Journallesepublicum, das ja in Deutschland die höheren Töchterschülerinnen in sich begreift. Es waren Situationen in dieser Novelle, die nicht üppig reizend à la Makart, sondern nur nackt natürlich gehalten waren, Situationen, die organisch mit der Seele des Werkes verwachsen waren und durch keinen Redactionsrothstift beseitigt werden konnten. So mußte die Novelle abgelehnt werden, jetzt aber freuen wir uns, ihr in Buchform wieder zu begegnen. Ein großer Maler müßte sie malen, diese Anna Grossi, die zu Grunde geht an dem alten Elend unserer Zeit, an dem kleinen Mißverständniß, Begierde für Liebe zu nehmen. Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, wenn wir die fesselnde Novelle lesen.

Auf ein heitereres Gebiet führt uns die Erzählerkunst in dem neuen Rahmen, den ihre heitern Meisterstücke durch Ernst Ecksteins „Humoristischen Hausschatz" erhalten haben, der soeben mit seinem sechsten Bande in der ersten Serie beendet ist. Eine Fülle köstlichen Humors ist in diesen Cabinetsstücken unserer ersten Meister enthalten. Der „Humoristische Hausschatz" erfüllt wirklich ein Bedürfniß, da-

nämlich, dem Gebildeten alle zerstreuten Blüthen deutschen Humors zu einem Kranze zu vereinigen, auf daß er sich an diesem Duft herzlich erfreue. Die Auswahl ist tactvoll und gerecht, die Einführungen des Herausgebers sind prägnant und charakteristisch, die Ausstattung durchaus elegant und geschmackvoll. Eine selbstständige Blüthe Eckstein'schen Humors, deren Proben die Leser des Salon bereits früher kennen lernten, ist das Hohelied vom deutschen Professor von Ernst Eckstein, in welchem der berühmte Archäolog Balthasar Schwennecke seine Meinungen, Wünsche, Ungebührlichkeiten und Irrwege in köstlichen, lustigen Versen schildert. Welcher Leser des Salons erinnert sich nicht der amüsanten Wortgefechte zwischen dem schwunghaften Professor und seiner philiströsen Gattin Thekla, die auf ihr hübsches Dienstmädchen Therese eifersüchtig ist? Der akademische Humor hat in Scheffel und Eckstein seine Hauptvertreter. Er findet seine Hauptfreunde unter Primanern und Studenten, aber dieser Professor Schwennecke wird in seinen poetischen Ergüssen auch ein Genuß für „alte Herren" in sehr hohen Semestern sein. Man ist sehr leicht geneigt, derlei Humor zu unterschätzen, wie man ja überhaupt den Humor gern unterschätzt und ihn der ernsten Poesie unterordnet. Aber man vergißt dabei — und das gilt zunächst von Ecksteins lustigem Büchlein — wieviel scharfe Satire gegen das Pedantenthum und die Prüderie in diesen heitern Gedichten steckt, die nicht nur mit classischen Anspielungen gespickt sind, sondern auch zumeist eine wahrhaft classische Form haben. Freilich für Thebaner ist dergleichen nicht, aber der Kenner wird sich dieses neuen Genres, das Eckstein für den Humor entdeckt hat, lachend freuen.

Eine andere Art von Humor zeigen die, bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig erschienenen Streifzüge eines deutschen Comödianten von Alois Wohlmuth. Mit neun Illustrationen von Ed. Grützner und einem Vorwort von Ed. Hanslick. Letzteres ist etwas geschwollen und schadet dem anspruchslosen Büchlein mehr als es nützen soll, indeß ist Herrn Hanslick's Mühsal sehr verdienstlich, denn er ist der Schwager des Verfassers. Die Schilderungen Wohlmuth's sind sauber gezeichnete Genrestücke; sie amüsiren und geben einen Einblick in das Meerschweinchenthum, der sehr lehrreich für die socialen Verhältnisse des Schauspielerthums ist. Die Ausstattung des hübschen Buches ist hochfein, die Charakterfiguren Grützners sind des Falstaffsillustrators würdig. Ein sinniges, poetisch feinfühliges Talent spricht aus den Absonderlichen Geschichten von Georg Böttcher. (Leipzig, J. F. Hartknoch.) Es ist etwas von Andersen in dem Autor, der für die Ironisirung unserer Gesellschaftszustände sehr begabt ist. Ein liebenswürdig graziöses Buch, voll feiner Beobachtungen des intimsten Familienlebens, wie es eben nur die Franzosen in dieser reizenden Form zu geben verstehen, ist: Im Ehestand. Bilder und Arabesken von Gustav Droz, Leipzig, Richard Eckstein. Wie wunderbar fein ist hier beobachtet! wie schalkhaft erzählt! Die Erinnerungen eines Officiers nach seiner Hochzeit, das Tagebuch der jungen Frau, die Frau, die auf den Ball gehen will, die Herbstabendscene — das Alles muß man einmal lesen, um es dann immer wieder zu lesen und nie zu vergessen. Es ist ein Verdienst, die in Deutschland noch immer nicht genugsam bekannten Cabinetsstücke Droz'scher Federzeichnung in guter Uebertragung unserm Publicum mundgerecht gemacht zu haben

Von fremden Völkern und Zonen erzählen uns viel Novitäten des Büchermarkts, in mehr oder weniger strenger Form. Zu der letzteren zählt ein durchweg unterhaltendes, angenehm fesselndes und dabei über Land und Leute sehr instructives Buch: Am Meer. Seasideskizzen und Nordseebilder von Johannes Prölß. Leipzig, Hermann Foltz. Englische Gesellschaftszustände sind kaum bisher so anschaulich und frisch geschildert worden wie von Prölß, der ein offenes Auge für die Lächerlichkeiten und Seltsamkeiten der Menschen wie für die Schönheiten der Seasidenatur hat, die er schwungvoll und poetisch zu rühmen weiß. Das Buch ist voller treffender Seitenblicke auf die englische Literatur, wie denn das Geistesleben des Inselvolks den Autor nicht minder interessirt, als die Form ihrer Gesellschaft. Ein Prachtwerk, das uns in ein noch unerschlossenes Weltgebiet führt, ist Die Sahara oder von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste von Dr. Josef Chavanne. Mit vielen Illustrationen. A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig. Der Text ist durchweg interessant, tief in die physische Natur der Wüste eingehend, die Bilder sind so trefflich, daß man sich wundert, wie die vermeintliche Monotonie des Wüstencharakters soviel mannigfaltige malerische Momente ergeben kann. Ein hohes Verdienst um die Anthropologie erwirbt sich ein Werk aus dem Verlag von Otto Spamer in Leipzig: Der Mensch vormals und heute. Eine Völkerkunde für Jung und Alt von Richard Oberlän-

der. Mit über hundert Textillustrationen und fünf Tonbildern. Ueber Abstammung, Alter, Urheimat, Verbreitung und Charakter der menschlichen Rassen giebt der auf dem geographischen und anthropologischen Gebiet bewährte Verfasser die überzeugendsten lehrreichsten Aufschlüsse in so anziehender, jeden Punct des Gegenstandes erschöpfender Art, daß man kein Buch finden könnte, das seinen Zweck so meisterhaft erfüllt. Oberländer hat sich in diesem seinem neuesten Werke um die Wissenschaft vom Menschen und deren echt populäre Darstellung hoch verdient gemacht.

Auf ein anderes Gebiet führt uns ein durchaus zeitgemäßes Buch, nämlich Franz Mohring's Deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und ihre Lehre. Bremen, C. Schünemann. Es ist die klarste, objectivste und populärste Schrift über Zweck und Ziele der Socialdemokratie, die uns bisher begegnete. Neben der Socialdemokratie nimmt sich Der gute Ton in allen Lebenslagen. Von Franz Ebhardt, bei Franz Ebhardt in Berlin ganz besonders vortheilhaft aus. Wenn der gute Ton immer in so prachtvollem Gewande erscheint, wie hier, so wird er sich gewiß zahlreiche Verehrer erwerben. Es ist seit Knigge's Umgang mit Menschen immer ein großes Stück Arbeit gewesen, die zahllosen Regeln des guten Tons in einem Codex, in eine systematische Magna charta zu bringen, und man muß dem Verfasser zugestehen, daß er seine Aufgabe trefflich gelöst hat. Er giebt ein praktisches Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben, das sich frei von aller hier sehr naheliegender Pedanterie hält und in geschmackvollem Ton und den Verehrern der heiligen Form ihren nun einmal unerläßlichen Opfermodus vorschreibt. Unsere Leser werden das Buch übrigens für überflüssig halten, denn jeder hat ja selbstverständlich den guten Ton vollkommen inne.

Lessings Leben und Werke. Von H. Zimmern. A. Schulze, Celle und Leipzig. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Eine neue Lessingbiographie ist ein wirkliches Bedürfniß für die Nation der Dichter und Denker. Was der Verfasser von Stahrs Biographie Lessings sagt: Sie erfreute sich einer Gunst, die sie in Anbetracht ihres überladenen Stils und ihrer abstoßenden Lobrednerei kaum verdienen dürfte — ist richtig und was uns bis jetzt von der Zimmern'schen in Lieferungen erscheinenden Biographie vorliegt, zeigt, daß der Biograph auf dem rechten Weg ist und Lessing sine ira et studio gerecht wird. Das Werk liest sich leicht und ist gründlich und liebevoll angelegt

Da kommt noch gerade, als wir für dieses Mal den Bücherschrank zuschließen wollen, ein eigenthümliches reich und schön ausgestattetes Buch zu uns und will mit in den Schrank aufgenommen sein. Es heißt: Schein. Ein Skizzenbuch in Versen von Karl Hoff. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. Dieser „Schein“ ist in seinem Wesen echt dichterisch, obwohl ihn ein Maler geschaffen hat. Hoff — dessen begabte Schwester unter dem Namen Diethoff eine alte Mitarbeiterin des Salon ist — ist ein beliebter Maler, aber er hat auch das Recht, sich einen fesselnden, formenreichen Dichter zu nennen. Dieser „Schein“ ist in seiner Composition — es ist ein Roman in Versen — so locker, wie es die Natur der Skizze ist, aber die Charakteristik der lebenswarmen, echt modernen Gestalten und vor Allem die köstliche Genremalerei der Situationen — so in der Schilderung des Düsseldorfer Künstlerfests, der Kirmeß u. a. m. — ist stark und packend in den Farben. Der wehmüthige Resignationshauch, der durch das ganze Gedicht webt, macht es sehr anziehend. Ueberall empfinden wir die feine Künstlerhand, die Alles harmonisch zu gestalten weiß und die mit der Feder eben so überzeugend zu malen weiß wie mit dem Pinsel In summa, dieser „Schein“ ist ein Buch, das in der Seele des Lesers Farben und Töne lebendig werden läßt, die nie verbleichen und verklingen.

Poetisches Turnier.

Die zweite Uebersetzungsaufgabe war aus Byrons „Giaur" und lautete:

Yes, love indeed is light from heaven;
A spark of that immortal fire
With angels shared, by Alla given,
To lift from earth our low desire.
Devotion wafts the mind above,
But heaven itself descends in love;
A feeling from the Godhead caught,
To wean from self each sordid thought;
A ray of him who form'd the whole,
A glory circling round the soul.

Es sind 82 metrische Uebersetzungen eingegangen, von denen wir die nachfolgenden als die gelungensten wiedergeben:

Ein Licht vom Himmel ist die Liebe,
Das uns ein Gott herabgeschickt;
Sie ist es, die die bösen Triebe
Aus unserm Dasein uns entrückt.
Wer Ehrfurcht zeigt vor heil'gen Dingen,
Den wird's dem Himmel nahe bringen:
Den Himmel selbst hat schon im Leben
Wer sich der Liebe hat ergeben!
Sie ist ein Theil von jenem Glanze,
Der um das Haupt des Höchsten schwebt,
Ein Theil von ihm, der schuf das Ganze,
Ein Glück, das ewig in uns lebt.

K. W. in Berlin.

Die Liebe ist ein Himmelslicht:
Ein Funke jener heil'gen Gluth,
Die Engel pflegen, Gott verleiht
Zu heben unsern Lebensmuth.
Die Andacht führt zu sel'gem Heil,
Allein Gott selber ist Dein Theil.
Wenn das Gefühl, von ihm entflammt,
In reiner Gluth Dein Herz entflammt,
O Strahl von Gott, Du Glorienschein,
Nimm uns're ganze Seele ein!

Leserin aus Gary.

Ja, Liebe ist ein Strahl von droben,
Ein Funke jenes ew'gen Lichts,
Das Gottes Engel dort gewoben,
Uns zu erheben aus dem Nichts.
Zieht Dich die Andacht himmelwärts,
Die Liebe führt Dir Gott ans Herz;
Ein Ahnen ist sie höchster Wonne,
Verklärend wie das Licht der Sonne,
Ein Sternengruß vom Herrn der Welt,
Ein Glorienschein der Dich erhellt.

Dr. Otto Schmidt in Hamburg.

Die Liebe ist des Lebens Sonne,
Die Gott uns gab, die ewig glüht;
Die uns den Engeln gleich in Wonne
Und Sehnsucht zu den Sternen zieht.
Zum Himmel schaut der bange Blick,
Doch Liebe nur strahlt uns zurück.
Sie giebt dem Geiste höhern Flug
Und folgt der Gottheit heil'gem Zug.
Sie ist ein Stern aus Schöpfers Hand,
Der Seele himmlisch Vaterland.

Heinrich Vogt in Barmen.

Ferner sehr schwungvolle aber nicht durchweg formreife Uebertragungen sind eingegangen von: K. R. in B., E. B. Berlin, A. G. in Leipzig, H. L. 17, Friedrich Adler in Prag, A . . . s, Secondelieutenant in T., Gräfin Bl. auf Sch., Anna W. in Bremervörde, Mathilde in Mannheim, Actuar W. in E., W. Aarons in Hildesheim, Nitra Ela in Berlin, Frau Anonyma in Stettin, O. L. Gipsy in K., Geheimrathstochter S. in Berlin, R. K. in Sprottau, F. v. B. in Prag, Alfred in Hamburg, Auguste (auf rosa Papier), Dr. Heller in K., Frau M. F in Minden, Max Kahn in Mannheim, Leonore Plamann in Dr., Gr. H. in Rotterdam, Friedrich Iberg.

Als dritte Uebersetzungsaufgabe geben wir eines der schönsten Gedichte der neuesten französischen Literatur:

LES TROIS OISEAUX.

Par FRANÇOIS COPPÉE.

J'ai dit au ramier: Pars et va quand même,
Au-delà des champs d'avoine et de foin
Me chercher la fleur qui fera qu'on m'aime.
Le ramier m'a dit: C'est trop loin!

Et j'ai dit à l'aigle: Aide-moi, j'y compte,
Et, si c'est le feu du ciel qu'il me faut,
Pour l'aller ravir prends ton vol et monte.
Et l'aigle m'a dit: C'est trop haut!

Et j'ai dit enfin au vautour: Dévore
Ce cœur trop plein d'elle et prends-en ta part.
Laisse ce qui peut être intact encore
Le vautour m'a dit: C'est trop tard!

Die Redaction.

Salonpost.

B. v. G. Der Corvettencapitän heißt Karl Bartholomäus von Werner (er ward 1876 geadelt) und der Admiral heißt Reinhold Werner.

S. E. in Wien. Ihre Zeichnung müssen wir dankend ablehnen. Ihre Flora war, wie es scheint jene Dame, welche aus Mangel an Raum ihre Busennadel verkaufte.

K. Sch. 29. Sie sollten sich des Spruchs jenes Brahminen erinnern: „Kind, wenn Du in die Welt kommst, weinst Du und Alles lacht um Dich her; sorge, daß wenn Du aus der Welt gehst, Alle weinen und Du allein lächelst!"

Louise H. in Gotha. Wir können den deutschen Tanz, der leider nicht, was er eigentlich sein sollte, die Domäne der Grazie sondern ein gesellschaftliches Unterhaltungsmittel ist, nicht als „Kunst" betrachten. Jener französische Tanzmeister, der zu seinem deutschen Schüler sagte: „Monsieur, vous sautez; on ne danse qu' en France" hatte ganz Recht. Indessen ist anzuerkennen, daß der Deutsche seinen ihm eigenthümlichen Tanz, den Walzer, besser tanzt als der Franzose. Wer aber nicht den leidenschaftlich temperamentvollen Oesterreicher walzen gesehen hat, der kennt den Begriff des Walzers nicht, der versteht nicht Werther's Worte „daß sein Mädchen nie mit einem Andern walzen solle."

B. R. in Leipzig. Einen eingehenden sehr liebevollen Artikel über die Meininger haben wir bereits im Jahrgang 1876 des Salon — aus der Feder von Max Remy — veröffentlicht.

Schr. in Liegnitz. Das Gipsmodell der Statue Friedrichs des Großen für Brieg von Sußmann-Hellborn in Berlin befand sich bereits auf der Berliner Kunstausstellung von 1877, ist also dem großen Publicum bekannt.

Anna H. in Gotha. Hammer und Ambos ist nach „In Reih und Glied" erschienen. Ihr Mißvergnügen über den neuesten Roman „Platt Land" constatiren wir hiermit. Richten Sie doch die Frage an Fr. Spielhagen: Wie lange braucht ein Reuter, um Platt Land zu erreichen? Die Antwort wird lauten: Eine Stromtid.

Fr. B. W. in G. Ueber die Frauen ist oft und viel philosophirt worden Wir können Ihnen eine Menge Aussprüche anführen, die Ihr Geschlecht besser charakterisiren, als Bände von „Physiologie und Psychologie des Weibes." Was sagen Sie zu folgenden Apercus? „Die Frau ist die Krone der Schöpfung!" Meinetwegen, aber der Mann ist der Kopf darunter. — Um zu wissen, was eine Frau werth ist, muß man sie heirathen. Was sie nach den Flitterwochen noch ist, das ist sie für immer. Schade um die Umstände! — Denke von einer gewissen Frau so schlimm Du willst, so denkt doch jede Frau von dieser gewissen noch schlimmer als jeder Mann. — Willst Du eine Frau zum Sprechen bringen, so ärgere sie. Dann springen alle Riegel an ihrer Seele. — Es giebt viele Frauen, die ihrem Manne nur zwei glückliche Tage schenken: den Hochzeitstag und den Sterbetag. — Noch kann die Frau eine Liebe bezwingen, von der sie erfaßt wird, aber sie erliegt fast immer der Liebe, die sie einflößt. Und so weiter! Diese nicht immer galanten, aber ungemein fein gefühlten und klar gedachten Bemerkungen über die Frauennatur haben wir einem kleinen geistreichen Buch Albert Lindners „Das Ewig-Weibliche" (Leipzig, Richard Eckstein) entnommen, in welchem eine Fülle derartiger scharfer Beobachtungen zu finden ist. Obigen Proben schließen wir — zum Besten Ihrer ewigen Jugend, Madame W.! — ein Geschichtchen aus Montesquieu's „Lettres persanes" (die allerdings über 150 Jahre alt sind) an. Der geistvolle Franzose erzählt: „Ich befand mich einst in einem Damencirkel, wo jedes weibliche Alter von zwanzig bis achtzig vertreten war. Im Verlaufe des Gesprächs mit einer Zwanzigjährigen geschah es, daß sie mir zuflüsterte: „Was sagen Sie blos zu meiner Tante! Die Frau ist vierzig Jahre alt, beansprucht Liebhaber und will für schön gelten!"

„Das sollte sie doch Ihnen überlassen, mein Fräulein", sagte ich mit einer Verbeugung und ging zur Vierzigjährigen.

„Sehen Sie die sechzigjährige Dame dort?“ sagte sie. „Können Sie sich wohl denken, daß sie heute zwei Stunden bei ihrer Toilette zugebracht hat? Die eitle Närrin!“

„Man muß Ihre Reize besitzen, Madame“, sagte ich, „um so viel Zeit für Toilette haben zu dürfen . . .“

Ich verbeugte mich und ging zur Sechzigjährigen.

„Welche Lächerlichkeit“, meinte diese, „blicken Sie nach jener achtzigjährigen Greisin! Sie trägt ein feuerrothes Band im Haar und will noch für jung gelten. Nun ja, sie hat Recht, denn das Alter wird ja zum Kinde!“

Ich war aufwärts gestiegen: „Steigen wir wieder abwärts!“ sagte ich zu mir selbst und trat zu der Achtzigjährigen.

„Madame, die Aehnlichkeit mit jener sechzigjährigen Dame und Ihnen ist wirklich überraschend. Man sollte Sie Beide für Zwillingsschwestern halten.“

„Sie haben ganz Recht, mein Herr“, näselte die Greisin, eine Prise Spaniol nehmend, „ich glaube, wir sind nicht zwei Tage auseinander.“

Ich verließ sie, um zu der Sechzigjährigen zurückzutreten.

„Entscheiden Sie eine Wette, Madame. Ich habe behauptet, Sie seien im gleichen Alter mit jener Dame dort!“

Ich wies auf die Vierzigjährige.

„In der That!“ machte sie mit fatiguirter Miene und verächtlichem Blick auf die Andere, „ich glaube nicht, daß wir sechs Monate auseinander sind.“

„Natürlich!“ dachte ich und begab mich zur Vierzigjährigen.

„Madame“, sagte ich, „man bezeichnet mir das Fräulein dort am andern Tische als Ihre Nichte. Das ist denn doch kaum zu glauben!“

„Warten Sie“ — fängt sie sinnend an — „ich bin allerdings ihre Tante. Aber ihre Mutter war fünfundzwanzig Jahre älter als ich, wir stammten nicht aus derselben Ehe. Aber meine Schwester hat mir mehr als einmal gesagt, ihre Tochter sei genau an demselben Tage geboren worden wie ich. Sie können sich darauf verlassen, mein Herr!“

Ich verließ mich — und sie.

K. R. in Stettin. Endlich ist diesmal der Schillerpreis vertheilt und zwar in würdige Hände gekommen, denn Wilbrandt und Anzengruber verdienen ihn. Nur mit der Preiskrönung Franz Nissels — nicht zu verwechseln mit dem beliebten Erzähler des Salon, Karl Nissel, ist unserer Ansicht eine Inconsequenz begangen worden. Die Preisrichter heben ausdrücklich hervor, daß sie diesmal nicht einzelne bestimmte Dramen, sondern die talentvollsten und theatralisch erfolgreichsten Dichter edlern Stils der letzten Jahre hätten krönen wollen. Nun aber erklärt Julian Schmidt — einer der Preisrichter — in einem langathmigen kothurnisirten Artikel der Nationalzeitung, daß man von F. Nissel (der beiläufig der deutschen Nation völlig unbekannt ist) nur ein Drama „Agnes von Meran“ berücksichtigt habe. Julian Schmidt hebt ausdrücklich hervor, daß man dem Wortlaut der Bestimmung der Preisstiftung hätte gerecht werden wollen, welche besagt: „Diejenigen Stücke sind zu berücksichtigen, welche sich vorzugsweise als bühnenfähig erwiesen haben.“ Und einige Zeilen darauf sagt J. Schmidt wörtlich: „Agnes von Meran“ von F. Nissel hat für die Bühnen einen großen Fehler: Es ist zu lang.“ Das Stück ist denn auch nur auf zwei Bühnen aufgeführt, um bald zu verschwinden. Wir haben nichts gegendas Talent des Herrn Nissel anzuwenden. Aber ist diese Preiskrönung consequent und gerecht, daß man F. Nissel einem Wilbrandt und Anzengruber gleichstellt?

Neueste Moden.

Nr. 1. Taille für Diner-Toilette.

Die Taille mit langem Schooße von Faille ist mit einem vorn heraufsteigenden Atlasplissé garnirt. Unter derselben ein Gilet von altgoldfarbenem oder

Nr. 1 Taille für Diner-Toilette

schwarzem Pekinatlas. Vorn ist dasselbe herzförmig ausgeschnitten und mittels vergoldeter Knöpfe geschlossen. Bis zur Hälfte des Schooßes herabreichend tritt es zu beiden Seiten rundzackig ausgeschnitten ein wenig zurück. Die Taille längs

herauf und über die Schultern hinweg ein Schrägstreifen von Pekinatlas. Runder Aermel; auf der obern Seite ein Aufschlag von Pekin und am untern Rande ein Plissé.

Nr. 2. Cravattenbroche.

Dieser kleine, höchst originelle Busenschmuck ist aus plattirtem Nickel angefertigt. Unsere Abbildung, welche die eigenthümliche Form eines Schlüsselbundes zeigt, ist in natürlicher Größe.

Nr. 2. Cravattenbroche.

Nr 3 und 5. Cigarrenhalter. (Mit Dessin.)

Das Kästchen, welches den zum Herausnehmen eingerichteten Apparat zur Aufnahme der Cigarren enthält, ist von gewöhnlichem Holz und mit schwarzem Atlas überzogen. Es steht auf vier kleinen goldbronzirten Füßen. Die vier Wände sind mit gesticktem Canevas garnirt (s. Dessin Nr. 5 in natürlicher

Nr 3. Cigarrenhalter. (Mit Dessin.)

Größe). Die Einfassung wird im Lanzettstich in bronzefarbener Seide, gelben Kreuzstichen und in der Mitte der Carrés in rosa Kreuzstichen ausgeführt. Die Puncte darin blau. Das Motiv in der Mitte ist im Hochstich in rosa und braun nüancirter Seide. Die Contouren sind bronzefarben und die Kleeblätter blau In den Ecken eine gelbe Gitterverzierung mit blauen Stichen Die vier gestickten Canevasblätter werden auf die Flächen des Kästchens an den vier Ecken mit je einem kleinen Nagel befestigt. Die Verbindungen werden durch eine kleine blaue Rundschnur verdeckt. Der Einsatz zur Aufnahme der Cigarren ist von Polisanderholz.

Nr. 4. Taillenschleife.

Eine in Muschelform gelegte Spitze mit einer reichen Schleife von Pompadourband besteckt.

Nr. 6. Jacket von Federtuch.

Die Taille ist hier auf Vorder- und Rückseite anschließend. Der sehr enge

Nr. 4. Taillenschleife.

Schooß des Jackets legt sich ringsum dicht an das Kleid an und ist auf der Rückseite mit drei hübschen Passementerieagraffen garnirt. Zu jeder Seite des Schooßes eine Tasche mit Sammetrevers und Passementerieagraffen. Um den Hals ein

Nr. 5. Dessin zu Nr. 3

Sammetkragen, der über der Brust als breiter Revers zurückgeschlagen ist. Den etwas weiten Ellbogenärmel ziert ein runder Sammetaufschlag mit Knopfagraffen auf der obern Seite.

Nr. 7. Visiten-Dolman.

Das Vordertheil dieses Modells von indischem Caschmir ist vorn weit und bis herab zum Zuknöpfen. Der an der Taille mittels einer Mittenaht ein wenig

geschweifte Rücken ist mit dem Vordertheil in Länge übereinstimmend, wodurch das Modell am untern Rande gleichmäßig abgerundet erscheint. Der an der Seitennaht des Hintertheils angesetzte sehr weite Aermel ist am untern Rande viereckig zugeschnitten und geht in gerader Richtung über den Unterarm herauf. Die Randverzierung besteht einfach aus einem Röllchenbesatz von Faille, der von einem sehr breiten Schrägstreifenmotiv ebenfalls von Faille übersetzt ist. Der untere

Nr. 6. Jacket von Feuertuch.

Rand des Dolmans ist von einer gekräusten Franse mit flacher Chenille umgeben. Unterhalb der Aermelnaht zwei kleine, die Garnirung des Rückens bildende Faillepatten mit Chenille.

Nr. 8 und 9. Künstlich geschnitzter hölzerner Stuhl. (Mit Dessin.)

Ein solcher Stuhl ist für den Speisesaal oder für das Arbeitscabinet be-

stimmt. Das Gestell ist von kunstvoll geschnitztem Nußbaumholz; die gepolsterte Lehne und der Sitz sind mit grünem Tuch überzogen. Die Mitte dieser beiden Theile wird mit einem im Hochstich gestickten Streifen von brasilianischem Canevas (80 Cent. lang u. 20 Cent. breit) garnirt. Das auf dem maisfarbenen Grunde des Canevas in Seide auszuführende Dessin (Nr. 9) stellt eine Guirlande von

Nr 7 Visiten-Tolman.

Heckenrosen und Narcissen vor; letztere sind von reinem Weiß mit gelbem Kelch, der von einem orangefarbenem Kreis umgeben ist. Die Rosen sind in rosa mit gelbem Kelch und braunen Staubfäden; die Blätter resedagrün und welkblattgrün, die Stiele braun. Als Bordüre eine Linie von starker blauer Seide mit gelben Stichen umstochen; die Motive unter derselben wechseln in blau und gelb und rosa und schwarz; die geraden Stiche sind in rosa und gelb.

Nr. 10 und 11. Soirée- und Ball-Toiletten für junge Mädchen.

Nr. 10. Der Rock dieser für die Soirée bestimmten Toilette ist von wassergrünem Barège, der Länge nach gefältelt und über den Knieen von einem glatten Shawl von geripptem Foulard in gleicher Nüance umgeben. Die Rückbahnen von Barège sind von einem mit Knöpfen und Strippen garnirten Foulardrevers bedeckt. Taille in Barège verziert mit einem Gilet und breitem Kragen und Revers von geripptem Foulard. Der halblange gefältelte Barègeärmel endigt gleichfalls in Foulardrevers. Unterärmel und Halskrause von gefälteltem Crepp. Theerosen auf der Brust und in der Coiffüre.

Nr. 11. Balltoilette von Taffet und rosa Gaze. — Die Cürasztaille von Taffet ist auf der Rückseite zum Schnüren und über den Hüften sehr tief ausgeschnitten

Nr. 8. Künstlich geschnitzter hölzerner Stuhl. (Mit Dessin.)

Die untere Partie des Vordertheils ist gespalten und läßt ein fächerförmiges Plissé von rosa Gaze hervortreten. Dieselbe Garnitur auf den Aermeln. Das Obertheil der Taille ist mit einer Gazedraperie verziert, welche vorn und auf den Schultern mittels weißen Perlenmotiven befestigt ist.

Der Rock mit langer Schleppe besteht aus dem gleichen Stoff wie die Taille; das Vordertheil ist mit einem von einem Bouillonné übersetzten Gazevolant garnirt. Die Gazeschürze ist zu beiden Seiten in breite Falten gelegt und in der Mitte mittels eines von der Taille nach unten spitz zulaufenden Taffetplissés gerafft, dessen Ende mit einem weißen Perlenmotiv und einer Pendeloque verziert ist. Die ziemlich schmalen Rückbahnen sind an den Seiten in gepuffte Falten gelegt und mit Taffetrevers umrandet. Letztere sind in bestimmten Entfernungen geschlitzt und sind die betreffenden Oeffnungen durch nach oben spitz zulaufende Gazeplissés aus-

gefüllt. Die Coiffüre des obern Kopftheils wird durch ein Motiv von weißen Perlen und Perlenschnüre, welche sich um eine weit entfaltete bengalische Rose schlingen, gebildet.

Nr. 9 Dessin zu Nr. 8

Nr. 10 und 11. Soirée- und Ball-Toilette für junge Mädchen

Nr. 12 bis 14. Lampenschirm. (Mit 2 Dessins.)

Die hübsche Stickerei dieses Schirmes geschieht auf brasilianischem Canevas in feiner Seide im russischen Stich. Die Mitte (s. Dessin Nr. 13) stellt eine Krone von Moos dar, auf welchem sich eine zierliche Guirlande von kleinen blauen Blumen abhebt. In der Mitte der Krone hängt ein zarter Zweig derselben Blumen herab. Die Krone ist in mehreren Nüancen moosgrün, die kleinen Blätter lebhaft grün, die blauen Blümchen sind mit gelbem Herz, die Stiele braun. Die Bordüre, von welcher Nr. 14 ein Viertel darstellt, wird in dem gleichen Genre, moosgrün und blaue Blümchen, gehalten. Die auf den Grund gestreuten Kugel-

Nr. 12. Lampenschirm. (Mit 2 Dessins.)

knospen mit ihren Blätterstielen sind resedagrün und blau. Der Canevas wird mit blauem Taffet gefüttert und das goldbronzirte Gestell mit einer assortirten Quaste verziert.

Nr. 15. Herbst-Toilette.

Kurzer gefältelter Rock von schottischcarrirtem Phantasiestoff. Die Pattengarnitur ist von bronzefarbener Faille, an den Enden derselben blinde Knöpfe. Die Tunica vom carrirten Stoff mit zwei shawlförmig gelegten Failleschrägstreifen ist auf der Rückseite drapirt. Jacket von letzterem Stoff mit shawlartigem Faillerevers und unten umgeschlagenen dgl. Ecken, mit Knöpfen besetzt. Carrirtes Gilet mit Faillejabot und Röllchengarnitur. Enge Aermel; über dem 10 Cent. hohen Aermel-

aufschlag ein breiter Failleschrägstreifen. Kragen und Manschetten mit Spitze verziert.

Nr. 13. Dessin zu Nr. 12.

Nr. 14. Dessin zu Nr. 12.

Nr. 16. Châtelainekragen für ein junges Mädchen.

Der Stoff hierzu ist feiner Mull; der eigentliche Kragen ist in Rüschen gefältelt

N° 94.

und am obern und untern Rande von einem in gleicher Weise gefältelten Plissé umgeben. Die innere Partie ist von den Plissés durch einen durchbrochenen und

Nr. 16. Châtelainekragen für ein junges Mädchen.

Nr. 17. Schlüsselkörbchen.

Nr. 18. Kragen aus Torchonspitze.

mit farbigem Band unterlegten oder durchzogenen Einsatz getrennt. An den äußern Rändern der Plissés eine kleine Spitze.

Nr. 17. Schlüsselkörbchen.

Das kleine, 20 Cent. lange und 10 Cent. breite Körbchen in ovaler Form ruht

Nr 19 Blumenständer zum Aufhängen.

auf einem die Füße und die Henkel bildenden Gestell von schwarzlackirtem spanischen Rohr. Die Auszierung besteht in blauer Chenille, welche, regelmäßige Carrés

bildend, durch das Geflecht gezogen wird; die Verbindung der Carrés wird durch kleine Kreuze in goldgelber algerischer Seide bewirkt. Die Ausfütterung des Körbchens ist beliebig oder kann ganz unterbleiben.

Nr. 20. Dessin zu Nr. 19

Nr. 18. Kragen aus Torchonspitze.

Der nach der Abbildung geschnittene Kragen wird mit vier übereinander gestell-

ten Reihen Torchonspitze garnirt. Wie ersichtlich, verlieren sich die in Winkeln heraufsteigenden Ausläufer jeder Reihe am obern Schluß des Kragens, der nur von einer Spitzenreihe umgeben ist, in einander.

Nr. 19 und 20. Blumenständer zum Aufhängen. (Mit Dessin.)

Ein elegantes Gestell von schwarz lackirtem spanischen Rohr mit weißen runden Knöpfen an den Ausläufern und mit aus Holz gedrechselten Glöckchen verziert, trägt eine grünlackirte Zinkblechvase. In diese kann man einen Blumenstrauß in Wasser oder eine Topfpflanze einsetzen Die totale Höhe des Gestelles ist 54 Centimeter, die Breite 38 Centimeter. Als Ausschmückung der Flächen des die Zink-

Nr. 21. Blumenständer.

vase enthaltenden Theiles dient ein im Tapisseriekreuzstich gestickter Streifen von brasilianischem Canevas. Das Dessin (Nr. 20 in wirklicher Größe) wird in Seide in vier contrastirenden Farben ausgeführt. Die Einfassung am untern Rande ist gleich der am obern Rande Die fertige Stickerei wird auf ein Stück schwachen Carton gezogen und das Innere mit Satinet gefüttert. Der Streifen wird dann zwischen den Gestellstäben durchgezogen und die Enden zusammengenäht; die Naht muß möglichst verdeckt werden, so daß sie von keiner Seite sichtbar ist.

Nr. 21. Blumenständer.

Das Gestell zu diesem Blumenständer ist von schwarzem Bambus. Zur Verzierung der Seitenwände des Gestells ist eine entsprechende Stickerei zu wählen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Eine glückliche Mutter.

Der Salon.

Schwer erkämpft.

Erzählung von **Hans Reimar.**

(Fortsetzung.)

XXIII. Kapitel.

Monate waren vergangen. Reinhold Martens war eben von seiner Reise zurückgekehrt und saß mit seiner Mutter beim Frühstück, als ihm eine Stelle in der Zeitung auffiel. Sie sprach von dem Gerücht, der Fürst von Greifenstein werde sich mit Adelheid von Helbing verloben, die in der Gesellschaft während der letzten Saison so großes Aufsehen erregt hatte. Während Reinhold die kurze Notiz las, war seine Mutter herausgegangen. Nach einer halben Stunde kam sie wieder in das Zimmer und fand ihn, den Kopf über die Zeitung gebeugt und das Gesicht in den Händen vergraben. Sie fuhr erschrocken zurück vor der entsetzlichen Verwandlung in seinen Zügen, als er das Antlitz zu ihr erhob. Er brach in ein leises, bitteres Lachen aus, das ihr das Herz erbeben ließ.

„Daraus sehe ich, Mutter, wie sehr ich mich betrogen habe", sprach er. „Ich glaubte das ganze Feuer meiner Liebe erstickt, glaubte, mich so weit bemeistert zu haben, daß ich ihr begegnen und gleichgültig gegenübertreten könnte. Und nun sehe ich, daß diese Liebe mein Leben war, und daß hier mein Todesurtheil geschrieben steht! Also liebte sie doch den Fürsten!"

„Vielleicht", sagte Frau Martens kühl.

„Nein, gewiß. Hast Du das gesehen? Hast Du gelesen, was die Blätter sagen?"

„Ich habe in den besten Blättern schon die offenbarsten Unwahrheiten gelesen", entgegnete sie, und ihn dann anblickend, fragte sie: „Liebst Du Adelheid denn so sehr, mein Junge?"

„Mutter, ich liebe sie so innig, daß mir das Herz fast still steht, wenn ich daran denke, daß sie einem Anderen angehört. Ich liebe sie so leidenschaftlich, daß wenn sie diesen Mann heirathet, ich nach Afrika gehen und niemals wieder zurückkommen werde. Ich kann ohne sie nicht leben."

Wieder preßte er das schöne Gesicht in die Hände und schwieg. Einige Minuten lang schaute ihn seine Mutter an, und nahm dann ihre Arbeit wieder auf. Nach einer Pause sagte sie:

„Ich will Dir einen Vorschlag machen, Reinhold. Geh zu Adelheid

und frage sie, ob die Notiz die Wahrheit berichtet. Wenn sie ‚Ja‘ sagt, mußt Du sehen, wie Du es erträgst; sagt sie ‚Nein‘, so versuche, sie Dir zu gewinnen. Was ist im Grund ein wenig Geld und ein alter Stammbaum im Vergleich zu einer wahren, innigen, reinen Liebe eines Herzens wie das Deine? Geh und höre Dein Schicksal von ihren eigenen Lippen, traue ihr allein, mögen sie Dir sagen, was es auch sei.“

„Du hast recht, Mutter“, erwiederte er und erhob sich in demselben Moment. „Wünsche mir Glück auf den Weg!“ und mit dem innigsten Tone sagte Frau Martens:

„Der Himmel segne Dich, mein Sohn!“

Sinnend saß sie da, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, sinnend, mit seltsamem Ausdruck auf dem Gesicht, und dann sprach sie zu sich: „Es war ein seltsames Schicksal, das es so gefügt hat, doch ich sehe das Ende voraus.“

XXIV. Kapitel.

„Ich will sofort zu ihr gehen“, dachte Reinhold, nachdem er seine Mutter verlassen hatte. „Ich will nicht versuchen, sie wie zufällig zu treffen, ich will ganz offen handeln. Ich werde nach ihr fragen, und ihr den Grund meines Kommens sagen. Sie wird mir halb traurig mit ihrem reizenden Munde zulächeln, vielleicht trägt sie an der Hand, die sie mir entgegenstreckt, einen Ring, den er ihr gegeben hat.

Das Glück war ihm hold. Man sagte ihm, Herr und Frau von Helbing seien nicht zu Haus, würden auch vor vier Uhr nicht zurückerwartet, das gnädige Fräulein aber sei zu sprechen.

Gleichgültig sah Adelheid, daß der Diener eine Karte hereinbrachte, doch als sie den Namen darauf las, verließ sie ihre Kälte; ihr liebliches Gesicht war wie umgewandelt, in ihre Augen trat ein freudiger Strahl, ihre Lippen umspielte ein sonniges Lächeln.

Sie streckte Reinhold beide Hände entgegen. Sein eifersüchtiges Auge warf einen schnellen Blick auf dieselben — er sah keinen Verlobungsring daran. Schweigend drückte er ihre Hände. Das Zusammensein mit ihr war so süß, so köstlich, und doch sollte es bald ein Ende haben. Er war gekommen, um sein Todesurtheil zu vernehmen, und wenn es die schönen Lippen ausgesprochen haben würden, würde er gehen, um nie wieder in dies Antlitz zu schauen. So hielt er die weichen Hände, ohne ein Wort zu reden, versenkt nur in das schöne Mädchenantlitz, das sein Auge bald nicht mehr erfreuen sollte.

Die helle Morgensonne drang voll in das prächtige Gemach, fiel auf die weißen Statuen und die rothen Blumen, auf das Gold und den Marmor und die eingelegten Arbeiten, auf die perlengeschmückten Vasen, die prachtvollen Spiegel, die kunstvollen Gemälde, auf das weiße Kleid, das blumengleiche Antlitz und das glänzende Haar des schönen Mädchens, das ihm reizender erschien, als er sie je gesehen.

Sie schien nicht zu merken, daß er ihre Hände fest hielt und sagte:

„Ich freue mich sehr, Sie wieder zu sehen. Es that mir so unendlich leid, als Sie fortgingen.“

„Ich weiß, ich bin verwegen“, sagte er, ihre Worte unbeachtet lassend, „doch ich kann nicht anders, ich kam nur, Sie zu fragen, ist es wahr?“

„Was meinen Sie?“ Sie hatte die Notiz in der Zeitung, die Sie auch

mit größtem Aerger gelesen, wie überhaupt Alles über die Freude, ihn wieder zu sehen, vergessen.

„Ist es wahr, daß Sie den Fürsten von Greifenstein heirathen?“

Ein liebliches Erröthen trat auf ihre Wangen, das Herz klopfte ihr heftig, doch sie machte einen letzten Versuch ihre mädchenhafte Freiheit zu vertheidigen. „Ich verstehe nicht, warum Sie mir diese Frage vorlegen, Herr Martens“, sagte sie, und das waren vielleicht die am wenigsten wahren Worte, welche sie jemals ausgesprochen hatte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fügte sie hinzu und wollte eben noch sagen: „Und wollen Sie meine Hände nicht loslassen?“ Doch ein Etwas in seinem Gesicht hielt sie davon zurück.

„Ich danke, ich will mich nicht setzen. Ich will stehen bleiben, wo ich stehe, und Ihre Hände in den meinen halten, während Sie mein Verbannungsurtheil aussprechen.“

Die dunkeln Augen wurden traurig.

„Ihr Verbannungsurtheil, Herr Martens? Nein, das werden Sie nie von meinen Lippen hören.“

Tiefsinnig senkten sich ihre Blicke in einander, dann begann er wieder:

„Sie können nicht verstehen, warum ich Sie so frage. Hören Sie mich an, Sie können mich höchstens zürnend von sich weisen. Von dem Moment an, wo ich Ihr Antlitz zum ersten Male sah bis zu diesem Augenblick, habe ich Sie mit einer Leidenschaft geliebt, die mir zum Verhängniß geworden ist. Ich weiß, daß es Wahnsinn ist, doch ein solcher Wahnsinn macht einem Manne das Leben süß, Adelheid, dies eine Mal nur lassen Sie mich Sie Adelheid nennen. Ich war wahnsinnig genug, Sie zu lieben und nichts zu denken, als Sie! Alles spricht mir von Ihnen. Die Wogen brausen, die Bäche murmeln, Adelheid; ich kenne kein anderes Wort; Ihr süßer Name füllt mir die ganze Welt aus. Ich wußte nicht, daß ich Sie liebte. Ich sagte mir niemals, sie ist die Schönste unter den Schönen, ich will sie zu gewinnen suchen! Nein, ich trieb wie ein Blatt den Strom hinab; ich träumte wie ein Kind, erwache und finde mich im Kampfe mit eines Mannes Liebe, eines Mannes Verzweiflung. Ich eilte fort, als ich noch Kraft hatte zu gehen. Zürnen Sie mir, Adelheid?“

„Ich zürne Ihnen nicht“, antwortete sie, ohne zu wissen, was ihr gesenktes Antlitz und die zu Boden gerichteten Augen Alles verriethen, ohne zu wissen, daß ihre Hände noch immer in den seinen ruhten.

„Ich ging fort, weil ich fühlte, daß ich, wenn ich Sie wiedersehen würde, Ihnen Alles sagen und Sie dann verlieren müßte. Ich glaubte, ich könnte Sie vergessen, wenn ich weit von Ihnen entfernt wäre, glaubte, meine Liebe würde sich vermindern. Ich habe Griechenland durchreist, versucht durch den Geist der Antike meine Gedanken von Ihnen abzulenken und bin eben so wahnsinnig wiedergekommen, wie ich fortgegangen bin. Das Erste, was ich bei meiner Ankunft in Deutschland sah, war die Anzeige Ihrer Verlobung, und ich bin gekommen, um Sie zu fragen: Ist es wahr?“

„Nein“, antwortete sie, „es ist nicht wahr.“

„Nicht wahr? Gott sei Dank! Und noch eins. Lieben Sie diesen Fürsten, der Ihnen so viel zu bieten vermag?“

„Sie verdienen gar nicht, daß ich Ihnen das verrathe“, und sein Herz wurde leichter bei den Worten.

„Warum nicht?“ fragte er.

„Man würde glauben, das heißt, ich sollte meinen.“ Sie hielt inne.

„Was sollten Sie meinen, Adelheid?“

„Ich sollte meinen, daß, hätten Sie es wirklich gern wissen wollen, Sie mich schon früher gefragt haben würden, anstatt nach Athen zu gehen.“

„Ich wagte es nicht.“

„Warum nicht, Herr Martens?“

„Warum nicht? Weil Sie eine reiche Erbin, eine gefeierte Schönheit, die Königin der Gesellschaft sind, und ich ein armer, einflußloser Advocat.“

„Welcher Unsinn!“ rief Adelheid, und obgleich die Worte ziemlich alltäglich und wenig höflich waren, fand er doch ein gut Theil Ermuthigung darin.

„Unsinn? Das ist hart gesagt. Sie haben Alles, Adelheid, und ich habe Nichts. Wäre die Welt mein, so würde ich sie Ihnen zu Füßen legen.“

Sind Sie der einzige hochherzige Mensch der Schöpfung?“ fragte sie.

Ein plötzliches leidenschaftliches Feuer strahlte aus seinen Augen, seine Lippen bebten, seine Hände drückten die ihren fester.

„Adelheid, bedenken Sie, was Sie sprechen“, rief er, „oder Sie machen mich wahnsinnig.“

„Ich will Sie nicht wahnsinnig machen; im Gegentheil, Sie sollen ruhig und vernünftig sein.“

„So lange ich hier stehe und Ihnen in das Antlitz schaue ist das sehr schwer, Adelheid.“

„Dann sehen Sie mich nicht an.“

„Als ob ich anders könnte! Tausend Mal glücklicher gehe ich von hier, als wie ich herkam.“

„Gehen Sie wieder nach Athen?“ fragte sie ruhig.

„Nein, nun bleibe ich hier. O Adelheid, ich liebe Sie so innig! Wie glücklich würde ich sein, wenn auch Sie mich ein klein wenig lieb haben könnten.“

„Sie haben mich nie darum gebeten.“

„Nicht? Die Kluft zwischen uns ist so groß; es scheint mir eben so nutzlos, als ob ich die Hände nach einem glänzenden Stern ausstrecken wollte. Aber Adelheid, Sie zürnen mir nicht, Sie hören mich an, ohne daß sich Ihr liebes Gesicht abwendet? Mir schwindelt der Kopf, es ist nicht möglich, daß Sie mich lieben wollen, ich muß träumen!“

„Sie haben mich nie gefragt“, wiederholte sie, doch er sah, daß ihr Gesicht todtenbleich wurde.

„Ich frage Dich jetzt, meine schöne Geliebte, willst Du versuchen, mich zu lieben? Ich bin es nicht werth, aber ich liebe Dich, wie es kein anderer Mann vermag. Ich fürchte mich vor der Frage, aber es muß sein, hast Du mich ein wenig lieb?“

„Nicht ein wenig, können Sie es nicht errathen?“ sagte sie.

„Ist es möglich, Adelheid, Du liebst mich?“

Der Ernst ihrer Züge verschwand unter dem lieblichen Erröthen, die dunkeln Augen blickten einen Moment in die seinen und dann lag sie in seinen Armen.

„Ich kann es noch nicht glauben!“ rief er.

„Du warst stets mein Held“, sagte Adelheid, als ob sie sich entschuldigen müßte, „stets von dem ersten Augenblick an!“

„Welche Seligkeit! Meine stolze, schöne Adelheid, ist es wahr, daß Du endlich mein bist?"

Unbemerkt verstrich die Zeit, sie waren im Zauberland, der Welt entrückt, selig in ihr Glück versunken.

Das Rollen eines Wagen riß sie aus ihrem Wonnerausch.

„Sie kommen", sagte Adelheid, ihrem Geliebten in die Augen schauend; und das stolze Antlitz erblaßte wie unter einer großen Erregung.

Reinhold küßte ihr den schönen Mund, der der Liebe stets getrotzt hatte, und sagte:

„Wir werden einen Kampf auszufechten haben, mein Liebling. Ach Adelheid, mein Herz klagt mich an! Ich bin selbstsüchtig gewesen. Ich hätte Dir niemals meine Liebe gestehen sollen."

„Wäre es besser gewesen, wenn Du mich für das ganze Leben hättest unglücklich werden lassen?"

„Nein das wäre ein Unglück gewesen; aber ich fürchte, mein Lieb, daß Du meinetwegen viel wirst leiden müssen."

„Ich werde darüber nicht murren", sagte sie, „doch höre mich an, Reinhold. Ich gehöre einer Familie an, die nichts halb thut; wir sind ernst und wahr. Wenn wir lieben, so lieben wir treu, wenn wir hassen, hassen wir tief.

Er wollte sie unterbrechen, doch sie stand mit warnend erhobener Hand vor ihm.

„Höre mich an, ich habe noch mehr zu sagen, Du weißt, daß es eine Zeit gab, in der ich nicht an Liebe glaubte. Ich hielt sie für eine thörichte Leidenschaft, als ich noch ein unwissendes Mädchen in Ellernau lebte. In dem Uebermuth meines Stolzes und meiner Thorheit verachtete ich die Liebe. Dann, als ich in die große Welt eintrat, die ich nur aus Büchern kannte, erschien mir die Liebe mehr als eine Komödie, zuweilen schlimmer noch als eine Tragödie. Ich fand Niedrigkeit, Gier, Haß, Ehrgeiz, Alles unter dem Namen Liebe; und so verachtete ich sie doppelt. Ich sah, daß es nur eine Maske war, welche die Weltmenschen verbanden, um ihre Sünden und Schwächen dahinter zu verbergen. Ich verabscheute den Klang des Wortes, wenn es vor mir ausgesprochen wurde."

„Mein Liebling", schaltete er weich ein.

„Du mußt mich anhören", fuhr sie lächelnd fort. „Ich hatte mir fest vorgenommen, der Liebe zu entgehen, um, wie ich wähnte, für Höheres zu leben, und bis ich Dich sah, habe ich mein Versprechen gehalten. Mit Verachtung hörte ich die jämmerlichen Liebesbetheuerungen an, die man mir täglich ins Ohr flüsterte; der Fürst von Greifenstein war der einzige Mann, den ich achtete, ihn aber zu lieben, kam mir nie in den Sinn. Als ich Dich zum ersten Male sah — nun Reinhold, ich brauche kein langes Geständniß abzulegen.

„Je länger es ist, desto theurer soll es mir sein", erwiederte er.

„Du warst von Anfang an ganz anders wie alle Uebrigen. Nun erst schien mir mein Leben vollständig zu sein."

„Mein Liebling!" unterbrach er sie.

„Wenn Du noch ein Wort sprichst, so werde ich schweigen", lachte sie.

Er beugte sich herab und küßte die warnend erhobene Hand.

„Ich habe es mir reiflich überlegt", sagte sie mit reizender Offenherzigkeit. „Ich gestehe meine Schwäche ein, bekenne mich meines früheren Fehlers wegen für schuldig, die Liebe, die ich mit solcher Verachtung behandelt habe,

hat mich besiegt, und nun — nun", wiederholte sie mit höher gerötheten Wangen und strahlenden Augen, „beuge ich freiwillig das Haupt vor meinem Herrn und stelle mich unter seine Herrschaft."

Adelheid hatte nie edler ausgesehen, als jetzt, wo sie sich selbst demüthigte durch das offene Geständniß ihrer Fehler und ihrer Liebe. Sie war nie stolzer gewesen als jetzt, wo sie in der Schwäche Zuflucht suchte, welche das Weib ziert. Sie fuhr fort:

„Mein Herz hat mir gesagt, daß ich Dich liebe, und ich werde meiner Liebe bis zum Tode treu bleiben. Nichts wird sie erschüttern. Ich werde Leiden nicht scheuen, obgleich ich nicht sehe, warum ich leiden sollte, und Du wirst mich böse machen, Reinhold, wenn Du wieder sagst Deine Liebe sei selbstsüchtig. Mein Geliebter, sie ist das Glück meines Lebens, ist das nicht genug?"

„Du bist ein hochherziges Mädchen! Verzeihe mir, wenn ich mich eines bangen Gefühls nicht erwehren kann; Du bist so reich, mein Liebling, während ich —"

Sie hörten Schritte; doch Niemand störte sie.

„Mama ist in ihr Zimmer gegangen", sagte Adelheid, „das heißt, daß sie müde ist und von Niemand gestört sein will."

„Dann muß ich Dich also verlassen", sagte er, „doch weiß ich nicht, wie ich mich losreißen soll. Ich werde doch nicht erwachen, und finden, daß Alles nur ein Traum war."

„Nein, gewiß nicht."

„Dein Onkel muß es augenblicklich erfahren. Wann räthst Du mir, zu ihm zu gehen?"

„Morgen früh, vor dem Frühstück."

„Ich weiß, er wird uns zürnen", sagte Reinhold, „und das thut mir sehr leid. Ich liebe Deinen Onkel, ohne zu wissen warum."

„Desto besser. Ich liebe meinen Onkel so herzlich! Er ist ein wahrer Ehrenmann. Aber Reinhold, Du mußt gehen, sonst komme ich niemals dazu, mich zu Tisch anzukleiden."

Nicht wissend, ob er wache oder träume, verließ Reinhold das Haus. Adelheid ging, das Herz voll von ihrem neuen Glück, auf ihre Zimmer.

Ihr Erstes war, an den Fürsten zu schreiben.

„Ich sagte Ihnen von Anfang an", lautete der Brief, „daß ich Sie nicht liebte. Sie baten mich, es zu versuchen. Ich that es, doch es gelang mir nicht. Darauf baten Sie mich, es nochmals zu versuchen, und ganz gegen meinen Willen beharrten Sie darauf, sich um meine Hand zu bewerben. Wir hatten uns dahin verständigt, daß ich vollkommen frei sei, und daß, wenn ich fühle, daß es mir unmöglich sei, Sie zu lieben, ich es Ihnen sagen würde. Diese Zeit ist da. Ich habe Sie oft gebeten, auf Ansprüche zu verzichten, die ich Ihnen niemals zugestehen konnte. Ich handle Ihnen gegenüber freimüthig und ehrlich, indem ich Ihnen offen bekenne, daß ich einen Mann gefunden habe, den ich liebe. Ich ehre und achte Sie, und werde mich jederzeit glücklich schätzen, Sie meinen Freund nennen zu können."

Der Brief schloß mit Versicherungen des Wohlwollens und fortgesetzten Interesses. Adelheid fiel eine Last vom Herzen, als sie den Brief geschrieben. Wenn er ihr doch geglaubt hätte, als sie es ihm früher gesagt hatte.

Darauf kleidete sie sich an, und es war ihr, als ob sie in höheren Sphären schwebte, so unaussprechlich glücklich fühlte sie sich.

Frau von Helbing blickte die schöne, glückstrahlende Erscheinung, welche in ihr Zimmer hereinzuschweben schien, verwundert an.

„Mein liebes Kind“, sagte ihre Mutter sanft, „wie hübsch Du aussiehst!“

Das Mädchen trat zu ihr, kniete neben ihr nieder und schlang zärtlich die Arme um ihren Nacken.

„Gieb mir einen Kuß Mama, denn ich bin die glücklichste Adelheid von der Welt, ja Mama, es kann unmöglich ein glücklicheres Mädchen geben, als ich.“

Die Liebe, die ihr aus den Augen leuchtete und das liebliche, stolze Antlitz höher färbte, verklärte sie so sehr, daß ihre Mutter staunend vor dieser Schönheit stand.

„Ich habe Dir etwas zu sagen, Mama“, fuhr sie verlegen fort, „Du mußt es aber bis morgen für Dich behalten, etwas ganz Herrliches, Wunderbares. Kannst Du es nicht errathen?“ Und mit der Scheu eines Kindes verbarg sie den Kopf an der Mutter Brust.

„Ich kann es nicht errathen — wenn nicht der Fürst —“

„O Mama, bitte, sprich nicht von dem Fürsten! Das ist Alles zu Ende! Ich will Dir sagen, warum ich so glücklich bin. Reinhold Martens liebt mich und hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden wolle.“

Sie schwieg einen Moment, der Klang ihrer Worte erfüllte sie selbst mit unsagbarer Freude. Ihre Mutter regte sich nicht.

„Mama, ich verlachte lange Zeit die Liebe, und nun kann Niemand inniger lieben, als ich.“

Frau von Helbing machte eine sehr ernste Miene. Es wäre unmöglich gewesen, solche Worte zu hören und dabei in ein Gesicht wie das Adelheid's zu schauen, ohne bewegt zu werden. Sie zog leise ihrer Tochter Arme von ihrem Halse herab und blickte sie fast traurig an.

„Liebst Du ihn denn so sehr, mein Liebling? Ist es ein so großes Glück?“

„Das größte, was es giebt, Mama, es kann kein größeres geben!“

„Aber Kind, denke an Deine Situation! Du giebst eine so glänzende Partie, wie den Fürsten auf, verscherzest Dir eine so brillante Zukunft! Mir wird ordentlich bange, wenn ich daran denke, was die Welt dazu sagen wird.“

„Heirathe ich mir zu Gefallen oder der Welt?“

„Natürlich Dir; aber denke an die beabsichtigte Partie. Du bist sehr schön, und erbst einmal ein großes Vermögen, wogegen Herr Martens nur seinen Beruf hat. Außerdem ist er nicht einmal von Geburt.“

„Und hätte er noch weniger als das, Mama, was frage ich danach. Man schätzt einen Mann, wie ihn, nicht nach seinem Gelde und seinem Range. Ach, liebe, theure Mama, sei nicht hart mit mir! Sprich nicht von Geld und Geburt. Bedenke, wie sehr ich ihn liebe, wie er mich liebt. Sage mir, daß er Dir gefällt, daß Du Dich freust, daß Du uns beistehen willst.

Nun wurde Frau von Helbing ganz eifrig.

„Ich habe ihn sehr gern“, erwiederte sie. „Er ist ein schöner, hochherziger, begabter, edler Mann; so ganz wie ein Mann sein soll; doch kann ich nicht sagen, ich wäre erfreut darüber, daß Du ihn heirathen willst. Bei Deiner Schönheit könntest Du weit besser handeln. Dein Onkel wird bitter enttäuscht sein.“

Adelheid erhob sich von den Knieen.

„Mama, es thut mir leid, daß Du Dich nicht darüber freust“, sagte sie.

„Doch ändert es an der Sache nichts, der Tod selbst würde meinen Sinn nicht ändern.“

„Der Fürst thut mir so unendlich leid, er ist so geduldig, so ergeben gewesen.“

„Gewiß, das leugne ich nicht, Mama, aber er ist auch beharrlich gewesen bis zur Grausamkeit. Ich habe ihm geschrieben, und ihm Alles offen in dem Briefe gesagt.“

Frau von Helbing entfuhr ein Ausruf des Schreckens.

„Das hast Du bereits gethan? Ach, Adelheid, Du hättest warten sollen, bis Du gehört hättest, was Dein Onkel dazu sagt!“

„Meine liebe Mama, das hätte keinen Unterschied gemacht“, erwiederte sie stolz und in so ruhigem, bestimmten Tone, daß ihrer Mutter der Muth gänzlich sank.

„Adelheid, ich bin überzeugt, das daraus Unheil entsteht“, meinte sie. „Wie bange ist mir davor!“

Adelheid küßte sie mit derselben Protectormiene, die sie einem Kinde gezeigt haben würde.

„Du bist erregt, Mama; es wird Alles gut werden. Der Onkel verweigert mir nichts, woran mein Herz hängt. Denke nicht an so etwas. Gieb mir einen Kuß und sage mir, daß Du hoffst, ich werde glücklich.“

Frau von Helbing küßte sie.

„Das hoffe ich, mein Liebling, Du siehst so überglücklich aus. Was aber wird die Welt sagen? O Adelheid, jetzt sehe ich, wie schlecht ich Dich erzogen habe; kannst Du doch gesellschaftlich einen Fürsten nicht von einem bürgerlichen Advocaten unterscheiden.“

Adelheid lachte so heiter, daß auch Frau von Helbing ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Gewiß sehe ich den Unterschied; und daß ich die Vernunft und das rechte Gefühl besaß, den Advocaten zu wählen, beweist, wie gut Du mich erzogen hast. Die meisten Mädchen hätten sich von der Fürstenkrone blenden lassen.“

XXV. Kapitel.

Benno von Helbing saß in seinem Arbeitszimmer. Das Frühstück war vorüber, seine Briefe waren beantwortet, alle geschäftlichen Angelegenheiten geordnet. Seine Gedanken vertieften sich freudig in die Hochzeit mit dem Fürsten, welche niemals stattfinden sollte. Er hatte sich ein wenig gewundert, denn nach dem Frühstück hatte ihm Adelheid die Hand auf die Schulter gelegt und mit reizendem Lächeln gesagt:

„Onkel, wenn Dich heute Vormittag Jemand aufsucht und Dir etwas über mich zu sagen hat, so wirst Du recht freundlich gegen ihn sein, nicht wahr?“

Er hatte keine Ahnung, was sie meinte; er glaubte sie spräche von einem Juwelier oder einer Modistin.

„Was soll ich sagen, Kind?“

„Du mußt ‚Ja‘ sagen. Merke Dir das. So lange mein Freund mit Dir spricht, sage Dir wieder und immer wieder: Ich muß ‚Ja‘ sagen.“

Onkel Benno lachte und erwiederte:

„Du bist ein entsetzlicher Plagegeist, Adelheid, wir wollen sehen, was das ‚Ja‘ bedeutet;“ und er ging auf sein Zimmer, wo er fleißig arbeitete.

Er war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, um seine gewöhnliche Morgenpromenade zu unternehmen, als Reinhold Martens gemeldet wurde.

Es fiel ihm Anfangs gar nicht ein, daß er der Freund sein könne, auf welchen Adelheid angespielt hatte. Er freute sich, ihn zu sehen; es lag etwas in dem schönen Gesicht, was ihn ganz besonders anzog, ohne daß er hätte sagen können, was es war. Eine Menge Erinnerungen stiegen in ihm auf, wenn er den jungen Mann anblickte, doch gewannen diese keine bestimmte Form. Er sah ihn gern, hörte ihm gern zu und hatte sich viel Mühe gegeben, ihm Clienten zuzuweisen. Er rühmte ihn gegen Jedermann und versuchte, so viel wie möglich für ihn zu thun. Jetzt bat er ihn, Platz zu nehmen, drückte seine Freude aus, ihn zu sehen, und ein paar Minuten sprachen sie über allgemeine Dinge. Dann sagte Martens:

„Ich bin in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen gekommen, Herr von Helbing."

Plötzlich fiel Benno Adelheid's „Freund" ein, und daß er ‚Ja' zu sagen habe. Fragend schaute er auf. Was konnte der junge Advocat über seine Nichte zu sagen haben? Gespannt hörte er ihn an.

„Ich hoffe, Sie werden mich nicht für verwegen halten. Ich wünschte nur, ich wäre Herrscher eines großen Königreiches, damit ich Ihnen den Beweis liefern könnte, daß meine Liebe gänzlich interesselos ist. Ich liebe Fräulein Adelheid, ich kann Ihnen nicht sagen, wie innig, wie tief, und bitte Sie um Ihre Einwilligung, Sie zu meiner Frau machen zu dürfen."

Anfangs hörte er ihn mit offenbarem Staunen an. Dann aber wurde sein Gesicht blaß vor Zorn und er erwiederte:

„Das ist unmöglich. Ich verweigere Ihnen rundweg meine Einwilligung. Meine Nichte wird den Fürsten von Greifenstein heirathen."

Reinhold's Lippen bebten als er sagte:

„Ihre Nichte liebt aber den Fürsten nicht. Sie liebt mich."

„Es ist keine Gefühlsfrage", erklärte Benno schroff. „Liebe ist ein Spielzeug; meine Nichte muß zur Wohlfahrt ihres Hauses, zum Glück und zur Ehre ihrer Familie den Fürsten heirathen. Sie muß so heirathen, wie die übrigen Damen ihrer Familie, und deshalb kann sie nicht Sie heirathen."

„Fräulein Adelheid liebt mich, Herr von Helbing," sagte Martens, und trotz seinem Zorne erwärmte sich Benno's Herz für ihn; er sah so schön und männlich aus.

„Das ist eine Mädchenlaune", erwiederte er wegwerfend, „die vor der ernsten Wirklichkeit verweht."

„Das glaube ich nicht", sagte Reinhold. „Adelheid gehört nicht zu denen, welche sich leicht beeinflussen lassen. Sie ist fest — eine wahre Helbing, mein Herr. Nein, Sie können nicht so hart sein gegen uns. Ich weiß, daß ich, wie die Welt sagen würde, eine schlechte Partie bin; doch ich liebe sie so innig, ja, gewiß, ich würde mein Leben für sie lassen. Sie ist das Herz meines Herzens, das Leben meines Lebens!" Seine Lippen bebten, ein Thränenschleier legte sich vor seine Augen. „Ich werde hart für sie arbeiten, Herr von Helbing", fuhr er fort, „ich will sie mit Luxus umgeben, gewiß, sie soll nichts vermissen, was sie hier gehabt hat."

Benno von Helbing gab keine Antwort, doch seine Züge wurden noch finsterer.

Reinhold fuhr fort: „Sie wissen ja, die Jugend heirathet nach Liebe und Glück. Titel und große Reichthümer können des Menschen Herz nicht

befriedigen; es bedarf mehr. Ich will arbeiten, wie noch Niemand gearbeitet hat, wenn Sie sie mir geben wollen."

Noch immer erfolgte keine Antwort; dem liebenden Manne schwand die Hoffnung mehr und mehr.

„Ich kann sie glücklich machen", sagte er leidenschaftlich, „denn meine Liebe zu ihr ist grenzenlos. Sie soll nie einen Moment der Trauer oder der Sorge kennen, wenn Sie sagen, sie soll mein sein."

Benno von Helbing stand auf und sah ihn ernst an.

„Es thut mir leid, daß es unmöglich ist — daß ich nicht einwilligen kann. Sie reden gut, doch Sie reden umsonst. Sie können meine Nichte nicht heirathen. Ich schlage es Ihnen hiermit rundweg ab. Ich will Nichts weiter hören. Sie gefallen mir; persönlich hätte ich nicht das Geringste an Ihnen auszusetzen. Sie sind ein edler Mann. Hätte ich zwei Nichten, so würde ich Ihnen eine geben. Da ich aber nur eine habe, muß sie zum Wohle des Geschlechts heirathen, dem sie entstammt."

Reinhold's Antlitz wurde todtenbleich; selbst der starre Mann war von dem Anblick gerührt.

„Es thut mir leid, daß ich hart und unfreundlich erscheine; doch wie gesagt, Herr Martens, es muß sein; Sie hätten eben so gut um die Hand einer Prinzessin, wie um die meiner Nichte werben können. Seien Sie ein vernünftiger Mann und vergessen Sie sie."

„Bin ich ihrer denn so gänzlich unwürdig? Mein Beruf sichert mir ein bestimmtes Einkommen, es wird sich vergrößern. Sie selbst, Herr von Helbing, haben mir gesagt, es würde mir im Leben glücken. Ich werde einmal ein reicher Mann sein."

„Mein lieber Herr Martens, ein Reichthum, den Sie im Stande wären meiner Nichte zu bieten, würde für diese nur eine Kleinigkeit sein. Nein, diese Verbindung ist unmöglich. Ich untersage Ihnen jedes weitere Wort darüber. Sie muß in Einklang mit ihrer Pflicht und ihrer Stellung und nicht mit ihren Gefühlen heirathen."

„Ich glaube nicht, daß Adelheid Ihrer Meinung sein wird, Herr von Helbing", sagte Reinhold bitter.

„Es ist von sehr geringer Bedeutung, ob sie meiner Meinung ist oder nicht; sie wird heirathen, wie ich es bestimmt habe. Gehen Sie und vergessen Sie meine Nichte. Ich habe Sie gern und werde für das ganze Leben Ihr Freund bleiben. Ich will Alles für Sie thun, nur meine Nichte kann ich Ihnen nicht geben, das ist eine Unmöglichkeit. Ich bedaure, kurz sein zu müssen, doch habe ich diesen Morgen ein Rendezvous mit einem Freund. Ich vertraue Ihrer Ehre, Herr Martens, daß Sie nicht den Versuch machen, meine Nichte wiederzusehen."

„Ein solches Versprechen kann ich Ihnen nicht geben, Herr von Helbing, Ihre Nichte ist meine Braut. Wenn Sie mich fortschickt, werde ich gehen, früher nicht. Sie liebt mich, sie vertraut mir, und ich werde sie keinem anderen Manne überlassen. Ich gebe ihr ihr Wort weder zurück, noch werde ich das meine brechen, wenn sie mich nicht selbst darum bittet."

„Dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als eilige und scharfe Maßregeln zu treffen", sagte Benno entschieden. „Ich werde meiner Nichte sagen, was ich ihr zu sagen habe. Guten Morgen, mein Herr."

Und mit kältester Höflichkeit — einer schlechten Vorbedeutung für Reinhold's Interessen — sah sich dieser zur Thür hinaus complimentirt.

XXVI. Kapitel.

Nach seiner Entfernung von dem Millionär blieb Martens in der Vorhalle stehen und fragte nach Adelheid. Strahlenden Auges kam sie zu ihm und sagte:

„Du hast meinen Onkel gesprochen, Reinhold? Nun, wie steht es?"

Er ergriff ihre Hände und blickte ihr traurig in die Augen.

„Mein Liebling, wir müssen von einander lassen. Dein Onkel will von der Verlobung nichts hören, er will keinem Wort darüber mehr Gehör schenken."

Sie wurde glühend roth. „Ich werde niemals von Dir lassen, Reinhold", entgegnete sie treuherzig. „War mein Onkel sehr böse?"

„Es kam mir vor, als ob wir ihm leid thäten; aber ich hätte eben so gut eine Statue bitten und anflehen können, er blieb ganz unbewegt."

„Und seine Einwände?" fragte sie kurz.

„Gegen meine Person hatte er keine; nur meine Stellung und mein geringes Einkommen kann er nicht übersehen."

„Aber er könnte Dich reich machen, wenn er wollte", sagte sie hastig.

Sein Gesicht flammte auf.

„Ich würde mich durch keines andern Mannes Güter bereichern, Adelheid; ich bin fähig, mir selber ein Vermögen zu schaffen."

„Wie stolz Du bist und doch wie sehr im Recht! Also stehen wir ernster Opposition gegenüber?"

„Ja", erwiederte er, „wenn Du nicht — o, mein Liebling, zürne mir nicht! — wenn Du nicht Deine Freiheit zurück haben willst."

„Das will ich niemals, niemals! Ist Deine Liebe zu mir stark genug, um alle Unannehmlichkeiten, die sich uns entgegenstellen, meinetwegen zu ertragen?"

„Ich liebe Dich so sehr, daß mir selbst Schmerzen süß sein würden, wenn ich sie Deinetwegen ertrüge. Warum legst Du mir eine solche Frage vor, Adelheid?"

„Weil, wenn Du es ertragen kannst, ich dasselbe vermag und wir zuletzt doch siegen werden. Nichts soll mich veranlassen, mein Wort zu brechen; und wenn Du den Kummer ertragen kannst, der, wie ich fürchte, uns bevorsteht, sprich nie wieder davon, daß ich Dich aufgeben soll, thust Du es, so werde ich es als Zeichen betrachten, daß Du den Muth verloren hast, und wünschest, mich zu verlassen. Vereint können wir Allem Trotz bieten."

Er vermochte nur die Hand zu küssen, welche in der seinen ruhte. Er schwebte in Liebe und Wonne; er fand keine Worte, sie war so edel, so treu, so wahr! Dann verließ er sie.

Als er eben die Saalthür hinter sich schloß, sah er einen Reitknecht in der Livrée des Fürsten von Greifenstein mit einem Billet in der Hand heranreiten. Das Briefchen war für Adelheid, und darin eingeschlossen befand sich ein zweites für deren Onkel. Nie war sie dem Fürsten so geneigt gewesen, wie beim Durchlesen dieser Zeilen; sie waren so voll wahren Edelmuths:

„Mein theures Fräulein! Meine Liebe zu Ihnen ist so aufrichtig, daß ich Ihr Glück dem meinen vorziehe. Da Sie Ihr Glück in der Liebe zu einem Anderen gefunden haben, trete ich zurück. Indem ich den Segen des Himmels für Sie erbitte, bleibe ich Ihr Freund bis in den Tod.

Oskar Greifenstein."

Das kurze Billet an Benno von Helbing lautete nur:

„Verehrter Herr! Lassen Sie mich Ihnen Dank sagen für all' die Güte, welche Sie mir während der Zeit unserer Freundschaft erwiesen haben, und bewahren Sie mir dieselbe auch fernerhin, trotzdem meine Hoffnung, mir Ihre Nichte zu gewinnen, zu Ende ist. Ihr ergebener

Oskar Greifenstein."

Adelheid ging mit dem Brief in der Hand zu ihrem Onkel. Er saß noch in seinem Zimmer; er war zu ärgerlich und unglücklich, als daß er noch an das Ausgehen gedacht hätte. Bei ihrem Eintritt schaute er auf. Zweifel erfüllten ihm das Herz, als er den festen, selbstvertrauenden Ausdruck in den stolzen Zügen sah. Sie sah nicht aus, als ob sie sich mit scharfen Worten schlagen ließe.

„Adelheid", sagte ihr Onkel. „Ich wollte soeben nach Dir schicken. Ich habe mich diesen Morgen sehr geärgert." Trotz seiner Verstimmung verließ ihn seine angeborene Courtoisie nicht; er stand auf und holte ihr einen Stuhl. „Setze Dich, mein Kind, und höre mich an. Ich habe mich sehr ärgern müssen."

„Es thut mir leid, das zu hören, Onkel", antwortete sie. „Ich fürchte, Du bist gegen meinen Freund nicht gütig gewesen, was Du mir doch versprochen hattest; Du hast nicht ‚Ja' zu ihm gesagt."

„Nein, das habe ich nicht gethan, das konnte ich nicht. Ich bin ärgerlicher und mißgestimmter als seit Jahren."

Sie legte ihm des Fürsten Brief in die Hand.

„Lies das, Onkel; da hast Du ein Beispiel von Großmuth."

Seine Züge verfinsterten sich mehr und mehr, während er las und ärgerlich warf er den Brief auf den Tisch.

„Da hast Du nun einen Mann verscherzt, welcher so zu schreiben vermag", bemerkte er, „einen so hochherzigen Mann, wie Du ihn nicht leicht wieder findest?"

„Ja, Onkel, es war weit ehrenhafter, ihn aufzugeben, als ihn ohne Liebe zu heirathen, nicht wahr?"

„Ich bin so aufgeregt, daß ich nicht ruhig über die Sache reden kann; es ist die größte Enttäuschung meines Lebens, die allergrößte."

„Das thut mir sehr leid, Onkel", erwiederte sie sanft.

„Der Schlag ist mir doppelt schmerzlich, da er mir von einer Hand kommt, die ich liebe. Da Du den treuesten und schätzenswerthesten Mann, der mir je vorgekommen ist, fortgeschickt hast, kann ich ihn natürlich nicht wieder zurückholen; doch meine Einwilligung zu einer Heirath mit Martens erhältst Du niemals, das magst Du Dir merken."

„Onkel, ich kann nicht glauben, daß Du wirklich meinst, was Du sagst."

Sie stand auf und trat zu ihm. Während vieler Monate waren sie so gute Freunde gewesen. In Kleinigkeiten hatte sie sich ihm stets gefügt. Ihr richtiges Gefühl hatte sie gelehrt, was sie dem Alter schuldete, sie hatte ihm stets die Achtung gezeigt, die ihm als Herrn des Hauses gebührte. Jetzt traten sich diese zwei starken Willenskräfte zum ersten Male gegenüber. In keinem der beiden Herzen war die leiseste Absicht, zu wanken, nicht die leiseste Idee, nachzugeben. Beide waren felsenfest. Adelheid aber hatte die Absicht, alle sanfte, weibliche List, alle Ueberredungskunst aufzubieten, um Frieden zu halten. Der Gedanke an bitteren Streit war ihr sehr schmerzlich. Sie liebte

ihren Onkel und war ihm dankbar. Sie sprach also zu ihm in ihrer gewinnendsten Weise:

„Mein theuerster Onkel, Du bist stets so gütig gegen mich gewesen; es ist nie ein unfreundliches Wort zwischen uns gefallen. Sei nun nicht hart und ungerecht, wo das Glück meines Lebens auf dem Spiele steht."

„Ich bin nicht ungerecht, Adelheid. Ich, der ich die besten Jahre meines Lebens der Mühe und Arbeit für die Ehre meines Hauses gewidmet, der ich diesem Zwecke Alles geopfert habe kann wohl kaum ungerecht genannt werden."

„Onkel, es ist ungerecht, mir die theuerste Hoffnung rauben zu wollen, welche das Leben bietet. Du sagst, Du liebst mich und verweigerst mir doch das eine Wort, mit dem Du mich zum glücklichsten Mädchen der Welt machen könntest. Wie kannst Du sagen, Du liebtest mich?"

Mit verächtlicher Miene wandte er sich ab und rief:

„Der Himmel weiß, daß ich glaubte, es gäbe ein vernünftiges Weib auf der Welt. Jetzt fange ich an, es zu bezweifeln. Ich hielt Dich für erhaben über solchen hohlen, krankhaften Unsinn wie die Liebe. Ich bin erstaunt, Dich so reden zu hören, wie Du es thust. Erinnerst Du Dich dessen, was Du über die Männer sagtest, als ich Dich zum ersten Male sah?"

Adelheid lächelte.

„Das ist der Punct, Onkel, in dem unsere Ansichten auseinander gehen. Ich will einen Mann heirathen, der in meinen Augen ein Held ist und den ich liebe; Du willst, daß ich einen Mann heirathe, den ich eben nur achten kann."

„Martens ist ja ein ehrenwerther, hochherziger Mann, aber er ist keine Partie für Dich, Adelheid. Er hat weder eine Stellung noch Vermögen."

„Mit der Zeit wird er Beides haben, Onkel."

„Wahrscheinlich, wenn Du die besten Jahre Deines Lebens mit dem Warten auf ihn vergeudet hast, und er sich schließlich in ein frischeres Gesicht verliebt."

„Das wird er niemals", entgegnete sie lächelnd. „Nun, Onkel, mache es, wie die guten, lieben Onkel in den Lustspielen, sei eine kurze Zeit böse auf mich, sage aber dann, wenn es denn einmal sein muß, so mag es sein, und mache uns glücklich durch Deinen Segen."

„Wollte der Himmel ich könnte es!" fiel er schnell ein. „Doch, nachdem ich all' die Jahre lang nur das eine Ziel vor Augen gehabt habe, kann ich es nun nicht Deines kindischen Unsinns wegen aufgeben. Das konntest Du nicht erwarten. Ach, Adelheid, es ist eine bittere Enttäuschung! Du versprachst so sicher mir zu helfen, der Ehre und Wiederaufrichtung Deines Geschlechtes zu leben; und nun es in Deiner Macht steht, mehr für unser Haus zu thun, als seit Jahren geschehen ist, weigerst Du Dich, und das aus einem ganz armseligen Grunde, der keiner Vernunft Stich hält. Du bist keine wahre Helbing, Adelheid!"

„Doch, Onkel, das bin ich", rief sie mit aufflammender Röthe. „Eben weil ich wahr bin, weigere ich mich einen anderen Mann zu heirathen, als den, welchen ich liebe."

Verzweifelnd rang er die Hände.

„Immer wieder derselbe Unsinn, dieselbe Phantasie von ‚Liebe'. Mich dünkt, die Ehre eines edeln Hauses stehe der Liebe voran."

„Und mich dünkt", sagte sie weich, „daß solche Liebe, wie die meine, hoch

über allem Anderen steht. Sie ist die Quintessenz des Lebens, Onkel. Diejenigen, welche sie nicht kennen, verlieren des Himmels bestes Geschenk."

„Ich habe nun genug von Deinen Phantasien gehört. Ich sehe, daß es nutzlos ist, an Deine Zuneigung, Deine Ehre, Deine Wahrheit zu appelliren; um so nutzloser ist es Dich an Deine Dankbarkeit zu erinnern? Bist Du mir nichts dafür schuldig, daß ich Dich aus der Armuth emporzog und Dich mit Ueberfluß überschüttete?"

„Du streichst die Schuld, wenn Du mich an sie erinnerst. Ich bin jederzeit dankbar gewesen, aber es ist nicht billig, von mir zu erwarten, einen Mann zu heirathen, den ich nicht liebe. Ich würde, um Dir meine Dankbarkeit zu beweisen, alles Vernünftige, was Du von mir verlangst thun — alles — nur nicht —"

„Gerade das, was ich von Dir verlange. So endigt gewöhnlich der Frauen Ergebung. Genug! Du hast mich verstanden, ich kann Dich nicht zwingen, den Fürsten zu heirathen, aber meine Einwilligung zu Deiner Heirath mit Martens erhältst Du nie."

„Das thut mir sehr leid", sprach sie ruhig; „dann bleibt mir nichts weiter übrig, als ihn ohne dieselbe zu heirathen."

„Das kannst Du selbst am besten beurtheilen", gab er kalt zurück.

Sie ging zu ihm und kniete neben ihm nieder.

„Mein theuerster Onkel! Sieh, wie ergeben ich Dir bin. Ich bitte Dich, mir zu glauben, daß ich Dich von ganzem Herzen liebe und daß ich Dir unaussprechlich dankbar bin. Bitte, gieb nur dies eine Mal nach, und ich will Dir mein ganzes Leben hindurch gehorsam sein. Rothenberg, welches mir eben so theuer ist, wie Dir, soll nicht darunter leiden. Reinhold ist so klug, daß er uns viel mehr Nutzen bringen wird, als wenn ich einem Manne meine Hand reichte, der schon Glanz und Ehrenstellung besitzt. Ich würde so glücklich sein! Wenn Du selbst einmal glücklich gewesen bist, wirst Du wissen, wie ernstlich ich Dich bitte."

Anmuthig neigte sie das stolze Haupt herab und küßte ihm die Hand.

„Du wirst mich nicht vergeblich bitten lassen!" sprach sie.

„Ich verstehe Opferfreudigkeit besser als Glück", erwiederte er. „Was wäre jenes Glück, von dem Du so viel sprichst, anderes, als verkleidete Selbstsucht?"

Traurig erhob sie sich von ihren Knieen und sagte:

„Es hilft nichts. Ich sehe, daß es nutzlos ist, mit Dir darüber zu reden. Ich kann es Dir nicht beweisen, doch mein Herz sagt mir, daß Du vollständig im Unrecht, und ich im Recht bin."

Kurze Zeit herrschte tiefes Schweigen. Benno von Helbing brach es zuerst.

„Es thut mir selbst leid", sagte er. „Ich hatte die ganze Hoffnung meines Lebens darauf gesetzt, daß Du Fürstin von Greifenstein würdest. Adelheid, jetzt bitte ich Dich meinerseits! Denke an die langen Jahre meines Fleißes, denke an mein fast vollendetes Werk. Denke an mein freudloses Leben; an all' die Hoffnungen, die in dieser Heirath gipfelten, an meinen Stolz und meine Freude darüber. Denke auch an meine Güte gegen Dich, und frage Dich dann, ob Du mir, der ich Dich liebe und so viel Anspruch an Dich hat, eine Laune nicht opfern kannst."

„Ich könnte Dir jede Laune opfern", erwiederte sie, „aber nicht die Liebe meines ganzen Lebens, nicht die wahre Liebe meines Herzens. Die,

Onkel, könnte ich für nichts auf der Welt, für kein lebendes Wesen hingeben."

„Dann ist kein Wort weiter über die Sache zu verlieren", sagte er kalt. „Du kannst mich verlassen, ich ziehe es vor, allein zu sein."

Seine Blicke folgten ihr, während sie mit dem ganzen Stolz ihrer jugendlichen Schönheit, einen Schatten auf dem lieblichen Antlitz, das Zimmer verließ.

„Es ist hart, daß ihr Herzenswunsch nicht erfüllt werden kann", sprach er zu sich; „doch es kann nicht sein."

Er wurde unruhig und schritt sinnend im Zimmer auf und ab. Wiederholt blieb er an der Thür stehen, überlegend, ob er sie zurückrufen und noch einmal mit ihr verhandeln solle, doch er sagte sich, daß es nutzlos sei.

Seine Schwägerin, welche er aufsuchte, fand er weinend im Frühstückszimmer.

„Also auch Sie hat sie unglücklich gemacht", sagte er. „Es ist sehr traurig, Elsa! Daß es so kommen würde, habe ich mir nicht träumen lassen."

„Auch ich nicht", erwiederte Frau von Helbing, „aber Adelheid ist so entschieden. Ich hätte recht böse auf sie sein sollen, doch ich konnte es nicht. Sie sah so reizend aus, so ganz wie ihr seliger Vater! Hundert Mal habe ich ihm abgerathen, wenn er Leuten Geld leihen wollte, die es ihm nie wieder zurückgeben würden, und er stand dann so sicher, so schön, so heiter vor mir, daß ich ihm nicht zürnen konnte."

„Sie ist meinem armen Bruder sehr ähnlich", sagte Benno. „Elsa, Sie müssen Ihren ganzen Einfluß bei ihr geltend machen; ich habe Alles gethan, was in meinen Kräften steht. Meine Einwilligung erhält sie niemals. Je mehr Sie ihr das zu Gemüth führen, desto besser."

Mit leisem Stöhnen rückte Frau von Helbing auf ihrem Stuhle hin und her.

„Ich kann nichts in der Sache thun. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie ich sie beeinflussen könnte. Mir ist schon der bloße Gedanke, einen Advocaten einem Fürsten vorzuziehen, etwas, daß ich nicht fassen kann."

„Das kann auch kein vernünftiger Mensch begreifen", sagte er. „Wenn sie aber in ihrem Trotz verharrt, muß sie die Folgen desselben tragen."

XXVII. Kapitel.

Ein düsterer Schatten fiel auf das einst so glückliche Haus; die Dienerschaft merkte bald, daß nicht Alles in Ordnung war. Benno von Helbing hielt sich immer in seinem Arbeitszimmer auf, speiste selten zu Haus und sprach wenig mit seiner Nichte. Er war ärgerlich und niedergeschlagen. Er hätte Adelheid so gern ihren Willen gelassen und sich wieder in ihrem Lächeln gesonnt, wieder ihr heiteres Lachen gehört, ihr liebliches Gesicht wieder glücklich gesehen; doch das Opfer war zu groß. Er verhärtete sein Herz gegen sie, sagte sich, sie sei undankbar, indem sie bereit sei, das Werk seines ganzen Lebens in alle Winde zu zerstreuen, nur um ihre eigenen Neigungen befriedigen zu können. An das, was zu ihrer Entschuldigung sprach, wollte er nicht denken. Er sagte sich, daß das stolze Gebäude, dessen Errichtung er sein ganzes Leben gewidmet hatte, durch eine einzige leichtsinnige Berührung ihrer Hand in sich zusammenstürzen mußte und suchte sich selbst zu überzeugen, daß sie schlecht gegen ihn gehandelt hätte

„Die Frauen sind sich alle gleich“, sprach er cynisch, „keine ist beständig. Ich gerade hätte am allerwenigsten dem Worte einer Frau vertrauen sollen; doch es war das letzte Mal.“

Traurig dachte er daran, wie sehr er sie geliebt, wie er ihr sein ganzes Herz zu eigen gegeben hatte, wie stolz er auf ihre strahlende, jugendliche Schönheit gewesen, wie er seinen ganzen Reichthum wie Wasser vor ihren Füßen ausgeschüttet hatte und wie doch Alles vergeblich gewesen. Sie war nicht einmal gesonnen, ihm nur eine Laune zu opfern. Aber sie sollte ihn nicht besiegen, sollte nicht ihren Willen durchsetzen. Er biß sich auf die Lippen und knirschte mit den Zähnen, wenn er an die entsetzliche Strafe dachte, die er über sie verhängen wollte, wenn sie bei ihrem wahnwitzigen Vorhaben beharrte. Es that ihm um seiner selbst, um Elsa's willen leid, doch harte Maßregeln mußten Adelheid treffen, wenn sie in ihrem Eigensinn beharrte. Er murmelte wilde Worte gegen Martens und sagte Dinge, welche in späteren Tagen sogar in sein ernstes Gesicht heiße Röthe trieben. Ohne Martens wäre es nie so weit gekommen; Adelheid würde ihre Schüchternheit überwunden und mit der Zeit den Fürsten lieben gelernt haben. So folgte ein Tag dem anderen, während die Dinge stündlich schlimmer und schlimmer wurden. Benno mußte Alles anhören und bei Allem ruhig bleiben, was die Leute über die Auflösung der Verlobung sagten. Er konnte ihnen erklären, so viel er wollte, sie waren von ihrem Glauben nicht abzubringen, daß Adelheid wirklich mit dem Fürsten verlobt gewesen sei.

Er schrieb selbst eine Zeitungsnotiz, welche der ersten widersprach, doch so vorsichtig, daß er, wie er es nannte, ein „Hinterthürchen“ offen ließ, denn Adelheid konnte vielleicht noch in der elften Stunde ihren Sinn ändern; er that was in seinen Kräften stand.

Indessen sah Adelheid ihren Geliebten nur selten — Augenblicke im Paradiese, nannte er ihr Zusammensein. In ihr Haus durfte er nicht kommen, das hatte ihm Benno von Helbing verboten. Die Gräfin Stockhausen, die von der Sachlage in Kenntniß gesetzt war, war stets höflich gegen ihn, wenn sie mit ihm zusammentraf, doch lud sie ihn niemals zu sich. Die beiden Liebenden trafen sich auf Bällen, in Gesellschaften und zuweilen sprachen sie sich in der Oper. Hatten sie nicht Gelegenheit sich zu sehen, so konnten sie sich schreiben, und das thaten sie. Reinhold's beredte Briefe fesselten Adelheid's Herz fester an ihn, als es sonst etwas vermocht hätte. Sie waren ganz Poesie, ganz Seele. Kaum ein Morgen verging, ohne ihr einen solchen Brief zu bringen. Gelegentlich traf sie ihn bei der Baronin Karwitz, denn diese war die Einzige, welche Adelheid's Verhalten billigte.

„Laß Dich die unangenehme Gegenwart nicht anfechten, Adelheid“, pflegte sie zu dieser zu sagen, „denke an die Zukunft, denke an Dein Leben, vereint mit dem Manne Deiner Liebe. Gieb nicht nach, laß Dich nicht entmuthigen, es wird am Ende Alles gut werden und Du wirst glücklich sein.“

Die Baronin lud Reinhold ein und gab ihm stets Gelegenheit zu einem tête-à-tête mit Adelheid. Eines Tages trafen sie sich dort ganz zufällig, und Adelheid glaubte Reinhold nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung zu finden. Sie befanden sich in dem geräumigen Empfangszimmer; die Baronin, welche die trockenen Blätter von ihren Lieblingsrosen abstreifte, an dem einen, und sie an dem anderen Ende, so daß sie ganz ungestört mit einander reden konnten.

„Du siehst heute verdrießlich aus, Reinhold“, sagte Adelheid. „Was ist Dir?“

„Du siehst nicht verdrießlich aus, mein Liebling“, erwiederte er. „Ich sah Dich gestern in Weiß mit rothen Rosen, ich glaubte, es könnte Dir nichts besser stehen; ich sehe Dich jetzt in dieser reizenden Crèmefarbe, wie würde sich meine Mutter über dies Colorit begeistern! und Du siehst noch schöner aus. Jedesmal wenn ich Dich sehe, entdecke ich neue Schönheiten in Deinem Antlitz, neue Musik in Deiner Stimme und werde niedergeschlagen. Ich frage mich dann, wer ich bin, daß ich diese herrliche Blume pflücken und tragen will.“

Erschrocken hob sie die Hand und sagte, mit der seltsamen Offenheit, welche sie charakterisirte:

„Ich freue mich, daß Du mich bewunderst. Der Gedanke, in Deinen Augen schöner zu sein, als alle Anderen, ist mir sehr lieb. Du vergissest aber, daß Du solchen Unsinn nicht zu mir reden darfst. Du hast mir noch nicht gesagt, warum Du verstimmt bist.“

„Ich habe an Dich gedacht, mein Liebling, und mich gefragt, wie lange es in dieser Weise fortgehen soll.“

„Willst Du mich wieder ärgern und von meinem Reichthum reden, und daß Du mich aufgeben willst, weil Du ein Bettler bist?“ lachte sie.

„Nein“, lachte er, „gerade das Gegentheil davon habe ich Dir zu sagen. Ich wollte Dich fragen, ob, wenn ich zwei Jahre lang, vielleicht auch noch etwas länger, so angestrengt arbeite wie möglich, wenn ich all' mein Geld spare, um Dir ein kleines, hübsches Heim schaffen zu können, mein Liebling, ein recht hübsches Haus zwischen Blumen und Bäumen, freilich kein solches, wie Du es jetzt hast, ob Du Dich mir dann anvertrauen willst? Mein Beruf ist gut, er bringt mir viel ein, im Vergleich natürlich zu dem, was in Deiner Stellung nothwendig ist, nichts; aber ich denke, wir würden zufrieden und glücklich sein, auch ohne Reichthümer. Denkst Du wie ich, mein Liebling?“

Kein falscher Stolz war in Adelheid, nur Liebe sprach aus dem zu ihm erhobenen Gesicht.

„Ja, Reinhold, ich denke wie Du“, erwiederte sie, „und würde dann viel glücklicher sein, als ich jetzt bin.“

Er zog ein kleines Etui aus der Tasche und nahm einen goldenen, ringsum mit kostbaren, reinen Perlen besetzten Ring daraus.

„Dann laß mich diesen Ring als Zeichen unserer Verlobung an Deinen Finger stecken. Jetzt ist es mir, als ob wir wirklich für das Leben verbunden wären.“

Er steckte ihr den Ring an den Finger und küßte sie.

„Mein süßer Schatz, nun kann uns nichts mehr trennen“, sprach er, „nichts als der Tod.“

„Und der Himmel ist so gut“, antwortete sie, „daß er den Tod jetzt nicht zwischen uns treten lassen wird.“

An demselben Abend speisten die drei Mitglieder der entzweiten Familie zusammen. Benno hatte beschlossen, seine Nichte noch ein Mal zu bitten, und sprach in Folge dessen freundlicher mit ihr als gewöhnlich. Diesmal war es Frau von Helbing, welche Anlaß zur Mißstimmung gab. Sie bemerkte den Ring mit den Perlen, und ihrer Tochter Hand ergreifend, sagte sie:

„Welch schöner Ring, Adelheid! Was für große Perlen! Wie herrlich! So etwas habe ich noch nicht gesehen. Woher hast Du ihn?“

Andere Mädchen würden die Frage umgangen haben, ohne die Un

wahrheit zu sagen; nicht so das freimüthige, offenherzige Mädchen. Sie schaute auf und sagte:

„Reinhold Martens gab ihn mir, Mama. Es ist mein Verlobungsring.“

Die wenigen, einfachen Worte trafen wie ein Blitzschlag. Frau von Helbing seufzte schwer. Benno erhob sich zornig von seinem Stuhl und verließ, das Essen im Stich lassend, das Zimmer.

„Ach, Adelheid, Du hättest nicht so entsetzlich reden sollen, ach, das hättest Du nicht thun sollen! Dein Onkel fing gerade an, wieder froher zu werden.“

„Warum so entsetzlich, Mama? Du legtest mir eine Frage vor und ich beantwortete sie, Du willst doch gewiß nicht, daß ich die Unwahrheit rede? Reinhold gab mir den Ring.“

„Wenn ich doch nichts darüber gesagt hätte, aber die Perlen leuchteten so herrlich, daß sie mir unwillkürlich in das Auge fielen. Ich finde es auch sehr unrecht von Herrn Martens, Dir einen Ring zu geben!“

„Hat Dir Papa keinen gegeben, Mama?“

„Nicht einen, sondern viele.“

„Und fandest Du es unrecht?“

„Gewiß nicht. Das war aber etwas ganz Anderes. Bitte, lache nicht in dieser Weise; das ist nicht hübsch, mein Kind!“

Elsa von Helbing bebte ein wenig als Adelheid sie küßte und sprach: „Mama, ich will Dich auf den Knieen um Vergebung bitten, wenn ich Dich ärgerte oder Dein Mißfallen erregte. Ich habe gelacht, weil Du zu glauben scheinst, dieselben Regeln, welche auf Dich paßten, seien bei mir nicht anwendbar. Du liebtest meines Vaters Geschenke — und ich liebe meines Bräutigams Geschenke, weil sie eben von ihm kommen. Mama, wenn Du gesehen hättest, wie hübsch und wie lieb er aussah, als er mir diesen Ring an den Finger schob, dann würdest Du sagen, ich könnte ihn nicht lieb genug haben. Ich —“

Die Thür wurde geöffnet und ein Diener meldete, der gnädige Herr sei in seinem Arbeitszimmer und wünsche das gnädige Fräulein augenblicklich zu sprechen.

„Mein Gott“, sagte Frau von Helbing, „mir ist so bange. Was kann Dein Onkel von Dir wollen?“

„Habe keine Angst, Mama“, erwiederte sie zärtlich. „Onkel und ich sind zwei Riesen, wir werden unsern Kampf allein ausfechten. Du bist die Fee und darfst Dich um sie nicht sorgen.“

Schnellen Schrittes mit ihrer gewöhnlichen Anmuth eilte sie davon. Selbst in ihrem Onkel stiegen Zweifel auf, als er das Mädchen so unerschrocken hereintreten sah. Er forderte sie nicht auf, sich zu setzen, schloß aber die Thür hinter ihr, damit Niemand weiter hören sollte, was er ihr zu sagen hatte. Dann stellte er sich ihr gerade gegenüber, wie sie in ihrem königlichen Liebreiz mit dem lang schleppenden, weißen Seidenkleide so unerschrocken dastand.

„Ich bin Dein gesetzlicher Vormund, Adelheid, ich stehe hier an Stelle Deines verstorbenen Vaters“, begann er.

„Doch nicht mit seinem gütigen Herzen“, warf sie ein.

„Ich stehe an seiner Statt hier“, fuhr Benno fort, „und werde dieselben Rechte geltend machen. In seinem Namen und zugleich in meinem

eigenen befehle ich Dir, den Ring von Deinem Finger zu ziehen und ihn dem kecken Manne zurückzugeben, von welchem Du ihn erhalten hast. Hörst Du?"

„Ja, Onkel, ich höre", antwortete sie ruhig.

„Wirst Du gehorchen?" fragte er.

„Nein, ganz entschieden nicht. Du mußt mich für ein Kind halten, Onkel, daß Du so etwas von mir verlangst. So lange ich lebe, wird dieser Ring nicht von meinem Finger kommen."

„Ueberlege es Dir, bevor Du mich zum Aeußersten zwingst. Ich frage Dich noch ein Mal: Willst Du den Ring abnehmen, ihn Herrn Martens zurückschicken und ihm sagen, daß Eure Bekanntschaft auf meinen Wunsch ein Ende hat?"

„Nein, Onkel, ich will nicht — und kann nicht."

Das finstere Gesicht wurde bleich vor Zorn. Sie aber verzagte deshalb nicht.

„Du weigerst Dich? Dann höre mich an, Adelheid! Ich habe mir reiflich überlegt, was ich thun will, höre mich an."

„Ich höre, Onkel", erwiederte sie.

„Ich habe mir viel bieten lassen", sagte Benno von Helbing, „weit mehr, als ich mir hätte sollen bieten lassen; aber ich liebte Dich, Adelheid, und wollte Dir keinen Schmerz bereiten. Ich bin nun zu dem Entschluß gekommen, daß Du entweder Reinhold Martens aufgeben mußt, oder mich — einen von Beiden. Meine Erbin muß ihres Namens würdig sein und wenn Du diesen bürgerlichen Advocaten heirathest, bist Du desselben nicht würdig."

„Sage kein Wort gegen ihn", erwiederte sie mit bleichen Lippen.

„Das überlasse ich der Welt", sprach er. „Sie wird genug sagen, ohne daß ich ein Wort hinzufüge. Ich brandmarke ihn als einen Speculanten auf Dein Vermögen und damit genug von ihm. Ich habe es nur mit Dir zu thun. Du hast zwischen uns zu wählen — zwischen Benno von Helbing, Deines Vaters Bruder, dem Oberhaupte Deiner Familie, Deinem Onkel, Deinem Vormund, dem Manne, der sein Herzblut für Dich hingegeben haben würde, dem Manne, der Dich mit seinem Reichthum überschüttet hat, der Dich aus der Armuth emporzog und Dich zu seiner Erbin machte, und dem Manne, welcher Dein Leben und das meine zu Grunde richten wird. Du mußt zwischen uns wählen, Adelheid!"

„Ich wähle Reinhold Martens", antwortete sie ruhig.

„Das also ist weibliche Dankbarkeit! So höre. Wenn Du ihn wählst, ziehe ich meine Hand von Dir ab — ich enterbe Dich. Morgen werde ich mein Testament verbrennen und Dir keinen Heller vermachen. Ich stoße Dich zurück in Deine Armuth und Einsamkeit in Ellernau. Niemals sollst Du wieder einen Pfennig von mir erhalten, ich will Dich weder sehen noch von Dir hören. Mein Fluch komme über Dich, dafür, daß Du meine Hoffnungen und mein Leben zerstört hast."

Ihr Antlitz wurde todtenblaß. Ihre Liebe und Treue waren nicht im mindesten erschüttert; doch die Strafe war härter, als sie erwartet hatte — tausend Mal härter. Ihre Lippen bebten; sie schaute auf in das strenge Gesicht.

„Meine Mutter ist auch noch da, Onkel", sagte sie langsam und mit Betonung.

„Das weiß ich; doch wenn ihr eigenes Kind sie freiwillig einer Laune opfert, wer will mich dann tadeln, daß ich sie meinem gerechten Zorn opfre?"

Unentschlossen stand sie vor ihm.

Schon glaubte er, sie werde nachgeben.

„Es thut mir sehr leid, daß ich so hart sein muß, doch die Zeit für sanfte Worte ist vorüber. Du kennst nun meinen unabänderlichen Entschluß — gieb Martens auf. Von dem Fürsten rede ich nicht. Es giebt noch andere Aristokraten, unter denen Du wählen kannst. Gieb Martens auf, und es soll Alles wieder sein, wie es war, Adelheid. Ich will diesen unangenehmen Zwischenfall vergessen, will Dich wie Deine Mutter mit aller erdenklichen Güte überschütten, will Alles thun, was Ihr wünscht, will Dich schon morgen zur Herrin von Rothenberg machen, wenn Du willst, will Dich lieben als das Kind meines Herzens. Adelheid, bedenke dies Alles.

„Ich habe es bedacht“, gab sie leise zurück.

„Wenn Du Dich aber weigerst, wird es sein, wie ich gesagt habe. Du magst Martens Dein Wort halten, wirst mich dann aber niemals wiedersehen. Wirst mein Haus nie wieder betreten, wirst auf der Stelle mit Deiner Mutter nach Ellernau zurückgehen und dort bleiben.“

„Strafe meine Mutter nicht“, bat sie; „sie hat Dich niemals beleidigt.“

„Ich kann Euch nicht trennen — könnte ich es, so würde ich es thun. Wenn Du mir trotzest, so mußt Du mit Deiner Mutter zurückkehren in die Armuth, die Einsamkeit und Trostlosigkeit der Vergangenheit. Ueberlege, bevor Du sprichst; Du kannst Deine Worte nicht wieder ungesagt machen und sie zurücknehmen.“

Still und stumm stand sie da — es war eine entsetzliche Frage. Plötzlich hob sie die Augen zu den seinen auf und ein Strahl leuchtete aus denselben, wie er ihn noch nie in ihrem Antlitz gesehen hatte — ein Blick, den er bis an sein Lebensende nicht wieder vergaß.

„Ich wähle Reinhold Martens, Onkel. Ich ziehe die Armuth mit ihm dem Reichthum ohne ihn vor.

Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen — keines von Beiden dachte daran, es zu brechen. Plötzlich trat Benno langsam zu ihr heran und schaute ihr in das Gesicht.

„Du verzichtest also Reinhold's wegen auf Rothenberg, meinen Reichthum, meine Liebe, auf die ganze Erbschaft, welche ich Dir hinterlassen würde?“

„Seinetwegen würde ich auf die ganze Welt verzichten.“

Er machte ihr eine steife Verbeugung.

„Dann habe ich nichts mehr zu sagen. Haben Sie die Güte, mein Fräulein, mich zu begleiten; ich will zu Ihrer Mutter gehen, um ihr zu sagen, daß dieses Haus nicht länger Ihre Wohnung ist.“

Seine Stimme klang fremd, es klang ein Keuchen hindurch, als ob er nach Athem ringe. Doch lag weder Unentschlossenheit noch Wankelmuth darin. Adelheid legte die Hand auf seinen Arm.

„Kannst Du meine Mutter nicht schonen, Onkel?“

Er stieß die Hand von seinem Arm, als ob ihn eine Natter gestochen hätte und rief:

„Deine Sünden fallen auf Dein eigenes Haupt. Komm sofort zu Deiner Mutter.“

Sie folgte ihm, denn sie sah, daß, wenn sie es nicht thäte, ihre Mutter nur noch mehr zu leiden haben würde.

Frau von Helbing saß in dem Wohnzimmer. Benno öffnete die Thür, doch Adelheid eilte an ihm vorüber und war vor ihm in dem Zimmer. Sie warf sich vor ihrer Mutter auf die Knie nieder und schlang die Arme um deren zarte, bebende Gestalt.

„Mama, liebe, theure Mama", rief sie, das bleiche Antlitz mit Küssen bedeckend, „Du darfst Dich nicht grämen. Onkel Benno hat Dir etwas zu sagen — etwas, das schrecklich klingt — aber es wird uns nicht verletzen."

„O, Adelheid", stöhnte die arme Dame, „was ist es, meine Liebe? Wir haben schon so viel gelitten, ich kann nicht noch mehr ertragen."

„Hören Sie mich an, Elsa", fiel Benno ein. „Glauben Sie mir, es thut mir sehr leid, es sagen zu müssen, doch ich habe das trotzige, widerspenstige Mädchen, in das ich meine ganze Hoffnung gesetzt hatte, damit es der Stolz und die Ehre unseres Geschlechtes werde, zu Ihnen gebracht; ich gebe sie Ihnen zurück; sie, unseres Geschlechtes Schande und Verderben."

„Gräme Dich nicht, mein Liebling", flüsterte Adelheid; „er ist jetzt sehr zornig, doch er wird bald wieder zur Vernunft kommen."

„Ich habe Ihnen etwas außerordentlich Unangenehmes mitzutheilen, Elsa; je früher es aber gesagt ist, desto besser. Es thut mir leid, daß Ihre Tochter sich geweigert hat, mich als ihren gesetzmäßigen Beschützer anzuerkennen, und ich habe mich von ihr losgesagt."

„Ach, Benno", schluchzte die gebeugte Frau, „sagen Sie nicht so Etwas. Es klingt so hart, so sehr hart."

„Nicht härter, als die Worte, welche sie zu mir sprach. Doch, verstehen Sie recht, Elsa, ich habe mich von ihr losgesagt."

Seine Stimme bebte, doch nach kurzer Pause fuhr er fort:

„Elsa, ich werde sie enterben, werde mein Testament vernichten und habe sie ersuchen müssen, sofort nach Ellernau zurückzukehren — mein Haus soll Trotz und Widerspenstigkeit nicht länger bergen. Für Sie, Elsa, will ich etwas thun, um Ihnen das Leben behaglicher zu machen, für Adelheid nichts, sie mag ernten, wie sie gesäet hat."

„Mein geliebtes Mütterchen, wir können es ertragen", rief das Mädchen. „Ellernau war nicht so entsetzlich und ich will Dich glücklich machen."

Ihre Mutter aber schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

„Ich kann es nicht ertragen", sprach sie. „Ich habe schon so viel gelitten; und gerade jetzt, wo wir so glücklich waren — Benno, Sie können nicht im Ernst reden — Sie können unmöglich so hart sein."

„Ihre Tochter ist hart, nicht ich. Ich bin zu Allem bereit, nur kann ich nicht in die Verbindung mit dem bürgerlichen Advocaten willigen."

„Und ich", sagte Adelheid, „ziehe es vor, mein Leben in Gemeinschaft mit dem edelsten Manne zu verbringen, der mir je vorgekommen ist, und wäre er noch ärmer. Theuerste Mama, weine nicht so sehr, ich will Dich glücklich machen."

„Ich kann es nicht ertragen, Adelheid", schluchzte die unglückliche Frau. „Ich glaubte, ich wäre stärker; es ist mein Tod, wenn ich diesen Ort mit all' seinem Luxus und seiner Behaglichkeit verlassen und in die trostlose Einsamkeit von Ellernau zurückkehren muß. Ich bin nicht stark."

Adelheid schaute zu ihrem Onkel hinüber und fragte:

„Onkel, könntest Du keine andere Strafe für mich ersinnen? Laß mich doppelt so viel leiden, aber schone Mama."

Er würdigte sie weder eines Blickes noch eines Wortes, und wandte sich statt dessen an Elsa.

„Es thut mir sehr leid, daß Sie für Ihrer Tochter unrechte Handlungsweise büßen müssen. Sie müssen mir vergeben, wenn ich fest bleibe. Wenn sich Ihre Tochter meinen Wünschen fügt, werde ich Ihnen das Leben so angenehm machen, wie ich nur kann: so lange sie aber auf ihrem Willen besteht, so lange bestehe ich auf dem meinen. Sie wissen, wie es enden muß, wenn sich zwei Helbings gegenübertreten. Lassen Sie mich nur noch hinzufügen, daß ich mich freuen würde, wenn Sie sie so bald wie möglich nach Ellernau brächten. Ich werde jetzt mein Haus verlassen und nicht eher zurückkommen, bis sie es geräumt hat."

Adelheid sprang von ihren Knieen auf und stand mit flammenden Blicken vor ihm.

„Du bist grausam", rief sie zornig — „grausam und unmännlich. Was Du mir thust, kümmert mich nicht, aber ist es eines Mannes würdig, eine schwache, zarte Frau für die Fehler ihres Kindes zu strafen? Du schlägst mich durch sie und ich sage Dir, das ist feig und Deiner unwürdig. Die niedrigsten Feinde treten sich Aug' in Aug' gegenüber — Du aber schlägst mich durch sie, die mir so theuer ist!"

Er sah sie nicht an, er antwortete nicht. Des Mädchens schlanke Gestalt zitterte vor Aufregung.

„Ich habe keine Achtung vor Dir", sprach sie stolz. „Ich hätte nie geglaubt, daß Du zu so etwas fähig wärest. Könnte ich jetzt noch Deine Erbin sein, so würde ich es nicht wollen. Du bist ein Verräther, aber kein Ehrenmann. Du wirst Dein Haus nicht lange zu meiden brauchen; ich gehe jetzt augenblicklich zur Baronin Karwitz Meine theure Mutter wird mit mir gehen; und dann, wenn sie sich wohl genug fühlt, können wir nach Ellernau reisen."

Darauf verbeugte sie sich tief vor ihm und rauschte, ihn zurücklassend, aus dem Zimmer.

„Weinen Sie nicht, Elsa", sagte Benno weicher; „es soll Ihnen an Nichts fehlen. Aber wir müssen das Mädchen zur Vernunft bringen. Ein paar Wochen in Ellernau werden ihrem falschen Heldenmuth bald ein Ende machen und Alles wird wieder gut werden. Habe ich die Drohung einmal ausgesprochen, so muß ich sie auch ausführen."

„Ich wünschte, ich läge in Frieden an meines Karl's Seite!" schluchzte die unglückliche Dame; und ihr ernster, finsterer Schwager liebte sie um ihrer Schwachheit willen und ihrer Abhängigkeit von ihm nur noch mehr.

XXVIII. Kapitel.

Die Baronin Karwitz zeigte sich gegen ihre unerwarteten Gäste sehr gütig. Sie tröstete Frau von Helbing und ermuthigte Adelheid.

„In den Augen der Welt hast Du ganz entsetzlich gehandelt, Adelheid, doch es war recht so."

„Ich fühle wohl, daß ich recht gehandelt habe", antwortete Adelheid traurig, „aber, es ist etwas Entsetzliches, der ganzen Welt so in das Gesicht zu schlagen, wie ich es gethan habe. Eins wünsche ich ganz besonders, nämlich daß Du Reinhold von diesem Familienzwist nichts merken läßt. Er würde sehr unglücklich darüber sein. Ich habe ihm geschrieben, daß es mir nicht möglich ist, ihn in den nächsten Tagen zu sehen, daß ich ihm aber

schreiben würde, sobald ich Zeit habe. Ihm würde die abscheuliche Angelegenheit so nahe gehen, so aber wird er nicht eher etwas davon erfahren, bis wir in Ellernau sind."

Die Baronin sah sie verwundert an und sagte:

„Da wirst Du also wirklich Reinhold Martens heirathen? Ich beneide Dich, Adelheid. Es kommt doch sehr selten vor, daß ein Mädchen den Mann heirathet, den sie liebt."

So beschlossen sie, daß Reinhold von dem Vorgefallenen nichts erfahren sollte. Die Baronin bat ihre Freundin dringend, bei ihr zu bleiben; Adelheid dankte herzlich, nahm die freundliche Einladung aber nicht an, da sie des Barons Launen zu gut kannte. Sie blieben nur so lange da, bis die Reisekoffer gepackt und ein Diener mit allem Nothwendigen nach Ellernau abgeschickt war.

Elsa von Helbing hatte nicht die Absicht, ihrem Schwager die ihr gemachten Geschenke zurückzugeben; sie nahm die Kleider, Juwelen, Schmucksachen, das Geld, was er ihr gegeben hatte, mit. Nicht so Adelheid, sie wollte nichts von ihrem Onkel behalten. Sie packte die Diamanten, Rubinen, Perlen, die herrlichen Korallen, prächtigen Saphire, die Gold- und Silbersachen, die zierliche, mit Diamanten besetzte Uhr, die reichen Kleider von Sammet, Atlas und Spitzen — kurz, Alles, was er ihr nach und nach geschenkt hatte, zusammen, und befahl ihrem Kammermädchen, es ihm einzuhändigen, und als er es sah, konnte er nicht anders, als seiner Nichte Muth bewundern.

„Was das Mädchen für Feuer besitzt", sprach er zu sich. „Ich bin so böse und zornig auf sie, und muß sie doch bewundern. Wie ehrlich sie ist! Da fehlt auch nicht die kleinste Schmucksache — und Frauen putzen sich so gern! Was für eine prächtige Fürstin wäre sie gewesen!"

Er schloß Alles fort, ohne noch einen Blick darauf zu werfen.

Die Stunde war da, in der man das elegante Haus der Baronin verlassen mußte, und wieder verließ Frau von Helbing ihre ganze Kraft. Weinend umschlang sie ihre Tochter und ließ sich nicht beruhigen. Als der Strom ihrer Thränen versiecht war, sprach sie:

„Adelheid, ich bin überzeugt, daß Du es bereuen wirst!"

„Mama, Niemand soll es bereuen, wenn er recht gehandelt hat", erwiederte sie. „Wie könnte ich es bereuen?"

„Es kann nicht recht sein, Deinen Onkel zu verlassen, nachdem er uns so viel Gutes erwiesen hat", rief die arme Frau. „Ach, mein Kind, sei doch wie andere Mädchen! Sei nicht so romantisch, so thöricht, so unvernünftig."

Adelheid war sehr geduldig mit ihrer armen, klagenden Mutter; sie kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hände in die ihren.

„Hast Du meinen Vater seiner Stellung oder seines Besitzthums wegen geheirathet?"

„Nein, ich heirathete ihn, weil ich ihn liebte."

„Dann, Mama, laß es mich auch so machen. Laß mich meinen Geliebten heirathen weil ich ihn liebe — und ich bin stolz auf diese Liebe. Laß mich glücklich sein, wie Du es warest."

„Ich kann Dir nicht mehr widersprechen, Adelheid, Du hast recht; Du sollst glücklich sein, wie ich es gewesen bin. Ich werde nichts mehr sagen, werde nicht mehr klagen. Du hast ein Recht auf das Glück Deines jungen Lebens, gerade so, wie es mir zu Theil geworden war."

Das Mädchen küßte ihre Mutter in leidenschaftlichem Ausbruch ihrer Wonne und Dankbarkeit.

„Dank, tausend Dank!“ rief sie. „Nur das fehlte noch, um mich zu dem glücklichsten Mädchen von der Welt zu machen. Nicht wahr, Mama, Du wirst versuchen, Reinhold lieb zu gewinnen? Du wirst uns keine Vorwürfe machen. Es giebt ein höheres Glück als das, welches sich mit Geld erkaufen läßt. Reinhold wird bald im Stande sein, mir ein hübsches Heim zu gründen, und das sollst Du mit uns theilen; Du sollst die Herrin sein und wir Deine Kinder. Wird Dir das nicht gefallen, Mama?“

„Das wird mir sehr gut gefallen, Kind“, gestand die Gefragte. Sie konnte dem Glück, welches ihrer Tochter aus den Augen leuchtete, nicht länger Stand halten. Sie schloß das Mädchen in die Arme und rief: „Ich hoffe, daß Du sehr glücklich werden wirst und daß Herr Martens das Opfer, welches Du ihm gebracht hast, richtig zu schätzen weiß.“

Adelheid antwortete mit einem heitern, hellen Lachen.

„Von Einem kannst Du überzeugt sein, Mama, ich werde den Preis für meine Liebe niemals rechnen.“

Am folgenden Tage reisten sie nach Ellernau und Adelheid bot Alles auf, damit ihrer Mutter der Muth nicht sinken sollte. Während der Fahrt war sie ängstlich bemüht um sie und wußte sie so zu unterhalten, daß derselben keine Zeit zum Klagen blieb.

Es war Nacht, als sie wieder in den alten Meierhof einfuhren. Da verließ Frau von Helbing die Kraft und sie weinte bitterlich.

XXIX. Kapitel.

Benno von Helbing fühlte sich nicht gerade glücklich. Wohl hatte er das Recht, zu thun, was ihm gefiel; das Geld war sein eigen, die Frucht langer Mühe und Arbeit. Er konnte es hinterlassen, wem er wollte, es gab kein Gesetz, welches ihm gebot, es der Tochter seines Bruders zu vererben. Sie hatte ihn schwer beleidigt; sie hatte ihm getrotzt, hatte ihm den Gehorsam verweigert, hatte ihm seine schönsten Luftschlösser zerstört, die Hoffnung seines Lebens geraubt — so verhärtete er sein Herz gegen sie, und wollte nichts mehr mit ihr zu thun haben. Er sagte sich, sie sei ganz unwürdig — er wolle sie vergessen. Doch das war nicht so leicht. Alles im Hause erinnerte ihn an sie; in jedem Zimmer glaubte er das schöne Antlitz und die anmuthige Gestalt zu sehen; wohin er auch ging, überall hörte er Adelheid's Stimme; was er auch that, er glaubte sie an seiner Seite. Worte vermochten nicht auszudrücken, wie er den wohlthuenden Einfluß der beiden Frauen vermißte — Frau Elsa's stilles Walten, seiner Nichte heiteres, lebhaftes Wesen. Alles ging schief. Das Haus war stets in Unordnung. Die Dienerschaft warf ihm vorwurfsvolle Blicke zu. Nichts war ihm nach Wunsch; die Zimmer machten einen einsamen, verlassenen Eindruck. Warum hatte sie nicht nachgegeben? Benno war so unglücklich wie noch nie im Leben. Beinahe wünschte er, er hätte seine Nichte nie gesehen, dann hätte er sie doch nicht so schrecklich vermissen können. Indessen war ihm noch ein Funke Hoffnung geblieben. Er glaubte, ein paar Wochen in Ellernau würden ihr schon zeigen, was es heißt, ihm trotzen zu wollen, und nur einer thörichten Caprice wegen ein Vermögen zu verscherzen.

Eine Woche war seit jenem Abend vergangen, an dem Frau von Helbing und ihre Tochter wieder in Ellernau eingezogen waren. Es war noch Alles

gerade so, wie sie es verlassen hatten. Die treue, alte Cordula bewirthschaftete den Meierhof. Ihr Staunen war groß, als sie die Damen wiederkommen sah, obgleich man sie darauf vorbereitet hatte; und es war Alles so gekommen, weil ihre junge Herrin einen Fürsten, einen großen Herrn, der für sie „gestorben" wäre, nicht heirathen wollte. Wenn man bedachte, daß, nachdem der reiche Onkel den weiten Weg dahergekommen war, nachdem er versprochen hatte, sein ganzes Vermögen dem Fräulein zu hinterlassen, er sie wieder zurückschickte! Das war so recht die Art der Welt! Und Cordula, welche trotz dem einsamen Leben, das sie führte, viel natürliche Klugheit besaß, sah das Eine bald klar, nämlich, daß wenn Frau von Helbing lange dort bliebe, sie sterben mußte — sie konnte unmöglich in der rauhen Einöde leben, nachdem sie in der Residenz von allem Luxus umgeben gewesen war.

Nichts machte der alten, treuen Dienerin größere Sorge als das. Was ihre junge Herrin betraf, so mochte dieselbe noch so heiter von dem Sonnenschein und der reinen Luft, den Bergen, den Seen und der Haide plaudern — Cordula durchschaute Alles. Sie plauderte, weil sie niedergedrückt war und es verbergen wollte. Das war Cordula's Ansicht; und vielleicht hatte sie doch nicht so ganz unrecht.

Es gab Zeiten, in denen Adelheid sich hätte einbilden können, ihr Leben in der Residenz sei nur ein Traum gewesen, in denen sie hätte glauben können, sie hätte am See auf der Haide gelegen, und Alles nur als eine Vision gesehen. Doch der Ring an ihrem Finger überzeugte sie von der Wirklichkeit — dieser und die Liebe in ihrem Herzen. Sie hatte Ellernau stets geliebt, jetzt aber kam es ihr sehr klein vor. Es war, als ob der Meierhof eingeschrumpft wäre; die kleinen Zimmer waren enger und dunkler geworden. Sie schaute sich in dem Wohnzimmer mit den niedrigen Fenstern um und fragte sich, ob es möglich sei, daß sie so lange Zeit ihres Lebens darin verbracht hatte, ohne nach etwas Anderem zu verlangen. Da war das alte Steinthor mit den Blumen, der zerbrochene Springbrunnen, die Mauerblumen, die abgebröckelten, über und über mit Moos bewachsenen Steine — Alles sah noch so aus, als ob sie und ihre Mutter es gestern erst verlassen hätten. Da lag der tiefe, leuchtende See, die Bergschlucht, die großen, stillen Sümpfe, wo die Haide blühte, das weithin schimmernde Licht, der blaue Streifen des endlosen Meeres.

„Früher war ich hier glücklich", dachte Adelheid, „ich kann hier auch wieder glücklich werden." Und doch war Alles anders geworden. Nicht daß sie die Natur weniger geliebt hätte, doch die Kunst mehr. Sie war es gewöhnt, ganze Tage lang am See zu sitzen, zufrieden damit, zu singen, ihren Gedanken nachzuhängen, sich auszumalen, wie die Welt wohl aussehen möge; jetzt wußte sie es. Sie hatte ziemlich verächtlich von der Welt und den Menschen gedacht, die darin leben. Nun aber hatte sie einen Helden gefunden, und seinetwegen dachte sie von allen Menschen besser. Sie hatte die Welt schön gefunden; sie schien ihr voller Musik, Duft und Glanz zu sein. Die Seen und Berge hatten deshalb nicht weniger Reiz in ihren Augen, aber sie vermißte das glänzende, bewegte Leben der Residenz, den beständigen Wechsel, die Gesellschaft, die neuen Charaktere und neuen Scenerien. Sie vermißte die Bälle, wo man ihr geschmeichelt, sie umschwärmt hatte; vermißte die Stunden voll Glanz und Harmonie, die so schnell dahingeflogen waren; vermißte vor Allem die Gesellschaft geistreicher Leute, die Anregung zu geistigem Leben. Der Mangel des äußerlichen Luxus kümmerte sie wenig.

Reinhold fehlte ihr nicht; er war ihr stets gegenwärtig, seine Liebe füllte ihr Leben so vollständig aus, daß es ihr war, als ob er bei ihr wäre. Jeder kleine Schmerz war ihr auch eine Quelle unendlicher Freude, weil sie sich demselben um seinetwillen unterwarf. Nur ihrer Mutter wegen war sie traurig und bekümmert. Sie widmete sich derselben so vollständig, daß Frau Elsa den Wechsel nicht in seinem ganzen Umfang empfand. Doch mochten sie darüber auch denken wie sie wollten, mochten sie noch so heiter plaudern und versuchen, die ganze Lage der Dinge von der leichtesten Seite zu nehmen, es blieb doch eine entsetzliche Leere, das Gefühl eines entsetzlichen Unglücks zurück.

Adelheid theilte Reinhold brieflich mit, was vorgefallen war.

„Ich bedaure es nur meiner Mutter wegen", schrieb sie. „Meinetwegen freut es mich aus zwei Gründen — erstens beweist es die Tiefe meiner Liebe für Dich und zweitens sehe ich daraus, daß ich Dir theuer bin und nicht mein Vermögen. Du darfst Dir mich nicht vorstellen, als ob ich hier in der Verbannung dahinsiechte, sondern als ein in dem Gedanken an Dich glückliches Wesen."

Sie schrieb so tapfer, so heiter, daß Reinhold sich über die Mittheilung nicht grämen konnte.

Mutter und Tochter härmten sich aber doch in der Einsamkeit. Benno hatte seiner Schwägerin absichtlich kein Geld angeboten. Das wenige, das sie besaß, war für die Reise und zum Einkauf einiger nicht zu entbehrender Gegenstände verbraucht worden. Der Millionär war aber fest entschlossen, seine Verwandten wieder empfinden zu lassen, was es heißt, mit wenig Geld das Jahr über auskommen. Seine Schwägerin that ihm dabei leid, doch Adelheid mußte bestraft werden. „Sie hat den Werth des Geldes sehr gering geschätzt", dachte er, „nun mag sie die Folgen tragen."

Sie waren in der That hart und würden ohne Adelheid's heitere Natur unerträglich gewesen sein. Die zarten Hände, an denen Juwelen geglänzt, die runden Arme, die man so sehr bewundert hatte, beschäftigten sich jetzt mit hundert häuslichen Arbeiten und Frau von Helbing lebte in ihrer Tochter Lächeln und den heiteren Bildern der Zukunft.

„Du weißt doch, Mama", pflegte sie zu sagen, „daß Wenige so klug sind wie Reinhold. Er wird eines Tages Minister sein und ich seine Frau. Wir werden zu der großen Gesellschaft irgend einer hohen Persönlichkeit gehen und dort meinen Onkel treffen. Was für Augen wird er machen, wenn er Reinhold Eure Excellenz anreden hört und sieht, wie stolz die Höchsten und Begabtesten sind, sich vor ihm verneigen zu dürfen! Dann wird er sein Mögliches thun, wieder gut Freund mit mir zu werden, und ich werde ihm Alles verzeihen. Du sollst sehen, Mama, wie wir noch darüber lachen werden."

„Das hoffe ich, mein Kind", erwiederte die Mutter geduldig, „das hoffe ich in der That."

Doch es gab Tage, an denen sich Adelheid unglücklich fühlte, sie mochte dagegen ankämpfen so viel sie auch wollte. Sie wurde in ihrem Entschluß zwar niemals wankend, noch bereute sie ihren Schritt, doch es kamen Tage, an denen sie die Einsamkeit schwer niederdrückte, an denen sie sich nach dem Klang menschlicher Stimmen sehnte, und hauptsächlich nach ihm, nach Reinhold. Hätte ihn nicht ein wichtiger Proceß in der Hauptstadt zurückgehalten,

so würde er ihr nach Ellernau gefolgt sein. So schrieb er ihr nur regelmäßig und seine Briefe waren ihr nach ihm das Liebste auf der Welt.

Reinhold Martens war mit der Neuigkeit von Adelheid's Verbannung zu seiner Mutter geeilt. Staunend lauschte sie seinen Worten und sagte dann:

„Wie ich die Welt kenne, überrascht mich Dein gutes Glück. Du bist wahrhaftig ein sehr glücklicher Mensch."

„Gewiß bin ich das, da ich mir meine schöne Adelheid gewonnen habe", gab er zu, „sicherlich aber nicht, indem ich dazu beitrage, ihre glänzenden Aussichten gänzlich zu zerstören. Sie hat durch mich ihr ganzes Vermögen verloren."

„Aber welche Liebe, welche Uneigennützigkeit! Wie innig muß sie Dich lieben, Reinhold! Solche Liebe ist mir noch nicht vorgekommen. Ein solches Vermögen aufzugeben! Herr von Helbing ist Millionär, sagt man nicht so?"

„Ja; doch welche Grausamkeit, meinen Liebling zu strafen, weil sie mich liebt!"

Frau Martens seufzte tief auf, und schaute dann ihrem Sohne ernst in das Gesicht.

„Reinhold, glaubst Du, daß Herr von Helbing seine Nichte wirklich enterbt, weil sie Dich liebt?"

„Ja, ich bin überzeugt, daß er sein Wort halten wird. Adelheid ist fest, doch ihre Festigkeit erblaßt von der seinen."

„Ich nenne das Starrsinn", rief Frau Martens ungeduldig.

„Sein Betragen empört mich. Reinhold, Du mußt nach Ellernau und Adelheid wieder holen. Sie muß herkommen und bei mir wohnen, natürlich auch ihre Mutter. Ich habe für Beide Platz."

„Du bist die Güte selbst, Mutter; doch Adelheid, wie Du sie nennst, ist stolz; ich bin überzeugt, daß sie Dir sehr dankbar sein, aber gewiß nicht kommen würde. Sie wird Ellernau nicht eher verlassen, als bis ich ihr ein neues Heim bereitet habe."

„Was hat Herr von Helbing für Einwände gegen Dich, Reinhold?" fragte sie, den Kopf hoch aufrichtend, in einem Tone, den ihr Sohn wohl verstand.

„Er hat viel Einwände, Mutter. Er sagt ganz recht, daß ich kein Geld habe; auch daß ich keine Ahnen aufweisen könne."

Frau Martens hübscher Kopf richtete sich noch stolzer in die Höhe.

„Und wer hat ihm das gesagt? Woher weiß er, daß Du keine Ahnen hast?"

„Vermuthlich errieth er es aus meinem bürgerlichen Namen", entgegnete er lächelnd. „Ich habe doch keine Ahnen, Mutter — ich habe Dich niemals von denen meines Vaters oder Großvaters reden hören."

Ueber ihren Zügen lagerte sich eine finstere Wolke.

„Ich liebte Deinen Vater nicht, Reinhold", sagte sie, den Fuß ungeduldig auf den Boden stampfend.

„Dabei hat er am Meisten verloren", erwiederte ihr Sohn.

„Es war seine Schuld", sprach sie ernst. „Ich will nicht von ihm reden, aber Dein Stammbaum ist ebenso gut wie der des Mädchens, welches Du liebst. Das kannst Du Herrn von Helbing sagen."

„Meine theure Mutter, was sollte das, selbst wenn Du Recht hättest, nützen? Er würde mir nicht glauben, und wenn ich eine fünf Rollen Perga-

ment lange Ahnenreihe hätte, würde das immer noch keinen Unterschied machen — nicht den geringsten von der Welt. Ich habe auch kein Vermögen.“

Frau Martens versenkte sich in tiefe Gedanken.

„Reinhold“, sagte sie endlich, „glaubst Du, daß Adelheid bei ihrem Opfer beharrt?“

„Das glaube ich sicher, Mutter.“

„Wir wollen ein paar Wochen warten und sehen, ob sie es wirklich thut. Ich wiederhole es, Du wirst noch der glücklichste Mensch von der Welt werden.“

XXX. Kapitel.

Vier Wochen waren verstrichen, seit Adelheid ihr Vermögen für ihre Liebe hingegeben hatte. Sie waren in Ellernau nur langsam vergangen, und vergingen noch langsamer in dem prächtigen Hause Benno's von Helbing. Die Saison endigte für ihn düster und sorgenvoll. Er gab große Diners, und Diejenigen, welche des Millionärs köstliche Weine zu würdigen wußten, folgten seinen Einladungen. Wenn er seine prächtigen Räume von Leuten gefüllt sah, die bei dem so kostspieligen Vergnügen alle müde und gelangweilt dreinschauten, gestand er sich, daß die Gegenwart seiner schönen Nichte eine Quelle ungeheurer Anziehungskraft gewesen war; doch er wollte kein Jota von dem Programm abweichen, welches er sich gemacht hatte. Zuletzt stand auf demselben ein großer Ball verzeichnet, der über alle Beschreibung reich und elegant werden sollte. Man kam, man sprach von Adelheid, man beklagte ihre Abwesenheit, man ging; Benno's Ballsaal ohne sie, war wie die Welt ohne Sonne — er fühlte es und sah es ein, nachgeben aber wollte er nicht.

Die Saison war zu Ende. Alle Welt verließ die Stadt; und auch Benno beschloß, es zu thun. Er wollte nach Rothenberg gehen. Der Frühling war in seinem schönsten Flor, und er wußte, das sich dann auch Rothenberg in seinem reizendsten Schmucke befand; aber das Herz war ihm schwer, denn was würde Rothenberg sein ohne Adelheid?“

Als er auf dem Schlosse angekommen war, theilte er der versammelten Dienerschaft mit, daß die Damen nicht nach Rothenberg kommen würden, ihre Gemächer blieben daher geschlossen, Alles, was an ihre Gegenwart erinnerte, wurde hinweggeräumt und Benno gedachte, sich seines Lebens zu erfreuen.

„Sie war ein undankbares Mädchen“, murmelte er; doch das Herz wurde ihm warm und weich, wenn er an das strahlende Gesicht dachte. „Sie war keine wahre Helbing“, erklärte er; und doch war er wieder stolz auf ihren muthigen Widerstand. Sie hatte sein Haus mit Licht und Wärme erfüllt; nun war es kalt und düster. Er suchte sich mit aller Gewalt einzureden, er vermisse sie nicht sehr; aber er führte ein trauriges Leben, und gestand es sich schließlich ein. Sie werde ganz gewiß schreiben“, dachte er, „wenn sie die Armuth in Ellernau noch etwas mehr drückt.“

Er wartete Tag für Tag, aber kein Brief kam und er verlor die wenige Geduld, die er gehabt hatte, vollständig. Adelheid war undankbar; er wollte nicht mehr an sie denken. Am folgenden Morgen aber stand er zeitiger auf als gewöhnlich und stellte sich auf die Terrasse, um den Postboten zu erwarten. Aergerlich schritt er hin und her und gelobte sich, daß, selbst wenn

sie schriebe und ihn um Verzeihung bäte, er ihr nicht vergeben würde. Hastig, fast gierig ergriff er die Briefe, als sie ankamen, warf einen Blick darauf und schleuderte sie leidenschaftlich in das Gras, denn von ihr war keine Zeile dabei.

Wieder verstrich eine Woche; er verzweifelte. Er hatte sich einige Freunde zur Jagd geladen; und als sie kamen, wußte er nicht, wie er sie unterhalten sollte. Sie vermißten das glückliche, strahlende Mädchen, welches ihre früheren Besuche so angenehm gemacht hatte. Sie aßen köstliche Speisen von feinen Tellern, tranken seltene Weine aus theuren Gläsern, wohnten in prächtigen Zimmern, ritten die edelsten Pferde; doch sie wurden alles dessen bald müde und endeten ihren Besuch vor der festgesetzten Zeit. Benno fühlte, daß es hier genau so war, wie mit den Gesellschaften und Bällen in der Residenz. Er verlor den Muth und fing wieder an, sich nach seiner Nichte zu sehnen.

Gewiß, die letzten Wochen mußten ihr die Thorheit ihres Ungehorsams klar gemacht haben; sie würde nun gewiß bereit sein, zu capituliren, wenn sie auch noch so stolz war, es einzugestehen. Vielleicht wäre es gut, wenn Jemand zwischen ihnen den Vermittler spielen wollte. Er überlegte — wie, wenn er selbst nach Ellernau ginge? Sie würde von seinem Kommen gerührt sein und jedenfalls viel eher geneigt, ihn anzuhören, als eine dritte Person. Er wartete noch eine Woche, dann aber konnte er es nicht länger aushalten — er ging nach Ellernau.

Wäre der Blitz in das stille Gemach gefahren, in dem Frau Elsa mit ihrer Tochter saß, so hätte er nicht größere Bestürzung darin hervorbringen können, als der Name Benno von Helbing.

Cordula's, der Dienerin Gesicht war feuerroth vor Aufregung; sie stand noch in dem kleinen, dunklen Vorzimmer, als er an ihr vorüberschritt.

„Gebe der Himmel“, sagte sie inbrünstig, „daß nun Alles gut werden möge!“

Benno, der sehr blaß aber stolz aussah, trat ruhig ein. Frau Elsa stieß einen unterdrückten Schrei der Ueberraschung aus; Adelheid schaute mit gerötheten Wangen auf. Er beugte sich herab und küßte seine Schwägerin, sprach einige freundliche Worte zur Begrüßung und wandte sich dann zu Adelheid, welche sich erhoben und ihm gegenübergetreten war.

„Adelheid“, sagte er in einem Tone, der für seine Lippen sehr weich genannt werden mußte, „ich vermisse Dich sehr, Du bist mir so theuer gewesen, als ob Du meine Tochter wärest. Ich vermisse Dich mehr als ich sagen kann. Willst Du zu mir zurückkehren?“

„Mein theurer Onkel“, erwiederte sie; „auch ich habe Dich vermißt. Ich will gern wieder zu Dir kommen und Dir eine Tochter sein, wenn —“

„Wenn, nun?“

„Wenn Du in meine Heirath mit Reinhold Martens willigst — sonst nicht.“

Mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes schaute er sie an und sprach:

„Adelheid, Du warst das Licht meines Hauses. Ohne Dich bin ich blind und verwirrt, unglücklich und verloren. Liebes Kind, komm zurück zu mir und mache mir meine letzten Jahre glücklich — komm zurück zu mir, damit ich in meinen alten Tagen eine Tochter habe — komm zurück zu mir, Adelheid!“

Seine Hoffnung stieg, denn er sah Thränen in ihren Augen, ein Beben auf ihrem stolzen Munde. Sie ging zu ihm und küßte ihn.

„Sieh, Adelheid, ich habe mich herabgelassen, zu Dir zu kommen, habe Dich trotz meinem Zorn aufgesucht. Du kannst nicht minder großmüthig sein, Du mußt zu mir kommen.“

„Das will ich, Onkel, unter der einen Bedingung. Ich liebe Dich von ganzem Herzen und bin von Deiner Güte, die Dich zu mir geführt hat, tief gerührt; aber meinen Entschluß kann ich nicht ändern. Wenn Du mir gestatten willst, als Reinholds Braut zurückzukehren, dann weiß der Himmel, wie froh ich sein werde; wenn nicht, so muß ich bleiben, wo ich bin.“

In seinem blassen Gesicht arbeitete es beinahe krampfhaft.

„Elsa, bitten Sie für mich“, sagte er. „Ich bin jetzt ein alter Mann, vielleicht ist es mir nicht lange mehr vergönnt, mich meines Reichthums zu erfreuen. Ich bin ganz allein. Adelheid, sei nicht hart gegen mich, komm zurück zu mir.“

„Unter der einen Bedingung mit Freuden, Onkel — sonst nicht.“

„Du kannst mich nicht allein wieder von hier gehen lassen, Adelheid! Sage, daß Du diesen Mann aufgeben willst, der so lange zwischen Deiner Liebe und der meinen gestanden hat; sage, daß Du versuchen willst, ihn zu vergessen; und gelingt Dir das nicht, so wollen wir uns einen neuen Plan erdenken.“

Frau Elsa blickte hoffnungsvoll auf. Das war allerdings ein sehr großes Entgegenkommen seinerseits. Adelheid lächelte nur.

„Wenn ich nur einen Augenblick gegen ihn falsch sein könnte, Onkel, so würde ich es jederzeit sein können. Meine Antwort bleibt dieselbe — sie wird niemals anders lauten — ich will zu Dir zurückkehren, wenn Du mich als die Braut Reinhold's aufnehmen willst, sonst nicht.“

„Dann habe ich meine Zeit vergeudet und Du hast Dich härter gezeigt als ich glaubte. Elsa, haben Sie gar nichts zu sagen?“

Diese schüttelte ernst den Kopf.

„Nur das Eine, Benno, daß ich denke, Adelheid muß handeln, wie es ihr das Herz eingiebt. Ihr Leben gehört ihr und wenn sie glaubt, auf diese Weise glücklich zu werden, so dürfen wir nicht dazwischentreten. Ich bin gesonnen, all' die Prüfungen zu ertragen, die mich ihr Entschluß kostet.“

„Mutter und Tochter also gegen mich!“ murmelte er. „So will ich wieder gehen, da mein Kommen umsonst war.“

Er wandte sich und wollte das Zimmer verlassen. Adelheid eilte ihm nach.

„Aber Onkel, willst Du nichts mit uns genießen, Wein oder Thee? Du kannst doch so nicht von uns gehen?“

„Kind“, sagte er einfach, „ich könnte jetzt nicht essen — das Herz ist mir zu schwer.“

Sie war betroffen, als sie aufschaute und sah, daß seine Augen von Thränen feucht waren.

„Lebt Beide wohl“, sprach er, „und denkt stets daran, wenn ich Euch nicht wiedersehen sollte, daß ich Euch mehr in Kummer als in Zorn verließ — vergeßt das niemals.“

Im nächsten Augenblick war er gegangen und zum ersten Male weinte Adelheid bitterlich. Sie fühlte keine Reue über ihren Entschluß, kein Wanken

ihrer tiefen, treuen Liebe; aber es schmerzte sie bitter, daß ihr Onkel unter ihrer Weigerung so grausam litt.

Dieser kurze Besuch bildete die einzige Unterbrechung in dem einförmigen Leben Frau Elsa's und deren Tochter, doch es war, als ob sie derselbe in noch größerer Einsamkeit und Trostlosigkeit zurückgelassen hätte.

* * *

Reinhold Martens zürnte dem Schicksal wie dem Glück, doch das half nichts. Der Proceß, welchen er übernommen hatte, nahm seinen langsamen Fortgang. Es war eine sehr wichtige Angelegenheit. Ganz Deutschland folgte dem Proceß mit dem gespanntesten Interesse. Reinhold's Zukunft hing davon ab. Gewann er den Proceß, so war er ein berühmter Mann; selbst wenn er ihn verlor, vorausgesetzt, daß er ihn gut führte, konnte ihm das nicht schaden. Das einzige Gewisse dabei war die absolute Unmöglichkeit, einen Tag nur abkommen zu können. Daß seine Geliebte nach dem einsamen Meierhof verbannt sei, war ihm ein unerträglicher Gedanke; er sehnte sich unsagbar nach ihr. Sie aber war nur auf sein Wohl bedacht und verbot ihm, vor Beendigung des Processes zu ihr zu kommen.

„Weigert sich denn Adelheid noch immer, nachzugeben?" fragte eines Tages Frau Martens ihren Sohn. „Glaubt sie noch immer, die Welt sei kein zu großer Preis für die Liebe?"

Reinhold lachte. Es war so süß, „Ja" antworten zu können, da er wußte, wie wahr und treu Adelheid ihn liebte.

„Erinnerst Du Dich der Fabel von dem Löwen und der Maus, Reinhold?" fragte Frau Martens weiter.

„Ja, Mutter, aber ich sehe augenblicklich die Anwendung derselben auf uns nicht ein."

„Ich werde die Maus sein", lachte sie, „welche das Netz zernagt und den Löwen befreit. Siehst Du Herrn von Helbing zuweilen?"

„Er hat die Stadt verlassen. Alle Welt sagt, daß er den Verlust seiner Nichte tief empfindet. Man erzählte mir, er sähe magerer und finsterer aus denn je. Hoffentlich ist es nicht wahr."

„Es wäre nur natürlich, wenn er mager und elend aussähe, da er gegen seine reizende Nichte so streng ist. Wie sehr sie Dich liebt, Reinhold! Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wundere ich mich, daß sie ein so großes Vermögen der Liebe opferte."

„Mutter, Du sprichst, als ob Du von der Liebe keine sehr hohe Meinung hättest."

„Ich nehme die Dinge nicht so ernst", lachte Frau Martens. „Ich sehe das Leben für eine Komödie an. Mein eigener Versuch in der Liebe war ohne Erfolg, mein Lieber."

Mit dieser Erklärung seiner Mutter mußte er sich zufrieden geben.

XXXI. Kapitel.

Ein goldener Sonnenstrahl traf Adelheid in Ellernau. Er kam in Form eines Briefes von dem Fürsten von Greifenstein, eines Briefes so edel und männlich, wie er selbst in in ihrer Erinnerung lebte. Er sagte darin:

„Die aus der Heimat mir zugegangenen Nachrichten haben mich tief ge-

schmerzt. Ich höre, daß Sie mit Herrn Martens verlobt sind, dessen ich mich als eines der am meisten versprechenden jungen Leute in der Residenz erinnere. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück. Wenn es je einmal in meiner Macht stehen sollte, Herrn Martens von Nutzen zu sein, so bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß er Ihretwegen in mir einen wahren Freund findet. Es hat mir unsagbar leid gethan, zu hören, daß Ihr Onkel über Ihre Wahl ungehalten ist, und hinsichtlich Ihrer Interessen seinen Sinn geändert hat. Man schreibt mir, daß Sie wieder nach Ellernau gegangen sind. Der Wechsel muß Ihnen, obgleich Sie den Ort lieben, sehr schmerzlich sein. Verehrtes Fräulein, nichts als die große Achtung, die ich für Sie hege, giebt mir den Muth, hinzuzufügen, daß ich Sie bitte, in dieser augenblicklich schwierigen Lage daran zu denken, daß Alles, was ich in der Welt besitze, Ihnen zu Füßen liegt, und daß, wenn Sie mir die Ehre anthun wollen, meinen Beistand und meine Hülfe anzunehmen, Sie mich überaus glücklich machen würden."

Adelheid war ihm unendlich dankbar. Sie schrieb es ihm und versprach, daß, wenn sie je der Hülfe bedürfe, sie die seinige eher als jede andere in Anspruch nehmen werde; fügte aber hinzu, daß sie hoffe, es niemals nöthig zu haben.

Indessen war Benno von Helbing unglücklich und gebeugt nach Rothenberg zurückgekehrt. Alter feiner Madeira stand auf seinem Tisch, die gewähltesten Früchte füllten die kostbaren Schalen — Aprikosen, Pfirsichen, Weintrauben, eben frisch gepflückt; aber Alles blieb unberührt, das Herz war ihm zu schwer.

„Günther", sagte er zu einem ältlichen bebrillten Herrn, „sagen Sie mir, was ich mit all' meinem Gelde anfangen soll. Ich hätte nicht nöthig gehabt, mein ganzes Leben damit hinzubringen, es aufzuhäufen. Was soll ich damit anfangen?"

„Ist keine Hoffnung mehr auf eine Aussöhnung mit Ihrer Nichte?" fragte der Advocat Günther, denn das war der Herr mit der Brille.

„Nein, nein! Reden Sie nicht von ihr. Ich bin mit ihr zu Ende; was soll ich nun mit Rothenberg und mit meinem Geld anfangen?"

„Lassen Sie einen Aufruf an den nächsten Verwandten ergehen", rieth Herr Günther.

„Da würden sich eine Menge Leute melden, welche kein Recht dazu hätten, hundert Processe würden daraus entstehen und die Besitzung wie die Gelder würden wahrscheinlich auf unbestimmte Zeit in Gerichtshänden sein. Das geht nicht. Denken Sie auf etwas Anderes, Günther."

„Dann giebt es nur noch einen Ausweg, Herr von Helbing. Sie müssen heirathen, dann werden Sie mit des Himmels Segen eigene Kinder haben, die Sie beerben können."

Benno schaute ihn an.

„Wie sonderbar, daß Sie mir diesen Vorschlag machen. Ich überlegte mir das schon diesen Morgen. Ich glaube nicht, daß ich dabei auf große Schwierigkeiten stoßen würde. Es ist wahr, ich bin nicht mehr jung; aber es giebt nicht viel solche Frauen in der Welt wie meine Nichte Adelheid — nicht viel, die sich weigern würden, ein Vermögen wie das meine zu theilen."

„Gewiß nicht, Herr von Helbing. Die Damen der jetzigen Generation sind, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, besonders praktisch. Sie brauchen keine Zurückweisung zu fürchten."

Ein Kuss durch's Gitter.

Nach dem Gemälde von E. Bretschneider.

„Das ist es nicht", sagte Benno. „Ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen, Günther, eine Geschichte von der tollen Leidenschaft eines Knaben. Ich glaubte nicht, daß sie jemals über meine Lippen kommen würde, doch wenn ich diesen wichtigen Schritt thun will, muß ich Rath haben. Hören Sie, ich fürchte, ich werde Sie einigermaßen in Erstaunen setzen." Und seinen Stuhl näher zu dem Advocaten rückend, begann Benno von Helbing eine lange Erzählung. Auf des Advocaten Gesicht malten sich dabei Schrecken und Staunen.

„Das ist eine schlimme Geschichte für Sie, Herr von Helbing", sagte er, als Jener geendet hatte; „die Sache muß aufgeklärt werden."

„Ganz recht; doch wie fängt man das an?"

„Schicken Sie sofort einen Polizisten nach Amerika", sagte der Advocat, „verlieren Sie keine Zeit. Verzeihen Sie mir, wenn aber so etwas über Ihnen schwebt, haben Sie zum mindesten entsetzlich unvorsichtig gehandelt."

„Es schwebt nichts über mir", erwiederte Benno ärgerlich.

Der Advocat flüsterte ihm etwas zu, was ihm alles Blut in das strenge Gesicht trieb.

„Unsinn", rief er, „Unsinn! Wenn das der Fall wäre, würde ich natürlich davon gehört haben."

„Ich kann nicht einsehen, warum Sie hätten davon hören sollen; wenn Alles so ist, wie Sie mir sagen, so würden Sie wohl der Letzte in der Welt sein, der davon hört. Es ist eine sehr ernste Sache, Herr von Helbing. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch so etwas so ruhig hinnähme. Es hätte für Fräulein Adelheid eine bedenkliche Geschichte werden können."

„Haben Sie die Güte, nicht wieder auf diese junge Dame zurückzukommen, Herr Günther."

„Es wäre am Besten, wenn Sie mir alle Details, alle Einzelheiten mittheilen wollten, und mich sogleich einen Polizisten hinschicken ließen. Mir ist ein solcher bekannt, der in dergleichen Dingen außerordentlich schlau ist; findet sich nur die leiseste Spur, so wird er sie verfolgen und an das Ziel gelangen. Geben Sie mir die Vollmacht, ihn hinzuschicken?"

„Ja, ich denke auch, daß es geschehen muß. In dieser Weise habe ich nie an die Geschichte gedacht; noch glaube ich, daß es nöthig ist, solche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; doch Rothenberg ist eine große Besitzung, und mein Vermögen nicht minder — es ist immerhin besser, sich zu vergewissern."

„Das meine ich auch. Als Advocat sollte ich mich eigentlich über nichts wundern, es hat mich aber doch etwas überrascht, ich hätte nie geglaubt, daß Sie mit einer solchen Geschichte in Verbindung ständen."

„Nein; ich schäme mich dessen selbst, Günther. Reden wir nicht mehr davon. Lassen wir alles Weitere, bis der Polizist seinen Rapport eingegesandt hat."

Damit war die Unterredung beendet.

„Ich glaubte die menschliche Natur zu kennen", sagte sich der Advocat staunend wieder und wieder, „doch nun sehe ich klar, daß ich sie nicht kenne."

Benno's bemächtigte sich eine fürchterliche Unruhe; er konnte weder lesen, noch konnte er sich unterhalten, er fand nirgends Ruhe. Des Advocaten Vermuthung ging ihm gar nicht aus dem Sinn — wie, wenn er recht hätte? dann mochte der Himmel ihm beistehen! Doch es war unmöglich, es konnte nicht sein.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserbestattung.

(1309.)

In Speier zum hohen Dome
Wallt ernst die Procession,
Hoch über dem Menschenstrome
Hallt trauernder Glockenton,
Grabesgesänge erschallen im Chor,
Die Fahne des Reiches neigt sich im Flor.
Die Kaisergruft wartet.

Zwei Särge sieht man ragen,
Zwei Kaiser ruhen darin,
Der Eine hat erschlagen
Den Andern mit feindlichem Sinn,
Herr Adolf schlug Herr Albrecht todt,
Den stürzt sein Neffe*) in Todesnoth,
Nun modern sie Beide.

Zwei Witwen mit wankendem Schritte
Folgen im Trauergewand,
Der Kaiser**) in ihrer Mitte
Führt sie mit stützender Hand,
Jungkräftig, von blühendem Leben geschwellt,
Hinschreitet er strahlend der Herrscher der Welt,
Im Banne des Todes.

Dahinter die Mönche, die Mahner
An irdische Vergänglichkeit!
Voran der Dominicaner,
Er streut und betet und weiht;
Doch blitzend trifft mit des Hasses Gewalt
Manch grimmiger Blick des Kaisers Gestalt,
Hüte Dich Kaiser!

Noch einmal wird entweichen
In eiligem Fluge das Jahr,
Dann wird er die Hostie Dir reichen
Am heiligen Weihaltar.
Doch in der Hostie birgt sich das Gift,
So schlimmes, daß eisiger Tod Dich trifft:
Die Kaisergruft wartet.

Albert Moeser.

*) Johannes Parricida.
**) Heinrich VII. von Luxemburg.

Aus der Pompadourzeit.

Sittengeschichtliche Skizzen von **C. Rissel.**

Die Sündenlast ist keine allzu leichte, die man der mehr berüchtigten als berühmten Maitresse des „Vielgeliebten“, wie Ludwig XV. von seinen Schmeichlern genannt wurde, aufgebürdet hat, und es liegt durchaus nicht in unserer Absicht, ihr diese Last erleichtern zu wollen, wenngleich früher und später manche fürstliche Maitresse nicht weniger gesündigt, jedoch weniger wirklich Verdienstvolles ins Leben gerufen hat, als die Pompadour: aber man lüftet gern einmal den Vorhang einer im ringenden Dämmer liegenden Periode, um einzelne der kaleidoskopisch sich drängenden Bilder festzuhalten, deren Gegenstand das allgemeine Interesse fesselt, und die aus diesem Grunde immerhin zu den lehrreichen zählen. Und daran ist die Periode der Pompadourherrschaft reich genug.

Madame Poisson, die Frau des Schlächters am Invalidenhause zu Paris, hatte ihrer schönen Tochter so oft vorgesagt, daß sie ein Bissen für einen König sei, daß diese Worte für die junge Frau d'Estioles zum Glaubensartikel wurden. Die Liebe war ja damals in Frankreich eine Waare, die das schönste Weib am höchsten zu verwerthen suchte, und Frau d'Estioles war schön. Sie versäumte keine Gelegenheit, Ludwig XV. ihre Schönheit recht augenfällig zur Schau zu stellen, in allen möglichen Verkleidungen, auf Spaziergängen und Jagdausflügen, unbekümmert um das, was d'Estioles dazu sagen mochte. Ludwig XV. war damals in tiefe Betrübniß versunken, ein Zustand, in den ihn der Tod seiner letzten Favoritin, der Herzogin von Chauteau-roux, versetzt hatte. Man hatte sich an maßgebender Stelle schon viel Mühe gegeben, dem Könige Zerstreuung zu bieten, um ihn von Regierungssorgen abzuziehen, aber es wollte durchaus nichts verfangen, bis das Erblicken der reizenden d'Estioles in seiner Brust die alte Sehnsucht wieder wachgerufen, ein liebendes Wesen um sich zu haben, die ihm die Grillen verscheuchte und seine königlichen Mußestunden auf die angenehmste Art auszufüllen vermöchte. In diese Zeit fiel die erste Vermälung des Dauphin, bei der eine rauschende Festlichkeit die andere ablöste und der zu Ehren Paris ein großes Ballfest im Stadthause veranstaltete, zu welchem Alles maskirt erscheinen mußte. Es lag in der Sitte jener sittenlosen Zeit, selbst der größten Frivolität ein zierliches Mäntelchen umzuhängen. Dieser Ball sollte gewissermaßen nur eine Schaustellung weiblicher Schönheiten zur Auswahl für den König bilden, um dessen Gunst sich selbst hochgestellte Damen ungescheut bewarben. Alle sittlichen Begriffe schienen damals in dem Sumpfe moralischer Verkommenheit und raffinirter Genußsucht untergegangen zu sein in Frankreich, in dem selbst die geschmacklose Tracht nur eine glänzende Lüge und die Tugend in der That ein leerer Wahn war. Auch der König und der gesammte Hof wohnten maskirt dem Ballfeste bei, auf welchem die Ueberfülle schöner Frauen den leicht entzündlichen Ludwig XV. in Flammen setzten. Unter all den berücken-

den weiblichen Masken erregte eine Diana die besondere Aufmerksamkeit des Vielgeliebten, durch die Anmuth ihres Wesens und ihre strahlende Schönheit. Die ideale Gewandung ließ die wunderbaren Formen der reizenden Gestalt in ihrer plastischen Fülle hervortreten, so daß Ludwig XV. von ihrem Anblick ganz bezaubert an sie herantrat und ihr zuflüsterte: „Glücklich ist Derjenige, meine schöne Jägerin, den Sie zum Zielpuncte Ihrer Pfeile erwählen!“ Frau d'Estioles, welche diese Maske trug, war momentan zu überrascht, um sofort antworten zu können, vielleicht auch war es Absicht, daß sie es nicht that, um die Leidenschaft des Königs anzuregen, aber sie verfolgte ihn von nun ab unaufhörlich mit Neckereien und witzigen Einfällen, bis er sie bat, die Maske zu lüften, was sie mit eben so viel Grazie als Koketterie that, und dadurch den König so in sich verliebt machte, daß all sein Streben nach ihrem Besitz gerichtet war. Der Herzog von Richelieu, der stete Vertraute Ludwigs in Herzensangelegenheiten, wurde auch hierzu ins Vertrauen gezogen, und seiner Gewandheit gelang es, daß Frau d'Estioles schon nach kurzer Frist als die erklärte Geliebte Ludwig XV. galt, den sie sich nur zu bald gänzlich unterzuordnen verstand. Herr d'Estioles, der seine junge Gattin wahrhaft liebte, geberdete sich wie ein Verzweifelnder, tobte und raste und verlangte seine Gattin zurück, und da Frau d'Estioles einen Racheact fürchtete, so benutzte sie ihre Gewalt über den König, von diesem ein sofortiges Verbannungsdecret gegen ihren Gemal zu erwirken, dem nach einiger Zeit die Scheidung von diesem erfolgte. So inaugurirte sie ihre neue Laufbahn, die ein großes dunkles Blatt in der Geschichte Frankreichs bildet. Nach erfolgter Scheidung erhob Ludwig XV. Frau d'Estioles zur Marquise von Pompadour und verlieh ihr damit den Titel eines ausgestorbenen, sehr vornehmen alten Hauses. D'Estioles trieb der Schmerz über den erlittenen Verlust und die ihm dadurch aufgebürdete Schande ruhelos von einer Provinz zur andern. Er wurde zwar fast überall gut aufgenommen, da man glaubte, daß er von Einfluß werden könnte, und bei der Sittenverderbniß jener Zeit in dem ihm Wiederfahrenen mehr eine Ehre als eine Schande erblickte. Man veranstaltete d'Estioles zu Ehren hier und da sogar Festlichkeiten und drängte sich an ihn heran, um von ihm irgend welche Vortheile für die Zukunft zu erwarten. Dabei passirte folgende erwähnenswerthe Anecdote. Bei einem dieser d'Estioles zu Ehren veranstalteten Gastmähler in der Provinz, saß d'Estioles zur Seite ein alter wackerer Landedelmann, der von der Pestluft seiner Zeit unberührt, keine Ahnung von der Maitressenwirthschaft des Hofes hatte. Dieser erkundigte sich nach dem Namen des gefeierten Mannes, und als er zur Antwort erhielt, es sei der Gemal der Marquise Pompadour, ergriff er bei der ersten passenden Gelegenheit sein Glas, erhob sich von seinem Sitze und brachte zu d'Estioles sich wendend folgenden Toast aus: „Mein Herr Marquis von Pompadour! Sie erlauben, daß ich die Ehre habe, auf dero Gesundheit zu trinken!“ Staunen und Hohnlächeln belehrten den Edelmann, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen, und der ebenso verletzte als verlegene d'Estioles entging durch seine heimliche Entfernung jeder Erörterung der ihm so unangenehmen Sache.

Schon als Frau d'Estioles hatte die Marquise von Pompadour Künste und Wissenschaften verehrt, und in ihrer Machtfülle konnte sie dieser Verehrung ungehinderten Ausdruck geben und that dies auch oft und gern, sei es nun aus wirklicher Neigung oder Eitelkeit. Zu dem Kreise derer, die sie

heranzuziehen suchte und besonders bevorzugte, gehörte auch Voltaire, der, ein steter Bewunderer weiblicher Schönheit, schon der Frau d'Estioles seine Verehrung gezollt. Frau von Pompadour nahm sehr oft das Dichtertalent Voltaires in Anspruch, zu den Festlichkeiten, die sie veranstaltete und auf ihren Wunsch dichtete Voltaire zur Hochzeit des Dauphin ein lustiges Drama mit Gesang und Tanz. unter dem Titel „Die Prinzessin von Navarra", zu welchem Rameau die Musik schrieb. Für diese unbedeutende Dichtung erhielt Voltaire ein Honorar, was ihm 60,000 Livres und obendrein den Titel eines königlichen Kammerjunkers einbrachte. Er machte darauf folgendes Stegreifgedicht:

Die Henriade und Zaire
Und die gelungene Alzire
Sie brachten mir nur wenig Ruhm und Glück
Und zogen auf sich keines Königs Blick;
Nun hat mir Ehre, Glück und Goldespracht
Ein schlechter Jahrmarktsschwank gebracht.

Als aus dem siegreichen Feldzuge in den Niederlanden Ludwig XV. nach Paris zurückkehrte, dichtete Voltaire wiederum auf Anregung der Pompadour das Festspiel „Der Tempel des Ruhmes", in welchem der König unter der Maske des Trajan eine geradezu widerliche Verherrlichung erfuhr. Dieses Schauspiel ward in den kleinen Gemächern von Herren und Damen des Hofes aufgeführt, und die Marquise von Pompadour selbst spielte die Hauptrolle der Ruhmesgöttin, die dem Helden Trajan den Kranz des Ruhms auf das Haupt setzte und ihn dann an ihrer Hand aus dem Tempel des Ruhms in den der öffentlichen Glückseligkeit führte. Voltaire befand sich bei der Aufführung dieses Schauspiels in der Loge des Königs, und da er bemerkte, daß sich Ludwig XV. sichtlich geschmeichelt fühlte, vergaß er die Etikette so weit, daß er den König scheinbar gerührt plötzlich umarmte und ihm zurief: „Nun, mein lieber Trajan! erkennen Sie sich in der Schilderung." Alles war erstaunt über die Kühnheit Voltaires, aber der König selbst verzieh ihm und ließ ihm obendrein auch für diese werthlose Gelegenheitsposse eine reiche Belohnung zu Theil werden.

Die Marquise von Pompadour beförderte ihre Günstlinge und Blutsverwandten zu einflußreichen Stellungen und hohen Aemtern, um Stützen für ihre Wirksamkeit zu gewinnen, und that neben manchem Fehl- auch zuweilen einen guten Griff, so bei ihrem Bruder Poisson, den sie zum Generaldirector der königlichen Bauten und der Künste erheben ließ und der dieser bedeutenden Stellung in der besten Weise gerecht zu werden versuchte. Auf Antrieb der Marquise wurde Poisson zum Marquis de Vandieres erhoben, was witzige Köpfe veranlaßte ihn Marquis d'avant hier (Marquis von vorgestern) zu nennen, eine Spötterei, welcher Ludwig XV. den Betroffenen durch seine Erhebung zum Marquis von Marigny entzog. Marigny hat sich um die königlichen Bauten, als auch die bildenden Künste ein bleibendes Verdienst erworben. Er setzte Preise aus, förderte und ermuthigte manches arme Talent durch reiche Belohnungen und bot alle seine Kräfte auf, die Künste zu heben. Unter Marigny vervollkommnete Loriot die Kunst der Pastellmalerei, ward die Erfindung gemacht auf Gold zu emailliren, was Frankreich Ruhm und Geld gebracht, und entdeckte Picot die Kunst, alte Ge-

mälde gefahrlos auf Leinwand zu übertragen und sie so für die Zukunft zu erhalten, was sofort einigen Meisterwerken Del Sartos und Rafaels zu Gute kam. Auch um den Ausbau des Louvres hat sich Marigny verdient gemacht und seine Ernennung darf unter die guten Thaten der Pompadour gezählt werden.

Bei der zweiten Vermälung des Dauphin mit einer Tochter August III. von Sachsen veranstaltete Ludwig XV. ein großes Maskenfest, an dem er und der gesammte Hof theilnahmen. Es war dabei reichlichst gesorgt, alle billigen Wünsche befriedigen zu können, was bei einer Gesellschaft, deren Parole Genuß war, nicht zu unterschätzen ist. An einem der reichbesetztesten Büffettische erschien ein riesengroßer gelber Domino, der sich in der ausgiebigsten Weise an Speisen und Weinen gütlich that und dann entfernte. Kaum war durch die königlichen Diener das Fehlende ergänzt, als derselbe Domino erschien, sich an dem Tische niederließ und als ob er noch nichts genossen, über Speisen und Getränke herzog und sich dann wieder entfernte. Nachdem der Büffettisch aufs Neue beschickt erschien, zum lebhaften Erstaunen der Diener, derselbe Domino und zwar mit womöglich verstärktem Appetite, und nach angerichteter Verwüstung unter Schüsseln und Flaschen zu verschwinden, aber nur, um nach besetzter Tafel sofort wieder zu erscheinen, um seinen unersättlich scheinenden Hunger zu stillen. Als sich das bereits so viel Mal wiederholt hatte, daß man Mangel befürchtete und es für unmöglich hielt, den Appetit des gelben Domino zu befriedigen, bei dessen Wiedererscheinen die Diener Furcht ergriff und scheu zurückdrängte, da sie in ihm ein außermenschliches Wesen zu sehen glaubten, machten sie in ihrer Herzensangst dem Könige und der Pompadour Anzeige von dem Geschehenen, die denn auch Gelegenheit nahmen, den Riesenappetit des gelben Domino aus angemessener Entfernung zu bewundern. Als sich aber dieser auch nun noch nicht stillen wollte, befahl der König, den Schritten des Dominos zu folgen, die in das im Erdgeschoß befindliche Wachtzimmer der hundert Schweizer führten, die Einer nach dem Andern in derselben Maske sich an der königlichen Tafel gütlich gethan. Diese Entdeckung erregte allgemeine Heiterkeit, aber der gelbe Domino erschien nicht wieder und gehörte für lange Zeit zu den verpönten Masken bei den Maskenfesten des Hofes.

Die brutal ausgeführte Ausweisung des Prätendenten Eduard Stuart, genannt Ritter von St. Georg, aus Frankreich, dessen persönliche Charaktereigenschaften allerdings nicht zu den werthvollen zählten, wurde der Marquise von Pompadour auf das Schuldconto geschrieben, und man benutzte diese Angelegenheit, um seinem Hasse gegen die Geliebte des Königs Ausdruck zu geben. In Vers und Prosa erfolgten die allerschärfsten Angriffe auf die Marquise, deren einige so mit dem Gift der Satire durchtränkt waren, daß sie auf das Schwerste verletzen mußten und dies denn auch thaten. Die tödtlich beleidigte Pompadour ließ den Verfassern nachspüren und bot Alles auf, ihren glühenden Rachedurst zu kühlen. In einer Zeit, wo die Willkür regiert und der Wille des Einzelnen als Gesetz anerkannt werden muß, war es ein Leichtes, sich jedes Schuldigerscheinenden zu bemächtigen, und so füllte sich die Bastille mit einer Menge gänzlich unschuldiger Menschen, die man in den Verdacht der Verfasserschaft der Pasquille gebracht. Einer dieser Unglücklichen, des Forges, den man auf das Bestimmteste als Verfasser bezeich-

nete, ward sogar nach St. Michel in den berüchtigten eisernen Käfig gesperrt, in dem er weder stehen noch liegen konnte, und aus dem ihn erst nach einigen Jahren der Herzog von Broglio erlöste. Zwei Andere, ein Herr de Mairobert und der Maltheserritter de Resseguier, wurden auf den bloßen Verdacht der Verbreitung hin jahrelang im Kerker festgehalten, ohne daß man dem eigentlichen Verfasser auf die Spur kam, aber dadurch begreiflicher Weise die Erbitterung gegen die Marquise so steigerte, daß selbst der Marineminister de Maurepas seinem empörten Gefühl in einem beißenden Spottgedicht Ausdruck gab. Eines Tages fand die Marquise zu Marly unter ihrem Tellertuche folgende Verse:

Dein Angesicht ist hold und schön
Und Dir ward mancher Preis
Dein Fußtritt Blüthen läßt entstehn,
Doch leider sind sie — weiß.

Diese schwere Beleidigung konnte die Pompadour um so weniger verzeihen, als dieselbe die schnellste und weiteste Verbreitung fand. Zwar fehlte die Gewißheit, daß der Graf de Maurepas der Verfasser war, aber der bloße Verdacht war hinreichend, ihn seines Ministerpostens zu entheben, und einen unwissenden Günstling, Rouillé, an seiner Stelle zum Marineminister zu ernennen. Da man dagegen nichts thun konnte, so rächte man sich durch das Wortspiel, daß die Marine Frankreichs einem Roulier (Kärrner) anvertraut worden.

Der als großer Feldherr berühmte Marschall von Sachsen, der mit seinen Heldenthaten die Welt erfüllte, gehörte zu den Lieblingen der Pompadour. Als Mensch war der Marschall jeder großen und guten Charaktereigenschaft baar. Ausschweifend im höchsten Grade und dabei geldgierig wie der gemeinste Wucherer, waren alle bürgerlichen Tugenden für ihn unfaßbare Begriffe. In Feindesland war er unersättlich in Eintreibung von Contributionen und hatte kein Gehör für das Jammergeschrei der Unterdrückten und Unglücklichen, die oft nicht wußten, wo sie das Geforderte hernehmen sollten. So mußte ihm Brüssel, während seines Aufenthaltes daselbst, fortwährend die Erlaubniß abkaufen, eine Allee, die den Lieblingsspaziergang der Brüsseler bildete, behalten zu dürfen. Jedesmal wenn er in Geldverlegenheit war, drohte er die Allee niederhauen zu lassen, und bei seiner unsinnigen Verschwendung war er stets in Geldverlegenheit. Als der Marschall zum Herzog von Kurland ernannt wurde und dabei wieder in der größten Geldverlegenheit war, verkaufte seine Geliebte, die Schauspielerin le Couvreur, ihre Juwelen, um ihm von dem Erlös Equipage anzuschaffen. Diese Großmuth kostete der talentvollen Künstlerin das Leben, denn ihre Nebenbuhlerin, die Herzogin von Bouillon, konnte es nicht ertragen, sich einer Schauspielerin nachgesetzt zu sehen, die sie obendrein in der Rolle der Phädra öffentlich zu beleidigen gewagt, und so starb die le Couvreur an Gift.

Der Marschall von Sachsen war dabei roh und unwissend, sprach schlecht und hatte nicht einmal die Anfangsgründe der Rechtschreibung inne. Das nach seinem Tode herausgekommene Buch „Reveries“ ist deshalb auch nicht von ihm verfaßt, sondern nur nach von ihm gethanen Aeußerungen geschrieben. Die Pompadour achtete in ihm den Helden und wagte nicht Einspruch zu thun, wenn der Marschall sich Eingriffe in die Cassen der Generalpächter erlaubte. Unersättlich in seinen Ausschweifungen starb er in

Folge derselben, nachdem er die letzten zwei Jahre seines Lebens nur noch einem herumwandelnden Schatten geglichen. Der berühmte Bildhauer Pigalle erhielt den Auftrag, ein dem Marschall würdiges Marmordenkmal zu fertigen, d'Alembert verfaßte dazu eine hochtönende Grabschrift und nur seine Religion hinderte, daß er neben Turenne in der Königsgruft zu St. Denis ruhen durfte. An Körperkraft ein Riese, furchtlos und tapfer in der Schlacht, fehlte dem Marschall von Sachsen jeder moralische Anhaltspunct, und so war er nichts Besseres, als einer jener käuflichen Landsknechtführer des Mittelalters, die sich Frankreich verdangen, und diesem für gleißendes Gold und gleißende Worte zu seinen Beute- und Eroberungszügen bereitwilligst Blut und Leben darboten.

Bezeichnend für die Sittenzustände des damaligen Frankreichs dürfte folgende Aeußerung des Prinzen Conti sein, die derselbe in Gegenwart der Pompadour gethan. Als die Nachricht von der Einnahme der für uneinnehmbar gehaltenen niederländischen Festung Bergen-op-Zoom durch den Grafen von Löwendahl, einen Dänen, bei Hofe einlief, äußerte Ludwig XV. zu Conti: „Meine besten Feldherrn sind Ausländer, und ich begreife nicht wie es kommt, daß Frankreich keine Helden mehr erzeugt!" Conti antwortete darauf in seiner derben Manier: „Weil die Frauen unserer Großen ihre Gunst den Kleinen (Dienern) zuwenden."

Um den Vergnügungen Ludwig XV. Abwechslung zu bieten und seine überhandnehmende Trägheit zu bannen, bot die Marquise Alles auf und rief dadurch manches Nützliche und auch für die Folge Ersprießliche ins Leben. So entstand auch die berühmte Porzellanfabrik, die von Vincennes nach Sevres verlegt wurde und die nicht ohne Schwierigkeiten und große Opfer erhalten und gehoben werden konnte. Zu Anfang wurde jährlich eine Ausstellung der gelieferten Producte im königlichen Schlosse gehalten, und die dazu geladenen reichen und hochgestellten Personen zum Ankauf der oft sehr theuren und kostbaren Gegenstände gepreßt. Auch war die Pompadour eine Schützerin und Förderin der Schauspielkunst und verlieh den Schauspielern sogar eine eigene Standesverfassung. Zur Unterhaltung des Königs wurden oft in den kleinen Gemächern Schauspiele aufgeführt, wobei manche schlüpfrige Scene unterlief, zu denen oft sogar der Polizeilieutenant von Paris, Berrier, den Stoff liefern mußte, aus den geheimen Erlebnissen der Residenz. Um Ludwig XV. Zerstreuung zu bieten, suchte man ihn für Bauten zu gewinnen; dadurch entstanden die vielen kleinen Lustschlösser, die dem Könige als Absteigequartier auf seinen Reisen dienten und stets luxuriös ausgestattet waren. Demselben Grunde dankte auch das französische Grenadiercorps seine Entstehung; man wollte nur durch ein neues glänzendes militärisches Schauspiel dem Könige die üble Laune verscheuchen. Diese Dinge waren allerdings sehr kostspielig und nährten und mehrten den Haß gegen die Pompadour; aber was kümmerte eine Frau die Noth und der Zorn des Volkes, die in Erkennung der Lage allen Warnungen den berüchtigten geflügelten Ausspruch entgegensetzt: „Nach uns die Sündfluth!"

Hygieinische Streifzüge.

Von **W. v. T.**

IV.

(Ein Blick auf die Entwickelung der Wohnung. Schädlichkeiten der modernen Wohnung. Licht und Luft. Kohlensäurevergiftung. Schlafzimmerluft. Ventilation Heizung. Feuchtigkeit.)

So wie man die Kleidung als tragbare Wohnung bezeichnen kann, so kann man umgekehrt die Wohnung eine massive Kleidung nennen. Die ursprünglichste Art einer künstlich hergerichteten Wohnung und zugleich diejenige, welche noch am meisten den Charakter des Kleides trägt, ist das Zelt. Noch jetzt finden wir das Zelt in verschiedenen Formen bei unzähligen Völkerschaften; die meisten derselben gehören milden Himmelsstrichen an, aber auch in rauhen Klimaten ist stellenweise das Zelt die einzige Wohnung, wie z. B. der Wigwam der Indianerstämme des nördlichen Amerikas. Sobald jedoch ein Volk von der nomadisirenden zu der ackerbautreibenden Lebensweise übergeht, pflegt sich das bewegliche Zelt zum feststehenden, massiven Hause umzugestalten, weil letzteres den an die Wohnung gestellten Anforderungen eher entsprechen kann. Dieser Anforderungen waren ursprünglich nur zwei, die Wohnung sollte Schutz gewähren gegen die Unbilden der Witterung und gegen die Belästigungen seitens der Thierwelt (denn das Verlangen, in der Wohnung ein trauliches Daheim zu haben, wo man sich und den Seinen leben könne, hat sich erst sehr spät und nicht einmal bei allen Völkern ausgebildet). Mit Rücksicht auf die Erfüllung jener beiden Zwecke hat sich die Wohnung in den verschiedenen Ländern je nach deren Klima, Bodenbeschaffenheit, Fauna und Flora aufs verschiedenste entwickelt. — Einen wichtigen Wendepunct in der Entwickelung der Wohnung bildet die Gründung der Städte. So lange die Menschen in Familien getrennt wohnten, waren ihre Wohnungen zwar nach modernen Begriffen primitiv, aber doch verhältnißmäßig gut, wenigstens völlig zweckentsprechend. Sobald sie jedoch begannen, sich in Städte zusammenzudrängen, machten sich schädliche Einflüsse geltend, von denen bis dahin Niemand eine Ahnung hatte, weil sie eben erst durch das Stadtleben existent wurden. Ihren ursprünglichen Zweck: Schutz des Menschen vor Witterungsunbilden, sowie vor thierischen und menschlichen Feinden, erfüllte die Wohnung des Städters zwar mehr denn je, aber das Wohlergehen des letzteren — vor gewaltsamen, in die Augen fallenden Schlägen geschützt — wurde von nun an durch unmerkliche, langsam wirkende Einflüsse gefährdet, welche vermittels unablässiger Einwirkung seine Gesundheit untergraben konnten und Krankheit und vorzeitigen Tod im Gefolge hatten. Die Krankheit, eine Störung der normalen Lebensfunction, ist so recht ein Kind der Civilisation, die eine Menge unnatürlicher Lebenseinrichtungen und verkehrter Sitten geschaffen hat. Indeß, wer Wunden schlägt, der kann auch Wunden heilen, und so ist nunmehr endlich die fortschreitende Civilisation bemüht, die von ihr hervorgerufenen Gebrechen der Menschheit möglichst wieder zu beseitigen, nachdem man erkannt hat, daß die

Hülfe nicht in der Apotheke, sondern in thatkräftiger Abschaffung der Krankheitsursachen zu suchen sei. Ein großer Theil dieser Krankheitsursachen ist nun in der modernen Wohnung zu suchen, die — gestehen wir es nur ein — durchschnittlich der geistigen Bildung unserer Zeit im Aeußeren kaum, im Inneren gar nicht entspricht. Die Monita bezüglich des Aeußeren berühren mehr die Aesthetik, diejenigen, betreffend die innere Einrichtung, gehören in das Gebiet der Gesundheitslehre.

Die Wohnung verdient den Titel einer „zweiten Kleidung" mehr denn je in unserem stubensitzenden Zeitalter. Wir reisen zwar mit Windesschnelligkeit, aber nur um desto länger in der Stube hocken zu können; wir bringen zwar ein paar Wochen in entfernten Gesundheitsbädern und Sommerfrischen zu, aber nur um die übrige Zeit des Jahres in ungesunden Wohnungen festzukleben. Früher war der Reisende gezwungen, eine unverhältnißmäßig lange Zeit unterwegs, d. h. in frischer Luft zuzubringen, und zwar zu Fuß oder zu Pferde, denn zu Wagen reiste man bei dem unbeschreiblichen Zustand der Wege nur selten. Jetzt, da Entfernungen nicht mehr trennen, Naturhindernisse mit Leichtigkeit überwunden werden, so daß selbst die längste Reise nur eine Frage des Geldes und der Zeit ist, jetzt steht die ganze Welt uns offen, und dennoch bleibt die Stube unsere Welt!

Da dies nun leider einmal so ist, müssen wir zum mindesten diese unsere Welt so einrichten, wie unsere körperliche Organisation es erfordert, um in derselben ungeschädigt existiren zu können. Manches liegt hier nicht in der Macht des Individuums, sondern muß von der Gesammtheit, vom Staate, resp. der Stadtgemeinde, ausgehen. Das Meiste aber hat der Einzelne selbst in seiner Hand, und Jeder ist daher, wie schon das Sprüchwort sagt, seines Glückes Schmied.

Die Wohnung hat den Zweck, uns bis zu einem gewissen Grade von den äußeren Witterungseinflüssen unabhängig zu machen und muß daher den Charakter des von der Außenwelt Abgeschlossenen an sich tragen. Diese Abgeschlossenheit von der Natur darf sich jedoch nicht zu dem Grade steigern, daß sie eine vollständige Veränderung der natürlichen Lebensbedingungen herbeiführt. Licht und Luft, die beiden nothwendigsten Lebenswege, müssen auf den Menschen auch in seiner Wohnung einwirken können, und muß dieselbe daher dem hellen Tageslicht und der frischen Luft genügenden Zutritt gewähren.

Wenn die Fenster den Zweck der Erhellung des Zimmers richtig erfüllen sollen, so müssen sie nicht nur groß genug, sondern auch richtig gelegen sein, d. h. möglichst hoch zur Decke hinaufreichen. Die meisten Bauten berücksichtigen nun zwar dies Princip, aber die unrichtige Ausschmückung des Fensters von Innen verdirbt wieder, was der Baumeister gut gemacht hat. Denn die echte deutsche Hausfrau fühlt sich unbehaglich in einem Zimmer, wo nicht Gardinen und sonstige Vorhänge zwei Drittel der Fenster und namentlich die obere Hälfte derselben bedecken. In Folge dieser Vorrichtung herrscht bei einigermaßen trübem Wetter in dem größten Theile des Zimmers eine milde Dämmerung, welche die Vornahme von Schreib- oder Handarbeiten entweder ganz verhindert, oder doch nur auf Kosten des Augenlichts zuläßt; Kurzsichtigkeit und frühzeitiges Nachlassen der Sehkraft ist in Folge dessen bei uns überall unter dem weiblichen Geschlecht nicht weniger als unter dem männlichen verbreitet. In England und Frankreich hat man statt der unveränderlichen Gardinenvorrichtung bewegliche Zugvorhänge und zwar an

jedem Fenster deren zwei, einen weißen und darüber einen dunkleren, die sich von beiden Seiten her zusammenziehen lassen und so durch einen einfachen Ruck an der Schnur es möglich machen, die Fensterbedeckung je nach dem Wechsel des Tageslichts zu reguliren.

Noch mehr als hinsichtlich der Beleuchtung wird hinsichtlich der Luftregulirung gefehlt. Daß frische, reine Luft das erste und wichtigste Lebensbedürfniß des Menschen ist, wird noch immer nicht genügend gewürdigt, und Mancher, der den kleinsten Abzug an seinen sonstigen „Bedürfnissen“ schwer empfinden würde, verhält sich gegen die Entziehung der frischen Luft, des nothwendigsten von Allen, völlig gleichgültig. Daß die Fenster dazu da sind, nicht nur das Tageslicht, sondern auch die frische Luft hereinzulassen, müßte, so sollte man meinen, Jedem klar sein. Weil aber die Meisten thörichter Weise jedes Unwohlsein von „Erkältung“ herleiten, die durch irgend einen „Zug“ entstanden sein soll, anstatt von schlechtem Blute, welches vom Aufenthalt in verdorbener Luft herrührt, so schätzen sie an den Fenstern nichts höher als einen guten Verschluß und verstopfen alle Ritzen gegen jenen schrecklichen Feind, den Zug, der gleich dem schlimmsten Gifte gefürchtet wird. Nun gut, versetzen wir uns in ein Wohnzimmer, wo Thüren und Fenster gut schließen und jedes Lüftchen abgesperrt ist. Die Inwohner, bestehend aus vier oder fünf Personen, versammeln sich um den runden Tisch, sehen behaglich zu, wie es draußen regnet und stürmt und freuen sich, daß — Dank dem guten Fensterschluß — der böse Wind nicht ins Zimmer hinein dringen kann. Was wird die Folge einer solchen Absperrung sein? Binnen wenigen Stunden wird die Luft total verdorben, zur irrespirablen Stickluft geworden sein, und zwar durch nichts Anderes, als durch die sich darin aufhaltenden Menschen. Die Luft, welche der Mensch ausathmet, ist bekanntlich nicht ebenso beschaffen wie die, welche er eingeathmet hat. Die Einathmungsluft verliert während ihres Aufenthaltes in der Lunge Sauerstoff an das Blut und erhält dafür von letzterem verschiedene Blutgase, hauptsächlich Kohlensäure und Wasserdampf. Durch jeden Athemzug entziehen wir also der Luft etwas Sauerstoff und mischen ihr dafür Kohlensäure bei. Da nun Sauerstoff zur Athmung unentbehrlich, Kohlensäure derselben aber schädlich ist, so verschlechtern wir mit jedem Athemzuge die Luft dadurch, daß wir ihr die guten Bestandtheile entziehen und durch schädliche ersetzen. Hierzu kommen noch die Producte der Hautausdünstung, Wasserdampf, Kohlensäure und andere Stoffe, so daß es erst lange dauert, bis in einem ungelüfteten Zimmer mittlerer Größe durch die Lungen- und Hautathmung von vier oder fünf Personen die Luft total verdorben ist, denn schon wenn dieselbe ein Zehntel Procent Kohlensäure enthält, beginnt sie dem Körper zu schaden. Die Symptome der Kohlensäurevergiftung beginnen mit Kopfschmerzen und Mattigkeit, mit Lähmung der Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit, steigern sich zu dem Gefühl, als hätte man Blei in den Adern und können schließlich mit dem Tode endigen. Historische Beispiele mögen beweisen. Der Nabob von Bengalen, Surajah Dowlah, ließ nach Eroberung des Forts William 146 Gefangene in einen, schwarze Höhle genannten, Barackenraum des Abends einsperren; am andern Morgen, als geöffnet wurde, gelang es nur noch, dreiundzwanzig schon halb Erstickte ins Leben zurückzurufen, die übrigen waren todt. — Als am 2. December 1848 am Bord des englischen Dampfers Londonderry der Capitän wegen stürmischen Wetters die 200 Passagiere in die Cajüte gejagt hatte, die nur 18 Fuß lang, 11 Fuß breit und 7

Fuß hoch war, alle Lücken geschlossen und die Thüre durch einen wasserdichten Plan gesperrt hatte, waren nach wenigen Stunden, wo es endlich einem der Unglücklichen gelang, einen Ausgang zu forciren, bereits 72 derselben erstickt, lediglich durch die von ihnen aus- und immer wieder eingeathmeten Kohlensäure. Daß so drastische Fälle bei uns für gewöhnlich nicht vorkommen, liegt daran, daß selbst die bestschließenden Fenster der Außenluft nicht ganz und gar den Zutritt verwehren können, daß die Thüren Ritzen und Spalten haben und daß das Mauerwerk porös ist. Aber jene Anfangssymptome der Kohlensäurevergiftung hat gewiß Jeder schon an sich selbst beobachtet, wenn er sich auch der Ursache nicht bewußt geworden ist. Es gehört hierher das Gefühl der Beklemmung, welches uns in überfüllten Hörsälen, Theatern, Restaurationen befällt, so daß wir beim Austritt aus denselben aufathmen wie ein dem Gefängniß Entronnener. Es gehört ferner hierher das Gefühl von Mattigkeit, Arbeitsunlust und dumpfem Kopfschmerz, welches wir am Morgen empfinden, nachdem wir die Nacht im ungelüfteten oder gar noch überfüllten Schlafzimmer zugebracht haben, und welches sich im Laufe des Vormittags verliert, sobald wir in bessere Luft kommen; „nervösen Kopfschmerz" nennen die Meisten dies Leiden, klagen darüber, daß es ihnen das Leben verbittere und denken nicht daran, daß es durch bloße genügende Ventilation des Schlafzimmers — während der Nacht natürlich, denn am Tage verdirbt ja Niemand die Luft darin — gehoben werden könne. Wer nicht in der Lage ist, eine besondere Ventilationsvorrichtung anbringen zu lassen, der scheue sich nicht, im Nothfall bei offenem, resp. halboffenem Fenster zu schlafen. Wenn man nur den Körper bis an den Hals genügend bedeckt und sich bemüht, durch die Nase, nicht durch den Mund zu athmen, so schadet das Schlafen bei offenem Fenster selbst dem weniger Abgehärteten nicht im Geringsten. Wer aber das Erquickende des Schlafes in reiner, guter Luft einmal kennen gelernt hat, der wird von dieser Gewohnheit gewiß nicht mehr lassen.

Ein erfreuliches Zeichen und ein Umschwung zur Besserung ist es, daß wenigstens in den Kreisen der Architekten sich mehr und mehr die Erkenntniß Bahn bricht, daß für jedes Zimmer, wo Menschen sich aufhalten sollen, eine Ventilationsvorrichtung unumgänglich nothwendig ist. Wenn auch letztere bei uns noch im embryonalen Stadium sich befindet, ein Anfang ist doch gemacht und so darf man hoffen, daß die Zeit nicht allzufern liegt, in der kein Haus ohne entsprechende, ausreichende Ventilationsvorrichtungen gebaut wird und gebaut werden darf. So lange wir indeß diesen höheren Standpunct noch nicht erreicht haben, vernachlässige man wenigstens nicht die Lüftung durch das Fenster. In der Luftscheu und falschen Erkältungsfurcht liegt die Wurzel des schleichenden Siechthums unseres Geschlechts. Fenster auf! heißt daher die Losung für die bleichen, luftscheuen Stubenhocker unserer Zeit.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß man durch alle Jahreszeiten die Fenster gleich weit offen stehen habe, sondern der Grad der Oeffnung hat sich nach der Temperatur der Außenluft zu richten. Die Wohnung soll uns statt des natürlichen Klimas und seiner mehr oder minder feindlichen Einwirkungen ein künstliches Klima bieten; und sobald die natürliche Sonnenwärme nicht mehr zu unserem Wohlbefinden ausreicht, erwärmen wir uns in unserer Wohnung mittels verwandelter Sonnenwärme, die in Form von Holz und Kohlen aufgespeichert war und nunmehr durch Herbeiführung des chemischen Verbrennungsprocesses aus ihrem Zauberschlafe erweckt wird.

Unser künstliches Wohnungsklima darf jedoch kein zu warmes sein, sondern schon eine Temperatur von 12 bis 14° R. genügt, um sich bei gewöhnlicher Nahrung und Kleidung behaglich zu fühlen. Auf dieser Höhe muß man daher die Zimmertemperatur zu erhalten suchen durch eine verständige Regulirung der Heizung an der Hand des Thermometers.

Das Heizwesen ist einer der wenigen Puncte der Gesundheitspflege, in welchen wir constatiren können, daß die Civilisation uns Besserung und Fortschritt gebracht hat. Denn die ältesten Heizeinrichtungen, welche im Grunde blos darin bestanden, daß man das Lagerfeuer mit hinein in sein Zelt oder seine Hütte nahm, erfüllten ihren Zweck nur in sehr dürftiger Weise und verschlechterten die Luft des Wohnraums aufs empfindlichste. Im Vergleich zu diesem rohen Verfahren erscheint die Einführung des Kamins (in Deutschland am Anfang des zwölften Jahrhunderts) schon als ein großer Fortschritt, denn man hatte nun doch das brennende Feuer aus dem Innenraum des Zimmers in eine Nische verwiesen und durch einen Schlot für Abzug des Rauches gesorgt. Aber noch immer machten sich zahlreiche Uebelstände geltend, indem der Rauch häufig ins Zimmer zurückgetrieben wurde, der Verbrauch an Heizmaterial ein colossaler war und die Erwärmung bei strenger Winterkälte doch noch eine ungenügende blieb. Diese Uebelstände wurden endlich beseitigt durch die modernen Heizeinrichtungen, durch die Erfindung des Ofens, welcher in neuester Zeit die der Centralheizung gefolgt ist. Im Allgemeinen dürfte es sich empfehlen, für gewöhnliche Wohnhäuser die Einzelheizung durch Kachelöfen, für Schulen, Krankenhäuser, Kasernen &c. die Centralheizung nach dem Warmwassersystem einzuführen. In jedem Falle aber muß davor gewarnt werden, durch zu hohe Zimmertemperatur den Organismus zu verwöhnen, weil dadurch nur allzuleicht die Widerstandsfähigkeit der Haut erschlafft und der Körper zu „Erkältungen“ geneigt wird.

Nur in einem Falle ist überreichliche Heizung angebracht: wenn es sich darum handelt, eine neue Wohnung auszutrocknen. Jeder Neubau hat zuerst feuchte Wände, weil der Wassergehalt des Mörtels lange Zeit braucht, um zu verdunsten. Um nun diese feuchten Wände auszutrocknen und möglichst schnell in gesunde Wohnräume zu verwandeln, ist es nothwendig, mehrere Monate hindurch stark zu heizen, und zwar unter gleichzeitiger Offenhaltung von Thüren und Fenstern, damit die mit der Feuchtigkeit der Wände gesättigte warme Luft sofortigen Abzug findet. „Dein neues Haus gieb das erste Jahr Deinem Feinde, das zweite Jahr Deinem Freunde, und erst im dritten zieh selbst hinein,“ sagt ein bekannter Hygieiniker.

Die Feuchtigkeit einer Wohnung, sei es, daß sie beim neuen Hause von zu frühem Bewohnen, beim alten Hause von nassem Untergrunde herrührt, wirkt doppelt verderblich, wenn zu ihr noch Ventilationsmangel und Unsauberkeit hinzutritt, wie es in den meisten Wohnungen des armen und schmutzliebenden Proletariats, in der Stadt wie auf dem Lande, der Fall zu sein pflegt. In solcher Luft entwickeln sich Fäulnißgase, welche sich durch jenen Geruch kennzeichnen, den man sehr treffend „Arme-Leute-Geruch“ genannt hat; es findet ferner in dieser Luft eine reichliche Pilz- und Schimmelbildung statt, und die Keime sowie die abgestorbenen Theile dieser Organismen schweben als feiner Staub (Sonnenstäubchen!) in der Luft, werden durch den Athmungsproceß in die Lungen aufgenommen und dem Blute mitgetheilt. Hierdurch erklärt es sich auch, daß die Landleute in deren Stuben meist jene verdorbene Luft sich findet, lange nicht so gesund sind als man wegen ihres

arbeitsamen, soliden und regelmäßigen Lebens denken sollte; hierdurch erklärt es sich ferner, daß bei dem ländlichen und städtischen Proletariat die Kinder in der ersten Zeit ihres Lebens, d. h. in der Zeit, wo sie ausschließlich und unaufhörlich jener giftigen Stubenluft ausgesetzt sind, massenhaft hinsterben, oder am Skrophelsiechthum langsam hinwelken, im besten Falle aber erst spät, nachdem sie lange Zeit in gesünderen Lebensverhältnissen zugebracht und so ihr Blut regenerirt haben, eine angemessene Gesundheit und Körperkraft zu erreichen pflegen.

Der Kuß durch's Gitter.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Herzbube war er, Coeurdame sie,
Geheim sehr war die amour.
Sie waren bei Hofe das schönste Paar,
Doch sahn sie sich selten nur.

Und als man blies zur fröhlichen Jagd,
Da machte der Junker Halt
Am Gitter des Schlosses der Liebsten sein,
Am stillen verschwiegenen Wald.

Die Vögel singen, die Blumen blühn,
Zutraulich der Wald errauscht,
Sie naht so zierlich, sie lächelt so hold,
Kein Wunder, daß Küsse man tauscht.

Und ob das Gitter sie tückisch trennt,
Wie die Königskinder die See:
Er jubelt: Das schlankste Reh ward mein,
Auf Wiedersehn, Liebchen, Ade!

Das Opfer.

Eine Geschichte aus hohen Kreisen.

Von **Gottfried Böhm.**

(Fortsetzung.)

Baronesse Stieda! — Wie ein treuer Hund war sie der Herrin, die sich in Gefahr begab, gefolgt und vertheidigte sie nun gegen die Pfeile der Bosheit mit dem Schild ihrer eigenen Ehre.

„Was thaten Sie hier?" frug der Hofmarschall, der keine Rücksichten kannte, wenn es sich um die Vertheidigung seiner Person handelte.

„Wir unterhielten uns über Spionage und ihre moralische Schönheit", entgegnete die Baronesse, indem sie den Hofmarschall mit einem Blick voll unsäglicher Verachtung maß.

Graf Klamm sah consternirt aus und verlor die Haltung. „Wir sind ganz zufällig hergekommen", sagte er. „Königliche Hoheit sind mein Zeuge."

Der Prinz schwieg und zog seinen Arm aus dem des Hofmarschalls.

„Zufällig!" lachte die Baronesse laut auf. Dann hielt sie wie in Folge höherer Eingebung dem Grafen Waldeck die Hand hin und sagte im Tone süßer Verschämtheit: „vous m'avez compromis, mon ami."

Der Prinz lächelte. „Ein seltsamer Geschmack!" flüsterte er kopfschüttelnd vor sich hin. Nun wandte sich die Baronesse auch an ihn. „Ich habe Eurer königlichen Hoheit zu melden, daß meine gnädige Prinzessin müde war und sich soeben in ihre Gemächer zurückgezogen hat."

Sie sprach es mit gewohnter Ruhe, verneigte sich vor dem Prinzen und ging dann etwas, wie „Gemeinheit!" zwischen den Zähnen murmelnd ihres Weges.

Niemand lachte; nicht einmal der Hofmarschall, der es so gerne auf Kosten von Anderen that. Die Baronesse hatte ihr Meisterstück gemacht.

XVII.

Als die Baronesse in das Boudoir der Prinzessin eintrat, fand sie diese laut schluchzend auf der Ottomane liegen. Sie wagte nicht, sie anzusprechen, aber sie konnte Niemand, der ihr nahe stand, weinen sehen, ohne selbst ergriffen zu werden, und so flossen bald ihre Thränen nicht minder reichlich, als die ihrer Gebieterin.

Dieser Beweis unwillkürlichen und freiwillig dargebrachten Mitgefühls rührte die Prinzessin. Sie nannte die Baronesse bei ihrem Vornamen und schlang den Arm um die übervolle Büste ihrer Hofdame, die trotz ihrer Einfalt etwas hatte, was manchmal den gescheidtesten Leuten fehlt: ein gutes Herz. „Giebt es denn keinen Ausweg?" schluchzte sie.

„Ja, einen Ausweg giebt es", sagte die Baronesse, mit stierem, auf einen Punct gerichteten Blick, wie es so ihre Art war.

„Welchen?"

„Sie dürfen ihn nicht mehr wiedersehen!"

Die Prinzessin erhob sich von ihrer liegenden Stellung und ihre Augen flammten in zornigem Feuer. Die Auflehnung gegen eine Nothwendigkeit des Schicksals nahm bei ihr die Form einer Anklage gegen die Person an, die ihr Ausdruck verliehen.

„Wen meinen Sie?“ frug sie streng.

Die Baronesse faltete die Hände wie zum Gebet.

„Den Grafen von Waldeck!“ sagte sie fest.

„Wer will es mir verbieten?“ rief die Prinzessin fast wild um sich her blickend, als suche sie nach dem, der die Kühnheit zu einem solchen Verbote besitze. „Ich will ihn sehen, ich werde ihn sehen, ich muß ihn sehen, um zu beweisen, daß ich Herrin meiner Handlungen bin und die Gerüchte verachte, die man darüber auszusprengen wagt!“

Die Baronesse stand noch immer an derselben Stelle; räumlich und sachlich; und als habe Margarethe in den Wind gesprochen, ergriff sie ihre Hand und sprach an ihre eigenen Worte von vorher anknüpfend: „Versprechen es mir Euer königliche Hoheit!“

Die Prinzessin wurde ungeduldig. „Lassen Sie mich“, stieß sie hervor. Dann winkte sie nervös mit der Hand. „Gehen Sie! Ich will allein sein!“

Die Baronesse ging langsam und zögernd ab, als hoffe sie zurückgerufen zu werden. Als die Portière der Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, überkam die Prinzessin etwas wie Reue; sie machte eine Bewegung nach der Glocke, die Baronesse zurückzurufen; dann hielt sie plötzlich inne und versank in ein dumpfes Vorsichhinbrüten.

Sie konnte das Versprechen nicht geben, das die Baronin von ihr gefordert hatte. Es war zu spät; der Pfeil saß zu tief: sie liebte den Grafen Xavier!

XVIII.

Auch am Morgen nach dem Ballfest im Palais ihres Gatten hatte Prinzessin Margaretha eine Anwandlung eines sich emporrichtenden zornigen Stolzes. Freilich kehrte sich der Angriff diesmal nicht gegen Waldeck, sondern gegen den Grafen Klamm und den Gemal.

Prinz Paul hatte nach der Scene im Wintergarten den Hofmarschall unbeachtet stehen lassen und war am Arme des Grafen Waldeck in den Saal zurückgekehrt.

Waldeck war sodann gegen das Ende des Balles, nachdem der Prinz ihn wieder frei gegeben hatte, zu Klamm herangetreten und hatte ihn mit einiger Ostentation gefragt, wann er morgen zu treffen sein werde, was von Allen als Einleitung zu einer Herausforderung angesehen worden war.

Aber der Hofmarschall rächte sich bitter für die ihm zu Theil gewordene Niederlage. Das gleichzeitige Verschwinden der Prinzessin und des Grafen Waldeck, der demonstrative Rundgang des Prinzen Paul mit demselben, endlich die ihm in Aussicht gestellte Forderung, deren Veranlassung zu kennen, er unter bedeutungsvollem Achselzucken ablehnte, dies Alles waren Momente, die der spitzigen Zunge des Hofmarschalls Stoff zu den pikantesten Combinationen lieferten, und ohne daß Jemand den Autor des Gerüchtes zu fassen oder auch nur zu bezeichnen gewußt hätte, war die Sache bald zu einem allerliebsten kleinen Scandal aufgebauscht.

Die Prinzessin gerieth außer sich; sie wußte wohl, woher der Wind

wehe und verlangte als eclatante Genugthuung die Entfernung des Grafen Klamm vom Hofe.

Sie that dies mit einem Ungestüm und einer Energie, die in einer Welt der Bedenken und Unentschiedenheit in der Regel Erfolge zu erzielen pflegt. Man brachte die Sache vor Seine Majestät.

Der König schien im Allgemeinen nicht besonders gut auf die Prinzessin zu sprechen zu sein. Er wich ihr aus, wo er konnte, und wenn er ihr begegnete, richtete er manchmal vorwurfsvolle Blicke auf sie. Im Uebrigen schien er weit davon entfernt zu sein, dem, was man da und dort ihre Vergnügungssucht nannte, Schranken in den Weg legen zu wollen; im Gegentheil hatte sie in dieser Richtung an ihm stets eine Stütze gehabt. „Ich will nicht, daß Sie Ihr junges Leben vertrauern, es ist besser Sie zeigen sich" — dergleichen Theorien hörte man ihn äußern, die ihm sonst keineswegs geläufig gewesen waren.

Uebrigens hatte die Sache ein Nachspiel, die weniger oberflächlichen Beobachtern hätte darthun können, wie viel Wahrheit in der Ansicht der Hofdame lag. Graf Klamm war unchevaleresk genug, die Forderung Waldecks auszuschlagen, indem er unter Hohngelächter sein Einstehen für die Baronesse einen schlechten Scherz nannte und sich in ironischen Ausdrücken anerbot, in dieser Richtung jede Ehrenerklärung abzugeben, die man immer von ihm fordern könne. Als die Zeugen Waldecks sich damit nicht zufrieden gaben und darauf drangen, die Sache ernster zu nehmen, erklärte der Hofmarschall es für seine Pflicht, aus Achtung für die allerhöchste Entscheidung Seiner Majestät als Officier à la suite die Sache vor ein Ehrengericht bringen zu müssen, dessen Entscheidung er nun mit einer Ruhe entgegensah, die ihre Kraft nicht aus dem Selbstgefühl persönlichen Muthes schöpfte.

Eine Genugthuung war auch der Prinzessin in dieser Sache zu Theil geworden. Am Morgen nach jenem Balle unterschrieb der Prinz das Decret, welches den Grafen Xavier von Waldeck zu seinem persönlichen Adjutanten ernannte.

Selbst dieses öffentliche Eingeständniß seines Unrechts schien übrigens Margaretha nicht vollständig mit dem Gemal auszusöhnen. Eine Zeit lang ging sie mit dem Gedanken um, Waldeck zu veranlassen, die ihm angebotene Stelle auszuschlagen, aber dazu fühlte sie sich Angesichts des Glücks, ihn fortan in ihrer unmittelbaren Nähe zu wissen, alsbald wieder zu schwach und beruhigte den Einwand ihres Gewissens, indem sie sich versprach: sich von nun an größere Reserve vor der Welt aufzulegen und auch den Schein zu vermeiden.

Die Gelegenheiten, bei denen sie mit dem Grafen zusammentraf, waren ohnedem seltener geworden. Der Carneval neigte sich seinem Ende und der Hofmarschall wußte es so einzurichten, daß Graf Waldeck fast niemals Dienst im Palais des Prinzen hatte, und seine ganze Stellung mehr auf dem Papier, als in Wirklichkeit existirte.

Fast zwei Wochen dauerte dieser Zustand der Entfremdung. Graf Xavier sah ganz blaß und abgehärmt aus; in seinem Wesen lag etwas Verstörtes und Spötter behaupteten, sie hätten ihn zu Zeiten seufzen und Todesgedanken äußern hören. Auch im Auftreten der Prinzessin lagen Anzeichen genug, welche bekundeten, wie schwer ihr die Durchführung dieser äußern Rücksicht fiel.

XIX.

Der Armenball bildete alljährlich den Abschluß der winterlichen Tanzfreuden der Residenz. Hier amalgamirten sich allein alle Gesellschaftsclassen. Personen aus allen Kreisen besuchten ihn und auch der Hof verfehlte niemals durch seine verherrlichende Gegenwart sein Scherflein zur Linderung der Noth der Armen beizusteuern.

So sollte es auch heuer gehalten werden. Die Prinzessin Margaretha hatte sich mit einem gewissen Eifer auf diese Gelegenheit, öffentlich aufzutreten, vorbereitet und auch auf ihre Toilette mehr Sorgfalt verwandt, als es bisher ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen Aeußerlichkeiten zugelassen hatte. Sie war zuweilen sehr unvortheilhaft, ja geschmacklos gekleidet gewesen; ihre Schneiderinnen hatten aus ihr gemacht, was sie wollten, ohne daß sie sich viel darum gekümmert hätte.

An diesem Abend schien sie zum ersten Mal die Sache selbst in die Hand genommen zu haben, oder, vom Zufall unterstützt, auf das Richtige verfallen zu sein. Sie trug ein Costüm, das ihr in seiner eleganten Einfachheit wunderbar gut stand. Eine Robe von blaßrosa Atlas, dessen lange Schleppe sie schlank wie eine Grazie erscheinen ließ. Um den Hals hatte sie ein schwarzes Sammetband mit einem diamantenen Schmetterling und auch in ihren dunklen Haaren glitzerten da und dort brillantene Flügel. Um die Wette mit ihren Diamanten aber glänzten ihre braunen Augen und der zarte Teint ihres Nackens und ihrer Arme war nie so vortheilhaft hervorgetreten.

Sie selbst schien zu wissen, daß sie an diesem Abend hübsch war und in ihrer Haltung lag etwas Selbstbewußtes, etwas, wie das Gefühl weiblicher Reife und Ueberlegenheit.

Als sie am Arme des Königs den Saal betrat, executirte eben ein ausgezeichnetes Orchester den Brautchor aus Lohengrin und die wunderbar aus idealer Sehnsucht und seliger Freude gemischten Accorde tauchten die Seelen in einen Strom von Harmonie und prädisponirten sie für zärtliche Gefühle. Es war ordentlich, als passe die Prinzessin ihre Bewegungen dem Tacte der Musik an und ihre Gangart selbst hatte etwas schwebend Elastisches, etwas wellenförmig Biegsames angenommen.

Graf Waldeck war gegen alle Hofregel auch an diesem Abend nicht zum Dienst befohlen worden, aber er hatte sich eingefunden und stand nun dicht unter der Hofloge, die Prinzessin mit den Augen verschlingend, während er selbst, von einer Säule geborgen, von da aus nicht gesehen werden konnte.

Margaretha hatte mit ihrem Gemal die Polonaise gegangen und machte dann Cercle unter dem Ballcomité und den Mitgliedern der ersten Gesellschaft, die sich aus Convenienz eingefunden hatten, ohne sich, wie der Hofe selbst am Tanzvergnügen weiter zu betheiligen. Auf dem Rückweg nach ihrer Loge kam sie dicht an den Grafen Xavier heran. Er verneigte sich tief und nach langen öden Tagen hörte er nun zum ersten Mal wieder den Klang ihrer geliebten Stimme.

„Warum tanzen Sie nicht, Graf Waldeck?" frug sie.

„Ich tanze, königliche Hoheit. Jede Tour!" — Er spielte mit seiner Tanzkarte. „Sie ist ganz vergeben!"

„An wen denn?' frug Margaretha etwas schnippisch.

„Das ist mein Geheimniß, königliche Hoheit!"

„Ich möchte es wissen.

„Unmöglich!"

„Wenn ich Sie aber bitte?" — Sie legte einen seltsamen Nachdruck auf das Wort „bitte" und blickte ihm tief in die Augen, während der Fächer mit den wallenden Straußenfedern an den Enden von den graziösen Bewegungen der kleinen Hand geführt, dem unteren Theil des Gesichtes Kühlung zufächelte. Die Prinzessin war kokett in diesem Augenblick.

Graf Waldeck stieg das Blut in die Wangen. Seine grauen Augen leuchteten dunkel auf und willenlos ließ er sich die Tanzkarte aus der Hand nehmen.

Die Prinzessin warf einen raschen Blick darauf. Das Verzeichniß der Tanztouren entlang war eine Königskrone gezeichnet mit einem Namenszug darunter: ihrem Namenszug! Sie erröthete; ein Zittern kam über sie; schnell gab sie die Karte zurück.

„Quelle folie!" flüsterte sie.

Dann wandte sie sich von ihm ab und ließ ihn in Zweifel und Bangigkeit.

Sie hatte sich in die Hofloge zurückgezogen, die einige Stufen über das Niveau des Tanzboden erhöht war und von der aus man dem Feste bequem zusehen konnte.

Der Ball war sehr animirt. Eine Unzahl von Paaren tanzte, dazwischen folgten Maskenscherze, Declamationen, lebende Bilder.

Die Prinzessin blickte sinnend auf dies Gewühl froher Menschen, die mit strahlenden Augen sich umschlungen haltend im Tact der Musik durcheinander wirbelten. Sie schienen so glücklich, so selbstvergessen, so fröhlich, und ein Gefühl der Wehmuth kam über Margaretha. „Einmal so, wie diese! Einmal wie Alle!" wünschte sie, „einmal ohne Zwang, ohne Etiquette, ohne Rücksicht auf die Hofwelt!"

Eine reizende Polka hatte ausgeklungen und die ersten Tacte eines Walzers tönten an ihr Ohr. Es war die einschmeichelnde Melodie des sogenannten Sehnsuchtswalzers, den sie sehr liebte. Eine Zeit lang horchte sie hin, dann befiel es sie wie ein Rausch der Sinne.

„Ich will tanzen!" rief sie, indem sie mit einer hastigen Bewegung den Hermelin, den sie umgeworfen hatte, von den Schultern streifte.

„Tanzen, königliche Hoheit?" sprach der Hofmarschall in dem Tone respectvoller Einwendung, den der Pantoffel der Höflinge den allerhöchsten Herrschaften gegenüber am liebsten anzunehmen pflegt. „Hier?!"

„Ja! Schnell! Engagiren Sie!"

„Den Herrn Minister des Aeußern?" frug Graf Klamm so unterthänig wie möglich.

Die Prinzessin erröthete, wie so oft, wenn ein ironischer Blick des Hofmarschalls ihr die Schleier von der Seele zu lüften schien. „Nein, mit dem Grafen von Waldeck", sagte sie endlich.

Der Hofmarschall verneigte sich mit Resignation und wenige Secunden später stand Graf Waldeck vor ihr.

„Dieser Walzer ist reizend", begann sie beklommen und warf einen scheuen, flüchtigen Blick über ihn hin. Man darf ihn nicht ungetanzt vergeuden". Die letzten Worte hörte der Hofmarschall noch mit an; als sie schon im Gedränge der Tanzenden waren, setzte Margaretha leise hinzu: „Nachdem Sie mich für alle Touren engagirt haben, muß ich doch wenigstens eine mit Ihnen tanzen."

Er legte den Arm um ihre Taille, nicht wie Höflinge zu thun pflegen, wenn sie mit Prinzessinnen tanzen, auch bei dieser Gelegenheit in respectvoller Entfernung bleibend und jede Berührung möglichst vermeidend, sondern indem er sie fest an sich preßte. Sie erschrak fast darüber, aber sie leistete keinen Widerstand, und so begannen sie nun in seliger Selbstvergessenheit durch den Saal zu walzen. Die Prinzessin hatte nie so gut und leicht getanzt, nie so mühelos und elastisch; es war ihr, als fühlte sie sich getragen von seinem starken Arm, es schien ihr, als habe sie niemals einen schöneren Walzer, einen harmonischeren Rhythmus vernommen. Und wie sie nun über das glatte Parket hinschwebten, konnten sie ein schönes Paar genannt werden. Beide waren sie aufgeblüht am inneren Schein ihrer jungen Liebe, wie Blumen in der Frühlingssonne; er schien freier, stärker, männlicher; sie war schöner, voller, jungfräulich reifer geworden.

Die tanzenden Paare wichen respectvoll zurück und stellten sich an den Wänden auf, um der Prinzessin zuzusehen; es trat so eine Leere um sie ein und ohne Hemmnisse tanzten sie die ganze lange Walzertour durch; ja sie hielten sich noch umschlungen, als die letzten Tacte schon verklungen waren.

Dann führte Waldeck die Prinzessin an ihren Platz zurück. „Ich danke Ihnen!" sagte sie mit Wärme, indem sie ihn entließ.

Die Hofloge war nun ganz voll und Aller Augen richteten sich fast mit Entsetzen und stechendem Vorwurf auf die Ankommende.

„Es ist nicht gebräuchlich an unserem Hofe auf öffentlichen Bällen Rundtouren zu tanzen", sagte eine feste, kalte Stimme dicht hinter Margaretha. Die Prinzessin schlug zum ersten Mal die Augen auf und wandte sich erschreckt um. Der König stand hinter ihr und maß sie mit strengen Blicken.

„Je ne savais pas", vertheidigte sie sich leichthin.

Dann kam auch Prinz Paul dicht an sie heran und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, die sie erblassen machten.

„C'est un scandale accompli!" hörte man im Hintergrund der Loge leise sagen. Die Prinzessin wagte nicht sich umzusehen, aber sie erkannte ganz deutlich die Stimme des Hofmarschalls.

„Sie reisen also nächste Woche nach Birkensee, mein Neffe?" wandte sich dann der König zu dem Prinzen Paul. „Ihr Entschluß hat jetzt meinen vollen Beifall."

Das Herz der Prinzessin pochte lauter; nun wandte die Majestät sich auch an sie: „Ich denke, die Ruhe des Landes wird Ihnen wohl thun, Prinzessin, auf einen so anstrengenden Carneval."

Es war fast verbindlich gesprochen; aber doch enthielten diese Worte nichts Anderes, als einen Befehl, gegen den es keine Berufung gab.

Das Selbstgefühl der Prinzessin bäumte sich auf; sie warf den Kopf hastig zurück, aber der Blick des Königs hatte etwas Bannendes und jede Gegenrede, jede Antwort selbst erstarb auf ihren Lippen.

Die hohen Herrschaften schickten sich an, aufzubrechen. Die Baronin gab der Prinzessin den Hermelin um.

„Was habe ich denn so Entsetzliches gethan?" frug sie, indem sie sich einhüllte.

„Königliche Hoheit", erwiederte die Hofdame mit dem entwickelten Zahlensinn, „es war der dritte."

„Der dritte?"

„Der sogenannte Herzenswalzer", erklärte die Baronesse, die offenbar zuweilen Beobachtungen anstellte, die sonst höchst wahrscheinlich aller Welt entgangen waren.

XX.

Wie verborgen unter der Maske äußerer Ruhe sich auch diese Familienscene in der Hofloge abgespielt hatte, so war doch Graf Waldeck der gegen die Prinzessin gerichtete Charakter derselben nicht entgangen. Er sah die vor Zorn gerötheten Wangen, die fixen Blicke, die zuckenden Gesichtsmuskeln, er hörte den schneidenden, streitenden Ton, den die Reden selbst noch auf der Treppe beibehielten, und als die Hofwagen schon in den Thorweg einfuhren.

Es war nicht Neugierde, es war das vage Bedürfniß, Diejenige zu schützen, die sich soeben in einer Anwandlung freier Hingabe seinetwegen compromittirt hatte, was Waldeck veranlaßte, dicht hinter den hohen Herrschaften horchend die Treppe hinabzugehen und gleich nach ihnen den Saalbau zu verlassen.

Seit seiner Ernennung zum Adjutanten des Prinzen Paul war Waldeck ein Zimmer im Palais desselben eingeräumt worden; aber er schlief nur dort, wenn er zum Dienst befohlen war. Nach jenem Balle kam ihm plötzlich der Gedanke, er müsse auch heute dorthin gehen.

Unschlüssig blieb er einen Augenblick lang auf dem Puncte stehen, wo die Wege zum Palais des Prinzen und zu seiner Privatwohnung auseinander gingen. Es war eine helle, kalte Mondnacht, in der man die Contouren aller Dinge deutlich unterscheiden konnte. Waldeck blickte nach den Giebeln und Erkern, nach der im Schatten kauernden Masse des Schlosses hin und sann nach. So viel Unerklärliches, so Manches, was ihn selbst zu Vermuthungen präciserer Natur keine genügende Grundlage hatte bieten können, war ihm in den letzten Wochen in dem Verhältniß des prinzlichen Paares, in dem Wesen Margaretha's aufgefallen und schien mit räthselhaften Augen auf ihn zu starren und seine Lösung von ihm zu heischen.

Das Geräusch der heimwärts rasselnden Hofwagen in der Ferne weckte ihn vom absorbirenden Nachdenken und er lenkte seine Schritte nach dem Schlosse.

Die steinernen Sphinxe, die am Portal saßen, blickten so finster aus ihren Schatten, daß er unwillkürlich auf den Gedanken kam, wie es wäre, wenn sie plötzlich die steinernen Tatzen öffneten und ihn an ihre kalten Brüste drückten. Aber er kannte keine Furcht und selbst der Macht unheimlicher Stimmungen war seine Seele nur selten zugänglich.

Der Posten am Palais präsentirte trotz der Nacht; der Portier hatte seine Loge geschlossen und ungehindert konnte Waldeck den Vorplatz passiren.

Sein Zimmer befand sich im dritten Stock des weitläufigen Gebäudes. Leise stieg er die Treppen empor, steckte vorsichtig den Schlüssel in die hohe eichene Thür und öffnete sie.

Der Mond überfluthete den einsamen Raum und spielte da und dort mit der Vergoldung einen Rahmen, dem Spiegelglas, dem weißen Zifferblatt der Uhr. Man konnte die Umrisse aller Gegenstände deutlich sehen, die steifen Möbel im Empirestyl, das sargähnliche Sopha, den weißen, gespensterhaften Bettvorhang.

Graf Waldeck hatte sich müde in einen Fauteuil niedergelassen und

seine Augen wanderten nun langsam von Gegenstand zu Gegenstand. Nur nach einer Seite hin wagte er nicht zu blicken; dahin, wo das Bild des Prinzen Paul hing. Es war ein Porträt in Lebensgröße, schlecht gemalt, aber von packender Aehnlichkeit. Nun fiel eben ein Mondstrahl darauf und es war Waldeck, als seien diese schwermüthigen Augen vorwurfsvoll auf ihn gerichtet.

Dieser Eindruck war mit einem allgemeinen Gefühl des Unbehagens für ihn verbunden; aber er versuchte weniger sich über die Gründe desselben Rechenschaft zu geben, als ihn von sich zu verscheuchen. Zu diesem Zwecke suchte er sich das Bild der Prinzessin zu vergegenwärtigen, ihre leuchtenden Augen, ihr Lächeln, ihren blendenden Nacken, die Worte, die sie zu ihm gesprochen, den glücklichen Augenblick, da er sie an seine Brust gepreßt, um mit ihr durch den Saal zu wirbeln. Deutlich glaubte er den Tact des Walzers wiederum im Ohr zu vernehmen und selige Schauer liefen durch seine Seele.

Wie gebannt und regungslos saß er so eine lange Weile. Um die Aufmerksamkeit nicht auf seine Fenster zu lenken, hatte er nicht gewagt, Licht zu machen. Es war eine tiefe, todte Stille um ihn her gewesen; nun schlug draußen die Thurmuhr zwei Uhr, unter sich hörte er eine Thüre gehen, die Thüre zu den Zimmern der Prinzessin; dann war wieder Alles still.

Ohne sich zu sagen weshalb, stand er auf und öffnete die Thüre. Was war das? Klang es nicht wie ein Klopfen, ein regelmäßiges Klopfen, wie es bei Geistererscheinungen und Ahnungen gehört werden will? Seltsam! —

Er ging den dunklen Gang vorwärts. Das Klopfen wurde lauter; eine Stimme klang gedämpft durch Mauern und Thüren an sein Ohr. Er konnte nicht hören, was sie sprach, aber es lag ein wilder, gebieterischer Ton darin. War es nicht die Stimme des Prinzen? So schien es .... Eine Angst überlief Waldeck, er stieg die breiten Treppen zum ersten Stockwerk hinunter.

Auf dem Corridor vor den prinzlichen Appartements brannten kleine Oellampen und erleuchteten schlecht die großen Ahnenbilder an den weißgetünchten Wänden. Dort, das finstere Gesicht unter der wolkigen Allongeperrücke, das die Hand so trotzig auf die Krone legte, hier die schmächtige Gestalt in spanischer Tracht, die den Kopf einer großen grauen Bulldogge liebkosend an sich drückte, und jene bleiche Dame in Weiß, mit der perlenverzierten Brautkrone im blonden Haar, deren schwärmerische Augen der Nachwelt eine dunkle Geschichte von einem gebrochenen Herzen zu überliefern schienen.

Waldeck blieb stehen und horchte wieder. Nun hörte er auch noch eine weibliche Stimme, ganz deutlich, in wenigen hastigen, abgerissenen Worten. Sie kamen aus dem Munde der Prinzessin und klangen wie ein Flehen um Hülfe.

Vor Waldeck zeigte sich die niedere Thüre, die dem Gärtner als Zutritt zu dem Wintergarten diente. Die Klinke gab dem Druck seiner Hand nach; er trat ein und einem unwillkürlichen Sicherheitsbedürfniß gehorchend, verschloß er die Thüre von innen.

Tiefstes Dunkel herrschte an der Stelle wo er stand. Ueppige Treibhausgewächse bildeten einen dichten Wall vor ihm und erst nach längerem Suchen gelang es, eine Stelle ausfindig zu machen, wo er durch die Blätter hindurch nach dem Mittelraum sehen konnte, den fahles Mondlicht matt erhellte.

Da kniete sie mit gefalteten Händen, das Antlitz emporgerichtet. Ja, sie war es! Es war keine überirdische Vision, kein Engel, der auf seinem Fluge durch das Thal der Thränen hier eine Haltestelle gemacht hatte. Ihre langen Haare flossen aufgelöst von ihren Schultern herab, ein nachlässig umgeworfenes Nachtkleid deckte die Formen ihres Körpers und ihre Lippen bewegten sich leise im Gebet.

Das Klopfen begann wieder; zuerst langsam, dann sich steigernd, bis es ungestüm und gewaltthätig wurde.

„Königliche Hoheit!“ flüsterte Waldeck.

Die Prinzessin fuhr zusammen und starrte entsetzt nach der Stelle, aus welcher die Worte kamen.

Waldeck bahnte sich einen Weg durch die künstliche Wildniß und trat aus dem Schatten in die Helle des Mondlichts.

Margaretha erkannte ihn sofort. Hastig erhob sie sich von der Erde und flog auf ihn zu. „Gott sendet Sie mir!“ sprach sie leise und mit seltsamer Gluth. „Ich habe um Erlösung gebetet seit einer bangen entsetzlichen Stunde. Retten Sie mich!“ flehte sie, indem sie die Hände krampfhaft gegeneinander preßte und mit einem halb scheuen, halb vertrauungsvollen Blick sein Antlitz streifte.

Er stand ihr so nahe, daß der Odem ihres Mundes warm an seine Wange wehte und ihr angstvoll wogender Busen seinen Arm berührte. „Ich fürchte mich so sehr!“ lispelte sie zitternd wie Espenlaub.

Das Klopfen hatte allmälig nachgelassen; man hörte Anzeichen vergeblicher Anstrengungen, die Thüre mit Gewalt zu sprengen; dann wurde auch davon abgelassen.

„Da Du durch das Band der Kirche an mein Schicksal gebunden bist“, begann eine tiefe, feierliche Stimme, die Waldeck nicht sogleich erkannte, „folge meinem Ruf. Deine Stunde ist gekommen, daß Maß Deiner Sünden ist voll und die Sühne kommt über Dich! Oeffne! Oeffne! Oeffne! Im Namen des Dreieinigen!“

„Er will mich tödten!“ rief die Prinzessin entsetzt, indem sie sich noch inniger an Waldeck heran drängte.

Er schlang den Arm um sie, wie um sie zu schützen, seine Lippen berührten ihre Stirn und eine selige Dämmerung umwob Beide mit ihrem ungewissen Schein.

Dann hörten sie schlürfende Tritte, die sich entfernten.

„De profundis clamavi ad te domine, domine exaudi orationem meam!“ — klang es plötzlich langgezogen durch die tiefe Stille der Nacht. Prinz Paul sang den Sterbepsalm. Er hatte in getragenem, klagenden Tone begonnen, dann schlug auf einmal Melodie und Stimme um und in einer seltsam hüpfenden, fast lustigen Weise fuhr er fort: „In Paradisum deducant te angeli, in tuo adventu suscipiant te martyres et perducant te in civitatem sanctam Jerusalem“ .... Hier machte der Prinz eine Pause, als erwarte er das Responsorium eines unsichtbaren Chores und wieder ernst schloß er: „Requiem aeternam dona ei domine et lux perpetua luceat ei!“

Es lag eine unsagbare Wehmuth, ein herzzerreißender Schmerz in diesem Gesang, der durch die heitere Weise, in welche der Prinz stellenweise verfiel, nur noch erhöht wurde.

Graf Waldeck durchrieselte es kalt; die Erkenntniß der Wahrheit blitzte durch seine Seele. „Er ist wahnsinnig!“ sagte er, wie zu sich selbst.

Die Prinzessin lehnte den Kopf an seine Schulter und schluchzte bestätigend.

Halb in abgerissenen Sätzen, halb andeutungsweise machte sie dem Grafen Waldeck Mittheilung von der bereits in der Hochzeitsnacht in Tobsucht ausgebrochenen Wahnidee des Prinzen, als sie vom bleichen Mondlicht beschienen in der Epheulaube des Wintergartens saßen, die schon einmal Zeugin ihrer Vertraulichkeit gewesen.

Margaretha wehrte nicht, daß Waldeck ihr mit sanfter Hand die Thränen von den Wangen wischte und als wolle er sie vom Rand des Abgrunds zurückhalten, ihren Arm mit dem seinen verschlang. Er tröstete sie und sie lauschte seinen Worten mit der fraglosen Hingebung vollkommener Hülflosigkeit; er schwur ihr, daß er sie retten wolle, und sie hatte keinen Zweifel, daß er es vermöge. War es ihr doch süß zu denken, daß der Mann, den sie liebte, wie eine Vorsehung über ihr walte und eine selige Gewißheit durchschwellte sie, daß er ihr Glück in seinen starken Händen halte und daß sie es von ihm empfangen werde. Sie hätte in jener Nacht zu nichts Nein sagen können, was er vorschlug, und wenn er von ihr verlangt hätte, mit ihm die Reise in das dunkle Land des Todes anzutreten, oder ihre Tage zu seinen Füßen zu beschließen.

Es war wie eine Pause in ihrem Schicksal, wie ein Stillstand des rauschenden Stromes, der die Dinge zu ihrem nothwendigen Ende treibt und mit dem Lärm seiner brandenden Wogen den jähen Aufschrei der Herzen übertäubt.

Aber dieser ganze traumhaft glückliche Zustand war doch nur zu erkaufen gewesen, indem sie die starken Zweifel in den möglichen Erfolg ihres Vorgehens zum Schweigen brachte, und sich ganz der inneren Gebrochenheit überließ, welche die Aufregungen der letzten Zeit nur zu erklärlich erscheinen ließen. Diese Schwäche warf denn auch ihre blassen Reflexe auf die Handlungsfähigkeit Margaretha's und die Entschlüsse, die sie in jener Nacht faßte, waren fahl und kraftlos, wie das Mondlicht, das durch die Glasscheiben der Decke fiel und zu ihren Füßen mit den Schatten der Blätter spielte.

Der Morgen kam; die Nebel der Selbstberuhigung fielen von ihren Augen und sie griff sich schaudernd an die Stirne. Was hatte sie gethan? Welchen Weg hatte sie eingeschlagen? An welchen Abgründen, in die sie nicht zu schauen wagte, führte er vorbei! Zu welchen Zugeständnissen hatte sie sich von der Stimmung der Stunde hinreißen lassen!

Es war nicht gerade Reue, was ihr all' diese Erwägungen einflößte, aber doch eine Beklommenheit, die der Reue ähnlich sah. Wenn es möglich gewesen wäre, mit einem Hauch ihres Mundes das gestrige zu nichte zu machen, sie hätte es gethan und sich mit verscheuchter Aengstlichkeit wiederum an das Bestehende angeklammert. Die Fesseln, die sie trug, erschienen ihr auf einmal Stützen, und sie empfand ein feiges Bedürfniß nach dem vergoldeten Käfig, aus dem zu entfliehen noch kurz vorher alle ihre Sinne verlangt hatten. Aber sie konnte nicht mehr zurück. Größer noch, als die Scheu, vorwärts zu gehen, waren die inneren Hindernisse, die sich ihrer Umkehr entgegenthürmten. Sie schämte sich vor sich selbst und mehr noch vor Waldeck, ihre Schwäche einzugestehen und kam so nicht über das bange Gefühl hinaus von Jemand, der den Kahn in die hohe See hinaus abgestoßen und nicht weiß, wohin ihn die Wellen treiben.

Sie waren, als ob es sich um etwas Selbstverständliches handle in erster Linie darüber übereingekommen, daß dies verhaßte und unnatürliche Eheband gelöst werden müßte.

Sich zu diesem Behufe in erster Linie an ihren Großohm zu wenden, hatte die Prinzessin mit Entschiedenheit abgelehnt. Die Erinnerung an ihn und Alles, was mit ihm zusammenhing, bildete eine wunde Stelle in ihrer Seele, die bei jeder Berührung schmerzte. Gleich im Anfang ihrer Ehe hatte sie ihm geschrieben und andeutungsweise das traurige Loos durchblicken lassen, das ihr zu Theil geworden. Es war darauf gar keine Antwort erfolgt, und als sie in ihrer Noth eindringlicher wurde und ihre Lage ungeschminkt schilderte, hatte er ihr endlich mit banalen Trostgründen und pedantischen Weisheitslehren geantwortet.

Sie empfand dies als eine Art von Verstoßung, als wolle man ihr fühlen lassen, daß man froh sei, sie auf irgend eine Weise los geworden zu sein und keinerlei Verpflichtung in sich verspüre, sich durch ihre lästige Existenz weitere Ungelegenheiten zu bereiten und gelangte auf diesem Wege zu der Ueberzeugung, daß sie von dort her nichts zu erwarten habe und, was immer das Schicksal ihr vorbehalten, sie auf ihren eigenen Füßen stehen müsse und auf ihre eigene Thatkraft angewiesen sei.

Bei diesem Stand der Dinge hatte Waldeck ihr gerathen, zu dem König zu gehen, um von ihm Hülfe und Gerechtigkeit in Anspruch zu nehmen. Dies hatte sie ihm zugesagt. Am folgenden Tage wollte sie ihn dann, wie zufällig, bei den drei Blutbuchen treffen, um ihm über das, was sie ausgerichtet Bericht zu erstatten.

Allein, um wie viel schwerer war es, diesen Schritt im hellen Tageslicht angesichts der kalten Wirklichkeit der Dinge zu thun, als im Dunkel der Nacht mit weichgestimmter Seele eine Zusage darüber zu machen! Wie lange zögerte Margaretha, wie schwer wurde es ihr, die äußeren Zeichen ihrer Seelenpein niederzukämpfen und wie viel kleine Hindernisse erfand sie, die Sache hinauszuschieben!

Der Wagen war für vier Uhr befohlen worden und der Hofmarschall hatte die Mittheilung, daß die Prinzessin nach Georgslust zu fahren gedenke mit so sichtlichem Vergnügen und einem so triumphirenden Lächeln entgegengenommen, daß der Ausdruck seines Gesichts allein schon hingereicht hätte, der Prinzessin die vollkommene Aussichtslosigkeit des Schrittes, den sie zu thun im Begriffe stand, prophetisch vorzuspiegeln. Aber Margaretha hatte sich längst abgewöhnt, den Grafen Klamm anzusehen, wenn sie mit ihm sprach. Sie fürchtete sich ordentlich vor ihm und in der That hatte seine scharfe Beobachtungsgabe zuweilen etwas dämonisch Unheimliches. Man fühlte sich vor ihm sozusagen seelisch entblößt, er durchschaute alle Vorwände, alle kleinen Regungen und Aufwallungen des Herzens und, was allenfalls noch seinem Auge entging, wurde seinem Ohr durch ein Cernirungscorps lauschender Lakaien und Spione aller Art zugetragen.

Auch über die jüngsten Pläne der Prinzessin hatte er Vermuthungen, die der Wahrheit sehr nahe kamen und der rege Verkehr, den er fortwährend mit dem Cabinet des Königs unterhielt, bewies hinlänglich, daß er in keiner Hofintrigue als müssiger Zuschauer zu figuriren gedenke.

* * *

Es war ein grauer trübseliger Nachmittag, als die Prinzessin durch die lange Pappelallee dahinfuhr, die nach Georgslust führte. Schwere Schneewolken hingen am Himmel und die Raben auf der Straße, denen der Wagen sich näherte, flogen krächzend auf und setzten sich zankend auf die entlaubten Zweige.

Baronesse Stieda saß an der Seite der Prinzessin und stierte gedankenlos vor sich hin. Margaretha hatte es nach einigen vergeblichen Versuchen, ihr den Stand der Dinge errathen zu lassen und sie auf ihre Ideen eingehen zu machen, aufgegeben, mit ihr zu sprechen. Mangel an Verständniß zu finden, machte sie an diesem Tage nervös und ungeduldig und der Drang, die widersprechenden Gefühle in sich selbst ausgähren zu lassen, überwog das Bedürfniß der Mittheilung. Sie zerzupfte die Spitzen ihrer Handschuhe, wie immer, wenn sie innerlich erregt war und öffnete und schloß das Wagenfenster mehrmals mechanisch, ohne zu wissen, was sie that.

Endlich war die Fahrt zu Ende. Die Pferde standen still, schnaubten aus und scharrten im Schnee. Vor den Angekommenen lag in träger imposanter Ruhe das Schloß des Königs. Seine nächste Umgebung war heute belebter als sonst; man sah da und dort Personen in festtäglicher Kleidung stehen, oder zurückkommen, bald mit freudig belebten, bald mit enttäuschten Mienen, und selbst einige Miethwagen hatten sich eingefunden, die nun ihre Insassen erwarteten. Es war der Tag der Woche, an welchem der König eine Stunde lang allgemeine Audienzen ertheilte. Die Prinzessin hatte ihn nicht gerade gewählt, aber sie war ihm auch nicht ausgewichen, denn es gewährte ihr eine gewisse Genugthuung, dem König zu zeigen, daß sie nicht mehr und nicht weniger verlange, als er seinem geringsten Unterthanen zu gestatten pflege.

Der Lakai sprang vom Bock und eilte in das Schloß, um dem Kammerdiener Sr. Majestät die Ankunft der Prinzessin zu melden.

Es verging einige Zeit, während welcher Baronesse Stieda interessante Bemerkungen archäologischer Natur über den reinen Rococostyl von Georgslust zum Besten gab und die Prinzessin krampfhaft nach Fassung rang.

Als sie den Lakaien in der Ferne zurückkommen sah, erhob sie sich und schickte sich hastig an, aus dem Wagen zu steigen. Der Lakai stürzte herzu und meldete, daß Seine Majestät bedauerten, Ihre Königliche Hoheit nicht empfangen zu können.

Die Baronesse zog die Uhr, „Dinerzeit!" flüsterte sie verständnißvoll, indem sie, wie sich selbst bestätigend mit dem Kopfe nickte.

„Nicht empfangen zu können!" stieß die Prinzessin hervor. Sie richtete sich auf, warf den Kopf zurück und wurde purpurroth vor Zorn. „Ist der König nicht zu Hause?" frug sie in hohem Fistelton.

In diesem Augenblick erblickte sie ihn am Fenster seines Arbeitszimmers. Die Audienzstunde war vorüber, er stand müssig an dem Kreuzstock und fütterte den uralten, federnarmen Papagei seiner höchstseligen Gemalin. Die Prinzessin fühlte, daß ein Moment lang sich ihre Augen begegneten. Sie grüßte nicht und hielt trotzig seinen Blick aus, in dem etwas ablehnend Feindseliges, etwa wie eine Kriegserklärung zu liegen schien. Dann zögerte sie noch, als sei es denkbar, den Zutritt bei dem Monarchen zu erzwingen, und erst als die Baronesse sie gefragt hatte, wen sie noch erwarte, gab sie den Befehl, umzukehren.

XXI.

Die Weigerung des Königs, sie zu empfangen, traf die Prinzessin wie ein Schimpf. Sie wußte, daß er im allgemeinen leicht zugänglich war und Jedem, der sich an ihn wandte, Gehör zu schenken pflegte. Und das, was dem unbedeutendsten Petenten gewährt wurde, sollte ihr versagt sein! Sie, die ein Recht zu haben glaubte, Andere anzuklagen, sollte wie eine Schuldige, wie ein ungelegener Eindringling von der Schwelle gewiesen werden! Ihr Stolz und ihr Rechtsgefühl lehnten sich gleich sehr dagegen auf und versetzten sie in eine Art von nervöser Exaltation.

Der einzige Weg, den zu betreten ihr noch erübrigte, war der streng officielle. Sie hatte Waldeck beauftragt, dem Gesandten ihres Vaterlandes die ersten Eröffnungen über den beklagenswerthen Stand der Dinge und die Unerträglichkeit ihres ehelichen Verhältnisses zu machen und ihn von dem Schritte zu benachrichtigen, den sie zu thun wünsche.

Der Gesandte gehörte in die Schule derjenigen Diplomaten, welche in der Vorsicht die Mutter der Weisheit verehren und sich mehr durch unruhige Geschäftigkeit, als durch Selbstständigkeit und Klarheit des Denkens auszeichnen. Händeringend lief er von Ort zu Ort, berieth sich mit seiner ganzen Legation, mit dem Minister des Aeußern, mit dem Leibarzt des Prinzen Paul, bis er sich endlich entschloß, einen Courier mit der flehentlichen Bitte um Instructionen an den Hof, den er vertrat, abgehen zu lassen.

Wohl hatte man sich strengste Discretion von allen Seiten unter den tiefgefühltesten Händedrücken zugesichert, aber ein Geheimniß unter Mehreren besitzt eine Expansivkraft, die aller menschlichen Vorsicht spottet. Das Wort: „Scheidung" war vor fremden Ohren ausgesprochen worden. Einige behaupteten, daß es aus dem Munde des Leibarztes des Prinzen Paul, einer Creatur des Grafen Klamm gekommen sei. Er selbst leugnete es, aber — gleichviel! — es fand ein hundertstimmiges Echo und verbreitete sich schnell in der Hofwelt, wie in der ersten Gesellschaft.

Bekanntlich geht es mit Gerüchten, wie mit Volksliedern; beide sind der schöpferischen Phantasie der Menge unterworfen und Jeder fügt dem oft kargen Grundstock etwas von seinem eigenen Reichthum bei. Es ergab sich als eine Consequenz der Logik, an die Kunde, daß die Prinzessin Margaretha damit umgehe, sich scheiden zu lassen, die Frage nach dem: Warum? dieser unerwarteten Entschließung zu knüpfen, und es gehörte wahrlich wenig Combinationsgabe dazu, diesen Grund als in der unbesiegbaren Leidenschaft liegend zu bezeichnen, in der sie zu dem Grafen Xavier entbrannt sei.

Diese ehrenrührige Motivirung wurde denn auch alsbald als feststehend angenommen und colportirt. Zu den Ohren der Prinzessin gelangte sie nicht; Graf Waldeck, dem sie in Form allusionsreicher Gratulationen von allen Seiten her zugetragen wurde, fing sie auf und beschloß, ihr die Spitze abzubrechen, koste es, was es wolle.

Mußte ihm, den Margaretha zu ihrem Ritter geschlagen, nicht die Ehre seiner Dame über Alles gehen und gab es ein Bedenken, dem diese Pflicht hätte nachstehen können?

Er hatte es zuerst durch Versicherungen auf Ehrenwort, durch Forderungen auf Pistolen und krumme Säbel versucht, gegen die Medisance der Gesellschaft anzukämpfen. Aber er war überall mit den artigsten Entschuldigungen, den bündigsten Ehrenerklärungen vor und ohne Zeugen abgespeist

worden, ohne den achselzuckenden Verbeugungen, der leichten Ironie in den Gesichtern, ja dem lauten Kichern hinter seinem Rücken das Mindeste anhaben zu können.

Das Einstehen eines Einzelnen wird wohl überhaupt selten ein allgemeines Gerücht zu ersticken vermögen. Similia, similibus! Gegen Oeffentlichkeit hilft nur wieder Oeffentlichkeit und als die Sache nachgerade immer größere Dimensionen annahm, entschloß sich Waldeck, wenn auch widerwillig, diesen Weg zu betreten.

Wenig geübt, die Feder zu führen, sich in diplomatischen Satzwendungen zu ergehen und die Wahrheit verhüllt, unter der Rose zu sagen, wie er war, klang die kurze Notiz über die psychische Erkrankung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Paul und die Vorsicht, die sie seiner Umgebung auferlege, welche er einem der gelesensten Blätter der Residenz, das mit der officiellen Welt in keinerlei Beziehung stand zusandte, und dieses ohne Abänderung zum Abdruck brachte, unbeholfen genug, und schien die Zurückhaltung zu verschmähen, welche die ungenirtesten Berichterstatter sich bei dergleichen Mittheilungen aus Hofkreisen auferlegen.

Allein der Eindruck dieser wenigen Zeilen war darum nur ein so größerer. Sie platzten wie eine Bombe und fuhren hernieder wie ein Blitz, der die dunkle Stelle einer Landschaft erhellt. Ein schleuniges officielles Dementi vermochte ihre Wirkung nicht abzuschwächen und die dunklen Gerüchte über ihren Urheber dienten nur dazu, ihre Autorität zu erhöhen und die Zweifel an die Richtigkeit der Thatsache, welche sie beurkundeten, vollends zu zerstreuen.

Die öffentliche Meinung schlug daraufhin mit einem Male um. Nun glaubte sich Jeder an kleine Züge zu erinnern, an Anzeichen mannigfacher Art, daß es mit dem Prinzen Paul „nie recht richtig" gewesen und an die Stelle ehrenrühriger Vermuthungen trat ein aufrichtiges Mitleid mit dem Loose der schwergeprüften Prinzessin Margaretha. Ueberall, wo sie sich zeigte, begegnete sie Aeußerungen der Sympathie. Die Wagen der höchsten Aristokratie fuhren mit einer gewissen Ostentation vor dem Palais Paul vor, und die zahlreichen Audienzen, die um diese Zeit bei ihr erbeten wurden, hatten fast die Natur von Condolationsbesuchen und Beileidserklärungen.

Die Prinzessin nahm Niemand an, aber diese Wiederkehr der fast ganz verscherzten Volksgunst that ihrem Herzen wohl und sie fühlte sich durch die allgemeine Zustimmung merkwürdig gehoben und bestärkt.

Selbst Graf Klamm, der mit Entsetzen gewahrte, wie sehr die Prinzessin überall an Terrain gewann, suchte sich ihr und Waldeck nun zu nähern. Ihn freilich wies Margaretha kalt zurück und Waldeck hatte keine andere Antwort für ihn, als daß er ihn vor Zeugen daran mahnte, daß eine gewisse Ehrensache zwischen ihnen noch unbereinigt und in Schwebe sei.

Auch aus dem Vaterland Margaretha's war unterdessen Antwort eingetroffen. Ein Courier war angelangt und hatte, wie es hieß, dem König ein Handschreiben ihres Großohms überbracht, an dessen günstigem Inhalt sie um so weniger zweifelte, als sie sicher darauf hoffte. Alles ging Schlag auf Schlag. Margaretha blickte nicht mehr rückwärts und nicht mehr vorwärts; sie stürmte voran. Der Taumel war vollständig und selbst die Momente der Beklemmung, die bis zuletzt wie leises Frösteln ihre Seele durchrieselte, waren nach und nach ganz ausgeblieben.

Ja, so groß war ihr stolzes Siegesgefühl, daß sie es selbst wagte, dem König offenen Trotz zu bieten.

Der Monarch hatte sie nach Empfang des Handschreibens ihres Ohms ersuchen lassen, zu ihm zu kommen. Sie hatte sich mit einer „leichten Indisposition" entschuldigt, aber aus der Art, in der sie diese Antwort an Se. Majestät gelangen ließ, konnte man deutlich genug die Bitterkeit einer noch unverschmerzten Kränkung herausfühlen.

Es war, als ob sie vom König Genugthuung für die jüngst erfahrene Abweisung verlange, die bei ihr einer übertriebenen Empfindlichkeit begegnet war. Sie schien den Fehdehandschuh in aller Form aufgenommen zu haben und es gab Momente, in denen sie Waldeck davon sprach, sich äußersten Falles in das Gesandtschaftspalais ihres Vaterlandes zurückzuziehen, oder plötzlich zum Staunen Aller eine fluchtartige Reise nach der Residenz ihres Großohms antreten zu wollen.

Man war berechtigt anzunehmen, ihre Seele sei gewappnet und auf's Aeußerste gefaßt. Niemand, sie selbst nicht ausgenommen, ahnte, wie viel von ihrem trotzigen Muthe Exaltation des Augenblicks und wie viel in ihrer Haltung künstlich war.

XXII.

Die Prinzessin sollte auch noch den Triumph erleben, daß der König nachgab. Wie alle überlegenen Naturen konnte er in Verfolgung wichtiger Ziele im rechten Augenblicke geschmeidig sein und kleinliche Reibereien und leere Etiquetterücksichten widersprachen seiner höheren Auffassung der Dinge.

Lange vorher, ehe der Courier ihres Großohms angelangt war, hatte der König durch Klamm erfahren, das Margaretha etwas Außergewöhnliches im Schilde führe und ihre Beziehungen zu Waldeck dazu benütze, ihre Pläne zu realisiren. Es war ihm bekannt geworden, daß sie den Grafen nicht nur in geheimen Audienzen empfange, sondern daß er auch am Tage des Armenballes erst spät in der Nacht ihre Gemächer verlassen habe. Die Weigerung, sie zu empfangen, war ebenso der Entrüstung entsprungen, die er über dieses scheinbare Außer-Augensetzen jeder Rücksicht auf ihre Stellung empfand, als einer unüberwindlichen Antipathie, die peinlichen Mittheilungen entgegenzunehmen, derer er sich von ihr versah und von denen er die leise Hoffnung hatte, daß sie todtgeschwiegen werden könnten.

Es hatte ihm nicht an Vermuthungen gefehlt, um was es sich eigentlich handle, aber volle Gewißheit gab ihm doch erst der Brief von Margaretha's Großohm.

Die Entdeckung der Schritte, welche Margaretha gethan, sich von ihrem Gemal zu trennen, gab ihm im ersten Augenblick einen Anfall von blinder Wuth. Ihm, dem von jeher Alles nach Wunsch gegangen, dem Niemand zu widerstehen wagte, dessen Wort so oft in den Cabinetten entscheidend in die Wagschale fiel, stellte sich ein kaum reifes Mädchen entgegen, eine nachgeborene Prinzessin, die er selbst aus dem Dunkel in die Nähe seines Thrones erhoben, und störte mit ihren unbequemen Machinationen die kühle Ruhe seines Gemüthes. Sein erster Gedanke war gewesen, die Hand seiner Macht zerschmetternd auf sie niederfallen zu lassen und sie zu vernichten.

Allmälig aber wurde er milder gestimmt. Ein Gefühl des Unrechts dämmerte in ihm auf, eine leichte Angst, mit einem Makel aus diesem

ungleichen Kampfe hervorzugehen. Und das nicht allein! Auch eine Regung von Mitleid hatte sich in dies unempfindlich scheinende Herz eingeschlichen. Er sah unter der dünnen Hülle ihrer äußeren Erregung die machtlose Angst, die kindlichste Haltlosigkeit, er sah, wie sie blässer und blässer wurde; er fühlte, daß sie unglücklich war und wenn er sich auch über den Zustand des Neffen noch Täuschungen optimistischer Natur hingab, so war doch darüber kein Zweifel möglich, daß seine Ehe keine „wohlassortirte“ sei.

Die Prinzessin stand am Fenster, als die Carosse der Majestät auf das Palais Paul zufuhr. Ein jäher Schreck befiel sie; es gab ihr einen Stich durchs Herz und sie preßte unwillkürlich die Hand auf die Brust.

Alles um sie her schien in Fluß zu gerathen und die Eindrücke stürzten mit verwirrender, betäubender Schnelligkeit auf sie. Der Wagen des Königs fuhr rasselnd in den Thorweg des Schlosses ein, der Portier zog hastig an einer Dienstglocke, die Lakaien rannten wie außer sich durcheinander, Thüren flogen auf und zu.

„Werden Hoheit Sr. Majestät nicht bis an die Treppe entgegengehen?“ frug die Baronesse Stieda, die von Allen die Fassung bewahrte.

Die Prinzessin überhörte die Frage. Sie suchte krampfhaft sich die neuerliche Weigerung des Königs, sie zu empfangen, den höhnisch geringschätzigen Blick, den er ihr vom Fenster seines Arbeitszimmers aus zugeworfen, die Entrüstung, die sie über dies Alles empfunden hatte, wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Aber dieses Gefühl wollte nicht Stand halten in diesem Augenblick und knickten unter der Wucht einer unüberwindlichen, namenlosen und wie schuldbewußten Angst wie Schilfrohr zusammen.

Margaretha's Kniee brachen; sie hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten und ehe sie noch zu einem Entschluß darüber, wie sie ihn empfangen solle, gekommen, stand der Monarch vor ihr.

Er war in Generalsuniform und der Glanz der Epauletten und Ordenssterne hob noch den Eindruck seiner militärisch imposanten Erscheinung.

Alles Schlimme, was Margaretha jemals von ihm gehört, von seiner Unnahbarkeit und Härte, von seiner unbeugsamen Strenge und rücksichtslosen Consequenz, die dunkle Geschichte seines Privatschicksals, dessen Räder unbarmherzig über gebrochene Herzen dahingegangen, stand auf einmal wie verkörpert und zu einem Schreckbild zusammengedrängt vor ihrer Seele und fast vergaß sie darüber die tiefe Verbeugung, welche die Hofetiquette den höchsten Damen vor der Majestät zur Pflicht macht.

Die Baronesse Stieda hatte sich zurückgezogen; der König hatte der Prinzessin die Hand gegeben und sie saßen sich nun in ziemlicher Entfernung gegenüber.

„Sie sind unpäßlich Prinzessin?“ begann der Monarch in so weichem und theilnehmendem Tone, als ob er factisch an diese Unpäßlichkeit glaube.

Margaretha wagte den Blick nicht aufzuschlagen. „Etwas!“ hauchte sie.

„Sie haben vielleicht zu viel getanzt im letzten Carneval.“

War das Ironie und Anklage, oder nur eine gleichgültig hingeworfene Bemerkung? — Die Prinzessin vermochte es nicht genau aus dem Ton der Stimme zu entnehmen; ihre Lippen zitterten; es trat eine Pause ein.

„Ich bedauerte, Sie letzthin nicht haben sehen zu können“, begann der König wieder. „Ich war nicht in der Stimmung“, setzte er halb vornehm, halb elegisch hinzu.

Die Prinzessin richtete sich empor und schwieg.

„Hatten Sie ein Anliegen an mich?“ frug der König.

Sie preßte die Lippen übereinander und schüttelte den Kopf verneinend.

„Sie fühlen sich nicht glücklich hier, wie ich höre . . . ."

Es schwirrte ihr vor den Augen und in ihren Kopf stieg es wie ein Schwindel.

„Margaretha!" rief er und es lag wie ermuthigende Milde im Klang seiner Stimme. Die Prinzessin vermochte nicht mehr an sich zu halten; sie brachte ihr Tuch vor die Augen und begann laut zu schluchzen.

Der König blickte ernst und schwieg, bis sie wieder ruhiger geworden war. „Es schmerzt mich", sagte er dann, „aber vielleicht machen Sie zu große Ansprüche ans Leben und an das, was wir Ihnen bieten können."

Es lag etwas Strenges, Verweisendes in diesen Worten. Margaretha nahm ihr Tuch von den Augen und suchte sich aufrecht zu erhalten, indem sie starr auf einen Punct hinblickte. „Das Maß von Glück, das ich beanspruche", sagte sie mit zuckenden Lippen, „ist sehr bescheiden."

Der König mochte fühlen, daß er nicht ganz das Rechte getroffen; er antwortete nicht direct auf diese Rede der Prinzessin und variirte das angeschlagene Thema, als ob es sich um eine akademische Excursion handle, weiter. „Das Glück ist selten, mein Kind, ungemein selten! . . . So wie die Dichter es besingen und die jugendliche Phantasie eines Mädchenherzens es sich ausmalt, existirt es wohl überhaupt nicht in der Wirklichkeit. Das Leben ist zu ernst, um nach dem Schema eines Romans abgespielt werden zu können. Wir aber, denen die Vorsehung eine wichtige und heilige Mission anvertraut, in deren Hände das Wohl und Wehe von Millionen gelegt ist, wir gehören uns selbst nicht an, wir müssen erhaben sein können über menschliche Schwäche und Gebundenheit und das Widerstrebende in uns zu unterdrücken wissen. Wir haben Pflichten, Margaretha, vor Allem Pflichten."

Margaretha hörte mit einer fast krankhaft gespannten stieren Aufmerksamkeit auf die Worte des Köngs. Seine Sophismen fingen an, ihr Urtheil gefangen zu nehmen, und so lange er sprach, war sie überzeugt, daß er Recht habe. Aber der Widerspruch der Vernunft wetterleuchtete doch noch da und dort durch den Geist, den ein Dunkel zu umhüllen drohte.

„Ich glaube nicht", sagte sie, „daß es meine Pflicht sein kann, mit einem Gatten zu leben, den man mir angetraut, bevor ich ihn gesehen, der" . . . . Sie suchte auch im Augenblick der höchsten Erregung nach Ausdrücken, die das Ohr des Königs nicht verletzen könnten.

„Man hat gewiß diesen ganzen Zustand sehr übertrieben", warf der König ein.

Die Prinzessin protestirte mittelst einer Geberde.

„Man übertrieb!" wiederholte der König fest und streng, als gebe er einen Befehl. „Und wenn gegenwärtig die nervöse Aufregung des Prinzen größer sein sollte, als bisher, bedenken Sie das geräuschvolle Leben, die Vergnügungen des Carnevals, so mancher Widerspruch in seinen Gewohnheiten, der auf das Gemüth Sr. Hoheit schmerzlich und peinlich einwirken mußte! . . . Die Landluft wird Vieles bessern, ich bin sicher, vollkommene Ruhe und Ihre Pflege" . . .

Die Prinzessin fuhr auf. Ein von Schauder und Entrüstung gemischtes Gefühl machte ihrer bisherigen Beklemmung Platz. „Majestät", rief sie mit fliegendem Athem, „dazu bin ich nicht verpflichtet! Niemand kann von mir verlangen, daß ich es weiter trage, nach keinem Rechte Gottes und der Menschen!"

„Und wenn es nur ein Opfer wäre, ein freiwilliges Opfer, gebracht im Interesse des Staates, zum Wohl der Dynastie, der anzugehören Sie die Ehre haben? Hat dieser Gedanke nicht etwas Großes, nicht etwas Verführerisches für Sie? Wofür leben wir denn überhaupt, wenn es nicht für eine erhabene Idee unserer Mission ist, und glauben Sie, daß die Erfüllung einer ernsten Aufgabe zum Besten eines Ganzen und einer geheiligten Institution nicht auf die Dauer mehr Befriedigung bietet, als das Nachgeben einer Schwäche, als die feige Furcht vor dem uns zugefallenen Loos?"

Die Prinzessin verlor ihre künstliche Haltung und versank wieder in die gebrochene Stellung von vorhin.

„Glück! Glück!" — Der König stieß diese Worte hervor, als ob sie etwas tief Verächtliches und Verwerfliches bedeuteten. „Glauben Sie mir, ich blicke tiefer in die menschlichen Verhältnisse als so Mancher und vor meinem Blicke lüften sich die Schleier, die für die Meisten darüber liegen, — aber von Denen, die unter uns wandeln und deren Lenkung die Vorsehung in unsere Hand gelegt hat, wie Wenige sehe ich, die ungestraft den freien Regungen ihres Herzens folgen dürfen und sich ohne Opfer und Selbstüberwindung ihren Gefühlen überlassen! . . . Es giebt kein Glück ohne die Grundlage der Gleichheit der Lebensbedingungen, kein Glück, das erkauft werden muß um eine Abirrung vom geraden Wege, um eine Verletzung der bestehenden Ordnung, um eine Sünde und vielleicht um eine Schmach! — Es ist nur ein Taumel, ein kurzer Rausch der Sinne, aus dem das Erwachen schrecklich ist, ein Vergessen höherer, heiliger Pflichten, die ihre Rechte fort behaupten und sie eines Tages mit Zinseszinsen von uns einfordern. Wenn dies wahr ist für die Menge, für die einfachsten und consequenzlosesten Existenzen, um wie viel mehr für uns, die wir auf den Höhen des Lebens wandeln, die wir die Pfeiler der bestehenden Staatsordnung sein sollen, die wir mit unserem Beispiel für so Viele maßgebend sein müssen. Wohin soll es führen, wenn wir den festen Boden verlassen und unsere verliebten Launen uns zu Gesetzen machen?"

Das war nun sicher eine Anklage! Die Prinzessin empfand es als solche. Der König wußte Alles, ihr ganzes Herz lag offen vor seinem Blick und er trat ihr als Richter gegenüber. Was hatte sie gethan! Wie tief war sie gesunken! Es war ihr, als halte man ihr einen Spiegel vor, der ihr ein Zerrbild ihrer Seele zeigte, als öffne sich vor ihr ein Abgrund von Verworfenheit und Pflichtvergessenheit, in den immer tiefer zu stürzen, sie im Begriff gestanden. Sie fühlte, wie sie erröthete und wieder erblich. Sie schauderte vor sich selbst und hätte in die Erde sinken mögen vor Scham und Reue.

„Ew. Majestät beschuldigen mich mit Unrecht", stammelte sie, wie ein entlarvter Verbrecher, der seine letzte Zuflucht zum Leugnen nimmt.

Der König sah, wie viel er an Terrain gewonnen, und wie nah er dem vollen Siege stand. Nun warde er großmüthig und in freierer Weise fuhr er fort: „Ich habe Sie nie beschuldigt, mein Kind. Ich habe niemals etwas von dem absurden Gerücht geglaubt, das man über Sie in Bewegung zu setzen wagte, wenn schon ich es aufrichtig bedauerte, daß Ihr gutes Herz und Ihr Mangel an Weltkenntniß Sie verleiten konnten, Ihre Protection Leuten angedeihen zu lassen, die sie nicht verdienten und sich für Personen zu interessiren, die sich mit Tactlosigkeiten und Indiscretionen revanchirten.

Sie sagte kein Wort zu Gunsten Waldecks; kein Wort der Widerrede und Vertheidigung. Sie fühlte, daß sie in diesem Augenblicke ihre Liebe ver-

Ein Kampf auf hoher Alp.

Nach einer Zeichnung von P. Wagner.

leugne, aber sie athmete erleichtert auf. Es war wie ein Traum, aus dem sie erwachte. Der König hatte ihr die Gefahr gezeigt, um sie daran vorüber zu führen. Sie empfand auf einmal etwas wie Dankbarkeit gegen ihn und ihr Herz begann sich ihm zu öffnen.

„Sie hätten mir Ihr Vertrauen nie entziehen sollen“, fuhr der König gefühlvoll fort, der die Vortheile seines nahenden Sieges bis auf das Aeußerste ausnützen wollte. „Aber ich weiß, man hat mich bei Ihnen verleumdet. Sie glaubten, meine Hand sei zu rauh, um an die Wunden des Herzens zu rühren und ich hätte kein Verständniß für die zarteren Regungen der Brust. Sie dachten wohl, ich selbst sei ohne Narbe. Aber ich, den Sie hier vor sich sehen, ich bin nicht geliebt worden von dem Weibe, das mir über Alles ging, nur geduldet, nur getragen . . .“

Er bedeckte die grauen Augen mit der feinen fleischlosen Hand und schien sich einen Augenblick lang nur der schmerzlichsten Erinnerung seines Lebens hinzugeben.

„Ja“, fuhr er dann wiederum fort, „ich kenne die Leiden des Herzens so gut wie Einer und verstehe mich auf ihre Heilung. Es gab trübe Stunden genug in dem ehelichen Verhältniß, das ich eingegangen hatte, wie Sie, ohne vorher die Herzen zu prüfen und die Eigenschaften gegeneinander abzuwägen, aber endlich hat doch meine Ausdauer, mein fester Wille, meine Treue gesiegt, und als sie starb die einzige, die beste, die größte der Frauen, glücklicher, als die zu sein keine verdient, keine!“ — er fixirte bei dem letzten Worte die Prinzessin — „drückte sie mir die Hand, als ob es ihr schmerzlich wäre, mich zu verlassen und sagte mir, daß ich sie nicht unglücklich gemacht habe, wenn es auch nicht Liebe gewesen, was ihr Schicksal an das Meine gekettet.“ — Was waren das für Worte! Er konnte also beredt sein, dieser wortkarge Mann, er konnte von Gefühlen sprechen dieser kalt scheinende Verstandesmensch! Aus eigenem Antrieb stieg er von dem Piedestal unnahbarer Größe herab und machte sie zur Vertrauten von Herzensgeheimnissen, die er früher vielleicht keines Menschen Ohr preisgegeben!

Nichts schmeichelt dem Selbstgefühl mehr, als wenn die, die man gefürchtet, zu denen man emporgestaunt wie zu Wesen einer höheren Art plötzlich die Waffen strecken, ihre Wundmale zeigen, sich als Mensch unter Menschen bekennen und um Vertrauen und Neigung werben.

Es war nun nicht mehr bloße Dankbarkeit, was die Prinzessin dem König entgegenbrachte; ein intensiveres Gefühl der Hingebung schwellte ihre Seele. Sie sah um sein weißes Haar die Gloriole eines Gefühlsmartyriums schweben, das Bewußtsein von einer gewissen entfernten Aehnlichkeit ihres Schicksals mit dem seinen brachte ihn ihr menschlich näher und veredelte gleichsam das Gefühl der Ehrfurcht, das trotz aller Trübungen durch trotzige Stimmungen nicht aufgehört hatte, in ihrem Herzen fortzuleben. Zum ersten Mal schlug sie nun die Augen auf und blickte halb schüchtern, halb vertrauungsvoll zu ihm empor.

Dem König war die Veränderung in ihren Gesichtszügen nicht entgangen. Er griff nach ihren beiden Händen und zog sie zu sich heran. „Sie hätten nie vergessen sollen“, sprach er mit Wärme, „daß Sie in mir einen Freund besitzen, einen wahren, zuverlässigen Freund. Ich kannte Ihren Vater und achtete ihn hoch. Sie haben Aehnlichkeit mit ihm im Aeußeren und müssen sie auch im Inneren haben. Er vergaß nie die Pflichten seiner Stellung; sie waren ihm das Höchste.“

Die Prinzessin beugte sich, als wolle sie dem königlichen Greise die Hände küssen; aber er entzog sich ihr rasch und sie sagte mit einiger Verwirrung darob, aber voll aufrichtiger Wärme: „Ich danke Ew. Majestät für diese gnädigen Worte."

Nun hatte der König sie Dank seiner überlegenen Tactik da, wo er sie wollte. Er hatte ihr Urtheil verwirrt und irre geführt; er hatte sich zu ihr herabgelassen und, als sei sie seinesgleichen an Stellung und Erfahrung, um ihre Freundschaft geworben; er hatte sie in einen Abgrund starren lassen und sie mit sanfter, väterlicher Hand daran vorübergeleitet; er hatte ihren Familienstolz geweckt und ihr verschlossenes Herz im Sturm erobert. Nun war denn auch der Zeitpunct gekommen, in dem er es wagen zu dürfen glaubte, ihr die Mittheilung zu machen, von der er die schlimmsten Folgen für seine Sache fürchtete, die aber in Wahrheit nur ein Motiv mehr enthielt, daß sie ihm ganz verfalle.

In einem leichten Tone, als ob es sich um etwas Nebensächliches handle, das er in der Hitze der vorausgegangenen Discussion außer Augen verloren, begann er: „Ihr Oheim, mon cher frère, hat Uns geschrieben, daß er Uns besuchen wolle."

Die Prinzessin erblaßte.

„Er hat sich angemeldet, um die von Ihnen angeregten Puncte persönlich zu untersuchen und in Ihrem Namen Entscheidung zu treffen . . ."

Er zögerte in Fortsetzung seiner Rede und lehnte sich in den Fauteuil zurück, als habe er an der Decke des Gemachs einen der genaueren Betrachtung besonders würdigen Gegenstand entdeckt.

„Ich muß Ihnen offen gestehen", fuhr er dann matt lächelnd fort, „daß er mir zu einer andern Zeit und aus einem freudigern Anlaß insbesondere viel willkommner sein würde und ich möchte ihm das wirklich schreiben, falls Sie sich entschließen könnten, wieder bei Uns zu bleiben, und mir die Sache in die Hand zu geben. Ich bin sicher, daß eine consequent durchgeführte Cur unter Leitung eines gewiegten und erfahrenen Nervenarztes, vollkommene Ruhe, Zerstreuung, Landleben und dergleichen den Zustand meines Neffen, Ihres lieben Gemals, bald wieder vollständig in das richtige Gleis bringen wird."

Der König sprach noch Mehreres in diesem Sinne. Aber die Prinzessin hörte längst nicht mehr auf ihn. Ihre Gedanken waren bei der Nachricht von dem Besuche ihres Oheims stehen geblieben. So war er also nicht bedingungslos auf ihre Seite getreten, so sonnenklar auch diesmal, wenigstens in ihrem Sinne, ihre Sache stand! Er wollte selbst sehen, prüfen, entscheiden! Wie genau sie ihn daran wieder erkannte als das Urbild steifer Kälte und ceremonieller Pedanterie! Ihre Gefühle gegen ihn hatten etwas von der kindlichen Furcht ihrer Mädchenjahre beibehalten, und der Gedanke, daß er ihr nun persönlich gegenüber treten wolle, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, um ihre Motive bis ins kleinste Detail zu prüfen und am Ende wohl gar Kunde von dem dumpfen Gerücht über ihre sträfliche Neigung zu dem Grafen Waldeck zu erlangen, erfüllte sie mit einem Entsetzen, das alle übrigen Bedenken in ihr vollends zum Schweigen brachte. In ihrer Seele rief es ein lautes Nein! und mit bebender Lippe versprach sie dem König, daß sie es versuchen wolle, an der Seite ihres Gemahls auszuharren.

Der König war, wie wir gesehen haben, elegischer Stimmungen fähig; er konnte unter Umständen sogar sentimental werden; aber den Grundzug

seines Wesens bildete das nicht und hauptsächlich räumte er dergleichen, in der Regel schnell vorübergehenden Anwandlungen keinen Einfluß auf seine Handlungen ein und die Entschließungen, die er einmal gefaßt hatte.

Die weichen Töne, die er zuerst nur angeschlagen, weil sie ihm als Mittel zur Erreichung seines Zweckes dienlich schienen, hatten ihn zuletzt selbst übermannt und mit fortgerissen. Angesichts der scheinbaren Leichtigkeit seines Sieges und der geringen Fürchterlichkeit seiner Gegnerin überkam ihn nun das peinliche Gefühl, zu weit gegangen zu sein und sich durch seine Weichheit der Prinzessin gegenüber etwas in seiner Würde vergeben zu haben. Dies machte seine Stimmung in einem Augenblick umschlagen.

Es war, als ob sich sein ganzes Wesen sichtlich von innen heraus erkälte und versteinere. Seine Gesichtszüge wurden unbeweglicher, sein Ton höher und härter, als er nach kurzer Pause wieder anknüpfte: „Sie glauben nicht, wie viel Kummer mir diese ganze Angelegenheit bereitet hat. Es sind Dinge vorgefallen, die ganz unverantwortlich erscheinen . . . . Wenn es denn einmal hätte sein müssen, um jeden Preis hätte sein müssen, und wenn keine Rücksicht der Convenance, kein höheres Familieninteresse Sie hatte zurückhalten können, ein Band wiederum zu brechen, das der Segen der Kirche geheiligt und unauflöslich gemacht hat: man hätte einen Vorwand finden können, diesem peinlichen Eclat die Spitze abzubrechen und es wäre nicht nothwendig gewesen, das Unglück meiner Familie, das psychische Leiden eines meinem Throne und meiner Person zunächst stehenden Prinzen in die Gassen hinauszuposaunen und einer öffentlichen Discussion preiszugeben, die von den schlimmsten Präjudicien für die Zukunft sein kann."

Die Prinzessin blickte den König verstört an. Dieser plötzliche Umschlag seiner Stimmung war ihr momentan unverständlich und sie frug sich, ob sie jetzt, oder zuvor recht gehört habe.

„Man hat Namen und Verhältnisse in der Tagespresse herumgezogen", fuhr der Monarch fort, „die jedem gesunden und treuen Unterthanengefühl dafür hätten zu heilig und unantastbar sein sollen . . . Ich kann nicht denken, daß solche Dinge mit Ihrem Wissen und Willen geschehen sind, Prinzessin."

„Nein!" betheuerte Margaretha. „Ganz gewiß nicht."

Sie log in diesem Augenblicke, die gute Prinzessin. Es ist wahr, sie wußte nichts von den Zeitungsnotizen, welche Waldeck zur Vertheidigung ihrer Ehre und zur Klarstellung der sie leitenden Motive der öffentlichen Meinung gegenüber für nothwendig erachtet hatte, aber doch lag darin eine Mentalreservation, daß sie nicht aus freien Stücken hinzufügte, daß Alles, was in dieser Sache geschehen sei, in ihrem Namen gethan wurde, daß sie Alles gebilligt habe und daß das Vorgehen Waldecks zuletzt noch hinter ihrem ungestümen Andrängen zurückgeblieben sei.

Der König zog mit einer gewissen feierlichen Langsamkeit ein Zeitungsblatt aus der Tasche „Und doch, Prinzessin", hub er an, „muß ihrer ganzen Fassung nach diese zweimal mit Hartnäckigkeit wiederholte und gegen unser Dementi aufrecht erhaltene Zeitungsnotiz aus Ihrer unmittelbaren Umgebung stammen."

„Der Hofmarschall des Prinzen", stammelte sie.

„Graf Klamm ist keiner solchen Handlung fähig", entgegnete abweisend der König, der sich so viel auf seine Menschenkenntniß zu gut that. „Die Baronesse Stieda?" — er lächelte — „ich spreche nicht von ihr! . . . Aber

da befindet sich am Hofe meines Neffen seit neuester Zeit ein gewisser Graf von Waldeck-Klarence . . ."

Der König sprach jetzt zum ersten Mal seinen Namen aus und die Wangen der Prinzessin überfluthete ein brennendes Roth.

„Ich muß gestehen, daß er mir nie recht gefiel und mich die Wahl meines Neffen in diesem Fall frappirt hat. Eine heruntergekommene Familie . . . ein junger Mensch von ganz collossalem Degagement der Manieren . . . ziemlich leichtsinnig . . . ich ersehe aus seiner militärischen Conduitenliste, daß er bis über die Ohren in Schulden steckt . . . Der Umstand, daß ein müssiges Gerede ihn — ich glaube er war es? — (die Prinzessin nickte) mit Ihrer Person in Zusammenhang zu bringen wagte, zwingt Uns, mit um so größerer Strenge gegen ihn vorzugehen wegen einer Handlung, die, sei sie aus bloßer Indiscretion und ungebetener Dienstfertigkeit, oder aus sonst einem Motive entsprungen, das ich nicht untersuchen will, ganz unqualificirbar ist."

Die Prinzessin stand der Wucht dieser Anklage sprachlos gegenüber. Sie fühlte den heißen Drang, zu widersprechen, aber sie wußte nicht, wie und wo sie anfangen solle und der Gedanke, wie unmöglich es sein würde, gegen die tiefe Verachtung, die sich in diesem Urtheil aussprach, anzukämpfen, beruhigte sie momentan darüber, daß sie nicht wagte, wenigstens einen Versuch zu machen.

„Erlauben Sie, daß ich ihn selbst frage", sagte der König. Er zog die Klingel; ein Lakai erschien. „Graf Waldeck!" befahl die Majestät.

Der König hatte dies Alles so fest und sicher gethan, als ob es sich um etwas ganz Selbstverständliches und Gleichgültiges handle. Die Prinzessin sah ihm wie geistesabwesend zu. An diese Folge ihrer Zugeständnisse hatte sie nicht gedacht! Ihr Innerstes empörte sich dagegen und noch einmal flackerte ihr im Keime gebrochener Muth auf. „Ein Verhör, Majestät!" rief sie abwehrend.

Ein kalter, strenger Blick des Königs traf sie wie ein Blitz. „Ich denke, es ist in Ihrem, wie in meinem Interesse gelegen, der Sache auf den Grund zu kommen und Sie werden kaum die Verächter des monarchischen Princips souteniren wollen."

Nein, gewiß nicht! So weit war ihr Muth niemals gegangen und sie war zu Ende mit ihrer Kraft. Es blieb nichts Anderes mehr übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen und das Herz dem Sturme des Geschickes preiszugeben.

Graf Waldeck trat ein. Er hatte Dienst an diesem Tage und war in militärischer grande tenue.

„Herr Lieutenant, kennen Sie diese Zeitungsnotiz?" redete ihn der König an, indem er ihn mit einem unheimlichen lauernden Blicke maß.

Waldeck nahm das Zeitungsblatt zur Hand und warf einen flüchtigen Blick darauf. Dann gab er es zurück.

„Ja, Majestät!" sagte er mit fester, ruhiger Stimme.

Seine Haltung verrieth auch jetzt nichts von Verwirrung, Angst und Bestürzung; er hatte sich im Gegentheil stramm emporgerichtet und nur sein Auge suchte die Prinzessin, die vernichtet vor dem König stand und den Blick zur Erde heftete.

„Kennen Sie den Autor der Notiz?" fuhr der König fort.

„Ich bin es selbst, Majestät!" antwortete der Lieutenant.

Es trat eine Pause ein, in der Margaretha nichts hörte, als den leisen, discreten Gang der Pendule und das lautere Pochen ihres Herzens.

Der König war roth geworden, wie vor Zorn und schien nach einem passenden Ausdruck seiner Entrüstung zu ringen. Er frug nicht nach den Motiven dieser Handlung Waldeck's. Es war kaum anders möglich, als daß er eine Ahnung von dem Opfer hatte, das in diesem Augenblicke vollbracht wurde. Aber sublime Gefühle und heroische Rehabilitationen waren kein Milderungsgrund für so schwere Vergehen in den Augen des strengen, selbstherrischen Monarchen.

„Sie begreifen", sagte er mit fast eherner Unnahbarkeit, „daß Sie mit diesem Geständniß Ihre Entfernung vom Hofe und Ihre Entlassung aus Meiner Armee ausgesprochen haben."

Graf Waldeck zögerte noch ein Moment lang. Noch einen Blick warf er auf die Prinzessin, noch einen letzten Blick schmerzvollen und doch milden Vorwurfs. Dann bemerkte er den ungeduldigen Wink des Königs und verließ in militärischer Haltung das Gemach.

XXIV.

Der König hatte sich zurückgezogen. Wie im Traume war Margaretha ihm mehr an die Marmorfreitreppe des Schlosses gefolgt, als daß sie ihn geleitet hatte. Er winkte mit der Hand, sie machte die vorschriftsmäßige Verbeugung. Dann verschwand er hinter den Glasthüren des Aufgangs.

Sie hörte wieder seinen schweren Wagen durch den gepflasterten Thorweg des Schlosses rasseln und es war ihr, als ob dieses Geräusch sie erwecke aus einer allgemeinen Gebundenheit aller Sinne, die ihre ganze Widerstandskraft gefangen gehalten hatte. Die Fesseln des Zwangs und der Furcht fielen von ihr und mit leidenschaftlicher Heftigkeit kam über sie der Wunsch, das Geschehene ungeschehen zu machen und die letzte Stunde aus dem Schuldbuch ihres Lebens auszutilgen. Sie stürzte in ihr Zimmer zurück und eilte an das Balconfenster desselben, gleich als ob es möglich wäre, den Monarchen zurückzurufen.

Da sprengte eben der königliche Vorreiter über das Pflaster hin, daß die Funken den Hufen seines Pferdes entstoben, eine schwere, zweispännige Carosse folgte. Die Posten traten unters Gewehr, die Trommeln wirbelten, die Leute auf der Straße blieben stehen, machten Front und verneigten sich tief, als der Wagen der Majestät an ihnen vorüberfuhr.

Dieses Bild der Wirklichkeit brachte Margaretha wieder zu sich. Sie ließ die Arme sinken und setzte sich, wie überwunden von der schlagenden Thatsächlichkeit des Bestehenden auf ein Tabouret nieder. Wie es auch wogte in ihrer Brust, wie es auch aufschrie in ihrer tiefsten Seele, sie durfte nicht hören auf die Stimme des Herzens und den Schrei der Natur. Sie war Prinzessin und die Pflichten der Geburt mußten ihr höher stehen, als die Rechte des Herzens. Der König hatte ihr den Standpunct wiederum gezeigt, auf dem sie zu stehen habe und sie aufs Neue mitten in die Atmosphäre versetzt, aus der allein sie ihre Lebenselemente zu ziehen gewohnt war und von der sie sich nur scheinbar emancipirt hatte. Denn die Schranke der Stellung, welche sich dräuend wie ein Abgrund zwischen ihr und dem geliebten Manne erhob, bestand nicht allenfalls nur vor und in der Welt; sie bestand auch in ihrem Geiste und in ihr selbst. Sie konnte nicht darüber hin-

aus und vermochte sich nicht zu denken, daß es anders sein könne, und wie es anders sein könne. Ihre Stellung war für sie das von der Natur Gegebene und daran hatte ihr ganzes Vorgehen von Anfang an gekrankt, daß sie nie versuchte, sich klar zu machen, wie sich ihre Verhältnisse nach der Trennung ihrer Ehe gestalten sollten.

Wie oft und feurig hatte sie Waldeck im Laufe ihres Vorgehens ihrer ewigen Dankbarkeit versichert, und nun hatte sie nicht einmal den Muth besessen, für ihre eigenen Befehle einzustehen, sich um ihren Sachwalter anzunehmen und nicht einer königlichen Ungnade von den unberechenbarsten Folgen preiszugeben!

— Es war Alles so schnell, so Schlag auf Schlag gegangen, redete sie sich ein, daß sie gar nicht zum Bewußtsein ihrer selbst kommen konnte. Aber es war nicht die Hast drängender Umstände, nicht die Muthlosigkeit allein gewesen, was sie in der Stunde der Entscheidung hatte schwach und grausam werden lassen. In ihrem ganzen Verhalten gegen Waldeck kam doch auch wieder jener Grundzug ihrer Erziehung zur Geltung, der sie gelehrt hatte, in egoistischer Erhabenheit über das Loos unbedeutender Sterblicher dahinzuschreiten und über der großen Vorstellung von der eigenen Berechtigung die der übrigen Menschenkinder vollständig zu ignoriren.

Nun gab es keine Umkehr mehr. Rath- und thatlos stand sie dem Unvermeidlichen gegenüber. Sie rang die Hände, sie preßte die Stirne an die kalten Marmorwände ihrer Gemächer; sie dachte an Selbstvernichtung und sehnte sich nach Aufhören von all' der Qual.

Nach Waldeck wagte sie nicht mehr zu fragen. Wer hätte ihr auch Aufschluß über ihn geben können? Der Gemal, dessen Eifersucht er erweckt hatte, die gute Baronesse Stieda, die nur Thränen hatte, mitzuweinen und Mahnungen daran, wie sehr sie mit ihren Rathschlägen im Rechte gewesen, die Hoflakaien endlich, die bezahlt waren, ihre Schritte zu bewachen und darüber Rapport zu erstatten.

Graf Klamm war seit einiger Zeit unsichtbar geworden. Er hatte sich beim Prinzen krank melden lassen, und je unerhörter dies war und je weniger die Prinzessin an die Existenz dieser Krankheit glaubte, um so mehr wuchs dadurch ihre bange Erwartung über die Rolle, die er im weiteren Verlauf ihrer Herzensangelegenheit zu spielen gedenke. (Schluß folgt.)

Die Dame und die Gesellschaft.

Von **Meta Wellmer.**

Für sehr viele Frauen und Mädchen haben die Worte „Dame“ und „die Gesellschaft“, d. h. das „in Gesellschaft gehen“ einen Reiz, der ihnen den Wunsch erregt, eine „Dame“ zu sein und „in Gesellschaft“ gehen zu können.

Ich denke hierbei an die Frauen und Töchter des Bürger- und Handwerkerstandes, an die weiblichen Wesen, die in bescheidenen Verhältnissen auf dem Lande oder in kleinen Städten und Marktflecken leben, wo „Damen“ eine seltenere Erscheinung und „Gesellschaften“ seltene Ereignisse sind.

Wenn indessen je zuweilen Frauen und Mädchen aus den eben benannten Ständen in die Sphäre der „Damen“ und „Gesellschaften“ kamen, so fühlten sich die klügeren und gebildeteren derselben stets wenig angesprochen von der „Salonathmosphäre“ und deren Bewohnerinnen und zogen, nachdem sie dieselbe beobachtet und kennen gelernt, ihr thätiges, arbeitsvolles, reich ausgefülltes Leben, ihre Bekannten- und Verwandtenkreise, ihr bescheideneres Heim dem sogenannten „Damen- und Gesellschaftsleben“ vor.

Das wirkliche „Damen- und Gesellschaftsleben“ ist nämlich doch im tiefsten Grunde wesentlich von demjenigen verschieden, welches uns die meisten Romanschreiber in ihren Erstlingswerken schildern, denn dieselben beschreiben nur ihre Phantasien von „Damen“ und „Salonleben“ und reden nicht aus Erfahrung und nach gemachten Beobachtungen.

Ich habe die Frauen der hohen und höchsten Kreise der Gesellschaft nicht nur im Festkleide ihrer „feinen Geselligkeit“, ihrer Herablassung und dabei zur Schau getragenen Liebenswürdigkeit von Zeit zu Zeit aus der Ferne gesehen, sondern sie viele Jahre in ihrem täglichen Thun und Treiben beobachtet und zwar nicht nur in Berlin und München, sondern in London, Paris, Rom, Neapel, Madrid, auf dem Lande, in Bädern, auf Reisen. Ich würde indeß in das „genre ennuyeux“ verfallen, wollte ich das Leben der deutschen, englischen, französischen, italienischen, spanischen „Dame“ separat schildern, denn die geistige Physiognomie und die Lebensweise der verschiedenen Nationalitäten zeigen in diesen Sphären nur geringe, charakteristische Unterschiede, und es giebt eigentlich, wie Arthur Schopenhauer sagt, nur eine „europäische Dame“, über welche er sich aus tiefstem Herzensgrunde ärgert.

Diese „europäische Dame“ ist überall tout comme chez vous. Die reichste Verschiedenartigkeit in Sprache, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Gebräuchen und Anschauungen herrscht dagegen zum Glück noch in den mittleren Ständen und unter dem Landvolke der einzelnen Länder. Die Altbayern können die Ostpreußen, die Schwaben die Mecklenburger, die Rheinpreußen die Schlesier kaum verstehen — sogar im Reichstage; — aber eine Freifrau, welche am Inn wohnt, spricht alsbald mit einer Gräfin, die am Strande der Nordsee aufgewachsen ist, wie eine Jugendbekannte mit der an-

dern, so wie, wenn wir den Namen noch weiter spannen, die vornehme Russin sich augenblicklich mit der „Dame“ aus dem Faubourg St. Germain vertraut fühlt und die Frau des Londoner Bankiers in der ersten Stunde des Zusammentreffens mit der Berliner oder Wiener Commerzienräthin wie mit einer Verwandten redet, ja die Toiletten, in denen sich diese „Damen“ begegnen, gleichen sich möglicherweise in Schnitt, Stoff und Farbe so sehr, daß man meint, Schwestern einer Familie zu sehen und es stammen vielleicht wirklich diese Kleider aus denselben Pariser Magazinen.

Auch die Gesprächsthemata dieser „Damen“ sind überall in Europa die nämlichen: kurz in den höchsten Ständen bei den „oberen Zehntausend“ herrscht die fadeste Monotonie.

Wie sollen wir vor allen Dingen eine „Dame“ definiren? Da ließe sich z. B. sagen: eine sogenannte „Dame“ ist ein weibliches Wesen, welche mehr Geld und Zeit zu ihrer Verfügung hat, als sie richtig anzuwenden versteht.

Ueber diesen Mißstand und dies Mißverhältniß im Allgemeinen schreibt schon Börne seiner Zeit:

„Die Reichen haben Ueberfluß an Geld und Mangel an Arbeit; die Armen Ueberfluß an Arbeit und Mangel an Geld! Wenn diese Leute Geld und Arbeit theilten, so gäbe es lauter glückliche Menschen; aber dies geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.“

Betrachten wir indeß dies sociale Uebel etwas näher! Die richtige Diagnose muß jeder Heilung vorangehen. Ich schildere zunächst, was die „Dame“ mit dem wichtigeren der ihr zur Verfügung stehenden Güter, das ist mit der Zeit, thut; der Gebrauch oder Mißbrauch des zweiten, nämlich des Geldes, wird sich hiernach fast von selbst ergeben.

Vornehme und reiche Frauen, sagte ich mir manchmal, können eigentlich die weiblichen Tugenden der Ordnung, des Fleißes, der Häuslichkeit gar nicht besitzen, oder milder ausgedrückt: ausüben.

Die Kammerjungfer, die Wirthschafterin, der Koch, die Bedienten, Haus- und Stubenmädchen, Wäscherinnen und Plätterinnen halten Küche und Haus, Garderobe und Wäsche tant bien que mal in Ordnung. Sie kochen, putzen, nähen, räumen auf, waschen, plätten, kaufen Lebensmittel ein, bereiten sie, was bleibt da der Dame des Hauses oder ihren Töchtern noch zu thun übrig?

Man steht später oder früher, in der Ball- und Gesellschaftssaison gegen Mittag auf und verwendet mit Hülfe der Kammerjungfer ein Stündchen zur Morgentoilette. Im häuslicheren Deutschland vereinigt manchmal noch die Frühstücksstunde die Familienglieder der höheren Stände, in anderen Ländern selten; nach Beendigung dieser ersten Mahlzeit rückt jedenfalls zehn bis elf Uhr heran.

Nun spricht die „Dame“ ein Wort mit der Wirthschafterin, dem Haushofmeister oder dem Koch, um sich über das „Diner“ Vorschläge machen zu lassen.

Das heißt dann bei der deutschen „Dame“ „sich um die Haushaltung bekümmern“.

Die französische, italienische, spanische „Dame“ betrachtet indeß auch diese „Scheinbeschäftigung“ als einen überwundenen Standpunct, und ihr Eheherr sieht diese Conferenz mit dem Koche wegen des Diners als sein Departement an, da er dieser Sache wenigstens mehr Verständniß entgegenbringt als seine Lebensgefährtin.

Hierauf werden etwa den Bedienten Aufträge ertheilt; es sind Einladungen an Personen zu überbringen, oder empfangene Einladungen anzunehmen oder abzulehnen; hier muß eine Visitenkarte, dort ein Bouquet, hier eine Stoff- oder Bandprobe, dort ein Billet abgegeben werden.

Dann wird mit der Kammerjungfer, der Schneiderin, oder dem Schneider eine Berathung wegen der Toilette gepflogen, und dies ist wohl eigentlich die Haupt- und Staatsangelegenheit der „Damen", welche, gering gerechnet, ein Dritttheil ihres Tages- und Lebenslaufes in Anspruch nehmen mag; denn man bedenke nur, wie viele Gegenstände hierbei zu besprechen und zu berücksichtigen sind: Haare, eigene und falsche, Zähne dito, Teint, Augen nebst Brauen, Hände, Nägel, die Symmetrie der Figur, und ferner das Heer von Bekleidungsstücken, von den bottines à talons bis hinauf zu den Blumen, Hüten und Federn des Hauptes, von den nächsten bis zu den fernsten Hüllen des Körpers, vom Fächer bis zum metallnen und steinernen Schmuck, von dem Besatz des Kleides bis zu der Farbe der Handschuhe, vom Schnitt der „Robe" bis zu den Knöpfen des Mantels, vom Pelzwerk bis zu den Bändern, von den Spitzen bis zu der cuirasse.

Doch trotz alledem und alledem sind immerhin noch acht bis zehn Stunden des Tages zu verbrauchen, was etwa in folgender Weise vor sich geht:

Man macht und empfängt Besuche; man frühstückt zum zweiten Male; man unternimmt einen kleinen Spaziergang, in London einen Ritt in Rotten-Row, in Paris eine Ausfahrt abermals in Toilettenangelegenheiten und in dieser Weise lebt die „Dame" in die Nachmittagsstunden hinein.

Muß man hin und wieder einige Stunden still und allein im Hause zubringen, so nimmt man wohl einen Roman oder ein illustrirtes Journal zur Hand, man singt oder probirt dies und jenes Stückchen am Piano, oder man schreibt Briefe, die bei ihrer Inhaltlosigkeit ebensogut ungeschrieben bleiben könnten. Die Correspondenz der „Dame" aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist die flachste, hohlste, welche sich denken läßt, flüchtig gedacht, flüchtig stilisirt, flüchtig geschrieben.

Die Kunst, geistreiche, interessante Briefe zu schreiben, in welcher in vorigen Jahrhunderten vornehme Frauen sich auszeichneten, ja in der sie von männlichen Schriftstellern unerreicht dastehen, ging ihnen in der Gegenwart verloren. Wo sind die Jüngerinnen oder nur die Nachahmerinnen einer Madame de Sevigné, Mademoiselle de Lespinasse, Madame du Deffant, der Lady Mary Montague, der Herzogin Charlotte Elisabeth von der Pfalz, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth?

Ein Schriftsteller und Kenner des französischen Hofes und der dort sich bewegenden „Gesellschaft", Prosper Merimée, schreibt über das Geistesniveau dieser hohen „Gesellschaft" in den letzten Jahrzehnten:

„Ich fühle mich tief beschämt (accablé de honte) so oft ich daran denke, wie weit unser neunzehntes Jahrhundert hinter seinen Vorgängern zurücksteht. Ich las die Briefe der Herzogin von Choiseul; ich möchte wohl, daß man den Versuch machte, diejenigen unserer gefeiertsten hohen Damen von heute drucken zu lassen! . . . Was für ein Unglück, daß der moderne Geist so flach ist!"

Doch begleiten wir die „Dame" weiter auf ihrem Tageslaufe!

Die Nachmittagsspazierfahrt der „Dame" geht in London in den Hyde-Park, in Paris ins bois de Boulogne, in Rom in die Villa Borghese, in Neapel dem Posilipp entlang, in Madrid in den Retiro, in Wien in den

Prater, in Berlin in den Thiergarten, sonst wüßte ich nichts Charakteristisches darüber zu berichten.

Das Mittagessen, es finde früher oder später statt, nimmt mit seiner vorbereitenden Toilette und seinem gesellschaftlichen Geplauder unter und nach demselben, glücklicherweise doch auch drei Stunden in Anspruch; und so wären denn die Abendstunden hereingebrochen.

Schnell noch einmal ein changement de décorations, d. h. Toilette für Abendgesellschaften, für das Theater, die Concerte, die Bälle — und endlich gegen Mitternacht, oft noch später, wird matt und müde von diesem geschäftigen Müssiggang das hohle und wirre Haupt, der nervöse indolente Körper zur Ruhe gelegt.

Ein Tag ist wieder todtgeschlagen und in dieser Weise reiht sich einer an den andern.

So wird die Zeit, dieser Stoff, aus dem unser Leben gemacht ist, von der „Dame" angewendet. Mir fiel bei dieser für Hunderttausende gültigen Schablone des Tageslaufs oft jener verrückte Franzose ein, dem sein Leben zur Qual geworden war und der wohl hundertmal des Tages den Gang der Uhren, d. h. den Verlauf der Zeit beobachtend, ausrief:

„Ah ça voyons; comment marche l'ennemi?

Die kostbare Zeit ist für solche vornehme Tagediebe der ärgste Feind.

Nach diesem Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch der Zeit kann man sich denjenigen, welchen die „Dame" von ihrem Gelde macht, von selbst ausmalen. Dasselbe wird für Putz und Vergnügungen ausgegeben, es dient dazu, die Launen des Luxus und der Ostentation zu befriedigen, und nur ein verschwindender Bruchtheil der Jahreseinnahme wird Ehren und Schanden halber für gemeinnützige Zwecke oder Wohlthätigkeitsanstalten und zwar de très mauvaise grace verausgabt. Von einer Selbstbeschränkung zum Nutzen Anderer, von dem Glück der Bedürfnißlosigkeit wissen solch' schlaffe, sich gehen lassende Charaktere nichts.

Ein katholischer Geistlicher in Paris hat im Jahre 1869 ausgerechnet, daß mit dem Gelde allein, welches dort nur in den drei letzten Carnevalstagen für Bälle, Diners, Theater, Lustbarkeiten und Allem, was hierzu gehört und ausgegeben wird, die 150,000 Armen von Paris ein Jahr lang genährt und gekleidet werden könnten.

Das ist eine himmelschreiende Rechnung und Philosophen, Culturhistoriker und Menschenfreunde meinen, die „europäische Dame" werde vom Schauplatz der Geschichte verschwinden, wenn einmal auch nur die Zinsen solcher Rechnungen kategorisch eingefordert werden sollten.

Damit die vorstehende Schilderung nicht als aus einer subjectiven, mürrischen Anschauungsweise hervorgegangen betrachtet werde, will ich noch einige Aussprüche von Männern anführen, welche „Damen" und die moderne „Gesellschaft" gleichfalls kennen und beobachtet haben.

Arthur Schopenhauer sagt:

Die eigentliche europäische „Dame" ist ein Wesen, welches gar nicht existiren sollte.

Gerade, weil es Damen giebt in Europa, sind die Weiber niederen Standes, also die große Mehrzahl des Geschlechts, viel unglücklicher als im Orient. Jedenfalls ist eine falsche Stellung des weiblichen Geschlechts, wie solche an unserm Damenwesen ihr grellstes Symptom hat, ein Grundge-

brechen des geselligen Zustandes, welches vom Herzen desselben aus auf alle Theile seinen nachtheiligen Einfluß erstrecken muß.

Der jüngst verstorbene Bischof Dupanloup in Orleans schrieb vor Jahren über die Pariser Salondame Folgendes:

Sie kann nur über Theater, Pferderennen, Bälle, Toilette, den neuesten Roman und die neueste Intrigue reden. Ein Mann von meinem Alter und meinem Bildungsgange versteht weder ihre, noch sie seine Sprache. Sie ist das unnützeste, insipideste und kostspieligste Geschöpf auf Gottes Erde.

Unser Landsmann Riehl sagt von der europäischen Dame:

Die feinste Spitze der Gesittung biegt sich hier wieder zur ursprünglichen Barbarei zurück und die Dame des europäischen Salons verbringt ihr Leben ganz in derselben Weise wie das ungebildete Weib (die Sclavin) des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich geputzt, gebadet, mit Oelen gesalbt und zum Zeitvertreib ein wenig gestickt hat.

Riehl erwähnt hierbei noch nicht einmal die zum Nachtheil der europäischen Dame ausschlagenden Umstände in Hinsicht auf weibliche Sittsamkeit, von welchen Graf Görtz in seiner Reise um die Welt spricht. Dieser erzählt nämlich, wie sich ein asiatischer Prinz darüber entsetzt habe, zu hören, daß europäische vornehme Damen in halbnackter Toilette mit fremden Herren tanzen und äußerte hierbei: „Unsere Frauen und Töchter dürfen nicht einmal zusehen, wenn die Bajaderen, welche doch bis an die Augen und Hände verhüllt sind, vor uns ihre Tänze aufführen.

In den europäischen Hauptstädten ist leider der Ton und das Gebahren der wirklichen vornehmen Damen in der großen Welt vielfach gar nicht mehr verschieden von demjenigen der Demimonde, ja die Frauenzimmer dieser letzteren Kreise thun sich sogar noch etwas zugut darauf, daß ihre Zeit- und Geldanwendung und ihre Lebensart von den Frauen der höchsten Stände nachgeahmt werden. Es hat sich in der That überall eine schmachvolle Rivalität des Luxus, der herzlosesten Verschwendungs- und Vergnügungslust zwischen den „Damen" der vornehmen Welt und den Personen der Demimonde gezeigt; und es ist wohl eins der traurigsten Phänomene unserer Zeit, daß die europäische Dame heutzutage eine zum Verwechseln nahe Aehnlichkeit mit den weiblichen Wesen hat, von welchen Madame de Sevigné vor zweihundert Jahren schrieb: il y a des femmes qu'il faudrait assommer à frais communs.

Ob mit der „Dame" auch die Demimonde-Person in Europa verschwinden würde?

„Tis a consumation devoutly to be wished" möchte man mit Hamlet rufen.

Was den vornehmen und reichen Frauen unserer Zeit fehlt, das sind hohe Ziele, edle Beweggründe ihres Thuns. Sie müssen einen andern Stachel ihrer Thätigkeit haben, als ihr eitler Egoismus, Laune, Leidenschaftlichkeit, natürliche Neigung zu Vergnügungen und Luxus ihnen bisher gegeben.

Es ist wesentlich nothwendig, den Frauen, welche frei über ihre Zeit und ihr Geld verfügen können, den Werth dieser kostbaren Zeit und dieses zur Stillung so vielen Elendes nützlichen Geldes kennen zu lehren. Man zeige ihnen an Hunderten von Beispielen, wie dieser ihr geschäftiger Müssiggang und das hohle Treiben ihrer Tage das Leben zerfrißt und zersplittert, den Geist blasirt und greisenhaft und den Körper welk und nervös macht.

Man stelle ihnen vor, daß etwas Bedenkliches und Versuchliches darin liegt, wenn man durch seine Stellung im Leben von dem allgemeinen Menschenloose im Schweiße des Angesichts ausgenommen ist. Ich gestehe, daß jedesmal, wenn ich Frauen und Mädchen vom frühen Morgen bis zum späten Abend in schwerer Arbeit auf dem Felde, in Fabriken, im Hauswesen oder mit Handarbeit beschäftigt, beobachtete, mir die Röthe der Beschämung eben darüber ins Gesicht trat, daß ich die Muße zu ihrer Beobachtung hatte. Jeder Vorurtheilslose fühlt, daß einer faden Salondame gegenüber ein rühriges, Nutzen schaffendes Weib eine erquickliche Erscheinung ist. Man suche endlich die vornehmen und reichen Frauen mit dem wirklichen und nicht nur mit dem Salonleben bekannt zu machen. Sie müssen in Bodenkammern und Kellerwohnungen, in Hospitäler und Irrenhäuser blicken und eintreten; ich denke, man wird nicht vergeblich an ihr von Natur zartes, weibliches Gefühl appelliren und es wird hierdurch besser mit jeder Einzelnen und mit den socialen Zuständen im Allgemeinen werden. Die vornehmen Frauen werden erkennen, daß es Angesichts so vielen Jammers in der Welt für sie, die Reichen, die Begünstigten, die Glücklichen, nicht nur Genüsse, sondern auch Pflichten giebt und sie werden versuchen, dieselben zu erfüllen.

Es giebt Ausnahmen von der vorstehend geschilderten Regel. Hat sich indeß eine vornehme und reiche Dame je zuweilen hohe, edle, nützliche Ziele ihres Thuns und Lebens gesetzt, so wird sie sicher in ihrer Gesellschaftssphäre und in der Gesellschaft überhaupt sich nicht mehr wohl fühlen. Es wird ihr darin Alles schal, hohl, seicht, interesselos, langweilig erscheinen.

Englische und französische Schriftsteller der ernsteren Richtung geißeln schon seit Jahrzehnten das Leben und gesellschaftliche Treiben der „oberen Zehntausend" in London und Paris und der Masse Derjenigen, deren Ziel und Ehrgeiz es ist, jenen auf der Höhe des Zaunes krähenden Hähnen beigezählt zu werden und es ihnen gleichzuthun.

Ich will keines der fast leidenschaftlich scharfen Worte eines Thackeray, Carlyle, Taine, Prosper, Mérimée hier anführen, welche ich mir aus deren Werken in den letzten Jahren excerpirte; es sind wahre Schmerzensschreie und Entrüstungsrufe über die sogenannte „Gesellschaft", welche man je zuweilen sogar die hohe und „tonangebende" in Deutschland genannt hat. Es verhallten jene mahnenden und strafenden Stimmen im Babylon an der Seine und im Ninive an der Themse ungehört, und nur der Krieg und die Belagerung vor Paris und irgend ein ekelerregender Scandalproceß, in welchem das Londoner high life von Zeit zu Zeit gipfelte, gaben in kurzen Pausen Veranlassung zur Ueberlegung, zur Besinnung, zur Selbstprüfung.

Ob aber die „Dame", die „girl of the period" in dem Strudel ihres Lebens fähig sind, nachzudenken, sich selbst zu prüfen? Es dreht sich dieses ganze Thun und Treiben in einem circulus vitiosus; wo ist der Ausgang daraus und wer wird ihn finden?

Der Ausspruch eines sehr nüchternen und maßvollen Gelehrten, des Philosophen Stuart Mill, sei indeß schließlich noch angeführt; er sagt:

Die „Gesellschaft" im Allgemeinen ist, wie die Sache gegenwärtig in England im Gange ist, ein so schales Ding, selbst für Diejenigen, welche sie zu dem machten, was sie ist, daß man sie eher um jedes andern Grundes, als um des Vergnügens willen aufsucht. Jede ernste Besprechung von Gegenständen, über welche die Ansichten sich theilen, gilt in diesen Kreisen als — ungebildet; die Kunst, welche ehemals die Franzosen besaßen, sich über

Kleinigkeiten angenehm zu unterhalten, versteht man auch nicht. Somit liegt die einzige Lockung der sogenannten Gesellschaft für Diejenigen, welche nicht in dem Wipfel des Baumes sitzen, in der Hoffnung, durch dies Besuchen der Gesellschaft „ein wenig höher hinauf zu kommen", während Diejenigen, welche bereits oben thronen, eben aus Gewohnheit und weil sie meinen, daß ihre Stellung es fordere, Alles mitmachen.

Für einigermaßen denkende und fühlende Personen muß eine solche Gesellschaft äußerst unanziehend sein, und wer heutzutage höhere, geistige Ansprüche macht, pflegt ihr in einer Weise auszuweichen, daß man ihn als einen Einsiedler betrachten könnte. Personen von geistiger Ueberlegenheit, welche „die Gesellschaft" dennoch frequentiren und etwa besondere Zwecke dabei verfolgen, erholen sich nichts Gutes davon. Es ist ein Zeitverderb für sie und der Ton ihrer Gefühle und ihres Wesens wird niedriger dadurch.

Suchen wir uns vorzustellen, mit welchen Gedanken und Gefühlen ein Denker wie Stuart Mill in der „Salonatmosphäre" weilte!

Unser Goethe, der universale, dem schier keine menschliche Stimmung unbeachtet und unbekannt blieb, schildert auch die so eben namhaft gemachte in folgenden Versen:

Aus einer großen Gesellschaft hinaus —
Ging einst ein stiller Gelehrter nach Haus.
Man fragte: Wie seid Ihr zufrieden gewesen?
„Wären's Bücher, ich möcht' sie nicht lesen."

Ehrlos wie Viele.

Ein modernes Zeitbild.

Von **Alfred Graf Adelmann.**

In einem schönen Park, umfluthet vom Mondlichte einer herrlichen Frühlingsnacht, lag eine reiche Villa. Lichterglanz drang aus den geöffneten Fenstern, Musik und die Stimmen heiterer Gesellschaft klangen in's Freie. Das Fest, welches in den glänzenden Räumen dort oben gefeiert wurde, galt der Verlobung der Tochter des Hausherrn, eines reichen Kaufherrn der Stadt, mit dem Träger eines vornehmen Namens. Lust und Freude nur schienen in all' den Räumen zu herrschen. Der Mond aber wußte es besser, denn durch das Fenster eines Zimmers im obern Stock der Villa erschaute er ein Bild stillen Leides, des tiefsten und herbsten Schmerzes.

In dem einfachen Gemache saß ein junges Mädchen. Schön und edel war das Antlitz und nicht minder die schlanke Gestalt. Die Hände, im Schooße liegend, hielten eine Handarbeit umfaßt, das Haupt aber ruhte zurückgeneigt an der hohen Lehne des Stuhles und Thränen rannen unaufhaltsam unter den langen Wimpern der geschlossenen Augen hervor, die Lippen bebten und schmerzhaft zuckt es hin und wieder um den feinen Mund. Ein rührendes Bild verhaltenen Schmerzes, der dennoch in nichts die Anmuth dieses holden Wesens entstellte. Lange saß sie so da, die junge Schmerzbewegte, still, mit dem Leide ihres Innern allein, — da tönte jetzt von der Gesellschaft unten lauter Jubel herauf, Gläser erklangen und eine schmetternde Fanfare begleitete die Hochrufe auf das neu verlobte Paar. Die Weinende aber zuckte zusammen, als sei sie von einem Pfeile schmerzend getroffen, und mit beiden Händen bedeckte sie das Antlitz. In unterdrücktem Schluchzen erbebte die Gestalt des Mädchens.

Doch plötzlich raffte sie sich auf und als wollte sie damit mit aller Kraft den Ausbruch des Schmerzes zerdrücken, preßte sie die Hände auf Stirn und Augen und wischte sich die Thränen von dem nassen Antlitz. Sie durfte und wollte dem Schmerz nicht unterliegen, sie mußte stark sein und bleiben, denn sonst war sie im Kampfe des Lebens verloren.

Sie wollte ruhig bleiben. Sie faltete über den Knieen die Hände und schaute durchs offene Fenster hinaus in die Mondnacht. Sie wollte ruhig bleiben, ja, aber schon nach wenig Augenblicken rollte wieder eine schwere Thräne, erglänzend im Lichte, über ihr Antlitz und eine Thränenperle nach der andern folgte der ersten; denn die Seele tief bewegende Bilder zogen am Geiste der Sinnenden vorüber.

Im vergangenen Jahre um diese Zeit, wie war sie da glücklich gewesen! ebenso glücklich wie jetzt namenlos unglücklich. Wie lauter Sonnenschein hatte die Zukunft vor ihr gelegen. Wie hätte es auch anders sein können, da vollstes Glück nur sie umgab und beseligend in ihrem jungen Herzen wohnte? Sie liebte mit der ganzen Innigkeit ihres Wesens und vertraute fest und sicher der Gegenliebe des geliebten Mannes, in welchem ihre Mädchenseele das Ideal edler Männlichkeit verkörpert sah.

Da — mit einem Male, war Alles furchtbar anders geworden. Aus der reichen Erbin war sie das Kind eines Bettlers geworden. Die

reiche, geachtete Firma ihres Vaters hatte fallirt. Der arme, arme Vater! er hatte Alles verloren. Sie dagegen war noch überreich, denn sie besaß die Liebe des edelsten Mannes, der treu zu ihr stehen, ihr äußeres Unglück mit ihr theilen und mit ihr gemeinsam dem schwer getroffenen Vater den jähen, bittern Wechsel des Lebens zu erleichtern suchen wird.

Gerade ein Jahr war es heute. Sie wird die Stunde nie vergessen, weiß Gott, sie wird es nicht! In eben solcher Pracht wie jetzt glänzte draußen die schönste Frühlingsnacht. Sie saß beim Vater und tröstete ihn und berieth mit ihm für die Zukunft; ihr war der Trost so leicht, denn sie erwartete den Geliebten, an dessen Seite sie muthig Alles überwinden wollte. Trotz der hereingebrochenen bedrohenden Fluth äußeren Elends und Kummers blühte und duftete es in ihr wie draußen in der knospenden Natur und voll Hoffnung und Vertrauen war ihre Seele.

Da — sie sah es im Geiste noch, als sei es soeben erst gewesen — trat der alte, treue Diener ein und überreichte ihr ein Schreiben. — Es war von des Geliebten Hand. Sie erbrach den Brief und las die Worte:

„Ihren Herrn Vater und Sie, Fräulein Ellen, bedauere ich unendlich. — Unsere Verbindung ist unter den obwaltenden Umständen unmöglich, sie wäre eine Thorheit. Wir müssen uns vergessen. Niemand kann das unselige Verhängniß schmerzlicher bedauern als ich. Leben Sie wohl! Ich verreise noch heute, meinem Kummer zu entfliehen.

Arthur."

Ihr war's gewesen, als risse schmerzend etwas in ihrem Herzen. Der selige Wahn ihres jungen Mädchenherzens war entzwei gerissen und mit ihm das Vertrauen zu den Menschen. Als sie den Brief ihrem Vater hinüberreichte, da war im Tone fürchterlicher Ueberzeugung das Wort „der Elende!" über ihre blutlosen Lippen gekommen. Und doch liebte sie den Elenden noch, sie hatte dies gleich im nächsten Augenblick an sich erfahren.

In des Vaters Antlitz war jähe Zornesröthe aufgestiegen, als er die Zeilen überflogen hatte. Er erhob sich, umschlang sie und legte sanft ihren Kopf an seine Brust.

„Armes, armes Kind!" sagte er dabei. „Und dies Alles um mich." Sie fühlte des Vaters kräftige Gestalt in tiefem Schmerz erzittern und auch seine Stimme bebte.

Als er aber, plötzlich sich hochaufrichtend und sie an sich pressend, die Worte sprach: „Ich bin Schuld an dieser Enttäuschung, Kind; doch verlaß Dich darauf, ich werde Dich rächen! Find ich den Elenden noch hier, der so schmählich Dich verließ, so muß er mir vor die Waffe. O, daß ich ihn zerschmettern dürfte!" Da war ihr alles Blut zum Herzen gedrungen aus Angst für den Vater, aus Angst für den Treulosen, den sie noch immer liebte, wenn sie auch mehr und mehr die Liebe zu dem Manne schwinden fühlte, den sie jetzt verachten mußte. Sie bat, sie flehte den Vater, von seinem Zorn abzulassen. Doch umsonst. Sie kannte des Vaters leidenschaftlichen und unbeugsamen Sinn. Er ging und ließ sie allein.

Der Vater kehrte zurück; die quälende Angst ihres Herzens war grundlos gewesen: Jener hatte bereits die Stadt verlassen und der Vater hatte ihn nicht mehr getroffen. — —

Sie zogen in eine fremde, entfernte Stadt. An Stelle ihrer früheren

glänzenden Wohnung traten zwei niedrige Dachstübchen. Der Vater suchte eine Stelle als Buchhalter, sie einen Platz als Erzieherin, wozu ihre reichen Kenntnisse sie befähigten. Doch vergeblich war ihr beiderseitiges Suchen. Die wenigen noch erübrigten Mittel schwanden, die Noth begann und es galt jetzt, um's tägliche Brod zu arbeiten. Der Vater fertigte Abschriften um geringen Verdienst, sie feinere weibliche Handarbeiten und verkaufte sie, wo sie dieselben eben anbrachte, Beide inzwischen fortwährend nach den ersehnten Stellen suchend. Endlich fand der Vater eine bescheidene Stellung. Ihr aber schien die Erfüllung versagt. Sie hatte eben keine Zeugnisse, keine Vorschule als Lehrerin aufzuweisen. Den ganzen Tag bis spät in die Nacht arbeitete sie um spärlichen Lohn. Doch was sie Beide verdienten, reichte kaum zum täglichen Leben und nur mit größter Anstrengung und äußersten Entbehrungen erschwangen sie die Miethe für die ärmlichen Stübchen. Noth und Armuth schmecken doppelt bitter nach gewohntem Luxus, in dem man groß geworden. Und doch war wieder ein Beigeschmack von Freude und Glück dabei, welche die Befriedigung mühevollen selbsteigenen Verdienstes gewährt. Doch nur ein Beigeschmack, denn die Noth war allzugroß, der Contrast gegen früher zu hart und schroff.

So war ein Jahr fast verstrichen, ein Jahr der Sorge und Arbeit anstrengendster Art. Sie hatte erfolglos stets, doch unverdrossen immer von Neuem wieder nach der gewünschten Erziehungsstelle gefahndet. — — Endlich, endlich, heute vor einem Monat etwa, war das Glück in die beiden Dachstübchen eingezogen in Gestalt des Antrags einer vortheilhaften Stellung als Erzieherin in einem reichen, geachteten Hause, demjenigen, wo sie sich jetzt befand. Ueberglücklich und dankbar sagte sie zu und trat sofort die neue Stelle an, sich ihr mit ganzer Kraft und aller Hingebung widmend.

Sie lebte auf: ein Beruf, der doch in Etwas ihrer Bildung entsprach. Gleich einem Familienglied ward sie in dem feingebildeten Hause behandelt und keine Kluft ihr fühlbar gemacht. Voll Rücksicht und zarten Tactes war zu ihr der Herr des Hauses und wie eine mütterliche Freundin dessen Gattin; ihr Pflegling war ein allerliebstes kleines Mädchen mit viel Talent und Gaben. Die ältere Schwester war bereits erwachsen, übrigens so reizlos, als die kleine Ida reizend hübsch; ja fast abstoßend häßlich war das Mädchen zu nennen.

So war sie glücklich wie seit lange nimmer und gestern Abend noch hatte sie hier auf ihrem Zimmer stille Thränen des innigsten Dankes geweint und in später Stunde noch in beglückten Zeilen an den Vater dem Gefühle ihres Herzens Ausdruck gegeben.

Nach befriedigender Thätigkeit war sie heute Mittag mit ihrem Schützling zum Gabelfrühstück hinabgegangen. Niemand von der Familie war noch in dem Speisezimmer anwesend. Besuch sei da, sagte der Diener. Sie setzte sich an das Pianino, welches mit seinem Gehäuse von edel geschnitztem Eichenholz, zu den übrigen Möbeln passend, das Zimmer schmückte. In leisem Anschlag nur, doch in innig und tief gefühltem Spiele ließ sie aus den Saiten die Befriedigung und den Dank ihrer Seele erklingen. Sie vernahm Tritte auf dem Flur, schloß das Pianino wieder, küßte die kleine Ida, welche sich zärtlich an sie geschmiegt hatte, und erhob sich.

Da wurde jetzt die Thüre geöffnet und die Hausfrau trat ein, gefolgt von — — — — — ihr stockte das Blut; sie mußte sich an dem Instrumente festhalten.

„Ellen, halt' aus!" rief es in ihr; „sei stark; denke an des Vaters Noth!" und sie hielt sich aufrecht und schaute mit mühsamer Fassung in das vor Freude erregte Antlitz ihrer Herrin, welche sagte:

„Fräulein Ellen, ich stelle Ihnen hier in Freiherrn Arthur von Stolzenfels Charlottens Bräutigam vor. Beide haben sich soeben verlobt. Freuen Sie sich mit uns!"

Sie selbst trat zu Charlotte — sie verstand jetzt selbst nicht wie sie's vermocht hatte — bot ihr die Hand und sagte, den bestürzten und peinlich verlegenen Arthur keines Blickes würdigend:

„Meinen herzlichen Glückwunsch, Fräulein Charlotte; mögen Sie glücklich werden!"

Doch zuviel hatte sie sich zugemuthet; ihr war's plötzlich, als wiche der Boden unter ihr. Und trotzdem hielt sie sich aufrecht, doch zu bleiben vermochte sie nicht — nicht um Alles in der Welt — mit diesem armen, in tiefstem Schmerze zuckenden Herzen. Sie entschuldigte sich mit plötzlichem Unwohlsein und besorgt und liebevoll ward sie entlassen.

Sie ging auf ihr Zimmer, schloß sich ein und weinte ihr schwer getroffenes, wieder bis zum Tode verwundetes Herz in heißen Thränen aus, so wie sie jetzt es that.

„Also doch nur um des Reichthums willen!" . . . .

Jetzt aber erhob sie sich und trat zum Fenster; dort kniete sie nieder. Mit dem Ausdruck hingebendster Andacht hing ihr Auge am Firmamente.

Als sich Ellen nach einer Weile erhob, blickte ihr Auge gefaßt und muthig. — — —

Das Mädchen mit der starken, gesunden Seele war dem Schlage nicht unterlegen. Sie möge in reichem Maße noch schönstes Glück im ferneren Leben finden! — Fluch aber über jenen Träger stolzen Namens!

* * *

Ja, Fluch und Schmach über all die Elenden, die ähnlich handeln! Was jenes Genrebild da oben erzählt ist wahr, tausendfach wahr und wiederholt sich alle Tage: es ist ein Zeitbild so treu, als ernst. Nicht der Adel allein, nein alle Stände, wie sie heißen mögen, zählen solch' Elende wie jenen Arthur zu den Ihren und sehen damit ihre Ehre befleckt. Am Niedrigsten aber erscheint mir solch' berechnend feiges und ehrloses Thun bei den Söhnen des Adels. „Noblesse oblige!" heißt der schöne Wahlspruch des Adels. Ein Beispiel im Edlen soll und muß er geben, will er lebenskräftig und geachtet fortbestehen. Stolz sein in edlem Sinne ist ihm Pflicht, doch solches Thun, wie es nach dem Leben mein Zeitbild zeichnete, ist allen Stolzes, aller Männerwürde baar.

Nicht tüchtiger Arbeit, nicht der Thätigkeit, sei's für das gemeine Wohl, sei's für den eigenen Herd, — nicht der Thätigkeit um innerer Befriedigung willen mag unser heutiges Geschlecht sich widmen, sondern mühelos — und wenn auch auf Kosten der Ehre — will es Glanz und Stellung sich erringen oder wenn es arbeitet, geschieht es in den meisten Fällen nur und wiederum nur aus Sucht nach Reichthum oder Rang und Titel. Dies ist verdammenswerth und wird sich rächen, tausendfältig, in der Familie wie im Staat!

Der hohle Baum.

Erzählung von **A. Palm.**

I.

Mild und lieblich, bald schwellend mit hellem Silberklang, bald sinkend mit einem sanften Flüstern, tönte von fern das Geläut der Weihnachtsglocken. Der Wind schien den Klang erst wie im Triumph einherzutragen und dann fallen zu lassen, als hätte die flüsternde Brise etwas weit Wunderbareres mitzutheilen. Ueber tannengekrönte Hügel und dunkelnde Niederungen, über öde Felder und starrenden Wald tönte, bald lauter, bald leiser, die Musik der Glocken. Ein Windstoß, welcher den gefrorenen Schnee aufwirbelte, veranlaßte mich, in den Wagen zurückgelehnt, meinen Pelz fester zusammenzuziehen und so träumte ich meine Weihnachtsträume.

Weihnachtsträume! Männer der Wissenschaft mögen lächeln; ich aber, der das Weihnachtsfest so theuer ist, sage, daß dem Weihnachtsabend kein anderer gleicht. Die ganze Luft scheint mit Geheimnissen erfüllt, als ob Engel flüsterten. Der Himmel ist tiefblau und die Sterne lächeln, wie die Augen alter treuer Freunde hernieder. Die Stimme des Windes klingt wie ein erhabener Gesang. Die Erde sieht in ihrem weißen Gewande so schön und rein aus, daß man fast vergessen könnte, wie voll von Sorge und Pein sie ist. Schön hebt sich die grüne Tanne vom weißen Schnee ab — und indem die Lippen das Wort „Weihnachtsabend" bilden, wird das Herz voll und die Augen füllen sich mit warmen, glückseligen Thränen.

Weihnachtsträume! — Wir sehen die Freunde, die wir lieben; selbst die gestorbenen scheinen uns wieder nahe zu sein. Alte Liebe, alte Erinnerungen, alte Schmerzen und Sehnsucht — Alles zieht wie ein Sturm über uns daher, macht unser Herz weich und öffnet unsere Hände. Es giebt keine Zeit, welche dieser gleicht — Geburtstage, Hochzeitstage sind auch schön, aber die Weihnachtszeit hat ihren eigenen Zauber.

Dann unterbrach eine irdische Stimme meine Träumerei.

„Ich denke, Fräulein Halm", sagte sie, „Sie sollten sich wenigstens zu unterhalten suchen. Diese langweilige, verdrießliche Fahrt ist kaum erträglich." So sagte Frau Brockmann. Ich versuchte mich mit ihr zu unterhalten und es mißlang mir völlig. Es war schwer, zu plaudern, während mein Herz zwischen Himmel und Erde zu schweben schien und jeder Nerv unter dem Einflusse meiner Phantasie bebte. Auch war die Fahrt keineswegs verdrießlich oder langweilig. Die Scenerie, welche der Weg darbot, konnte nicht schöner sein. Der Schnee war seit mehreren Tagen massenhaft gefallen, der kalte Nordwind hatte ihn verweht und in alle Arten von Gestaltungen gebracht, welche der Frost härtete. Keine Poesie vermochte die schneebefransten Bäume, das Glitzern des Rauchfrostes, die tausende von Diamanten, welche über den Erdboden verstreut schienen, die im Mondschein funkelnden Eis-

zapfen, den klaren weißen Schnee, welcher zwischen den Nadeln der Tannen saß und die weiten Gründe wie ein dichter Schleier bedeckte, genügend zu schildern. Nur das Auge vermochte diese Pracht zu fassen, gegen welche die Tropenschönheit des Sommers zurücktreten mußte. Und als dann das Glockengeläut von der nahen Dorfkirche uns durch den Wind entgegengetragen wurde, schien mir der Zauber dieses Weihnachtsheiligenabends seinen Gipfelpunct erreicht zu haben.

„Erwarten Sie vielleicht noch ein Wunder am Himmel oder auf der Erde zu sehen?" fragte die schneidende Stimme der Frau Brockmann. „Wenn dies nicht der Fall ist, dann interessirt es Sie vielleicht, daß wir jetzt in der Kastanienallee sind und dort Allenhof liegt."

Ich blickte auf. Der Mondschein beleuchtete ein großes, stattliches graues Gebäude, aus dessen sämmtlichen Fenstern ein helles Licht auf den Schnee herabstrahlte. Der Anblick war feenhaft.

„Nun Gott sei Dank, daß wir da sind!" sagte Frau Brockmann. „Ich werde mir nie wieder einfallen lassen, das Christfest wo anders als zu Hause zuzubringen. Eine schrecklichere Reise habe ich in meinem Leben nicht überstanden."

Alle Schönheit des Winters war für sie nichts. In den nächsten Augenblicken befanden wir uns am Eingange des Hauses, durch welchen Duft, Wärme und Glanz weihnachtlicher Gastlichkeit uns entgegenströmte und uns völlig in Besitz nahm.

Ich will mich darüber kurz fassen, um meine Geschichte desto bälder zu beginnen. Ich war gerade achtzehn Jahre alt und lebte als Gesellschafterin bei Frau Brockmann, einer reichen Witwe von sehr wandelbaren Launen. Sie war von ihrem Vetter, dem Rittergutsbesitzer Werneck auf Allenhof, eingeladen worden, das Weihnachtsfest bei ihm zuzubringen und bestand darauf, daß ich sie begleiten sollte. Ich war sehr dagegen gewesen, denn ich hatte keinerlei Zuneigung zu ihr und glaubte annehmen zu dürfen, daß ihre Verwandten ebenso unliebenswürdig wären, als sie selbst. Es war auch bereits ausgemacht, daß ich am Schlusse des Jahres das Engagement bei ihr verlassen sollte; da sie aber auf meine Begleitung beharrte, so reiste ich mit.

Aber welch' ein Empfang wurde uns zu Theil! Es wäre mir nicht möglich, die Freundlichkeit und Köstlichkeit desselben zu schildern — der Gutsherr selbst kam uns begrüßend entgegen — ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit schneeweißem, aber aufrecht und stolz getragenem Haupte. Das Haus schien voll von Gästen zu sein; wir hörten schon von Weitem Lachen, Musik und Gesang.

„Wir wollen ein Christfest nach alter guter Weise halten", sagte der Gutsherr und ich glaubte Thränen in seinen Augen schimmern zu sehen. Es war etwas Köstliches, den Festschmuck im Innern des Hauses zu sehen — überall Tannenbäume mit Lichtern, überall Wärme, Licht und Heiterkeit. Selbst das mürrische Antlitz der Frau Brockmann klärte sich auf.

„Sie verstehen Weihnachten zu feiern, Vetter", sagte sie.

„Gott sei Dank ja!" entgegnete er.

Auch für mich hatte der freundliche, würdige alte Herr ein artiges Willkommen. Dann führte uns ein höfliches Dienstmädchen zu unseren gastlichen Zimmern. Daß darin keine knausernde Sparsamkeit obwaltete, sah man auf den ersten Blick. Ein helles Feuer knisterte in einem kleinen netten Zimmer und die Lichter waren angezündet.

„Das gnädige Fräulein dachte, es würde Ihnen nach der langen Reise kalt sein, Fräulein", sagte das Mädchen. „Es ist mir befohlen worden, Sie zu bedienen, so lange Sie sich hier aufhalten werden. Ich heiße Marie, mein Fräulein."

Die Absicht, eine „Gesellschafterin" zu bedienen, amüsirte mich. Ich entließ das Mädchen mit einigen dankbaren Worten und richtete meine ganze Aufmerksamkeit darauf, möglichst rasch meine Kleider zu wechseln.

Einige Minuten später klopfte es an meine Thür und ich rief „Herein", ohne mich umzusehen, weil ich meinte, Marie komme wieder.

„Sie werden sogleich Thee erhalten — jedenfalls sind Sie sehr durchfroren", sagte eine weiche und klare Stimme. Ich wendete mich rasch um und sah ein Bild, welches mir unvergeßlich blieb.

Vor mir stand ein schlankes, zierliches Mädchen in einem Kleide von blaßrosa Sammet, mit Goldborte besetzt, einem prachtvollen, anscheinend von einem seltenen alten Gemälde copirten Costüm. Ihre weißen Arme, fast bis zu den Schultern unbedeckt, waren mit reichen goldenen Bracelets geschmückt; auf ihrem Busen hing ein Diamantkreuz. Die weiten, herabhängenden Aermel, der malerische Faltenwurf des Gewandes, der Glanz der Juwelen blendete mich; aber der Anblick ihres Gesichts ließ mich Alles vergessen. Ich habe kein andres Gesicht gesehen wie dieses, lieblich, heiter und ruhig und doch mit einem Ausdrucke, als ob die Seele ein Feuer wäre. Die Augen waren schwarz wie die Nacht, voll von einem träumerischen Lichtglanze und befranst mit langen dunklen Wimpern. Die Stirn war hoch und hell, die Lippen waren tadellos in Form und Farbe. Das Kinn war schön modellirt und ihren Kopf schmückte eine Fülle schwarz glänzenden Haars, in welchem Diamanten wie Feuersterne blitzten.

Dies sind nur schwache Worte, welche ihre liebliche Schönheit nicht zu beschreiben vermögen; denn obschon Augen und Haar so dunkel waren, hatte sie doch die feine Gesichtsfarbe der Blondinen, so zart, daß der rosige Hauch desselben durchzuschimmern schien. Ich that einen Ausruf der Ueberraschung mehr über ihre Lieblichkeit, als über ihr plötzliches Erscheinen.

„Hoffentlich habe ich Sie nicht erschreckt", sagte sie mit derselben milden Stimme. Mein Name ist Irmgard Werneck, „ich habe mir einige Minuten gestohlen, um Sie zu begrüßen und nachzusehen, daß Sie alles erhalten, was Sie bedürfen."

Ich bin stets eine begeisterte Verehrerin der Schönheit gewesen. Sie hatte Gesicht und Gestalt einer Königin und auch die stolze Haltung einer solchen. War es möglich, daß sie ein Interesse an mir nahm?

Ich blickte fest in das liebliche Gesicht, dessen feine Färbung mich zuerst blendete.

„Sie sind überaus gütig, Fräulein Werneck", sagte ich dann. „Ich bin nur die Gesellschafterin der Frau Brockmann."

Nie klang mir eine Musik so süß als das leise Lachen, womit sie mir erwiederte.

„Sie haben doch gewiß einen eigenen Namen", bemerkte sie.

„Ja, mein Name ist Bertha Halm."

„Sie werden bald zu uns herunterkommen, Fräulein", fuhr sie fort. „Seien Sie nicht schüchtern und befangen, sondern amüsiren Sie sich, so gut Sie können. Vergessen Sie nicht, daß wir Weihnachten haben, an dem jedes

Herz sich freut. Halten Sie sich nur an mich, ich werde für Sie specielle Sorge tragen."

Damit ging sie hinweg. Ich warf einen letzten Blick auf das Rosakleid und die Diamanten, auf das holde Antlitz und die stolzen Lippen, und dann fragte ich mich selbst verwundert, ob ich ein Bild meiner Einbildung oder der Wirklichkeit gesehen hätte.

II.

Es giebt nichts Ermüdenderes als die immerwährende Wiederholung des Pronomens „Ich". Jede Einzelheit der Geschichte, welche ich zu erzählen habe, muß zwar durch mich erwähnt werden, doch will ich meine Person dabei so viel als möglich aus dem Spiele lassen. Nicht von mir selbst will ich erzählen, sondern von der schönen Irmgard Werneck.

Das große Gesellschaftszimmer prangte in einem Meer von Licht. Auf einem großen Tische, mitten im Zimmer stand der flammende Lichterbaum. Von ihm und von den köstlichen Warmhauspflanzen, welche in Töpfen und Vasen umherstanden, strömte ein aromatischer Duft aus. Ein kleiner Springbrunnen plätscherte mit musikalischem Geräusch seine feinen Strahlen über immergrüne Gewächse. Perlendes Licht fiel auf die Gesichter schöner Frauen, auf deren köstliche Juwelen und reiche Gewänder. Die ganze Scene war ebenso glänzend wie anregend. Ueberall hörte man Singen und Lachen, heitere Begrüßung und Beglückwünschung.

Der glänzendste und bewundertste Mittelpunct des ganzen Festes war Irmgard. Ich saß in stiller Zurückgezogenheit, sie beobachtend und versunken in die bezaubernde Anmuth ihres Wesens.

Ich war den meisten der anwesenden Gäste vorgestellt worden. Darunter befanden sich zwei Herren, welche sich viel mit Irmgard zu schaffen machten und als ihre Verehrer galten. Der eine war ein Herr von Ballerstedt, ein hoher, schöner, aristokratisch aussehender Mann, etwas stolz und reservirt; der andere Hauptmann Normann, ein blonder, hübscher, unwiderstehlich heiterer Officier.

Beide schienen tief und leidenschaftlich in die schöne Irmgard verliebt zu sein. Welcher war der begünstigte? Ich beobachtete sie scharf, konnte jedoch die Wahrheit nicht herausfinden. Ich bemerkte, wie der Gutsherr bald seine Tochter, bald die beiden Herren besorgt beobachtete, worauf er sich in eine lange Unterredung mit Frau Brockmann vertiefte.

Eine Wahrnehmung machte mich betroffen. Ich befand mich zufällig in der Nähe der Thür. Irmgard hatte umhergeschaut, um sich zu vergewissern, daß Alles beschäftigt und guter Dinge sei und war dann im Begriff, unbemerkt hinauszugehen, als ihr Vater auf sie zuging.

„Wohin willst Du, Irmgard?" fragte er.

Zu meiner Ueberraschung — die Frage schien doch so trivial — wurde Irmgard glühend roth bis unter das Haar.

„Ich habe einige Anordnungen zu treffen und werde in wenigen Minuten wieder hier sein, Papa!" antwortete sie.

Der Gutsherr neigte jedoch sein weißes Haupt über sie und sagte:

„Ach, laß jetzt die Anordnungen, liebes Kind. Du weißt, daß ich es am Christabend nicht ertragen kann, Dich nicht immer um mich zu sehen."

„Und auch nicht an irgend einem andern Abend", versetzte sie lachend,

aber selbst während ihres Lachens konnte ich einen Ausdruck von Befangenheit in ihren Augen entdecken.

Nie werde ich den Glanz dieses Heiligenabends vergessen — wie dann eine Gruppe dunkler Gestalten sich vor dem Hause aufstellte, wie ihre Schatten lang auf den weißen Boden des freien Platzes fielen und dann ein altes Weihnachtslied von ihren Lippen herauftönte, welches ich selbst als Kind gesungen hatte. Die Erinnerung daran und die ergreifenden Klänge lockten Thränen in meine Augen, so daß ich nichts mehr sehen konnte.

Als der Gesang verhallt war, geleitete der Gutsherr seine Gäste zur Tafel, wo er sie mit einem alten Weihnachtsspruch begrüßte. Herr von Ballerstedt führte Irmgard zu Tische. Hauptmann Normann saß nicht weit davon. Unparteiisch unterhielt sie sich mit Beiden, hatte für Beide das gleiche Lächeln, aber ich glaubte deutlich zu bemerken, das ihr Lächeln mehr und mehr gezwungen war und daß sich eine tiefe Aengstlichkeit und Unruhe hinter ihrer freundlichen Manier verbarg.

Als wir in das Gesellschaftszimmer zurückkehrten, näherte sie sich mir und legte ihre Hand in die meinige. Ich zuckte zusammen, denn diese Hand war brennend heiß.

„Welch' ein treues, gutes Gesicht Sie haben, Fräulein Bertha", flüsterte sie. „Ich glaube, Sie können Denen, die Sie lieben, sehr ergeben sein."

„Setzen Sie mich auf eine Probe", erwiederte ich.

„Soll das heißen, daß Sie mich lieben?" fragte sie mich gespannt. „Sie haben mich ja erst heute zum ersten Mal gesehen."

„Und wenn ich Sie auch später nie wiedersehen sollte, würde mir doch Ihr Bild und Ihre Stimme unvergeßlich sein", versetzte ich eifrig.

Sie lächelte, aber sie schien zerstreut, als ob sie an etwas ganz Anderes denke, wie an mich. Es verging eine weitere Stunde und die Heiterkeit der Gesellschaft erreichte ihren Gipfelpunct. Es war Irmgard unmöglich, das Zimmer zu verlassen. Sie wurde von Allen und überall in Anspruch genommen.

Ich saß wieder etwas abseits und durchblätterte ein Album, als sie zu mir kam und ihre heiße Hand auf die meinige legte.

„Bertha", sagte sie rasch, „ich bedarf einer Freundin. Wollen Sie mir helfen?"

„Ja, Fräulein Irmgard, nur zu gern."

„Sie haben ein treues Gesicht und ich habe eine treue Freundin nöthig. Nun sehen Sie mich an und versprechen Sie mir, daß Sie nie einer menschlichen Seele verrathen wollen, um was ich Sie bitte."

Ich blickte in ihr Gesicht und leistete das gewünschte Versprechen.

„Ich möchte" flüsterte sie, „daß Sie zunächst ohne Aufsehen das Zimmer verlassen. Hüllen Sie sich dann in ein dickes Tuch und gehen Sie durch eine Seitenthür aus dem Hause. Sie sind durch die Kastanienallee hier angekommen. würden Sie diesen Weg wiedererkennen?"

Ich bejahte kurz.

„Gehen Sie bis zum Ende der Allee, dort werden Sie einen nach dem Walde führenden Weg finden. Am Ende dieses Weges steht eine große Eiche und dicht dabei ein Baumstumpf, der oben eine Höhlung hat. Fassen Sie mit der Hand in diese Höhlung, Sie werden in derselben einen kleinen seidenen Beutel finden. Dieser Beutel enthält einen Brief. Wollen Sie mir den Beutel holen?"

„Ja", antwortete ich.

„Ich selbst kann hier nicht abkommen", fuhr sie fort. „Ich kann es auch nicht dort lassen, weil Andere es finden könnten und den Dienstboten darf ich nicht vertrauen. Wollen Sie dies für mich thun, Bertha?"

„Ich will es ohne Verzug thun, Fräulein Irmgard."

Sie schöpfte mit einem halb unterdrückten Seufzer Athem.

„Ich will Ihnen später danken", sagte sie. „Es thut mir so weh, daß ich dies von Ihnen erbitten muß! Werden Sie sich aber nicht vor der Dunkelheit oder Kälte fürchten?"

„Nein, durchaus nicht? Aengstigen Sie sich nicht um mich, Fräulein. Ich werde ein warmes Tuch umnehmen und nicht lange ausbleiben."

„Sie dürfen aber den Beutel Niemanden sehen lassen. Haben Sie in Ihrem Zimmer einen verschließbaren Kasten?"

Ich antwortete bejahend.

„Dann schließen Sie den Beutel ein und bewahren Sie den Schlüssel sorgfältig. Sprechen Sie nachher lieber nicht sogleich mit mir. Ich kann mich nicht genug in Acht nehmen. Wenn es Ihnen aber gelungen ist, so nehmen Sie wie zufällig einen kleinen Tannenzweig in die Hand, daran will ich es erkennen."

In immer größer werdender Verwunderung versprach ich ihr das. Nach wenigen Minuten hatte ich mich aus dem Gesellschaftszimmer zurückgezogen, einen Shawl umgeschlagen und das Haus verlassen, ohne bemerkt zu werden. Rasch lief ich die Allee hinab, fand den Seitenweg und erreichte den Baumstumpf, der fast unter den mit Schnee dicht bedeckten Aesten der riesigen Eiche stand. Ich griff in die Höhlung, welche von unten nicht sichtbar war und zog das seidene Beutelchen heraus. Indem ich dasselbe krampfhaft festhielt, wie der Geizige seinen Geldsack, eilte ich zurück. Auf dem Wege nach dem Gesellschaftszimmer nahm ich wie von ungefähr aus einem Tannengewinde, mit welchen alle Hauptthüren umzogen waren, einen kleinen Zweig und hielt ihn beim Eintreten spielend so lange in den Händen, bis Irmgard, welche von einem kleinen Hofe von Anbetern umgeben war, ihn bemerkte und lächelte, als sei ihr eine schwere Bürde vom Herzen genommen worden. Meine zeitweise Abwesenheit hatte Niemand bemerkt.

III.

„Liebe Bertha", sagte Frau von Brockmann. „Kommen Sie mit nach meinem Zimmer. Ich möchte mit Ihnen sprechen."

Unter irgend einem Vorwande ging ich zuerst nach meinem eigenen Zimmer, wohin ich das Briefbeutelchen gebracht hatte, entnahm dieses wieder dem verschlossenen Kasten und verbarg es an meiner Brust.

In diesem Augenblicke trat auch schon Irmgard ein. Als ich den Beutel in ihre Hand legte, übergoß sich ihr Gesicht mit einem glühenden Roth.

„Wie soll ich Ihnen danken", sagte sie mit bebender Stimme.

„Ich erwerbe mir den besten Dank, wenn ich Ihnen weiter nützlich sein kann", erwiederte ich.

Sie beugte sich über mich, daß ihr duftendes Haar mein Gesicht berührte, und küßte mich. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich ausspreche, daß ich in diesem Momente die Empfindung der äußersten Aufopferungsfähigkeit für das Mädchen hegte.

„Haben Sie in der Nähe der Eiche Jemanden gesehen", fragte sie mich zögernd.

Ich antwortete mit Nein; es war nichts sichtbar, als die weite Schneefläche und die dunklen Bäume. Sie seufzte, blickte sinnend auf den Beutel und sagte mir dann Gute Nacht.

Frau Brockmann erwartete mich in der liebenswürdigsten Laune.

„Ich will mich mit Ihnen unterhalten", sagte sie. „Setzen Sie sich her. Ich weiß, daß Sie ein verständiges Mädchen sind, und daß Sie daher auch das richtig auffassen werden, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Die Geschichte ist nicht lang. Herr Werneck, müssen Sie wissen, ist ein reicher Mann. Sein Gut Allenhof ward ihm von seinem Cousin, Wilhelm Werneck, hinterlassen, aber so, daß es nur dann auf seine einzige Tochter Irmgard übergeht, wenn sie vor ihrem fünfundzwanzigsten Jahre heirathet. Wilhelm Werneck hatte große Ideen und wollte einen festen Familienbesitz in Allenhof begründen. Wenn Irmgard in der festgesetzten Zeit sich nicht zur Vermälung entschließt, so tritt nach des jetzigen Gutsherrn Tode ein entfernter Verwandter als Erbfolger an. Verstehen Sie? Mein Vetter bleibt auf alle Fälle Besitzer bis an seinen Tod. Wenn seine Tochter bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre heirathet, folgt sie ihm im Besitze, wo nicht, so wird jener Verwandte Gutsherr und sie wird mit einer kleinen Jahresrente abgefunden."

„Das ist ja ein sehr seltsames Testament!" bemerkte ich.

Frau Brockmann lächelte verdrießlich.

„Wilhelm Werneck setzte nicht viel Vertrauen in die Frauen", sagte sie. „Er meinte, daß sie immer das Gegentheil von dem thun, was von ihnen erwartet oder verlangt wird. Sein Wunsch war, daß die Wernecks auf Allenhof eine große Familie werden sollten und er glaubte ganz aufrichtig, daß Irmgard gewiß nicht heirathen würde, wenn sie die Ueberzeugung habe, daß dies von ihr verlangt werde. Die Erfahrung hat ihm auch bis jetzt nicht Unrecht gegeben. Irmgard ist bereits zweiundzwanzig Jahre alt und noch immer ledig."

„Warum heirathet sie denn nicht?" fragte ich.

„Ja, warum nicht? Das ist eben die Frage. Und die Antwort ist, nach meiner Ansicht, klar genug — weil gewünscht wird, daß sie heirathe. Nun wiederhole ich, Bertha, Sie sind ein verständiges Mädchen und ich möchte Sie bitten, auf Irmgard Ihren Einfluß zu n guten Zwecke anzuwenden. Nun, liebe Bertha, Irmgard liebt Sie bereits. Sie sagte mir heut Abend, daß Sie ein ehrliches und braves Gesicht hätten. Wenn Sie sich vertrauter mit ihr gemacht haben, wollen Sie aufrichtig Ihr Bestes thun, um Irmgard zu einem für den Herrn von Ballerstedt oder dem Hauptmann — beides große Verehrer von ihr — günstigen Entschlusse zu bewegen?"

„Ich will es, wenn sie mir eine Gelegenheit dazu giebt, Frau Brockmann", sagte ich.

„Wenn sie an ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstage noch unvermält ist, wird das Herz ihres Vaters brechen, und sobald es so fortgeht, wie jetzt wird es schon sicher dahin kommen. Es wird sein Leben verkürzen, davon bin ich überzeugt. Auch mein Vetter setzt großes Vertrauen in Sie, Bertha! Also geben Sie sich Mühe mit Irmgard. Und nun Gute Nacht! Ich danke Gott, daß ich keine Töchter habe, die mir meine Ruhe rauben könnten."

Verwirrte Gedanken über Irmgard und ihre Freier verfolgten mich, bis ich in einen tiefen Schlaf versank, aus welchem ich durch einen bleichne

Strahl der winterlichen Morgensonne und das Geläut der Weihnachtsglocken erweckt ward. Der Christtag war angebrochen und zwar womöglich noch schöner, als der ihm voraufgegangene Heiligeabend war, denn die Sonne breitete ihren blaßgoldenen Schein über weiße Schneefelder.

Ich wünschte, daß die Grenzen meiner Erzählung mir gestatteten, noch länger bei dieser glanzvollen Weihnachtsfeier zu verweilen, aber es würde den Leser ermüden.

Während dieser ganzen Zeit blieb ich die Beobachterin Irmgard's, aber kein einziges Zeichen verrieth mir, daß sie einen der beiden Herrn besonders begünstige. Bald spielte sie mit dem Einen Schach, bald sang sie mit dem Andern am Clavier; bald tanzte sie mit dem Einen, bald mit dem Andern.

Eines Morgens kam der Gutsherr zu mir und sagte, Frau Brockmann gedenke am Ende der Weihnachtswoche von Allenhof wieder abzureisen. Er blickte dabei mit einem gewissen, änglichen Ausdrucke auf mich.

„Fräulein Halm", sagte er plötzlich, „meine Tochter hat Sie lieb gewonnen. Sie ist, wenn keine Gäste da sind, einsam. Da Sie nun im Begriff stehen, das Haus meiner Cousine definitiv zu verlassen, wollte ich Sie fragen, ob Sie sich nicht entschließen könnten, bei uns zu leben — nicht als bloße Gesellschafterin, sondern als Freundin?"

Wie glücklich war ich! Mein Erglühen und meine Thränen dankten ihm. Worte standen mir in diesem Augenblicke nicht zu Gebote. Die Sache wurde demgemäß arrangirt. Ich verabschiedete mich von Frau Brockmann und trat meine neue Lebensstellung mit frohem und leichtem Herzen an. Bald wurde ich dem alten Herrn Werneck treu und warm anhänglich und ich konnte deutlich seine Bangigkeit um die Zukunft seiner Tochter wahrnehmen. Zu mir sprach er ohne Aufhören über diesen Gegenstand.

„Benutzen Sie Ihren Einfluß, Fräulein Bertha", sagte er. „Wenn Irmgard nicht heirathet, kommt Allenhof an einen Fremden. Der Gedanke ist mir unerträglich. Rathen Sie ihr, Herrn von Ballerstedt zu heirathen. Auf mich hört sie nicht — vielleicht hört sie auf Sie."

Am siebenten Jannar war Irmgard's Geburtstag, welcher großartig gefeiert wurde. Am Morgen desselben beschenkte sie ihr Vater mit einem prachtvollen Rubinschmucke. Als sie ihn küßte, hörte ich ihn sagen:

„Du könntest mich so glücklich machen, Irmgard, wenn Du nur wolltest!"

Sie schüttelte traurig lächelnd den Kopf. Während des ganzen Tages bemerkte ich an ihr eine fieberhafte gezwungene Heiterkeit. Ihr Vater bestand darauf, daß sie am Abend den Rubinschmuck tragen sollte. Es war ein schön gefaßtes Armband mit dem Porträt ihres Vaters.

Am Abend wurde ich durch ihre Schönheit förmlich geblendet. Ich erinnere mich, daß ich ihr das Rubinarmband anlegte.

„Es geht sehr leicht zu", sagte sie und dann nochmals darauf sehend, bemerkte sie noch: „Mir war, als ob das Federschloß nicht recht sicher wäre."

Ich konnte mich nicht darüber täuschen — es schien keine Veranlassung zu ihrer Aufregung vorzuliegen und doch war sie an diesem Abend aufgeregt, ihr Gesicht glühte und in ihren Augen leuchtete ein seltsamer Glanz. Als wir im Begriff waren, das Ankleidezimmer zu verlassen, nahm sie mich in ihre Arme.

„Bertha", rief sie, „sehe ich denn heut Abend verändert aus? Könnte wohl Jemand, der mich ansieht, errathen, daß mein Herz so mächtig klopft?"

„Sie sehen aus, als ob sich etwas Ungewöhnliches ereignen sollte“, erwiederte ich.

„Ungewöhnliches?“ wiederholte sie langsam. „O mein Geliebter, mein Geliebter, wenn es doch so wäre!“

Die letzten Worte flüsterte sie für sich selbst, aber ich hörte sie und sie gaben mir viel zu denken.

Am andern Morgen kam sie mir sehr bleich und müde vor. Sie präsidirte wie gewöhnlich am Frühstückstische. Nach dem Frühstück gingen wir in ihr Zimmer. Sie war mit ihren eigenen Gedanken so beschäftigt, daß ich nicht zu ihr sprach. Sie saß nahe am Fenster und hielt ihre Augen auf die winterliche Landschaft geheftet. Von Zeit zu Zeit entschlüpfte ein leiser Seufzer ihren Lippen. So vergingen zwei Stunden und dann klopfte es leise an die Thür. Irmgard's Kammermädchen trat ein.

„Fräulein“, sagte sie, „der Waldaufseher ist draußen und will den Herrn in einer wichtigen Sache sprechen.“

Zu meiner Ueberraschung wurde Irmgard's Gesicht tödtlich blaß.

„Schicke ihn her zu mir, Marie“, sagte sie mit offenbar gezwungener Fassung.

Einige Minuten später trat ein junger Mann in grüner Jägerjoppe auf die Schwelle und verbeugte sich tief.

„Sie wollen zum Herrn“, sagte diese. „Er ist heute unwohl. Wollen Sie es nur an mich ausrichten.“

Statt aller Erwiederung zog der Waldaufseher ein kleines Päckchen hervor und entnahm ihm das Rubinenarmband, welches ich am Abend vorher an Irmgard's Arm befestigt hatte.

„Ich wollte weiter nichts, als dies abgeben, Fräulein“, sagte der Mann. „Ich hatte heute ganz früh im Walde zu thun, da fand ich es. Das Bild des Herrn ist darauf, und so dachte ich, daß es ihm gehörte.“

Sie wendete sich ab, damit er das Erröthen ihres blassen Gesichts nicht bemerke. Ihr ganzer Körper zitterte. Als sie wieder sprach, klang ihre Stimme verändert und sie machte die äußerste Anstrengung, sich ihre innere Aufregung nicht merken zu lassen. Sie nahm das Armband. Ich sah wie dabei ihre Hand zitterte.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verbunden“, sagte sie. „Das Armband gehört mir und es würde mir sehr schmerzlich gewesen sein, wenn ich es nicht wieder bekommen hätte. Wo haben Sie es denn gefunden?“

„Am Stacket der Waldschonung“, antwortete der Mann.

„Ich muß es dort verloren haben. Gestern bin ich vorbeigegangen“, sagte Irmgard. „Ach, wie danke ich Ihnen! Nun möchte ich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten.“

„Alles was ich thun kann, Fräulein“, erwiederte der Aufseher mit einer Verbeugung.

„Wissen Sie, mein Vater könnte ärgerlich sein und glauben, ich hätte sein kostbares Geschenk nicht gehörig in Acht genommen. Wollen Sie darüber schweigen?“

„Ganz nach Ihrem Befehl, Fräulein! Ich würde in keinem Falle darüber gesprochen haben.“

„Dann sah ich, wie sie ihrem Arbeitstäschchen ein Goldstück entnahm und in seine halbwiderstrebende Hand legte.

„Nehmen Sie nur getrost, es ist der Finderlohn“, sagte sie, „und vergessen Sie nicht.“

„Ganz gewiß nicht, Fräulein“, versicherte er ernst und zog sich mit einer respectvollen Verbeugung zurück.

Sie sprach nicht zu mir und wir vermieden es Beide, einander anzusehen. Ich wußte, daß wenn sie das Bracelet wirklich verloren hatte, es nach der letzten Nacht geschehen sein mußte. Und was konnte die Tochter des Gutsherrn um diese Zeit an der Waldschonung zu thun gehabt haben, allein im Schweigen und Schauer der Winternacht.“

Lange dauerte das Schweigen zwischen uns. Dann kam Irmgard an mich heran und kniete neben mir hin.

„Liebe Bertha“, flüsterte sie bittend, „was auch geschehen möge, was Sie auch hören oder sehen — wollen Sie mir vertrauen?“

Ich blickte in ihr edles, schönes Antlitz und erwiederte einfach:

„Ich würde Ihnen vertrauen, trotz aller Welt und trotz meiner eigenen Augen und Ohren, wenn solches Vertrauen überhaupt nöthig wäre.“

Ein tiefer Seufzer schien aus dem Innersten ihres Herzens zu quellen.

„Ich hoffe, Niemand auf Erden hat so viel Kummer zu tragen, wie ich“, versetzte sie, und wir erwähnten den Gegenstand nicht weiter.

IV.

Eines Morgens traf ich zufällig mit der Wirthschafterin zusammen. Sie trug ein Bund Schlüssel in den Händen und sagte mir, daß sie nach einigen unbenutzten Zimmern im östlichen Flügel des Hauses gehen wolle — ob ich diese anzusehen wünsche? Das Haus war so umfangreich, daß trotz der Menge von Gästen und Dienstleuten noch immer eine Anzahl Zimmer außer Gebrauch waren, welche die Wirthschafterin in Ordnung zu halten hatte.

Wir durchwanderten mehrere sehr geräumige und schöne Gemächer und dann, während die Wirthschafterin einige Fenster öffnete, trat ich in eine Rumpelkammer. Hier sah ich mehrere Bücher und plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit durch ein am Boden lehnendes, der Wand zugekehrtes Gemälde erregt. Ich wendete es um und mein Blick fiel auf ein reizend schönes junges Mädchengesicht mit sanftem Ausdruck der Lippen und großen traurigen blauen Augen — ein Gesicht, blühend wie eine junge Rose. Das goldblonde Haar lag in wogender Masse auf dem weißen Halse und den schön geformten Schultern. Die rothen Lippen lösten sich zu einem Lächeln, aber in den Augen lag ein tiefer Schatten des Kummers — ein Ausdruck, wie man ihn wohl an Denen sieht, welche jung sterben. Diese traurig lächelnde Schönheit fesselte mich wie mit einem Zauber. Diese in die meinigen blickenden Augen schienen ein schmerzliches Geheimniß anzudeuten.

Jetzt trat die Wirthschafterin in die Kammer.

„Wessen Porträt ist dies?“ fragte ich.

Die Frau wurde ganz bleich.

„O, Fräulein Halm, bitte, rühren Sie das nicht an, thun Sie es weg!“ sagte sie ängstlich. „Wie unvorsichtig von mir, Sie hier hereinzuführen! Bitte erwähnen Sie ja nicht, daß Sie das Bild gesehen haben!“

„Das verspreche ich Ihnen ganz fest, wenn Sie mir nur sagen wollen, wen das Bild vorstellt.“

Sie trat nahe an mich und sprach hastig, das Bild aus meinen Händen nehmend:

„Es ist das Porträt von Fräulein Valeska Bruhn. Sie war ein Pflegekind unseres Herrn, und wenn Sie sagen, daß Sie das Bild gesehen haben, so komme ich um meine Stellung."

Ich gab das verlangte Versprechen, sehr gegen meinen Willen. Dann gingen wir weiter durch die Räumlichkeiten. Wir gelangten zu einer sehr schönen Zimmerflucht, deren Fenster sämmtlich auf große viereckige Balcone hinausgingen, welche zur Sommerszeit mit Blumen überrankt waren. Ich probirte den Griff der zweiten Thüre dieser Flucht, konnte diese indeß nicht öffnen. Wieder eilte die Wirthschafterin auf mich zu.

„Sie scheinen immer gern das thun zu wollen, was Sie nicht sollen, Fräulein", sagte sie mit einem ungeduldigen Lächeln. „Dies ist das verschlossene Zimmer. „Sie können in dasselbe nicht eintreten und es wird so lange wir leben, nicht wieder geöffnet werden."

Ich blickte sie erstaunt an.

„Das verschlossene Zimmer! Was meinen Sie damit? Sagen Sie es mir!"

„Der Herr schloß es zu", erwiederte sie. „Es geschah vor drei Jahren. Den Schlüssel warf er in die Tiefe des Sees und Niemand darf das Zimmer wieder öffnen, so lange er lebt."

„Aber warum verschloß er es? Was ist darin?" forschte ich.

„Das kann ich Ihnen nicht mittheilen, Fräulein. Wenn der Herr oder das gnädige Fräulein dies thun, ist's etwas Anderes. Dienstleute aber dürfen die Geheimnisse der Herrschaft nicht ausplaudern."

„Gewiß nicht", versetzte ich hastig. „Auch würde ich Sie gar nicht darum bitten. Sie sollen sehen, daß ich vorsichtig bin. Bitte, glauben Sie ja nicht, daß ich erwähnen werde, was ich diesen Morgen gesehen und gehört habe."

Als ich darauf die Wirthschafterin wieder verlassen hatte, war mein Gehirn in vollständiger Gedankenverwirrung. Jede Familie hat wohl ihre Geheimnisse, hier aber war Alles mysteriös. Hatte diese schöne, junge Valeska etwas mit Irmgard's Weigerung, sich zu verheirathen, zu thun? Lebte sie noch oder war sie gestorben? Was hatte sie begangen, daß der Gutsherr, wie in tödtlichem Haß oder aus Schmach, alle Spuren ihres Daseins zu verbergen bestrebt war? Und würde ich je diese Geheimnisse kennen oder verstehen lernen?

Der folgende Morgen war hell und trocken und da der Frost anhielt, so schlug Herr Werneck eine Schlittenfahrt vor. Wir fuhren ein paar Stunden lang über tiefverschneite Wege, deren Ränder mit blätterlosen Bäumen bepflanzt waren, bis zu dem nahen Städtchen. Es traf sich zufällig, daß wegen einer Brückenreparatur der gewöhnliche Rückweg nicht passirbar war und der Kutscher theilte dies dem Gutsherrn mit.

„Ich muß an Rauenstein vorbei, Herr", sagte er.

„Nun so thue es, wenn es durchaus nicht anders geht", herrschte Werneck ihm zu und zu meinem größten Erstaunen hüllte er sich mit einer Geberde zorniger Resignation fest in seinen Pelz und schloß die Augen.

Nie hatte ich sein Gesicht so finster gesehen, und als ich auf Irmgard blickte, bemerkte ich, daß sie sich bleich und zitternd auf ihrem Sitze zurücklehnte. Niemand von uns sprach ein Wort. Wir fuhren in tiefem Schweigen durch einen Grund von malerischer Schönheit. Plötzlich bemerkte ich auf einer Anhöhe ein reizend gelegenes, stattliches Schloß. Ich stieß einen Ruf der Bewunderung aus.

„Wie heißt dieser Ort?" fragte ich Werneck.

Sein Gesicht wurde noch grimmiger; er erhob seine Rechte, als ob er eine schreckliche Verwünschung nach dem Schlosse hinschleudern wollte und sagte dann:

„Das ist Rauenstein, Fräulein Halm, es gehört einem Manne, der mein Todfeind ist.“

„O, Vater“, versetzte Irmgard mit bittendem Tone. „Sprich keine so harten Worte!“

„Ich werde sie wiederholen bis zu meinem letzten Athemzuge“, beharrte ihr Vater. „Er ist mein Todfeind!“

Ein Ausdruck tiefer, geduldiger Entsagung zog über Irmgard's Antlitz. Sie erwiederte nichts mehr und Werneck schloß wieder die Augen, um von der Wohnstätte seines Feindes nichts zu sehen.

V.

Nach Monaten nahm ich mir endlich vor, mit Irmgard über ihre Freier zu sprechen. Es war ein schöner Sommerabend und wir befanden uns im Garten. Unser Lieblingsplatz war eine duftende Fliederlaube, umringt von einer Menge der lieblichsten Blumen, deren Duft den Ort zu einem Paradiese machten, und als wir in derselben saßen und den Sonnenuntergang beobachteten, begann ich zu ihr von Herrn von Ballerstedt zu sprechen.

„Ich habe das erwartet, Bertha“, erwiederte sie; „ich weiß, daß Sie für Herrn von Ballerstedt Sympathie haben.“

Ich faßte ihre beiden Hände, mein Gesicht erglühte und meine Augen füllten sich mit Thränen; ja meine ganze Seele schien auf meine Lippen zu kommen.

„Warum wollen Sie ihn nicht heirathen, Irmgard? Er ist so edel und gut und er liebt Sie so innig.“

„Ich weiß es“, bestätigte sie, „aber ich achte Herrn von Ballerstedt viel zu hoch, als daß ich ihn heirathen könnte.“

„Wie so?“ fragte ich verwundert.

„Weil ich ihn nicht liebe, sondern mein ganzes Herz einem Andern gehört.“

„Herrn Hauptmann Normann?“ forschte ich behutsam.

Sie lächelte ablehnend.

„Nein, der Mann, den ich liebe, hat nicht seines Gleichen, er ist so brav, so treu, so edel und geduldig und er besitzt einen so erhabenen Stolz, daß meine Worte ihn nicht genügend schildern könnten. Aber, so großartig und tadellos er auch ist, nennt mein Vater ihn doch seinen Todfeind.“

„Ist es der Mann, der auf Schloß Rauenstein lebt?“

„Ja, derselbe — Arno von Pahlen, der Besitzer von Rauenstein. Ich will ihnen meine Geschichte erzählen, Bertha, und Sie werden daraus erkennen, daß mein Herz zerrissen ist und daß meine Seele zwischen ihm, dem Manne, den ich liebe, und meinem Vater hin und her schwankt. Ja, ich liebe Arno, ich bin seine Verlobte seit meinem siebzehnten Jahre. Mein ganzes Leben gehört ihm, obschon mein Vater mir verboten hat, ihn zu heirathen, ja ihn auch nur zu sehen. Begreifen Sie nun meinen Gemüthszustand? Ich halte treu an meinem Geliebten und würde ihm bis in den Tod folgen, und gleichwohl muß ich meinem Vater gehorchen. Dies ist das Geheimniß, welches mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt und mir die Welt zur Oede macht, während sie mir ein Eden sein könnte. Ich kann von meiner Liebe nicht

lassen, ich kann meinem Gelübde nicht untreu werden, aber ich kann auch meinem Vater nicht lieblos Trotz bieten. So habe ich mich daran gewöhnt, heiter zu lächeln, indeß mein Herz bricht.

Nun will ich Ihnen meine Geschichte erzählen. Vor sechs Jahren sah es in Allenhof anders aus als heute. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß mein Vater nicht seine erste Liebe heirathete. Er liebte in seinen jungen Jahren ein schönes Mädchen, Valeska Lenzen. Hinterlist und Härte trennten Beide für immer. Erst in späteren Jahren lernte er meine Mutter kennen und lieben; er heirathete sie und ich war das einzige Kind. Meine Mutter starb, als ich zehn Jahre alt war, und fünf Jahre später starb auch seine erste Geliebte, deren Ehe eine unglückliche gewesen war. Sie hinterließ meinem Vater die Sorge für ihre Tochter, Valeska Bruhn, und nun werden Sie verstehen, warum mein Vater Valeska mit so tiefer Leidenschaft liebte. Sie war die Tochter des Weibes, welches er angebetet hatte; sie war ihm ein theures Vermächtniß der Sterbenden. Es kam mir oft vor, als ob er alle Liebe, die er einst für die Mutter gehegt, auf das Kind übertragen habe. Ich war nicht neidisch auf sie, sondern liebte sie wie eine Schwester. Ich erinnere mich des Abends, an welchem mein Vater sie heimbrachte. Sie war so schön, Bertha, so reizend mit ihren blauen Augen und ihrem goldigen Haar; ihr Lachen klang wie Silberglocken, ihre Stimme wie süße Musik. Sie war heiter und lebensvoll, und gleichwohl lag, seltsamer Weise, in ihren Augen, wenn sie in Ruhe waren, ein tiefer Schatten, der mir nichts Gutes verhieß.

Sie wurde bei uns bald heimisch. Auf mein Verlangen räumte ihr mein Vater ganz dieselben Vergünstigungen ein, wie mir und gab ihr ebensoviel Taschengeld. Wir waren nun, vergleichsweise, eine zahlreiche Familie, denn meines Vaters jüngster Bruder starb und hinterließ seinen einzigen Sohn Robert der Sorge meines Vaters. Robert kam hierher und lebte mit uns. Aber obschon Robert mein Cousin war, kann ich doch kaum sagen, ob er mir gefiel, oder nicht. Er machte mir Liebeserklärungen und ich lachte ihn aus. Entweder ist er, was er scheint, ein begabter, leichtherziger, gutmüthiger Weltmann, oder der vollendetste Heuchler. Wir waren eine glückliche Familie. Robert wurde Officier und erhielt von meinem Vater eine bedeutende Zulage und Valeska versprach mein Vater für den Fall ihrer Verheirathung eine Aussteuer.

Ich war sechzehn Jahre alt, als Arno von Pahlen von seinen Reisen nach Vollendung seiner Studien in Bonn heimkehrte und den Besitz von Rauenstein antrat. Er besuchte uns oft und liebte mich vom ersten Augenblicke an, und bis heute ist er mir unwandelbar treu geblieben. Wir waren Beide jung, er einundzwanzig, ich sechzehn. Obschon mein Vater seine bereitwilligste Zustimmung zu unserer Vermälung gab, erklärte er doch, daß wir warten müßten, bis ich neunzehn Jahre alt sei. Dies schien sehr vernünftig und ich verlebte zwei, oder fast zwei sehr glückliche Jahre."

Irmgard's Augen füllten sich mit Thränen und ihr schönes Gesicht glühte, wie von innerem Licht. Ich sah, wie innig sie liebte und wie aufrichtig und edel sie war.

„Bertha", fuhr sie fort, „wenn Sie selbst lieben, werden Sie mich besser verstehen. Ich war ein poetisch gestimmtes, enthusiastisches Mädchen und es schien mir, als ob ich in himmlischem Licht wandelte. Arno kam jeden Tag nach Allenhof herüber. Ach, wie oft hielt er mich in seinen Armen und ließ mich versprechen, daß ich ihn treu lieben und seine Gattin werden wolle!

Während meiner glücklichen Stunden hatte ich wenig Acht auf Valeska's kleine Liebeständeleien. Sie war kokett. Manchmal, wenn die Laune über sie kam, tändelte sie mit Arno, der über sie lachte und ihre Koketterie scherzhaft behandelte. Dann wieder widmete sie Robert ihre Aufmerksamkeit und schäkerte mit Allen. Mein Vater pflegte mich lachend davor zu warnen, daß sie mir nicht meinen Verlobten abgewinne. Ich lachte wie er und wir ließen uns nicht träumen, daß unser Lachen sich noch in Thränen verwandeln würde. Als ich siebzehn und ein halbes Jahr alt war, traten zwei Ereignisse ein — Robert mußte mit seinem Regimente in eine entfernte Garnison und Arno wurde Gesandtschaftssecretär in Brüssel, mußte also auf längere Dauer von mir scheiden. Sie können sich denken, wie unser Leben dadurch verändert wurde. Hätte ich nur ein Wort gesagt, so würde Arno die Stellung ausgeschlagen haben, aber ich wollte dies Wort nicht aussprechen. Ich war stolz darauf, daß mein Verlobter in der diplomatischen Laufbahn einmal noch Ehr für sein Vaterland einlegen würde und seine Talente verwerthen konnte. Als er zögerte, trieb ich ihn an.

Die Abreise Beider fand an einem Tage statt. Es war im Juni, als sie uns verließen. Schon einige Zeit vorher schien es mir, daß Valeska ihre frühere Heiterkeit verloren habe. Sie fragte mich eines Tages, ob ich überzeugt sei, daß Arno mich liebe. Ich antwortete ihr lachend, daß ich dessen so sicher sei, wie meines Lebens; und am Tage darauf fragte sie mich, ob ich glaube, daß Robert mich lieb habe. Ich lachte wieder und sagte Nein; er möge sagen was er wolle, aber wirkliche Liebe empfinde er nicht gegen mich.

Sie blickte mich wie bittend an und ihre Augen schienen meine Gedanken lesen zu wollen.

„Jedermann liebt Dich, Irmgard", sagte sie; „ich wünschte, daß ich reich wäre!"

Dabei seufzte sie tief.

„Aber, Valeska", entgegnete ich, „Keiner, dessen Liebe etwas werth ist, würde um des Reichthums willen eine stärkere Neigung für Dich fassen."

Sie blickte mich scheu an.

„Nimm aber einmal an", sagte sie, „es liebte Dich Jemand, könnte es Dir aber nicht sagen, weil Du arm wärest?"

„Das ist in Deinem Fall nicht wahrscheinlich, Valeska", versetzte ich. „Es wird eines Tages irgend ein Ritter kommen, der diese goldenen Locken lieber hat, als alle Diamanten und alles Gold der Welt."

Ich sah, daß ihre Augen thränenfeucht waren, und ein gewisser Argwohn, daß mit ihr nicht Alles richtig sei, beschlich mich. Sie war indeß die Aeltere und ich mochte nicht neugierig erscheinen oder ein Vertrauen herausfordern, welches sie mir nicht freiwillig gab.

Lassen Sie mich kurz fassen, Bertha, was ich noch zu sagen habe, ist sehr traurig. Mein Geliebter und mein Cousin verabschiedeten sich am zwanzigsten Juni. Wir frühstückten noch zusammen. Valeska kam jedoch nicht herunter, sondern ließ sagen, sie sei unwohl und wolle den Tag über in ihrem Zimmer bleiben. Ich habe mich stets selbst getadelt, daß ich dem Schmerze damals so sehr nachgab und mich um Nichts kümmerte. Mein Vater war in Geschäften und war den Tag über abwesend. Gegen sieben Uhr Abends erst ging ich nach Valeska's Zimmer und klopfte an, erhielt aber keine Antwort und die Thür war verschlossen. In demselben Augenblick erschien meine Zofe.

„Fräulein Valeska schläft", sagte sie. „Ich habe schon mehrere Mal

die Thür zu öffnen gesucht. Sie klagte über heftiges Kopfweh. Vielleicht ist es besser, sie ungestört zu lassen."

„Ich dachte ebenso und ging hinweg. Als mein Vater nach Hause kam, war seine erste Absicht, sich nach Valeska's Befinden zu erkundigen. Ich beruhigte ihn jedoch und wir hatten Beide kein Arg. Früh am andern Morgen kam meine Zofe und meinte, wie seltsam es sei, daß aus Valeska's Zimmer kein Laut komme. Ich glaubte, sie schlafe noch und sah keine Ursache zur Besorgniß. Sie kam aber auch zum Frühstück nicht herunter und mein Vater sandte ihr, zart besorgt, einige Delicatessen nach ihrem Zimmer. Bald darauf kam Marie wieder mit dem Geschirr und meldete, sie könne von Fräulein Valeska nichts hören. Nun fühlte ich einige Angst und eilte die Treppe hinauf. Ich versuchte, die Thür zu öffnen, doch vergeblich. Sogleich ließ ich meinen Vater herbeirufen. Er kam hastig, sein Gesicht war bleich und seine Hände zitterten. Die Thür wurde endlich aufgebrochen. Wir fanden das Zimmer leer, das Bett unberührt. Von Valeska war keine Spur zu entdecken. Mein Vater verlor fast den Verstand. Er war wie zerrüttet, wollte aber nicht glauben, daß sie fort sei. Weshalb oder wohin sollte sie gegangen sein? Es müsse ihr irgend ein Unfall zugestoßen sein, erklärte er. Sie war vielleicht bei einem Spaziergange in den See gefallen, oder durch Räuber ermordet worden — Alles schien ihm wahrscheinlicher, als Flucht. Es war bejammernswerth ihn zu sehen. Fortwährend rief er seine verstorbene Geliebte an, um ihr zu betheuern, daß er nicht aus Mangel an Sorgfalt ihr Kind eingebüßt habe. Die ganze Nachbarschaft wurde in Bewegung gesetzt, die Waldungen durchforscht, Seen und Teiche sondirt und abgelassen, Belohnungen ausgesetzt — Alles vergebens. Wir fanden keine Spur von Valeska.

Nach einiger Zeit kamen Briefe von den inzwischen von dem Vorfall unterrichteten beiden Herren. Arno schrieb voll Verwunderung, Roberts Brief drückte Entrüstung aus.

Es vergingen nun Monate, ohne daß irgend eine Nachricht über die Verlorene kam. Arno erwähnte ihrer in allen seinen Briefen mit inniger Theilnahme, doch schien auch er, wie wir selbst keine Vorstellung davon zu haben, was aus ihr geworden sein könne. Robert verfehlte nicht, sie stets brieflich zu erwähnen, stets aber mit Entrüstung über eine Person, die er nicht genügend bezeichnete.

Als der Winter kam, verschlimmerte sich der Zustand meines Vaters. Wenn der Wind sauste und der Regen gegen die Fenster schlug, konnte er keinen Moment Ruhe finden.

Eines Tages im März, als der Regen in Strömen niederfiel und der kalte Nordwind heulte, Alles kalt, düster und öde war, befand sich mein Vater schlechter als sonst. Es war Abend geworden und stockdunkel, mehr als einmal kam es mir, während ich las, so vor, als hörte ich ein Geräusch vor dem Fenster, wie wenn sich dort Jemand bewegte. Ich ging ans Fenster, um näher nachzusehen, konnte jedoch vor Dunkelheit nichts bemerken. Plötzlich ertönte ein tiefes, langgezogenes Stöhnen von draußen her. Mein Vater sprang entsetzt von seinem Sessel auf. Ich eilte an die Glasthür, die ins Freie führt, öffnete und trat hinaus. Mein Vater folgte. Dort am Boden lag ausgestreckt, ganz von Regen durchnäßt und erstarrt eine Gestalt, welche wir als Valeska Bruhn erkannten.

Mit einem Schrei, wie ich ihn nie ähnlich gehört hatte, stürzte mein Vater auf sie und hob sie empor. Ach, Bertha, es war ein erschütternder An-

In einer römischen Klosterstrickschule

blick. Der Regen hatte auf sie geschlagen und beim Husten hatte sie sich ein Blutgefäß zersprengt. Mein Vater trug sie in sein Zimmer, legte sie neben dem Feuer nieder und klingelte nach Hülfe. Keine Mutter hätte am Krankenbett ihres Kindes zarter besorgt sein können, wie er es bei ihr war.

„Sie ist wieder zu mir gekommen, meine Valeska — mein armes, armes Kind!“ rief er.

„Aber Valeska hörte seine liebenden Worte nicht. Sie wurde in ihr eigenes Zimmer und zu Bett gebracht. Aerzte und Wärterinnen wurden herbeigeschafft, Alles, was menschliche Geschicklichkeit und Sorgfalt vermochte wurde für sie gethan; doch war alles vergebens. Die Aerzte erklärten, sie sterbe an Lungenentzündung, in Folge heftiger Erkältung und an Erschöpfung durch Blutverluste. Es war keine Hoffnung ihr Leben zu retten, ja, nicht einmal Hoffnung, ihre Geschichte zu vernehmen. Nach einigen Stunden sahen wir, daß sie uns erkannte. Ihre Augen hingen liebevoll am Antlitz meines Vaters. Er schluchzte wie ein Kind über ihr, sie streckte ihre Hände nach ihm aus und versuchte zu sprechen, aber sie vermochten kein Wort hervorzubringen. Die Arzte erklärten, sie könne den folgenden Tag nicht überleben.“

„Sie muß die Tortur des Hungers und der Kälte in furchtbarer Weise erlitten haben, um so weit zu kommen“, sagte Einer von ihnen.

Als mein Vater dies hörte, schlug er seine Brust und raufte sich das Haar wie ein Verzweifelnder.

„Mein armes, unglückliches Kind!“ stöhnte er.

Valeska kam nicht so weit wieder zu sich, um uns ihre Geschichte erzählen zu können. Am Nachmittage des folgenden Tages kniete mein Vater neben ihrem Lager, während ich mich auf der andern Seite desselben befand. Die Veränderung in dem einst so lieblichen Gesicht war schrecklich, es war gelb und abgezehrt; große Angstschweißtropfen standen auf ihrer Stirn. Ihre Brust rang nach Athem. Mein Vater hatte alle Selbstbeherrschung verloren und weinte wie ein Kind.

„Mein Liebling, warum gingst Du von uns?“ sagte er.

Zu unserer Ueberraschung flüsterte sie etwas. Wir beugten uns über sie und vernahmen die Worte:

„Er überredete mich — ich hatte ihn schon längst geliebt und er überredete mich.“

„Wer, wer überredete Dich?“ rief mein Vater mit flammendem Gesicht.

Statt der Antwort wendete sich die Sterbende nach mir hin.

„Er that, als liebte er Dich, Irmgard“, sagte sie mit schwacher Stimme, „aber er liebte nur mich. Er bat mich, mit ihm fortzugehen und ich that es. Er versprach mir, mich zu heirathen — ich folgte ihm in die fremde Stadt.“

Dies brachte sie mit entsetzlicher Anstrengung hervor. Nun aber wurde ihr Gesicht dunkelroth und sie kämpfte nach Luft.

„Er verbot mir, Euch zu schreiben, weil Ihr mich hinwegnehmen würdet. Ich habe ihn angefleht, nur eine Zeile schreiben zu dürfen, aber er wollte es nicht. Dann, später, sagte er mir, er könne mich nicht heirathen und ich floh von ihm halb wahnsinnig.“

„Kein Wunder, mein armes, betrogenes Kind!“ murmelte mein Vater.

(Schluß folgt.)

Schiller und die Musik.

Von **Johannes Franke.**

Es begegnet uns zuweilen, wenn wir die Verse gewisser Dichter laut lesen oder lesen hören, daß wir davon einen Eindruck empfangen, ähnlich demjenigen, welchen der Vortrag eines schönen Musikstückes in uns zurückläßt. Wir sind mit der Ursache dieser Erscheinung nicht unbekannt, denn wir wissen, daß die rhythmische Folge und die sorgfältige Wahl zarter, poetischer Bezeichnungen unserm Gehörsinn angenehm sind, und sind leicht geneigt, für das ästhetische Wohlgefallen, welches derartige Kunstproducte in uns erregen, dieselben mit dem Prädicat „schöne Verse" zu belohnen. Wir vergessen dabei aber nicht selten, daß Werke der Dichtkunst nicht bloß in äußerer formeller, sondern ebenso in innerer, materieller Beziehung den strengen Satzungen der Kunst genügen müssen, ehe sie vor diesem höheren Richterstuhl Anerkennung und Lob erwarten dürfen. Und so nimmt unsere erweiterte Einsicht an dem poetischen Kunstwerke leicht die beiden Haupteigenschaften derselben wahr: die äußere Form und den logischen Inhalt.

Es ist ebenso klar, daß durch Vernachlässigung des logischen Inhalts der Dichtung zu einem seelenlosen Wortgetöne herabsinkt, wie sie durch mangelhaften Versbau, unreine Endreime oder Härten des Ausdrucks ihrer duftigsten Blüthen entkleidet wird, und in den zarten Saiten unserer Empfindungen grelle Mißtöne hervorruft. Das Verhältniß dieser beiden Eigenschaften zu einander darf daher wohl mit Recht als ein coordinirtes bezeichnet und an den dichtenden Sprachkünstler die Anforderung gestellt werden, daß er seine musikalische Aufgabe nicht minder gut, als die logische, löse, wenn sein Werk ein in allen Theilen gelungenes, mustergültiges werden soll.

Nur unser Ohr möge einmal ein unparteiisches Urtheil darüber abgeben, welcher unserer vaterländischen Dichter durch die Sprachmusik seiner Verse, wohl am häufigsten und wohlthuendsten auf unser musikalisches Auffassungsvermögen eingewirkt habe. Der bevorzugte Liebling unserer Frauen, der Freund unserer Jugend, Friedrich Schiller, ist der Dichter, dem wir die Palme unserer Verehrung für diese Seite poetischen Genusses gern und vor Allem zuerkennen werden*).

Das Geheimniß der Tonwirkung Schillerscher Dichtung offenbart uns eine nähere Betrachtung des in Tact und Rhythmus äußerst sorgfältigen Versbaues, der besonderen, mit Rücksicht auf Klang und Wohllaut, getroffenen Wahl der Worte und der innigen Verschmelzung von Form und Inhalt. Wort und Versmaß bilden bei Schiller das charakteristische Gewand für den Körper des Gedanken. Schillers Sprache kann eine poetische Musik genannt

---

*) Und Goethe? Die Red.

werden, welche alle Empfindungen des menschlichen Herzens, Freude, Liebe, Haß, Sehnsucht in charakteristischen, mächtig ergreifenden Tönen wiederhallt. Es ist eine Musik mit schönster Abwechslung von Piano und Forte, Moderato und Vivace; kein einseitig stürmisches Agitato, kein unaufhörlich süßflötendes Dolce.

Schillers „Lied von der Glocke" bietet hierfür einen vorzüglichen Beleg. In schlichten, vorbereitenden Tönen schildert der Dichter das kindlich einfache Dasein des jungen Weltbürgers, mit schnellerem Accent den Wendepunct in der Entwickelung der beiden Geschlechter und die Trennung des Mädchens vom Knaben, mit glühenden Farben das Erwachen der ersten Liebe, und mit heiterer Zufriedenheit, und das bewegtere Tempo des Jambus mit dem gemesseneren des Trochaeus tauschend, die Vereinigung der Liebenden zum Bunde der Ehe. Dann geht der Dichter, abermals das Versmaß wechselnd, in schnellem Tempo zur Schilderung des bürgerlichen Lebens, des Ringens nach häuslichem Glück und Wohlstand über, und lenkt am Schluß dieses Absatzes bei der Betrachtung des errungenen Wohlstandes von Neuem in ein minder bewegtes Fahrwasser ein. In ähnlicher Weise läßt sich die Verschmelzung von Inhalt und Form durch das Gedicht hierdurch verfolgen.

Zu Ende der weiterhin mit dramatischer Lebendigkeit geschilderter Feuersbrunst fährt der Dichter nach einem letzten, schwermüthigen Seufzer:

„Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück."

sich eng an den Gedanken anschließend, und aus dem trochäischen in das jambische Versmaß umwendend, plötzlich, heiterer gestimmt, fort:

„Greift fröhlich dann zum Wanderstabe 2c."

Von anderen Schiller'schen Dichtungen zeichnet sich besonders die „Braut von Messina" durch die glücklichste Behandlung des Versmaßes und einen unübertrefflichen Wohlklang der Worte aus. Es darf in dieser Hinsicht nur der Monolog der Beatrice: „Er ist es nicht — Es war der Winde Spiel", ein Muster schönster, musikalischer Poesie, sowie der Chor: „Heil Dir, o Jungfrau 2c.", und „durch die Straßen der Städte 2c." erwähnt werden.

Es ist eine anscheinend logische Annahme, daß Dichter von so ausgezeichnet musikalischer Diction, wie Schiller, selbst die Kunst der Musik ausüben, oder mindestens mit feinem Verständniß für dieselbe ausgestattet sein müssen; und es könnte als ein besonderes Requisit der musikalisch-poetischen Technik ein im Reich der Töne einheimisches Ohr mit Recht bezeichnet werden. An Schiller scheint sich jedoch diese Annahme nicht zu bestätigen, denn nach der allgemeinen Annahme war Schiller für Eindrücke der Musik so ziemlich unempfänglich; am Wenigsten scheint ihm eine tiefere musikalische Bildung eigen gewesen zu sein.

Um in diesem Puncte Klarheit zu gewinnen, hören wir einmal in weiterer Folge den Dichter selbst, sowie seine Biographen.

Letztere stimmen nun allerdings so ziemlich darin überein, daß Schiller nichts weniger, als eine tiefere musikalische Bildung besaß, dennoch aber für Musik nicht allein empfänglich war, sondern sogar seine dichterische Stimmung

häufig damit zu nähren und zu unterhalten liebte, und gelegentlich durch eine gute Musik aufs Tiefste bewegt, ja bis zu Thränen gerührt werden konnte.

Es ist bekannt, daß Lotte nach ihrer Verheirathung sich entschloß, noch weiteren Unterricht im Clavierspiel zu nehmen, weil ihr Mann daran viel Gefallen fand. Caroline von Wolzogen berichtet, daß Schiller die Musik gern in einem Nebenzimmer hatte, wenn er in seiner Arbeitsstube auf- und abging und sich einer dichterischen Stimmung überließ. Die geistvolle Freundin Schillers setzt hinzu: Das Lied von Gluck „Einen Bach, der fließt" brachte ihm immer die angenehmsten Phantasien zu.

Aehnliches erzählt Hoffmeister und Gustav Schwab. Letzterer spricht sogar von dem „musikalischen" Schiller, jedoch wohl nur in dem Sinne von „musikliebend".

Auch in befreundeten Familien, in denen fleißig musicirt wurde, schien Schiller sich sehr wohl zu fühlen. In Jena waren es das Griesbach'sche und Paulus'sche Haus, welche den häufigsten Umgang des neuvermälten Paares bildeten. Das musikalische Talent und die schöne Stimme der Frau Paulus würzten angenehm die Unterhaltung. Früher hatte die Körner'sche Familie in Dresden unsern Dichter mannigfache musikalische Genüsse dargeboten. Körner selbst war sehr musikalisch und hatte eine schöne Baßstimme; seine Gattin hatte aus dem väterlichen Hause die Liebe zur Musik mitgebracht. Auch sagt Palleske von der in den Lauraliedern besungenen Hauptmannswitwe Louise Vischer, bei welcher Schiller als Regimentsmedicus in Stuttgart wohnte: „Sie musicirte, wenn auch nicht mit großer Fertigkeit, doch genügend, um seine durch Musik so leicht erregbare Phantasie zu beflügeln."

Einer der treuesten Jugendfreunde Schillers war bekanntlich der Tonkünstler Andreas Streicher, der den Dichter auf der Flucht von Stuttgart nach Mannheim begleitete, und während des an Noth und Enttäuschungen so reichen Aufenthaltes Schillers in Mannheim bis zu seiner Uebersiedlung nach Leipzig dem Freunde mit Rath und That zur Seite stand. Streicher lobt in seiner Skizze von Schiller dessen Ansichten über Musik und Dichtkunst. Sie seien ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich.

Schiller muß also auch wohl im theoretischen Gebiet der Musik nicht völlig Ignorant gewesen sein, wenn er dem Musiker von Fach durch sein musikalisches Urtheil zu imponiren vermochte. Später schildert Streicher den Eindruck, welchen das Anhören trauriger oder lebhafter Musik auf Schiller machte, mit den Worten, er werde dadurch außer sich selbst versetzt, und es erfordere nichts weniger als viele Kunst, um durch passendes Spiel auf dem Clavier alle Affecte in ihm aufzureizen. Als Schiller in Oggersheim bei Mannheim mit der Conception von Kabale und Liebe beschäftigt war, erfreute ihn Streicher meist des Abends, während seiner dichterischen Thätigkeit mit Clavierspiel. Schiller fand darin für die Förderung seiner Arbeiten so viel Gewinn, daß er schon des Mittags die Frage an Streicher zu richten pflegte: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?"

Wenn Streicher dann seinem Wunsche Gehör gab, ging Schiller oft stundenlang im Zimmer auf und nieder, wobei er zuweilen in „unvernehmliche, begeisterte Laute" ausbrach.

Kurze Zeit vor seinem Tode hörte Schiller bei seiner Schwägerin die Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie: „Ombra adorata aspetta" von Fräulein Schmalz ausdrucksvoll singen, und äußerte darüber zu Karoline: nie habe ihn ein Gesang auf diese Weise ergriffen. „Es schien, als habe die

herannahende Auflösung alle Organe seines Geistes und Gefühls geschärft", bemerkt seine Biographie bei der Erwähnung dieser Episode.

An einer andern Stelle stimmt Karoline von Wolzogen mit Hoffmeister darin wörtlich überein, daß die Musik nur „dunkel" auf Schiller wirkte.

Das soll aber nur heißen: Schiller vermochte nicht mit künstlerischem Verständniß in die Tiefe einer Tondichtung einzudringen, das Wesen, der Kern derselben blieb ihm fremd. Daß die Musik nur oberflächlich sein Gefühlsvermögen berührt hätte, kann nach Allem, was wir gehört haben, daraus nicht gefolgert werden. Beide Autoren lassen weiterhin darüber auch keinen Zweifel. Weitere Argumente ergeben sich aus einigen eignen Aeußerungen des Dichters über diesen Gegenstand.

Als ihn Goethe bat, beim Einstudiren der Gluck'schen Iphigenie behülflich zu sein, lehnte er dies zwar bescheiden ab mit den Worten: „Ich habe, wie Sie wissen, in Angelegenheiten der Musik und Oper so wenig Competenz und Einsicht, daß ich Ihnen mit meinem besten Willen und Vermögen bei dieser Gelegenheit wenig taugen werde, besonders da man es in Opernsachen mit sehr heiklichen Leuten zu thun hat." Nach der Aufführung aber äußerte er: „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor, aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen sein mag, daß ich ungerührt blieb." Und weiter schrieb er über diese Oper an Goethe: „Die Musik ist so himmlisch, daß sie mich selbst in der Probe unter den Possen und Zerstreuungen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat."

Palleske hat sicherlich Recht, wenn er, wohl mit Bezug hierauf, behauptet, der Sinn für Musik wäre Schiller zwar häufig abgesprochen worden, aber im Grunde hätte er nur einen „sehr delicaten Geschmack" gehabt.

In einem andern Briefe an die Geschwister Lengefeld, vom Jahre 1788, schreibt der befreundete Dichter: „Könnt ich nur manchmal eine Stunde zuhören, wenn Sie spielen und neue Wärme für meine Arbeiten daraus schöpfen!" Und zehn Jahre später an Goethe, als dieser ihm räth, fleißiger das Theater in Weimar zu benutzen, nach einer voraufgehenden Entschuldigung wegen äußerer Verhinderung: „Wenn's auch blos um die Musik wäre, müßte man's schon thun, denn die Sinne werden ja sonst gar nicht auf eine ästhetische Weise berührt."

Aus diesen Beispielen darf wohl mit ziemlicher Sicherheit gefolgert werden, daß Schiller die Musik keineswegs blos gleichgültig duldete, sondern daß er ein lebhaftes Wohlgefallen daran empfand, die Gesellschaft von musicirenden Freunden mit Vorliebe aufsuchte und seine Umgebung selbst zum Musiciren animirte. Daß ihm, wie es scheint und er selbst von sich aussagt, eine tiefere Einsicht in das Wesen und die Gesetze der Tonkunst versagt blieb, darf einer unzureichenden musikalischen Empfänglichkeit bei ihm somit nicht zur Last gelegt werden, sondern hat eben seinen Grund darin, daß seine dichterischen, philosophischen und geschichtlichen Studien seine Zeit in dem Grade absorbirten, daß ihm für ein tieferes Eindringen in dieses Kunstgebiet die nothwendige Muße fehlte, ebenso wie sie ihm für das Gebiet der Naturwissenschaften fehlte. Dennoch bewies er stets lebhaften Antheil an den naturwissenschaftlichen Experimenten Goethes.

Daß Schiller aber, wie biographisch mehrfach bestätigt wird, gerade während seines dichterischen Schaffens Musik vorzugsweise liebte, und häufig vielleicht die Gelegenheit aufgesucht hat, in Begleitung von Musik seinen Flug in das Reich dichterischer Phantasien zu unternehmen, ist gewiß auf

das musikalische Gepräge seiner Dichtungen von heilsamstem Einfluß gewesen. Die Vergeschwisterung der sorgfältig musikalischen Form und des Wohllautes seiner Verse mit dem Gedankeninhalt derselben legt diese Vermuthung bereits nahe, bevor man jene Thatsache kennt, und macht sie nun annähernd zur Gewißheit.

Wenn wir aber in Zukunft „den musikalischen Fluß der Bilder und den Zusammenklang zwischen Gedanken und Rhythmus“ an Schiller bewundern, in welchen Eigenschaften Palleske ein charakteristisches Merkmal Schillerscher Dichtung erblickt, so wollen wir uns dessen erinnern, daß unser großer Dichter zwar kein großer Musiker gewesen ist, aber jedenfalls ein Dichter von feinem musikalischen Gefühl und lebhafter Empfänglichkeit für Eindrücke einer wirklich guten, gediegenen Musik.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Im vorigen Bericht waren eine große Anzahl von Hochzeitsfesten anzumelden, leider hat der jetzige nur Todesfälle zu verzeichnen. Der trübe Wintersanfang, der hier bisher jedoch nicht so viel Kälte brachte wie in südlicheren Gegenden, sondern nur Regen und Nebel, hat mehrere namhafte Persönlichkeiten dahingerafft. Zunächst zwei Schriftsteller, den geistesfrischen, fleißigen Georg Hiltl, der neben seinen Leistungen als Schauspieler in der historischen und romantischen Literatur sich auszeichnete, und noch außerdem das Amt eines Conservators im Privatmuseum des Prinzen Karl verwaltete; er starb nach kurzer Krankheit im besten Mannesalter von 52 Jahren. Der berühmte Dramatiker A. E. Brachvogel folgte ihm nach wenigen Tagen ins Grab ohne krank gewesen zu sein. In der späten Abendstunde am Schreibtisch sitzend, ereilte ihn ein Gehirnschlag mitten in seiner lebhaften Geistesthätigkeit. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde er zuerst durch die Tragödie Narziß bekannt, er hat durch spätere Arbeiten stets diesen großen Erfolg gerechtfertigt. Sein letztes Werk „Geschichte des Berliner Theaters" ist noch theilweise unter der Presse, machte aber bei seinem Erscheinen gleich bedeutendes Aufsehen. Sein Begräbniß war ein Act der allgemeinen Anerkennung, die er besaß, ohne es vielleicht zu wissen, denn er lebte einsam mit einer einzigen Tochter, seit der Tod ihm frühzeitig seine schöne, geistvolle Frau geraubt hatte. An seinem Grabe versammelte sich die ganze Schriftstellerwelt Berlins und viele sonstige Größen. Es war ein stattliches Leichengefolge, welches nach der weltfernen, häuserlosen Müllerstraße wallfahrtete, um in der Capelle des Domfriedhofs der Einsegnungsrede des frommen Paulus Cassel, unseres modernen Bossuet, beizuwohnen. Der Sarg stand unter hohen Lorbeer- und Orangenbäumen, von Blumenspenden überfluthet. Herr von Hülsen trug eigenhändig ein Kreuz aus weißen Astern geformt und legte es mit sichtlicher Ergriffenheit auf den Sarg. Brachvogel hat ein echtes Dichterleben geführt, auch darin, daß der Ruhm und die Anerkennung erst bei seinem Tode sich vollständig entfalteten.

Ein dritter Sterbefall war der des greisen Staatsministers a. D. von Bonin, der als Alterspräsident noch bei der letzten Eröffnung des Reichstags eine so geistesfrische Rede hielt, trotz seiner einundachtzig Jahre. Der liebenswürdige Greis machte von seinem Reichthum den wohlthätigsten Gebrauch und wird von den Armen aufrichtig betrauert, aber auch in den höhern Kreisen, wo auch seine schönen Töchter viel Verwandte erheirathet haben, hat man seinen Verlust tief empfunden.

Ein erfreuliches Bild, ein großartiges Ereigniß war der Einzug des Kaisers in seine Hauptstadt. Es wird ein unvergeßlicher Festtag für Berlin sein, dieser fünfte December! Die Vorbereitungen dazu wurden mit einem solchen Eifer betrieben, daß man glauben konnte, der patriotische Enthusiasmus aus den Ruhmesjahren der Kriegszeit sei vollkommen wieder erwacht.

Die Ehrenpforten und der Häuserschmuck übertrafen an Schönheit und Reichthum des künstlerischen Geschmacks gewiß bei Weitem die früheren Darstellungen. Der Festjubel entfaltete auch einen noch höheren Wärmegrad, aber freilich war er auch gemischt mit Wehmuth und schmerzlicher Erinnerung. Man sah sogar Männer weinen vor innerer Bewegung, als der geliebte Kaiser einzog, im offenen Wagen, voll Vertrauen, langsam fahrend, herzlich grüßend sich den Seinen zeigte. Der Kaiser war ohne Hülfe aus dem Zuge gestiegen und mit elastischen Schritten zu seinem Wagen gegangen. Er sah wohl aus, jedoch fehlte seinen Wangen die frühere Gesundheitsröthe und seinen Lippen das heitere Lächeln, er sah bleich und ernst aus, so freundlich auch sein Gruß war und so sichtlich ihn auch alle die Liebesbeweise erfreuten. Neben ihm saß die Kaiserin, sich muthig den drohenden Regenschauern darbietend, in silbergrauer distinguirter Toilette mit Hermelinbesatz. Auch die hohe Frau sah sehr bleich aus und hatte es verschmäht, durch die jetzt so gebräuchliche Schminke, sich ein glänzenderes Aussehen zu geben. Sie saß dem Kaiser zur Linken, damit andeutend, daß er die allerhöchste Person des Reiches sei. Der Kronprinz zur Linken seiner Gemalin, folgte dem Kaiserpaar unmittelbar, in einem vierspännigen offenen Wagen, alle anderen Prinzen und Prinzessinnen fuhren zweispännig, während acht schwarze Pferde, reich mit Silber geschmückt, den Kaiserwagen zogen. Vom Potsdamer Bahnhof bewegte sich der Zug durch die Königsgrätzer Straße nach dem Brandenburger Thor, wo die Pracht der Decoration durch rothe Sammetdraperien, vergoldete Reichsadler, Lorbeerkränze und Tannenschmuck wahrhaft großartig in die Augen fiel. Der Pariser Platz zeigte zwei große Statuen aus imitirtem Marmor (eine wahrhaft künstlerisch verwendete Steinpappe), die Germania und den heiligen Georg, der den Drachen tödtet, darstellend. Die ganze Allee war reich mit Fahnenstangen und Guirlanden geziert, die Häuser zeigten ein ganz verändertes Aussehen durch Teppiche und Transparents umgestaltet. Auch das Haus, entsetzlichen Andenkens, Nr. 18 Unter den Linden war vollständig davon verhüllt, wohl absichtlich, um es dem Auge des Kaisers möglichst zu entziehen. Den rührend schönsten Augenblick bot natürlicherweise die Ankunft im Palais dar, zu dessen Füßen auch noch die prachtvollsten Decorationen ausgebreitet waren. Das Kaiserpaar trat mehrmals auf den historischen Balcon hinaus, um für die Segenswünsche und Hochrufe des Volkes zu danken. Die Beleuchtung begann schon in den Nachmittagsstunden und durchglühte wie ein Feuermeer den trüben Regentag, der aber wie durch ein Wunder doch noch zum Kaiserwetter sich gestaltete, denn es regnete eigentlich gar nicht trotz des drohenden Gewölkes. Auch muß es besonders hervorgehoben werden, daß der Jubel des Volkes kein einziges Mal ausartete und nirgends ein Unglücksfall vorkam, wobei freilich auch wohl den musterhaften Anordnungen des Polizeipräsidenten das größte Verdienst zugeschrieben werden muß. Die Illuminationslichter prangten in den Dachstuben wie im Keller, einzelne großartige Lichteffecte, namentlich der Rathhausthurm, das Museum, die Siegessäule und die Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. werden den Beschauern unvergeßlich bleiben. Den poetischsten Eindruck empfingen wir noch beim Nachhauseweg durch den stillen, einsamen Thiergarten, wo sich die dunkeln Baumwipfel auf dem gluthrothen Gewölk abzeichneten und die Blitzstrahlen des elektrischen Lichtes den Himmel durchzuckten, als wären es seine eigenen. Noch mehrere Tage blieb die Stadt im Festschmuck, von ganzen Schaaren Bewunderer durchzogen. Merkwürdigerweise blieb auch der Regen,

der bisher unaufhörlich strömte, die ganze Zeit über respectvoll still. Die Aufregung der Empfangsfeierlichkeiten beschwichtigte einigermaßen den bisher hier herrschenden Patti-Enthusiasmus, der sich jedoch zu den unerbittlich mahnenden Abschiedsvorstellungen wieder einstellen wird. Das die Plätze so theuer waren, muß man für ganz gerechtfertigt halten, wenn man sieht, wie sich das Publicum herbeidrängt, um die Diva zu hören. Der dunkle, häßliche Saal bei Kroll ist so ziemlich der größte Raum Berlins. Stets war er überfüllt und Viele mußten ohne Billets fortgehen. Auf eine Besprechung der Leistungen der Gefeierten können wir uns hier nicht einlassen, sie steht einzig in ihrer Art da, obwohl sie uns etwas an Pauline Lucca erinnert. Die Patti ist jedoch zierlicher und geschulter in der Coloratur, während die Stärke und Klangfarbe der Stimme bei Beiden dieselben sind. Auch muß die Patti als Schauspielerin den Preis erhalten vor der Lucca und allen Celebritäten der Neuzeit. Sie ist auch schöner als irgend eine derselben. Ihre tiefschwarzen Augen, ihre frische Haut und ihre blendenden weißen Zähne sind unvergleichliche Reize, doch ist sie zu klein und wird unfehlbar bald zu dick werden, auch sieht sie nicht eigentlich vornehm aus wie etwa die Sonntag als Gräfin Rossi. Daß Adelina Marquise war, sieht man ihr kaum noch an. Nicolini dagegen könnte ganz gut ein Marquis sein, er hat eine hohe, elegante Figur und gleicht im Gesicht dem Dichter Paul Heyse. Seine Stimme ist angenehm, obwohl tremolirend. Die gesellschaftliche Stellung des unverbundenen Paares hätte sich weit besser gestalten lassen, wenn sie sich nicht als „Paar" aufspielen wollten. Warum mußte der Proceß so öffentlich betrieben werden? und warum ließ sich Nicolini nicht lieber in einem andern Hotel nieder? Es wäre doch der Anstand einigermaßen gewahrt worden. Es kann die berühmte Sängerin doch nur kränken, daß man sie hier nur als solche und nicht als Dame behandelt, wie sie früher es gewohnt war. H. v. N.

Wien.

Noch immer große Geschäftslosigkeit! Darüber klagen die Advocaten, denn es giebt schon lange keine Processe mehr und seit vier Wochen keinen neuen Ehescheidungsproceß; — darüber klagen die Börsenmänner, denn sie werden jeden Augenblick durch einen vehementen Parlamentsconflict, durch einen neuen Ministerangriff und durch eine neue Thronrede beunruhigt und erschreckt, — darüber klagen endlich die Blumenhändlerinnen, denn sie haben für den Salon noch nichts zu binden und zu winden. Nur für den Sarg hatten sie im letztvergangenen Monat reichlich zu thun, starben ja in rascher Folge drei Männer der großen Oeffentlichkeit dahin: Sigmund Freiherr von Reischach, der Mann des Schwertes, Anton Fernkorn, der Mann der Kunst und Carl Rettich, der Mann seiner Frau. Sigmund von Reischach, in jenen adeligen und blaublütigen Kreisen, die eine pikante Anecdote über Alles lieben, überaus verhätschelt und mit dem Zärtlichkeitsdiminutiv „Sigerl" ausgezeichnet, soll sich einige Male in seinen jüngeren Jahren als Corpsführer rühmlich hervorgethan haben; über diesen Abschnitt seiner Thätigkeit wird die Geschichte der österreichischen Kriege von 1848 bis 1866 ein letztes Wort zu sagen haben, was aber die Mitwelt bereits zu constatiren wußte, ist die Thatsache, daß Sigerl die Strategie des Balletes verstand, wie kein Zweiter und daß Sigerl keinen Abend seines Lebenswinters verfehlte,

im Opernhause zuzubringen, namentlich wenn die kurzen Höschen auf der Nachtordnung standen. Friede seiner Asche! — Anton Fernkorn, der berühmte Bildner in Stein und Erz wanderte vom Hause der Irren, der Geistesumnachteten ins Haus der ewigen Ruhe. Der Mann hatte den Realismus importirt und dem Zopfstil den Fehdehandschuh hingeworfen. Die Stadt Wien wird dem Künstler für dessen zwei Colossalstatuen auf dem „Heldenplatz" — Erzherzog Karl und Prinz Eugen — ewig dankbar sein. Die Kritik wußte und zwar mit vollem Recht an den beiden Reiterbildern, ganz besonders aber an dem des Prinzen Eugen nicht wenig auszusetzen, aber die Genialität der Conception und die Kühnheit der Ausführung traf doch auf keinen sachlichen Widerstand. Zwölf Jahre, zwölf volle Jahre schmachtete der arme Mann in dem unglückseligen Hause. Der Künstler modellirte für seine Wärter und Pfleger allerlei kleine Statuetten und setzte sein Kunstleben auch in der düstern Umgebung fort. Und endlich kam auch für ihn die Erlösung. Friede seinem Geiste! Carl Rettich gehörte dem Burgtheater als Schauspieler zweiten Ranges an, der Name **Rettich** jedoch machte aus dem zweiten Rang den ersten, denn des Verstorbenen Gattin war **Julie Rettich** und mit Julie Rettich starb vor mehreren Jahren die erste deutsche Tragödin, eine Künstlerin in der idealsten Bedeutung des Wortes. Carl Rettich war übrigens ein wackerer Mann. — Friede seinem Andenken.

Die Künstlerabende haben ihre musicirende, declamirende, tanzende, manchmal recht amüsirende, manchmal aber auch recht ennuirende Thätigkeit wieder aufgenommen und bereits ist man beim dritten Abend angelangt. Aber welches Mißgeschick! Minister Freiherr von Hofmann, der Protector der schönen Künste, der Beschützer aller Kunstnovizinnen — hony soit etc. — der Frequentant aller Generalproben, der Allgegenwärtige auf allen Privat- und öffentlichen Soiréen, Minister Leopold von Hofmann fehlte an jenem ersten Künstlerabend, denn er mußte in Budapest von den Delegationen sich ad personam und für das gesammte Ministerium, namentlich aber für seinen erlauchten Freund unangenehme Dinge sagen lassen. Da ist es denn doch wirklich angenehmer, im von tausend Lichtern erhellten Saal, unter hunderten von schönen Damen herumzuwandeln, dieser die Hand amicalement zu reichen, jener ein süßes Lächeln zuzuwerfen, als in der Hauptstadt Transleithaniens die Rolle des moralisch Angeklagten ertragen zu müssen .... Auf dem ersten Künstlerabend wurde unter Andern auch jener musikalisch-französische Schmerzensschrei aufgeführt, den dessen Componist Charles Gounod „Gallia" benannte. Die „Gallia" machte in Paris förmliche Furore, denn aus ihren Klängen hörten die Patrioten jenseits der Vogesen die Erniedrigung aber auch die Erhebung Frankreichs heraus, in Wien wußte sich die mehrtheilige Hymne einen nur ganz bescheidenen und ephemeren Erfolg gefallen lassen. Das Tanzen, das die Künstlerabende stets von Mitternacht bis gegen vier Uhr betreiben, bedeutet natürlich nur das Präludium zu dem Faschingsreigen, der nun auch gar bald seinen Anfang nehmen wird. Seine Schatten hat der Carneval schon vorausgeworfen — wie eben alle großen Ereignisse — junge Leute aus allen Ständen haben sich schon zu Comités constatirt und eines dieser Comités hat sich behufs Arrangements einer zu costümirenden Charaktergruppe an **Schliemann** gewendet, damit dieser Antikengräber Modelle aus der trojanischen Zeit an die Donau sende. Die Wissenschaft hat auch hier großen Zweck, das sieht man schon aus dem Ernst, mit welchem in der neuesten Zeit der Costümscherz betrieben wird. — Im Hofopern-

theater ist man noch nicht schlüssig geworden, ob man in der kommenden Faschingssaison wieder Opernsoiréen in der herkömmlichen Eleganz und der herkömmlichen Schablone, oder maskirte Redouten veranstalten soll. Für die Opernsoiréen dürfte sich kaum mehr so viel Theilnahme zeigen, um die riesigen Räume zu füllen, gleich im Vorjahre, — maskirte Bälle jedoch würden gewiß ihre alte Anziehungskraft bewähren. Man hat sich ja so viel zu sagen incognito nämlich und man hat sich so viel interessantes und pikantes unter der Maske hervor zuzuraunen, wozu man unmaskirt gewiß nicht den Muth fände. Unter der Maske kann die ganze wie die halbe Weltdame ihr Herz ausschütten und schon darum sollte man den Maskenbällen das Wort reden. Auch der Wiener Männergesangverein will seine früher so berühmt gewesenen „Narrenabende" wieder in Aufnahme bringen und es abermals versuchen, eine neue Folge der patentirten Narrheiten in Scene zu setzen. O, jene Narrenabende der sechziger Jahre, sie boten eine Fülle von Geist, Witz, Humor und Satire; früher schrieb Johann Strauß jenen berühmten Walzer „An der blauen Donau" und „Wein, Weib, Gesang", für sie dichtete Johann Herbeck die drolligen Texte zu den Walzern, für sie sann und spürte man den prächtigsten Ideen nach, um eine Nacht lang originell zu sein, um sich eine Nacht lang trefflich auf eigene und auf andere Kosten zu amüsiren. Auf eigene Kosten — das möchte ich ausdrücklich betont haben, der Wiener ist nicht empfindlich, wenn es sein muß, macht er sich auch über sich selber lustig. Eine Zeit lang wollte es mit den Narrenabenden nicht mehr gehen, es schien als wäre alle Narrheit, als wären alle Narren ausgestorben, dem ist aber nicht ganz so und es hat sich offenbar so viel Stoff angesammelt, um ruhig daraus eine Nacht der Persiflage daraus construiren zu können. Ueber die Nacht selber werde ich nicht ermangeln seiner Zeit gewissenhaften Bericht zu erstatten.

Einen Kneipabend recht bewegter Art veranstaltete der Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" zu Ehren seiner drei Mitglieder, den drei mit dem Schillerpreis ausgezeichneten Poeten: Adolf Wilbrandt, Franz Nissel und Ludwig Anzengruber. Der große Saal des „Grand Hotel" sah noch selten so viel poetische und kritische Federn beisammen. Aber es gab an jenem Abende keinen Krieg und Friede bedeutete jedes erhobene und geleerte Glas, Friede bedeutete jede Rede, Friede jeder Händedruck. Die preisgekrönten Poeten wurden viel und oft angeredet und sie replicirten auch; es fielen begeisterte Worte und es fielen zahlreiche Flaschen. Damit war der Zweck des Abends reichlich erfüllt.

Die Theater brachten abermals buntes Allerlei, Sensation, Fiascos und Pikanterien. Der pikanteste Abend war aber jedenfalls der 3. December des Burgtheaters, denn dieser 3. December brachte dem Publicum ein lebhaft gehaltenes, durchaus wirksames Stück und daneben eine gar seltsame Ueberraschung. Und weil Wien von jenem Burgtheaterabend so viel sprach, muß es mir gestattet sein, hier ein wenig darüber, vielleicht auch ein wenig aus der Schule zu plaudern. Es sind jetzt fast elf Monate her, daß ein nicht unbekannter Schriftsteller seinem Freunde Adolf Sonnenthal ein Lustspiel übergab und dabei sagte: „Reiche dieses Stück anonym bei Deiner Direction ein und suche es durchzusetzen. Ich habe einen Erfolg nöthig, sehr nöthig. Vor Allen aber mußt Du tiefstes Stillschweigen geloben." Sonnenthal nahm das Stück, gelobte Stillschweigen über den Namen des Verfassers und überreichte das Lustspiel dem Director seiner Bühne, Herrn Baron Dingelstedt.

Dingelstedt las das Stück und lachte. Und als er genug gelacht, ließ er seinen Regisseur Sonnenthal rufen und sagte zu ihm: „Das Stück, das Sie mir da gegeben haben, ist eines der lustigsten und ich will es aufführen lassen, aber sagen Sie mir doch, wie heißt denn der Verfasser.“ Aber Sonnenthal schwieg. Das Stück — es heißt „Rosenkranz und Güldenstern“ — wurde nun auch von den Regisseuren Laroche und Lewinsky gelesen und auch diese beiden ernsten Künstler lachten bei der Lectüre der anonymen Novität. Sonnenthal rieb sich die Hände und hatte helle Freude. Es kam nun der Abend der Aufführung und das Publicum konnte sich vor Vergnügen über die Munterkeit von Rosenkranz und Güldenstern kaum fassen und selten noch wurde im Burgtheater ein solches Gelächter vernommen. Man rieth im Publicum auf den Börsensensaten und dilletirenden Dichter S. Tauber, man rieth auf den k. k. österreichischen Großminister Dr. Unger, man rieth auf Feodor Wehl in Stuttgart, man rieth auf diesen und auf jenen und endlich entpuppte sich Michael Klapp als glücklicher Autor. Die Sache hatte aber noch eine zweite, sehr pikante Seite. Vor etwa drei Jahren hatte Klapp ein Feuilleton in ein deutsches Familienblatt geschrieben. Dieses Feuilleton behandelte das königliche Schloß Gödöllö und dessen hohe Bewohnerin, die Kaiserin von Oesterreich — Elisabeth. War es, daß damals die Censurbehörden wirklich etwas ehrenrühriges in dem Artikel fanden, war es, daß man einen Vorwand suchte, um dem Familienblatt eine Verlegenheit zu bereiten und einem ähnlichen in Wien verbreiteten Wochenhefte die Wege von jeder lästigen Concurrenz zu säubern, kurz dem Familienblatt, das dem Artikel über Gödöllö die Spalten geöffnet, wurde Oesterreich bis auf Weiteres verboten. Der Autor jenes „majestätsverletzenden“ Feuilletons war Michael Klapp gewesen und demselben Klapp hatten sich nun durch die Kraft der Anonymität die Thore des heiligen Burgtheaters erschlossen. Wird das Stück abgesetzt werden, nachdem man den Autor kennen gelernt? Wird Sonnenthal es zu verantworten haben, daß er mit seinem Mantel des freundschaftlichen Geheimnisses die Anonymität zu verdecken und zu schützen gewußt? Wie wird Dingelstedt aus der Affaire gehen? Alle diese Fragen und noch ähnliche mehr stellte sich das Publicum und war neugierig, eine Antwort darauf zu bekommen. Aber diese Antwort blieb vorläufig aus und erst ein paar Monate später dürfte man etwas über die Folgen einer treu behüteten Anonymität erfahren.

Im Theater an der Wien war es bis Mitte December, daß die „Fesche Pepi“ — Josephine Gallmeyer ungeschwächteste Anziehungskraft ausübte. Das jüngste Stück, das dieser ganz unübertrefflichen Künstlerin auf den Leib geschrieben worden, heißt: „Plausch 'net Pepi“ — aber die Pepi befolgte den Rath, der im sonderbaren Titel des Berla'schen Stückes liegt, durchaus nicht und plauschte — natürlich in dem Stücke — so viel und so anhaltend, daß man aus dem Lachen gar nicht herauskam. Und die Pepi plauschte so lange, bis Johann Strauß mit seiner neuesten Operette „Die blinde Kuh“ an die Reihe kam. Ein neues Werk von Johann Strauß ist immer ein Ereigniß für Wien und die blinde Kuh hat um so größeres Interesse, als sie von der zweiten Gemalin, die der Compositeur der „Fledermaus“ bekanntlich sechs Wochen nach der ersten heimgeführt, inspirirt wurde. — Mit dem Carltheater und Herrn Tewele geht es wieder ebenso bergab, wie es mit diesem alten Hause und seinem neuen Director im November bergauf gegangen war. Der „kleine Herzog“ von Lecoq hat sein fürstliches Wort nicht eingelöst und

kaum zehn gute Häuser gemacht, in Folge dessen sieht sich auch die Direction manchmal außer Stande, ihre Wechsel einzulösen. Die Wucherer werden immer drängender, die Prolongationszinsen immer unerschwinglicher und so steht, wenn nicht sehr bald wieder eine Niniche oder eine ähnliche theatralische Unanständigkeit erscheint, die Katastrophe vor der Thüre. Und Director Tewele läßt den Kopf sinken und denkt: ach, wär' ich nur bei meinen Fleischtöpfen des Stadttheaters geblieben. — Das Stadttheater brachte die Fourchambault von Augier mit anfänglich starkem aber nicht andauernden Erfolg, ferner das geist- und gemüthvolle Lustspiel „Hausse und Baisse“ von Ludwig Held mit packendem Succeß und „Marion Delorme“ von V. Hugo. Heinrich Laube arbeitet und läßt seine Mitglieder arbeiten und zwar mit großem, mit dickem Schweiß, aber es will denn doch nicht recht von statten gehen mit der Concurrenz gegen das Burgtheater.

Im Hofoperntheater hat man mit den Aufführungen des Siegfried etwas eingehalten und das mit Recht und Vernunft. Diese musikalischen Dramen lassen sich nicht ablernen, wie Carmen oder Fra Diavolo und wollen in gemessenen Zwischenräumen und mit Sammlung und Würde gegeben sein. Gewissermaßen als Entremet tischte die Direction Verdi's „Sicilianische Vesper“ auf. Die Oper, bekanntlich aus dem Jahre 1855 stammend und für Paris geschrieben — sprach nicht sonderlich an, aber die Einlage zu der so düstern Vesperhistorie, das Ballet „Die vier Jahreszeiten“ gefiel ausnehmend und brachte dem Decorationstrifolium, den Hoftheatermalern Brioschi, Kautzky und Burghardt sehr viele Ehren. Das Ding ist aber auch zu reizend, der Wechsel der Jahreszeiten kann nicht sinnvoller, die Jahreszeiten selber nicht täuschender dargestellt werden. — Für Fräulein Tagliana, die bereits Ende dieses Monats aus dem Verbande der Hofoper scheidet, um an das k. Hoftheater nach Berlin zu gehen, gastirte Fräulein Bianca Bianchi von der Opernbühne in Carlsruhe in mehreren Rollen. Die junge Dame mit einer zierlichen Stimme und einer ungewöhnlichen Leichtigkeit des Gesanges begabt, hatte entschiedenes Glück; ob dieses Glück auch zu einem Engagement führt, ist noch nicht ausgemacht. — Das Fräulein Grossi, mit deren „Gewinnung“ die Direction Jauner sich etwas übereilt hat, steht ihr im Wege. — Recht komisch sind aber oft die angenommenen Namen. Fräulein Bianca Bianchi heißt mit ihrem ehrlichen Namen Schwarz. Schwarz also war sie und Weiß nennt sie sich!

Und so wäre ich denn abermals auf dem mir zugemessenen Raume zu Ende; nicht mit dem Stoffe — denn in vier langen Wochen häuft sich im lieben Wien das Material so colossal an, daß man blos zur chronistischen Erzählung einen ganzen dicken Band brauchte. Und erst das, was man nicht erzählen darf!

Figaro.

Für den Bücherschrank

Da die „Hexe Politik", wie Freytag seinen Bolz in den Journalisten sagen läßt, die Gegenwart beherrscht (mehr als nöthig ist, sagen die Literaturfreunde), so beginnen wir diesmal mit einem Buche, welches die offene Wunde am europäischen Staatskörper, die Türkei berührt, das heißt unmittelbar, mittelbar aber Oesterreich, das eben dabei ist, sich an dieser Wunde anzustecken, indem es einen Theil des Reichs des kranken Mannes annectirt. Bosnisches von Freiherrn von Helfert betitelt sich ein instructives sachlich und unparteiisch gehaltenes Buch des achtungswerthen österreichischen Historiographen, das in sehr nobler Ausstattung bei Manz in Wien erschienen ist. Da wir die Reihenfolge der uns der Besprechung werth erscheinenden Bücher nicht immer nach dem Genre ordnen können, so kommen wir von Bosnien auf Fritz Reuter und zwar auf die Ergänzungsbände zu seinen sämmtlichen Werken, die im Verlage von C. A. Koch in Leipzig erschienen sind. Sie enthalten zwei allerliebste Lustspiele: „Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen", — und „Fürst Blücher in Teterow", — sowie seine Polterabendgedichte (Julklapp). Alle diese poetischen Erzeugnisse sind von echt Reuter'schen Geist und Humor getragen und vervollständigen in glücklichster Weise das literarische Charakterbild des populären Dichters.

Als eines der seltenen Werke, welche kunstwissenschaftliche Belehrung in ansprechendster Form geben, ist K. Göpel's illustrirte Kunstgeschichte (Leipzig, Otto Spamer) zu bezeichnen. Die Illustrationsausstattung, die ja bei einer Kunstgeschichte und zumal einer populären ein Hauptmoment ausmacht, ist ungemein reich — über 200 Illustrationen — und durchaus geschmackvoll ausgewählt. Besonders für kunstsinnige Jünglinge und junge Mädchen geeignet, enthält diese Kunstgeschichte so anschauliche Darstellungen, daß sie sich in der deutschen Familie sicher einbürgern und nicht nur ein Schaubuch für den Prunktisch, sondern ein liebes oft gelesenes und zu Rathe gezogenes Familienbuch werden dürfte. Und hier erwähnen wir gleich die drei neuesten gleichfalls im Spamer'schen Verlag erschienenen illustrirten Breviere. Was ist ein illustrirtes Brevier? lautet gewiß manchen Lesers Frage. Antwort: Ein prachtvoller Goldschnittband mit splendidem Druck auf elegantem Papier, enthaltend die Grundsätze und Regeln aller Branchen des Frauenlebens, geschmückt mit vielen geschmackvollen Abbildungen und sehr billig, denn jedes dieser prächtigen Bücher kostet nur 6 Mark, im Goldschnitteinband 7 M. 50 Pfennig. Da ist das Brevier für Neuvermälte von Heinrich Berndt, mit 40, das Brevier der Conversation, die Kunst in der Gesellschaft zu gefallen, — Hört, hört, meine Damen! — und sich und Andere zu unterhalten, von Marie von Gayette-Georgens, mit 40 Abbildungen von Karl Röhling, da ist endlich das Brevier der Weltliteratur von Dr. A. Schwarz, eine Universalliteraturgeschichte in once für Damen mit 50 Bildern von Döpler — alle diese Breviere wissen nicht allein anmuthige Rathgeber zu sein, sondern auch wenn man sie liest, die Zeit interessant zu brevieren und — was bei derartigen für das zarter fühlende Geschlecht berechneten Werken sehr wesentlich ist — verletzen niemals durch Tact- oder Geschmacklosigkeiten der Lebensauffassung. — Ein mehr äußerliches Gebiet der Kunst und Geselligkeit, das der körperlichen Aesthetik berührt Der Tanz und seine Geschichte. Eine culturhistorisch-choreographische Studie mit einem Lexikon der Tänze von Rudolph Voß. Erfurt, Fr. Bartholomäus. Dies ungemein fleißig gearbeitete Buch giebt die erschöpfendste Geschichte des Tanzes, und eine Fülle culturhistorischen sorglich verarbeiteten Materials. Bei der Bedeutung, die der Tanz als Kunst sowie als Geselligkeitsförderungsmittel hat, ist das Voß'sche Buch als ein sehr werthvoller Beitrag zur Kunst- und Sittengeschichte zu betrachten. Für die Theatergeschichte liefert Ernst Pasqué in seinen „Virginie Dejazet", Erzählung aus der Pariser Künstlerwelt, Leipzig, Richard Eckstein, ein lebhaft colorirtes Bild der großen französischen Schauspielerin. Macht dasselbe auch mehr den Eindruck einer Phantasieskizze als den eines treuen Porträts, so ist doch das Talent Pasqué's für

das von ihm gewählte Genre so groß und seine Erzählerkunst so zwingend, daß wir gern fünfe gerade sein lassen. Eine andere Art von Phantasie als der romanisch angehauchte Pasqué hat Victor Blüthgen in seinen reizenden Märchen „Hesperiden“ (Leipzig, Otto Dürr) walten lassen. Blüthgen ist ein echt germanisches Gemüth; sein literarischer Stammbaum geht auf Jean Paul zurück und Andersen ist sein Adoptivvater. Märchen geistvoll und gemüthreich, fein ironisch und doch kindermäßig zu erzählen — wer vermag das heute? Sehr wenige und Blüthgen ist der Ersten einer von diesen. Künstler wie Heyden, Pletsch, Thumann haben das schöne Werk mit stimmungsvollen Illustrationen geschmückt — so labt es denn Herz und Auge und wird seinen Weg direct in die Gemüther aller Märchenfrohen, aller deren, die den tiefen Sinn im kindischen Spiele ahnen, gehen.

Auf dem Gebiete des Romans verzeichnen wir einige nennenswerthe Novitäten. Da ist zuerst Odilo von Oscar von Redwitz. Cotta, Stuttgart. Ein poetisches Werk vom Schöpfer der Amaranth hat heutzutage eine politische Bedeutung. Die Zeiten sind vorüber, wo die Frommen im Lande Redwitz lasen und liebten, wo Protestanten für ihn ebenso schwärmten wie Katholiken. Die einstige Wirkung Amaranths in der Reactionszeit hatte etwas Ueberwältigendes. Jetzt gilt Redwitz bei den Katholiken für einen Abtrünnigen und bei den Protestanten für einen Jesuiten, nur die Poeten glauben noch an ihn und werden sich an seiner neuen Dichtung erfreuen, unbekümmert um den Wortstreit, der wahrscheinlich daraus entspringen wird. Sein Motto: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe“, wird in hochpoetischer Weise durch seine Dichtung paraphrasirt. Den eigenthümlichen Reiz des einfach Sinnigen haben die neuen Novellen „Im Licht und Schatten“, von Helene von Hülsen. Berlin, Henry Sauvage. Die Schreibweise der Verfasserin ist in distinguirten Kreisen bekannt und beliebt Sie behandelt vorzugsweise romantische Ereignisse aus der vornehmen Welt, aber sie malt nicht blos bunte Bilder ohne Licht und Schatten, im Gegentheil es ist stets ein ernster, oft auch ein dunkler Hintergrund vorhanden und ihr Buch führt den Titel mit vollem Rechte. Das Licht ist indessen doch überwiegend und das Glück zu schildern sagt der Verfasserin augenscheinlich mehr zu, als die tragischen Abgründe des Lebens. Die Zartheit und Reinheit, welche die Erzählungen der Verfasserin beseelen, sichern ihr namentlich in den Kreisen edler Frauen, die wissen, was sich ziemt, eine große Beliebtheit. Starke Leidenschaften und nachhaltige tiefe Empfindungen schildert in glühenden Farben E. Vely, die ja auch dem Salon wohlbekannte beliebte Dichterin in ihrem Roman „Die Erbin des Herzens“, Stuttgart, C. F. Simon. Der Roman fesselt in seinen drei Bänden durchweg und strotzt von Geist und Lebenskenntniß. Noch erwähnen wir anerkennend die Prosaepen „Vae Victis“. Historischer Roman von Karl Berkow, Leipzig, Dürr und „Des Volkes Tochter“ Erzählung von Clara Steinitz. Leipzig, C. J. Günther. Auch die letztgenannte Lebensmalerin taucht ihren Pinsel in glühendes, oft zu grelles Roth, aber sie spannt und packt, weil sie ins volle Menschenleben hineingreift und seelische Conflicte mit großer Wahrheit schildert.

Des guten Geschmacks war unter den besprochenen Büchern bereits viel vorhanden, nun aber — last not least — sei ein Werk deutscher Kunst hochgerühmt, das den besten Geschmack zu fördern bemüht ist. Die Kunst ist die Kochkunst und den besten Geschmack hat der, der die besten Gerichte des Universallexikons der Kochkunst, Leipzig, J. J. Weber, am besten zu bereiten versteht. Die letzte (18. Lieferung) dieser ars culinaria ist soeben erschienen und damit das gloriose Werk beendet, über dem der Geist des seligen Brillat-Savarin schwebt und im Elysium lüstern mit den Lippen schmatzt. Nichts, was der Gaumen des neunzehnten Jahrhunderts schätzt (die gebratenen Störche und Pfauen, sowie die Veilchenkuchen des Mittelalters darf der Leser natürlich nicht in dem echt modernen Werk suchen) fehlt in diesem Lexikon und es muß selbst ein hungriges Proletariergemüth, das nur einen Pfifferling Phantasie besitzt, sättigen, wenn es in diesem Lexikon liest. Eine Seite genügt für das Frühstück, zwei für das Mittagsessen. Der Proletarier lese — wenn er kann — diese Kochrecepte und er wird satt werden. Aber Scherz bei Seite, der Ernst dieses Buches, das für den deutschen Herd geradezu unentbehrlich ist, ist nicht zu unterschätzen. Es ist das Reichhaltigste und Gediegenste, was in diesem Fach bisher geleistet wurde — eine classische Encyclopädie der Kochkunst.

———

Salonpost.

K. v. G. in E. Mit dem uns übersandten Bändchen Gedichte können wir und Sie keinen Staat machen. Wissen Sie übrigens, wie Sie schnell reich werden können? Kaufen Sie alle Ihre Gedichte in allen Buchhandlungen auf, aber für soviel als sie werth sind, und verkaufen Sie sie dann wieder, aber für soviel, wie Sie selbst (siehe Ihren Begleitbrief) Ihre Gedichte schätzen.

A. F. Klosterstrasse. Stein hatte allerdings um 1808 einen ähnlichen Gedanken. Er wollte für das neuzugründende Deutsche Reich als Nationalfarben Weiß-Schwarz-Gelb (die Farben Preußens und Oesterreichs) haben.

Pattischwärmer in Berlin.

> Pauline, Stella und Adelinchen,
> Wie macht die Mode begeisterungskrank!
> Sind sie hinweg erst aus Berlinchen,
> Verfliegt der Rausch — bis die Vierte sang!

K. Br. in Kottbus. Zum Herzog von Ujest wurde der Prinz Hohenlohe-Ingelfingen-Oehringen, zum Herzog von Ratibor der Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, zum Fürsten von Pleß der Graf von Hochberg ernannt.

Fr. v. W. in Sch. Seit der Pariser Weltausstellung sind ganz eigenartige Verlobungsringe Mode geworden. Sie haben die Form einer starken gedrehten Schnur, deren beide Enden ineinander geschlungen. Ein solcher Ring läßt sich beliebig erweitern oder zusammenziehen. Das Original wurde in einem Sarkophag auf der Insel Bornholm gefunden und schnell von den Goldschmieden nachgeahmt. Nachdem der pompejanische Stil in Schmucksachen erschöpft ist, sucht man jetzt nach Vorbildern in den Gräbern Skandinaviens.

Dr. Bl. Nicht unser Standpunct. Keine geschichtliche Bewegung ist gänzlich ohne Berechtigung. Für den Socialismus ist es ein unberechenbar günstiger Umstand, daß der Feind, den er bekämpft, bei all' seiner Macht dennoch in sich selber keinen moralischen Halt besitzt. Die heutige Gesellschaft vertheidigt sich, wie Heine treffend sagt, nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbstachtung, ganz wie jene ältere Gesellschaft, deren morsches Gebälk zusammenstürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

K. B. in L. Wir können den Enthusiasmus für die Gustav-Freytag-Galerie nicht theilen. Allerdings halten wir die Idee des Unternehmens für eine sehr glückliche, die Ausführung jedoch nicht geschmackvoll in der Anordnung. Abgesehen davon, daß unter den Bildern neben einigem Schönen auch sehr viel Mittelmäßiges, ja Triviales (z. B. das Bild zu den „Journalisten" von Herterich und das Bild zu „Soll und Haben", welches in den Costümen die Handlung des Romans um Jahrzehnte zurückdatirt) sich befindet, halten wir die Anordnung des Werkes insofern für verfehlt, als von den 22 Bildern 11 (also gerade die Hälfte!) den Bildern aus der deutschen Vergangenheit gewidmet sind. In diesen trefflichen „Bildern" giebt bekanntlich Freytag nicht Eigenes, sondern culturhistorische Schilderungen, die so glänzend und verständnißinnig sie auch sind, doch nimmermehr das Hauptmoment in den Leistungen eines Dichters ausmachen können. Oder sollte Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande in einer Schillergalerie wirklich berechtigt sein, die Hälfte aller Illustrationen einzunehmen? Was würde der Kunstverständige dazu sagen, wenn Gustav Adolfs Tod bei Lützen, die Belagerung von Antwerpen oder dergleichen Sujets die Hälfte der Bilder der Schillergalerie ausmachten? Die Nutzanwendung auf die Freytaggalerie, die den Bildern aus dem Leben Luthers, Friedrichs des Großen u. s. w. verhältnißmäßig mehr Platz einräumt, als den Freytag'schen Dichtergestalten, ergiebt sich von selbst.

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Toiletten für Mädchen von 10 bis 12 Jahren.

Nr. 1. Langer Paletot von glattem Tuch mit plüschartigem Stoff gefüttert.

Nr 1 bis 3 Toiletten für junge Mädchen.

Der Rücken bis zur Büste herab mit drei Nähten. Die untere Partie ist mit einem façonnirtem Galon und einer kleinen Soutache umrandet. Das Vorder

theil wird von zwei Reihen Knöpfen von Elfenbeinnuß geschlossen; breiter Kragen auf den Schultern. Zu beiden Seiten aus je zwei Theilen bestehende Taschen.

Nr. 2. Diese hübsche Toilette von gestreifter Limousine besteht aus einem in enge Falten gelegten Rock und aus einem geraden, über der Brust mit Knöpfen geschlossenen Ueberkleid. Wo dieser Schluß bewirkt wird, ist vorn ein extraes Plastronstück aufgesetzt. Der untere Theil ist mit einem hohen Plissé garnirt, auf welches spitz auslaufende schräg geschnittene Stoffpatten fallen. Toque von grauem Filz mit einer Schleife von doppelt rüschirtem maronfarbenen und blauen Band.

Nr. 3. Schottisches Costüm. Am unteren Theil des Rockes drei kleine Plissés. Glattes Plastron mit zwei Reihen goldplattirter Knöpfe. Zu beiden Seiten des Plastrons ist das Kleid der Länge nach vom Halsausschnitt an bis herunter an

Nr. 4. Robe für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Nr. 5. Robe für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

den Saum in Falten gelegt; ebenso die Hintertheile. Die auf bezüglichen Schnitten zu dem Zwecke angegebenen Contouren zeigen genau die Flächen, die für das Faltenlegen bestimmt sind. Ueber die Schultern reichender breiter Kragen. Aermelaufschläge mit Knöpfen. Toque von grauem Filz, mit Pelz umrandet und einem Papageienflügel garnirt.

Nr. 4. Robe für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Die Princeßrobe von indigoblauem Caschmir oder Serge ist vorn zum Knöpfen. Um den Hals legt sich ein, zur Princeßrobe gehöriger, ziemlich breiter mit Plissés besetzter Kragen. Der untere Rand des Rockes ist mit einem Volant garnirt. Der Aermel endigt in ein Plissé, das von einem abgerundeten Aufschlag übersetzt ist.

Das Ueberkleid ohne Aermel legt sich auf der Rückseite an die Taille an. Bei Anfertigung thut man am Besten sich die Rückseite der nächstfolgenden Abb. (Nr. 5) als Muster dienen zu lassen. Vorn ist das herzförmig offene Ueberkleid mit Schrägstreifen und einem Plissé besetzt und wird ein wenig über der Taille durch eine Schleife zusammengehalten; der untere Theil öffnet sich über dem Rocke. Die Garnirung besteht in einem Schrägstreifen, welcher den Kopf eines feinen Plissés bildet. Zu beiden Seiten Plissétasche wie bei Abb. 5

Nr. 5. Robe für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Das Vordertheil dieser Robe von englischem Sammet und goldmaronfarbener

Nr. 6 Robe von Faille und schwarzem Sammet für Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

Nr. 7. Robe von Faille und schwarzem Sammet für Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

Faille ist etwas weit und bis an die Garnirung zum Knöpfen; dieselbe ist aus Failleplissés zusammengesetzt, die bis an die Seite des Sammetrockes reichen. Auf der Rückseite des letztern eine große Failleschleife. Der Rücken ist von einem sehr feinen Plissé durchschnitten, an dessen unterm Ende ein anderes kleines Plissé einen von dem Rock abgesonderten Schooß simulirt. Das Rückenplissé sitzt fest auf der Robe und nur der Volant trennt sich davon ab. Kragen und Aermelaufschläge sind mit einem Plissé garnirt. Die Taschen sind ganz von Plissés.

Nr. 6 und 7. Robe von Faille und schwarzem Sammet für Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

Die Robe besteht aus einem Ueberkleid und dem untern Theile eines Rockes, der, ringsum inwendig am Fuße des Ueberkleides angenäht, den Eindruck eines

Nr. 8. Haus-Toilette.

Nr. 9. Promenaden-Toilette

ganzen Rockes zu machen bestimmt ist. Zwischen die Vordertheile von schwarzem Sammet ist ein gefälteltes Plastron mit einem dergleichen Halsstück gesetzt, welch' letzteres einfach wegzulassen ist, wenn die Robe decolletirt getragen werden soll. Die

Nr. 10. Nacht-Filethaube.

Vordertheile laufen nach unten eckig aus, während die Hintertheile abgerundet sind. Am Halsausschnitt ein Kragen ebenfalls von schwarzem Sammet; an den Seiten Taschen. Das Ueberkleid sammt Kragen, Taschen und Aermelaufschläge sind

Nr. 11 bis 13 Sechsseitiges Visitenkartenkörbchen (Mit zwei Dessins.)

ringsum mit Litze eingefaßt. Gefälteltes Plastron, unterer Theil des Rockes und Aermel können, wo auf billigere Herstellung gesehen wird, auch von Musselin oder Caschmir gemacht werden.

Nr. 8. Haus-Toilette.

Diese Toilette aus amaranthfarbenem indischen Caschmir besteht aus einer, leicht

Nr. 12. Dessin zu Nr. 11.

auf dem Rock gerafften Princeßrobe; bis zur Hälfte des Rockes herab wird sie geknöpft; von da ab ist die Naht geschlossen und das Vordertheil ist in vier Falten

Nr. 13. Dessin zu Nr. 11.

gerafft, welche sich unter der Schleppe verlieren. Die ganze Toilette ist mit türkischer Stickerei verziert; derartige Stickerei wird in verschiedenfarbiger Seide auf

weißer oder dunkler Leinwand ausgeführt und macht einen sehr ang nehmen Effect; außerdem vorn über die Taille herab eine Reihe kleiner Bandschleifen.

Nr. 14 und 15. Costüme fur junge Mädchen.

Nr. 9 Promenaden-Toilette.

Der Stoff zu dieser Toilette ist masticfarbener indischer Caschmir und die Ver-

Nr. 16 und 17. Tuchcostüm und schottisches Costüm.

zierung derselben fischotterfarbener Sammet. Beide Farben harmoniren gut mit einander und sind gegenwärtig recht beliebt. Die Polonaise oder vielmehr Princeß-

robe ist vorn etwas eng und nur an der untern Partie ist sie ein wenig durch zwei Falten gerafft. Die Weite des Rücktheils ist in Art einer Quetschfalte gelegt, welche beim Ansatz der Schleppe befestigt ist. Unten rings um das Vordertheil der Polonaise eine in drei Falten gelegte Schärpe von fischotterfarbenem Sammet, welche sich unter der Schleppe verliert; das untere Theil der Schärpe ist mit einer gezackten türkischen Stickerei besetzt; unter dieser eine Franse. Das Sammetplastron zieht sich vom Halsausschnitt bis zur Schärpe herab; die Schleifen auf derselben sind von masticfarbener Faille. Kleiner Toquenhut von fischotterbraunem Sammet mit weißen Federn.

Nr. 18. Costüm für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Rückansicht.)

Nr. 19. Costüm für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Vorderansicht.)

Nr. 10. Nacht-Filethaube.

Die Zubehör hierzu bestehen aus gezwirntem Baumwollengarn Nr. 25 und der stählernen Filetnadel und Filetstäbchen in assortirter Größe. Angefangen wird mit einem regelmäßigen Carré von 30 Filetmaschen, dann werden sämmtliche Maschen zu einem Rund zusammengezogen, indem einfach die vier Spitzen fallen gelassen werden; nachdem die Knoten gemacht sind, werden die einen über die andern geschnitten. Nun folgen 6 Reihen, bei regelmäßigem Umdrehen und öfterem Zunehmen. Die 6. Reihe wird auf einem Filetstäbchen doppelt so breit gemacht, oder

der Faden wird zweimal um sich selbst gedreht. Diese Reihe dient für den Durchzug. Nochmals eine Reihe in alle Maschen und die Spitze auf dem starken Stäbchen angefangen. 1 M., 3 M. in die folgende, 1 M., 3 M. in die folgende u. s. f. Auf dem kleinen Stäbchen: 3 M. in die 3 M. von unten, den Faden zweimal um das Stäbchen gedreht, 3 M., zweimal den Faden umgedreht u. s. f. Für die folgende Tour 2 M., den Faden zweimal um das Stäbchen gedreht u. s. f. Bei der letzten Reihe werden alle Maschen gleichgemacht. Die Sternchen werden im Durchzug in offener Baumwolle gestickt.

Nr. 11 bis 13. Sechsseitiges Visitenkartenkörbchen. (Mit zwei Dessins.)

Das Gestell von schwarzlackirtem spanischen Rohr und gedrehten Binsen wird an allen sechs Seiten abwechselnd aus zwei Dessins (Nr. 12 u. 13 in natürlicher Größe) garnirt. Die Stickerei wird auf brasilianischen nankinfarbenem Canevas

Nr. 20. Paletot mit Westeneinsatz.

Nr. 21. Paletot für Halbsaison

ausgeführt: die Aehren in gelber Seide, die Klatschrosen in drei Nüancen roth, die Kornblumen in drei Nüancen blau, die Rosenknospen in drei Nüancen rosa und die Vergißmeinnicht in zwei Nüancen blau, das Blattwerk in verschiedenen Grün, die Stiele braun. Jedes der Theile wird auf ein leicht wattirtes Stück Carton gezogen und mit einer blauen Chenille eingefaßt. Das Innere wird mit blauem gesteppten Atlas gefüttert und das Gestell mit kleinen Quasten von blauer Seide garnirt.

Nr. 14 und 15. Costüme für junge Mädchen.

Nr. 14. Männerjäckchen von flaschengrünem Caschmir, mit russisch grünen Tressen garnirt und resedagrünes Faillegilet; die Schürze auf der linken Seite unter einer auf der Rückseite geknüpften Schärpe gerafft. Der den Rücken bildende Theil der Tunica ist auf der rechten Seite in Falten gelegt und fällt auf der linken Seite spitz geschnitten herab. Der in ähnlicher Weise garnirte Rock ist unten von einem hohen Plissé umgeben.

Nr. 15. Dieses Costüm besteht aus schottischem Stoff mit blauen Carrés von rothen oder goldfarbenen Fäden durchzogen. Die Taille ist in Blousenform mit Collar. Plissés von marineblauer oder russisch grüner Faille gehen vom Kragen bis zur Schärpe herab Kragen, Gürtel und Aermelaufschläge von marineblauer

Nr. 22. Diner-Toilette (Vorderansicht.)

Faille; die shawlförmig gelegte Schärpe von gleicher Farbe ist mit plattirten Knöpfen verziert. Rock mit dicken Hohlfalten.

Nr. 16 und 17. Tuchcostüm und schottisches Costüm.

Nr. 16. Diese der Saison angepaßte Toilette ist aus dunkelvioletten Vigogne-

tuch. Die Bordüre der Tunica und das Gilet sind von schönem bischof-violetten Sammet. Diese beiden, seit Langem von der Mode zurückgesetzten Nüancen scheinen gegenwärtig wieder günstig aufgenommen zu werden. — Violetter Sammethut mit Feder und Ausputz in einem etwas hellerem Ton.

Nr. 17. Die Anordnung dieses Costüms eignet sich vorzugsweise für Morgentoilette. Es besteht aus schöner schottischer Serge mit fußfreiem Rock mit einem Volant. Die sehr lange Tunica ist shawlförmig gerafft und auf der Rückseite unter einem glatten Blatt drapirt. Sehr lange eng gefältelte Taille mit Collar. Vorn herab geknöpft. Der Ledergürtel ist durch eine oxydirte Schnalle geschlossen. Sämmtliche Ränder sind mit einem schmalen Sammetstreifen bordirt. Mit schwarzem Sammet gefütterter Filzhut. Die vordere Passe ist vermittels einer Schleife und einem quer durchstochenen Pfeil sehr hoch aufgesteckt. Auf der Calotte ein Federbouquet.

Nr. 23. Diner-Toilette. (Rückansicht.)

Nr. 18 und 19. Costüm für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Die Robe und die Draperie sind von gesprenkeltem Stoff; die Plissés, der Kragen und die Revers von filzgrauem Caschmir. Die Rückenmitte von letzterm Stoff ist mit Blenden garnirt; in gleicher Weise auch das Vordertheil der Taille, wo dieser Besatz das Plastron bildet. Die Garnitur des Rockes und des untern Theils der Draperie ist aus Caschmirplissés und die Draperie darüber aus vier übereinandergelegten Falten zusammengesetzt, welche an ihrem Ausgangspunct an der Rückbahn befestigt sind. Letztere ist auf der rechten Seite in einem Revers zurückgeworfen, welcher den Anfang der Draperie bedeckt. Auf dem Kragen in Blenden geformte Schrägstreifen.

Nr. 20. Paletot mit Westeneinsatz.

Unser Modell ist von kleincarrirtem Seiden-Matelas, läßt sich jedoch ebensowohl von Phantasiehalbtuch herstellen. Das Vordertheil ist mit Revers und nur durch einen einzigen Knopf über ein falsches Gilet von glattem Sammet geschlossen. Kragen, Tasche und Aermelaufschläge von Sammet und Phantasieknöpfe.

Nr. 24. Schwarzer Filzhut.

Nr. 21. Paletot für Halbsaison.

Derselbe ist von crêmefarbenem Halbtuch und mit einem Revers von geripptem fischotterfarbenem Seidenstoff verziert. Die Taille, vorn sehr weit übereinandergeschlagen, ist vorn halbanliegend; die Schöße sind mit überfallenden Klappen und mit Knöpfen garnirt. Die Farbe dieses Paletots kann auch je nach dem Costüm assortirt und zu den Revers gewöhnlicher Sammet oder langhaariger Plüsch genommen werden.

Nr. 22 und 23. Diner-Toilette. (Rück- und Vorderansicht.)

Die Princeßrobe von schwarzer Faille ist mit Schleppe und tief ausgeschnittener Taille. Zur Garnirung dienen fünf Volants von 7 Cent. Höhe und sehr feine sich

übereinanderlegende Plissés. Die die Robe überdeckende Tunica von schwarzem Tüll ist ohne Aermel und herzförmig ausgeschnitten. Auf der Rückbahn, welche auf dem untern Theil des Rockes die Schleppe bildet, ist die Spitze rosettenartig aufgesetzt. Die Tunica ist an der Seite gerafft und bildet am untern Rande des Vordertheils eine abgerundete Spitze. Von der Schleife, unter welcher die Tunica gerafft ist, geht eine Kette von vielfarbigen Rosen mit Blättern von schräg ge-

Nr 25. Hut von fischotterfarbenem Sammet

schnittenem Sammet nach der Taille herauf um den offenen Halsausschnitt. Die nämlichen Blumen über der Spitze, mit welcher der Rand des kurzen Aermels besetzt ist. Eine andere Kette von vielfarbigen Rosen ruht auf der Rückseite der Tunica, wo sie die Raffung zu halten scheint. Die Blumenkette kann ebensowohl durch eine Stickerei von bunter Seide auf grobem Tüll im Hochstich ersetzt werden. Die Tunica wird an der Taille durch einen Gürtel von Grosgrain gehalten.

Nr. 24 bis 26. Winterhüte.

Nr. 24. Schwarzer Filzhut mit einer großen Schleife von schwarz-, roth- und blaßblaugestreiftem algerischen Band, von welchem auch die, über die Calotte gezogenen Bindebänder zu nehmen sind.

Nr. 25. Hut von fischotterfarbenem Sammet für ein junges **Mädchen. Vorn,** aber etwas mehr nach der linken Seite, eine große blaßblaue Atlasschleife und ein grauer und maronfarbener Flügel; blaue Bindebänder.

Nr 26. Geschlossener Hut von naturfarbenem Plüschfilz.

Nr. 26. Geschlossener Hut von naturfarbenem Plüschfilz, mit granatfarbenem Sammet garnirt. Die emporgebogene linke Seite wird durch ein Bouquet gehalten, das aus einer großen granatfarbenen Pfingstrose und granat- und goldfarbenen Blättern gebildet ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Der Salon.

Der Eremit von Toblino.

Novelle von **E. Vely.**

Von Vezzano im Sarcathale her rollte ein Einspänner auf der Straße gen Arco hin. Das mochte das Ziel der Reisenden sein, welche in einen Staubmantel gehüllt, einen großen Hut mit wehendem blauen Schleier auf dem Haupt, in der Ecke des Wagens lehnte und die träumerischen Blicke über die grotesken Felsgestalten und die malerische Vegetation gleiten ließ. Es that ihr augenscheinlich wohl, nach der langen Fahrt durch wilde Felsschluchten und Kalkwände, die sie von Trient gemacht, jetzt üppigem, freundlichen Pflanzengewirr und Buschwerk zu begegnen. Bei der nächsten Biegung sah sie sogar Pinien und Cypressen mit ihrem dunklen Grün sich abheben vom felsigen Hintergrunde.

Sie beugte sich ein wenig vor, vielleicht um besser zu sehen und dabei tauchte aus dem Schatten des Reisehutes ein feingeschnittenes Gesicht hervor mit stolzgeschwungenem Mund und energischer Nase, auf dem weißen Halse zeigten sich die kurzen Nackenhaare von brauner Farbe. Zugleich drehte sich der Kutscher, nachdem er lustig seine Peitsche geschwungen, um und rief: „Ecco Toblino, Signora, der Ort, wo der Vino Santo wächst, der herrlichste Wein der Welt, dem man darum diesen schönen Namen gegeben."

Er hatte einen hübschen, schwarzen Kopf und das Lächeln und das schlaue Zwinkern mit den Augenlidern standen ihm gut, und sein Gemisch von Italienisch und Deutsch mochte die Fremde bereits früher schon belustigt haben.

„Die Signora", fuhr der Bursch schmeichelnd fort, „hat in Vezzano nicht davon kosten wollen, aber bei der Madonna schwöre ich, kein Fremder kommt durch das Sarcathal, der nicht davon tränke — und hier in Toblino"...

„Schon gut, Beppo", unterbrach die Dame seine von den lebhaftesten Gesticulationen begleitete Rede, „Ihr sollt auch hier in Toblino eine kurze Rast machen, des heiligen Weines wegen".

Beppo schwang nochmals lustig die Peitsche und rascher rollte das Gefährt jetzt an dem Gestade des grünen Toblinosees hin, der wie ein Smaragd in der Sonne schimmerte und nun zeigte sich auch das Schloß, auf schmaler Landzunge erbaut, mittelalterlich, malerisch, reizend.

„Wie schön!“ sagte die Fremde vor sich hin und hob vollends den Schleier und weidete die Blicke an dem prächtigen Bilde.

Beppo bog von der Landstraße ab und lenkte das Gefährt der Schloßeinfahrt zu.

Das Schloß am stillen See, überragt von den Felswänden, umgeben von Gärten mit Cypressen, Oliven und Myrthen, lag da, wie ein Stück Romantik, wie das Zauberschloß eines vergessenen Burgfräuleins, verschwiegen, traumhaft. Und selbst bei der Anfahrt des Wagens regte sich nichts, kein Fenster klang, kein Thorwart schaute unter dem riesigen Mauerbogen hervor, über dem der graue Thurm sich erhob. Einige der Fenster waren mit Bretern verstellt, unter andern flatterte Wäsche, das einzige Zeichen, daß lebendige, moderne Geschöpfe in dem alten Gemäuer ihr Wesen trieben.

Beppo warf einen raschen Blick auf die Dame und als er sie in Sinnen und Schauen versenkt fand, schlang er hastig den Zügel um einen Maulbeerbaum am Wege und verschwand unter dem Thurm.

Die Reisende aber hatte Kutscher und Wein vergessen und schaute regungslos auf das Stück mittelalterlichen, verschwiegenen Lebens, welches sich hier im Thale so plötzlich gezeigt.

Wer mochte an diesem grünen Nixensee wohl auf und ab gewandelt sein, welche alten, stolzen Geschlechter hatten wohl drüben im Rittersaale gesessen und bei blinkenden Pokalen von Heldenthaten in Welschland oder gar wohl im fernen, gelobten Lande gegen die Heiden erzählt, und wo waren sie nun alle, die Burgfräulein, die Helden, die Mannen, welche hier am Thore Wache gehalten?

Der Maulbeerbaum warf seinen Schatten über den Wagen und die Sitzende nahm den Hut ab und strich die kleinen, krausen Löckchen ein wenig aus der weißen Stirn. Ihr Haar war in einem schweren Zopf um das Haupt geschlungen.

„Alle guten Geister, Silvia, bist Du's, oder? — nein, eine solche Kopfhaltung habe ich nur einmal noch gesehen und das war bei einer Königin, und da ich nicht annehmen kann, daß die ihr Incognito bis zu einem Einspänner vor dem Thore von Toblino treibt — nein, Silvia, grüß Gott, grüß Gott!“

Die Angeredete hatte sich sofort bei den ersten Worten gewandt, der Sprecherin auch voll Erstaunen in's Antlitz gesehen, streckte dann beide Hände aus dem Wagen und sagte mit melodischer Stimme:

„Wirklich Du, Isabella? Das ist in der That eine Ueberraschung, nach acht Jahren ein so unvermuthetes Zusammentreffen!“

Die kleine, magere Gestalt hob sich auf den Fußspitzen empor und legte einen unverhältnißmäßig langen Zeigefinger auf den Mund.

„Mein Gott, Silvia, noch immer diese gestrenge Wahrheitsliebe! Sagen wir drei Jahre! Es ist mein Princip, alles Vergangene vor drei Jahren erlebt zu haben.“

Die Andere lachte: „Also nach drei Jahren, wenn Du willst, es ist ausreichende Zeit gewesen, um viel zu erleben“, setzte sie mit leichtem Seufzer hinzu und ihre Stirn umwölkte sich ein wenig.

„Ich glaubte Dich im Norden“, fiel Isabella mit ihrem feinen Stimmchen wieder ein, „die Zeitungen brachten das, so viel ich mich erinnere. Ja, Du Glückliche, mit Dir beschäftigt sich alle Welt“, auch Sie brach jetzt mit einem Seufzer ab. Sie sah mit diesem unzufriedenen Gesicht noch verwit-

terter aus, ihre einst gewiß blühende Farbe war ein Grauweiß und die Haut hatte unzählige, leichte Falten, nur die mattblauen Augen blitzten mit einem gewissen feurigen Glanz. Unter dem Schäferhut, der so verwittert aussah, wie seine Trägerin, dennoch aber von einem Rosenzweig umschlungen war, hingen dünne, blonde Löckchen hervor, die sich nur halb dem Zwang des Kräuselns hatten unterwerfen lassen. Ein herzförmig ausgeschnittenes weißes Kleid zeigte den magern Hals mehr als vortheilhaft war, um die Taille hielt ein rosa Band das lose Gewand zusammen. Hier in der romantischen Umgebung sah die kleine Gestalt aus, wie ein Bild aus einem alten Märchenbuche.

Silvia blickte von ihrem ohnedies hohen Sitz und mit ihrer königlichen Haltung auf die Stehende herab.

„Ja, ich war in Schweden, Studien halber, aber ich wurde müde und bekam eine plötzliche Sehnsucht nach dem Süden, so daß ich mich rasch aufmachte. O, die Freude, als ich den ersten welschen Laut hörte. Ich sehne mich, nichts zu thun, den blauen Himmel anzusehen und Nachts den silbernen Mond, ja, ich bin sehr müde.“

Das mußte eine ungewohnte Sprechweise sein, denn die kleine Isabella sagte mit einem verwunderten Laut: „Du!“ Dann faßte sie wieder nach der schlanken, vornehmen Hand auf dem Wagenschlag.

„Und wo willst Du ausruhen?“

„Ich fuhr bis jetzt ziellos ins Blaue, dem Gardasee zu. Ich suche einen stillen Ort.“

„Der ist hier!“ rief Isabella triumphirend, „blick' Dich um, weiter sage ich nichts!“

Die Reisende zögerte.

„Wer ist hier?“

„Außer mir nur ein brustkranker Architekt und ein Mensch, halb Maler, halb Dichter, der sich wie ein Einsiedler hält und verbirgt und nie den Weg kreuzt.“

„Wird man mich aufnehmen?“

„Welche Frage, Silvia mia! Die Pächtersleute sind brave, aufopferungsvolle Menschen, sie werden nicht einsprechen, wenn ich Dir mein Gemach, einen alten Saal, einen wahren Reitstall, in dem man sich allein fürchten kann, zur Hälfte einräume. Er ist schwach möblirt, aber das beachten Künstlernaturen nicht, rechts ist mein Schlafgemach, das links an den Saal stoßende Zimmer soll man für Dich einrichten! Abgemacht? Du kannst so viel drüben im alten Schloßgarten unter hundertjährigen Cypressen träumen als Du magst, ich male hier fleißig, denn“, sie richtete sich wieder auf den Fußspitzen empor, „ich will und werde endlich durchdringen und gegen Cabalen und Intriguen siegen. Ja, ich werde!“

Ueberzeugender als Isabella's Geplauder hatten Stille und landschaftliche Schönheit geredet.

Silvia verließ den Wagen.

In demselben Augenblick erschien Beppo, etwas röther und noch etwas redeseliger als vorhin, unter dem Thurmbogen.

„Scusi, Signora, ma questo Vino Santo, dieser heilige Wein ist ein Mittel nicht allein für die Krankheiten, welche man besitzt, sondern auch für alle, welche noch kommen können. Und jede Gelegenheit —“

„Si, si, Beppo, bringt diesen Koffer da in das Schloß, ich bleiben hier“

„Santa madre, will die Signora eine Traubencur brauchen?"

„Es ist möglich, Beppo, daß ich eine Cur brauche. Da ist das Fahrgeld bis Nina, seid Ihr zufrieden?"

Er schwang seinen Hut. „O, die Signora ist eine Heilige. Nun benutze ich die Gelegenheit —"

Der Rest seiner Rede, der wahrscheinlich wieder Toblino's edlem Gewächs galt, kam nicht mehr zu den Ohren der Damen. Isabella hatte sich an Silvia's Arm gehängt, sie erreichte die Freundin kaum bis zur Achselhöhe und zog sie mit fort.

„Du sollst erst hier draußen Alles sehen!"

Ja, es war köstlich, bei jedem Schritt, jeder Wendung. Die Felsen, das grüne Wasser, die Weinberge, die alte Cypressenallee, der Schloßgarten mit kaum noch erkennbaren Gartenanlagen, die ein Burgherr vor vielleicht hundert Jahren hier gemacht, die zerstreuten, exotischen Pflanzen, die sich völlig acclimatisirt, die Myrthengebüsche, die versteckten Ruhesitze, die Olivenbäume mit ihrem ernsten Graugrün, der plätschernde Bach, über den einst kleine Brücken geführt haben mochten und der künstliche Wasserfälle gebildet hatte, Granaten, Feigen, fremde Nadelhölzer und das Weben der Herbstsonne darüber, das leise Summen und Surren in der Luft, aber kein Geräusch menschlicher Stimme, keine zerstreuende und bewundernde Ah's und Oh's, und zwischen all' den Naturschönheiten der alte Schloßbau, wie ein steinern Fragezeichen aus vergangenen Tagen.

Auch die Beiden waren still.

Aus dem Garten führte Isabella die Freundin zurück an den See, an die andere Seite der Landzunge, das Gewässer war so wellenlos, so spiegelglatt. Silvia trat rasch an die Schloßmauer hin, wo der See eine kleine, natürliche Bucht bildete, zum Landen von Kähnen. Eine Barke lag nahe derselben, sie beugte sich vor, vielleicht um nach der Kette desselben zu fassen, zuckte aber mit einer raschen Bewegung zurück und ein leichtes Roth stieg dabei in ihre Wangen.

„Der erste Mensch!" flüsterte sie Isabella zu

Die reckte das dünne Hälschen.

„Ah, der Widderstein, Du weißt, der Einsiedler! Sagte ich nicht, daß er ein wunderlicher Mensch sei?" flüsterte sie. Silvia blickte nach dem Kahn. „Er bietet wenigstens ein hübsches Bild so."

„Wahrhaftig, er schläft!" Isabella schüttelte die Löckchen.

„Und am Ende des Bootes liegt ein Strauß von Cypressen — wie melancholisch!"

„Ein Süjet zu einem Genrebild", nickte die Kleine. „Aber, wie leichtsinnig, auf dem See einzuschlafen, für einen Brustkranken. Jetzt kommt die Ora, der kühle Thalwind, der zwischen drei und vier Uhr weht und dem sich Leidende nicht aussetzen sollen."

„Er sieht wie ein Hüne aus", meinte Silvia, „eine echt deutsche Gestalt mit diesem Blondhaar."

„Und der Kahn ist lose und der Wind kann ihn forttreiben und ein Unglück geschehen!" stammelte die kleine Malerin in plötzlicher Angst. „Wäre es nicht gegen Sitte und Herkommen, so würde ich ihn wecken, aber wir können auch einen Knecht hinaus senden, vom Schlosse", und sie beruhigte sich dabei wieder.

Auf dem grünen See wurden die ersten kleinen Wellen sichtbar, der leichte Wind, die Ora, kündigte sich an.

Die schlanke Gestalt Silvia's stand einen Augenblick regungslos, ihre Augen schauten über das Wasser hin, es war, als erwäge sie etwas. Dann machte sie einige rasche Schritte dem Rande zu, zog schnell und geräuschlos die Kette herüber und schlang sie mit fester Hand um den Pfahl am Ufer. Dann wandte sie sich ruhig, als sei nichts geschehen, und ergriff den Arm der Freundin. Der Kahn hatte kaum mehr als eine leicht schaukelnde Bewegung gemacht und der Schläfer war nicht davon erweckt worden.

„Du!" sagte athemlos die kleine Malerin, als sie wieder jenseits der Mauer waren, „wenn er erwacht wäre, welche Verlegenheit!"

„Und wenn durch irgend einen Zufall ein Unglück entstanden wäre, was dann?" fragte Silvia, so ernst, daß Jene keinen Einwurf mehr wagte, als den: „Er sollte es wissen, daß zwei junge Mädchen, wie rettende Engel, genaht sind".

„Isabella", fiel Silvia wieder ein, „ich denke, die Zeit, wo uns Beiden eine derartige Benennung noch gestattet war, ist vorüber."

Die hagern Finger der Andern umschlossen die ihren. „Nicht so, das thut mir weh! Man muß nicht rechnen, und denke doch an das wahre Wort, Silvia, Künstlerinnen werden nicht alt!"

„Ich aber bin nicht mehr weit davon. Und da sagte ich mir: Noch einmal hinab in den Süden, so lange das Herz noch empfänglich ist, noch jugendlich der Schönheit entgegen schlägt, Du stehst an der Grenze, Silvia! Und da bin ich."

Sie waren nun im Schloßhof; eine Galerie lief um denselben, verwitterte Fresken schauten noch hier und da hervor, Wappenschilder, zerstörte Ornamente.

Ein dicker, freundlicher Herr trat ihnen entgegen, er hatte mehr Deutsches im Aeußern als ihm sein italienischer Name eigentlich hätte gestatten sollen.

„Signor D., unser Wirth, der Pächter des Schlosses, auf dem schon seine Urväter Pächter waren, er hat darum völlig die Airs eines Besitzers, obwohl der Graf, der rechtmäßige, in Oesterreich lebt. Signore, hier ist meine Freundin, una donna celebre, Sie sehen es ja gern, wenn Berühmtheiten auf Ihrem Schlosse einkehren. Signora Silvia Hilden ist eine berühmte Malerin."

Der runde Herr machte eine Verbeugung nach der andern und drückte seine Freude aus mit einem „Servo suo, Signorina", als aber Silvia in reinem Italienisch ihn um Aufnahme bat unter sein Dach, da erglänzte sein Gesicht ordentlich und er versicherte der Dame, daß sie nicht allein das Gesuchte, Naturschönheit und Stille in Toblino finden solle, sondern daß auch der berühmte Heiligenwein sie stärken würde für alle Zeiten.

Er ließ dann zweimal mit mächtiger Stimme den Ruf: „Gigia, Gigia!" durch die Halle schallen.

„Sono qui! Signor!" antwortete es im Mollton, und bald zeigte sich ein schwarzer Mädchenkopf, den Silvia vorhin schon sich über die Galerie hatte beugen sehen und eine volle, ebenmäßige Gestalt gehörte dazu. Sie machte ein zierlich Compliment und stellte eine Flasche mit goldgelber Flüssigkeit auf den Eichentisch, dann verschwand sie, um der umfangreichen Dame, der Frau Pächterin, Zeit zu lassen, die Fremde zu begrüßen.

Es war ein riesiger Raum, der Saal, den die beiden Malerinnen nun gemeinsam bewohnten. Der einfache Holztisch in der Mitte, an welchem sie tafelten, sah trotz seiner genügenden Größe wie ein Punct darin aus. Das schmale Sopha verschwand ebenfalls an der einen Wand, wie die es noch umgebenden Möbel. Dafür verschaffte sich aber die herrliche Luft des Südens durch einige zerbrochene Fensterscheiben ungehindert Zutritt in den weiten Saal, in welchen die Sonne schon seit Jahrhunderten geblickt und wobei sie sich über die häufig wechselnden Bilder in ihrer himmlischen Unwandelbarkeit gewiß gewundert hatte.

Einige der Fenster hatte Isabella Vollring, die Landschafterin, mit Staffeleien besetzt, aber Silvia blickte mit müden Augen darüber fort in die Landschaft hinein.

Endlich löste sie die schlanken Finger vom Fensterriegel und sagte: „Ich möchte hinaus! Es ruft von allen Seiten!"

„Dann begleite ich Dich, ich arbeite heute nicht, ich feiere den Tag Deiner Ankunft mit Nichtsthun!" scherzte die Landschafterin und faßte bereits nach dem rosenbekränzten Hute. Mit einem leichten Seufzer der Resignation ergab sich die Andere in ihr Schicksal.

Sie warfen im Vorübergehen einen Blick in die Küche, sie war hochgewölbt, ein riesiger Feuerherd stand an der einen Seite und zinnerne Schauschüsseln und Krüge prangten über ihm als Verzierung. Die Pächtersleute und die schwarze Gigia nahmen unweit des Herdes ihren Kaffee ein.

„Kennst Du die Geschichte des Schlosses?" fragte Silvia.

„Wenig, aber wir wollen uns an Jemanden wenden, der sie weiß, an Victor."

„Wer ist das?"

Bella schwenkte den Hut, der am Arme hing.

„Der junge Architekt."

Sie rief und fragte eine Magd, welche ihr begegnete, sie pochte mit zaghaftem Finger an eine Thür mit Renaissanceportal, keine Antwort. Dann schlugen sie die Richtung nach dem Garten ein, fragend und forschend lugten die mattblauen Augen der kleinen Malerin in jedes Gebüsch, der Gesuchte war verschwunden.

„Endlich tönten aus einem pavillonartigen Vorsprung am Schlosse, dicht über dem See, Stimmen.

„No, Signore Vittorio, no!" sagte die tiefe Stimme Gigias.

„Aber Du hast eine ganz falsche Vorstellung von dem Lande, Gigia Bella, Ihr Alle habt sie. Im Sommer scheint dort die Sonne so golden, wie hier, und Winters, nun da kann man gen Italien ziehen, wenn man will."

„Italien ist das einzige Land, die anderen, da oben, das sind Wüsten und Schneefelder", sagte Gigia beharrlich.

Sie stand unter dem Bogen des hölzernen Pavillons, den rankendes Gewächs wie mit einem Kranze umgab, leichtes Roth der Erregung auf den bräunlichen Wangen, den einen Arm erhoben, stützte sie sich graziös gegen den Pfeiler, welcher das Dach trug. Es war eine so natürliche und doch so plastisch schöne Stellung, all' ihre weichen Formen traten hervor. Das schwarze Haupt, dessen reiche Haarmasse der silberne Pfeil kaum zu halten vermochte, war etwas zurückgeworfen. Die Filigrangehänge, welche sie in den Ohren trug, schaukelten leicht hin und her.

„Sieh doch, wie anmuthig!“ raunte Silvia der Freundin zu. „In diesem Moment möchte ich einen Porträtmaler beneiden.“

„Bah“, sagte Isabella, „die haben es eben eitel gemacht, das schwarze Ding.“

„Sie ist eine Kokette!“ murmelte sie und trat näher.

„Herr Sobbe, meine Freundin, Fräulein Silvia Hilden, Sie kennen den Namen?“

Das blieb dahingestellt, denn eine leichte Röthe huschte über das Gesicht des jungen Mannes, während er sich vor den Damen verbeugte.

„Haben Sie sich wieder mit ihr gestritten?“ fragte die Landschafterin. „Sie sollten das nicht thun, mein Freund, Sie wissen, wie schädlich es Ihnen ist und wie zärtlich besorgt all' ihre wahren Freunde sind. Was kann denn ein solch' unwissendes Ding sich erlauben —“

„Diese köstliche, reizende Unwissenheit ist es eben“, sagte er, noch immer befangen.

Gigia hatte Silvia mit raschem Blick gemustert und tippte jetzt auf den Arm des jungen Mannes.

„Ave bella nicht? Sie sieht aus, wie eine Fürstin, und die Augen, sind sie nicht so grün und tief, wie der See von Toblino?“

„Ich bitte um Entschuldigung“, wandte sich der junge Mann an die schlanke Dame.

„Sie müssen den Ausspruch des Naturkindes als eine Aeußerung ihres lebhaften Gefühls für Schönes und Stilvolles nehmen, es ist kein fades Compliment, wie es in einem Salon unserer nordischen, gemeinsamen Heimat jedenfalls verboten wäre.“

Silvia lächelte.

„Wer ist sie denn?“ fragte die Blumenmalerin, indem sie aufmerksam ein bereits gefärbtes Weinblatt betrachtete.

„Eine Nichte des Pächters“, erwiederte der Architekt, „eine arme Waise, aber seit dem vorigen Winter, dem Carneval, es war das erste Mal, daß ich in Toblino einkehrte, hat sie den Namen „Schloßfräulein“. Ein bekannter Dichter der Neuzeit, zwei Maler und ich hatten in heiterer Laune ein Maskenfest arrangirt aus dem ersten Jahrhundert der Erbauung des Schlosses. Gigia war in der Tracht eines Burgfräuleins, das zog ihr jene Bezeichnung zu. Es waren unvergeßlich heitere Stunden“, ein plötzlicher Husten unterbrach ihn.

„Man wird sie weidlich verwöhnt haben“, fiel die Landschafterin ein und spreizte die langen Finger auseinander, „Poeten und Maler sind der Verderb für solche Mädchen aus dem Volke, bisher für nichts gehalten als eine Magd, stellt man sie plötzlich Damen der besten Gesellschaft gleich und bildet so eine Keckheit heran, die unbequem wird. Auch Gigia hat die Untugend, stets da zu erscheinen, wo nicht ihr Platz ist. O, Herr Victor, Silvia, sehen Sie doch die Beleuchtung der Berge, dort drüben, wo die Straße nach Iudicarien sich abneigt?“

Aber weder der junge Mann noch Silvia hatten jetzt Aufmerksamkeit für Farbentöne, der Erstere verbeugte sich abschiednehmend und die Andere sah der etwas gebückten, schmalen Gestalt nach und seufzte. Wenn im Norden der Wind über die Stoppeln wehte, ob man ihm dann wohl dort sein frühes Grab graben würde, oder ob er sich hier unter Cypressen betten ließ? fragte sie sich im Stillen.

„Nun, welchen Eindruck hast Du soeben empfangen?“ unterbrach Isabella ihr Sinnen.

Silvia warf das Blatt hinüber auf's Wasser.

„Der Arme liebt die schöne Gigia, und sie hat nichts als Mitleid für ihn.“

„Er liebt Gigia?“ Die Kleine lächelte fast höhnisch, „Du glaubst das? O, Silvia, Du bist in der That sehr kurzsichtig in gewissen Dingen! Bemerktest Du denn nicht, daß er ärgerlich über ihr Gebahren den Platz verließ. Er liebt, ja, liebt, wie die Dinge liegen hoffnungslos, denn wer wollte sein Schicksal an einen Sterbenden knüpfen, aber nicht Gigia.“

Silvia wandte sich ab, es hätte ihr zu wehe gethan für den armen Kranken, wenn Isabella ermuthigt noch hinzugesetzt: „Mich liebt er, Du Kurzsichtige.“

Während Jene, die Hand beschattend über die unruhigen Augen deckend, den Lichteffect noch weiter studirte, ging die Blumenmalerin langsam hinüber in den Schloßgarten, die tiefe Ruhe that ihr wohl nach dem wehmüthigen Eindruck, welchen ihr der kranke, junge Mann und das lebensfrische Mädchen gemeinsam gemacht, Hoffnungslosigkeit und volle Jugendkraft waren es gewesen.

Sie ging rascher hinüber, dort nach dem Abhang, an welchem vorbei der Bach plätscherte, der sollte ihr die trübe Stimmung hinwegplaudern. Auf ein Grasfleckchen, welches die Sonne verbrannt, setzte sie sich nieder, es war ihr nicht lästig, daß goldene Strahlen ihr über Antlitz und Haar glitten, die braunen Flechten erglänzten in seltsamem Lichte, braungoldig.

Grüne Zweige nickten ihr über Haupt und Schulter und sie brach davon ab. Es war ein fremdländischer Strauch mit blauschwarzen Beeren, vielleicht hatte die Schloßfrau vor hundert und einigen Jahren, als Damen die Gärtnerei als Modesache trieben, genau seinen lateinischen Namen und seine Naturgeschichte gewußt, auch wohl selber ihn mit der weißen Hand hier in das Erdreich gesenkt und sein Wachsthum beobachtet.

Lange saß sie so, den schönen Kopf geneigt, den stolzen Hals gebogen, die Lider gesenkt. Die Sonnenstrahlen hüpften weiter, der dunkle Flechtenkranz blieb im Schatten; plötzlich war es, als ruhe etwas wie bannend auf ihr, sie hob den Blick, war das nur ein Bild?

Nein! Vielleicht zwanzig Schritte von ihr entfernt stand, groß, schlank, ja über gewöhnliche Männergröße wohl um eines Hauptes Länge aufragend, der, den sie heute schlafend auf dem See gefunden. Ein blonder, beinah an's Röthliche streifende Vollbart hing ihm tief auf die Brust, wie eine Mähne umwallte ihn das Haupthaar, ein Zeichen seines Malerberufs oder des gleichgültigsten Sichgehenlassens in der tobliner Einsamkeit. Er hatte eine Art hohen Gebirgsstock, auf den er sich lehnte, und so sah er aus, wie ein wandernder Recke, der Schwert und Schild in der Hütte gelassen und auf friedliche Abenteuer ausgezogen war, vielleicht auch auf eine Buß- und Pilgerfahrt.

Aber nur während der Dauer einer Secunde hatte Silvia das „Bild“ betrachten können, als sie die zweite erstaunte Bewegung machte, schien es zerfließen zu wollen, nein, bewegte es sich auf sie zu.

Das ärgerte sie; nicht daß er sie betrachtet hatte mit diesen offenen ehrlichen Augen, so, wie er vielleicht eine Landschaft mit Staffage angesehen, sie hatte ja ihm das Gleiche vor einigen Stunden gethan, und er hatte es

willenlos über sich ergehen lassen müssen, aber, daß er jetzt ihr entgegenschritt, gleich vor ihr zu stehen drohte, daß ging nicht allein über seine Einsiedler- und Sonderlingsrechte hinaus, sondern auch gegen jede persönliche Freiheit, denn er war, trotz der Verwilderung in seinem Aeußern, die ihm immer noch einen malerischen Reflex gab, ein Mann der Gesellschaft, das zeigte der erste Blick.

Sie erhob sich vornehm, langsam, ganz mit der „königlichen Haltung", mit der sie schon in ihrer Studienzeit geneckt war, und trat an den Rand des Baches. Sie hatte ihn vorhin leicht übersprungen, sie zweifelte auch jetzt nicht, daß sie es könne, aber der Fremde mit seinen lästigen Blicken und wenn sie den etwas höher und abschüssigeren Rand drüben fehlte.

Schon streckte sich seine kräftige Rechte nach ihrer Hand aus.

„Wollen Sie mir gestatten?"

Sie sah ihn erstaunt an und machte keine Bewegung.

In seinen tiefblauen Augen flackerte ein Strahl auf, der sein Antlitz verschönernd übergoß.

„Auch nicht, wenn ich mich in aller Form vorstelle, als Derjenige, welchem Sie vorhin einen weit größeren Dienst erwiesen?"

Es ärgerte sie, daß er darum ein Recht zu haben glaubte, sie anreden zu können. Sie hob nur noch um ein Weniges den Kopf.

„Schläfer sind wie Kinder, unmündig, und haben keinerlei Rechte!"

„Ah", entgegnete er und ließ die Hand sinken, „Sie schämen sich Ihrer That und wollen nicht daran erinnert sein!"

Die Röthe kam und ging auf ihren Wangen, warum hatte der Unberufene sie auch stören müssen, als sie, alle Reflexionen verjagend, in süßer Selbstvergessenheit dagesessen?

„Ich habe noch niemals irgend eine begangene Handlung bereut."

„Ein stolzes Wort!" sagte er ruhig.

Sie wurde noch empörter. „Wohl aber manche zu vergessen gesucht, und das gelingt mir schnell."

„Und Sie gestatten mir, Ihnen bei letzterem zu helfen?" Dabei wartete er ihre Antwort nicht ab, sondern fuhr rasch und halblaut, etwa als spräche er in irgend einem Salon, fort: „Die Handlung vergißt man jedenfalls am leichtesten, welche völlig nutzlos war. Und so müssen Sie wissen, daß Sie mich weder einer Gattin, noch einer Braut und nicht Vater und Mutter, Bruder und Schwester retteten, am wenigsten aber der Welt, denn die hätte nichts in mir verloren!"

„Mein Herr, diese Bekenntnisse —"

„Interessiren Sie ganz und gar nicht, ich glaube das. Aber ich werde mir Ihre Dankbarkeit erwerben, wenn ich noch hinzufüge, daß Sie ruhig mit dem Fräulein Vollring das Ufer verlassen konnten, Gigia, das Schloßfräulein, hatte die Scene mit angesehen und sie ist zu sehr barmherzige Nixe des Toblinosees, als daß sie vorzeitig müde Ritter in die grüne Tiefe stürzen lassen würde. Das Gewicht unbehaglichen Verdienstes wäre also von Ihrer Brust genommen, meine Gnädige!"

Silvia sah es nicht mehr, daß er ironisch lächelnd den Hut lüftete, sie schickte sich zum kleinen Sprunge an, er gelang und schneller als es sonst ihre Gewohnheit war, schritt sie den Weg zurück, welchen sie vorhin träumend gekommen, diesmal erregt, zornig.

Warum? Auf wen? Vor dem Thorbogen angelangt, fühlte sie, daß sie

es auf sich selber war. Die Controverse mit dem Fremden wäre vermieden gewesen, hätte sie ruhig seine Hand als Stütze ergriffen und wäre ebenso dankend weiter gegangen.

„Silvia, so alt und noch so kindisch", flüsterte sie im Hinaufsteigen.

Die Landschafterin hatte eines Abends bestimmt erklärt, sie müsse so bald als möglich nach Torbola, um einige Farbentöne zu studiren und der Beleuchtung ihres Bildes nachzuhelfen und da Silvia sich bereit zeigte, sie bis ans Ziel zu begleiten, so brach man in aller Frühe des folgenden Morgens auf.

Es war eine herrliche, frische Fahrt, Sonnenlichter vergoldeten Alles und Frühroth war noch am Himmel, Silvia wurde nicht zu schauen müde, die Felsmassen rechts und links im Sarcathal waren greifbar nahe in der reinen Luft und kein Berggipfel erschien so hoch, als daß sich in der Brust der Künstlerin nicht der Wunsch regte, sie möchte hinaufklimmen.

Das Gefährt rollte unter dem Felsen hin, auf welchem Arco stolz oben, wie das Nest eines Raubvogels, hängt.

Isabella stieß einen ganz leisen Schrei aus. „Mein Gott, wie der Mensch waghalsig ist und einen erschrecken kann, es sollte polizeilich verboten werden! Da, schroff am Abhang stand er und schaute herab auf uns."

„Wer?" Silvia's scharfe Augen suchten umsonst den Gegenstand von Isabella's Schrecken zu erspähen.

„Der Eremit von Toblino! Ich weiß, er wandert auf allen Bergen umher, rastlos, wie der ewige Jude. Silvia mia, der Mensch ist unheimlich, wer weiß, was er auf dem Gewissen hat."

„Ruhelos und unglücklich gewiß", sagte sich Silvia im Stillen.

Isabella trennte sich von der Freundin, ein Boot sollte Jene nach Torbola tragen und bald hatte sich ihre kleine Person so malerisch als möglich darin gebettet, sie winkte mit weißem Tuche noch aus der Ferne ein Lebewohl.

Aber Silvia wandte dem blauen Spiegel bald wieder den Rücken, die Dampfer rüsteten sich zur Abfahrt, das reisende Publicum strömte an den Hafen, blaue und weiße Schleier wehten, alle Dialecte schwirrten durch einander, Rufe, Fragen und Befehle. Nein, sie wollte sich den frischen Eindruck nicht verderben lassen, auch ihre selige Verschollenheit nicht in Gefahr bringen, indem sie riskirte, daß sich plötzlich irgend ein Kunstschwärmer des Nordens oder eine schöngeistige Dame ihr mit einem „Ah, Silvia Hilden" in den Weg stellten und ihr zum mindesten zehn Fragen nach einander vorlegten.

Möglichst rasch bestieg sie ihren Wagen wieder und während der Kutscher lustig seine Peitsche schwang, rollte er zurück auf dem Wege, welchen sie vorhin gekommen.

Aber sie fand auch nicht „das Rechte' darin, sich unthätig weiter spediren zu lassen, sie wollte selber ihre Kräfte regen und ließ beim Schloß Arco, dem stolzen Nest, halten und begann den Berg zu ersteigen.

Sie stand an einer schroffen Stelle und blickte den Abhang hinunter.

Vielleicht hatte der blonde Fremde an dieser selben Stelle gestanden, als bei der Herfahrt Isabella den Schrei des Schreckens ausgestoßen, von unten mochte es recht gefährlich aussehen.

Auch der war einsam.

Ein leichter Schauder überrieselte sie plötzlich, sie mochte nicht mehr hinabsehen, wenn er gestürzt wäre, zerschmettert dort unten läge, den hübschen, stolzen Kopf zerschellt auf unbarmherzigen Steinen! Rasch trat sie zurück, zornig über sich selber, warum mußte sie immer wieder an ihn denken?

Da stieß ihr Fuß an ein Hinderniß, ein Heft in Skizzenbuchformat! Schon hielt sie es in den Händen, dann schaute sie sich suchend um, nein, nicht in der Höhe und nicht unter ihr waren Fußgänger zu sehen, denen sie ihren Fund unbesehen überliefern konnte. Auch kein Name stand auf dem schwarzen Umschlag. Der war häßlich für ein Skizzenbuch, welches der wanderlustige Künstler überall mit sich trägt, sargähnlich, als sollten nur traurige Gedanken dort hinein geborgen werden.

Sie setzte sich nieder, legte den Sonnenschirm zur Seite und schlug das erste Blatt auf; gleich das fesselte sie.

Ein Eichbaum gebrochen, seine Trümmer von Epheu noch umrankt und wieder tieftraurige Strophen, dann ein Reh im Dickicht eben erst verendend und bereits von Raubvögeln umflattert und so blätterte die Malerin weiter und weiter, bis die Thränen ihre großen Augen völlig verschleierten. Auf der letzten Seite, die leer geblieben, las sie: „Conrad Widderstein".

„Ich wußte es längst", sagte sie vor sich hin, als schulde sie sich selber eine Erklärung, „dergleichen entwirft nur ein Mensch, der so unglücklich und elend und einsam ist, wie er."

Sie mußte sich dann aufs Neue in die Blätter versenken.

„Er wäre der größte Maler der Welt, ließe seine Technik nicht Alles zu wünschen übrig", meinte sie dann und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Und es ist zu spät, um das noch zu bewältigen, er steht auch an der Grenze, wie ich!"

Sie blickte auf ein Blatt, das einen Grabstein zeigte, der zerfallen, aber doch noch eine lesbare Inschrift trug, ein Todtenschädel lag daneben und ein spielendes Kind steckte Blumen in die leeren Augenhöhlen desselben.

„Das erinnert an die bizarr-genialen Einfälle des großen Belgiers", meinte Silvia. Dann richtete sie den Kopf auf, sann nach und sagte: „Ich muß es bewahren und ihm wieder übergeben, wie, nun das soll auf den Zufall ankommen, jedenfalls höflicher, als ich seine Hülfe neulich zurückwies. Sei er, wer er wolle, er ist ein ganzer Mann, ein Poet, ein Künstler des Gedankens!" Sie mußte die Aussicht oben vergessen haben; so rasch schritt sie bergabwärts, daß sie athemlos unten ihr Gefährt erreichte.

Wie das kostbarste Kleinod bettete sie das schwarze Buch auf ihren Schooß und legte die gefalteten Hände darüber. Die Felswände und grünen Büsche, die Burgtrümmer der Arena und die Straße nach Judicarien zogen ihre Blicke nicht mehr auf sich, sie sah immer vor sich in die Weite, kein Berg schien ein Hinderniß, sie waren Glas oder nicht mehr da.

Plötzlich, Toblino war nicht mehr fern, stand sie auf und legte den Kutscher die Hand auf die Schulter.

„Senti! Ich will aussteigen!"

Erschreckt drehte sich der braune Bursche auf seinem Sitz, er glaubte nicht recht gehört zu haben. Aber eine stolze Handbewegung wiederholte den Befehl. Er sprang herab, half ihr heraus und sie wandte sich rückwärts, der Schirm blieb im Wagen, aber das schwarze Buch hielt sie wie eine Waffe im Arm. Sie ging einem Felsblock zu, der sich quer nach dem Wasser hin senkte, aber als sie demselben ganz nahe war, zögerte sie, ein leichtes Roth huschte über ihre Wangen, sie machte noch einen Schritt, und die Anrede,

nach welcher sie secundenlang vergeblich gesucht, blieb ihr erspart, denn die Hünengestalt des Deutschen richtete sich neben dem Block auf und trat ihr entgegen. Sein Strohhut hing auf einer Spitze des Felsblocks, so beugte er das unbedeckte Haupt und sagte:

„Sie wollen mich zum zweiten Male beschützen und schirmen, jetzt vor Verlust, und da ich weiß, wie wenig Sie den Dank lieben, spreche ich ihn nicht aus."

Ein leichtes, ironisches Zucken war dabei um seine Mundwinkel geglitten, er streckte mit einer zweiten Verbeugung die Hand nach dem Buche aus und fügte hinzu:

„Ich bin auch diesmal in der glücklichen Lage, Sie über die Bedeutung dessen, was Sie thaten, aufzuklären, das Buch hat keinerlei Werth."

Sie gab es noch nicht frei, sondern blickte ihn ernst an.

„Nun können Sie mir erwiedern, Sie würden dem reisenden Handwerksburschen sein Wanderbuch nachtragen, fänden Sie es, ich zweifle nicht an Ihrem guten Herzen, Gnädigste, und bin solch ein Wanderbursch. Das schützt Sie vor Dankestiraden."

Sie hatte diesmal nicht ihre stolze Haltung, sondern ganz demüthig sagte sie: „Ich besah die Skizzen."

Er lachte, als wolle er sich selber damit verspotten.

„Ich besah sie, mein Herr, und sie haben mich tief ergriffen. So viel Gefühl, so viel Eigenart."

„Und solche Erbärmlichkeit im „Handwerk', nicht so, meine Gnädige? Da Sie sich ja einmal als Kunstkennerin demaskiren."

„Die Zeichnung läßt zu wünschen, was das Technische betrifft."

„Sieh da, einmal ein ehrlicher Frauenmund! Schöne Lippen pflegen sonst vielfach zu lügen und zahnlose erst unbarmherzig wahr zu werden. Pardon, gnädige Frau."

Sie ließ sich seine Bitterkeit und jene Bezeichnung ruhig gefallen, denn sie wollte ihren Eigensinn von neulich wieder vergessen machen.

„Sie haben eine so düstere Weltanschauung, nnd die Erde ist doch so schön", sagte sie.

„So schön, das singen die Vöglein", gab er zurück und faßte nach seinem Hut, „aber es giebt auch finstere Winkel, in die kein solcher Ton dringt."

„Sagten Sie es sich nicht, als Sie oben auf dem Felsen von Arco standen?" fragte die Künstlerin.

Er sah sie mit seltsamem Blicke an.

„Was ich dachte? Ich fragte mich, ob an dem Fuße des Berges wohl das Blümlein „Vergessen" wüchse, und gerade in dem Momente sah ich Sie unten im Wagen und floh, denn ich glaubte, Sie würden heraufsteigen und ich wollte Ihnen die Unannehmlichkeit der Begegnung ersparen. Dabei vergaß ich mein Skizzenbuch", sein Ton wurde wieder spöttisch, „und aus diesem Geständniß ersehen Sie, Gnädige, daß Sie nicht mehr thaten, als Ihre Pflicht, indem Sie es mir jetzt wiederbrachten."

Es hatte ihr unter seinen Worten einen Stich ins Herz gegeben, denn sie erinnerte sich des schauderhaften Gedankens, den sie dort oben gehabt, wenn er mit blutender Stirne dort unten auf den Trümmern läge!

Sie ließ es geschehen, daß er ihr jetzt sein Eigenthum aus den Händen nahm, aber sie sagte zugleich:

„Begleiten Sie mich heimwärts, ich habe den Wagen vorangeschickt!“

So überraschend ihm sichtlich dieser Befehl klang, so weltgewandt höflich beugte er sein Haupt und trat an ihre Seite, und sie schritt nun so unbefangen mit ihm dahin, als sei es ein Kind, das sie sich zum Geleit erbeten.

„Wissen Sie“, fragte sie nach einer Pause, „daß man sie den Einsiedler von Toblino nennt?“

„Jeder andere Name wäre mir unbequem!“

„Sie sagen das sehr hochmüthig, ob berechtigt? denn zu Zeiten braucht man Menschen, seien es auch die unbedeutendsten!“ gab sie ruhig zurück. „Nur Adler leben einsam auf des Berges First!“

„Und daß ich keiner bin, aber gerne einer wäre, haben Ihnen diese Blätter gesagt, gnädige Frau, und auch, daß ich nicht zu Denen gehöre, welche das Lied von der Schönheit der Welt singen.“ Er sagte es mit halber Stimme und die schien aus beklommener Brust zu kommen.

Sie, die immer zu sich selber von dem Unwerth des Lebens redete, sie schien plötzlich beflissen, den sonderbaren Mann zu bekehren.

„Wenn ich ein Mann wäre, ich jagte nicht Träumen nach, sondern faßte die Wirklichkeit an mit starker Hand!“

Er lachte.

„Sie betrachten meine Fäuste, ja, sie sind die eines Landwirths und haben nur aus Ueberhebung nach dem Stift des Künstlers gegriffen. Wollen Sie nicht die Güte haben, Gnädige, und da hinten auf das letzte, weiße Blatt das edle deutsche Sprichwort schreiben: „Schuster, bleib bei Deinem Leisten!“

„Ich meine“, sagte sie, ohne seinen Einwurf zu beachten, „Sie müßten ein Redner sein und unter den Besten Ihres Volkes sitzen und mitberathen über das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes!“

„Sehr gütig und lind, der Versuch, mich von dem betretenen, falschen Wege abzulenken, aber ich werde alt, die Zeit, wo Hans nicht mehr lernt, ist bald für mich gekommen.“

Sie standen am Thorbogen, über demselben ragte seine Einsiedelei empor. Der Kutscher lehnte seitwärts mit dem Schirm der Signora, Gigia schaute aus einem der Fenster des Hauptflügels und das blasse Gesicht des „povero Vittorio“ war hinter ihr aufgetaucht.

„Es ist besser so“, meinte der Eremit mit einem bezeichnenden Blicke nach seiner Klause.

Silvia reichte ihm wortlos die Hand, er machte eine rasche Bewegung, als wolle er sie an seine Lippen ziehen, ließ sie dann aber wieder sinken und trat zurück.

Am Stamm eines Maulbeerbaumes lehnend, sah er ihrer schlanken Gestalt nach, bis sie verschwunden war.

Silvia hatte sich wieder zur Arbeit geflüchtet, an einem der Saalfenster stand jetzt ihre Staffelei und sie stundenlang vor derselben. Die Landschafterin hatte von Torbola Nachricht gesandt, daß sie dort mehrere Motive gefunden und noch Tage zurückgehalten werden könne, Silvia möge ihr folgen, und „es ist zu interessant, zwei Journalisten, Silvia mia, und Collegen, liebenswürdiger und grober Art, komme doch. Wir sind die heiterste Künstler-

gesellschaft, ich die einzige Vertreterin unseres Geschlechts und ich kann und darf wohl sagen „sehr gefeiert". Komme auch Du!"

Aber Silvia zog die Einsamkeit des alten Schlosses vor, und hatte eine plötzliche Sehnsucht nach Arbeit bekommen, der sie nachgeben mußte.

Es war ein seltsamer Vorwurf, da auf ihrer Staffelei. Auf einem kleinen Raum sah man ein Stückchen grünen See's, der ganz leichte Wellen hatte, auf welchen sich ein Kahn schaukelte, er war leer, nur auf der Bank an der Spitze lag ein großer Strauß von Cypressen, eine einzige, halbverkrüppelte Rose dazwischen, sie wußte nicht, wie sie es nennen wollte. Es war ihr durch den Sinn gefahren und mußte auf der Leinwand festgehalten werden.

Die weitern Spaziergänge hatte Silvia eingestellt, sie saß oft in nächster Nähe des Schlosses, wo sie Vittorio und Gigia in ihrem harmlosen Verkehr beobachtete, es war, als scheue sie draußen eine Begegnung, und doch wußte sie, daß das kindische Furcht war, denn der Sonderling aus dem Thurm verließ seine Klause entweder in aller Morgenfrühe und kehrte erst bei sinkender Nacht heim, oder er war tagelang eingeschlossen, „malend" und „mit sich selber redend", wie Gigia behauptete.

Silvia hatte eben den Pinsel niedergelegt und sich dem Fenster ganz zugewandt; es ging in den Schloßgarten.

Dort saßen Vittorio und Gigia an einem Steintisch, er blätterte eifrig in einem illustrirten Buche und redete auf die Italienerin ein, wahrscheinlich, um ihr den Beweis von der Schönheit seiner Heimat wieder einmal recht deutlich zu geben.

Gigia's Blicke hatten die Malerin oben sehr bald bemerkt.

„Signorina benedetta, nicht wahr, das ist ein Elend mit den Männern, dem da verbietet der Arzt das Reden und ich habe nun schon länger wie eine Stunde seinen Träumen zuhören müssen."

„Es sind keine Traumbilder, Gigia mia, es soll Alles schönste Wirklichkeit werden!" rief Victor erregt.

„Und der Andere, der Eremit."

„Was ists mit ihm?" fragte die Malerin.

„Verschwunden ist er, seit zwei Tagen und kein Mensch weiß, wohin. In der Gesindestube flüstern sie sich schon Allerlei ins Ohr von Unglücksfällen!"

„Bah", sagte der Architekt, „er ist ein geübter Bergsteiger."

Gigia sah ihn mit einer strafenden Miene an, ungefähr wie eine Mutter das Kind, welches soeben ihr Gebot übertreten.

„So", rief sie, „nun bleibt Ihr hier, das viele Treppensteigen ist Euch ohnedies verboten, und ich erzähle der Signorina droben was sie zu wissen braucht und in was Ihr nicht einsprechen sollt!"

Dann huschte sie dem Befehl war zur Bekräftigung noch ein kleiner, italienischer Fluch gefolgt rasch hinweg.

Droben trat ihr Silvia schon auf der Schwelle des Saales entgegen und faßte mit kalter Hand nach den warmen Fingern, die sich ihr entgegen streckten.

„Gigia, glaubst auch Du, daß ein Unglück —" sie mochte scheinbar nicht weiter reden.

„No, no!" war die Antwort und ein energisches Kopfschütteln begleitete sie, „es hat ihn hinausgetrieben, weils ihm im Thurme und da", sie deutete

auf das Herz, „zu enge geworden. Er hatte sich zwei Tage wieder eingeschlossen und die Speisen kaum berührt und dann am dritten war er fort. Ihr habt Mitleid mit ihm, wollt Ihr sehen, was er malt?"

Silvia überlegte eine Secunde, dann erwiederte sie ruhig: „Ja!"

Schweigend folgte sie der flüchtig Voranschreitenden über die Galerie nach der Steintreppe. Neben der Thurmthür hing ein großer, rostiger Schlüssel, als ihn Gigia's kleine Hand im Schlosse drehte, gab es kreischende Töne. Sie schritt hinüber und hob sie auf, die Leinwand hatte nicht gelitten, es war ein glücklicher Fall gewesen; mit rascher, geschickter Hand brachte Silvia Alles in die richtige Lage. Dann schaute sie prüfend Motiv und Arbeit an.

Es war wieder ein eigenartiger, tiefer Gedanke. Ein Carton an der Fensterwand zeigte den Entwurf, ein Ritter in schwerer Rüstung hatte sich in den Waldesschatten an das Ufer eines grünschwarzen Teichs geschleppt, am Rande desselben wuchs ein niedrer Strauch, nach dem streckte er die Hand, daß der Strauch zurückschnellen und im nächsten Moment der schwere, müde Fuß des irrenden Ritters ausgleiten, der schwarze Grund ihn begraben würde, das sagte nichts, das fühlte der Beschauer. In Arabeskengewinden standen um den Carton die schwermüthigen Wilhelm Müller'schen Verse:

„Weißt Du, in welchem Garten
Blümlein Vergißmein steht?
Das Blümlein muß ich suchen,
Wie auch die Straße geht.

Hat keine grünen Blätter,
Hat keinen Blüthenduft,
Es windet sich am Boden
In nächtig dumpfer Luft."

Silvia mußte über ihre Augen wischen, ehe sie weiter lesen konnte, die Italienerin sah sie stumm an.

„Wächst auch an einem Ufer,
Doch unten fließt kein Bach,
Und willst das Blümlein pflücken,
Dich zieht der Abgrund nach."

„Es ist wohl sehr traurig?" fragte Gigia mit verschleierter Stimme und ernstem Gesicht.

„Sehr traurig", wiederholte die Malerin, dann wandte sie sich zu der Ausführung der Skizze auf der Staffelei.

Sie war besser gelungen, als Silvia geglaubt, die Figur des Ritters zeigte echte Proportionen, über dem schwarzen Grunde brütete ein dumpfes, geheimnißvolles Schweigen, der Strauch war erst begonnen. Was war das? Der Maler hatte versucht, ihn mit blauschimmernden Beeren zu schmücken, mit solchen, welche Silvia am ersten Tage drüben im ehemaligen Ziergarten gefunden. Sie waren ihr fremd gewesen, aber sie hatte sich darüber gefreut, sie waren malerisch mit dem thauartigen Duft, der über ihnen lag und der sich doch nicht fortwischen ließ. Nun hatte Conrad Widderstein, der Sonderling, denselben Gedanken gehabt, sie sah nun noch mehr in ihnen, wahrscheinlich bargen sie ein Gift in sich, welches Vergessenheit bringt.

Drüben am Fensterkreuz hing noch die Beerendolde, welche dem Malenden als Modell hatte dienen sollen, aber daran waren bereits die Früchte glanzlos und verdorrt.

Wie wunderlich! Es wäre thöricht gewesen, eine Beziehung zwischen ihrem Finden und Pflücken der Beeren an jenem Tage und den Einfall des Malers, dieselben an dem Ufer jenes düstern See wachsen lassen zu wollen, sehr thöricht, aber sie konnte sich doch eines eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren, als sie ihre Finger über die verdorrte Frucht gleiten ließ.

Silvia floh wie ein scheues Reh an das andere Ende der Galerie, um hinabzugehen. Sie sehnte sich allein zu sein.

Planlos schritt sie weiter, immer noch beschäftigt mit Skizze und Bild, die sie dort droben im Thurme gesehen.

„Es muß ein hartes Schicksal sein", sagte sie vor sich hin, „mit solchen Gedanken vor der unüberwindlichen Schwierigkeit der Ausführung zu stehen."

Ach, wie blau der Himmel und golden die Sonne nun schon tagaus, tagein, seit sie hier war. „Ich glaube, ich sehne mich bald nach der Nordsee", meinte sie. Und dann brachte die azurne Bläue ihr in Erinnerung, daß jenes Müllerlied noch andere Verse habe.

„Es blüht auf allen Fluren
Blümlein Vergißmeinnicht,
Es schaut vom heitern Himmel
Herab in blauem Licht.

Und soll ichs niedertreten,
Bebt mir der Fuß zurück.
Es fleht aus jedem Kelche
Ein wohlbekannter Blick"

„Nein, nein", flüsterte sie, für mich blüht ja die blaue Blume schon längst nicht mehr." Sie setzte sich nieder und stützte das schöne Haupt in die Hände.

Lange saß sie so und es war still um sie her in der klaren Luft, im Sonnengold, unter den grünen Bäumen, deren Zweige sich nicht regten, und es war auch still in ihr.

Als sie dann Haupt und Blick wieder hob, entfloh ein leiser Ruf des Erstaunens ihren Lippen, sie gewahrte jetzt erst, daß sie an demselben Ort saß, wo er neulich zuerst vor ihr gestanden, neben dem Bache, an dessen Rand der Strauch mit den blauschwarzen Beeren stand. Sie brach rasch einen Zweig davon ab und lächelte und ging mit beschwingten Schritten heimwärts, gerade durch das Thor, die Galerie, die Thurmtreppe hinauf, dort drehte sie den Schlüssel um, unbekümmert, ob Jemand sie gewahre und trat ein. Direct auf die Staffelei ging sie zu und faßte nach der Palette, suchte zwischen den Farben, mischte sie und begann zu malen.

Bald darauf saß sie wieder auf dem gewohnten Fensterplatz; das herrlichste Abendroth spiegelte sich wieder in den Fensterscheiben des alten Schlosses und warf seinen Reflex auch über ihr stolzes, regelmäßiges Gesicht. Es sah wärmer darin aus, das wußte sie freilich nicht, aber es erschien dem so, welcher jetzt, nachdem sein Klopfen nicht gehört worden, in die offenstehende Thür trat.

Sie hatte in ihrer Versunkenheit auch die Schritte nicht wahrgenommen, mit welchen der Sonderling aus dem Thurm den Raum zwischen sich und ihr durchmaß.

„Fräulein Silvia Hilden!" sagte er endlich mit seiner volltönenden Stimme. Sie hob den Kopf und sah ihn an, aber gar nicht erstaunt.

Er wies mit der Hand nach dem Eingang. „Ich klopfte, die Thür war offen.“

„Ja!“ sagte sie. Es war, als habe sie erwartet, daß er mit seinem halbvollendeten Bilde und mit einer Frage auf den Lippen über kurz oder lang vor sie hintreten werde.

„Fräulein Silvia Hilden!“

Sie erhob sich halb und streckte ihm die Hand hin. „Ja, wir sind Collegen!“

Ein bitteres Lächeln umzuckte seine Lippen. „Es ist nicht die rechte Bezeichnung, Sie wissen das ja selber“, sagte er. „Aber ich wußte nicht, daß Sie, die große Künstlerin es waren, die sich in die Einsamkeit hier geflüchtet, zum Verräther wurde erst dies!“ und er deutete dabei auf das Bild. Zeit zu einer Antwort ließ er ihr auch nicht, sondern er fuhr rasch und bewegt fort: „Ich habe mich weder um die andern Insassen des Schlosses, noch ihre Namen gekümmert, aber ich kannte Ihre Bilder und wer einmal „das Heidelbeeren suchende Kind“ von Ihnen gesehen, der vergißt es nicht, und diese Beeren hier, nun ja —“

„Lassen Sie die“, sagte Silvia sanft. „Der irrende Ritter, so hoffe ich, zieht noch zur rechten Zeit die Hand zurück von der Blume Vergessen, sie wächst nicht am schwarzen, stillen Waldgrund, die rechte.“

„Doch — doch!“ stammelte er.

„Nein“, lächelte sie milde, „und darum, um Ihnen als Freundin, als Collegin zu rathen und Ihnen auf die rechte Spur zu helfen, wo Sie die rechte Blüthe finden, darum lockte ich Sie mit jenen Pinselstrichen hierher, ich wußte, sie würden ihren Zweck besser erfüllen, als eine steife Visitenkarte mit der Bezeichnung: „Um die und die Stunde!“

Ein heißer Kuß brannte auf ihrer Hand, dann deutete sie auf einen Stuhl und er zog ihn gehorsam in ihre Nähe.

„Daß Sie so sprechen, deren Mund zuerst nur herbe Worte hatte —“

„Als ob Sie dieselben nicht zurückgegeben, damals, als ich Ihr Skizzenbuch fand —“

„Und Sie meine Unfähigkeit erkannten —“

„Oder die Tiefe Ihrer Empfindung!“

„Aber ich bin nicht Rafael, der ohne Hände ein großer Maler geworden wäre“, rief er sarkastisch. „Nicht Millionen, welche mir das Schönste verschaffen könnten, was die bildende Kunst leistet, würden mich über den Gedanken trösten, selbst nichts schaffen zu können.“

„Ich frage nicht“, sagte Silvia sanft, „warum Sie so spät zum Stift griffen, man sagte mir, eine Kugel habe Sie im Kriege verletzt und Sie seien dadurch gezwungen, im Süden zu weilen.“

Er nickte nur.

„Aus Ihren Skizzen, mein Herr, spricht eben nicht nur künstlerisches Bedürfniß, sondern inneres Unbefriedigtsein, und deshalb sucht Ihr Ritter nach der verbotenen Blume.“

„Ah“, fiel er ein und hob lebhaft die Hände, „seien Sie barmherzig! Fragen Sie nicht weiter nach einem Menschen, der sich Conrad Widderstein nennt und nicht mehr ist, als der fahrende Bursche, der kein Dach hat, unter das er sein Haupt legt und den eines Tages niemand beweint, als der Thau des Himmels, wenn er auf der Landstraße geendet.“

So war ihre Annahme doch die rechte, er darbte, darbte an den Be-

dürfnissen des alltäglichen Lebens und an der Sehnsucht nach Vollkommenheit in der Kunst.

„Es giebt ein edles Geschlecht der Widderstein in Schwaben", sagte sie, vielleicht, um ihm nicht direct zu antworten. „Alle Festungen erzählen daselbst von ihrem Muth und ihrer Charakterstärke."

„Ja", erwiederte er, „in vergangenen Zeiten war das — Alles!"

Wie peinvoll er eine directe Antwort über seine Abkunft vermied! Waren Isabella's Andeutungen dennoch nicht gänzlich ohne Beimischung von Wahrheit, und war seine Herkunft auch eins der Gespenster, welche ihn hetzten? Seine Bildung war eine weit tiefere, als er absichtlich zeigte, seine Formen ließen stets auf den Mann der Welt, der sich in guter und bester Gesellschaft bewegt hatte, schließen.

Und nun trat er, als wolle er das Gespräch auf andere Themen lenken, rasch an Silvia's Staffelei.

Er sah das Bildchen lange prüfend an, dann wandte er sich zu ihr. Sein Mund hatte kein Compliment, aber Mienen und Blicke drückten ihr unverhohlen Bewunderung und Anerkennung aus.

„Wie wollen Sie es nennen?" fragte er.

„Ich fand noch keinen Namen, können Sie mir helfen?"

„Cypressen und eine Rose", sagte er sinnend, „keine, die der Mai gezeitigt, sondern der Herbstwind ist über ihren Kelch geflogen, aber sie ist doch noch, und eben darum schön und lieblich duftend, nennen Sie es „Spätes Glück" und überlassen Sie den Commentar den Herzen derjenigen, welche es mit Verständniß ansehen."

Sie reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, mein Freund, das ist, was ich unbewußt damit habe sagen wollen." Ihr Ton war warm, als spräche sie zu Jemandem, dem sie jahrelang befreundet. „Lassen Sie mich den Wunsch daran knüpfen, daß Ihnen, dem Ruh- und Friedlosen ein solches Glück noch beschieden sei."

Er sah mit tiefer Rührung in seinen Zügen in das schöne Frauengesicht.

„Das Wort vergesse ich nie, und ich wollte, ich könnte es Ihnen danken!"

„Sie können es, indem Sie lernen, nach jenem Glücke zu suchen."

„Ruh- und friedslos!" warf er ein.

Sie setzte sich nieder und deutete auf seinen verlassenen Stuhl.

„Nun wir Freunde sein wollen, so müssen wir wahr sein! Soll ich Ihnen etwas aus dem Leben der Malerin Silvia Hilden erzählen?"

Was hätte er antworten sollen, sie wartete auch seine Zustimmung nicht ab. „Man lernt aus Beispielen, mein Freund!" Sie lehnte sich so weit zurück auf ihrem steifen Sessel, daß ihr Gesicht im Schatten blieb, dagegen beleuchtete das letzte Tageslicht seine bleichen, erregten Züge.

„Sie sollen jetzt nur hören, wie und warum Silvia Hilden eine Malerin wurde und wie theuer sie das bischen Glück und Berühmtheit, wenn es so genannt werden darf, erkauft hat. Sich selber zur Lehre sollen Sie es hören."

Demüthig, wie ein Kind, beugte er das schöne Haupt.

„Wie Ihr Ton mir wohlthut und den Sturm da Innen beschwichtigt", warf er noch halblaut hin.

„Es war", sagte Silvia, „denn alle märchenhaften Begegnungen fangen so an, eine kleine, fürstliche Residenz, wo Vater und Mutter ein Paar ge-

worden, sie die Tochter eines berühmten Bildners mit angeerbter künstlerischer Begabung und regem Gefühl für alles Schöne, er ein Jurist von strengem Wissen und ein Mann der feinsten, geselligen Formen. Und so war mein elterliches Haus bald eine Sammelstätte für alle geistigen Capacitäten, ich wuchs eindrucksfähig, etwas früh reif, dazwischen auf. Mein Vater war ein Studiengenosse des regierenden Fürsten, sein Freund noch, als jener den Thron bestiegen, ja, eine Art von Hofmarschall ohne Charge für ihn, bei allen festlichen Gelegenheiten war es mein Vater, der rathen, helfen, entwerfen mußte. Hoffähig war meine Mutter natürlich nicht, aber die regierende hohe Frau zog sie in ihre Privatcirkel und verschmähte nicht, dann und wann die engen Treppen zu Mutters Stübchen in unserm Hause emporzusteigen, um ein intimes Plauderstündchen mit ihr zu verleben und ich wurde die Spielgefährtin der gleichaltrigen Prinzeß Clementine. Der Fürst hatte früh geheirathet und vor meiner Freundin waren ihm bereits zwei Prinzen geboren.

Dies Verhältniß zu dem kleinen und doch bedeutenden Hofe hatte zur Folge, daß meine Mutter auf ihrem frühen Sterbebett, auf welches sie eine Herzkrankheit geworfen, der Fürstin das Versprechen abnahm, über meine Jugend wachen zu wollen, bis die eine oder andere Wendung in meinem Schicksal eine solche Fürsorge unnöthig werden lasse. Das geschah natürlich, denn die regierende Frau war von großer Dankbarkeit und Zuneigung für die Scheidende erfüllt, dieselbe habe ihr einmal einen besondern Dienst geleistet, worin er bestanden, habe ich nie erfahren.

Daß ich ganz ins Schloß kam, duldete der Vater nicht. „Deine Wege werden einst andere sein", sagte er, „an dem Tage, an welchem Ihr, die Prinzessin und Du aus den Kinderjahren treten werdet, trennen sich naturgemäß Eure Pfade." Aber wir wurden gemeinsam unterrichtet und machten Ausflüge mit den Prinzen zu Fuß und zu Wagen.

Bei solchen Gelegenheiten gesellten sich der Erbprinz und ich oft, Blumen suchend, bewundernd, denn wir hatten eine gleichartige Neigung für die Natur, für all' die kleinen Wunder in Wiese und Wald, und mit derselben bildete sich auch ein gegenseitiges Verständniß, eine tiefe Zuneigung aus. Er war eine sensitive, scheue Natur. Oft suchte, als unsere Kameradschaft bekannt geworden, der Erzieher durch mich diesen oder jenen Wunsch bei dem Prinzen durchzusetzen, den er selber auf gewöhnlichem Wege nicht erreicht hätte. Man nannte mich sogar scherzend die „kleine Egeria".

Mein Vater kränkelte und starb, ehe ich meine Kinderschuhe völlig ausgezogen, nun kam ich doch ins Schloß und dort wuchs und befestigte sich mein Einfluß auf den Erbprinzen immer mehr, und sonderbarer Weise legte man diesem Freundschaftsbündnisse kein Hinderniß in den Weg. Vielleicht betrachtete man mich damals bereits als Mittel zum Zweck; hatte man den Knaben in früher Kindheit ein schädlich Spielzeug fortgenommen, so fiel er in Krämpfe, er mußte so lind behandelt werden, wie eine Treibhausblüthe.

Unsere gemeinsame Passion war das Zeichnen und Malen, die unterstützte man. Ich war herrschsüchtigen Charakters und das mochte es vielleicht sein, was dem kleinen, nur an die größte Milde und Devotion gewöhnten Prinzen zuerst imponirt, meine Unabhängigkeit ihm gegenüber bewahrt hatte. Dann verließen wir Beide die Kinderjahre, er, um ernsten Studien für seine künftige Lebensstellung sich zu weihen, ich? Nun, über mich hatte man sich wohl noch keinen bestimmten Plan gemacht. Ich war eine Erbin und somit

war ohne fürstliches Zuthun für die gewöhnlichen Lebensanforderungen gesorgt.

So oft der Prinz von der Universität heimkehrte, hatte ich Gelegenheit, meine alte Macht über ihn zu üben, ich mußte es, denn die Wünsche der Eltern hatte ich ihm unter der Form eigener Rathschläge mitzutheilen. Das blieb so, bis Prinzeß Clementine verlobt wurde. Da hieß es: Wohin mit Silvia? Als Erbprinzeß eines Nachbarlandes bedurfte sie der Gefährtin nicht mehr, man zerbrach sich in der Stille den Kopf über eine passende Heirathspartie, fand sie auch in einem alten Hofjunker, dem zu seinem unbedeutenden Adel eine bedeutende Mitgift erwünscht war. Die Fürstin theilte mir als Wunsch und Befehl mit, was beschlossene Thatsache über mein Schicksal war, natürlich überwältigte mich das zu Widerstand und Thränen."

Sie machte jetzt zum ersten Mal eine Pause. Ihr Zuhörer hatte ohne jede Bewegung dagesessen, nun sagte er halblaut:

„Wie klar und sachlich Sie bei Ihrer Erzählung bleiben, und doch, ich ahne und weiß es ja, umschließt Sie die eine große Katastrophe Ihres Lebens."

„Ueberwundene Dinge, mein Freund!"

Eine Jugendgluth flammte in seinem Gesicht auf, als sie ihn wieder mit diesem Wort anredete, dann aber schüttelte er leise, wie etwas gegen sich selber verneinend, das Haupt.

„Ja", fuhr Silvia so ruhig wie zuvor fort, „die Katastrophe. Sie ist rasch beschrieben, der Prinz fand mich in Thränen, forschte ungestüm nach der Ursache, erfuhr sie und beschwor mich, zu widerstehen, denn er liebe mich, habe mich immer geliebt und nur in mir könne er sein Glück finden.

Denken Sie dieses Sirenenlied in die Ohren eines achtzehnjährigen Mädchens klingend. Und ich hatte ihn lieb, er war mir Alles, das nach der Eltern Tode mein geblieben. Jetzt erst wußte ich, ich fühlte mehr für ihn trotz all' seiner Schwächen, als für einen Bruder, die erste, reine Neigung eines unschuldigen Herzens."

„Ich ahnte es!" sagte Widderstein vor sich hin.

„Auch das Ende?" fragte sie, sprach aber sogleich weiter mit voller, ruhiger Stimme.

„Erst sollte unser Traum Geheimniß bleiben, blieb es auch. Der Hofjunker mußte mit seiner beharrlichen Werbung warten, die Fürstin wollte mich allgemach geneigter machen. Inzwischen beutete man meinen Einfluß auf den Prinzen in ausgedehnter Weise aus, und endlich war der Grund seiner Nachgiebigkeit, „seine Liebesphantasie", wie man es taufte, kein Geheimniß mehr am Hofe. Wo giebt es auch solche, an einem Hofhalt, wo hundert Ohren lauschen, hundert Augen spähen? Wir wußten aber allein noch nichts von der interessanten Entdeckung, welche man in Bezug auf uns gemacht, wie in den sorglosen Tagen der Kindheit lebten wir dem Augenblick und pflückten wie damals in der Natur die Blumen, Liebesblüthen, wo sie sich zeigten.

Da ließ mich die hohe Frau rufen. Sie war mehr Huld und Güte, als je.

„Du wirst dem Prinzen, wenn die Vermälungsfeier für Clementine stattfindet, von der Prinzessin B. Gutes und Liebes sagen, und seine Egeria zum letzten Male sein, denn er soll sich mit ihr verloben!"

Mein Erbleichen, mein Stammeln wurden von ihr übersehen.

Mir selber kam der erste Schlag zertrümmernd Liebesglück und Träume,

der Prinz mußte ja eine standesgemäße Ehe schließen, und ich, konnte nur Opfer sein. Das sagte ich ihm. Aber er tobte wie ein Rasender, er trat mit seinem Verlangen, nur mich zum Weibe nehmen zu wollen, offen vor die Eltern hin. „Lieber der zukünftigen Würde entsagen", schwor er in jugendlicher Heftigkeit, ich war das letzte Spielzeug, das man ihm entreißen wollte. Alle Gründe des Paares, alle Vorstellungen, mein Wille, entsagen zu wollen, nützten nichts; aber der nachfolgende Prinz war schwachsinnig, nur auf den Augen des Erstgebornen konnten die Hoffnungen des Fürstenpaares und die des Ländchens beruhen. So mußten sie auf andere Mittel sinnen, und sie fanden sie."

Die letzten Worte hatte das ernste Mädchen nicht ohne Anstrengung hervorgebracht, sie wurde nun doch erregter.

„Schonen Sie sich, mich, denn ich leide mit Ihnen", sagte der blonde Mann, aber sie bewegte abwehrend das Haupt.

„Man fand die Mittel, die Fürstin war eine erfinderische Natur. Plötzlich schwiegen Bitten und Drohungen, man schien unsern Traum vergessen zu haben oder — ihn zu billigen. Der Prinz triumphirte, er lachte über meine Thränen, er wies meinen festen Vorsatz, ihm entsagen zu wollen, zurück. „Du bist mein, und ich nehme Dich mit Gewalt!"

Die hohe Frau war aufs Neue Güte und Milde. Eines Tages dehnte sich eine Spazierfahrt, die ich mit ihr machen mußte, während der Prinz in einer benachbarten Residenz weilte, zu sonderbarer Länge aus. Unterwegs versuchte sie plötzlich, meine Mutter eines Liebesverhältnisses mit dem Fürsten zu verdächtigen, den entsetzlichen Argwohn in mir zu wecken, als sei ich blutsverwandt mit dem Prinzen. Da flammte Alles empor, so jung ich war, so hell loderten Empörung und Zorn auf, sie verdächtigte die Frau, welche wie eine Heilige durchs Leben gegangen, der sie Freundin gewesen, nur um ihr Ziel zu erreichen.

Und ich erreichte das meine, sie mußte in Beschämung ihre stolzen Blicke vor mir senken. Aber es war nur ein Moment, dann legte sie die Hand auf meinen Arm.

„Mein Kind, Du bist krank, sehr krank und damit Du nicht Andern gefährlich bist, habe ich für gut befunden, Dich für eine Weile in der Einsamkeit zu lassen. Ich versuchte das Letzte, hättest Du in eine schnelle Heirath mit Herrn von Bergen gewilligt, so wären alle Hindernisse beseitigt und Du würdest Dir unsere stete Dankbarkeit erworben haben."

„So sagten Ew. Hoheit auch zu meiner Mutter, und eben hat derselbe Mund sie auf das Schändlichste verleumdet!"

Sie hatte keine Entgegnung, wir hielten vor dem Portal eines Rococoschlößchens, ich mußte ihrem Wink folgen, denn die Augen der Dienerschaft ruhten auf uns, nach kurzer Zeit, die ich wie betäubt in einem Sessel hingebracht, hörte ich den Wagen der fürstlichen Frau hinwegrollen. Ich war eine Gefangene."

Widderstein wagte nicht, sie zu unterbrechen, ein jedes Wort hätte ihn inhaltslos gedünkt ihrem Seelenzustande gegenüber. Sie mochte diese Gedanken auf seiner offenen Stirn lesen.

„Nein", sagte sie mit mattem Lächeln, „ich habe ja Alles überwunden! Und es ist auch gleich zu Ende mit dem, was ich zu sagen habe. Am selben Tage, als ich räthselhaft verschwand, der Einfall zu der Spazierfahrt war der Hoheit erst im Walde gekommen, wo wir lustwandelten, und so hatte

Niemand uns gemeinsam abfahren sehen, verschwand auch ein junger Officier, den Schulden aus der Heimath trieben, ein schöner, leichtsinniger Mann. Mit ihm war — ich entflohen, daß das so war, sein mußte, bewies man dem Erbprinzen aus hundert Belegen — und er glaubte, kleinmüthig wie er war, dem Betrug und sich betrogen.

Er wußte nicht, daß man die Schulden des Roué bezahlt, nicht daß ich .... doch, das erfuhr ich später. An der Hochzeitstafel der Prinzeß Clementine wurde die Verlobung des Erbprinzen mit der Prinzeß von B. proclamirt, das brachte mir die Freiheit. Daß ich dem Prinzen nicht wieder begegnen würde, dafür bürgte mein stolzer Charakter. Ich war gereift um Jahre, verbittert, aber doch nicht gebrochen, und ich faßte nach einem festen Stab, der Kunst. Sie ist mein Halt, mein Lebenszweck geworden, ich wechselte oder veränderte eigentlich nur meinen Namen und strebte und mühte mich, daß er von gutem Klange würde. Und heute darf ich sagen, er ists. Auch der wankelmüthige einstige Geliebte ist wie man sagt, ein guter Regent, ein zufriedener Gatte und Vater.

Mein Freund, es klingt meistens versöhnend aus in spätern Jahren, was wir schmerzend in der Jugend erfuhren."

Ein dumpfes Stöhnen kam aus der breiten Brust des Mannes.

„Wer eine Seele hat wie Sie, hell und rein, wie ein Bergsee", sagte er.

„Still", fiel sie ein, „hat meine Geschichte Sie nicht anders belehrt? Und wollen Sie jetzt Ihre Moral? Ihren Zweck?"

Sie beugte sich vor, es war bereits im Dunkelwerden, aber er bemerkte doch das Flimmern ihrer märchenhaften Augen.

„So selten bin ich auf meinem dornenvollen Pfade, denn so sind alle Wege der Kunst, einer Seele, einer Natur begegnet. Nun Ihnen! Und darum sollen Sie mir Freund und Bruder sein!"

„Silvia!" schrie er auf.

„Still", sagte sie wieder in der ihr eigenen bestimmten Weise. „Mit einem Bruder theilt man das Innenleben, und was ich habe von meinem Ueberfluß, das soll Sie vor den rauhen alltäglichen Forderungen schützen, verstehen Sie es, mein Freund? Wenn Ihre Brust gesundet und Ihr Muth zurückgekehrt ist, dann führe ich Sie nach München!"

„Mein Gott!" stammelte er, wie gebrochen, „war es so, so gemeint? Ein Almosen —"

Sie legte ihm die Finger auf den Mund.

„Ich beanspruche die Rechte einer Schwester!"

„Einer Schwester!" kam es dumpf zurück, dann stürzte er vor ihr nieder und barg das Haupt an ihrem Kleid. Er schluchzte innerlich.

Endlich legte sie ihm leise die Hand auf die Schulter.

„Bruder Conrad, Löwennaturen lassen sich nicht beugen, nicht wahr?"

Da sprang er auf, bedeckte ihre Finger wortlos mit heißen Küssen, drückte sie an sein Herz und verließ das Gemach.

Silvia war allein, nun kam die völlige Nacht. Sie wischte über die Augen, das hatte sie vorhin bei ihrer Erzählung nicht gethan und sagte dann:

„Die Sterne und auch der blasse Mond, das ist das Licht der Freundschaft für solche Augen, welche einmal die allzugrelle Sonne geblendet."

Widderstein ging nach der Landungsstelle und löste das Boot. Es trieb ihn, seine Kraft anzustrengen, um den Aufruhr seines Innern, zu dem sich das Mitleid um den todeskranken, jungen Mann gesellt, zu beschwichtigen. Wie ein Pfeil flog das Boot über den grünen Spiegel, er lenkte es hierhin und dorthin, hielt es in tanzender Bewegung und ließ es wieder rasch seine Bahn durchschneiden.

Daß ihm von oben zwei schöne Augen folgten, jede seiner Bewegungen scharf beobachtend, das ahnte er freilich nicht.

Silvia hatte heute keine Arbeitsruhe und keine Lust. Sie hatte ihr großes Zimmer schon unzählige Mal durchschritten und war immer wieder an der Schwelle umgekehrt, denn sie glaubte, daß Widderstein vielleicht doch komme, und sie wollte nicht, daß er an der verschlossenen Thüre umkehren sollte.

Jetzt, als sie ihn drunten sah, sagte sie mit leisem Lächeln: „Er geht mit sich zu Rathe, hoffentlich zum Guten!"

„Wenn ich mich auch in ihm getäuscht hätte!" flüsterte sie plötzlich angstvoll, „und er war der erste Mensch, dem ich nach so langen Jahren vertrauen konnte. Kein schmeichelnder Frauenmund, und Viele nannten sich meine Freundinnen, konnte mir bisher abringen, was ich ihm freiwillig gesagt."

Die Luft machte sie beklommen, sie mußte das Freie suchen und so griff sie nach Hut und Schirm.

Eine etwas befremdende Unruhe machte sich im Hofe bemerkbar.

„Morte?" rief der eine Knecht dem andern zu.

„Ja, todt!" erwiederte der „Povero uomo!"

Sie stand still. Er? Nein, das konnte nicht sein, durfte nicht. Und siegesgewiß schüttelte sie das schöne Haupt: „So grausam sind die Götter nicht!"

Nein, sie hatte sich nicht getäuscht, drüben am Wege stand er und jetzt gewahrte er sie und kam auf sie zu.

„Nicht dorthin!" bat er angstvoll und verstört, „das ist kein Anblick für Sie!"

„Was?" fragte sie mit einer Miene, die ausdrückte, sie müsse Alles wissen.

„Ich will eben hinaus nach Arco", gab er zur Antwort, „wollen Sie nicht für einige Tage nach Torbola hinüber oder Nina. Es ist ein Gast auf Schloß Toblino eingekehrt, der das Dortsein für einige Tage unheimlich machen kann, für den, der schwache Nerven hat."

„Kennen Sie mich nicht besser?" fragte sie mit leisem Vorwurf, dann setzte sie rasch hinzu.

„Todt!" riefen sie sich drüben zu.

„Der junge Architekt", gab er düster zurück. „Vor kaum einer Stunde verließ ich ihn dort unter den Cypressen, er wollte um Gigia werben, die Bewilligung seiner Mutter war aus Deutschland gekommen. Er meinte, die Brust sei ihm so voll von Glück, daß sie zu springen drohe. Und es geschah, ein plötzlicher Blutsturz beschlich ihn in seinen Träumen, über den Brief und die Skizzenblätter floß der rothe Lebensquell — armer Glücklicher!"

Silvia wehrte den Thränen nicht, welche ihr in die Augen drangen.

„Und das Geschick hat ihm zur rechten Zeit das Unabwendbare gesandt, und er ist vor einer herben Täuschung bewahrt, Gigia liebte ihn nicht, sie

duldete sein Werben und Dienen nur, weil sie sich sagte, daß er ein Sterbender war."

Man brachte das einspännige Gefährt heraus.

„Ich hole den Arzt", sagte Widderstein. „Es ist ein nutzloser Versuch, aber ich denke an die arme ferne Mutter!"

„Wie gut Sie sind!"

„Und Sie bleiben?" fragte er, indem er bereits die Zügel ergriffen.

„Muß ich nicht Gigia zur Seite stehen? Sie hat ihn gern gehabt, wenn auch nicht wie einen Geliebten, so doch wie einen Bruder."

Er biß die Zähne tief in die Lippen bei diesen Worten, grüßte ceremoniell und trieb das Pferd an.

Wie sie ihm nachblickte gewann sie die Ueberzeugung, daß er verstehe, Wagen und Pferde zu lenken, nicht wie der gewöhnliche Landmann, sondern mit dem Geschick und der Eleganz eines Cavaliers, dem der Sport Vergnügen ist.

Sie wartete, bis sie ihn bei einer Biegung des Weges verschwinden sah, dann wich sie der Gruppe von Leuten aus, welche wahrscheinlich den armen Vittorio, so mußte sie ihn nennen, mit Gigia's Bezeichnung, in seine Wohnung tragen wollten und schlug den Pfad nach Le Sarche ein. Wenn es möglich war, sollte Gigia die Todeskunde zuerst aus ihrem Munde vernehmen. Welch ein Duft, Leben und Weben in der goldenen Luft, und doch welche Stille.

Sie meinte kaum je einen schönern Morgen gesehen zu haben. Ob die Messe wohl schon aus war? Sie erinnerte sich der Worte des armen Verstorbenen, daß es das hübscheste Bild sei, Gigia in der Kirche knieen zu sehen.

Nachdem sie dann einen Felsvorsprung umschritten, hörte sie Stimmen, Frauen waren es, die sprachen, und jetzt sah sie das Schloßfräulein in Begleitung einer Magd herankommen. Kaum hatten die schwarzen Augen sie gewahrt, so grüßte sie bereits Zuruf und helles Lachen.

Silvia bot ihr ganzes Feingefühl auf, um dem fröhlichen Kinde die Trauerkunde schonungsvoll mitzutheilen.

„Todt!"

Dieses Wort machte Gigia wanken. Sie erbleichte, dann aber raffte sie sich zusammen und Silvia weit hinter sich lassend, eilte sie dem Burgeingang zu; ihr schwarzer Schleier hatte sich auf der Brust gelöst und flatterte nun wie eine Trauerwolke um sie her. Silvia hörte ihr leidenschaftliches Schluchzen und sagte zu sich selber: „Das ist der erste Schmerz, der durch die Brust des Naturkindes zieht, mögen ihre Heiligen sie vor weiterem schützen!"

Der dritte Morgen, welcher jenem folgte, war ein sehr stiller auf Toblino.

Kein Geräusch im Hofe und auf der Galerie hatte sich vernehmen lassen, keine Hantirung, wie sie sonst der Arbeitstag mit sich brachte, nur ein leises Vorbeihuschen, flüsterndes Sprechen. Im Schloßgarten hatten Tags vorher Silvia und Gigia von Cypressen, Lorbeer und Myrten lange Gewinde zusammengefügt, wortlos und ernst. Von Gigias holdem Gesicht schien jedes Lächeln verbannt, sie schlich umher, wie eine Traumwandelnde.

Und nun, nachdem man vom Fenster aus den letzten Gruß nachgesandt

und die Männer und Mägde und Gefährte verschwunden waren, reichte sie der Malerin die kleine Hand.

„Ihr habt es nicht gewollt, daß ich mit hinabging nach Arco, aber, nun wollt Ihr auch nicht zürnen, wenn ich Euch keine Gesellschaft bin. Lieber gar keine, als eine schlechte.“

Silvia hatte keinen Einwurf, und als sie selber später hinabging an den See, sah sie Gigia durch die offenstehende Thür in Vittorio's ödem Zimmer. Sie ordnete dort Alles, legte seine Zeichnungen und Stifte zurecht, als müsse er wieder heimkehren und sich an die Arbeit setzen.

„Das ist ihr Todtenamt, nach ihrer Weise“, sagte sich die Malerin und machte keinen Versuch, sie zu stören. Sie glaubte am besten zu rathen, indem sie das Mädchen dem Begräbniß fern zu bleiben bat und darum war auch sie selber nicht hinabgefahren gen Arco. Treue Fürsorge begleitete ja den Landsmann auf dem letzten Wege, Widderstein und alle Schloßbewohner überboten sich in Tact und Mitleidsbeweisen.

„Du wirst sein stilles Grab in Deine Obhut nehmen, Gigia“, hatte sie tröstend dem Mädchen gesagt.

Sie stieg in den Kahn und trieb ihn mit leichten Schlägen hinaus in die Mitte des Sees.

Hier auf dem Wasser machte sie sich ein Bild des Begräbnisses drüben in Arco und dann träumte sie wieder ins Blaue hinein, wie es sonst eigentlich ihre Art nicht war, lange, lange.

Endlich hörte sie Wagenrollen, Pferdegetrappel. Waren es wohl Fremde, die durch das Thal fuhren? Nirgends ein Zeichen, wie weit die Zeit schon vorgerückt sei, es mochte sie denn die heißere Sonne an den Mittag gemahnen.

Sie trieb das Boot wieder dem Lande zu. „Nun weht die Boa, welche er sonst zu meiden pflegte, bald über sein frisches Grab“, mußte sie denken.

Da schlug ihr Name, von einer Frauenstimme gerufen, an ihr Ohr; das war doch nicht die tiefe, volltönende Gigia's? Nein, denn jetzt flatterte etwas auf den Landungsplatz zu, schwarz wie ein Nachtfalter, mit wehendem Schleier, Bändern und schleppendem Gewande, Isabella Vollring.

„Silvia mia!“

„Du, Isabella?“

Sie wollte den Versuch machen, das Boot zu verlassen, aber Isabella streckte die magern Arme, von denen die langen Aermel zurückfielen, protestirend aus.

„Nein, ich dulde es nicht, daß Du Dich stören läßt, was ich zu sagen habe, in aller Eile, das kann so geschehen, ich will hinauf und die Toilette wechseln.

„Es war ergreifend, drüben in Arco“, plauderte die Landschafterin weiter, „sehr ergreifend. Aus Torbola war eine ganze Gesellschaft mitgekommen, es hatte sie Alle gerührt, das traurige Schicksal des Armen. Ach, wir sind eine sehr heitre Gesellschaft dort, echte Künstlerbande, Silvia. Du mußt sie kennen lernen, sie sind hier um den Vino santo zu kosten. So ist es ja nun einmal in der Welt, auf die Trauer die Freude, es ist ein solch tiefer Sinn in dem soldatischen Brauch, den Friedhof mit klingendem Spiel wieder zu verlassen, nicht wahr, anima mia?“

„Ja“, sagte Silvia, „auf Trauer, Freude, es müßte immer so sein“, aber sie legte den Worten eine andere Bedeutung unter.

„Einer ist unter uns, ein bedeutender Reiseschriftsteller, nun, vorläufig sage ich nichts über ihn. Ah, da fällt mir ein, der Eremit hat sich wieder reizend benommen, wieder ohne jede Lebensart. Ich bat ihn um einen Platz auf seinem Wagen neben ihm. „Sie können ganz darüber verfügen", war seine burschikose Antwort und dahin ging er, directen Wegs nach Toblino. Doctor Rossi erbot sich nun, mich zu begleiten, da er aber nicht kutschiren kann, so mußten wir erst in Arco einen Kutscher suchen. Was sagst Du, Silvia? Freilich, mit dem Doctor unterhielt ich mich prächtig!"

Da Silvia etwas Unverständliches gemurmelt hatte, wiederholte die Kleine noch einmal „Horribile!" dann warf sie der Sitzenden eine Kußhand zu, rief „Auf Wiedersehen!" und flatterte davon. Silvia seufzte erleichtert und wollte eben die Ruder wieder eintauchen, als ein Schatten quer über das Boot fiel. Sie blickte empor und gewahrte Widderstein, welcher von der andern Seite herangetreten war.

Er zog grüßend seinen Hut und lächelte. So ohne Spott und Ironie sah ihn Silvia zum ersten Male lachen.

Das rief einen freundlichen Wiederschein auf ihren Zügen hervor.

„So bin ich nicht verdammt — und werde nicht verbannt, trotz Fräulein Vollring?" fragte er und keine Antwort abwartend, setzte er hinzu: „Herz und Sinn waren noch zu sehr erfüllt von den traurigen Eindrücken, als daß ich ein rechter Cavalier für die Damen hätte sein können und so beging ich die eine Unart, um viele andere zu vermeiden." Dann faßte er mit einem „Gestatten Sie?" nach der Spitze des Bootes, schwang sich hinein, ergriff die Ruder und lenkte es hinaus.

„Erzählen Sie mir von der Feier!" sagte Silvia.

„Sie war einfach und würdig, nach katholischem Ritus." Er lächelte wieder fein. „Werden Sie mir beistimmen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich den Pfarrer in Arco nicht aufklärte über die Confession des Todten? Man hatte ihn oft an Gigia's Seite in der Messe gesehen, das sprach für ihn. Und seiner armen Mutter wird es wohler thun, zu wissen, daß er katholisch begraben wurde, als daß er ohne Priestergebet in irgend einem Winkel seine Ruhestätte fand."

„Wie gut und klug das von Ihnen war!" sagte Silvia.

„Nur menschlich, der Ueberlebenden wegen. Ich habe auch gelernt an jenem Grabe."

Sie fragte nicht was, sie senkte ihre Blicke vor den seinen, welche voll und warm auf ihr ruhten. Wie war er so ganz anders, der Menschenfeind, der Sonderling, ihn so zu sehen, ihn jemals so reden zu hören, hatte sie nicht erwartet.

In der Mitte des Sees legte er die Ruder bei.

„Hier will ich zu Ihnen sprechen, Silvia, großherziges Mädchen, edle, echte Künstlerseele, hier, wo kein Ohr lauschen kann."

„Nicht so", hatte sie eingeworfen und leicht abwehrend die Hand erhoben, als er sie so lobend anredete.

„Nein!" rief er, „das sind Sie, das hehrste, reinste Frauenbild, zu dem ich je aufsehen durfte."

„Sie vergessen die Schatten", sagte sie einfach, „wo wäre ein Bild ohne solche?"

Es war, als wolle er ihre Hand fassen, aber er beugte sich rasch wieder zurück.

„Daß ich wahr bin, daß ichs bekenne“, fuhr er fort, „ich wollte Sie nie wieder sehen, fliehen an jenem Morgen, nach dem Abend, wo Sie mich hatten einen Blick in Ihr Leben thun lassen. Ich hielt mich nicht würdig und war feig und kleinlich und bänglich, Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Der Todte hielt mich hier und dann ist mein Ehrgefühl erwacht und hat gesagt, „wenn Du ihr auch nicht gleichstehn wirst, Du darfst ihr nicht nachstehn, und darum müssen Sie mich jetzt hören. Und wenn das geschehen, dann will ich meine Straße weiter ziehen, arm und elend, wie bisher, aber kein Feigling.“

Sie sagte nichts, als er jetzt eine Pause machte, aber sie blickte ihn unendlich milde an.

„Ich war Officier und machte meine Laufbahn durch, wie sie alle, als endlichen Beruf hatte ich das Soldatenthum nicht erwählt, als Uebergang zum Landwirth. Mich der Künstlerlaufbahn zu widmen, wie es innerer Drang war, gestattete der Vater und die Verhältnisse nicht, aber die Passion wurde, so gut es ging, gepflegt.

Mein Lebenswandel war nicht besser und nicht schlechter, als der meiner Gefährten, ist man doch nur einmal jung, hat nur einmal das Recht, den überschäumenden Becher an die Lippen zu setzen. Die Liebe, wahre, tiefe Liebe lernte ich lange nicht kennen, da —“

Er brach ab und biß seine Zähne in die Lippen, daß es ihn schmerzen mußte. Silvia hatte die Blicke gesenkt.

„Da lernte ich ein Wesen kennen, kein Weib, eine Nixe, schön, berückend, aber das Weib eines Andern, eines Vorgesetzten. Sie lehrte mich, was Liebe war, ich hing eines Tags berauscht in ihren Netzen. O, ich liebte sie mit verzehrender Gluth und mit rasender Pein, als verbotenes Gut, als Sünde in lockendster Gestalt. Und dann konnte ich die Heimlichkeit nicht ertragen, als offene, ehrliche Natur. Worin sie den größten Reiz sah, darin erblickte ich stets erneute Erbärmlichkeit meinerseits. Und endlich beschwor ich sie, dem Trug, der Sünde ein Ende zu machen, dem Gatten mitzutheilen, daß wir einander nach dem göttlichen Gesetz der Liebe, das keine irdischen Schranken und menschliche Satzungen kennt, angehören müßten. Sie wiederstrebte dem, sie strafte mich mit grausamer Kälte, sie trieb mich zu erneuter Tollheit. Und endlich verriethen wir uns selber. Ich stand am andern Tage ihrem Gatten gegenüber. Er war mein Freund gewesen, ich wußte, wie unsäglich er das schöne, verführerische Weib liebte. „Bleibst Du“, sagte er mir vorher mit Eiseskälte, „so mag sie an meiner Seite weiter leben, denn ich kann die Frau, welche ich einmal geliebt, nicht öffentlicher Schande preisgeben. Lebst Du, so schwöre mir, daß sie Dein Weib werden soll.“

Ich thats. Seine Kugel traf meine Brust, die meine fehlte. Ich pries das Glück, ich mußte genesen und sie die Meine werden. Und so kams. Wir verlebten einen Monat in Italien, glücklich, freudetrunken, meine Schuld war durch mein Blut abgewaschen, da, brachte mir eines Tages die Post Briefe, welche mir den Beweis geben sollten, daß „sie“, er hatte den Namen, der sich ihm auf die Zunge drängen wollte, absichtlich unterdrückt, „daß sie, eh wir uns kennen lernten, ihren Gatten schon mit Anderen betrogen. Das schmetterte mich zu Boden, als ich erwachte, lag mein Haupt in ihrem Schooß und mit süßen Schmeichelnamen und heißen Thränen beschwor sie mich, der elendesten Verleumdung, der niedrigsten Rache kein Gehör zu schenken. Und endlich war ich besiegt und opferte den Flammen, was unser reines Glück

gestört für eine kurze Stunde. Es ist eine sonderbare Erzählung für eine Dame, nicht wahr?“ fragte er dann plötzlich.

„Bin ich nicht Ihr guter Kamerad?“ sagte sie.

Er wischte über die heiße Stirn und trieb dann den Kahn weiter; als habe das seine Aufregung beschwichtigt, fuhr er fort:

„Wir kehrten in die Heimat zurück, lebten auf dem Land stille Wochen und in der Residenz rauschende, und ein Knabe wurde unser“, sie hörte das Knirschen seiner Zähne wie im Zorn „Dann, dann fand ich sie eines Tages in den Armen eines Andern!“

„Mein Gott“, stammelte Silvia und schlug die Hände vor das erblaßte Gesicht, „was mögen Sie gelitten haben!“

„Ich tödtete sie nicht und ihn nicht, ich hieß sie hinausgehen. Auf der Schwelle drehte sie sich um, lächelnd, wie sie mir bei Liebesplaudereien zugelächelt. „Die Beweise meines Vorlebens, welche man Dir in Nizza zusandte, waren echt.“ Das war das Letzte, was ich von ihr hörte, sie zog mit Jenem in der Welt herum, bis ein Anderer ihr mehr gefiel. Meinen Namen sprach ihr die Scheidung ab. Was ich empfand? Ich hob den Knaben aus der Wiege und hielt ihn empor. „Nimm ihn, mein Gott“, stammelte ich, „ich habe kein Vatergefühl mehr.“ Und es geschah auch und ich dankte knieend für die Erhörung dieses Gebetes, seitdem kam kein Wunsch mehr in mein Herz, keine Bitte über meine Lippen.“

„Armer, armer Freund!“ sagte Silvia.

Seine breite Brust keuchte. Es ist noch nicht Alles, ich empfing einen Abschiedsbrief des ehemaligen Freundes, ihres ersten Gatten, er hatte ihn geschrieben, eh' er sich die mörderische Kugel in das Herz gesandt. „Du hast mir das Liebste geraubt, Alles“, rief er mir zu, „ich kann ohne sie nicht leben. Und war sie das schlechteste Weib der Erde, so war sie doch das liebenswertheste. Das Du sie dem Elend preisgegeben, dem nothwendigen Sinken, verzeihe ich Dir nicht. Wenn Du noch einmal Deine Hand ausstreckst, ein Glück zu erfassen, dann soll mein blutiger Schatten Dir drohend in den Weg treten, meinen Fluch dem Weibe, das Du je wieder lieben wirst.“

Er hatte mit größter Anstrengung weiter gesprochen, jetzt kam es über ihn, wie eine Ohnmacht. Silvia beugte sich zu ihm, ihr schönes Gesicht war von Thränen überströmt.

„Das war es, mein armer Freund, was Sie hetzte und in die Einsamkeit trieb, wie ein verwundetes Thier in die Wildniß und unter Schroffheit und Starre bargen Sie die klaffende Wunde. Sie lieben jenes unglückselige Weib noch immer.“

Sie hatte dabei mit zitternden Händen versucht, ihn aufzurichten, mehr als ihren Anstrengungen gelang das aber ihren letzten Worten.

„Nein“, fiel er ein, „nein Silvia, seit dem Augenblicke, in welchem ich sie verachten mußte, hörte ich auch auf, sie zu lieben.“

Dann war es eine Weile still zwischen ihnen, nichts hörbar als das Ringen und Arbeiten seines Athems, Silvia meinte auch, sie höre das ungestüme Pochen seines armen, getäuschten Herzens.

„Nein, ich liebe sie nicht mehr, und Jahre liegen zwischen dem Einst und Heute, aber — ich habe auch nie gewagt, an neues Glück zu denken.“

„Und darum“ — sie konnte nicht vollenden, denn sein unsäglich trauriger Blick traf sie.

„Darum wollte ich auch Sie fliehen, Silvia, denn lieber undankbar

scheinen in Ihren Augen, als auch nur im Geringsten Ihr Thun und Lassen mit meinem unglücklichen Geschick verketten. Heute bin ich aber zu dem Entschluß gelangt, Sie nicht täuschen zu wollen über meine Beweggründe."

Sie neigte leise das Haupt. „Den Schatten, den bösen Aberglauben konnten Sie verjagen mit männlichem Muth —"

„Sie meinten durch die Kunst?" rief er aus, „ich bin zu alt, zu lernen, aber ich bin auch nicht der Dürftige, den Sie in mir vermuthen. Mein wahrer Name —" er unterbrach sich selber und fügte hinzu, „eins hätte mich retten können, der Glaube an ein reines Weib und dessen Liebe."

Mit raschen Schlägen trieb er den Kahn ans Land.

„So heißt es Scheiden, Silvia, denken Sie nicht allzuherb von mir — dem, der Ihr Bruder nicht sein konnte."

Hand in Hand verließen sie das Boot.

Da stand die schwarze Gigia mit erstaunten Blicken sie messend, dann schlug sie die Hände zusammen.

„Ist es möglich? Und so? Und wann ist die Hochzeit — und hier, hier in Toblino?"

Ein finsterer Schatten zuckte über das Gesicht des Mannes.

„Nein, Gigia, diese Hände drückten sich nur einmal verständnißvoll, um sich für immer dann wieder zu lösen", rief er herbe und nun wandte er sich nochmals zu der schlanken Frauengestalt an seiner Seite. „Silvia, es muß doch gesagt werden, ich kann es Ihnen nicht ersparen, so sehr ich auch mit mir gerungen habe. Ich kann Ihre Schwesterhand nicht ergreifen, weil ich Sie mit anderer Liebe umfasse, als die ein Bruder hegen darf. Seit ich Sie sah, liebte ich Sie, verfolgte mich Ihr Bild. Und nun, leben Sie wohl, für immer!"

Sie hatte ihm starr zugehört, jetzt sah sie ihn an mit den schimmernden, tiefen Augen.

„Und warum Lebewohl, Conrad Widderstein? Haben wir mein Bild nicht „Spätes Glück" genannt? Die Blume hat der Herbstwind gestreift, aber sie blüht! Ich fürchte den Fluch nicht! Warum scheiden, wenn ich Dich liebe, Conrad, liebe!"

Das hatte jauchzend geklungen. Nun umschlossen sie seine Arme und zogen sie fest, fest an sein wildpochendes Herz.

Gigia, welche die Scene wie die Worte nicht verstanden, schluchzte laut auf vor Mitgefühl, als sie das Glück der Beiden gewahrte, und dann, begreifend, daß sie als Dritte jetzt überflüssig war, schlüpfte sie davon.

Sie sprachen Beide nicht, als sie nun miteinander die Wege des Gartens durchwandelten, nur einmal preßte er die Geliebte plötzlich an seine Brust.

„Blümlein Vergessen suchen wir nun wohl nicht mehr, Geliebte?"

„Nein", entgegnete sie lächelnd, „denn mein fahrender Ritter hat ja die Rose für die schwarzen Beeren eingetauscht."

Es wurden Stimmen laut am Eingang, von Gigia geführt kam das stattliche Pächterpaar heran, behaglich erglänzten ihre Gesichter, es mochte sie freuen, daß nach dem düstern Eindruck der letzten Tage die Freude sich zeigte an der Einfahrt des Schlosses.

Ehe sie aber ihre Glückwünsche so umständlich wie vollständig dargebracht, theilten sich die Büsche auf der einen Seite und etwas Rosafarbenes flatterte daraus hervor und auf das Brautpaar zu — Isabella.

„Ists möglich? wahr? kein Traum, kein Scherz?"

„Nein, mein gnädiges Fräulein“, sagte der blonde, schlanke Mann und machte ihr die höflichste Verbeugung, „und darum gestatten Sie mir, daß ich Ihnen in dem Bräutigam der berühmten Silvia Hilden, Conrad von Widderstein, Herrn auf Widderstein und Fahrenholz, den Sprößling des alten Schwabengeschlechts vorstelle. Verzeih, mein Lieb“, wandte er sich lächelnd an Silvia, „das ich das dem Fräulein eher gestehe, als Dir, aber ich fürchte, es macht auf die Dame einen tiefern Eindruck, als auf Dich.“

„Für mich bist und bleibst Du Conrad, der fahrende Ritter —“

„Der arme Conrad, der wie der arme Heinrich durch die Liebe einer reinen Frau erlöst wurde.“

Isabella's Löckchen hüpften sogar vor Erstaunen, als sie die Arme ausbreitete, um Silvia in dieselben zu ziehen.

„Wie herrlich, wie prächtig! Und meinen Glückwunsch, Du kennst mein Herz, Silvia, Sie, Herr Baron, Sie werden es kennen lernen. Nein, und ich ahnte so etwas, nämlich von Ihrem Incognito. Silvia Hilden, Frau von Widderstein auf Widderstein und Fahrenholz, wird es also in Zukunft heißen.“

Sie hing sich an den Arm der schönen Freundin und flüsterte: „Doch noch besiegt! Aber, ich fühle, auch meine Stunde naht. Der Doctor Rossi hat soeben mein Wohl getrunken, glaubst Du, Silvia, daß sich daraus etwas schließen läßt?“

„Hoch Schloß Toblino!“ erschallte es aus dem ersten Stock, wo die zechende Künstlergesellschaft versammelt war.

„Toblino, ja, ich gehe wieder mit nach Torbola“, sagte die Landschafterin. „Mein Toblinobild stifte ich zu Eurer Hochzeit.“

„Und ich gelobe“, fiel Herr von Widderstein ein, „künftig den Pinsel ruhen zu lassen und nur die Werke meiner Frau anzubeten.“

„Mit nichten“, rief Silvia, „jetzt studiren wir gemeinsam!“

Nun sangen sie droben, es waren alte, wohlbekannte Worte und die beiden Liebenden gaben sich unter ihren Klängen mit feuchten Blicken die Hände.

> „Würdest Du gleich einmal von mir getrennt,
> Lebtest da, wo man die Sonne nicht kennt:
> Ich will Dir folgen durch Wälder und Meer,
> Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer“

ja sie gelobten es sich im stillen Herzen

> „mein Licht, meine Sonn',
> Mein Leben schließ ich um Deines herum.“

„Das“, flüsterte er, „will ich auf das ‚letzte, leere Blatt‘ meines Skizzenbuches schreiben.“

Arthur Schopenhauer.

Ein Charakterbild von **Friedrich von Baerenbach.**

(Mit Porträt.)

Unter den Menschen, welche ihr Genie mit einer großen Mission betraut hat, sind manche, deren Leben selbst ein großes lehrreiches Buch ist, auf dessen einzelnen Blättern ihre Lehren verzeichnet stehen, aber zur That geworden und in Fleisch und Blut übergegangen, aus deren Lebensgeschichte der einzelne nacheifernde Mensch mehr Belehrung und Begeisterung schöpfen kann als aus allen Geschichtserzählungen gelehrter Historiographen, welche sich von den Schätzen der Archive nähren und um so objectivere, zuverlässigere, getreuere Arbeiter sind, je weniger sie von ihrer Subjectivität in die Wissenschaft hineintragen wollen oder können. Es ist kaum nothwendig, an das Beispiel eines J. J. Rousseau, eines Göthe zu erinnern, welche diesen Ausspruch auf eine fast unvergleichbare Weise illustriren. Es giebt außer und neben ihnen so viele Kämpfer um den Besitz der Wahrheit und des Lebens, welche durch ihr Außenleben und zumal durch den ans Licht gezogenen Verkehr mit denen, welche ihnen durch Sympathie und Freundschaft verbunden waren, eine Fülle von schönen und lehrreichen Zügen darbieten, welche nicht weniger zu belehren und aufzuklären vermöchten, als alle die Schulweisheit und alle Wissensqualen selbst genügsamer Specialarbeiter und Pedanten oder als die Summe von hundert Lebensgeschichten gewöhnlicher Menschen. Es ist immerhin merkwürdig genug, daß die äußeren Lebensverhältnisse der meisten, zumal der neueren Philosophirer kein tieferes Interesse erregen und im Ganzen sehr wenige Anziehungspuncte für den Biographen darbieten. Merkwürdig ist es, aber nicht schwer zu begreifen, daß die große Vertiefung in abstracte Speculationen und die Versinnlichung des philosophirenden Gelehrten eine ruhige Gestaltung der äußeren Verhältnisse nicht sowohl fordert als geradezu voraussetzt. Mehr als irgendwo gilt dies bei den deutschen Philosophen, Diese Erscheinung hängt eben mit der abstracten Speculationsweise derselben zusammen, die ohne solche Versinnlichung nicht wohl denkbar ist. So konnte das „Deutsche Gelehrtenleben" sprüchwörtlich werden.

Arthur Schopenhauer gehört nicht zu den Ersterwähnten, deren Leben ein großes, scenenreiches, erschütterndes oder erhebendes Schauspiel ist, aber er kann ebensowenig zu den Letzteren gezählt werden, deren äußere Lebensgestaltung für das Verständniß ihrer Lehre und ihres Ingeniums keine wesentlichen Stütz- und Anhaltspuncte bietet. Ungeachtet seiner Reisen und seiner anfänglichen gesellschaftlichen Beziehungen war Schopenhauer weit mehr ein „in der Stille" gebildetes und herangereiftes Talent, als ein „im Strom der Welt" entwickelter, gefestigter, gehärteter Charakter, in dem der Trieb sich geregt hatte, handelnd und in die äußeren Verhältnisse eingreifend und über sie entscheidend auf der Schaubühne des öffentlichen Lebens zu stehen. Aber „von der Leerheit des deutschen Gelehrtenlebens, das über seine vier Wände

nicht hinausgekommen", ist bei ihm nicht die Rede. Allerdings fehlt eine Schaar von guten Freunden, es fehlen nicht nur die Lichtblicke, welche im Leben der größten Männer zumal der Verkehr mit bedeutenden oder durch den Heroismus der Liebe verklärten Frauen darbietet, auch ein vertrauter Briefwechsel giebt uns nicht Zeugniß von der Mittheilung tiefer Empfindungen und edler Regungen, welche sich im innigen Gedankenaustausch der Freundschaft oder eines ebenbürtigen Liebens wie von selbst ergiebt. Aber gelebt und Erfahrungen gesammelt hat der Philosoph des Pessimismus wie irgend einer, wenn er sie auch nicht auf dem Jahrmarkt des Lebens verwerthen mochte — und treffend sagt sein Biograph in diesem Sinn: „Unser Philosoph hat die Welt gesehen, aber sie ihn nicht."

Es giebt kaum einen großen Denker, welcher mit gleicher Schärfe, ja mit einem gewissen Grade von Ostentation den Privatmann, den Menschen in der Gesellschaft von dem Denker, von dem Träger der hohen Mission des Genius zu trennen gewußt und die Nothwendigkeit einer solchen Trennung verfochten hätte. Der in die gesellschaftlichen Schranken gestellte Mensch war ihm, um die geflügelten Worte der Kant'schen und Schopenhauer'schen Erkenntnißlehre zu gebrauchen, gleichsam nur die empirische Erscheinungsweise des menschlichen Genius. Im Dienste dieses Genius stehend, betrachtete er sich selbst. Der in den wirklichen Verhältnissen handelnde und verkehrende Mensch war ihm in letzter Instanz deshalb werth, da er zur Gestaltung und Verkörperung der Ideen nothwendig war, die im schöpferischen Ingenium sich entwickelt hatten. So kam es und so ist es erklärlich, wenn auch gewiß nicht für jeden verständlich, daß er seinem täglichen Leben, dem vergänglichen Theil seines Wesens nicht zu viel Aufmerksamkeit zugewandt wissen wollte.

„Was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Es währte lange, ehe unter den mitlebenden Zeitgenossen eine kleine sich mälig vergrößernde Gemeinde die Bedeutung des Mannes erkannte und seiner Lehre Bahn brach, desselben Mannes, der unverhohlen den unerschütterlichen Glauben an die Unsterblichkeit seiner Leistungen Ausdruck gab. Nicht allein professoraler Hochmuth, zünftiger Neid und Pedanterie, nicht blos die „trefflichen pragmatischen Maximen" und die abgelebten archaistischen Schablonen und Kategorien standen dem Durchdringen dieses radicalen Geistes so lange hindernd im Wege, wenngleich die Schuld von Schopenhauer selbst und dem ihm im kritischen Geiste verwandten Dühring oft genug jenen Factoren beigemessen wird. Es war gewiß auch bei Vielen die große Furcht vor dem verborgenen Gift in den besonneneren und conservativeren Denkern thätig, vor dem Gift, daß durch einen wahnwitzigen Eklekticismus und stümperhafte Destillationen und Filtrationsprocesse aus den Schopenhauer'schen Lehren gewonnen wird. Diese Furcht war und ist nicht unbegründet. Die Thatsachen selbst haben ihre Berechtigung dargethan. Das Gift hat seine Wirkung gethan und wirkt fort in dem „ungesunden, unreifen Schopenhauer-Cultus" ebensowohl als in der „Caricatur seines Pessimismus in der „Philosophie des Unbewußten", welche — das ist in der That ein großer, wenngleich trübseliger Beweis für den tief eingreifenden Einfluß Schopenhauers — noch in den Tagen des Aufschwungs der naturwissenschaftlichen Forschung mit einem in den Annalen der philosophischen Literatur Deutschlands beispiellosen Erfolge gekrönt werden konnte. Wer für die Gefährdung der Freiheit der

Beim Briefschreiber für Liebende.

Nach einer Originalzeichnung von J. Leisten.

Arthur Schopenhauer.

Wissenschaft unter eigener begreiflicher Controle durch die neueren Erzeugnisse trübsinniger und mystischer Speculanten oder der auf die große Zahl der Lüsternen und Blasirten rechnenden speculativen Köpfe nicht durchaus blind bleiben will, der kann sich der Meinung nicht verschließen, welcher Schopenhauer's Biograph zur rechten Stunde, wo nicht etwa schon zu spät, Ausdruck giebt — „es sei im Grunde nur das Zerrbild, nicht das seinem Träger selbst nur für Augenblicke zu Gebote gestandene, allein bedeutsame Urbild, mit dem sich der große Haufen seiner Verehrer zu schaffen macht, indem er aus Schopenhauer das für sich herausnimmt, was seinem überreizten Gaumen eben zusagt, obgleich es, so genossen, lauteres Gift ist — ein Gift, daß eben Denen am ersten verleidet werden muß, die es bei schwacher Verdauungskraft am unbedachtsamsten nehmen." Darum ist es auch ein in doppelter Hinsicht verdienstvolles Unternehmen, die Summe dieses Lebens zu ziehen, das, wenn es auch nichts anderes von einiger Bedeutung auf-

weisen möchte, als das Weltbild, das Schopenhauer zu seinem Hauptwerke gestaltet und in welchem er den kommenden Geschlechtern ein philosophisches Kunstwerk von seltener Vollendung hinterlassen hat, werth war gelobt zu werden; das Charakterbild des Mannes zu zeichnen, dessen Lebensanschauung zur Weltanschauung für Tausende geworden ist.

Die Zeit der frühesten Jugend, welche uns im Leben großer Männer ein eigenthümlich sympathisches Interesse einflößt, war keine Schule der Entbehrungen und Kämpfe für unseren Philosophen. Er gehört nicht zu Denen, welche im eigentlichsten Sinne von kleinen und schwierigen Anfängen die steilen Wege emporzuklimmen haben, aber auch nicht zu den Anderen, welche vom Anfang ihres Daseins, das der größte Glanz und Ueberfluß umgiebt, sich nur sehr schwer von den Eitelkeiten und dem Flitterwerk ihrer überfeinerten Lebensweise loslösen können, um theilzunehmen an dem Kampf um den Besitz der Wahrheit und des Lebens. Das Leben ist ihnen ja durch hundert Bürgschaften gesichert und gewährleistet, alle Bedürfnisse desselben werden mit Leichtigkeit befriedigt. Der Ueberfluß und der Glanz aber, den sie sehen und genießen, läßt das Begehren nach etwas Größerem, Höherem, nach einem Ziel des Daseins, das über allen diesen Dingen oder vielleicht unter diesem Beiwerk verborgen liegt, nicht groß in ihnen werden. Dieser Gefahr der Verflachung, des Erschlaffens im leichten Lebensgenuß war unser Philosoph nicht ausgesetzt. Aber auch das andere, oft noch gefährlichere Extrem gefährdete seine Entwickelung nicht. Der Mangel, der die Kräfte nur zu oft lähmt und bricht, die Sorge um die kümmerliche Fristung des täglichen Lebens, die Bekümmerniß um die kleinen und erbärmlichen Dinge, die doch des Lebens Bedingung und die Mittel zu seiner Erhaltung sind, der schwere Kampf ums Dasein, das tägliche und stündliche Ringen um den Besitz des bloßen Lebens — alle diese Mißgeschicke, welche oft die beste Kraft lahm legen und die Schwingen hochbegabter Geister brechen, blieben ihm erspart. Es war ein gewisses Ebenmaß, ein für die ruhige Entwickelung der Talente höchst förderliches Mittelmaß in seinen äußeren Lebensverhältnissen, welches einen Vergleich mit Goethe nahelegt, so verschieden auch sonst die Richtungen und Wege beider Männer sein mochten. Erspart wurde freilich Goethe vieles, was unser Philosoph erfahren mußte, was nur dazu beitragen konnte, sein für die Jämmerlichkeiten des Daseins so sehr geschärftes Auge auf die verschiedenen Arten und Formen derselben zu lenken. Dennoch aber möchten wir Manchen finden, dem dies Jugendleben als ein Ideal des Glückes und der Befriedigung erscheinen wird. Allzuviel klagen war auch die Sache des jungen Schopenhauer nicht, wenngleich er schon in seinen Knabenjahren ein scharfes Auge für die Aergernisse und schmerzlichen Ereignisse hatte, an denen kein Leben ganz arm ist. Die Gründe dafür, daß sein Leben nicht das harmonische, fast immer gleich schön wirkende Bild des Goethe'schen Lebens zeigt, liegen nicht blos in der unbeschadet mancher Berührungspuncte großen Verschiedenheit der Charaktere, sondern zumal auch in den äußeren Verhältnissen, nicht in der ersten Jugendzeit so sehr, als vielmehr seit dem Tode des Vaters unseres Schopenhauer, im Jahre 1805.

Der Vater unseres Philosophen, Heinrich Floris Schopenhauer, wird uns als ein ungewöhnlicher Mensch geschildert, der in seiner letzten Lebenszeit nicht frei von Geistesstörungen war, als ein Mann von großer Intelligenz und Willenskraft, von dessen Charakterzügen die furchtlose Offenheit und rücksichtslose Zähigkeit sich auf den Sohn vererbt hätten. Seinem

Preußenhaß opferte er, als sich 1793 Danzigs Schicksal entschied, sein Vaterland und den größten Theil seines Vermögens, nachdem er schon vorher einen Freibrief Friedrichs des Großen ad acta gelegt und sich der Annahme des ihm vom König von Polen verliehenen Hofrathstitels enthalten hatte. Er war von außerordentlicher Reizbarkeit und Heftigkeit. Diese Eigenschaften, die auch in der Familie seiner Frau nicht fehlte, vererbten sich somit von beiden Seiten auf unsern Philosophen. Die Mutter, die als Schriftstellerin seinerzeit sehr bekannte und beliebte Johanna Schopenhauer (Johanna, Henriette Trosien) wollte keine Neigungsehe schließen, als sie der auf reiner Neigung beruhenden Werbung des fast zwanzig Jahre älteren Mannes Gehör schenkte. Der Biograph des Philosophen sagt von ihr: „Bis ins Greisenalter bewahrte sie, selbst nachdem ihre Figur durch Corpulenz und das Höherstehen der linken Hüfte verdorben war, in ihrer Erscheinung und Unterhaltung eine Grazie, die ihrer nie gesättigten Neigung zur Geselligkeit in den verschiedensten Kreisen den gewohnten Erfolg sicherte, dabei hielt sie sehr auf sich selbst, war sich ihrer Vorzüge von Jugend auf wohl bewußt und konnte für Personen, die ihr nicht rangfähig schienen, für hochmüthig gelten." Die ersten Jahre der Ehe boten der jungen Frau alle Behaglichkeit und Annehmlichkeit, aber auch alle Mittel zur Verfeinerung und Erhöhung ihrer Bildung, zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, deren Umfang für die ersten Jahre des Sohnes nicht ohne Bedeutung sein konnte.

Nach der ersten großen Reise, die das junge Ehepaar unternommen hatte, kam Arthur am 22. Februar 1788 in Danzig zur Welt. Die ersten Jahre der Kindheit verbrachte er fast ganz in ländlicher Stille. Er war fünf Jahre alt, als seine Eltern zur Zeit der Blokade Danzigs in eiliger Flucht nach Hamburg auswanderten. Als Arthur heranwuchs wurden zahlreiche große und kleinere Reisen unternommen. „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen", sagte der alte Schopenhauer damals. Er ahnte wohl nicht, wie viel der Sohn in diesem Buche lesen und daß er selbst ein Buch der Welt schreiben werde, aus dem „der ganze Mensch spricht zum ganzen Menschen". Ein längerer Aufenthalt in Frankreich wie ein Aufenthalt in England dienten dazu, den heranreifenden Jüngling mit der Sprache und den Verhältnissen dieser Länder bekannt zu machen. Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmannsstande. Ehe er aber diese Laufbahn betrat, sollte er noch weitere Erfahrungen sammeln und die letzte längere in Gemeinschaft mit den Eltern unternommene Reise von 1803—1805 bot hierzu reichlichen Anlaß. Die Reise führte durch Holland, England, Belgien, Frankreich, die Schweiz, Oesterreich und Deutschland. Schon in diesen Jahren des lehrreichen und von geistigen Genüssen gewürzten Lebens zeigte der Knabe jene Hinneigung zur Betrachtung des menschlichen Elends, die beim Jüngling große Dimensionen annahm und den Mann zur philosophischen Untersuchung drängten. Wie sehr mußte diese constative Hingabe an die Schmerzen des Lebens erhöht werden, als 1805 sein Vater auf eine Weise endete, welche die Annahme offen ließ, er habe sich in einem Anfall von Trübsinn selbst das Leben genommen. „Der Knabe brütete über dem menschlichen Elend, weil dasselbe dem Knaben schon tief zu Herzen ging, weil er — untreu dem glücklichen Leichtsinn des eigennützigsten Lebensalters — staunend vor diesem Elend stehen blieb, bis sich ihm der moralische Sinn und Zweck daraus enthüllte."

Wie sehr Schopenhauer die glückliche Ruhe und Muße seiner frühesten Jugend wie insbesondere das Bekanntwerden mit fremden Ländern und Sit-

ten zugute kam. Dafür ist sein ganzer Lebenslauf, in erster Linie aber seine aus vielfachen Erfahrungsquellen geschöpfte Lehre ein beredtes Zeugniß. Er selbst wurde später nicht müde, die Urtheile dieser frühesten Lebenszeit hervorzuheben und zu preisen, in welcher der wachsende Erkenntnißtrieb durch den Kraftaufwand und die Lebensaufopferung im täglichen Kampf ums Leben nicht gehemmt und niedergedrückt wird. Diese aus eigener persönlicher Erfahrung geschöpfte Erkenntniß führte ihn zur Erklärung des kindlichen Charakters des Genies. So sagte er mit Rücksicht auf das der Entwickelung des übrigen Organismus voraneilende Cerebralsystem in den Parerga: „Gerade hierauf beruht jene Glückseligkeit des ersten Viertels unseres Lebens, infolge welche es nachher wie ein verlorenes Paradies hinter uns liegt. Wir haben in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfnisse, also wenig Anregung des Willens: der größere Theil unseres Wesens geht demnach im Erkennen auf.“ Wie sich die ganze Weltansicht in dieser Zeit der wenig getrübten, oft wunschlosen Contemplation im anschauenden Subject bildet, wie sich im Besonderen dieser Proceß in unserem Philosophen selbst vollzog, darauf deutet der Ausspruch: „Das Leben in seiner ganzen Bedeutsamkeit steht noch so neu, frisch, ohne Abstumpfung seiner Eindrücke durch Wiederholung voraus, daß wir, mitten unter unserem kindlichen Treiben, stets im Stillen und ohne deutliche Absicht beschäftigt sind, an den einzelnen Scenen des Vergnügens, das Wesen des Lebens selbst, die Grundtypen seiner Gestalten und Darstellungen (die platonischen Ideen) aufzufassen. So bildet sich demnach schon in den Kinderjahren die feste Grundlage unserer Weltansicht.“ Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß der Philosoph noch in späteren Jahren mit großer Pietät und Dankbarkeit des Vaters gedachte, der seine Entwickelung unter die günstigsten Auspicien zu stellen sich bemüht hatte, eine Pietät, welcher noch die nach dem Tode des Sohnes bekannt gewordene „Widmung“ zur zweiten Auflage des Hauptwerkes tiefsinnigen Ausdruck gab.

Jene „Befreiung von der Knechtschaft der Vergänglichkeit“, von welcher der Biograph sagt, daß unser Philosoph nicht mit gleicher Klarheit erkannte, wie die Wesen der Schöpfung, ward ihm noch in diesem Leben in gewissem, wenngleich sehr beschränktem Maße zu Theil. Denn wo wäre die Knechtschaft der Vergänglichkeit größer, drückender, schwerer zu tragen als dort, wo die tägliche Sorge mit Bleigewichten die Schwingen des Genius niederhält? Von dieser Knechtschaft, wenigstens von der drückenden Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit zu sein zeitlebens, daß durfte Schopenhauer seinem Vater verdanken und verdankte es ihm auch zeitlebens. Aber er verdankte ihm noch viel mehr — eine ausgezeichnete Erziehung, eine an schöne und große Eindrücke überreiche Jugend, Weltkenntniß, Erfahrung und Belehrung aller Art. Auch andere Geister verwandter Richtung und von gleicher Größe des Strebens und der Schaffenskraft haben diese Vortheile erlangt, aber sie mußten und müssen sie oft schwer erkämpfen, mit Jahren und Jahrzehnten geopferten und verschwendeten Lebens bezahlen, indeß der junge Schopenhauer Alles aus den Händen des sorgsamen Vaters empfing, in dem er nur zu früh den Begründer und Urheber seines von drückender Sorge befreiten Lebens, aber auch seinen ältesten Freund verlor und betrauerte. Kein Wunder, daß diese Pietät auch in später Zukunft noch das Gefühl für seine Mutter überwog, bei welcher er nie jenes höchste und Alles überragende Gefühl fand, welches allein geeignet gewesen wäre, die Härten und scharfen Kanten seines Wesens

abzuschleifen, ihn milder über die Menschen und die Frauen insbesondere urtheilen zu lassen, jene „süße, langgesuchte Liebe“, deren Flamme in der Rede seiner Schwester hier und da aufblitzte, deren Feuer zu nähren, zu einem schön und gleichmäßig lodernden zu machen, sein ganzes Wesen in späteren Jahren allzusehr erkaltet war. Sein Verhältniß zu beiden Eltern ist nicht nur für seine Lehre von der Erblichkeit der Eigenschaften, sondern für die Grundgedanken seines Systems von so besonderer Wichtigkeit, daß eine etwas ausführlichere Behandlung desselben, als sonst gestattet wäre, angemessen erscheint. Das vierte Gebot des Dekalogs gab Schopenhauer, als er sich mit seiner Mutter überwarf, zu denken. Er hielt sich zuletzt an den Wortlaut, indem er sich darauf beschränkte, die Mutter, die ihn stets frei hatte gewähren lassen, zu ehren, unfähig ihr noch das Gefühl der Liebe entgegenzubringen, das er für den strengen Vater zeitlebens bewahrte. Denn obwohl er auf seinen Intellect, von dem er überzeugt war, daß er ein Erbtheil der Mutter sei, als auf den hohen Adelsbrief seiner Person sah, der ihn dem vulgären Menschenthum weit entrückte — einen Stolz, oder wenn man will, eine Selbstüberhebung, von der ihn kein Mißerfolg und keine Mißachtung zurückzubringen vermochten — so konnte er doch ebensowenig jemals die tiefere Einsicht verleugnen, daß das Werthgebende, weil allein Wesenhafte, in letzter Instanz nur der Wille sei, den er dem väterlichen Urtheile zuschrieb.

Sein Biograph drückte dieses Erbe der elterlichen Eigenschaften a. a. O. so aus: „Schopenhauer sah die Welt mit den Augen seiner Mutter: offen, ruhig, klar; im Einzelnen wohl nicht mit genügender Umsicht und Deutlichkeit, im Ganzen sicher und bestimmt, dabei nicht ohne ästhetische Färbung, und: Schopenhauer ergriff die Welt mit der Freiheit und Energie, mit der Reizbarkeit und Schroffheit seines Vaters. Welcher Werth auf Charakter und Temperament des letztern für die Beurtheilung seines Genius zu legen sei, hat er selbst mehrfach angedeutet. Zur Prüfung der Geisteskraft und Geistesart seiner Mutter liegen deren zahlreiche Schriften vor.“ Für ihre Zeit mag sie immerhin ihre Bedeutung gehabt haben, wenn schon das freundliche Urtheil Goethes über ihren Roman „Gabriele“ nicht mehr als ein flüchtiges Aperçü aus freundschaftlicher Gesinnung war. Für die Nachwelt ist das einzige Verdienst der populären und gefeierten Schriftstellerin, deren in vierundzwanzig Bänden gesammelte Werke längst von der Tagesordnung der Romanleser abgesetzt sind, die Mutter eines der genialsten Männer ihres Volkes gewesen zu sein. Im Grunde vielleicht geistreicher als die Menge der zeitgenössischen Schriftstellerinnen und durch den Verkehr mit den Geistern ersten Ranges ihrer Zeit besser befähigt, sich über die Flut der gemeinen Alltäglichkeit zu erheben, gehört sie doch zu der Classe geistreicher und geschickter Frauen, welche ihre Beobachtungsgabe und ihre Geschicklichkeit zur Zerstreuung einer flachen, leeren, gelangweilten Welt zu verwerthen verstehen. Es war nur ein geringer Sparpfennig, den die geistreiche Schriftstellerin, die nach dem Tode ihres Mannes in ihrem neuen Wohnorte Weimar in Gesellschaft von Männern wie Goethe, Wieland, Meyer, Falk, Fernow, der Bertuch, Werner, Riemer, Grimm, der Pückler und Schlegel, einen „zweiten Geistesfrühling“ durchlebte, auf den Sohn übertragen konnte, ein geringer Sparpfennig gegen den ungeheueren Geistesreichthum gehalten, den er in seinem Hauptwerke niedergelegt hat.

Frühzeitige Zeichen der abnormen Geistesentwickelung ihres Sohnes

weckten in der Mutter selbst den Gedanken des Berufswechsels, über den sie mit ihrem Freunde Fernow zu Rathe ging, dessen Gutachten „als ein solches Ereigniß in des Sohnes Leben trat, daß dieser, wie er noch im Alter gern erzählte, den Brief seiner Mutter, dem es beigefügt war, in den Händen haltend, eine Erschütterung seines innersten Wesens wie niemals wieder empfand und in einen Strom von Thränen ausbrach." Fernow hatte den Nagel auf den Kopf getroffen; indem er schrieb: „Der wahre Trieb verzweifelt nicht an seiner Bestimmung, er ergreift sie entschlossen und beharrt bei ihr." Aber die ersten Anfänge der vita nuova in Gotha sollten nicht zu günstig sein. Wenngleich der Neuling rasche Fortschritte machte und sich in seiner Umgebung Sympathien zu erwerben wußte, die ihm auch später bewahrt blieben, erleidet seine Position durch die Ungebundenheit, mit welcher er einzelne Schilderungen und Pedanten unter seinen Lehrern zu Gegenständen seiner Spottgedichte machte, einen Stoß, der nicht nur die Aufkündigung der Pension und des Privatunterrichtes von Seiten seines Lehrers zur Folge hatte, sondern auch eine ausgiebige Strafpredigt von Seite der Mutter und den Wechsel des Aufenthaltsortes veranlaßte. Als nächste Station wurde nach längerem Berathen Weimar ausersehen. Es ist charakteristisch, wie sehr die Mutter bemüht ist, kein zu enges Beisammenleben mit ihrem Sohne zu Stande kommen zu lassen, vielmehr an gewissen Reserven im Interesse der beiderseitigen Unabhängigkeit in ihren Briefen festhält. Die Vorstellungen, welche diese Briefe enthalten, werfen manches Schlaglicht auf die Eigenart des jungen Schopenhauer, wie zumal auf die Differenzen des Charakters und der Ansichten zwischen Mutter und Sohn, die sich im Laufe der Jahre so sehr zuspitzten, daß der Bruch unvermeidlich ward. Wurde auch äußerlich manches wieder besser und glatter, die Lücken und Risse blieben immer zurück, für welche das Kitt der tiefen und innigen Zuneigung fehlte, welche zur Nachgiebigkeit und Toleranz zu stimmen pflegte. „Ich habe Dir immer gesagt", schrieb sie ihm nach Gotha, „es wäre sehr schwer mit Dir zu leben, und je näher ich Dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es Dir nicht: so lange Du bist, wie Du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne Dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von Dir zurückscheucht, nicht in Deinem Gemüth, nicht in Deinem inneren, aber in Deinem äußeren Wesen, Deinen Ansichten, Deinen Urtheilen, Deinen Gewohnheiten, kurz, ich kann mit Dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch Dein Mißmuth ist mir drückend und verstimmt meinen Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Sieh', lieber Arthur, Du bist einige Tage bei mir zu Besuch gewesen, und jedesmal gab es heftige Scenen, um nichts und wieder nichts, und jedesmal athmete ich erst frei, wenn Du weg warst, weil Deine Gegenwart, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsteren Gesichter, Deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich Alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrückte, um nur nicht zu neuem Streite Anlaß zu geben."

Sehr treffend bemerkt Gervinner im Hinblick auf eine billige und tolerante Beurtheilung der Härten und Schroffheiten seines Charakters: „wenn wir den zum humanen, aber kaltblütigen Freidenker erzogenen, innerlich bekenntniß- und glaubenslosen, noch durch keinen schweren sittlichen Conflict

hindurchgegangenen, zum reellen Genuß des Lebens befähigten und stark hinneigenden Jüngling über die Nachtseiten der Welt so anhaltend und tief eindringend grübeln sehen, wie sonst wohl nur Solche, deren „Wille zum Leben" bereits gründlich gebrochen ist, so sind wir auf diese ethische Seite seiner Philosophie deutlich hingewiesen und die Schroffheit und Härte unseres Charakters muß uns in besserem Lichte erscheinen." Konnte er doch schon 1808 in Weimar schreiben: „Nehmen wir aus dem Leben die wenigen Augenblicke der Religion, der Kunst und der reinen Liebe, was bleibt als eine lange Reihe trivialer Gedanken?" Bald darauf schrieb er: „Das Leiden, welches ich von mir weg und auf einen Anderen schiebe, wird dadurch vergrößert: darum die große Masse der Uebels auf der Welt, die entstanden ist, indem das ursprüngliche positive Uebel (die Schuld der Welt) durch dies egoistische Weiterschieben vermehrt wurde. Nur durch freiwilliges Aufladen und Ansichziehen dieses Uebels wird es zur möglichsten, vielleicht unendlichen Verringerung gelangen, und so das Reich Gottes kommen." Schon hier steckt er tief in dem Mysticismus, in den er in seinen Speculationen über den Grund des Uebels in der Welt sich verrannt hat. Merkwürdig ist es immerhin, daß sich auch neuere Philosophirer, welche auf dem Standpuncte der Naturwissenschaft stehend in der Erkenntnißkritik Tüchtiges leisten, in die gleichen Bahnen der mystischen Speculationen über den Urgrund des Uebels und die Schuld der Welt haben ziehen lassen. Mag sein, daß die „mit krankhaften Affectionen des Gehirnnervs zusammenhängende Anlage zu plötzlichen Beängstigungen ohne ersichtlichen Anlaß", gegen die er zeitlebens zu kämpfen gehabt haben soll, einigermaßen zu der Festigung seines praktischen Pessimismus beigetragen hat. Sein Mißtrauen gegen alle Welt, die Gewohnheit, scharfgeladene Waffen in Bereitschaft zu haben, legen diese Wahrscheinlichkeit ebensowohl nahe als seine eigenen Herzensergießungen in poetischer Form, an welchen das Sonett „Die lange Winternacht will nimmer enden" besonders bekannt ist. Ueberhaupt gehörten dichterische Versuche nicht zu den Seltenheiten, wenn schon der Dichter nicht viel stärker in ihnen war als in Cicero, von dem bekanntlich auch poetische Versuche überliefert sind. Einzelne der in den Parrogen abgedruckten Gedichte erfreuen sich dennoch großen Beifalls. Nicht ohne Interesse für seine Beurtheilung des Werthes der Musik für das menschliche Gemüth sind einige Verse, welche auch auf die erwähnten Beängstigungen hinweisen.

„Es bauet sich im unruhvollen Leben
Ein neues Leben voller Ordnung auf,
Der Menschenstrom und grenzenloses Streben,
Der Zeiten eisern schonungsloser Lauf.
Die bösen Geister, die uns rings umschweben,
Und tückisch jedem Glücke lauern auf,
Das Alles ist gebannet und gewichen,
Durch einen Strom von Wohllaut ausgeglichen."

Mit einundzwanzig Jahren ward Schopenhauer großjährig und erhielt sein väterliches Erbtheil ausgefolgt. War dasselbe auch infolge des eisernen Starrsinns und des Preußenhasses seines verstorbenen Vaters, wie durch das kostspielige Leben, das seine Mutter anfangs als „reiche Witwe" führte, viel geringer ausgefallen, als die Reichthümer des Herrn Heinrich Floris Schopenhauer in Aussicht gestellt hatten, so war das dem Sohne gesicherte Vermögen doch hinreichend, um ihm zeitlebens ein anständiges Auskommen zu sichern. Vor Ausfolgung des Patrimoniums schreibt seine Mutter da-

rüber: „Es ist Zeit, lieber Arthur, daß ich Dir von Deinem väterlichen Vermögen Rechenschaft ablege. Mir ist es leichter, dies schriftlich als mündlich zu thun und Du kannst es auch so besser übersehen und begreifen, was ich Dir zu sagen habe . . . Es kommt mir überall wunderlich vor, so mit Dir zu rechnen: ist unser Interesse nicht eins? Unser gegenseitiges Verhältniß kann nichts zerreißen, die Natur band es zu fest; fehlt mir je etwas, zu wem kann ich aufsehn als zu Dir? und brauchst Du die Mutter, so findest Du sie immer wie bisher, deshalb müssen wir aber dennoch Alles verabreden. Aus Gemslandt's (des Liquidators) Rechnungen wirst Du ersehen, wie wir stehen. Die Verwickelung, in der Dein Vater uns ließ, die traurigen Umstände bei seinem Tode, die uns zwangen, geheimnißvoll und leise zu handeln, und die nachherigen bösen Zeiten, tragen Schuld, daß wir nicht reicher sind; doch haben wir genug, um anständig zu leben und können wohl zufrieden sein. Du siehst auf der Rechnung, wir besitzen jetzt baar 109,875 Mark Banco, hiervon kommt Dir der dritte Theil zu." Das Gesammtvermögen wurde sicher angelegt, bis auf 5000 Thaler, die Schopenhauer einem Danziger Großhandlungshause auf kündbare Wechsel lieh, mit welchem er späterhin in unerquickliche Verwickelungen gerathen sollte. Schon als Student verfügte er über eine Rente von mehr als 1000 Thalern.

Im Herbst 1809 ging er nach Göttingen, wo er an der medicinischen Facultät Naturwissenschaften bei Blumenbach und Hempel hörte. Mathematik bei Thibaut und Staatengeschichte bei Heeren. In den freien Stunden las er griechische und lateinische Classiker — kein Wunder, da ihm der Genuß derselben nicht wie Anderen durch die Haarspalterei und syntaktische Anatomie hohler Schulphilologen verleidet worden war — und setzte seine Fechtstunden fort. In den folgenden Semestern hörte er Physik, Chemie, vergleichende Anatomie, alte Geschichte und als erstes Philosophicum, Psychologie und Metaphysik bei G. E. Schultze, der ihn zuerst über seinen Beruf aufklärte und dadurch veranlaßte, von nun an alle seine Studien für den Dienst der Königin der Wissenschaften einzurichten. Darauf hörte er Physiologie bei Blumenbach, ein Studium, das von hoher Bedeutung für sein Hauptwerk geworden ist, Logik bei Schultze, außerdem Ethnographie und Reichsgeschichte. Seiner musikalischen Passion zu liebe spielte er Flöte und nahm Guitarrestunden.

Höchst merkwürdig ist seine anfängliche Opposition gegen seinen Meister Kant, während ihm Platen von Anfang an homogen war. Die Sympathie für die Platonischen Ideen hat auch den überwiegenden Einfluß auf seine Lehre von den Objectivationen des Willens ausgeübt. Wie schwer sich sein Nacken dem unerbittlichen Spruch des Alleszermalmers beugte, dafür liefern die Randglossen, die er damals zur Vernunftskritik machte, ein beredtes Zeugniß. Z. B. „Die Kritik der reinen Vernunft könnte der Selbstmord des Verstandes (nämlich in der Philosophie) genannt werden. — Epikur ist der Kant der praktischen Philosophie wie Kant der Epikur der speculativen. — Kants regulativer Gebrauch der Vernunft ist vielleicht die ärgste Mißgeburt des Verstandes. — Es ist vielleicht der beste Ausdruck von Kants Mängel, wenn man sagt: er hat die Contemplation nicht gekannt. — Einer erzählt eine Lüge: ein Anderer, der die Wahrheit weiß, sagt, dies ist Lug und Trug aber hier habt Ihr die Wahrheit. Ein Dritter, der die Wahrheit nicht weiß, aber sehr scharfsinnig ist, zeigt Widersprüche und unmögliche Behauptungen in jener Lüge auf, und sagt: Darum ist es Lug und Trug. Die Lüge ist

das Leben, der Scharfsinnige ist allein Kant, die Wahrheit hat Mancher mitgebracht, z. B. Platon. — Wäre nicht mit Kant zu gleicher Zeit Goethe der Welt gesandt; gleichsam um ihm das Gegengewicht im Zeitgeiste zu halten, so hätte jener auf manchem strebenden Gemüth wie ein Alp gelegen und es unter großer Qual niedergedrückt; jetzt aber wirken Beide aus entgegengesetzten Richtungen unendlich wohlthätig und werden den deutschen Geist vielleicht zu einer Höhe heben, die selbst das Alterthum übersteigt." Herr Gewinner bemerkt dazu: „Er las damals die „Wahlverwandtschaften", die seinen Geist reich befruchten sollten. Hier sehen wir ihn an einem Punct, wo später sein eigenes System mit zwiefachen Enden einschlägt: es galt die Vermittelung des Idealismus und Realismus, die er dann auf anthropologischer Basis in der „Welt als Wille und Vorstellung" vollzog."

Von seinen äußeren Verhältnissen erfahren wir, daß gleichzeitig mit den Werken Platons und Kants, der Büste des Sokrates und Goethes Porträt, auch der Pudel sammt dem Bärenfell, das ihm als Lager diente, in die Studirstube einzog, daß unser Philosoph, wenngleich dem Studentenleben nach Lebensalter, Bildung und Sinnesart entwachsen, doch gesellig lebte und seine Liberalität, infolge seiner cavaliermäßigen Gewohnheiten stark in Anspruch genommen wurde. Seine Manie „Recht zu haben" kostete schon damals manche verlorene Wette. Keine Gelegenheit „Merkwürdiges zu sehen, vom Bauchredner bis zur nichtöffentlichen Hinrichtung" blieb unbenutzt. Zu Gunsten seines Freundes Bunsen setzte Schopenhauer oft in die Lotterie, welcher er mit kleinen Einsätzen immer treu blieb, weil man „dem Glück nicht die Thür verschließen dürfe." Sein jüngster Commilitone war damals das Wunderkind Karl Witte, der mit vollendetem zehnten Jahre zur Universität entlassen wurde, wie das der Naivetät der guten Beurtheiler entsprach, denen die Memoria zuversichtlich mehr galt, als alle Genialität. Während der Ferien rief unseren Schopenhauer der achtundsiebzigjährige Wieland einmal zu sich und rieth ihm ab, lediglich Philosophie zu betreiben, die doch kein solides und positives Fach wäre. „Das Leben", antwortete der junge Schopenhauer, „ist eine mißliche Sache; ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken." Darauf soll Wieland mit Wärme erwiedert haben: „Ja, es scheint mir jetzt selbst, Sie haben das Rechte gewählt, junger Mann; ich verstehe jetzt Ihre Natur, bleiben Sie bei der Philosophie!" Und bald nachher versicherte er seiner Mutter: „Ach, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen, aus dem wird noch einmal etwas Großes werden."

Nach seiner Uebersiedlung nach Berlin mußte Schopenhauer zuerst Fichte hören, der damals noch bei Vielen als der „legitime Thronerbe Kants" galt, während der ehrliche Meiners in Göttingen schon damals gegen Fichte und Schelling geltend machen konnte, daß „die unleidliche Arroganz und der bübische Muthwillen der Nachfolger des großen Reformators" alle echten Verehrer Kants entrüste. Es scheint also den Unterschied zwischen echten und falschen Kantianern schon damals gekannt worden zu sein. Schopenhauer ward der Vorträge über „die Thatsachen des Bewußtseins" und die „Wissenschaftslehre" sehr bald überdrüssig und ging von der ursprünglichen „Verehrung a priori" bald zu Geringschätzung und Spott über, welche Gefühle er der unheiligen Dreifaltigkeit der absoluten Philosophie, welche mit der Einfältigkeit des Publicums so leichtes Spiel hatten, zeitlebens bewahrte. „Den kleinen Mann mit dem rothen Gesicht, borstigen Haar und stechenden

Blick, wie er vom Katheder herab durch hohles Pathos den Studenten imponirt habe mit Phrasen, wie: „Das Ich ist, weil es sich setzt, und setzt sich, weil es ist", wußte er nachahmend noch in späteren Jahren aufs wirksamste zu verspotten. Durch diese schonungslose Kritik suchte er sich nach getäuschter Liebhaberart für die verlorene Zeit und Mühe in Scherz und Ernst schadlos zu halten.

Mit großer Gründlichkeit betrieb Schopenhauer fortan die naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien, vernachlässigte aber auch die alten Classiker nicht, die zeitlebens sein liebster Umgang blieben. Er las damals Kants „Kritik der Urtheilskraft", nebenher auch Reinhold, Montaigne und Rabelais. Auch las er J. v. Müllers „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte", wenngleich er die Geschichte als Wissenschaft immer gering schätzte. Zu erkennen, daß die sogenannte pragmatische Geschichte selbst und für sich keine Geisteswissenschaft, keine Wissenschaft im höheren Sinne ist, dazu gehört, wie ich meine, nicht sehr viel Anstrengung, wenngleich ich sehr wohl weiß, daß unsere hochmüthigen Archivausbeuter nicht davon lassen werden, ihre Wissenschaft, die doch unter allen Umständen blos wissenschaftliches Hülfsmittel, Erziehungsmittel oder das asylum ignorantiae der Politiker sein kann, für „des Menschen allerhöchste Kraft" zu halten.*) Indessen gelang es unserem Philosophen ungeachtet seiner großen Kraft des wissenschaftlichen Denkens und der Kunstfertigkeit seiner Rede nicht, die im Banne der absoluten Speculirer stehenden Studenten im Vortrage zu gewinnen. Im Universitätsgebäude hatte er geringen Anhang, dafür sorgte der Terrorismus der zünftigen Meister jener Zeit, im gewöhnlichen Leben mied er aber jeden Verkehr, der sein Seelenleben hätte beeinflußen können, mit einer gewissen Aengstlichkeit. „Er trat in kein höher stehendes Familienleben ein, besuchte keinen jener Vereinigungsorte der Männer, wo man vom Strom der Zeit getragen wird und die Interessen des Tages sich kreuzen — das Alles war ihm unbequem und antipathisch, und seine sorgenfreie äußere Lage bot ihm keine Veranlassung, nach dem Genusse der feinsten Erziehung, seiner Natur einen Zwang aufzuerlegen, dessen Nutzen er nicht einsehen wollte. So versagten sich ihm allmälig die Menschen, weil er sich ihnen versagte, weil er den — allerdings mehr hohlen und unwahren als wesentlichen — Formen ihrer Gemeinschaft instinctiv widerstrebte. Er begann deshalb das Junggesellenleben engern Sinnes schon zu einer Zeit, in der sich andere ledige junge Leute an Familien anschließen, indem sie im Schooße der Familie ihre künftige Heimstätte so bestimmt voraussehen, wie Schopenhauer die seinige in der Einsamkeit seiner Studirstube, die sich nur für vorübergehende Besuche öffnete. Oft war ihm Wolf der Wegweiser bei seinen philosopischen Studien, derselbe, der unseren ohnedies sehr mißtrauischen Philosophen Schleiermachers Darstellung der Scholastik dadurch verdächtig machte, daß er behauptete, Jener habe die Scholastiker nicht gelesen. Der Biograph nennt F. A. Wolf das „Prototyp einer echten Gelehrtennatur, der ihn in der Liebe zum Alterthum bestärkte und ihm bei dem fortgesetzten Lesen der Classiker bereitwillige Dienste leistete."

In dem großen Jahre 1813 selbst in die allgemeine Bewegung einzutreten, fehlte ihm der mächtige Antrieb der Vaterlandsliebe, ein Mangel, den die ausländische Erziehung und seine auf die allgemeinen Fragen des Mensch-

---

*) Wie anders würde Schopenhauer über die Wissenschaftlichkeit der Geschichte gedacht haben, wenn er Buckle gekannt hätte! Die Red.

thums gerichteter Blick im vollsten Maße rechtfertigen. Daß er reichlich für die Freiwilligen beisteuerte, daß sein Leben höheren Zwecken geweiht war, als daß er es hätte als ein Sandkorn wie das Leben eines gewöhnlichen Menschen für das Vaterland in die Schanzen schlagen sollen, wird seinem Werke zu dauerndem Ruhme gereichen. Ueber die Classe von Literaten, welche sich nach dem Tode eines Großen beeilen, die schwarzen Flecken in seinem Leben noch schwärzer zu machen, sagt sein Biograph treffend: „Nur der bei modernen deutschen Lohnsudlern bemerkliche gänzliche Mangel an Anstandsgefühl kann sich an solche Dinge hängen, um unter solchem Vorwand einen Schriftsteller, welcher seiner Nation zur Ehre gereicht, vor dieser um deswillen herabzuwürdigen, weil er sie selbst in tiefen Schatten stellt und das odi profanum ihnen gegenüber stets auf seiner Lippe schwebt . . . Der Augenblick forcerte andere Gaben als Schopenhauer verliehen waren. Für den Staat, als das äußere Gesetz, gegenüber dem Reiche Gottes als dem inneren Gesetze, war er so wenig eingenommen, daß er damals bereits dem Fichte-Hegel'schen Staatsgötzendienste seine negative „Maulkorbtheorie" gegenüberstellte, und von diesem Standpuncte beurtheilte er auch die Zeitereignisse." Ein Philosoph von seines Genius Gnaden sah er auch im Einzelnen das Allgemeine, ein Theil des Ganzen wirken. In diesem Sinne schrieb er 1814 in Dresden über Napoleon: „Eben dieses aber, daß erkannt werde, mit welchem namenlosen Jammer der Wille zum Leben verknüpft und eigentlich Eins ist, ist der Zweck der Welt. Bonapartes Erscheinung trägt viel zu diesem Zwecke bei. Daß die Welt ein fades Schlaraffenland sei, ist nicht ihr Zweck; sondern daß sie ein Trauerspiel sei, in welchem der Wille zum Leben sich erkenne und sich wende. Bonaparte ist nur ein gewaltiger Spiegel des Willens zum Leben." So wurden ihm auch jene stürmischen und ereignißvollen Tage zu einem Spiegel, in dem er den Umlauf des Trauerspiels des Lebens beobachtete. In jenem „thatenreichen Sommer" vollendete er in der ländlichen Abgeschiedenheit des rudolstädter Thales die „Philosophische Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde." Die fertige Abhandlung sandte er zum Behuf der Promotion in absentia an den Decan der philosophischen Facultät in Jena in Begleitung eines lateinischen Schreibens, worauf er am 2. October das Doctordiplom erhielt. Die gedruckte Abhandlung sandte er dann mit begleitenden Schreiben an Reinhold, G. E. Schultze, Schleiermacher u. m. A. Wären unter den zünftigen Philosophirern, welche die lernbegierigen Köpfe damals absolutistisch beherrschten, Männer der Gerechtigkeit gewesen, sie hätten der Schrift des neuerstandenen Philosophen das Zeugniß ex ungue leonem nicht versagen können. Uebrigens ließ sich derselbe durch das Urtheil der „Bücherrichter" wenig beirren, wenngleich er mit jener des delphischen Orakels würdigen Spannung angehender Autoren den ersten Aeußerungen der Kritik lauschte. Dieselben waren bis zu Herberts merkwürdiger, aber keineswegs unanfechtbarer Recension wenig befriedigend. Desto erfreulicher war für ihn die herzliche Anerkennung, die ihm Schultze entgegenbrachte.

Als Johanna Schopenhauer bei Ueberreichung der „Vierfachen Wurzel" die boshafte Frage stellte: das sei wohl etwas für Apotheker! soll der beleidigte Philosoph entgegnet haben, man werde die Schrift noch lesen, wenn von den Werken der Schriftstellerin kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken werde. Ihre Antwort „Von den Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein", sollte sich durch lange Zeit bewahrheiten. Die erste

Auflage der „Vierfachen Wurzel" wurde gleich derjenigen des Hauptwerkes größtentheils Maculatur, während Johannas Schriften den besten Absatz fanden. Ueber Ignorirtwerden durfte er zwar damals nicht klagen, aber selbst in engeren Kreisen fand die Schrift keine Verbreitung. Auch waren die Recensionen großentheils ungünstig, kein Wunder, da der Verstand der Recensenten nicht an ihn heranreichte. Wie so oft, schuf sich der Philosoph auch hier sein eigenes Trostsprüchlein: „Censura perit scriptum monet!" schrieb er zu der Recension in der „Jenaer Literatur-Zeitung".

Als Doctor der Philosophie kehrte Schopenhauer noch im selben Jahre zu seiner Mutter nach Weimar zurück, wo er Pension nahm. Er fand aber keine Heimat dort. Das Zerwürfniß zwischen Mutter und Sohn begann schon hier. Schon als er von Dresden kommend, bei ihr Zuflucht gesucht hatte, waren ihm häusliche Verhältnsse entgegengetreten, die ihm so sehr mißfielen, daß die auf sein späteres Leben einen langen düsteren Schatten werfende Entzweiung mit der Mutter damals zuerst unausrottbare Wurzeln schlug. Die gegenseitigen Vorwürfe und Beschuldigungen, die zum Theil finanzielle Fragen, zum Theil das Verhältniß der Mutter zu Müller betrafen, veranlaßten schon nach wenigen Monaten die Trennung, nach welcher sich Beide nicht wieder gesehen haben sollen. Charakteristisch für die den vertrauteren Freunden bekannte Gesinnung Schopenhauers für seine Mutter, ist eine Stelle in einem Briefe H. v. Lotzow's anläßlich des Todes der Johanna: „Die Nachricht von dem Tode Ihrer Mutter muß in Ihnen ein sonderbares Gefühl hervorgebracht haben. Wie Leute, denen ein Glied amputirt ist, nachher in Erneuerung des alten Schmerzes es empfinden können, als wenn es noch einen Theil ihres Lebens ausmachte. Ich hatte mir das viel schöner ausgedacht: Ihre Mutter würde Ihren anfangenden Ruhm erleben und sich so alte Bande wieder erneuern."

Das hat nicht sein sollen. Auf einsamen Wegen und ohne das Licht der Liebe durchmaß der Genius Schopenhauers seine Bahn.

(Schluß folgt.)

Seele.

Wir standen am Secirtisch. Eine Leiche
War für die Wissenschaft bereit gelegt,
Daß sie von Neuem prüfe und vergleiche,
Ob eine Seele das Gehirn bewegt.
Wohlan, es thu' das Messer seine Pflicht.
Der Nerv liegt bloß, der Kopf wird aufgesägt,
Man untersucht die Masse, das Gewicht
Des Hirns, des Schädelbaues innere Seiten,
Und es erhebt sich bald ein heftig Streiten.
Da zu den Schülern ernst der Meister spricht:
„Ich habe Hunderte geprüft wie diesen,
Mit allen Mitteln unserer Wissenschaft,
Und die Materie nur hat sich erwiesen
Als Basis einer jeden geist'gen Kraft.
Der freie Wille liegt im Rückenmark
Und wenn er scheinbar auch nach Höhrem griff,
Wie seinem Körper ist er schwach und stark.
Es lehret uns die sichtbare Erfahrung,
Die Seele ist ein sinnloser Begriff.
Es ist der Mensch der Sclave seiner Nahrung."
Der Weise schwieg, ich aber schlich hinweg.
Mir ward es bang in dieser Atmosphäre
Und wie betäubt schritt ich hinab den Steg,
Der oft mich führte durch den Wald zum Meere.

Der Abend senkte sich, die Blätter flüstern
Nur leise in der windesstillen Luft,
Im Laub hört' ich den Schritt des Rehes knistern,
Und reich verstreut die Linde ihren Duft.
In dieser Ruhe warf der Schmerz mich nieder,
Verzweifelnd rief ich: Seelenlos die Welt,
Geknickt des Menschengeistes stark Gefieder,
Gott selbst herabgestürzt vom Himmelszelt!
Des Stoffes Knecht der herrliche Gedanke,
Der siegend durch die Weltgeschichte geht,
Der Geist, gepfercht in seines Leibes Schranke,
Ein todter Hauch, der durch die Schöpfung weht.
Die Schönheit der Natur ein blindes Rollen,
Wo sinnlos an Atom Atom sich reiht,
Der Zufall nur ist Gott, ein ewig Wollen
Giebt es nicht mehr, es herrscht der Stoff, die Zeit.
Dem Leib entsteigen jene Harmonien,
Mit denen wir des Geistes Tempel weihn,
Die Ideale aus dem Staub erblühen,
Der todte Meisel bildet ja den Stein!

Und weiter trieb es mich hinab zum Strande
Des Meers; dort grüßt' ich oft ein kleines Haus,
Es blickt, umkränzt von blüthenreichem Land,
Friedlich auf die bewegte Fluth hinaus.
Um's Fenster sich die jungen Reben ranken,
Die Blätter decken das Gemäuer zu,
Am Zaun die vollen Rosen duftend schwanken
Und Nachtigallen singen sie zur Ruh.
Dort lebet sie, die Hoffnung meiner Träume,
Und harret mein, vom Abendstrahl umglüht;
Ihr schönes Auge aufwärts sehnend sieht
Und füllt mit meinem Bild des Himmels Räume.
Weh, seelenlos, auch sie! Es ist die Liebe
Ja nur ein Reiz, der mit den Nerven spielt;
Dem Thiere sind wir gleich in diesem Triebe,
Den ich für Gottes wärmsten Herzschlag hielt.
Laut weinend stürzte ich in ihren Schooß;
Ein todtes Glück, selbst wenn ich Dich erwähle!
Da schaut sie mich an so voll und groß
Und fraget bang: „Was ist Dir meine Seele?"

O herrlich Wort, noch herrlicher gesprochen,
Das durch die Brust wie Engelsbotschaft zieht;
Geliebte, Deine Seele lebt! Gebrochen
Ist jener Wahn, der düstre Dämon flieht.
Macht nur die Welt zum traurigen Gerippe,
Sie fürchtet wahrlich Eure Weisheit nicht,
Dies eine Wort legt sie uns auf die Lippe,
Das spielend Eure Theoreme bricht.
Ihr goldenen Sterne, die Ihr droben kreiset
Und singt des Schöpfers Lob im Sphärenton,
Die Ewigkeit, die Euch die Bahnen weiset,
Hebt meine Seele auch auf ihren Thron.
Es lebt ein Gott und dieser Schönheit Fülle
Ist seiner Größe wunderherrlich Kleid.
Die Liebe, Tugend lebt, es lebt ein Wille,
Von der Materie Moderduft befreit.
Hier fühle ich, wie bei des Meeres Rauschen
Den Weltengeist ein innres Sein durchweht,
Wie alle Wesen ihren Schöpfer lauschen,
Wenn leise die Natur spricht ihr Gebet.
Wirf, Himmel, all dies Abendgold hernieder,
Ich ruf's hinaus mit jubelnd lauter Kehle,
Und jubelnd tönen's alle Lande wieder
Das schöne Wort, das ewig schöne — Seele!

Ernst Jerusalem.

Das Opfer.

Eine Geschichte aus hohen Kreisen.

Von **Gottfried Böhm.**

(Schluß.)

Im ersten Anfang war es ihr beinahe lieb gewesen, nichts zu hören und nichts zu sehen von dem, dem sie so großes Unrecht zugefügt hatte. Scham und Reue stellten sich vor sein Bild in ihrem Geiste und sie schloß das Auge vor dem Schicksal, dem sie ihn anheim gegeben.

Aber so konnte es nicht bleiben. Die Tage verstrichen und die Kunde von dem, was aus ihm geworden, von der sie als sicher angenommen hatte, daß sie ihr von selbst zukommen werde, blieb aus. Die Entscheidung des Königs begegnete in diesem Falle einem allgemeinen mißbilligenden Schweigen. Jedenfalls aber gelangte nichts von dem, was in intimeren Kreisen über den Abschied eines Officiers, der Allen sympathisch gewesen, gesprochen wurde, bis zu den Ohren der Prinzessin. Sie blieb vollständig im Dunkel über sein Schicksal. Eine beklemmende Angst bemächtigte sich ihrer allmälig, die endlich in den brennenden Wunsch überging, um jeden Preis Gewißheit zu erlangen.

Unterdessen drang Prinz Paul auf Abreise nach seinem geliebten Birkensee. Der König hatte seine Zustimmung gegeben, ja den Wunsch ausgedrückt, daß sie möglichst bald erfolgen möge. Man hatte bei dem Prinzen einen Specialarzt für Nervenkrankheiten angestellt und jede Art von Vorsichtsmaßregel getroffen. Dazu kam, daß der Prinz sich in den letzten Zeiten ruhiger verhielt, ja dem ungeübten Auge des Laien konnte er Tage lang als vollkommen gesund erscheinen.

Nun war Widerstand für die Prinzessin beinahe unmöglich geworden. Alle Ausflüchte, alle Einwendungen, alle künstlichen Verzögerungen waren erschöpft.

Eine einzige gab es noch. Margaretha wollte sich, bevor sie sich zu längerem Aufenthalt in einem entlegenen Schloß vergrub, noch einmal öffentlich mit ihrem Gemal zeigen, um so den Gerüchten ein formelles Dementi zu geben, die durch ihr Zulassen, ja durch ihre Veranlassung in das Publicum gedrungen waren. Als eine ihrer unwürdigen Comödie hatte sie anfangs dieses Ansinnen zurückgewiesen, als es ihr zuerst gemacht worden war, nun kam sie aus freien Stücken darauf zurück und erklärte es als eine Forderung der Sittlichkeit und Rehabilitation.

Der Carneval mit seinen Freuden war verrauscht; auf die ruhigere Fastenzeit war die Charwoche gefolgt. Die kirchlichen Feierlichkeiten derselben boten von jeher der königlichen Familie mannigfache Gelegenheiten, sich öffentlich zu zeigen und insbesondere pflegte das Auferstehungsfest am Charsamstag niemals von dem gesammten Hofe versäumt zu werden.

Dabei wollte sich denn auch Margaretha mit dem Prinzen Paul einfinden. Sie gewann dadurch drei Tage Zeit, Recherchen anzustellen und günstige Zufälle abzuwarten, um Gewißheit über ein Menschenloos zu erlangen, das ihr vor Allem am Herzen lag.

XXV.

Auch diese drei Tage verstrichen, ohne daß ihre Erwartungen sich erfüllten. Der Charsamstag kam und sie verbrachte ihn in fieberhafter Aufregung.

Von allen Schritten, die sie gethan, hatte keiner zu irgend welchem Resultate geführt, aber bis zuletzt lebte ein starker Glaube in ihr, daß plötzlich ein unvorhergesehener Glückszufall eintreten müsse, der sie von der Qual der Ungewißheit befreien werde.

Der Abend brach endlich an; ein milder sanfter Abend voll lauer Lenzesluft. Der Himmel blieb noch hell, nachdem die Sonne längst untergegangen war und Abendstern und Mondessichel leuchteten vereinsamt durch seine matte Bläue. Eine feierliche Stimmung schien ihre Flügel über die Stadt ausgebreitet zu haben; die Glocken läuteten von allen Thürmen und die Straßen, durch welche die Hofwagen fuhren, wimmelten schwarz von Neugierigen und Andächtigen, die, Gebetbücher in den Händen, in die Kirchen wallten.

Die allgemeine Ruhe wirkte wohlthätig auf das wunde Gemüth Margaretha's, und als sie nun von der Geistlichkeit am Portal des ehrwürdigen Domes empfangen wurden und das Lichtmeer von den Altären und Säulen ihr entgegenstrahlte, vergaß sie ihre Sorgen und es kam über sie, wie eine Anwandlung demüthiger Ergebung in ihr Schicksal.

Sie schritt unter Vorantritt der Geistlichkeit gesenkten Hauptes an der Seite ihres Gatten durch das Schiff der Kathedrale und schien nicht zu beachten, was um sie vorging.

Schon war sie vor dem Hauptaltar der Kirche angekommen, als sie auf einmal das unbestimmte Gefühl hatte, als ob Jemand sie fixire.

In einem der letzten Hofstühle stand in tiefes Schwarz gekleidet eine Dame, die sichtlich bemüht war, sich an die Prinzessin heranzudrängen. Sie hatte den langen Witwenschleier zurückgeschlagen und ihr bleiches, von einem dünnen Scheitel grauer Haare umrahmtes Gesicht erweckte im Geiste der Prinzessin die verwirrende Vorstellung einer entfernten Aehnlichkeit mit einem Anderen, das sie momentan vergebens in ihrem Gedächtniß suchte. Sie zögerte einen Augenblick lang und fühlte nun, daß gegen ihre herabhängende Hand ein Papier raschele. Eine Bittschrift wahrscheinlich, dachte sie. Wie unter dem Banne eines höheren Zwanges nahm sie es an sich und schritt, von den Folgenden gedrängt, dann wieder rascher vorwärts.

Der Gottesdienst begann. Orgelaccorde rauschten durch die Hallen der Kirche; der Chor der Sänger stimmte ein.

Die Prinzessin kniete nieder, öffnete ihr Gebetbuch und neigte, wie in Andacht versunken, das Haupt bis tief zu den Blättern desselben herab. Aber es waren nicht Gedanken der Andacht, die ihre Seele erfüllten; das Blatt brannte in ihrer Hand und sie empfand eine drängende Gier zu erfahren, was es enthalte. Ohne ihre Stellung zu verändern, warf sie einen scheuen Blick auf ihre Umgebung. Der Prinz betete — sie entnahm es der Bewegung seiner Lippen — inbrünstig neben ihr; das Gefolge hatte sich umgewandt und schaute zerstreut nach dem Chor, wo die Hofmusik sich producirte.

Die Prinzessin entfaltete mit zitternder Hand das Blatt und las: „Vergebens seit vier Tagen fleht eine unglückliche Mutter um die Gnade, bei Eurer königlichen Hoheit vorgelassen zu werden. Sie kann nicht glauben,

daß ihre wiederholte Abweisung mit den Intentionen Eurer Hoheit übereinstimmt und wagt es daher, ihr Gesuch höchst Derselben persönlich zu überreichen, so wenig Ort und Stunde dazu geeignet erscheinen mögen."

Die raschen Augen der Prinzessin überflogen die Schlußfloskeln, denn schon hatte sie den Namen am Schlusse des Blattes erblickt: „Elma, Gräfin von Waldeck-Klarence, geborene Gräfin Wolkenstein".

Seine Mutter! Die Prinzessin traf es wie ein Blitz. „Eine unglückliche Mutter", hatte die Gräfin geschrieben. Was wollte sie damit sagen? Was begriff sie unter dem Worte: „unglücklich"? Waldeck war vom Hofe entfernt, aus der Armee entlassen worden, er stak, wie der König sich ausgedrückt hatte, „bis über die Ohren in Schulden" — waren dies nicht Dinge genug, die Anwendung des Wortes vollständig zu rechtfertigen?

Margaretha suchte sich dies einzureden, aber in ihrem Herzen lebte eine geheime Angst fort, das Wort möge hier doch noch eine weitere, traurigere Bedeutung haben.

Die Orgelaccorde umbrausten sie lauter, die Posaunen schmetterten dazwischen, Volk und Chor sangen vielhundertstimmig das: „Christus ist erstanden!"

Sie hörte es nicht und beachtete nicht, was um sie vorging. Ja, so tief war sie mit sich und ihren Gedanken beschäftigt, daß sie zerstreut noch knieen blieb, als der Gottesdienst schon zu Ende war und Alles sich erhob.

Der Prinz gab ihr ein Zeichen; sie fuhr zusammen und schloß sich hastig dem Zug der Geistlichkeit an. Dabei ging sie dicht an der Gräfin Waldeck vorbei, bedeutete ihr kaum merklich mit dem Kopfe, ihr zu folgen und flüsterte ihr dann im dichtesten Gedränge ins Ohr: „Ich werde Sie morgen um vier Uhr empfangen."

XXVI.

Alles hat seine näheren Umstände, die es, wenn nicht immer erklären, so doch veranschaulichen. Ein Mensch wird nicht ausgestrichen, aus den Registern des Lebens, wie man ein Blatt umwendet in einem Buche, oder wie eines vom Baume fällt in einen See und darin untergeht.

Zwischen dem ersten Aufkeimen des verzweiflungsvollen Entschlusses, im Tode Vergessenheit aller Enttäuschungen und eine Erlösung aus unhaltbar gewordenen Situationen zu suchen, liegt eine Spanne Zeit voll der qualvollsten Peripetien. Vielleicht, daß die Gefühle oft noch ganz am Ende zu den lachenden Gestaden des Daseins zurückkehren, von denen ein düsterer Anschlag den Kahn mit rauher Hand schon abgestoßen, vielleicht, daß schließlich ein kleinster Umstand entscheidend in die Wagschale fällt, das schon volle Maß überfließen macht und das Delirium des letzten entscheidenden Moments herbeiführt.

Der König hatte seiner ursprünglichen Entscheidung einigermaßen die Spitze abgebrochen und ihr nachträglich wenigstens eine mildere Form gegeben. Was ihn dazu bewogen, war wohl weniger Rücksicht auf Waldeck, als Gründe des äußeren Decorums und der Aufrechterhaltung des höfischen Scheins.

Bei Hofe, wie im Himmel, nimmt ja meistens selbst die Ungnade die Gestalt einer Wohlthat an; man fällt sozusagen aufwärts und noch in den extremsten Fällen wird die Schwere eines Sturzes durch die untergelegten

Luftkissen milder Formen und rücksichtsvoller Beachtung aller Nebenumstände abgeschwächt.

Waldeck war kaum aus dem Palais Paul in sein Privatquartier zurückgekehrt, als er ein Schreiben des königlichen Adjutanten zugestellt erhielt, worin er aufgefordert wurde, motu proprio um seine Entlassung einzukommen. Es war daran ein freundschaftlicher Wink des Adjutanten geknüpft, sich auf dem Gnadenwege um eine Pension zu bewerben, der Waldeck nur ein stolzes, bitteres Lächeln abgewann.

Sein erstes Gefühl nach der Katastrophe war ein dumpfer mächtiger Groll gegen den Hofmarschall des Prinzen Paul, in welchem er nicht mit Unrecht die Triebfeder der Abneigung des Königs gegen ihn und den Urheber des unglücklichen Ausgangs der Sache erblickte.

Das militärische Ehrengericht hatte sich schon vor einiger Zeit dahin ausgesprochen, daß die Differenzen, zu denen die uns bekannte Scene im prinzlichen Wintergarten geführt hatte, eine Entscheidung durch die Waffen forderten. Man war sehr weit davon entfernt, die eigenthümliche Stellung, welche Baronesse Stieda in der Gesellschaft einnahm, als Milderungsgrund für Klamm gelten zu lassen und eine Dame darum gleichsam für vogelfrei zu erklären, weil sie eine ausgezeichnete Zielscheibe für schlechte Scherze abgab.

Graf Waldeck war denn auch mit einer gewissen Erbitterung darauf bestanden, diesem Ausspruch des militärischen Ehrengerichtes nachzukommen, während Klamm allerlei Ausflüchte dagegen gesucht hatte, und, wie der technische Ausdruck lautet, in jeder Weise „krebste“. Bald waren es körperliche Indispositionen, bald unaufschiebbare Geschäfte, bald Dienstesangelegenheiten, die ihn verhinderten, seinen Verpflichtungen nachzukommen und die Kartellträger Waldecks gingen sich müde, ihn daran zu mahnen.

In Wahrheit war er eine innerlich feige Natur, die sich vor Gefahren und körperlichen Schmerzen verkroch und es stand für ihn fest, daß er sich unter keiner Bedingung den zweifelhaften Chancen eines Zweikampfes aussetzen wolle. Er hatte anfangs es kaum für möglich gehalten, daß ihm die Sache Schwierigkeiten bereiten könne, oder ihn sein ressourcenreicher Geist in diesem Falle im Stiche lassen werde. Die allgemeine Mißbilligung, auf die sein Verhalten in dieser Angelegenheit wider sein Erwarten gestoßen war, versetzte ihn in eine gewisse unbehagliche Stimmung, der er sich durch die Entlassung des Grafen Waldeck aus der Armee vollständig überhoben wähnte. Die verschärften Mahnungen, die ihm dieser sandte, beantwortete er mit der Behauptung, daß seine Stellung ihm nicht gestatte, sich mit einem unter nicht ganz klaren Verhältnissen entlassenen Officier zu schlagen.

Aber es war ganz merkwürdig, wie vereinzelt er mit dieser Ansicht stand. Niemand vermochte in der königlichen Ungnade einen Makel für Waldecks Charakter zu erblicken und von allen Seiten erhoben sich Parteigänger für den Gefallenen, die sich seiner Angelegenheit mit jener unermüdlichen Ausdauer annahmen, mit welcher sehr oft Unbetheiligte fremde Ehrensachen zu betreiben pflegen.

Auch vor den König gelangte die Kunde von Klamm's wenig chevaleresken Verhalten in der berührten Ehrensache. Indessen war es nicht sowohl dieses, als vielmehr eine noch viel peinlichere Angelegenheit, die endlich seinen Sturz herbeiführen sollte.

Die Personalveränderungen in der unmittelbaren Umgebung des Prinzen Paul hatte zu gewissen unliebsamen Entdeckungen geführt. Der Monarch

hatte insbesondere gefunden, daß die Berichte, die Klamm seiner Zeit ihm über das Befinden des Neffen eingesandt, in einem ganz bedenklichen Grade rosig gefärbt gewesen, man hatte die Forschungen alsbald auch auf andere Gebiete der Wirksamkeit des Grafen Klamm ausgedehnt, die zwar schließlich mit einer Niederschlagung der Untersuchung endeten, aber doch die schleunige Pensionirung des Hofmarschalls zur Folge hatten. Von den „vorgefallenen Unregelmäßigkeiten“, wie die Hofsprache die Sache betitelte, die vielleicht unschwer unter einen Paragraph des Strafrechts zu subsumiren gewesen wäre, gelangte gerade soviel an die Oeffentlichkeit, um Klamm moralisch zu vernichten.

Dem Menschenfreund bot der Gegensatz der Aufnahme, welche sein Sturz und der des Grafen Waldeck in der öffentlichen Meinung fand, ein erfreuliches Schauspiel dar. Beide forderten durch ihren Fall ein latentes, unausgesprochenes, ja sogar bis zu einem gewissen Grade noch unentwickelt gewesenes Urtheil über ihre Charaktere zu Tage. Aber während es bei Waldeck instinctive Sympathieen waren, die sein Mißgeschick bis zum Wohlwollen und der lebhaftesten Parteinahme steigerten, war es bei Klamm ein tiefer Abscheu, oder doch wenigstens ein kaltes Sichabwenden von einem moralisch Aussätzigen.

Graf Waldeck war, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er vergebens auf einem Duell mit dem Exmarschall bestehe, von dem er eine Lösung seines Schicksals ohne eigenes Zuthun erwartete, wieder auf sich und in sich zurückgesunken. Die Aufregungen, in die ihn die Betreibung dieser Angelegenheit versetzt, hatten nachgelassen und seine Gedanken hatten sich der alleinigen Betrachtung seiner Lage zugewandt.

Waldeck selbst war nicht schuldlos der Welt, dem Staate, dem König gegenüber. Hatte er sich doch als Hofmann und Officier in Intriguen eingelassen und in Angelegenheiten gemischt, die ihn nichts angingen; und dies noch dazu in einer Weise, die schon formeller Beanstandung unterlag. Er war auch nicht schuldlos in moralischer Beziehung; denn in die eine Empfindung eines ritterlichen Mitleids mit dem Loose Margaretha's hatte sich ein wärmeres intensiveres Gefühl der Liebe zu einem Weibe gemischt, das einem Anderen angehörte und er hatte dieser Leidenschaft nachgegeben und sie die Oberhand über sich behaupten lassen.

Allein von Allen besaß gewiß die Prinzessin das geringste Recht, die Strafe dieser Schuld, wie hoch oder wie gering man sie nun anschlagen mag, an diesem ihrem Opfer zu vollstrecken. Hatte sie ihn doch aus seinem Dunkel zu sich emporgehoben, zu ihrem Ritter ernannt und zu den Schritten, die ihn ins Verderben gestürzt, theils gedrängt, theils ihre Zustimmung gegeben.

Zu diesen qualvollen Stimmungen der Seele gesellten sich für Waldeck noch Sorgen von viel weniger idealem Inhalt. Er hatte es unter seiner Würde gehalten, um eine jener Gnadenpensionen zu betteln, von denen man nicht mit Unrecht sagt, daß sie zu gering zum Leben und zu hoch zum Sterben seien. Aber seine Gläubiger bedrängten ihn, man pfändete seine geringe Habe; alle peinlichen Gefühlsverletzungen und rauhen Eingriffe in die intimeren Gewohnheiten, die mit dergleichen Verhältnissen verbunden sind, kamen über ihn und wurden doppelt schmerzlich von ihm empfunden. Bald befand er sich materiell vis-à-vis de rien; das Elend starrte ihn mit hohlen Augen an, und auch der Blick in die Zukunft war ihm versperrt, denn er besaß keine der angeborenen Fähigkeiten, oder erworbenen Fertigkeiten, die

außer in den Kreisen, in denen er bisher gelebt hatte, Curs haben und gesucht werden.

Ja, es war in seinem Bereich nicht einmal ein Freund, der den Versuch gemacht hätte, ihm über die ärgsten innerlichen und äußeren Schwierigkeiten hinüberzuhelfen. Er hatte das Bedürfniß nach Rath und Zuspruch und Niemand rieth ihm und sprach ihm zu. Als er sich unter seinen zahlreichen Bekannten umsah, kam es ihm zum ersten Mal zum Bewußtsein, wie sehr er eigentlich allein stand. Nicht fühlbar für sich und nicht fühlbar für die Anderen gehörte er doch im Grunde zu Denen, die sich schwer anschließen, theils weil sie sich in gewisser Beziehung selbst genügen, theils weil es ihnen Schwierigkeiten macht, aus sich herauszutreten und etwas von dem Reichthum an Gemüth, den sie besitzen, ohne es selbst zu wissen, in kleiner Münze auszugeben. Er vertrug sich mit Allen gut und die wohlwollendste Stimmung war über ihn verbreitet, aber er besaß keine einzige jener intimeren Beziehungen, welche durch Zufall oder Wahlverwandtschaft unter jungen Männern ins Leben gerufen werden und oft lange mit scheinbar kühler Gleichgültigkeit aufrecht erhalten bleiben, bis endlich ein entscheidender Wendepunct, eine hülflose Lage, ein Bedürfniß ideeller oder materieller Natur ihren Werth fürs Leben darthut.

Eine Zeit lang hatte er daran gedacht, nach Hause zurückzukehren, um sein krankes Dasein in der Stille des Landlebens zu vergraben. Aber davon hatte ihn ein Brief seiner Mutter wieder abgebracht, die ihn in der ersten Enttäuschung über seine Ungnade bei Hofe mit Vorwürfen von der unverständigsten und oberflächlichsten Natur überhäufte.

Von Jugend auf hatte er Anlage zu melancholischen Stimmungen gehabt; aber was jemals Trübes durch sein Leben gegangen war, verdichtete sich nun zu einer schwarzen Wolke über seinem Haupte und umgab seine Seele mit einem Dunkel, in das kein Strahl des Lichtes mehr Zutritt haben sollte.

XXVII.

Niemand hatte die Worte gehört, welche die Prinzessin bei der Auferstehungsfeier der Gräfin Waldeck zugeflüstert hatte. Aber doch — welche Schwierigkeiten waren zu überwinden, welche Vorsichtsmaßregeln mußten getroffen werden, welch ein Aufwand von Politik gehörte dazu, die zugesagte Audienz zu ermöglichen!

Der gute Ruf der Prinzessin, die Achtung des Königs, der theuer genug erkaufte Waffenstillstand, Alles stand auf dem Spiele, wenn die Sache schief ging. Mußte es nicht das schlechteste Licht auf die Prinzessin werfen und den cursirenden Gerüchten über sie eine seltsame Bestätigung geben, wenn es bekannt wurde, daß sie mit dem so tief gefallenen, preisgegebenen Höfling wieder in irgend welche Beziehungen zu treten wage?

Aber die Baronesse that diesmal Wunder von Schlauheit!

War auch das scharfe Auge Klamm's nicht mehr zu fürchten, so waren dafür einige ganz neue Persönlichkeiten an den Hof gekommen, vor denen man um so mehr jedes Aufsehen vermeiden mußte, je weniger sie in die Sache eingeweiht waren. Glücklicher Weise pflegte der Prinz auf Anordnung seines neuen Leibarztes um diese Zeit des Tages eine Spazierfahrt zu unternehmen. Die lästigen Lakaien versandte die Baronesse in die entferntesten Himmels-

richtungen und der Portier war verständigt worden, daß es sich nur um einen der Hofdame geltenden Besuch handle.

Er ließ die Gräfin, die bescheiden zu Fuß ankam, ungehindert passiren. Die Baronesse erwartete sie auf der Treppe und geleitete sie durch die leeren Vorzimmer mit einer Hast, welche die adelsstolze Gräfin als einen dem Alter ihres Geschlechtes und der Höhe ihrer Stellung gebührenden Ausdruck der Intimität ansah.

„Sie sind bereits gemeldet!" flüsterte sie ihr dann zu, als sie am Ende der Zimmerflucht angelangt waren.

Die Flügelthüren zum Gemache der Prinzessin öffneten sich, wie von selbst; die Baronesse zog sich geräuschlos auf ihren Wachtposten zurück.

Die Prinzessin stand in der Mitte des dämmerigen Gemachs, als Frau von Waldeck eintrat.

„Gräfin Waldeck?" frug Margaretha, indem sie einen scheuen, angstvollen Blick auf die Eingetretene warf.

Die Gräfin verneigte sich bis zur Erde.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen", begann die Prinzessin mechanisch den üblichen Ton einer Audienzconversation anschlagend. „Ich habe Sie nie bei Hofe gesehen? Sie leben ganz zurückgezogen?"

„Vollkommen zurückgezogen", bejahte die Gräfin mit tiefer Stimme.

Es trat eine Pause ein. Die Prinzessin wagte nicht nach dem zu fragen, was zu wissen ihr doch allein von Wichtigkeit war. Nicht nur die Etiquette des Hofes, welche verbietet, peinliche Puncte zu berühren, hielt sie davon ab; es war auch ein inneres Zögern, das aus complicirteren Motiven hervorging. Sie hielt sich noch krampfhaft aufrecht, sie spielte die traurige Comödie der Selbstüberwindung und vornehmen Herablassung fort, während ihre Blicke forschend über die schmächtige Gestalt der Gräfin hinglitten, die wie ein Bild der verschämten Armuth vor ihr stand und deren blasses, kummervolles Gesicht das durch grünseidene Vorhänge gefärbte Tageslicht fast todtenhaft machte.

Es lag etwas in dem altmodischen Schnitt ihrer Kleidung, in dem sichtlichen Streben, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen und mit den beschränktesten Mitteln noch courmäßig zu erscheinen, was der Prinzessin unter allen Umständen ein Lächeln abgenöthigt hatte; sie wußte nicht, warum sie dies Alles jetzt so seltsam rührte.

„Ich hoffe, es ist kein trauriger Anlaß, der Sie zu mir führt, Frau Gräfin?" sprach sie endlich.

„Ich komme, den letzten Willen meines Sohnes zu vollstrecken."

„Den letzten Willen?" rief die Prinzessin und ihr starres Auge blickte angstvoll ins Leere.

Die Gräfin überreichte ihr ein versiegeltes Couvert. Die Prinzessin nahm es zögernd an sich. „Ist er abgereist?" frug sie.

„Er ist" .... Gräfin Waldeck suchte nach einem Worte. „Todt!" sagte sie endlich kaum hörbar.

Todt! — Die Prinzessin erblaßte. Nie hatte sie ganz eine trübe Ahnung von diesem traurigsten Ausgang der Sache verlassen, aber wie viel Hoffnung auf eine freundlichere Wendung des Geschickes sie noch besessen, das sollte sie aus dem jähen Schreck, der sie über den Eintritt der vollen Gewißheit befiel, ermessen. Nun verließ sie auf einmal die künstliche Haltung, der vornehme Ton, die erheuchelte Ruhe, sie war nicht mehr Prinzessin in

diesem Augenblick; sie war nur das liebende Weib, das sein erstes und vielleicht sein letztes verlorenes Glück beweint!

Schluchzend brach sie zusammen vor der ernsten kalten Frau in Trauerkleidern, die in einer Prinzessin stets nur ein verkörpertes System von Etiquettenregeln zu erblicken gewohnt war.

Die Gräfin erschrak. Ich bitte um Verzeihung, königliche Hoheit!" stammelte sie. „Ich habe wunde Puncte in Ihrer Erinnerung berührt. Theuere Anverwandte, traurige eigene Erinnerungen" . . . .

„Ja", sagte die Prinzessin, nach Fassung ringend, „traurige eigene Erinnerungen" . . . .

„Ich habe eine Tactlosigkeit begangen", flüsterte Frau von Waldeck für sich.

„Was kann ich für Sie thun?" frug die Prinzessin wieder.

„Für mich nichts, königliche Hoheit", entgegnete Frau von Waldeck stolz. „Aber für meinen Sohn, der die Gnade hatte, im Dienste Sr. königlichen Hoheit zu stehen" . . . .

„Sagten Sie nicht, daß er todt sei?"

Die Gräfin senkte den stolzen Blick zur Erde, nicht, wie aus Scham über sich und die Ihren, sondern mehr, wie in erhabenem Mitleid mit der Welt und den zeitgenössischen Anschauungen. „Er ist nicht in geweihter Erde begraben", sagte sie endlich.

„Nicht in geweihter Erde?" wiederholte die Prinzessin, wie ein leises, geisterhaftes Echo.

„An der Kirchhofmauer, bei den drei Blutbuchen, wo sie seinen Leichnam gefunden, haben sie ihn eingescharrt, wie einen Verbrecher."

Die Prinzessin blickte gespannt auf. Sie kannte diese Stelle wohl; sie nahm einen Platz ein in ihren Erinnerungen und war ihr in gewisser Beziehung theuer. Hier hatte sie ihn zum ersten Mal wieder gesprochen, hier waren sie später oft zusammengetroffen und hier war sie oft in Gedanken der Liebe an ihn verweilt.

Rasche Bilder wirbelten durch ihre Seele; es kam über sie eine wilde brennende Sehnsucht nach diesem Grab, das im Frühling die Bäume mit ihren fallenden Blüthen bedeckten, die Vorstellung, sich vom Auge der Menschen ungesehen darauf zu werfen, wie auf einen theuren, unveräußerlichen Besitz und mit heißen Thränenströmen das Verlorene zu beweinen.

Nun wollte man ihr auch diese Möglichkeit entreißen! Es war ihr, als sollte sie ihn dadurch ein zweites Mal verlieren und in Vertheidigung ihrer egoistischen Gefühlsbedürfnisse ungerecht, sagte sie fast unwillig: „Lassen Sie die Todten ruhen!"

Die Gräfin blickte sie befremdet an. „Ein Waldeck-Klarence!" — sprach sie halb fragend, halb mahnend und nun zuckten zum ersten Mal jene Mundwinkel, die nur Stolz und Kälte ausdrücken zu können schienen, wie in einem innerlichen Weinkrampf verschmerzt zusammen.

Die Prinzessin erschrak bei diesem Anblick bis ins tiefste Innerste. „Was meinen Sie, daß geschehen soll?" frug sie schüchtern und ängstlich.

„In geweihter Erde soll sein Leib ruhen. Ein ehrliches Begräbniß soll ihm zu Theil werden in der Gruft seiner Ahnen. Sie ist zerfallen und ich bin mittellos, sie wieder in Stand zu setzen. Aber es gebührt ihm dort eine Stelle und ein Denkmal mit dem Wappenschild nach unten gekehrt; denn er war der letzte seines Stammes."

„Er soll es haben!" rief die Prinzessin, „er soll es haben! Und das ehrliche Begräbniß, daß Sie für ihn verlangen, ich werde es ihm zu verschaffen wissen, koste es, was es wolle!"

Dann verschleierte sich ihr Blick. Einen Augenblick lang war es ihr, als solle sie dieser Mutter zu Füßen sinken, der sie so großes Herzeleid zugefügt, als solle sie sich am Halse dieser Frau ausweinen, die den gleichen Schmerz mit ihr zu tragen hatte.

Aber dieser Augenblick ging vorüber und nur das Gefühl der Verpflichtung blieb. „Gräfin Waldeck", sprach sie mit fester Stimme, „vergessen Sie nicht, über mich zu verfügen! Was in meinen Kräften steht, sein Andenken zu rehabilitiren und Ihr Loos zu lindern, soll geschehen und es wird mich glücklich machen, etwas thun zu können .... Wenn er entlassen wurde", setzte sie nach einer kurzen Ueberwindung hinzu — sie hatte sagen wollen: „meine Schuld ist es nicht gewesen", aber sie fühlte, daß sie sich damit einer Unwahrheit schuldig machen würde und brach den Satz ab. „Er war ein treuer, edler Diener und ich habe ihn wahrhaft geliebt", schloß sie endlich.

Ueber das bleiche Gesicht der Gräfin zog es wie ein Widerschein von Freude. „Ich danke Eurer königlichen Hoheit", sprach sie, indem sie die Hände der Prinzessin an ihre Lippen drückte.

Margaretha wandte sich schnell ab. Frau von Waldeck zog sich zurück.

Die Prinzessin war allein. Mit zitternden Händen öffnete sie das Couvert, das Waldecks Mutter ihr übergeben hatte. Eine weißatlassene Schleife raschelte ihr entgegen; darauf standen gestickt von ihrer eigenen Hand die Worte der Wappendevise der Klarences: „Haut de naissance, de vaillance et d'amour!" — Die Schärpe, womit sie ihn einst zu ihrem Ritter gemacht! —

Die goldenen Buchstaben glitzerten und verschwanden vor ihrem thränenvollen Blick. „Ja, er war dies Alles und blieb es bis zum Tode!" sprach sie mit zuckenden Lippen. Dann bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

In demselben Augenblick trat Baronesse Stieda ein. Sie war sehr erregt und meldete der Prinzessin mit halberstickter Stimme, daß Se. königliche Hoheit, der Prinz Paul, sie zu sprechen wünsche.

XXVIII.

Wir haben, ehe wir in unserer Erzählung weiter fahren, den Enthüllungen der Gräfin wenig mehr beizufügen.

Waldeck beschloß zu sterben. Und selbst angesichts des Aeußersten war er noch feinfühlig und rücksichtsvoll. Er wollte dem Hof, in dessen Diensten er gestanden, seiner Familie und seinen Bekannten das peinliche Aufsehen eines Selbstmords ersparen.

So schrieb er denn an seine Mutter, daß er im Begriffe sei, ein Duell auf Tod und Leben zu bestehen und gab ihr seine letzten Wünsche in der einfachen Weise, die ihn Zeit seines Lebens ausgezeichnet hatte, zu erkennen. Auch unter seinen Bekannten verbreitete er das Gerücht, daß das Duell mit dem Exmarschall des Prinzen Paul nun doch stattfinden werde und es wurde dies um so natürlicher gefunden, als man den Sturz Klamm's auf eine erste Anregung Waldecks zurückführte, und daher dem Ersteren Rachegedanken sehr lebhafter Natur gegen den Letzteren zutraute.

Waldeck hatte nicht geglaubt, durch diese Finte Klamm in Schaden zu bringen; ja der Gedanke, ihn dadurch gewissermaßen in der öffentlichen Meinung wieder zu rehabilitiren, hatte ihn momentan sogar schwankend gemacht.

Die Dinge nahmen indessen einen anderen Verlauf, als Waldeck es vorhersehen konnte. Seine Leiche wurde trotz der von ihm getroffenen Veranstaltungen unter Umständen aufgefunden, die nur die Annahme eines Mordes, oder eines Selbstmordes zuließen.

Nun deutete der Finger der öffentlichen Meinung abermals drohend auf Klamm. Der gewaltsame Tod Waldecks, an dem er moralisch gewiß seinen Antheil hatte, wurde ihm auch factisch zugeschrieben und mancherlei Indicien schienen diese Annahme zu bestätigen. Er wurde gerichtlich über die Sache vernommen, und obwohl er aus „Mangel an Anhaltspuncten", sofort wieder entlassen werden mußte, blieb doch ein Verdacht auf ihm haften, und es gab Wenige, die ihn nicht, wie in anderen, so auch in Duellsachen einer „Unregelmäßigkeit" dieser Art für fähig gehalten hätten.

Niemand fühlt das Unrecht schwerer, als wer selten in die Lage kommt, mit Unrecht beschuldigt zu werden. Graf Klamm verließ die Stadt, in einer Anwandlung von blinder Wuth mit fluchtartiger Schnelligkeit.

Lange erfuhr man nicht, was aus ihm geworden sei. Später wollten ihn frühere Bekannte von ihm in Bädern und an Spieltischen, in der zweideutigsten, obscursten Gesellschaft gesehen haben.

In der That ergab er sich ganz dieser Leidenschaft, die nach und nach seine finanziellen Verhältnisse vollständig zerrüttete. Körperliche Leiden kamen hinzu und machten ihn zu einer jener frühzeitigen Ruinen, die eine Atmosphäre von Oede um sich verbreiten und schließlich sich selbst und der Welt zur Last fallen. Er sank immer tiefer in Elend und Vereinsamung und sollte endlich an sich selbst die menschlichste der Eigenschaften, die er nie gekannt und geübt hatte, lernen: Das Mitleid!

XXIX.

Margaretha war aufgesprungen, als der Besuch des Prinzen ihr gemeldet wurde.

Noch niemals hatte er ihre Gemächer betreten und eines jener heftigen Auftritte gewärtig, wie sie in letzter Zeit an dritten Orten so manchen erlebt hatte, sah sie sich unwillkürlich nach einer Waffe um.

Aber der Prinz schien sehr weit von gewaltthätigen Anschlägen entfernt zu sein. Seine Haltung war gebückt und gebrochen und ein tiefer, hülfloser Kummer lag in seinen frühe gealterten Zügen.

„Verzeihen Sie mir, Margaretha", begann er bescheiden, „wenn ich Sie in Ihrem Schmerze störe . . . . Sie wollen allein sein . . . . Ich kenne das!" setzte er mit einem Seufzer hinzu, indem er ihre Hand wie zu einer Beileidsbezeugung drückte, und seine Augen blinzelten, wie um hervorquellende Thränen zurückzuhalten.

Margaretha blickte erstaunt auf ihn; zögernd wies sie ihm einen Stuhl fern von ihr an und er gehorchte willig ihrer Handbewegung.

„Der König hat geschrieben", fuhr er dann mit umflorter Stimme fort, indem er ein Blatt Papier durch die Luft fächelte, „es dürfe kein Zwang auf Sie ausgeübt werden und einzig und allein von Ihrer Entscheidung solle es

abhängig gemacht werden, ob wir nach Birkensee gehen, oder nicht." Nach diesen Worten hielt er inne und blickte die Prinzessin forschend an.

Ihre Züge hatten sich bei der Nachricht von der Rücksicht, welche der König nachträglich gegen sie beobachtete, neu belebt und ein Ausdruck von wiederkehrender Energie war zum Vorschein gekommen, den der Prinz unmöglich zu seinen Gunsten deuten konnte.

„Margaretha!" rief er in einem flehentlichen Tone, der ihr durch Mark und Bein ging, „Alles, nur das nicht! Fordern Sie von mir, was Sie wollen, dies Eine kann ich nicht leisten! .... Hier drückt Alles auf mich, die Luft, die Menschen, die Mauern. Ich fühle mich gehemmt und gebunden bei jedem Schritt, beobachtet, verspottet, verhöhnt! Niemand versteht mich zu behandeln, jedes Wort, das man zu mir spricht, fühlt sich an wie ein Dolchstoß und jede Stunde, die ich hier verbringen muß, ist eine Kette ununterbrochener Qualen für mich! Ich ertrage es nicht länger, haben Sie Erbarmen mit mir!" —

Er ließ sich zu ihren Füßen niedergleiten, und wie er so vor ihr kniete, Thränen in den großen, träumerischen Augen, die Hände wie zum Gebet gefaltet, fühlte sie zum ersten Mal sich ein Mitleid regen in ihr, zu dem die Erfahrung eigener Seelenqualen ihr Herz nunmehr umgestimmt und gleichsam prädisponirt hatte.

„Stehen Sie auf, Prinz!" sagte sie schnell. „Es geziemt sich nicht, daß Sie vor mir knieen."

Die milde Wärme, die in ihrem Tone lag, schien eine hellere Gedankenreihe im Geiste des Prinzen anzuschlagen.

„Birkensee!" rief er, indem sein Auge vor sehnsüchtiger Begeisterung weiter wurde. „Glauben Sie mir, dort wird Alles besser werden. Ich werde seine herrliche Luft in vollen Zügen trinken, jeder Baum in seinem Parke ist einer lieben unvergänglichen Erinnerung geweiht, und die tiefe Stille, die in ihrem Schatten herrscht, senkt sich wie Balsam auf den wunden Geist. Nur die Welt hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin, die Welt und Schicksalsschläge, denen stärkere Naturen, als die meine, unterlegen wären! Draußen wird es mir leichter werden, ich werde freier athmen, die lachenden Felder und der unbeschränkte Horizont werden mir den Hintergrund geben, den mein Geist zu seiner Entfaltung bedarf" ....

Sein Gesicht erstrahlte beim Erwachen der frohen Vorstellungen der Befreiung von dem inneren Zwang durch eine äußerliche Ortsveränderung, — eine Illusion, welcher sich bekanntlich auch gesunde Phantasien nicht selten mit Vorliebe hingeben.

Auch der Prinzessin entging dieser Gedankenfehler. Sie fand, daß der Prinz merkwürdig viel Wahres aussprach und frug sich vergebens, wodurch er sich in diesem Augenblicke von einem Vernünftigen unterscheide.

Er sollte sie alsbald noch mehr in Staunen setzen.

„Auch die Wunden Ihrer Seele, Margaretha", fuhr er nach einer Weile in gedämpftem Tone fort, „werden sich auf dem Lande leichter und sanfter schließen, als hier im Gedränge der Welt. Sie müssen viel gelitten haben; denn Sie haben viel verloren! Ich weiß es, ich wußte den Verblichenen zu schätzen, denn ich sah ihm auf den Grund des Herzens und beobachtete im Stillen alle Peripetieen dieses Dramas, das nothwendig einen traurigen Ausgang nehmen mußte, wie Alles irdische Glück, zumal das, welches man auf Seitenwegen sucht. Wähnen Sie nicht, daß ich Sie an-

klage! Ich kenne das unveräußerliche Recht der Gefühle, die über uns kommen, wir wissen nicht von wannen, und derer wir uns nicht mehr erwehren können. Ihre Klagen werden in meinem Herzen einen Wiederhall finden und unsere ähnlichen Leiden werden brüderlich in Eins zerfließen."

Margaretha brachte ihr Tuch vor die Augen und schluchzte. Sie bedachte, indem sie sich bei Berührung aller wunden Stellen ihrer Seele sich ihrem Schmerze hingab, nicht, daß diese Thränen ein Geständniß involvirten; es bewegte sie zu tief, durch den Eintritt der traurigen Katastrophe ihren exaltirten Rächer in einen Freund umgestimmt zu sehen und dort einem Verständniß ihres Schmerzes zu begegnen, wo das Verständniß für alle Wahrheit in seinen Wurzeln getrübt schien.

Sie ahnte nicht, daß das, was sie für Seelengröße ansah, nichts war, als die Logik eines kranken Geistes, die vor keinem Mittel zurückschreckt, einen augenblicklichen Zweck zu erreichen.

„Entscheiden Sie!" drängte er jetzt, „entscheiden Sie über Tod und Leben!"

Margaretha hatte diese Sache bis auf diese Stunde für bereits entschieden angesehen und in dumpfer Ergebenheit den Dingen entgegengeharrt, die da kommen sollten. Nun zeigte sich ihr auf einmal ein Ausweg. Der König legte die Entscheidung noch einmal in ihre Hand. Sollte sie den Augenblick ungenützt vorüber gehen lassen? — Sie zögerte. „Reisen Sie voraus!" sagte sie endlich, „ich folge Ihnen, ich folge Ihnen gewiß später."

Doch nicht das war es, was der Prinz wollte. Er wußte zu gut, daß die Absicht des Königs darauf ging, sie an demselben Orte vereinigt zu wissen, um sich mit dieser Ausflucht zu begnügen.

„Ich kann, ich darf nicht ohne Sie reisen", sagte er und durch seine Stimme zitterte die Angst, ihre Entschließung möchte eine definitive sein. „Wird es Ihnen denn so schwer, mir zu folgen? Haben Sie denn nicht am Altar geschworen, mir treu zu bleiben in gesunden und in kranken Tagen und wollen Sie diesen Schwur gerade nun brechen, da Alles mich verläßt? Mein Bruder starb dahin und so weit ich blicke führt mich der Pfad der Erinnerung durch eine schattenvolle Gräberstraße. Der arme Klamm ist entlassen worden. Niemand hält bei mir aus! O seien Sie groß und mild! Oeffnen Sie Ihr Ohr meinen Bitten, um des Unrechts willen, das Sie und er und sei es auch nur in Gedanken an mir begangen!"

Die Prinzessin erschrak. Bei den letzten Worten war sein Blick wieder stier und wild, sein Ton hoch und anklagend geworden; aber er mochte den Eindruck bemerkt haben, den er damit hervorbrachte und unterwürfig wie zuvor, fuhr er fort: „Der, den Sie geliebt haben, steht neben mir, und vereinigt seine Bitten mit den meinen, ich fühle es. Bringen Sie das Opfer in seinem Namen!"

In seinem Namen! — Margaretha überlief es heiß und kalt. Es stieg plötzlich in ihr auf wie eine leuchtende Feuersäule und es war ihr, als ob man ihr, der Untergehenden, das rettende Tau darreiche. Ein Unrecht war begangen worden, eine Sühne war nothwendig. Hier lag sie. Das Schicksal verlangte, daß sie ein Opfer bringe, für ein anderes Opfer, das für sie gebracht worden war!

Mit einer Art von fliegender Begeisterung bemächtigte sich ihrer dieser Gedanke, der über sie gekommen war, wie eine höhere Eingebung.

„Ich will Sie nicht unglücklich machen", sagte sie, indem sie ihm die

Hand darreichte. Er nahm sie zögernd und sein Blick verlangte eine Erklärung dieser noch immer zweifelhaft klingenden Entschließung.

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen!“ sagte sie mit Nachdruck.

„Margaretha!“ Er ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen.

Sie hielt ihn sanft zurück. „Und Sie versprechen mir dagegen“, frug sie mit ernster Eindringlichkeit, „ruhiger zu werden und Ihre düsteren Gedanken zu bekämpfen?“

„Ich will es versuchen!“ gelobte der Prinz mit einem tiefen Seufzer, durch den es hindurchklang wie ein vages Bewußtsein, daß eben gerade das sein Leiden ausmache, daß solche Versuche nicht mehr im Bereiche seines schwachen Ichs lagen.

Man sagt, daß oft ein schwerer Schicksalsschlag, ein tiefer Kummer, der Leben und Gemüth in ihren Wurzeln benagt, in einer einzigen Nacht das Haar Derjenigen gebleicht habe, die davon getroffen wurden. Noch öfter — unsichtbar dem Auge der Menge — bleicht und altert so eine tiefe Wunde das Herz und wie der Reif die Blumen, so tödtet sie die Heiterkeit und jenen unbefangenen ersten Lebensmuth, der die Lasten und den Schmerz der Welt mit einem Lächeln trägt.

Als die Prinzessin Margaretha von einem längern Aufenthalt auf Birkensee in die Residenz zurückkehrte, war eine sichtbare Aenderung in ihrem Wesen vor sich gegangen. Auf ihren Zügen lag ein steter Ernst und es schien, als ob sie auch körperlich größer geworden wäre. Sie erfüllte fortan die Pflichten, die Stellung und Geburt ihr auferlegten, ohne Murren; sie ertrug den Mann, den ein hartes Schicksal an sie gekettet, ohne Wiederstand und pflegte seiner, als ob sie ihn unter Hunderten erwählt hätte.

Der Wahnsinn des Prinzen war nach längeren Aufregungsstadien allmälig in mildere Formen übergegangen. Das Dasein Margaretha's ist ihm zum Bedürfniß geworden; denn ihr Bild ist schließlich mit dem seiner ersten Geliebten in Eins zerflossen und er vergöttert in ihr, wie die Pflegerin seiner Leiden, so die schönsten Erinnerungen seiner Jugend.

Auch der greise Monarch hat die Prinzessin im Laufe der Zeit immer mehr und mehr achten gelernt. Sie hat die Versöhnung mit der Linie seiner wahrscheinlichen Thronfolger angebahnt und bildet nun am Hofe eine Partei, die nur im Sinne des Friedens und der Wohlthätigkeit wirkt.

Nur Eines hat die Prinzessin unwiederbringlich verloren: es ist jene kindliche Naivetät ihres ersten Auftretens, jene spontane Heiterkeit, jener erste Schmelz der Seele. Niemand hört mehr jenes helle Lachen aus ihrem Munde, das so seltsam durch den gedämpften Ton des melancholischen Hofes schallte.

Wenn sie an der Seite ihres Gemals, in tiefes Schwarz gekleidet, das sie seit dem Tode Waldeck's mit Vorliebe trägt, durch den grünenden Schloßpark dahinfährt, bleiben Viele stehen und blicken ihr mitleidig nach, gleich als wollten sie sagen: Auch sie ist ein Opfer der Staatsinteressen.

Aber die Pflichterfüllung ist ein heiligender Zwang, der vom Selbst befreit. Die Prinzessin vergaß es im Laufe der Zeit, ein Opfer zu sein; sie vergaß es aber niemals, ein Opfer gemacht zu haben!

Roman und Novelle.

Ein Betrachtung von **Ernst Eckstein.**

Als Paul Heyse Jahr um Jahr die deutsche Nation mit immer neuen Blüthen seiner köstlichen Novellistik erfreute, da wurde von diesem oder jenem kritischen Klugsprecher der Wunsch ausgedrückt, der fruchtbare Dichter möge doch nun auch einmal „etwas Größeres“ schaffen und nicht immer und immer wieder sein Talent in der bisherigen Weise „zersplittern.“ Die gedankenlose Menge hat die Phrase getreulich nachgesprochen; gute Freunde werden gleichfalls das Ihre gethan haben, bis denn Paul Heyse in der That mit „etwas Größeren“, das heißt mit einem dreibändigen Roman vor das Publicum trat, um schon nach kurzer Frist eine zweite Schöpfung gleichen Umfangs folgen zu lassen. Beide Dichtwerke, und namentlich das letzte, sind reich an überaus werthvollen Einzelheiten; daß sie aber, als Kunstwerk aufgefaßt, einen Fortschritt bedeuteten; daß sie im Puncte der Composition, in der architektonischen Gliederung den meisten der Heyse'schen Novellen nur gleich kämen, das wird der Dichter selbst nicht behaupten wollen. Es ist eben aus inneren Gründen unmöglich, daß ein dreibändiger Roman in dieser Beziehung mit der Novelle wetteifere; die Vorliebe der Kritik für den Roman im Gegensatz zu der Novelle beruht auf einer Verkennung des wahren Verhältnisses zwischen der räumlichen Größe eines Werkes und der künstlerischen Beschaffenheit.

Nur der Unverstand mißt den Werth einer künstlerischen Hervorbringung mit der Elle, nur die laienhafteste Thorheit überläßt sich dem Wahn, als sei die Schaffung eines räumlich größeren Werkes schwieriger als die eines räumlich kleineren. Just das Gegentheil ist der Fall, denn das Schwierigere — wenn wir denn einmal bei diesem Ausdruck bleiben wollen — beruht nicht in der Aneinanderreihung von Einzelheiten, sondern in der Herausarbeitung einer künstlerischen Harmonie, einer Gesammtwirkung, mit einem Worte in der Hervorbringung eines Ganzen. Je kleiner nun ein Kunstwerk im räumlichen Sinne ist, um so empfänglicher ist unser Auge für etwaige Schwächen im Puncte der Composition; je umfangreicher dagegen ein Werk ist, um so weniger werden die Mängel der Composition empfunden. Ja, es läßt sich leicht nachweisen, daß es eine Grenze giebt, jenseits deren ein Werk überhaupt nicht mehr als Ganzes zu wirken vermag, daher denn hier ausschließlich das Einzelne zur Geltung kommt, etwa nach Art der einzelnen Landschaftsgruppen eines Cycloramas, das sich unübersehbar vor unseren Augen abrollt und ein Urtheil über seine Totalität nicht gestattet. Ein vielbändiger Roman kann selbstverständlich nach streng künstlerischen Gesetzen componirt sein: aber es ist beinahe gleichgültig, ob er dies ist oder nicht, denn das Künstlerische in seiner Composition kommt größtentheils nicht zur Wirkung. Stellen wir uns einen ungeheuern Palast vor, dessen Façade in einer Ausdehnung von vielen tausend Metern die Seite einer engen Straße einnähme. Augenscheinlich wäre es für den Eindruck dieser Façade völlig ohne Belang, ob der Künstler bei ihrer Construction nach den Gesetzen der Symmetrie, des goldenen Schnittes 2c. 2c. verfahren hätte oder nicht. Ein Ueberblick über das Ganze ist ja unmöglich. Wenn wir an der Frontseite entlang gehen, so wirkt eben lediglich das Detail, das Ornamentale, die zur Ausschmückung verwandten

Statuen ꝛc., während uns die Verhältnisse der Einzelheiten zum Ganzen entweder gar nicht oder nur in sehr beschränkter Gestalt zum Bewußtsein kommen. Wir müssen zählen und rechnen, wir müssen zu wiederholten Malen vor der Façade auf- und niedergehen, um schließlich für unsern Verstand, nicht aber für unsere Anschauung von dem Ganzen ein Bild zu gewinnen.

In gleicher Weise verhält es sich mit einem Dichtwerke, das über eine gewisse räumliche Grenze hinausgeht. Das instinctive Bewußtsein, daß die musterhafteste Composition hier ohne die volle künstlerische Wirkung bleibt, drückt lähmend auf das Compositionstalent. Eine Schaffungsfreude für das, was doch nicht zur Geltung kömmt, würde der ganzen psychologischen Anlage der Menschennatur zuwider laufen. So wenig ein Maler sonderliches Vergnügen dabei empfände, das Innere eines dunklen Ziehbrunnens mit Fresken zu schmücken; so wenig ein Plastiker die dem Boden zugekehrte Fläche eines Salonwagens mit Reliefschilderungen bedecken möchte: eben so wenig fühlt sich der künstlerische Instinct des Dichters geneigt, seine Schöpferkraft auf Dinge zu verwenden, die ganz wie jene Fresken und jene Reliefschilderungen ungesehen bleiben müssen. Hierher aber gehören gewisse Feinheiten der Composition, die nur bei Kunstwerken von geringerem Umfang zu Tag treten, während sie jenseits einer bestimmten Grenze jeden Eindruck verfehlen. Man möchte hier an gewisse Finessen der mimischen Kunst erinnern, die in kleineren Räumen von höchster Bedeutung sind, in größeren dagegen spurlos vorüber gehen.

Die Composition umfangreicher Dichtungen wäre hiernach eine absolut willkürliche? Keineswegs. Wenn der oben als Beispiel citirte Palast in der engen Straße seinen Renaissancestil plötzlich in den gothischen oder in den maurischen verwandelte, wenn seine Höhe jählings ab- oder zunähme, wenn seine Fenster sich ohne jede Motivirung verbreiteten, dann würde man auch ohne die Composition des Ganzen überblicken zu können, sofort den Eindruck der schreientsten Kunstwidrigkeit heben und von ästhetischem Mißbehagen erfüllt werden. Das Gleiche gilt auf dem Gebiete der Dichtkunst. Auch hier unterliegt selbst das umfangreichere Werk noch gewissen compositionellen Gesetzen. Nur die künstlerische Geschlossenheit des Ganzen, mit einem Worte, die Composition im höheren Sinne geräth mehr oder minder in Wegfall, oder bleibt doch, wie oben erörtert, ohne die rechte Wirkung auf den Genießenden.

Hieraus erhellt, daß die räumlich kleineren Kunstwerke eine viel intensivere Gestaltungskraft heischen, als die räumlich größeren. Wir besitzen eine Anzahl höchst beliebter Romanschriftsteller, die jedes Mal Fiasco machen, sobald sie sich auf das Gebiet der Novelle begeben. Sie sind glänzend begabt für das Einzelne, für die Feinheiten der Charakterschilderung, für die breite Ausmalung des Zuständlichen, für die behagliche Darlegung langsamer psychologischer Prozesse; aber es fehlt ihnen das Geheimniß der Architektonik und jene innere Gesetzmäßigkeit, die aus den Fragmenten der Lebenserfahrung das künstlerisch Ganze aufbaut und so erst das eigentliche, das wahre Kunstwerk zu Tage fördert. „Nothwendigkeit", sagt August von Platen, „ist Dein geheimes Weihgeschenk, o Genius." Diese innere, echt künstlerische Gesetzmäßigkeit, dieses organische Erwachsen aus der Grundidee, das die Novelle mit dem Drama gemein hat, begründet ihre künstlerische Ueberlegenheit über den modernen Roman, bei dem die Dreibändigkeit ja nachgerade fast zum Dogma geworden ist. Jeder begabte Novellendichter, der die Lust

verspürt, kann sich mit Erfolg dem Roman zuwenden; aber bei weitem nicht jeder Romanschriftsteller vermag eine gute Novelle zu schreiben. Man hat behauptet, das Größere im Roman beruhe darin, daß er gleichsam den ganzen Kreis eines Lebens darstelle, die Novelle jedoch einen Kreisausschnitt. Man vergißt hier, daß auch der Novellist das Vor- und Nachher im Schicksal seines Helden in sehr vernehmlichen Tönen mit herein klingen lassen und so den Kreisausschnitt für die Phantasie des Lesers vollständig abrunden kann, falls die Kunst dies erheischen sollte. Streng genommen, behandelt jedoch in der Regel auch der Roman einen Ausschnitt; er müßte denn vollständig zur Biographie werden, die mit der Geburtsstunde des Helden anhebt und mit seinem Tode endet. Gerade die Concentration auf einen Gipfelpunct in dem Entwickelungsgange des Individuums, wie sie der Novelle eigenthümlich ist, gerade diese Concentration findet sich in den größten epischen Kunstwerken aller Zeiten und Völker, und selbst der Roman hat ihr instinctiv nachzustreben. Die Ilias erzählt uns nur den Zorn des Achilles; die Wahlverwandtschaften gruppiren sich in durchaus novellistischer Form um die Grundidee. Richtiger würde man sagen, daß der Roman einen größeren Kreisausschnitt behandelt als die Novelle, oder daß er die Kreisausschnitte aus dem Leben verschiedener Individuen unter einem Gesichtspuncte zu vereinigen strebt.

Die künstlerische Superiorität der Novelle über den modernen Roman beruht, wie gesagt, vornehmlich in ihrem geringeren Umfang, — genau im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht des Publicums. Ein zweites Moment, das in der Verschiedenartigkeit der Stoffe liegt und am treffendsten wohl dahin präcisirt werden dürfte, daß der Roman sich mit der Biographie, die Novelle sich mit dem Drama berührt, ist aus dem Gesichtspuncte der künstlerischen Wirkung weit unwichtiger. Unsere Bemerkungen beziehen sich daher weniger auf den Roman an sich als auf den vielbändigen Monstre-Roman, auf den Riesenpalast in der engen Straße. Der Begriff des Romans ist bekanntlich von dem der Novelle nicht mit absoluter Schärfe zu trennen. Beide Gattungen gehen in einander über, so daß es also in erster Linie und wesentlich der über alles vernünftige Maß hinauswachsende Umfang ist, der die Kunst von der Unkunst scheidet. Ich möchte im Großen und Ganzen den Grundsatz aufstellen: jedes Dichtwerk verzichtet auf die künstlerische Wirkung seiner Totalität, wenn es nicht von dem Genießenden auf einmal, ohne zeitliche Unterbrechung, recipirt werden kann. Hiernach ergeben sich die Grenzen für seine Ausdehnung ganz von selbst, und der echte Roman der Zukunft wäre der einbändige. Auszunehmen von dieser Regel sind natürlich solche Romane, die ihrer Composition nach mehr oder minder als ein Cyclus von Einzelgeschichten, als eine Galerie in sich abgerundeter Abenteuer aufgefaßt werden können, wie der unsterbliche Don Quichote des Spaniers Cervantes oder der Gil Blas von Lesage.

Daß die räumliche Ausdehnung eines Kunstwerkes die Grenze, innerhalb deren ein Genießen ohne Unterbrechung möglich ist, nicht überschreiten darf, hat man auf anderen Kunstgebieten längst anerkannt. Nur der rein äußerliche Umstand, daß man ein Buch zuklappen und die Lectüre zu jeder beliebigen Frist wieder aufnehmen kann, hat auf dem Gebiete der Dichtkunst einen Mißbrauch einreißen lassen, der innerlich ebenso wenig berechtigt ist, wie er dies auf anderen Gebieten sein würde. Denn die Kunst ist Eine. Die Grenze der Aufnahmefähigkeit hat für das Bühnenwerk ein Maximum des

Umfanges geschaffen, das Niemand ungestraft überschreiten wird. Die dramatische Trilogie liefert keinen Gegenbeweis; einmal scheint sie unserem Kunstgefühl doch ziemlich stark zu widerstreben, denn sie hat sich zu keiner Zeit bei uns einbürgern wollen, zweitens aber verlangt man auch von den einzelnen Dramen einer Trilogie die künstlerische Selbstständigkeit, die innere Abrundung und am Schluß den vollen Ruhepunct für den Beschauer. Kein dramatischer Dichter würde sein Publicum unmittelbar vor der Katastrophe oder gar nach der Exposition entlassen. Wer aus dem Schauspielhaus ins Freie tritt, der will ein Ganzes genossen haben, denn nur so ist ein künstlerisches Genießen möglich.

Ganz den gleichen Anspruch erhebt das Publicum bei musikalischen Kunstwerken. Eine Symphonie, die den Zuhörern nicht auf einmal vorgeführt werden könnte, wäre ein Unding.

Noch entschiedener verlangt man die Totalität des Genusses von den Werken der bildenden Kunst. Das wunderbarste Gemälde, das man in zwei getrennten Hälften zu sehen bekäme, würde nur Mißbehagen erregen. Einem solchen Zertheilen in zwei Hälften aber müßte es gleich kommen, wenn der Maler ohne Rücksicht auf den Standpunct seiner Beschauer sein Werk räumlich so ausdehnen wollte, daß ein Ueberblick über das Ganze unmöglich wäre. Das ungeheure Wandgemälde des Tintoretto im Dogenpalaste zu Venedig — das Paradies darstellend — ist nur in dem riesigen Saale denkbar, dessen ganze östliche Seite es einnimmt, obgleich der Beschauer auch hier so weit zurücktreten muß, daß ihm wieder die Einzelheiten verloren gehen. In einem kleineren Raume, wo man die Theile des Bildes successive in sich aufnehmen müßte, ohne sie nachher durch eine Gesammtschau zu vereinigen, würde das Bild den Eindruck — eines modernen Romans machen. Welcher Künstler würde nun ein Vergnügen und ein Interesse daran finden, diese zersplitterte Betrachtungsweise nöthig zu machen? Augenscheinlich nicht der, dessen Schöpfungen sich durch besondere Vorzüge der Composition auszeichnen, sondern der, dessen Schwerpunct nach der Seite des Details, nach der wirksamen Behandlung der Farbe 2c. liegt. Er könnte hier mit dem größten Compositionstalent, das die gleiche Aufgabe mit ihm unternähme, erfolgreich wetteifern, da die herrlichsten Leistungen seines Concurrenten wirkungslos bleiben und die großartigste Composition ganz denselben Eindruck auf den Beschauer hervorrufen würde, wie die zerfahrenste Willkür.

Nein, es ist eine laienhafte, eine kindische Prätention, die Verdienste eines Künstlers nach dem räumlichen Umfange seiner Schöpfungen bemessen zu wollen. Wo geriethe da der Lyriker hin, wo der geschliffene Diamant, wo die Rose und der funkelnde Thautropfen? Sie müssen sich allesammt vor dem fruchtbaren Schmierer sensationeller Colportage-Geschichten, vor dem Pflasterstein, vor dem Riesencactus und vor dem Ententümpel verkriechen. Nicht die Masse, nicht das Wieviel, sondern die Struktur, das Wie, nicht das quantum, sondern das quale entscheidet über die künstlerischen Verdienste; und August von Platen hat Recht, wenn er singt:

„Ein einzig Lied, das wirklich Leben sprudelt,
Kommt mehr zuletzt in aller Menschen Hände
Als hundert starke, doch gekleckte Bände.“

Schwer erkämpft.

Erzählung von **Hans Reimar.**

(Schluß.)

„Was ist unserem Herrn?" fragten die Diener Benno's von Helbing einander. Eine ganz fieberhafte Unruhe hatte ihn ergriffen. Er schien nie zu wissen, wie die Zeit verging und was um ihn herum geschah. Sein chef de cuisine, der einst so stolz gewesen war auf seine Kunst, fing an zu verzweifeln; die gewählten Speisen, welche er mit so großer Geschicklichkeit bereitete, wurden unberührt wieder zurückgebracht, ja oft sogar geschah es, daß Benno, sonst einer der pünctlichsten Menschen, die Speisestunde völlig vergaß und lange nach der bestimmten Zeit mit zerstreuter, geistesabwesenden Miene, die schmerzlich anzusehen war, heimkehrte. Anfangs glaubte man, er habe große Geldverluste gehabt; dann hielt man ihn nur für schwermüthig und excentrisch. Es gingen die verschiedensten Gerüchte über ihn, doch Niemand kannte die seltsame Geschichte, die er dem alten Advocaten bei einer Flasche alten Madeira mitgetheilt hatte.

Als der Fürst von Greifenstein nach Deutschland zurückkehrte, begab er sich sofort nach Ellernau. Sein Zorn gegen den Millionär war groß. Drei Tage verweilte er in dem alten Meierhof, sprach aber zu Adelheid kein Wort von Liebe. Er fühlte mit ihr; er sagte ihr, daß sie recht gethan habe und ging mit der größten Güte auf all' ihre Pläne für die Zukunft ein. Ueber Reinhold und dessen Aussichten äußerte er sich in der freundlichsten Weise, und versprach Adelheid, keine Gelegenheit vorübergehen lassen zu wollen, wo er Reinhold's Interesse wahren könne, versprach ihr, Alles zu thun, was in seiner Macht stände, und Frau von Helbing schien es, als ob der große Pair ihre schöne Tochter inmitten ihrer Armuth und Dürftigkeit mehr noch bewundere als damals, wo sie als die Königin der glänzendsten Feste in der Residenz strahlte. Adelheid war von seiner Güte tief gerührt. Er blieb ihr Freund, trotzdem er aufgehört hatte, ihr Anbeter zu sein.

Es kam zwischen dem Fürsten und dem Millionär zu sonderbaren Auftritten. Der Fürst ging nach Rothenberg und versuchte es, Benno Vorstellungen zu machen, doch dieser wollte nichts hören. Er wollte nicht zugeben, daß er unrecht gehandelt hatte. Seine Nichte hatte ihm freiwillig, aus eigenem Antriebe getrotzt und ihm den Gehorsam verweigert, deshalb war zwischen ihnen Alles zu Ende.

„Sie will von mir nichts annehmen", sagte der Fürst sehr mißgestimmt; „gar nichts. Frau von Helbing will mir nicht einmal das Vergnügen machen, eine geringe Summe von mir zu leihen."

Benno's strenge Züge wurden nicht weicher. Jetzt nun wollte er auch keinen Zoll mehr nachgeben. Seiner Meinung nach war auf der ganzen weiten Welt noch nie ein Mensch so hart, so grausam behandelt worden wie er.

„Ich hätte niemals einem Weibe trauen sollen", sagte er zu dem Fürsten, der ihm seinerseits heilig versicherte, daß Niemand auf der Welt des Vertrauens so würdig sei, wie eben die Frauen.

Benno aber schüttelte ernst das Haupt. Es half nichts, ihm das zu sagen. Wann wäre er mit einer Frau in Berührung gekommen, die ihm nicht auf diese oder jene Weise Schmerz und Kummer bereitet hätte?

Die Kindesräuber.

Nach einer Originalzeichnung von F. Specht.

XXXII. Kapitel.

Der Herbst mit seinem bunten Laub, seinen lieblichen, spätblühenden Blumen, seinen warmen Tagen und seinem prächtigen Zwielicht war vorüber, fast unbemerkt hatte sich der kalte, scharfe, schneidende Winter eingeschlichen.

Frau von Helbing kränkelte und fühlte sich schwächer. Der Winter inmitten der Wärme, des Luxus und der Pracht von Rothenberg war schön gewesen; dort hatten Schnee, Kälte und Winde nichts Schreckliches; in der Einöde von Ellernau aber war diese Jahreszeit entsetzlich schwer zu ertragen. Wirkliche Entbehrungen hatte sie nicht zu erdulden, dafür sorgte der Fürst von Greifenstein. Kisten voll Wein, Wildpret, feine Früchte fanden fortwährend ihren Weg nach dem Meierhof. Die Kisten kamen ohne Brief oder Namen des Absenders, und es half Frau Elsa nichts, wenn sie sagte, sie wolle sie nicht annehmen, sie wisse nicht, von wem sie kämen. Adelheid war tief gerührt von ihrer Mutter Ergebung; sie machte ihr niemals Vorwürfe, äußerte nie ein Wort der Ungeduld, sagte niemals: „Sieh, Adelheid, an alledem trägst Du die Schuld.“ Sie war sanft und liebevoll. Kam es Adelheid vor, als litte ihre Mutter mehr als gewöhnlich, so küßte sie ihr das bleiche, ergebungsvolle Antlitz und flüsterte ihr Worte der Hoffnung zu. Dann pflegte die Mutter zu erwiedern:

„Du hattest ein Recht dazu, an Dein Lebensglück zu denken, mein Kind; Du hast nicht unrecht gehandelt. Du brauchst mich nicht um Verzeihung zu bitten. Ich würde auch mit Freuden die ganze Welt hingegeben haben um Deines Vaters willen.“

* * *

Eines Tages, als die Welt weiß und kalt in ihrer Schneedecke dalag, kam an Benno von Helbing ein Brief aus Amerika, ein Brief, der ihn fast wahnsinnig machte. Während er ihn las, milderte sich die Strenge seiner Züge und schmolz in einem hellen Strahl dahin — Staunen, Ueberraschung, Freude, Ungläubigkeit malten sich auf seinem Gesicht.

„Ich kann es nicht glauben“, rief er; „es ist unmöglich. Großer Gott, wenn mir die verlorenen Jahre doch könnten zurückgegeben werden, wenn ich mein Leben noch einmal beginnen könnte!“

Er las den Brief, und las ihn wieder, und dann legte er ihn auf den Tisch und faltete die Hände, seine Augen füllten sich mit Thränen, seine Lippen bebten.

„Es ist so spät, so spät“, schluchzte er; doch dem Himmel sei Dank dafür, ob lebend oder todt!“

Er konnte sich nicht beruhigen. Er ging mit dem Brief hinaus in den gefrorenen Wald und las ihn von Neuem. Er kehrte nach Haus zurück, setzte sich an das Feuer in seinem Arbeitszimmer und las ihn wieder. Und als er sich des Abends zur Ruhe niederlegte, drehte er die Lampe höher, damit er genug sehen könne, um den Brief noch einmal zu lesen.

War er den Leuten vorher schon sonderbar und wie halb verwirrt erschienen, so setzte er sie jetzt noch mehr in Verwunderung. Die Dienerschaft erklärte, er wisse gar nicht mehr was er thue. Er hatte den Brief sofort beantwortet, und bald kam ein zweiter, doch, nachdem er diesen gelesen, zeigt

er eine bleiche, verstörte Miene, denn es wurde ihm darin mitgetheilt, daß die Spur dessen, was er suchte, nach einem bestimmten Datum gänzlich verwischt sei, und der wegen Nachforschungen ausgesandte Polizist glaubte nicht, daß es einen Zweck hätte, wenn er noch länger dort bliebe. Benno's Gesicht schien bei Durchlesung dieses Briefes plötzlich älter zu werden, bleich und verstört kniete er nieder und begrub es mit seinen Händen.

„Ich bin ein elender Sünder", sprach er, „und meine Sünden kommen über mich. Ich bin gerecht bestraft."

Verzweiflung erfaßte ihn. Er schickte nach seinem Advocaten und sie hatten lange Unterredungen miteinander; doch diese führten zu nichts, und Benno von Helbing wurde täglich unglücklicher.

Indessen hatte Reinhold Martens seinen Proceß gewonnen, und sein Name wurde allenthalben mit der größten Achtung genannt; sein Ruhm war gegründet. Noch einige Monate Geduld, schrieb er an Adelheid, dann würde er im Stande sein, das Daheim zu gründen, nach dem er sich so sehr sehnte — nur noch einige Monate.

Eines Sonntags saß Reinhold bei seiner Mutter. Die heitere, anmuthige Künstlerin liebte ihren Sohn mehr als die ganze Welt. Sie war stolz auf ihn; sie sonnte sich in seiner glänzenden, starken Männlichkeit, sonnte sich in seinen Talenten und seiner schönen Seele.

Er sah blaß und elend aus. Er machte den Eindruck, als habe er nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts, wo er hätte schlafen sollen, hart gearbeitet. Seine Mutter tadelte ihn deshalb und er gestand die Wahrheit. Seit einiger Zeit hatte er von vierundzwanzig Stunden fast zwanzig hindurch gearbeitet.

„Warum nimmst Du Dir keine Hülfe und schonst Dich nicht?" fragte seine Mutter.

„Weil ich jeden Pfennig brauche, den ich mir verdiene, Mutter. Ich kann keinen einzigen entbehren."

Ihre heiteren, wechselnden Züge umwölkten sich.

„Wozu brauchst Du so nothwendig Geld, Reinhold?"

„Zum Heirathen, Mutter. Ich will meinem Liebling ein hübsches Daheim schaffen. Sie drängt mich nicht dazu, sie würde noch Jahre lang warten, aber ich habe keine Ruhe."

Frau Martens erschrak, als sie in das bleiche Gesicht ihres Sohnes blickte. Sie wollte ihm das Versprechen abnehmen, daß er weniger arbeiten würde. Er lachte und erwiederte, daß er ein solches Versprechen nicht geben könne.

„Es ist Alles recht schön, Mutter", fügte er hinzu, „was soll aber aus meinem Liebling werden, wenn ich nicht arbeite? Ich werde mein ganzes Leben hindurch arbeiten müssen, hart sogar, denn ich habe es mir gelobt, daß es Adelheid an nichts fehlen soll, was Andere haben. Sie soll Alles haben, was sie sich wünscht. Zu alledem brauche ich Geld und ich habe nur Geld, wenn ich es mir erarbeite."

Frau Martens versank nach dieser Unterhaltung in tiefes, langes Sinnen. Sie sah, daß ihr Sohn seine schöne Braut so innig liebte, daß er sein Leben zu Grunde richten würde, um sie mit allem Luxus umgeben zu können. Tag und Nacht wollte es ihr nicht aus dem Sinn gehen. Ihr Bild stand unberührt auf der Staffelei; ihr Werk ruhte, sie verbrachte die ganze Zeit

mit Denken. Das Ergebniß davon war ein an ihren Sohn adressirtes Billet. Es lautete:

„Mein lieber Reinhold, ich muß nach Ellernau gehen und es wäre mir lieb, wenn Du mich begleiten möchtest. Triff Deine Vorkehrungen zu der Reise und laß Dich heute Abend bei mir sehen."

Reinhold's Erstaunen, als er seiner Mutter Briefchen las, war groß. Er begab sich sofort zu seiner Mutter und seine erste Frage war:

„Warum gehst Du nach Ellernau, Mutter? Was kannst Du dort wollen?"

„Ich habe eine Geschichte zu erzählen, mein lieber Reinhold, und da ich sie nicht zweimal erzählen möchte, sollst Du sie dort mit anhören."

Weiter brachte er kein Wort von ihr heraus.

Am folgenden Tage reisten sie ab, und während der ganzen Reise kam ihm seine Mutter ganz eigenthümlich vor. Sie lachte und weinte, war heiter bis zur Ausgelassenheit und versank plötzlich in die düsterste Stimmung. In einem Athemzuge schilderte sie sich als das glücklichste und zugleich elendeste Wesen. Wenn ihr Sohn sie auch als excentrisch und launenhaft kannte, so hatte er sie so doch noch niemals gesehen. Einmal zeigte sie sich geneigt, ihn in ihr Vertrauen zu ziehen, dann wurde sie plötzlich wieder zurückhaltend und schweigsam. Sie war ihm ein Räthsel.

„Aber, theure Mutter", sprach er, „ich kann Dir in Deinen Stimmungen nicht folgen, sie verwirren mich."

Darauf wurde sie überlegt und zärtlich.

„Mein lieber Reinhold, ich wundere mich nicht darüber. Bin ich mir doch selbst ein Räthsel. Ich weiß nicht, warum ich so wechsele, es ist so meine Natur. In Einem aber bin ich stets beständig und das ist meine Liebe zu Dir."

Das wußte er, und er wußte auch, daß es ihm nichts nützen würde, wenn er sich überlegte, wie er ihr ihr Geheimniß entlocken könnte.

Die beiden Reisenden erreichten Ellernau in der Dämmerung eines trüben Frühlingstages. Frau Martens blickte um sich und sagte: „Wie entsetzlich traurig ist es hier. Ist es möglich, daß Adelheid an diesen Ort gebannt ist? Das ist ja eine Ruine aber kein Haus!'

Dann aber erfreute sich ihr Künstlerblick an dem alten, steinernen Thor.

„Das muß ich morgen zeichnen. Es verlangt eine matte Beleuchtung und kräftiges Hervorheben der dunkeln Blumen; das wird ein prächtiges Bild geben!"

Auch die alte Fontaine entzückte sie, sie sah so malerisch aus, und die kleinen Fenster mit den seltsamen Gitterscheiben.

„Aber theuerste Mutter, wenn Du überall stehen bleibst, um jede Kleinigkeit an dem Aeußeren Ellernaus zu bewundern, so werden wir das Innere nimmer zu sehen bekommen. Hast Du denn Frau von Helbing durch ein paar Zeilen von unserem Besuch unterrichtet?"

„Nein, mein Sohn; ich liebe dramatische Ueberraschungen. Um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich möchte Adelheid gern so sehen, wie sie eben ist, ohne jede Vorbereitung."

Die alte Cordula öffnete die Thür und sah erstaunt auf, als sie Reinhold Martens mit einer Dame erblickte.

„Wie froh bin ich, daß Sie kommen, Herr Martens", rief die alte Dienerin, „denn die Damen sind so traurig. Aber sie erwarten Sie nicht und

Frau von Helbing ist recht leidend. Ich will Fräulein Adelheid holen, denn der gnädigen Frau könnte die Ueberraschung schaden."

„Das wird das Beste sein", meinte Reinhold; und in der nächsten Minute stand Adelheid lieblicher denn je vor ihnen.

Es entfuhr ihr kein Schrei, aber ihr Antlitz wurde todtenbleich als sie Reinhold und seine Mutter erblickte. Er küßte das blasse Gesicht bis die Farbe zurückkehrte, dann drückte auch Frau Martens einen Kuß auf ihre Wange. Adelheid blickte von dem Einen zu der Andern und sagte:

„Es ist kein Unglück geschehen, sonst würden Sie nicht lachen; warum aber kommen Sie an diesen traurigen Ort, wo man eigentlich Niemanden empfangen kann?"

„Wir sind hier", erwiederte Frau Martens, „weil ich Ihnen eine Geschichte zu erzählen habe."

„Eine Geschichte?" wiederholte Adelheid verwundert.

„Ja, eine Geschichte, die Sie sich nicht haben träumen lassen, eine Geschichte, welche sowohl Sie als Reinhold betrifft, obgleich sie nur ein neues Beispiel von der Unbeständigkeit der Frauen und der Thorheit der Männer ist."

„Reinhold ist nicht thöricht;" lachte Adelheid, „über andere Männer mögen Sie sagen, was Sie wollen, mit ihm müssen Sie aber eine Ausnahme machen."

„Natürlich", meinte Frau Martens. „Wollen Sie Ihre Mutter nun auf uns vorbereiten, da sie, wie ich höre, schwach und unwohl ist? Wir werden uns nicht lange aufhalten, also machen Sie sich nicht etwa Sorgen wegen unserer Bewirthung. Ich habe den Wagen in drei Stunden wieder herbestellt; da fahren wir wieder ab."

Adelheid versuchte Einspruch zu thun, Frau Martens schnitt ihre Bitte aber kurz mit den Worten ab:

„Ich bin überzeugt, daß Sie mir gehorchen werden, wenn Sie erst meine Tochter sind; thun Sie mir nun den Gefallen und beginnen Sie schon jetzt damit."

Es lag in Frau Martens Haltung etwas so Gebietendes, daß ihr niemals Jemand wiederstehen konnte. Adelheid ging, um ihre Mutter auf die Gäste vorzubereiten. Frau von Helbing ergriff unruhig ihrer Tochter Hand und fragte:

„Ist etwas Besonderes vorgefallen, mein Kind? Es ist sonderbar, Adelheid! Ist Dein Onkel vielleicht krank geworden?"

„Das glaube ich nicht, Mama. Ich habe im Gegentheil das Gefühl, als ob uns etwas Gutes bevorstände. Frau Martens macht ganz den Eindruck, als wäre es so."

Frau von Helbing schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Kind, für uns giebt es kein Glück! Es klopft nur ein Mal an jedes Menschen Thür; und wird ihm der Eingang verweigert, so kehrt es niemals wieder."

„Du bist also der Meinung, Mama, daß wir ihm den Zutritt verweigert haben?" fragte Adelheid heiter. Wie hätte sie anders als heiter sein können, da Reinhold bei ihr war?

„Du hast ihn ihm verweigert; aber Du hast ja vollkommen das Recht dazu, wenn Du es willst. Ich kann mir wohl vorstellen, daß man Herrn Martens gern ein Opfer bringt, er ist Deinem Vater so ähnlich, mein liebes Kind."

Darauf trat Frau Martens in das Zimmer. Lebhaft ging sie auf Frau von Helbing zu, welche auf dem Sopha lag und küßte sie.

„Lassen Sie sich nicht stören, gnädige Frau", sprach sie. „Ich bin nur gekommen, um Ihnen eine kurze Geschichte mitzutheilen, und sobald ich damit zu Ende bin, gehe ich wieder. Bitte, bleiben Sie ganz ruhig liegen. Ich werde mich hier neben Sie setzen. Reinhold, mein Sohn, ich würde mich leichter fühlen, wenn Deine Hand in der meinen ruhte."

Reinhold war sofort an seiner Mutter Seite und ergriff ihre Hand; und als nun die Blicke der Drei schweigend an ihr hingen, wechselte ihr Gesicht leicht die Farbe. Halb schüchtern, halb keck schaute sie sie an und begann:

„Ich war niemals ganz so wie andere Frauen. Mir fehlte ihre Lebensklugheit und ihr überlegtes Benehmen. Ich habe größere Fehler, aber ich glaube auch größeres Genie. Wenige würden vielleicht so offen reden. Doch ich will nicht von meinem Charakter sprechen, sondern meine Geschichte erzählen; ich halte es aber für meine Pflicht, mich zu schildern, weil, wenn in gewissem Grade Sie mich von dem gewöhnlichen Standpunct aus beurtheilen, Sie mich niemals verstehen und sich eine ganz falsche Meinung bilden werden. Mein Mädchenname, Sie sehen, daß ich mit dem Anfang beginne, war Elise Martens."

Adelheid, welche ihren Geliebten anschaute, begriff nicht, warum sein Gesicht aufflammte und seine Lippen wie unter dem herbsten Schmerze bebten.

Frau von Helbing richtete den Kopf empor, und lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Frau Martens lächelte und nickte ihrem Sohne zu.

„Ich weiß, was Du denkst, Reinhold", fuhr sie fort, „doch höre geduldig weiter. Mein Vater war kein Künstler, und ich kann nicht sagen, woher ich meinen Farbensinn habe; von ihm jedenfalls kam meine Leidenschaft für die Kunst nicht. Er war Arzt, doch ein leichtsinniger Mann. Ich kann mich nicht entsinnen, daß er jemals länger als zwei Jahre an einem Ort geblieben wäre. Er war sehr geschickt, doch nichts weniger als beständig. Er schrieb ein Buch, welches die medicinische Welt staunen machte, und verschwendete die Summen, welche ihm dasselbe einbrachte, in der thörichtsten Weise. Sie dürfen nicht glauben, daß sein Wanderleben den geringsten Einfluß auf meine Erziehung hatte. Bis zu meinem sechzehnten Jahr war ich in einer der besten Schulen, und da erhielt ich von meinem Vater einen Brief, worin er mich fragte, ob ich mit ihm nach Peru gehen wolle. Nichts hätte mehr nach meinem Geschmack sein können; Alles war mir lieber, als noch länger in der Schule bleiben. Freudig willigte ich ein. So gingen wir zusammen nach Peru, und dort trat ich meinem Schicksal entgegen. Schon um meinetwillen wünschte ich, ich könnte ihnen eine romantische Liebesgeschichte erzählen, leider aber war die meine nur eine ganz alltägliche. Wir bezogen in Lima, wo sich mein Vater niedergelassen hatte, kein eigenes Haus, sondern lebten dort in einem großen Hotel, wo auch ein Deutscher, ein junger, aber finsterer, kalter Mann, den man für sehr reich hielt, wohnte. Zu jener Zeit schwärmte ich für die Kunst. Ich lebte in einem Traum von Farben, ein zartes Blau, ein leuchtendes Smaragdgrün, ein weiches Rosenroth, galt in meinen Augen mehr als ein Juwel. Auch fing ich an, entschiedenes Talent zum Porträtiren zu verrathen, ich gab mit wunderbarer Leichtigkeit die Züge von Gesichtern wieder, die ich ein einziges Mal gesehen hatte. Mein Vater war darüber sehr

erfreut und sagte, wenn ich guten Unterricht haben könnte, würde ich mir später sehr viel Geld verdienen können. Er selbst hatte kein Geld, um einen Lehrer zu bezahlen, doch der finstere, schweigsame, junge Deutsche bot ihm solches als Darlehn, nur als Darlehn, welches zurückgezahlt werden sollte, wenn ich meinen Lehrcursus beendet haben würde.

Ich will Sie nicht mit all' den Einzelheiten langweilen, kurz mein Vater war froh, daß ich im Stande sein würde, Geld zu verdienen. Er war dem jungen Deutschen von Herzen dankbar, und bat ihn, mit uns zu speisen, und nachdem die erste Zurückhaltung durchbrochen war, wurden mein Vater und sein Wohlthäter gute Freunde. Es waren zwei ganz verschiedene Menschen. Mein Vater gehörte zu den heitersten, lustigsten, leichtsinnigsten Naturen von der Welt. Er dachte nie an das Morgen; er wußte trüben Sorgen mit solcher Beharrlichkeit zu entgehen, daß ihn nie Jemand trübe oder nur ernst sah. Sein Charakter übte auf den jungen Deutschen einen wunderbaren Reiz aus. Nach kurzer Zeit fühlte er sich in unserer Gesellschaft ganz heimisch. Er brachte gern seine Abende bei uns zu; er sprach viel mit mir, und ich war so jung, so heiter, so glücklich in meiner Kunst, daß ich lustig und lebhaft auf seine Unterhaltung einging."

„Ich dachte niemals ernstlich über ihn nach, er zog mich in keiner Weise an und füllte nicht den kleinsten Platz in meinem Leben oder meinen Gedanken aus, und plötzlich fragte er mich, ob ich ihn heirathen wolle. Er war mir so völlig gleichgültig, der Gedanke an Liebe oder Ehe war mir nie gekommen; doch ich hatte stets nur meine Kunst vor Augen gehabt. Meine Antwort lautete, ich hätte keine Zeit an das Heirathen zu denken, und selbst wenn ich sie hätte, so wäre ich durchaus nicht gesonnen, meine Mädchenfreiheit aufzugeben. Er mußte gleich darauf zu meinem Vater gegangen sein, denn plötzlich ließ mich dieser zu sich kommen und sagte mir, es wäre ihm mitgetheilt, daß mir soeben jener Antrag gemacht worden sei, und daß er glaube, ich thäte gut daran, wenn ich ihn annähme. Er lachte, als ich ihm sagte, ich hätte keine Lust zum Heirathen, und lachte wieder, als ich erklärte, daß der kalte, verschlossene, ernste, finstere Deutsche der letzte Mann von der Welt sein würde, den ich heirathen möchte.

‚Das schadet nichts, Elise', sagte er darauf, ‚ich würde ihn heirathen wenn ich an Deiner Stelle wäre. Er ist ungeheuer reich; und im Grunde ist es doch ein sehr angenehmer Gedanke, einen eigenen Herd zu haben. Ich würde ihn heirathen, Kind, wenn ich Du wäre'."

Frau Martens schwieg einige Minuten und ein trauriger Ausdruck legte sich über das heitere Gesicht.

„Ich will mich nicht von meiner Schuld reinigen", fuhr sie fort. „Ich wurde weder durch Drohungen noch durch vieles Zureden gezwungen. Mein Vater behandelte die ganze Sache halb als Scherz, halb als ein Geschäft von sehr befriedigender Natur. Mit weniger Erwägen, als wenn wir über den Kauf eines neuen Claviers berathen hätten, mit weniger Wichtigkeit als wir einem neuen Bilde beilegten, beschlossen wir, daß ich den jungen Deutschen heirathen sollte. Ich bat mir nur das Eine aus, daß mir nämlich nach meiner Verheirathung noch gestattet sei, meine Künstlerlaufbahn zu verfolgen. Der ernste junge Deutsche bewilligte mir das, und nun waren unserer Meinung nach alle Schwierigkeiten beseitigt. Die Verbindung war mir vollkommen gleichgültig. In den Stand der Ehe zu treten, war für mich von geringerer Wichtigkeit, als der Einkauf eines neuen Farbenkastens. Ich nehme die Dinge

niemals ernst, doch mir schaudert, wenn ich daran denke, was ich nun that. Der Deutsche kaufte ein schönes Haus in Lima.

Hören Sie, Frau von Helbing, Sie, die Sie stets so innig für Ihre Tochter empfinden. Ich zählte gerade siebzehn Jahre, als ich heirathete, ohne die leiseste Ahnung dessen zu haben, was ich unternahm. Mir war die ideale wie die praktische Seite der Sache gleich unbekannt; und ich machte mir meine Verpflichtungen nicht eher klar, bis ich Frau war, ohne die Pflichten einer solchen zu kennen. Ich hätte niemals heirathen sollen; Festigkeit und Standhaftigkeit fehlten mir, ich bin noch nie mehrere Tage hindurch einer Meinung treu geblieben. Treu, wahr, innig und beständig habe ich nur einen Mann geliebt, und das ist mein Sohn Reinhold. So heirathete ich; und der Name des Deutschen, welchen ich heirathete, war Benno von Helbing."

Wäre der Blitz in die kleine Gruppe gefahren, so hätte die Ueberraschung nicht größer sein können. Frau von Helbing wiederholte den Namen Adelheid rief laut:

„Sie also sind ‚das Geheimniß', welches sein ganzes Leben verdüstert hat?"

Reinhold sprang auf, trat seiner Mutter mit bleicher, verstörter Miene gegenüber, und wiederholte mit ungläubigem Tone:

„Benno von Helbing! O Mutter, ist das ein Scherz?"

„Geliebter Reinhold", erwiederte sie ruhig, „wenn ich es mir so recht überlege, wünsche ich, es wäre ein Scherz, wenn auch vielleicht nicht Deinetwegen, so doch gewiß meinetwegen. Leider ist das, was ich gesagt habe, die volle Wahrheit."

„Mein Onkel ist Ihr Gatte!" rief Adelheid. „Ist es möglich, ist es kein Traum?"

„Es ist kein Traum", erwiederte Frau Martens, „obgleich ich Sie vorläufig bitten muß, mich noch bei meinem alten Namen zu nennen. Doch ich bin noch nicht zu Ende mit meiner Erzählung. Wir waren verheirathet, ich das gleichgültigste, sorgloseste, leichtsinnigste Mädchen und er der mürrischste, finsterste Mann. Er hegte eine leidenschaftliche Liebe für mich. Sie hätte gar nicht tiefer sein können, es wäre in der That besser gewesen, wenn sie geringer gewesen wäre. Er liebte mich grenzenlos, um so mehr, da ich völlig gleichgültig blieb. Es wird Sie nicht wundern, daß ich nicht eine Stunde mit meinem Mann harmonirte. Bevor die Sonne meines Hochzeitstages untergegangen war, fühlte ich, daß ich mich für das ganze Leben unglücklich gemacht hatte."

„Aber warum", rief Adelheid, „warum?"

Frau Martens seufzte tief.

„Wollte ich sagen, warum, oder den Grund erklären, so müßte ich meinen ganzen Charakter zergliedern. Ich kann nur sagen, daß Feuer und Wasser besser zusammen gestimmt hätten, als wir. Wir sind vollständige Gegensätze, und nicht solche Gegensätze, die sich ergänzen, sondern solche, die sich abstoßen. Wenn ich lachte, ärgerte er sich, wenn er lachte, so war es stets über etwas, das mir widerstrebte. Wenn meine veränderliche Laune vom Ernst zur Heiterkeit umschlug, oder von der Heiterkeit zum Ernst, war er böse, ärgerlich und verstimmt; er konnte keine Frau begreifen, die unter Thränen lächelte, oder unter Lächeln weinte. Er hätte eher die Farben des Regenbogens wiedergeben, den Gesang eines Vogels in Musik setzen, das wunderbare Lied der Wogen verstehen können, als daß er mich verstanden

hätte. ‚Was giebt es dabei zu lachen?' fragte er, wenn mich etwas amüsirte. ‚Warum weinst Du, wenn keine Veranlassung dazu da ist?' fragte er, wenn mir etwas das Herz ergriff. Wir konnten in nichts übereinstimmen, wir konnten uns nicht verstehen. Ich sah ihn als meinen mürrischen, finsteren Wächter, er mich als thörichtes, unerzogenes Kind an; und nach einiger Zeit war das gewöhnliche Resultat erreicht, die große Leidenschaft seiner Liebe verwandelte sich in Abneigung. Selbst dann noch hätte Alles gut werden können, wenn mein Vater noch gelebt hätte, doch er starb; und da kam mir zum ersten Mal das Gefühl, daß uns das Leben Verantwortlichkeiten auferlegt. Ich fing an in geringem Grade meine wahre Lage zu verstehen.

Ungefähr zu jener Zeit geriethen wir zum ersten Mal in heftigen Streit. Als ich an meinen Verlust dachte, weinte ich, als ob mir das Herz brechen wollte. Für mein kindisches Gemüth war jedoch der Gedanke, daß mein Vater eines der schönsten Grabmäler in Lima haben sollte, eine Quelle gelinden Trostes. Es sollte von weißem Marmor sein und eine Inschrift tragen, welche sein Talent rühmte. Ich war so jung und thöricht, daß die Besprechungen über diesen Grabstein meinen Schmerz einigermaßen beruhigte und meinen Kummer besänftigte. Ich war kindisch genug, mir einzubilden, daß, wenn die Leute jene Inschrift läsen, sie sprechen würden: ‚Wie geschickt muß er gewesen sein, und wie sehr muß ihn seine Tochter geliebt haben!' Ich glaube", fügte sie sinnend hinzu, „daß, wenn mein Gatte damals meinem Wunsche nachgegeben hätte, er sich mein Herz für immer gewonnen haben würde, wenigstens habe ich jetzt das Gefühl. Aber er verweigerte mir meine Bitte; das wäre Unsinn, sentimentaler Plunder, ein glatter Stein erfülle denselben Zweck wie ein Marmordenkmal. Ein hartes Wort gab das andere; während meinen theuren Vater die Erde noch nicht deckte, kam es zwischen uns zu dem heftigsten Streit. Er beleidigte mich, und ich entschloß mich, ihn zu verlassen.

Jetzt erscheint mir dies Alles recht kindisch und thöricht; damals aber war es ein fürchterlicher Kampf, eine entsetzliche Tragödie. Bei meines Vaters Begräbniß sprachen wir nicht, doch als es vorüber war, wollte mein Mann mich trösten. Ich lag mit blutendem Herzen auf dem Sopha, und er versuchte, mich zu küssen. ‚Weine nicht so bitterlich, Elise', sagte er; ‚ich will mich bemühen recht gut mit Dir zu sein'. Ich erinnere mich nur noch, daß ich aufsprang, vor ihm zurückwich und rief: ‚Rühre mich nicht an, ich hasse Dich!'"

„Aber meine liebe Frau Martens", unterbrach sie Frau Elsa, „das ist ja ganz entsetzlich!"

„Ja, es war entsetzlich genug! Er sah mich mit bleichem, bebendem Gesicht an, und fragte: ‚Elise, weißt Du, was Du sprichst?' ‚Ja, ich weiß es,' sagte ich. ‚Es thut mir leid, daß ich Dich je gesehen habe, ich bereue es, daß ich Dich geheirathet habe. Ich wünschte, ich könnte von Dir befreit werden und brauchte Dich nie wieder zu sehen; ich wünschte, ich läge todt an meines Vaters Seite!' Wie eine Statue stand er da, während ihn der Strom meiner Wuthausbrüche überfluthete. Als er mir das Gesicht wieder zuwandte, war es wie das eines Todten.

Sie werden nun begreifen, daß, nachdem er mir meinen Herzenswunsch versagt hatte, ich anfing, ihn zu hassen. Der Ton seiner Stimme flößte mir unsagbaren Abscheu ein; ich konnte es nicht ertragen, in einem Zimmer mit ihm zu sein, Widerwillen und Abscheu ergriffen mich, wenn wir uns zufällig

begegneten. Ich haßte ihn. Bisher war er mir nur gleichgültig gewesen, ich verursachte ihm Schmerz, wo ich konnte, und verrieth so wenig freundliches Gefühl, wie nur möglich; nun aber, es ist keine Uebertreibung, haßte ich ihn, und er empfand es. Ich glaube nicht, daß zwei Menschen auf schlechterem Fuße zusammen leben können als wir damals. Wir sprachen selten miteinander und thaten wir es, so war es nur, um uns heftig zu streiten und ich verfehlte dann niemals, ihm zu sagen, wie tief ich ihn haßte. ‚Ich glaube, Du hassest mich, armes Kind', sagte er einmal zu mir; ‚und das ist mir ein sehr harter Gedanke. Ich heirathete Dich, weil ich Dich so innig liebte!' Ich rief aus, ich hätte nach seiner Liebe niemals verlangt. ‚Das glaube ich auch', erwiederte er; ‚warum aber reichtest Du mir Deine Hand, wenn Du wußtest, daß ich Dir gar nichts galt?' ‚Weil ich ein Kind war und ein thörichtes Kind', rief ich, ‚und nun bin ich so unglücklich, daß ich mir tausend Mal lieber den Tod wünschte.' Er sah mich so sonderbar an, daß ich mich fürchtete; es war ein so entsetzlicher Ausdruck in seinen Zügen! Seine Augen blitzten. Ich sah wie er die Hände krampfhaft zusammenballte.

‚Willst Du mich tödten, Benno?' fragte ich. ‚Ich weiß es nicht', erwiederte er. ‚Ich denke manchmal, es wäre das Klügste, wenn ich erst Dich, und dann mich selbst tödtete, alles Andere wäre besser, als die fürchterlichen Qualen, die Du mir bereitest.' Und von dem Augenblick an war ich überzeugt, daß er mich tödten würde. Ich beschloß zu entfliehen. Alle die Erzählungen, die ich über eifersüchtige, wüthende Männer gelesen hatte, welche ihre Frauen erschlagen, Tragödien wie Othello kamen mir in den Sinn, und ich bildete mir fast ein, daß man eines Tages auch von mir eine so schreckliche Geschichte erzählen werde. Ich bin nicht feig, aber dieser Gedanke steigerte sich bei mir bis zur Krankhaftigkeit. Des Nachts erwachte ich von kaltem Schweiß bedeckt, die Hände zitternd, das Herz fast stillstehend vor Angst und mit dem Gedanken, der Augenblick sei da, in dem ich mein Leben lassen müsse. Ich konnte diese fortwährende Furcht nicht länger ertragen, und als mein Gatte eines Tages in Geschäften für mehrere Stunden das Haus verlassen hatte, packte ich mir einen kleinen Koffer, nahm die geringe Summe, die er mir nach und nach geschenkt hatte und ging fort, in der Hoffnung, in dieser Welt sein Antlitz nicht wieder zu schauen. Es war ein merkwürdiger Zufall, denn an demselben Tage verschwand auch ein Commis meines Mannes, dem er volles Vertrauen geschenkt hatte, und aus den Aufrufen, welche ich las, sah ich klar, daß mein Mann glaubte, wir seien zusammen durchgegangen."

„Meine liebe Frau Martens", unterbrach sie Frau Elsa wieder, „welch' entsetzlicher Gedanke!"

„Es war viel entsetzlicher von ihm, so etwas zu glauben. Mit welchem Rechte konnte er einen solchen Verdacht gegen mich haben? Ich war freundlich gegen den jungen Mann gewesen, wenn er Benno's Einladung gefolgt war, und bei uns speiste, sonst nahm ich nicht das geringste Interesse an ihm. Einer solchen Beschuldigung gegenüber schweigen zu müssen, war fürchterlich, doch es schien mir besser, als mein Leben auf das Spiel zu setzen. Von dem Tage an, an welchem ich, ein angstvolles Kind in Furcht und Zittern meines Mannes Haus verließ, bin ich nie wieder mit ihm in Berührung gekommen. Ich war sogar feig genug, mich zu freuen, daß er von mir eine durchaus schlechte Meinung haben mußte. Ich wandte Lima den Rücken und kam mit dem wenigen Gelde, das ich besaß, nach Deutschland zurück. Nun ge-

schah etwas, das mein ganzes Leben umgestaltete. Fünf Monate nachdem ich aus meines Mannes Haus geflohen war, wurde mein theurer Sohn Reinhold geboren."

Frau Elsa stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus; und zum ersten Mal seit Frau Martens ihre Erzählung begonnen hatte, zitterte und versagte ihr die Stimme.

„Ich handelte unrecht", sprach sie, „es wird Ihnen schwer werden, mir das zu verzeihen. Doch bedenken Sie, daß, als ich Benno verließ, ich nur ein unerfahrenes, thörichtes Kind war. Allerdings war es sehr unrecht, daß ich meinem Mann die Geburt unseres Sohnes verschwieg. Ich hätte es ihm wenigstens sofort schreiben sollen, wenn ich das Kind dann auch seinem Blick für immer entzogen hätte. Ich liebte meinen kleinen Reinhold so innig; er war ein hübsches, zartes Kind und in meiner leidenschaftlichen Liebe für ihn schwor ich, daß er ewig mein Eigen sein und seine Liebe kein Anderer je mit mir theilen sollte. Bis dahin hatte ich mich Frau von Helbing genannt; von da an aber entschloß ich mich, meinen Mädchennamen, Elise Martens, wieder aufzunehmen. Trotzdem aber traf ich alle Vorsichtsmaßregeln betreffs meines Sohnes, und das Kirchenregister, der Taufschein beweisen die Wahrheit meiner Worte. Obgleich ich schwor, Benno von Helbing solle niemals etwas von seiner Geburt erfahren, so richtete ich doch Alles so ein, daß ich jeden Augenblick meines Sohnes Rechte geltend machen konnte."

„Das ist eine herrliche Geschichte", sagte Adelheid in leisem Tone.

„Sie ist eben so wahr, wie eigenthümlich. Ich fing an, fleißig zu arbeiten, seit ich für meinen kleinen Sohn zu sorgen hatte. Ich gelobte mir, daß ihm die Erziehung, die Ausbildung und die Stellung zu Theil werden solle, die er durch seine Geburt verdiente. Sie wissen, in wie weit es mir gelungen ist. In wenigen Jahren war meine Stellung gesichert. Ich konnte meinen Sohn erziehen und ausbilden wie ich wollte. Und hier ist es wohl am Platze, ihn zu loben, denn er hat sich in kurzer Zeit die hervorragende Stellung errungen, die er jetzt einnimmt."

„Sprich nicht von mir, Mutter, laß uns lieber den Rest Deiner Geschichte hören", sagte der Advocat mit hochgerötheten Wangen.

„Ich habe nur wenig noch hinzuzufügen", fuhr sie fort. „Als ich, nachdem ich viele Jahre in der Gesellschaft gelebt hatte, endlich von Benno von Helbing auf Rothenberg, dem großen Millionär, hörte, kam es mir nicht in den Sinn, daß dieser vor zwanzig Jahren mein Gatte war. Ich glaubte, der Name sei sonderbarer Weise derselbe, weiter nichts. Erst als ich Adelheid sah, erkannte ich die Wahrheit, denn es waren die Helbingschen Züge. Ich forschte der Sache nach und nachdem ich alle Details erfahren, konnte kein Zweifel darüber herrschen, mein Gatte, der Mann, den ich geschmäht, gehaßt, verlassen hatte, war der große Millionär. Da wußte ich zum ersten Mal, daß ich meinem Sohne gegenüber unrecht gehandelt, indem ich ihm die Thatsache vorenthalten hatte, daß er der Erbe von Rothenberg sei, denn eigentlich — nehmen Sie mir's nicht übel, liebste Adelheid — gehörte Rothenberg Reinhold und nicht Ihnen. Doch ich dachte nie daran, mich zu erkennen zu geben, selbst nicht um meines Sohnes willen, trotzdem die Versuchung oft sehr groß war. Ueberall hörte ich von dem Reichthum, dem Luxus, der Pracht des Millionärs, doch innerlich fügte ich stets hinzu, ‚Gott sei Dank, mich wird er nicht wieder finden! Mein Junge kann ohne ihn bestehen!' Hätte ich es Reinhold und seiner Liebe wegen nicht gethan, so würde ich die Wahr-

heit nie gestanden und meine Geschichte nie verrathen haben. Reinhold erzählte mir immer, daß Herr von Helbing sehr gütig gegen ihn sei, daß er Interesse an ihm nähme, und meines Sohnes Herz war gerührt von dieser Güte. Einmal zitterte ich vor Angst, denn ich fürchtete, mein Geheimniß müsse an den Tag kommen. Eines Abends nämlich kam Reinhold nach Haus und erzählte mir, Herr von Helbing finde bei seinem Anblick stets eine entfernte Aehnlichkeit in seinen Zügen und einen bekannten Ton in seiner Stimme. Mir wurde bange. Ich hätte ihm das Geheimniß leicht lösen können, denn ich glaube, daß mein Sohn Ihrem seligen Mann, Frau von Helbing, gleicht und weniger seinem Vater."

Frau Elsa blickte lebhaft auf und sagte:

„Gewiß, auch mir fiel es auf; es ist eine entfernte Aehnlichkeit mit meinem theuren Mann vorhanden."

„Darauf entdeckte ich, daß sich mein Junge in des Millionärs Nichte verliebt hatte. Anfangs war ich erzürnt und that mein Möglichstes, daß er sie vergessen sollte, denn ich wußte, daß wenn zwischen den Beiden eine Verbindung zu Stande käme, ich die Wahrheit gestehen müßte. Mein armer Junge war aber so unglücklich, daß mir mein Gewissen Vorwürfe machte, und da habe ich endlich nachgegeben. Ich prüfte Ihre Liebe, Adelheid. Ich wollte sehen, ob Sie Reinhold wirklich treu blieben, oder ob Sie Ihres Onkels Reichthum der Liebe meines Sohnes vorziehen würden. Sie haben die Probe glänzend bestanden und nun bleibt mir nichts Anderes zu thun übrig, als meinen Gatten kommen zu lassen und ihm die Wahrheit zu gestehen. Denken Sie doch, es sind siebenundzwanzig Jahre her, daß ich ihn nicht gesehen habe! Was wird er zu mir sagen?"

„Er wird hoch erfreut sein", rief Adelheid. „Ich wußte lange schon, daß meines Onkels Leben ein Geheimniß barg, wenn ich es auch nicht kannte. Er sagte mir einmal, daß er eine Frau geliebt und diese ihn betrogen habe; mehr wollte er mir aber nicht verrathen und ich bin der festen Ueberzeugung, meine liebe Tante, daß er Sie noch eben so sehr liebt, und daß er hocherfreut sein wird, Sie wieder zu finden."

„Sie sind ihm viel Ersatz schuldig", bemerkte die sanfte Frau Elsa. „Sein Leben war dunkel und ohne Freude, während er hätte glücklich sein können in der schönen, hoffnungsvollen Jugend seines Sohnes. Sie sind ihm viele glückliche Jahre des Lebens schuldig, deren sie ihn beraubt haben."

„Auch er schuldet mir etwas, Frau Elsa. Er hätte gegen ein Kind, wie ich es war, sanfter, weniger streng, nachgiebiger sein sollen."

„Und was willst Du nun thun, Mutter?" fragte Reinhold.

„Wenn Frau Elsa und Adelheid damit einverstanden sind, denke ich, wir reisen Alle zusammen nach der Stadt, lassen dann meinen Gatten kommen und sagen ihm die ganze Wahrheit. Die Zukunft liegt natürlich ganz in seiner Hand. Haben Sie einen Einwand gegen meinen Vorschlag zu machen, Frau Elsa?"

„Nur den, daß ich noch immer nicht recht glauben kann, was Sie uns erzählt haben. Es ist mir als wäre es ein Traum. Meine Adelheid gab Rothenberg hin aus Liebe zu Ihrem Sohn, und nun stellt es sich heraus, daß eben Ihr Sohn der gesetzmäßige Erbe ist. Es ist zu wunderbar!"

Adelheid stand auf, schlang die Arme um Frau Martens Nacken und sagte:

„Sie haben Ihr Schicksal tapfer ertragen, Tante; doch ich weiß, daß

Sie gelitten haben. Liebe Tante Elise, küssen Sie mich und sagen Sie, daß Sie mich Ihres Sohnes wegen lieben wollen."

„Seinetwegen wie auch um Deiner selbst willen", erwiederte Jene warm. „Meine liebe Adelheid, während ich Dein Bild malte, drängte es mich fortwährend, Dir zu gestehen, daß der Onkel, von dem Du so viel sprachst, mein Gatte sei und Reinhold Dein Vetter."

Adelheid lachte glücklich: „Siehst Du, Mama, ich war doch ein sehr kluges, weises Mädchen."

Frau von Helbing schüttelte den Kopf und lächelte ernst.

„Das ist der merkwürdigste Zufall, der mir jemals vorgekommen ist, Kind; und Du mußt zugeben, daß Du sehr nahe daran warst, Rothenberg zu verlieren."

„Es giebt Besseres im Leben als Rothenberg, Mama. Zum Beispiel Tante Elise!"

„Und Vetter Reinhold", lachte Frau Martens und dann begannen sie ihre Vorkehrung zur Abreise aus dem düsteren Ellernau zu treffen.

XXXIII. Kapitel.

Benno von Helbing war sehr unglücklich.

Er hatte dem Polizeibeamten die ganze Geschichte seiner Ehe erzählt und dieser konnte nichts weiter ausfindig machen, als daß seine Frau Lima allein verlassen und daß von einem Durchgehen mit dem betreffenden Beamten nicht die Rede war. Die Spur seiner Frau, lautete der Bericht weiter, sei bis nach London, wo sie einem Sohne das Leben gegeben, verfolgt worden; doch von dem fünften Jahre des Knaben an, könne man keinen Aufschluß über sie erhalten. Selbst der Polizei kam es nicht in den Sinn, daß Frau Martens, die berühmte Künstlerin, vor deren Thür oft eine lange Wagenreihe stand, eigentlich Frau von Helbing war; man glaubte die Gemalin dieses reichen Mannes lebe in trauriger Armuth und Zurückgezogenheit. Man hatte sie nur unter den Armen gesucht, unter den besseren Classen nach ihr zu forschen, war Niemandem eingefallen. Ob sie gestorben, ob sie dem harten Kampf um das Dasein erlegen, oder ob sie nach Amerika zurückgekehrt sei, das wußte man nicht, man konnte keine Beweise erlangen; und mit diesem Berichte hatte er sich zufrieden geben müssen.

Seine Aufregung bei dem Gedanken, er habe einen Sohn, war groß, einen Sohn, welcher, wenn er ihn auffinden konnte, Erbe seiner Güter, seines ungeheuren Reichthums und seines Namens sein würde. Er fragte sich, ob es wohl möglich sein könne, ihn aufzufinden; er machte fast übermenschliche Anstrengungen, doch Alles blieb fruchtlos, er fand weder von seiner Frau noch von seinem Sohne die geringste Spur.

Entmuthigt, fast verzweifelt saß er eines Morgens allein in dem Wohnzimmer seines Residenzhauses. Er war nach der Stadt gekommen, um der Polizei näher zu sein, in Rothenberg fand er keine Ruhe mehr. Plötzlich brachte man ihm ein Billet von Frau Martens, worin sie ihm mittheilte, sie müsse ihn in einer wichtigen Angelegenheit sprechen, und sie bäte ihn, sobald es ihm convenire, ihr seinen Besuch zu machen.

„Nein, das geht nicht", sprach er zu sich. „Sie will mich um meine Einwilligung zur Verbindung ihres Sohnes mit Adelheid bitten und die kann ich nimmermehr geben, das ist unmöglich!"

Eilig schrieb er zurück, er habe wichtige Verpflichtungen, welche er nicht umgehen könne, und Zeit zu ihr zu kommen. Schon hatte er diese Aufforderung vergessen, als der Bote mit einem zweiten Briefchen, welches weit dringender lautete als das erste, erschien. Die Schreiberin sagte darin, daß sie dringend um das Vergnügen bitte, Herrn von Helbing zu sprechen, sie habe ihm wichtige Mittheilungen zu machen und ersuche ihn nochmals, so bald wie möglich zu ihr zu kommen.

„Die wichtige Mittheilung wird nichts weiter sein, als daß Jemand gestorben ist, und dem Advocaten ein paar Tausend Thaler hinterlassen hat, was, wie sie meint, meinen Sinn ändern soll. Es ist das Beste, wenn ich ihr diese Hoffnung gleich nehme."

Er fuhr direct nach dem Hause der Malerin.

„Frau Martens erwartet Sie, gnädiger Herr", sagte das Mädchen, nachdem er ihr seinen Namen genannt hatte. „Sie ist in ihrem Atelier."

Er folgte dem Mädchen, staunend über den Comfort der Räume, die reiche Ausstattung, die Bilder und Statuen. Dann erreichten sie das Atelier und das Mädchen zog sich, nachdem sie die Thüre geöffnet hatte, zurück.

Anfangs blendete ihn das eigenthümliche, unbestimmte Licht. Er sah nur eine hohe Frauengestalt, welche seiner wartete, in seiner Verwirrung aber konnte er das ihm zugewandte Gesicht nicht deutlich erkennen.

Die Dame verbeugte sich, er erwiederte höflich ihre Begrüßung, dann zog ihm Frau Martens einen Stuhl heran und Benno setzte sich. Nun fing Frau Martens an zu sprechen, die Stimme berührte ihn seltsam, es klang ihm etwas darin so vertraut! Er sagte sich, daß ihn der Ton an die Stimme ihres Sohnes, des jungen Advocaten erinnere, der ihm so gut gefallen hatte, bevor er als Adelheids Freier aufgetreten war.

„Ich bedaure, Sie bemüht zu haben", sagte die Künstlerin, „um so mehr, als Sie geschäftlich sehr in Anspruch genommen sind; doch ich wollte Sie fragen, ob es keinen Weg giebt, auf dem wir zum Ziele gelangen können?"

„Zu welchem Ziel, Madame?"

„Zu der Verheirathung Ihrer Nichte mit meinem Sohn."

„Nein, Madame! Das ist ein Gegenstand, über den ich nicht spreche; eine solche Verbindung kann ich nicht zugeben! Sie wäre durchaus unter der gesellschaftlichen Stellung meiner Nichte, überhaupt in jeder Beziehung eine Mesalliance."

Er wunderte sich über das kurze, ironische Lachen, mit dem seine erregte Rede aufgenommen wurde.

„Mein Sohn ist keine schlechte Partie", sagte Frau Martens. „Er ist hübsch, begabt und wird in seinem Beruf voraussichtlich sehr hoch steigen."

„Das gebe ich Alles zu, Madame. Ich hege in jeder Beziehung wahrhafte Bewunderung für ihn, nur nicht in seiner Eigenschaft als Bewerber um die Hand meiner Nichte."

„Sie weigern sich also, zu hören was ich dazu zu sagen habe?" fragte sie stolz, und der Ton leidenschaftlichen Zornes in ihrer Stimme klang so bekannt an sein Ohr.

„Sie können nichts Stichhaltiges zu sagen haben", erwiederte er. „Die Heirath würde für Sie und Ihren Sohn wohl sehr vortheilhaft sein; doch sie kann niemals stattfinden. Das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit."

Bis dahin hatte sie so gestanden, daß ihr Gesicht beschattet und halb vor ihm verborgen war. Jetzt trat sie an das Fenster und berührte eine Feder an den Vorhängen; sie flogen auseinander und ließen das Licht voll hereinströmen. Darauf wandte sie sich ihm zu, ihr schwarzes Sammetkleid berührte schleppend den Boden, die Hände hoben sich wie verkündend, ihr geistreiches Gesicht flammte in heller Leidenschaft auf, ihre Lippen kräuselten sich verächtlich.

„Benno von Helbing", sagte sie langsam, „sehen Sie mich an; wissen Sie, wer ich bin?"

Er schaute sie ganz gleichgültig an und erwiederte:

„Ja, Sie sind die berechnende Mutter eines berechnenden Sohnes."

„Sehen Sie mich noch einmal an, nicht die Decke über meinem Kopfe, nicht die Wand hinter mir, sondern mein Gesicht! Und dann sagen Sie mir, wer ch bin."

Anfangs blickte er sie gleichgültig an, wie die noch immer anmuthige Frau, in deren Antlitz eigenthümliche, verhaltene Leidenschaft schlummerte, ihm gegenüberstand. Langsam, allmälig, aber sicher schwand seine Gleichgültigkeit dahin. Staunen, Ungläubigkeit, Ueberraschung, trat an deren Stelle; seine Lippen wurden weiß und bebten, große Erregung sprach aus seinen Augen, die Ruhe wich aus seinen Zügen, er versuchte zu sprechen, doch die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

„Wer bin ich?" wiederholte sie.

Er erhob die zitternden Hände, als ob er einen Schlag abwehren wollte; die Kraft zum Reden fehlte ihm.

„Ich will es Ihnen sagen", sprach sie. „Ich bin Elise Martens, Ihre Frau, und Sie haben Ihre Nichte enterbt, weil sie Ihren Sohn liebt! Ich bin Ihre Frau, die Sie verließ, weil Sie kalt, finster, hartherzig bis zur Grausamkeit waren, weil Sie menschliche Liebe nicht begreifen konnten, weil Sie mein junges Herz mit Füßen traten, weil Sie weder verstehen konnten noch wollten, was eine gefühlvolle, warmherzige, liebende Natur verlangt, weil Sie mich zu einer Maschine machen wollten, die Ihren Haushalt im Gang hielt und mit Ihrem Gelde sparsam umging! Was galt es Ihnen", fuhr sie mit leidenschaftlicher Verachtung fort, „daß ich ein phantasiereiches, gefühlvolles Gemüth, eine warme, zärtliche Natur besaß, daß ich ein fröhliches Herz und eine heitere Natur hatte? Sie hatten kein Verständniß dafür!"

Abwehrend hob er die Hände empor und sprach:

„Sie verstanden mich nicht! Ich liebte Sie trotzdem."

Ein kurzes verächtliches Lachen war ihre Antwort, wieder flammte ihr Blick auf.

„Sie liebten mich und hatten mich doch in Verdacht, ich wäre mit einem Ihrer Commis durchgegangen? Ich war nur ein Kind, als ich davon lief, aber, verstehen Sie mich recht, Benno von Helbing, ich lief davon, weil ich Sie nicht liebte, und weil Sie mich unglücklich machten. Seit ich Sie verließ, habe ich mein Leben in harter Arbeit verbracht; doch es war fleckenlos, und Sie können jeden Moment desselben prüfen. Noch eins! Mein Sohn Reinhold ist Ihr Sohn, der gesetzmäßige Erbe von Rothenberg. Er wurde fünf Monate nachdem ich Sie verlassen hatte geboren. Ich kann Ihnen alle amtlichen Beweise davon vorlegen. Hören Sie wohl, was ich sage: Es war unrecht von mir, ihn vor Ihnen zu verbergen; ich hätte Ihnen Ihren Sohn geben sollen. Ich liebte ihn aber zu innig, als daß ich mich hätte von ihm

trennen können. Mir scheint als gliche er Ihrem Bruder, dem Vater Adelheids, und nicht Ihnen!"

Er gab keine Antwort, doch eine seltsame, tiefe Blässe überzog sein Antlitz, was sie mehr rührte, als es Worte vermocht hätten.

„Ich bereue das Vergangene", sagte sie ruhig; „ich habe es bereut seit ich von Ihnen geflohen bin. Aber ich war jung und unüberlegt."

Benno von Helbing schwieg noch immer. Die hohe, ernste Gestalt wankte und mit einem leisen Schrei sank er zu den Füßen seiner Frau nieder. Sie beugte sich über ihn und sagte:

„Es thut mir aufrichtig leid, Benno", doch er war gänzlich bewußtlos und als sie sah, daß sein Gesicht noch bleicher wurde, erschrak sie und glaubte, er sei todt.

XXXIV. Kapitel.

Einige Stunden darauf öffnete Benno von Helbing die Augen und fand sich in einem reizenden Gemach liegen. Anfangs konnte er sich nicht besinnen, wo er war und was mit ihm geschehen; es summte ihm in den Ohren und der Kopf war ihm eigenthümlich wüst; ein seltsames Gefühl der Ungewißheit quälte ihn, ein Gemisch von Staunen und Schmerz.

Er blickte um sich; das Zimmer war echt künstlerisch eingerichtet. In seinem ganzen prächtigen Hause befand sich kein ähnliches. Dann fielen seine Blicke auf eine Frauengestalt, welche an seiner Seite kniete. Allmälig kehrte ihm die Besinnung zurück und er wußte, daß er seiner Frau in das Gesicht schaute, wußte auch, daß der Tod dicht an ihm vorübergegangen war.

„Elise", sagte er matt, und es war als ob die Stimme aus weiter Ferne tönte, „erzähle mir Alles noch ein Mal. Ich kann es noch nicht fassen, daß dies Wirklichkeit ist."

Sie wiederholte ihm die Erzählung und er lauschte ihr mit neuem Staunen

„Also habe ich einen Sohn", sprach er, „der schöne, edle Reinhold, welchen Adelheid liebt, ist mein Sohn, mein eigener Sohn? Kann es Wahrheit sein, mein eigener Sohn?"

Er wiederholte sich die Worte wieder und wieder — sein eigener Sohn, — wie sollte er es fassen? Nach einiger Zeit wandte er sich wieder zu ihr.

„Elise, ich möchte gern meinen Sohn sehen."

„Das sollst Du", erwiederte sie. „Ich habe eine Ueberraschung für Dich vorbereitet, wenn Du Dich heut Abend besser fühlst."

„Willst Du — willst Du mir einen Kuß geben, Elise?" fragte er mit leiser, bebender Stimme, als ob er sich vor der Frage fürchtete. Sie beugte sich über ihn.

„Ja, Benno, das will ich. Es thut mir sehr leid, daß die Dinge so schlecht zwischen uns standen. Laß mich Dir sagen, was noch nie über meine Lippen gekommen ist, daß ich von ganzem Herzen wünschte, es wäre anders gekommen! Ich wollte ich wäre älter und besser, und Du klüger und freundlicher zu mir gewesen!"

Und sie küßte ihn und ein helles, mildes Licht überstrahlte sein Gesicht, das strenge, mürrische Gesicht, welches die Freude so wenig kannte. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen, die so selten gelächelt hatten, und dann versank Benno von Helbing in einen Schlaf, wie er ihn seit Jahren nicht gekannt hatte.

Es war ziemlich Abend, als er frisch gestärkt, erwachte. Sein Kammerdiener, welchen seine Gattin hatte herbeiholen lassen, stand seiner Befehle harrend vor ihm. Er ging die Treppe hinunter. Seine Frau kam ihm in der Halle entgegen.

„Nicht wahr, Du fühlst Dich wohler, Benno?" fragte sie. „Die beste Medicin ist im Grunde doch das Glück. Komm mit mir, ich habe eine große Ueberraschung für Dich." Sie nahm ihn bei der Hand, wie man ein widerwilliges Kind führt. Beinahe ängstlich folgte er ihr. „Ich habe Dir etwas zu zeigen, Benno", fuhr sie fort, „und ich denke, der Himmel hat es zu guter Letzt doch recht gut mit Dir gemeint." Während sie sprach, öffnete sie die Thür zum Wohnzimmer und führte ihn hinein. Er sah sich Adelheid, ihrer Mutter und Reinhold gegenüber. Ein Schleier legte sich vor seine Augen. Er zitterte wie ein Blatt im Sturm. Adelheid lief auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Nacken; Reinhold aber war es, an dessen Brust das graue Haupt endlich ruhte, Reinhold war es, an den sich Benno's Arme klammerten, während der alte Mann rief:

„Mein Sohn, mein Sohn! Dem Himmel sei Dank, daß er mich diesen Tag erleben ließ!"

* * *

Die Hochzeit in Rothenberg galt noch lange, nachdem sie vorüber war, als beliebtes Gesprächsthema. So etwas hatte man seit vielen Jahren nicht erlebt. Meilenweit kamen die Leute herbeigeströmt, um die Trauung und den Einzug des neuen Herrschers in sein kleines Reich zu sehen.

Nach der Hochzeit war das Leben in Rothenberg nur Wonne und Glück. Die begabte, glänzende Künstlerin ging wieder zu ihrem Mann zurück und auf ihren Wunsch wurde die ganze Geschichte geheim gehalten. Sie begaben sich für einige Monate auf Reisen und als sie zurückkamen, meinten die Leute, es sei doch sonderbar, daß Benno von Helbing, der Millionär, Frau Martens geheirathet habe. Benno verlangte von seiner talentvollen Frau nicht, daß sie ihrem Berufe entsagen sollte, sie malte, wenn sie Lust hatte und schwelgte in den malerischen Schönheiten ihrer Heimat, wenn sie ihren Pinsel nicht führen wollte.

Benno von Helbing überschüttete seinen Sohn, auf den er so stolz war mit Reichthümern; er kaufte ihm eines der schönsten Häuser der Residenz, denn Reinhold wollte seinen Beruf nicht aufgeben. Wenn sein Vater in dieser Beziehung eine Aeußerung gegen ihn fallen ließ, so sagte er: „Wir haben unter unseren Ahnen große Kriegshelden und große Staatsmänner gehabt; glaube mir, daß auch ein großer Advocat die Ehre der Helbings vergrößern kann und Du weißt doch", fügte er lachend hinzu, „daß ich nach dem Ministerportefeuille strebe."

Es gab kaum eine glücklichere Frau als Adelheid. Sie war reich, geachtet, geliebt, hatte den liebevollsten Mann und schöne Kinder. Allein sie vergaß niemals, daß ihr Glück — schwer erkämpft war.

Hygieinische Streifzüge.

Von W. v. T.

V.

(Oeffentliche Hygieine. Luftverbesserung. Baupolizei. Schulgebäude. Ventilations- und Schulbankfrage. Turnen. Gesundheitslehre als Unterrichtsgegenstand. Schulreform. Nahrungs- und Genußmittelfälschung. Reichs-Gesundheitsamt. Schlußwort.)

Wenn sich der Inhalt der vorhergehenden Abschnitte mehr auf das einzelne Individuum als solches bezog, so faßt dagegen dieser letzte Abschnitt auf Grund der Solidarität der menschlichen Gesellschaft in Gesundheitsfragen mehr die hygieinische Thätigkeit der Gesammtheit ins Auge. Denn mag auch so mancher die Richtigkeit der hygieinischen Vorschriften, sowie die Nothwendigkeit ihrer Befolgung einsehen und sein Leben danach regeln, so wird er doch selbst beim besten und redlichsten Willen dabei auf zahlreiche Schwierigkeiten stoßen, welche seinem Streben hindernd in den Weg treten. Diese Schwierigkeiten liegen darin, daß der Mensch kein isolirtes Wesen ist, sondern in der Gemeinschaft mit andern Menschen lebt und leben muß. Der Einzelne ist zugleich Glied einer Gesammtheit, Staat resp. Gemeinde genannt, bezüglich deren er Pflichten, aber auch Rechte hat. Indem er seine individuelle Freiheit einschränkt und eine Quote seines Besitzes zu Gunsten der Gesammtheit opfert, erwirbt er das Recht von der Gesammtheit beschirmt zu werden. Der Staat übernimmt die Verpflichtung, Ehre, Freiheit, Vermögen, Leben und Gesundheit jedes seiner Angehörigen zu schützen. Der Schutz der Gesundheit aber ist gegenwärtig noch ein ziemlich mangelhafter; er richtet sich wohl gegen plötzliche und gewaltsame Schläge, doch nicht gegen die still und unmerklich wirkenden Einflüsse, welche das körperliche Wohlbefinden langsam aber sicher untergraben und durch ihre regelmäßig fortgesetzte Einwirkung schließlich ebenfalls Siechthum und vorzeitigen Tod zur Folge haben. Zweck dieser Zeilen ist, auf jene verderblichen Einflüsse als die allgemeinen Krankheitsursachen hinzuweisen und die Dringlichkeit der Abhülfe klarzustellen. Wie diese Abhülfe zu geschehen hat, kann hier nur kurz erwähnt werden und muß im Einzelnen den detaillirten Bestimmungen maßgebender Kreise überlassen bleiben.

Noch liegt die Zeit kaum hinter uns, da man ruhig das Endresultat längst bestehender schlechter Gesundheitsverhältnisse abwartete und erst dann, wenn eine Epidemie zu wüthen begonnen hatte, anfing zu räuchern und zu desinficiren. Der erste Schritt auf dem Wege zur Verhütung der Epidemieen war die Einführung des Impfzwanges. Aber noch ist die Erkenntniß nicht allgemein geworden, daß außer den Pocken auch Cholera, Typhus und andere Epidemieen verhütet werden können. Denn dieselben pflegen nur Denjenigen zu ergreifen, dessen Blut unrein und schlecht ist; unreines Blut aber kommt von Einathmung unreiner Luft, und so kann man durch Herstellung einer gesunden guten Luft jenen Epidemieen von vornherein den Boden entziehen.

Die Luft der meisten Städte ist auf die mannigfachste Weise verunreinigt, und leider muß jeder nicht nur seine eigenen, sondern auch seiner Nachbarn Fehler büßen, da wir oft genug die Luft unserer Umwohner zu athmen ge-

zwungen sind. Hier steht der Einzelne wehrlos da und ist berechtigt vom Staat Hülfe zu verlangen. Das Erste muß daher sein eine strenge polizeiliche Beaufsichtigung der Reinhaltung von Straßen und Höfen; stets müssen Abfälle, welche bei längerem Liegenbleiben der Luft giftige Fäulnißgase mittheilen könnten, unverweilt entfernt werden. Die Frage nach Art und Weise der Entfernung der Fäkalien ist eine zu umfangreiche, um sie hier erörtern zu können; es kann daher an dieser Stelle nur auf die Nothwendigkeit einer eingehenden Berücksichtigung und polizeilichen Ueberwachung derselben aufmerksam gemacht werden. Im Sommer kommt zu der sonstigen Luftverunreinigung noch die Staubplage hinzu, welche oft die Stadtluft vollständig irresperabel macht, die Lunge mit harten, scharfen Staubkörperchen füllt und im besten Falle Husten, im schlimmsten Falle „Brustkrankheit", d. h. Lungensiechthum erzeugt. Hiergegen ist häufiges Besprengen der Straßen und Plätze mit Wasser ein ebenso einfaches wie wirksames Hülfsmittel. Von großem Einfluß auf die Verderbniß der Stadtluft ist ferner die Enge der Straßen; dieselben müßten unbedingt ein nicht gering zu bemessendes Minimum an Breite haben, welches bei jeder ferneren Straßenanlage strengstens einzuhalten wäre. Die Kohlensäure, welche den tausenden von Menschenlungen und den Schornsteinen entströmt, könnte vermindert werden durch Anpflanzung von Bäumen, sei es in den Straßen selbst, sei es auf großen Plätzen, die dann zu wahren Lungen der Stadt werden würden; denn die Pflanzen nehmen bekanntlich unter der Einwirkung des Tageslichts Kohlensäure auf und geben dafür Sauerstoff, die Lebensluft der Menschen, der Atmosphäre zurück.

Aber nicht nur für Verbesserung der Außenluft, die Jeder athmen muß, soll der Staat Sorge tragen, sondern auch auf das Innere der Häuser soll er sein Augenmerk richten. Es müssen allgemeine baupolizeiliche Vorschriften erlassen werden, dahin gehend, daß die Höhe der Häuser ein gewisses Maximum nicht übersteigen, die Höhe der einzelnen Zimmer unter ein gewisses Minimum nicht herabgehen dürfe; daß der Untergrund des Hauses ausgemauert sein müsse und zwar mit einer für Bodenluft und Bodenfeuchtigkeit impermeablen Asphaltschicht, damit nicht, wie jetzt allgemein, das Haus gegen die Außenluft sorgsam abgeschlossen, einer Käseglocke gleiche, unter der sich die von unten aufsteigenden Dünste ansammeln; daß Kellerwohnungen, d. h. solche, deren Fußboden nicht höher liegt als das benachbarte Straßenpflaster, verboten seien; und endlich, daß jedes Zimmer gleich beim Bau mit einer Ventilationsvorrichtung ausgestattet werden müsse, die ja, wenn die Inwohner von ihr thörichter Weise nicht Gebrauch machen wollen, später immer noch unwirksam gemacht werden kann.

Mehr als alle anderen Gebäude müssen aber die Schulgebäude unter staatlicher Aufsicht stehen und nach hygieinischen Vorschriften eingerichtet werden; denn da der Staat seine Angehörigen zwingt, ihre Kinder in die Schule zu schicken, so kann man von ihm verlangen, daß er solche Schulräume schafft, welche die Jugend nicht in ihrer körperlichen Entwickelung schädigen. Das Schulkind bringt Jahr aus Jahr ein fast ein Viertheil seiner Zeit im Schulgebäude zu, wird also von der Einrichtung des letzteren beinahe ebensosehr beeinflußt, als von der des elterlichen Hauses. Trotz alledem finden wir noch heute in den meisten Schulen die schreiendsten Mißstände, und kaum einer von hundert Familienvätern kümmert sich darum und protestirt gegen dieses Attentat an seinen Kindern.

Schon die Beleuchtung der Schulzimmer ist gewöhnlich eine derartige, daß mindestens ein Dritttheil der Schüler von falschem oder mangelhaftem Lichte belästigt wird. Ganz ungenügend aber ist überall die Ventilation beschaffen. In einem mäßig gefüllten Schulzimmer steigert sich im Laufe einiger Stunden die Luftverderbniß derart und erreicht namentlich der Kohlensäuregehalt der Luft eine solche Höhe, daß Kopfschmerzen, Mattigkeit und Arbeitsunlust bei der Mehrzahl der Schüler die unausbleiblichen Wirkungen sind und es denselben unmöglich machen, dem Vortrag des Lehrers mit der nöthigen Aufmerksamkeit zu folgen. Da nun die Größe der Schulzimmer nur sehr schwer mit der Kopfzahl der Schüler in Einklang gebracht werden kann, so muß den sich hieraus ergebenden Nachtheilen durch sorgsamste Ventilation abgeholfen werden. Die Ventilationsfrage ist eine der brennendsten, wie Jeder zugeben wird, der einmal unmittelbar nach beendigtem Unterricht ein gefülltes Schulzimmer betreten hat. Wird diese Frage in verständiger Weise erledigt, so wird ein großer Theil der sogenannten „Schulkrankheiten" in Wegfall kommen, so namentlich jener dumpfe Kopfschmerz, mit Mattigkeit und allgemeinem körperlichen Unbehagen verbunden, der die Arbeitsfähigkeit des Schülers lähmt und lediglich von anhaltender Einathmung der verdorbenen Luft herrührt. Auch die Heizeinrichtungen der meisten Schulen sind noch so mangelhaft, daß die dem Ofen näher Sitzenden halb gebraten werden, während die Entfernteren frieren. Doch ist hier unschwer Abhülfe zu schaffen, indem durch Anbringung von Ofenschirmen die Wärmestrahlung aufgehoben wird; am besten ist natürlich die Einführung einer Centralheizung. Bedeutend schwieriger zu lösen und von größerer Wichtigkeit ist dagegen die sogenannte „Schulbankfrage". Die jetzt noch allgemein gebräuchlichen Subsellien sind die unbequemsten, die es in der Welt giebt. Sie sind für Alles andere eher eingerichtet als für anhaltendes Sitzen. Sie belästigen nicht nur den Schüler, sondern sie zwingen ihn geradezu, Körperhaltungen einzunehmen, die den Organismus dauernd schädigen müssen, und veranlassen ihn zu jener Unruhe, die als verwerfliches „Nicht stille sitzen können" von unverständigen Lehrern mit Feuer und Schwert bestraft wird, während sie doch nur eine natürliche Reaction gegen die unpassende Sitzfläche und gegen die widernatürliche Sitzhaltung überhaupt ausdrückt. Wir, die wir auch auf solcher Schulbank gesessen haben, ohne glücklicher Weise kurzsichtig, engbrüstig und schief geworden zu sein, dürfen nicht vergessen, bei einem wie großen Procentsatz unserer Mitschüler jene Uebel eingetreten sind. Der Staat muß sich endlich mit Abschaffung dieser Schulmißstände befassen, da ihm in Folge derselben, wie jede Aushebung beweist, so und so viel Procent seiner Angehörigen für den Militärdienst verloren gehen, so daß er selbst in seiner Wehrfähigkeit und Heeresmacht geschädigt wird.

Als Deutschland am Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Joche Napoleons seufzte, da trat zum ersten Male seit langer Zeit wieder die Forderung auf, ein „Volk in Waffen" herzustellen, um die Knechtschaft abzuschütteln, und es kam das Turnen in Aufschwung, um die Waffenfähigkeit der Jugend zu kräftigen. Das Turnen ist eine gute, heilsame Körperübung, nur darf man nicht vergessen, daß der Schwerpunct derselben, in den sogenannten Freiübungen liegt, welche alle Muskeln des Körpers umfassen sollen; einseitige Uebung bringt wenig Nutzen und übermäßig anstrengende Kraftstücke, auf welche von unverständigen Turnfanatikern der Hauptwerth gelegt wird, können unter Umständen sogar höchst verderblich werden. Das Turnen,

richtig gehandhabt und täglich betrieben, sollte obligatorisch nicht nur in Knaben-, sondern auch in Mädchenschulen eingeführt werden; in letzteren müsse es natürlich in angemessener Weise modificirt und etwa vom vier- zehnten oder fünfzehnten Jahre an durch eine „weibliche Hausgymnastik" abgelöst werden.

Hat auf diese Weise der Staat durch Herstellung gesunder Schulräume und vernünftigen Turnunterricht nicht direct zur Kräftigung der Jugend beigetragen, so soll er nebenbei noch einen indirecten Weg einschlagen, durch Einführung der Gesundheitslehre als Unterrichtsgegenstand in allen Schulen. Nicht nur innerhalb des Schulgebäudes ist für das Wohlsein des Schulkindes zu sorgen, sondern dasselbe soll auch darüber unterrichtet werden, wie es außerhalb der Schule sich zu benehmen hat um seine Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen. Es ist falsch, diese Sorge lediglich der Familie zu überlassen. Selbst wenn die Eltern über die Vorschriften der Hygieine unterrichtet sind — und vorläufig sind dies die wenigsten — so haben sie doch meist keine Zeit, dieselben den Kindern gründlich einzuprägen und jedenfalls nicht die Macht, die Kinder zu steter Befolgung derselben anzuhalten. Hat das Schulkind aber durch einen verständigen Unterricht in der Gesundheitslehre, verbunden mit dem Nothwendigsten aus Anatomie und Physiologie, einsehen gelernt, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, so und so zu leben, dann wird es aus freien Stücken das thun, was man sonst auf keine Weise hätte von ihm erzwingen können. Die Gesundheitslehre soll jedoch nicht zu den bisherigen Disciplinen noch hinzukommen, denn das Schulkind ist bereits mit Arbeiten überreichlich versehen, sondern andere Unterrichtsgegenstände sollen ihr Platz machen und als unzeitgemäß ausgesondert werden. Die Kunst gesund zu sein, ist jedem Menschen zu lernen nothwendig, aber Kenntniß der Details egyptischer, assyrischer, persischer Geschichte und Gewandtheit in den charakteristischen Redewendungen der lateinischen und griechischen Sprache sind heutzutage Luxusartikel. Und auch den Mädchen ist Kenntniß der hygieinischen Vorschriften tausendmal nützlicher und nothwendiger als die Fähigkeit, französisch und englisch zu parliren, von der die Meisten doch niemals in ihrem Leben praktischen Gebrauch machen.

Im Ausland ist man stellenweise in der Schulreform schon mit gutem Beispiel vorangegangen. Als vor kurzem in Leuwarden eine Mädchenschule nach altem Schema errichtet werden sollte, legten hiergegen 150 Aerzte Protest ein, indem sie sich mit einer Petition an den dortigen Gemeinderath wendeten und denselben ersuchten, Gesundheitslehre im Zusammenhange mit Physiologie, Hauswirthschaftslehre und Erziehungslehre als Unterrichtsgegenstände einzuführen. Es geschah und diesem Beispiel folgten Utrecht, Dortrecht, Amsterdam, Gröningen, Arnheim, so daß der Umschwung zum Besseren dort völlig gesichert erscheint.

Vielleicht, vielleicht bricht auch bei uns in maßgebenden Kreisen die verständige Ansicht sich Bahn, daß in der Wahl der Unterrichtsgegenstände nothwendig eine zeitgemäße Reform eintreten muß. Unsere Schuleinrichtungen erinnern noch allzusehr an die Quelle der sie ursprünglich entstammt sind, an die alte Möchsschule. Nur das Einpfropfen von Kenntnissen hat man im Auge, nicht die Ausbildung des ganzen Menschen. Die Schule ist nicht dazu da, um Philologen zu bilden, sondern sie soll die gemeinsame Grundlage für alle Berufsarten abgeben. Erst dann, wenn sie diesen ihren Zweck erfüllt, jedem einen Schatz mitzugeben fürs praktische Leben, dann erst wird das classische Wort bei uns zur Wahrheit: Non scholae, sed vitae discimus.

Eine regere Thätigkeit als in Schulsachen hat die Hygieine jüngst in Sachen der Nahrungs- und Genußmittelfälschung entfaltet. Letztere hatte ganz plötzlich einen ungeahnten Aufschwung genommen, sobald die Fortschritte der Chemie in weiteren Kreisen bekannt wurden, und erstreckte sich auf so umfangreiche Gebiete, daß schließlich die Nahrungs- und Genußmittel, sowie andere im Handel häufig vorkommende Stoffe, fast sämmtlich auf mehr oder minder raffinirte, mehr oder minder gesundheitsschädliche Weise verfälscht wurden. Da nun das Publicum diese Stoffe doch nicht stets auf ihre Echtheit hin prüfen kann, sondern sie in gutem Glauben annimmt und zu seinem Schaden verbraucht, so war es in der That die höchste Zeit, daß hier von Staatswegen eingeschritten wurde. Doch geschieht letzteres immer noch nicht allseitig und energisch genug im Verhältniß zu der Gemeingefährlichkeit solcher Fälschungen. Hoffen wir indeß, daß hier das Reichsgesundheitsamt, welches auf diesem Gebiete besonders thätig zu werden scheint, weitere Abhülfe schaffen wird. Hat man auch von seiner Thätigkeit noch nicht viel gehört, so muß man bedenken, wie jung diese Behörde ist, und hoffen, daß wenn sie sich erst gehörig consolidirt haben wird, sie ihren Wirkungskreis zu immer weiterem Umfange ausdehnen wird. Wie es scheint ist man auch sonst auf dem richtigen Wege, indem städtische, jener Centralbehörde zu subordinirende, Gesundheitsämter errichtet werden, welche natürlich in viel intensiverer Weise für das Wohl einer jeden Stadtgemeinde sorgen können.

Ein steter Blick auf das Ausland, namentlich auf die hygieinischen Einrichtungen Englands und Hollands, dürfte von nicht geringem Nutzen sein, indem er uns erkennen läßt, wie sehr wir noch auf hygieinischem Gebiet hinter den genannten Ländern zurückstehen. Diese Erkenntniß wird uns hoffentlich zu selbstständigem Nachstreben anspornen. Zwar auch bei uns in Deutschland ist ein Umschwung zum Besseren nicht zu verkennen. Städte wie Leipzig, Bremen, Frankfurt, München, arbeiten rüstig an Reinigung des Bodens, Verbesserung der Stadtluft und Beschaffung guten Trinkwassers; wo neue Stadttheile entstehen, werden sie mit hygieinischer Planmäßigkeit angelegt; da sieht man breite Straßen mit Baumalleen und freien Plätzen, mit Vorgärten, Balcons und Veranden; der Landwirth baut für sein Vieh gesunde, luftige Ställe und in den zoologischen Gärten baut man den Giraffen und Elephanten Paläste. Aber wie viel ist andererseits noch zu thun und zu bessern! Nach immer haust ein großer Theil des Proletariats in gesundheitsschädlichen, engen, düstern Höhlen, und noch immer werden neue Wohnungen nach den alten ungesunden Principien gebaut. Noch immer beschäftigt der Fabrikherr seine Arbeiter, der Kaufmann sein Ladenpersonal, der Staat seine Beamten in Arbeitslocalen, welche langsam aber sicher die Gesundheit untergraben. Kurz, noch immer ist die Ueberzeugung nicht allgemein geworden, daß *Volksgesundheit Nationalreichthum bedeutet*. Hat man dies erst in höheren wie niederen Kreisen eingesehen und beginnt demgemäß zu handeln, dann wird die sogenannte sociale Frage ihrer Lösung ein gutes Stück näher gebracht werden, die Verluste, welche das Volk an seiner Arbeits- und Wehrfähigkeit erleidet, werden allmälig wegfallen, der Staat wird an Macht und Wohlstand zunehmen und dabei seinen wahren Zweck immer mehr erfüllen, der da ist, den Staatsangehörigen den Weg zu ebnen, auf dem sie alle vorwärts kommen möchten: *den Weg zum Glück!*

Der hohle Baum.

Erzählung von **A. Palm.**

(Schluß.)

„Ich floh, ich weiß nicht wohin", fuhr die Sterbende fort. Ich wanderte in eine große Stadt und habe viel Hunger und Kälte ausgestanden. Dann sagte mir Jemand, ich müsse sterben und ich sehnte mich danach nach Hause zu gehen und zu Euren Füßen zu sterben. Ich wanderte in Regen und Kälte, und als ich hier vor's Haus kam, fürchtete ich mich auch. Da stand ich vor dem Fenster und sah das helle Licht und dann wurde mir sehr schlecht . . ."

Meines Vaters Thränen fielen wie ein warmer Regen auf ihr Angesicht.

„Er will wiederkommen, Irmgard, und Dich heirathen, aber glaube ihm nicht, denn mich liebt er, mich verlockte er . . ."

Mein Vater konnte nicht mehr an sich halten.

„Wer war der Schurke? Wer verführte Dich?" fragte er.

Sie schien ihn nicht zu hören, sondern sprach weiter zu mir:

„Glaube ihm nicht, Irmgard", stieß sie mit äußerster Kraftanstrengung hervor. „Dich will er heirathen und dasselbe versprach er mir."

„War Arno von Pahlen der Schurke?" fragte mein Vater.

Valeska hörte den Namen, ihr Gesicht flammte, ihre Augen traten hervor.

„Arno", sagte sie; weiter aber konnte sie nicht sprechen, sie sank mit einem Hustenanfall zurück und stieß ihre letzten Seufzer aus.

„Also Arno von Pahlen war der Verführer", schrie mein Vater. „Möge Gott ihn strafen für das, was er meinem armen Kinde gethan hat! Der Verräther — der Heuchler, sich den Schein zu geben, als ob er Dich liebte und sie zu betrügen! Er soll sich mit seinem Leben für diesen Streich verantworten."

Ich eilte auf meinen Vater zu und faßte ihn am Arme.

„Du thust ihm Unrecht, Papa", rief ich. „Sie hat Arno nicht beschuldigt."

Mein Vater aber stand stolz aufgerichtet und hielt die Hand der Todten in der seinigen.

„Pahlen war es", behauptete er. „Kein Anderer gab vor, Dich zu lieben. Sie nannte an der Schwelle des Todes seinen Namen. Er hat sie erst verleitet, mit ihm zu entfliehen; nun wird er zurückkommen und Dich heirathen wollen, um Deines Erbes willen. Der Fluch der Lebenden und Todten wird auf Dir ruhen, Irmgard, wenn Du ihm noch Dein Ohr leihst. Sieh dieses bleiche Gesicht und hasse ihn!"

„Vergebens bat und weinte ich, Bertha; mein Vater wollte mich nicht hören."

„Gieb ihm wenigstens das Recht jedes Angeklagten", sagte ich; „gestatte ihm sich zu vertheidigen?"

„Das will ich", versetzte er ruhig. „Nie glaubt ich, daß das arme Kind geflohen sei. Mit Empörung habe ich den Gedanken von mir gewiesen, daß mein Neffe oder Dein Verlobter sie hinweg gelockt haben könne. Es giebt

nur diese Zwei — Arno und Robert. Nach ihrem eigenen Geständnisse war es einer von diesen, der sie niederträchtig betrog. Sie nannte Arno und ich sage, er war es. Ich will an Beide schreiben, aber wenn der Name, dessen Namen sie nannte, auch seine Schuldlosigkeit beschwört, so werde ich ihm doch nicht glauben, denn ein solcher Bösewicht schwört auch falsch. Er wird denken, sie sei todt und könne nicht mehr reden und Niemand könne ihn weiter beschuldigen, wenn er leugne; aber es soll ihm nichts helfen."

„Alle Versuche, ihn zu beschwichtigen, waren vergeblich. Er schrieb Briefe an Arno und Robert. Die Antwort des Letzteren kam zuerst, sie enthielt eine entschiedene Ableugnung, Arno brachte seine Erwiederung persönlich. An dem Tage, wo Valeska unter der alten Cypresse auf dem Friedhofe begraben wurde, traf er ein. Ach, Bertha, nie werde ich die furchtbare Scene des Wiedersehens vergessen. Mein Vater wollte in unserem Hause nicht mit ihm sprechen, er mußt mit ihm an Valeskas Grab gehen und ich, das Schlimmste befürchtend, folgte ihnen auf dem Fuße nach. Meines Vaters Zorn war ohne Grenzen; er beschuldigte Arno, Valeska aus ihrer Heimat fortgelockt und sie verführt und betrogen zu haben. Er sagte ihm, der Fluch des Himmels werde auf den Verführer der Unschuld fallen. Nie solle er mehr den Gedanken hegen, mich heirathen zu können; von dieser Stunde an seien wir auf immer geschieden.

Dann, als mein Vater seinem Zorne den Lauf gelassen hatte, antwortete ihm Arno. Er blickte so edel und aufrichtig auf uns, wie hätte ich an ihm zweifeln können? Er erhob seine Rechte zum Himmel und schwur, daß er unschuldig sei."

„Glauben Sie mir jetzt?" fragte er meinen Vater.

„Nein", antwortete dieser. „Valeska klagt Sie an. Ihr Name war das letzte Wort der Sterbenden."

Erbleichend schüttelte Arno den Kopf.

„Herr Werneck", sagte er, „ich habe mir von Ihnen mehr bieten lassen, als mir irgend ein Sterblicher bieten dürfte. Ich habe ebenso meine Fehler, als Andere, aber mit einer Lüge habe ich meine Lippen nie besudelt und ich wiederhole Ihnen, daß ich schuldlos bin. Seitdem ich Ihre Tochter sah und lieben lernte, habe ich keinem Gedanken an ein anderes Weib Raum gegeben, die ganze Welt war mir leer ohne sie. Sie haben mich in grausamer Weise falsch beurtheilt. Ich bin so stolz wie Sie, Herr Werneck. Hier, am Grabe der unglücklichen Valeska, wiederhole ich die Versicherung meiner völligen Unschuld. Wollen Sie nun Ihre Worte gegen mich zurücknehmen?"

„Nein, nie!" erwiederte mein Vater.

„So müssen wir einander fremd bleiben, bis Sie es thun, Herr Werneck", erklärte Arno. Dann wendete er sich zu mir. „Irmgard", sagte er mit bebender Stimme, „Sie glauben an meine Unschuld, ich sehe es an Ihrem Gesicht. Ich werde Ihnen das Gelübde der Treue halten, bis Sie selbst mich dessen entlassen."

Mein Vater zog mich ergrimmt hinweg.

„Das arme todte Kind warnte uns, daß Sie zurückkommen und Irmgard zu heirathen wünschen würden", sprach er; „aber es soll nicht geschehen. Irmgard ist mir stets eine gehorsame Tochter gewesen und ich verbiete ihr, in Ihrer Gegenwart, weitere Beziehungen mit Ihnen zu erhalten und an eine Verbindung mit Ihnen zu denken."

„Nur von ihren Lippen werde ich meine Entlassung annehmen", erklärte

Arno stolz. „Leben Sie wohl, Herr Werneck! Es wird einst der Tag kommen, an welchem Sie mir Gerechtigkeit gewähren werden."

Er begab sich hinweg und mein Vater hat ihn seitdem nicht wiedergesehen. Dies ist nun zwei Jahre her. Wie wird es noch enden, Bertha? Ich weiß, daß er unschuldig ist, aber mein Vater wird es nie glauben. Nie darf in dessen Gegenwart sein Name ausgesprochen werden, so tief ist meines Vaters Groll und Haß. Er bleibt fest dabei, daß Arno Valeskas Tod verschuldet habe. Ich werde ihn nie heirathen können, wenn auch seine Unschuld mir klar ist wie der Tag. Mein Vater würde mir fluchen. Die Erinnerung an Valeska ist ihm über Alles theuer. Am Tage ihres Begräbnisses sammelten wir alle Gegenstände, die ihr gehört hatten und brachten sie in das Zimmer, in welchem sie starb. Dann küßte er das weiße Kissen, auf welchem ihr Kopf gelegen hatte, verschloß die Thür und warf den Schlüssel in den See. Er konnte es nicht ertragen, auf ihr Bild zu blicken, das schöne junge Gesicht machte ihn stets wahnsinnig vor Schmerz und Wuth. Deshalb nahm ich es weg, als er einst abwesend war und er hat seiner nicht mehr erwähnt."

„Es ist eine seltsame, traurige Geschichte", sagte ich, als Irmgard geendigt hatte.

„Sie sind Beide so stolz", fuhr Irmgard schmerzlich bewegt fort, „mein Vater in seiner, wie er sagt gerechten Entrüstung, mein Verlobter im Gefühl seiner Schuldlosigkeit. Sie werden sich nie wieder treffen und sprechen, und mein Herz wird brechen zwischen diesen feindseligen Gemüthern."

„Aber Irmgard, wenn Sie von seiner Schuldlosigkeit überzeugt sind, haben Sie doch auch die Freiheit, sich mit ihm zu vermälen, sobald Sie mündig geworden sind."

„Nein", versetzte sie, „nicht gegen den Willen meines Vaters. Ich will und mag das nicht. Gehorsam gegen den Vater ist mir eine heilige Pflicht. Eins nur that ich, welches ich meinem Treuegelübde schuldig zu sein glaubte, ich schrieb ihm, daß ich von seiner völligen Unschuld überzeugt sei und ihm treu bleiben würde. Einmal jährlich, am Christabend, schreibt er mir und einmal, an meinem Geburtstage, sehe ich ihn auf einige Minuten."

„Und das ist das Geheimniß des hohlen Baums und des verlorenen Armbandes?" sagte ich.

„Ja, Bertha, wir dürfen nicht wagen, die Post oder Boten für unsern Briefwechsel zu benutzen und so nennen wir jenen hohlen Baumstumpf unser Postamt. An meinem letzten Geburtstage sah ich Arno auf zehn Minuten, er sah so krank und vergrämt aus. Ach, Bertha, was soll daraus noch werden?"

Das Weihnachtsfest rückte wieder heran und am darauf folgenden siebenten Januar erreichte Irmgard ihr einundzwanzigstes Jahr. Noch ein Jahr mehr und das große Vermögen entschlüpfte für immer ihren Händen. Nicht diesen Verlust allein beklagte ich, sondern viel mehr noch ihre schwindende Jugend und Schönheit, ihr verlorenes Leben und ihre glücklose Liebe. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ihr ganzes Leben in solcher hoffnungslosen Weise vergehen sollte. Aber wie war ihm eine bessere Wendung zu geben? Hätte ich nur das Geheimniß der Flucht Valeskas ergründen können. Doch wie sollte mir gelingen, an welchem Alle gescheitert waren? Wenn Liebe Wunder thun konnte, dann vermochte ich viel; im besten Falle tappte ich indeß doch im Dunkeln.

Eines Morgens ging ich wieder in die Rumpelkammer, in welcher Valeskas Porträt lehnte, ich nahm das Bild in meine Hände und blickte mit Innigkeit in die schönen traurigen Züge.

„Wenn Du sprechen könntest", flüsterte ich, „wenn Du den schwarzen Schatten von Irmgards Leben zu scheuchen vermöchtest!"

An demselben Tage schien der Gutsherr durch einen Brief in ungewöhnliche Aufregung versetzt zu werden.

„Irmgard", rief er, „hier ist ein Brief von Robert. Er kommt auf Urlaub. Sieh zu, daß Zimmer für ihn in Bereitschaft gesetzt werden."

Herr Werneck schien sehr erfreut zu sein.

„Freuen Sie sich, daß Ihr Cousin kommt, Irmgard?" fragte ich sie am Abend des Tages.

„Ich weiß es nicht", erwiederte sie. „Ich bin mir darüber nicht klar."

„Glauben Sie, verzeihen Sie mir diese Frage? glauben Sie, daß er es gewesen sein könnte, der Valeska ins Unglück brachte?"

„Bertha, das weiß Gott allein. Einer ist der Schuldige, mein Geliebter war es nicht und mein Vater behauptet, Robert sei es nicht gewesen. Ich wage nicht zu entscheiden."

„Aber wie denken Sie über ihn?"

„Offen gesagt, ich sehe nicht, wie er diese schwere Schuld hätte auf sich laden können. Aber Arno war es nicht. Etwas Weiteres kann ich nicht sagen."

Ich vermochte mir nach dem Bisherigen noch keine bestimmte Meinung zu bilden und erwartete mit Spannung das Kommen Roberts. Sein erster persönlicher Eindruck auf mich sprach zu seinen Gunsten. Er war eine schlanke Officiersgestalt von gewandter Haltung und hübschem Gesicht. Er hatte ein sorgloses Lächeln an sich und sprach sehr lebhaft. Gegen mich zeigte er sich bald cordial.

„Ich fühle mich wie ein glücklicher Schulknabe, der in die Ferien kommt, Onkel", sagte er. „Welch ein schönes Besitzthum hast Du hier?"

„Es haftet ein Schatten darauf, der mein Leben verdüstert hat, Robert", versetzte der Gutsherr.

Das Gesicht des jungen Mannes wurde sehr ernst, er wechselte sogleich die Tonart.

„Arme Valeska", sagte er. „Wie schrecklich war es? Ich vermuthe, Sie haben noch keinen Fingerzeig, Onkel?"

„O ich weiß, wer es that", entgegnete der Gutsherr mit aufflammendem Groll. „Aber erwähne den Gegenstand nicht wieder, Robert, ich bin in diesem Puncte sehr ernsthaft. Es ist mir unerträglich daran erinnert zu werden."

Mir schien es, als ob der junge Mann nur zu sehr geneigt sei, zu gehorchen. Wir verbrachten den ersten Abend nach seinem Eintreffen so angenehm als möglich. Am nächsten Morgen, während der junge Officier Irmgard beim Zeichnen beobachtete, sagte er plötzlich:

„Wenn Sie nichts dagegen haben, Cousine, möchte ich wohl Valeskas Grab besuchen. Wollen Sie und Fräulein Halm mich begleiten?"

„Ja, ich bin dazu bereit", erwiederte sie ernst.

Wir gingen. Es war ein angenehmer Weg durch den sommerlichen Wald. Die Sonne schien warm, tausend Vögel sangen und zwitscherten in den Zweigen und der Teppich wilder Blumen unter unseren Füßen prangte

in voller Schönheit. Robert unterhielt sich während des ganzen Weges mit Irmgard über Valeska. Einmal blieb er unter einem großen Baume stehen.

„Sagen Sie mir, Cousine", sprach er, hat der Onkel einen Verdacht auf Arno von Pahlen geworfen?"

„Er beschuldigt ihn in der ungerechtesten Weise", entgegnete sie, „und aus diesem Grunde hat er allen Verkehr zwischen uns und ihm abgebrochen. Ich halte ihn für völlig unschuldig."

„Ich auch", versetzte Robert rasch. „Ich wette um eine Million, daß Pahlen so etwas nicht thun konnte. Aber, Irmgard, wer könnte denn der Schuldige sein?"

Sie erhob ihr schönes Antlitz zum Himmel.

„Gott weiß es", versetzte sie tiefernst. „In einem andern Leben, wenn nicht in diesem, werden wir es erfahren."

„Ja wohl, ja wohl", bestätigte Robert mit Eifer.

Wir erreichten den kleinen, stillen Friedhof. In einer Ecke, wo das Gras am dichtesten wuchs, war das Grab von Valeska Bruhn unter einer alten riesigen Cypresse; ein schlichtes, weißes Kreuz erhob sich auf demselben. Robert stand an dem Grabe einige Minuten in tiefem Schweigen. Sein Gesicht war bleich vor Bewegung.

„Arme Valeska", sagte er bedauernd; mit all' ihrer Schönheit, ihrem Witz, ihrer ganzen liebenswürdig heiteren Weise, ein so klägliches Ende zu nehmen!"

Wir verweilten noch einige Zeit und als wir hinweggingen nahm Robert einige Halme Bandgras vom Grabe.

„Ich will dies zur Erinnerung aufbewahren", sagte er.

Unterwegs fragte er Irmgard, ob sie glaube, daß ihr Vater sich mit Arno von Pahlen je versöhnen werde.

„Er wird es nicht thun", erwiederte Irmgard. „Eher könnte man erwarten, daß die Sterne vom Himmel fallen, als daß mein Vater seinen Sinn ändert."

„Der Himmel gebe es!" bemerkte Robert und es kam mir in den Sinn, daß dieser Wunsch eigentlich sehr zweideutiger Natur war.

Vielleicht um uns zu erheitern, wechselte der junge Mann den Gegenstand unserer Unterhaltung. Ich beobachtete ihn genau. Er schien mit Interesse uns seine ganze Zeit zu widmen, las mit uns, wandelte mit uns durch Feld und Wald, fuhr uns aus; kurz, er that Alles, um sich uns gefällig zu erweisen. Immer war er guter Laune, heiter bis zur Lustigkeit und unermüdlich stets etwas Amüsantes zu sagen oder zu thun.

Nachdem er schon einige Zeit anwesend war, traf er mich eines Morgens allein im Gewächshause, wo ich im Begriff war, ein Bouquet für Irmgard zusammenzustellen. Er erbot sich, mir Hülfe zu leisten.

„Die Geschichte mit Valeska war schrecklich", sagte er plötzlich. Seitdem ist es hier in Allenhof bedeutend anders geworden. Haben Sie diesen Herrn Arno von Pahlen schon öfter gesehen, Fräulein Halm?"

Ich verneinte.

„Es ist recht hart für den Mann", fuhr Robert fort, „er thut mir leid, denn er war für Irmgard sehr eingenommen und diese liebte ihn. Glauben Sie nicht, Fräulein Halm, daß mein Onkel einmal noch nachgiebiger in diesem Puncte werden wird?"

„Das glaube ich nicht, es ist keine Hoffnung dazu", erwiederte ich.

„Und gleichwohl, wenn sie bis zum siebenten Januar nächsten Jahres nicht heirathet, geht dieses glänzende Besitzthum für sie verloren. Wie fürchterlich für sie!"

„Sie scheint dieser Ansicht durchaus nicht zu sein", versetzte ich. „Der Besitz reizt und beunruhigt sie nicht."

„Sie ist aber ein eigenthümlich nobles und uneigennütziges Mädchen. Ich muß gestehen, daß mich diese Aussicht viel stärker beunruhigen würde. Mir ist der Gedanke, daß das Gut an einen Fremden übergehen soll, unerträglich."

Nach einer Pause des Schweigens kam Robert Werneck ganz nahe an mich heran.

„Fräulein Halm", sagte er, „meine Cousine scheint viel Anhänglichkeit an Sie zu haben."

„Das ist wieder ein Beweis ihrer selbstlosen Güte", versetzte ich.

„Vielleicht ist es so, Sie scheinen ihr ganzes Vertrauen zu besitzen. Ich möchte , daß Sie mir beistehen."

„Wobei, Herr Werneck?"

„Wenn Irmgard bis zum siebenten Januar nicht heirathet, verliert sie Allenhof. Sie hat Ballerstedt und Normann zurückgewiesen. Wollen Sie sie zu überreden suchen, daß sie mich heirathet?"

„Daß sie Sie heirathet?" wiederholte ich überrascht.

„Aber Sie lieben doch Irmgard gar nicht."

„O, doch, ich liebe sie sehr. Ich habe sie stets geliebt und es nur nicht zu sagen gewagt."

Indem ich ihn anblickte, sah ich, daß seine Lippen ganz bleich waren und daß seine Worte nicht zu dem Ausdrucke seines Gesichts paßten.

„Es würde nicht den geringsten Erfolg haben", entgegnet ich, „Irmgard wird der einzigen Liebe ihres Lebens nie ungetreu werden."

„Aber denken Sie nur an das Vermögen, Fräulein Halm! Es ist doch äußerst empfindlich für ein so schönes, talentvolles und von Allen bewundertes Mädchen, ihren Besitz zu verlieren."

Er war mir im Eifer dieser Rede wieder so nahe gekommen, daß sein heißer Athem meine Wange streifte und mich zu brennen schien. Ich schrak vor ihm mit instinctivem Widerwillen zurück.

„Es thut mir leid, Ihnen nicht helfen zu können, Herr Werneck", sagte ich. „Ich kann in dieser Sache gar nichts thun.

„Nun dann muß ich allein das Mögliche versuchen", erklärte er. „Nichtsdestoweniger werde ich Ihnen stets dankbar sein, Fräulein Halm", fügte er lachend hinzu.

VI.

„Jeder Tropfen in einem Regenschauer hat seine eigene Bestimmung und ist von der Vorsehung zu seinem Blatt oder Halm gesendet." Diese Worte hatte ich an einem Herbstmorgen eben unter eine Zeichnung geschrieben, als Robert Werneck sich mir näherte und über meine Schulter las.

„Glauben Sie daran?" fragte er.

„Ja, aus ganzem Herzen", erwiederte ich. „Manchmal führen die geringfügigsten Handlungen zu großen Folgen! Jedem ist sein Schicksal bestimmt."

Er stand einige Minuten sinnend.

„Ich wünschte", sagte er dann, „mein Schicksal wäre, meine Cousine zum Altar führen zu können. Ich bin so wahnsinnig in sie verliebt, daß ich im Stande wäre, um ihretwillen etwas Desperates zu thun."

Ich drohte ihm mit erhobener Hand.

„Hüten Sie sich, Fremden zu viel anzuvertrauen!" sagte ich, und er lachte.

Später erinnerte ich mich an diese Unterhaltung.

Während die Zeit verging, nahm die Unruhe des Gutsherrn ersichtlich in gesteigertem Maße zu.

„Nur wenige Wochen noch", sagte er einst zu mir, „dann wird meine Tochter eines der besten Güter des Landes verlieren. Was soll ich mit ihr anfangen? Ich werde noch darüber zu Grunde gehen."

Irmgard erwähnte den für sie bevorstehenden Verlust des großen Vermögens nie, aber sie wurde hager und bleich und ein düstrer Schatten lag in ihren sonst so herrlich leuchtenden Augen. Oft, wenn ich in ihr Zimmer trat, fand ich sie in Thränen und es schien, als ob sie im Stillen noch eine Hoffnung gehegt habe, die nun nach und nach aus ihrer gequälten Seele schwand.

Die bange Sorge des Gutsherrn wurde zur Fieberhaftigkeit, als eines Tages Robert aus dem nahen Städtchen zurückkehrte und bei Tische gesprächsweise mittheilte, er habe mit Bestimmtheit erfahren, daß sich vor Kurzem fast acht Tage lang ein Herr Salberg dort aufgehalten und sehr genau nach allen Verhältnissen von Allenhof erkundigt habe.

„Das ist der Mann, auf welchen das Gut übergehen soll!" rief der Gutsherr aus. „Er kann, wie es scheint, die Zeit nicht erwarten, seine Hand nach diesem Besitzthum auszustrecken. Nur noch sechs Wochen", fügte er verzweifelnd hinzu; „nur noch sechs Wochen und der Würfel des Verhängnisses wird fallen."

Eines Morgens sah ich den Gutsherrn mit seinem Neffen den Hof verlassen. Beide waren in ein Gespräch vertieft und ich weiß nicht, wie es geschah, daß mich bei diesem Anblick eine ahnungsvolle Sorge um Irmgard ergriff. Diese Ahnung bestätigte sich. Etwa zwei Stunden später, als ich mit Irmgard zusammen arbeitete, trat Herr Werneck mit Robert ein.

„Ich freue mich, Dich hier zu finden, mein Kind", begann der Gutsherr. „Ich möchte mit Dir sprechen. Nein, bleiben Sie hier, Fräulein Bertha", sagte er, als ich mich zurückziehen wollte. „Sie sind eine treue Freundin meiner Tochter, helfen Sie uns sie zur Vernunft zu bringen."

Er suchte mit Festigkeit zu sprechen, aber seine Stimme zitterte und sein ganzes Wesen bebte vor innerer Bewegung.

„Irmgard", fuhr er fort, „Du bist mein einziges Kind. Ich habe Dich stets mit großer Liebe umfaßt. Du warst mein Stolz und meine Hoffnung, Dich einst als Herrin von Allenhof zu wissen, war immer der höchste Wunsch meines Lebens. Kind, ich wurde einst in meiner ersten Liebe bitter getäuscht, ich bin tief verwundet worden, nun lasse mich wenigstens in der Sicherstellung Deiner Zukunft Trost finden."

Irmgard warf sich ihm an die Brust und umfaßte ihn mit ihren Armen.

„Du weißt, Papa, ich habe Dich stets treu geliebt und bin Dir gehorsam gewesen", sagte sie.

„Jetzt kannst Du es mir beweisen", unterbrach ihr Vater sie rasch. „Ich würde vor Kummer sterben, wenn ich Dich nicht als meine Nachfolge-

rin in Allenhof sähe. Du kannst aber nicht in Besitz desselben treten, wenn Du Dich nun nicht zum Heirathen entschließest. Dies Jahr hast Du schon, zu meinem großen Bedauern, zwei der edelsten und ehrenwerthesten Männer abgewiesen, ich bringe Dir einen dritten. Robert hat mich gebeten, seine Bewerbung bei Dir zu unterstützen. Er ist ein aufrichtiger und ehrenwerther Mann, er wird Dich glücklich machen und meine letzten Lebensjahre werden dann in Frieden vergehen. Du sagst, daß Du mich liebst und mir gehorsam seist. Zeige es jetzt, Irmgard!"

Sie erhob ihr Antlitz zu dem seinigen und ihre Schönheit, die Schönheit des Seelenadels, der Aufrichtigkeit und Selbstaufopferung, blendete mich einen Augenblick.

„Bätest Du mich jetzt um mein Leben, Papa", erwiederte sie gelassen, „so würde ich keinen Augenblick zögern, es Dir zu geben. Du befahlst mir, auf meine Liebe zu verzichten, die mir die Erde zum Himmel machte, und Dir zu Gefallen that ich es. Ich habe Dir das feierliche Versprechen gegeben, mich nicht wider Deinen Willen zu verheirathen und ich will lieber ins Grab steigen, als dies Versprechen brechen. Mehr aber kann ich nicht thun. Selbst um Dir gehorsam zu sein, kann ich meinen Treuschwur nicht aufheben und ich kann mich mit keinem Manne verbinden, den ich nicht liebe. Verstehe mich nicht falsch", fuhr sie eifrig fort, als sie bemerkte, daß ihres Vaters Gesicht zornesbleich wurde, „ich werde Arno nicht heirathen, aber ich bin von seiner Unschuld überzeugt und werde das feierliche Versprechen, ihm treu bleiben zu wollen, ungebrochen und unbefleckt mit in die andere Welt hinübernehmen."

Des Gutsherrn einzige Gegenäußerung war eine heftige Verwünschung, welche sie schaudern machte. Dann blieb er Minuten lang in düsterem Schweigen sitzen.

Jetzt näherte sich Robert seiner Cousine.

„Irmgard", sagte er, „vertrauen Sie mir. Ich will Alles thun, um Sie glücklich zu machen. Ich will Ihnen mein ganzes Leben weihen. Denken Sie doch an Ihres Vaters graue Haare, an seine lebenslange Güte! Denken Sie auch an Ihr nutzloses Leben, an den Verlust Ihres Vermögens, an Ruin und Elend, welche Ihr Nein im Gefolge hat; und dann vergegenwärtigen Sie sich das Glück, welches Ihr Ja hervorrufen würde."

Irmgard sah sich einer schweren Prüfung ausgesetzt, denn der Ausdruck ihres Vaters wurde immer flehender. Er beugte sein weißes Haupt über sie.

„Ich bitte Dich um Deine Zustimmung, Kind!" fuhr er fort. „Sieh mich an, wie alt und kummervoll ich bin. Du kannst meine letzten Tage erheitern und kannst mir innere Ruhe verschaffen. Lächelnd werde ich einst meine Augen schließen, wenn ich Dich hier in unserm alten Besitzthum sehe. Sprich Dein Ja, liebes Kind! Weise meine einzige Bitte nicht zurück!"

Ihr Angesicht wurde bleich. Sie richtete sich empor und stand aufrecht vor ihm.

„Ich kann nicht, Vater", erklärte sie; „ich muß mein Gelübde halten."

„Also weisen Sie mich zurück?" fragte Robert.

„Ja, entschieden. Das hätten Sie doch im Voraus wissen können", antwortete Irmgard.

„Im Gegentheil, ich glaubte, die Wünsche Ihres Vaters hätten Macht über Sie."

Der Gutsherr erhob sich, aber seine Glieder zitterten dergestalt, daß er genöthigt war, sich an der Lehne seines Sessels festzuhalten.

„Gieb mir völlige Klarheit", sagte er. „Trotz meiner Wünsche lehnst Du es ab, überhaupt zu heirathen?"

„Ich muß es ablehnen, Papa."

„Nun, dann ist eben nichts mehr zu sagen. Mir wird das gewöhnliche Schicksal eines Vaters zu Theil, der sein Kind allzusehr geliebt hat. Sage nichts mehr, Robert, hier sind alle Vernunftsgründe fruchtlos."

Die Unterredung wurde nun aufgehoben und wir fühlten uns alle sehr unglücklich. Der Gutsherr ließ seinen Groll und seine Enttäuschung schärfer erkennen, als je zuvor. Er sprach kaum noch mit seiner Tochter und wenn er es that, so geschah es in der kühlsten Weise. Allenhof hatte seinen heiteren Anstrich völlig verloren.

So kam endlich das Weihnachtsfest wieder heran, das traurigste von der Welt. Dennoch wollte es Herr Werneck in der alten pomphaften Weise gefeiert sehen, obwohl Irmgard dagegen Einwendungen machte, die jedoch fruchtlos blieben.

So kam denn der Weihnachtsabend in der früheren festlichen Weise herbei. Ich ging in Irmgards Zimmer. Sie sah zwar sehr bewegt, aber auch herrlich aus. Ihr Kleid war von köstlicher rosafarbener Seide, mit edlen Steinen reich besetzt. Ein Perlendiadem in ihrem dunklen Haar gab ihr das Ansehen einer Fürstin. Sie lächelte, als ich eintrat.

„Ich werde heut Abend all' meinem Glanze Lebewohl sagen, Bertha", lächelte sie. „Zwei Wochen später werde ich aufgehört haben, die Herrscherin von Allenhof zu sein."

„Soll ich nicht heut Abend für Sie zum Postamt gehen?" fragte ich mit demselben wehmüthigen Lächeln.

„Ja, es wird das letzte Mal sein. Ich werde meinem Geliebten seine Freiheit geben. Selbst dieser Briefwechsel ist nicht recht; er muß ein Ende nehmen. Ich will ihm es schreiben und ich werde ihn nicht wiedersehen."

„Aber Sie wollten ihm doch Ihr Versprechen halten."

„Fest, bis zu meinem Tode", erwiederte sie, und in meiner erregten Phantasie erschien sie mir so, als ob sie bereits die Krone für diese aufopferungsvolle Treue trage.

Plötzlich, als wir noch mitten in dem wohldurchwärmten, süß duftenden Zimmer standen, brauste ein heftiger Schneesturm gegen die Fenster und das Schnauben des Windes schien das alte Haus in seinen Grundvesten zu erschüttern.

„Welch' eine Nacht!" sagte Irmgard. „Wie werden Sie nur zu dem Baume kommen, Bertha?"

„Ich würde gehen und wenn Wind und Schnee doppelt so stark wären."

Sie zog den Vorhang zur Seite und blickte schauernd hinaus.

„Robert wird doch nicht über die Berge nach Hause gehen?" bemerkte sie.

„So ist er auswärts?" fragte ich betroffen.

„Ja, er ist nach der Stadt gegangen, um für den Papa etwas Dringendes zu besorgen. Mein Vater rieth ihm, er möge einen Schlitten nehmen und auf der Chaussee zurückkehren, er aber meinte, daß in einer so schönen sternhellen Nacht der Fußweg über die Berge entlang ein wahres Entzücken sei. Er sollte um fünf Uhr schon wieder da sein und jetzt ists Sieben."

Die Sicherheit Roberts kümmerte mich in diesem Augenblicke wenig. Er schien mir ganz der Mann zu sein, der selbst auf sich Acht geben könnte.

Wir gingen zusammen hinunter und Irmgard wurde sogleich von den Gästen umringt.

Der Gutsherr war, wie ich bemerkte, in großer Bangigkeit um Robert. Gegen zehn Uhr kam er zu mir und sagte, er wolle Leute nach ihm aussenden.

„Es muß sich irgend etwas ereignet haben", flüsterte er mir zu; „lassen Sie unsere Gäste nicht bemerken, daß wir in Unruhe sind. Jedenfalls aber ist Robert etwas zugestoßen. Er sollte doch hier sein, um den Ball mit Irmgard zu eröffnen. Kommen Sie mit mir, Bertha!"

Ich ging mit ihm in die Gesindestube und er sandte vier Mann mit Fackeln und Hunden zum Suchen aus. Diese sollten auf ihrem Wege zugleich das Forstpersonal alarmiren und zur Mitwirkung veranlassen, um womöglich Spuren von Robert ausfindig zu machen.

Ich versuchte es, den Gutsherrn zu trösten.

Er ist vielleicht durch irgend etwas in der Stadt zurückgehalten worden", sagte ich; aber sein Antlitz verdüsterte sich nur noch mehr.

„Ich fürchte", sagte er, „es ruht kein Segen auf mir und den Meinigen."

Als wir die Hausflur passirten, warf ich einen Blick auf die große Uhr; es war gerade elf Uhr. Ich hatte noch genügende Zeit, nach dem hohlen Baum zu eilen und zurückzukommen, bevor die große Festtafel der Christnacht begann, bei welcher ich natürlich gegenwärtig sein mußte. Der Gutsherr war nach dem Gesellschaftszimmer zurückgegangen.

Ich eilte daher nach meinem eigenen Zimmer, hüllte mich in einen großen Shawl und machte mich auf. Noch habe ich anzuführen vergessen, daß unter unseren Gästen auch wieder die Herren von Ballerstedt und Normann waren, welche diesmal wohl mehr als alte Freunde des Hauses und weniger als Bewerber um Irmgard gekommen waren. Herr von Ballerstedt war ungewöhnlich freundschaftlich gegen mich und wenn ich die Wahrheit sagen soll, es war für mich in gewisser Beziehung ein Opfer, ihn und die strahlendhellen, warmen und heiteren Gemächer zu verlassen, um hinauszugehen in Wind und Schnee.

Sobald ich aus dem Hause trat, empfand ich die ganze Fürchterlichkeit der Nacht. Der Schnee fiel dicht und der Wind sauste, als wenn er das Unterste zu oberst kehren wollte. Durch die Fenster strömte eine Lichtmasse auf die weite Schneefläche hin. Wenn die Windstöße auf Momente aussetzten, konnte ich die Musik im Ballsaal hören.

Ich konnte nicht so rasch vorwärts schreiten, wie ich gedacht hatte. Endlich jedoch erreichte ich Irmgard's „Postamt". Der Sturm schüttelte die Rieseneiche, welche gleichsam das Dach derselben bildete, so daß die gewaltigen Aeste krachten und knackten.

Rasch griff ich in die Höhlung, fand aber den seidenen Beutel nicht vor. Für einen Augenblick war ich bestürzt. Sollte ich ohne die sehnsüchtig erwartete Botschaft heimkehren? Vielleicht war der Beutel tiefer hinuntergeglitten, dachte ich und steckte meinen Arm fast bis zur Schulter in die Oeffnung, welche, wie ich bemerkte, viel tiefer war, als ich ursprünglich geglaubt hatte. Ich konnte den Grund derselben nicht erreichen. Dennoch war ich entschlossen, das Aeußerste aufzubieten. Ich stieg auf einen Knorren des Baumstumpfes, um noch tiefer greifen zu können und es gelang mir, den Boden zu erreichen. Aber so emsig ich auch suchte, ich fand keinen Beutel. Statt dessen war zu meiner Ueberraschung ein kleines Päckchen darin, welches

ich mit Mühe herauszog. Es fühlte sich feucht an und schien längere Zeit darin gelegen zu haben. Es war mir in der Dunkelheit nicht möglich, es genauer zu untersuchen. Ich hielt es fest in meiner Hand und eilte zurück. Bevor ich in meinem Zimmer meine nassen Kleider ablegte, besah ich das Päckchen genauer. Es war mit grünem Moder beschlagen und hatte augenscheinlich sehr lange in der Baumhöhlung gelegen. Es hatte eine Aufschrift und als ich es ans Licht hielt, las ich die Worte: „An meine geliebte Freundin und Schwester Irmgard Werneck." Diese Worte waren von zierlicher Mädchenhand geschrieben.

Was hatte ich da gefunden? Ich fürchtete mich, als sei es etwas Lebendes. Nachdem ich das Päckchen eingeschlossen und hastig meine Kleidung gewechselt hatte, ging ich wieder hinunter, da bereits das Zeichen zum Beginn der Tafel gegeben war. Während der Tafel wagte ich Irmgard nicht anzusehen; es schien mir, als wollte die Tafel gar nicht enden.

Erst nachdem die angeheiterten Gäste sich in Gruppen wieder nach dem Ballraum verfügt hatten, trat ich zu Irmgard.

„Wollen Sie sogleich mit in mein Zimmer kommen, Irmgard?" flüsterte ich ihr zu.

Ihr Gesicht wurde todtenbleich.

„Haben Sie keinen Brief für mich?" fragte sie.

„Ich habe etwas für Sie gefunden, aber keinen Brief", antwortete ich.

Ich zitterte vor Aufregung und sie sah mich mit Staunen an.

„Kommen Sie, Bertha", sagte sie und wir gingen mit einander.

Als wir mein Zimmer erreicht hatten, übergab ich ihr das Packet. Sie stieß einen Entsetzensschrei aus, als sie die Handschrift erblickte.

Bertha, wo haben Sie dies gefunden?"

„Auf dem Grunde der Baumhöhlung."

„Dies ist Valeska's Hand. Es ist wie die Stimme einer Todten."

Wir öffneten das Päckchen sorgfältig, es enthielt eine blonde Haarlocke, einen Perlenring und einen Brief. Irmgard öffnete den Brief.

Wir lasen zusammen:

„Geliebte Schwester! Wo werde ich sein, wenn Du dieses liest? Ich kenne das Geheimniß Deines Postamts und habe es, wie Du siehst, für mich benutzt. Im Hause wagte ich meinen Brief nicht zurückzulassen, aus Besorgniß, daß unser theurer Vater ihn finden könnte. Er darf jetzt nichts davon erfahren. So schreibe ich Dir denn dieses und bringe es in Dein Postamt in die Baumhöhle. Das nächste Mal, wenn Du einen Brief für Deinen Arno hineinthust, wirst Du es finden. Wo werde ich dann sein? Ach, Irmgard, ich bin so glücklich und doch fürchte ich mich. [illegible]u darfst es Deinem Vater nicht sagen; er wird es schon später erfahren. Bewahre mein Geheimniß, Dein Herz ist treu. Ich vertraue Dir, Du wirst mich nicht verrathen. Robert hat mir verboten, irgend Jemandem Mittheilung zu machen. Robert liebt mich und will, daß ich seine Frau werde. Ich habe es ihm versprochen und frage mich selbst, ob jemals ein Mädchen so glückli[illegible] war als ich! Ich habe ihn geliebt, seitdem ich ihn zuerst sah. Er ist mein Abgott. Ich könnte für ihn sterben, so innig liebe ich ihn. Es that mir erst so weh, als ich glaubte, er habe Dich lieb, aber er sagte mir, daß Alles nur Unsinn und Vorwand sei. Er liebt nur mich allein. Du mußt aber mein Geheimniß bewahren! Robert sagt, Dein Vater werde sehr zornig sein, wenn er es erführe. Es scheint, als wolle Dein Vater, daß er ein anderes reiches Mäd-

In der Dorfschenke.

chen heirathe. Robert fürchtete, daß, wenn er es erfährt, er seine Hand von ihm abzieht und ihm kein Geld mehr giebt. Das macht mir vielen Kummer, denn ich liebe meinen theuren Pflegevater. Robert verlangt von mir, daß ich mit ihm fortgehe und ich gehorche ihm. Mein guter Pflegevater wird nicht mehr zürnen, wenn er erfährt, wie glücklich ich bin. Sobald Robert geht, gehe ich auch und das wird noch heute sein, und in Kurzem bin ich seine Frau. Es thut mir leid, in dieser Weise meine Heimat zu verlassen und Dir und meinem guten Pflegevater Kummer zu machen, aber ich muß dem Ruf der Liebe folgen. Niemand wird errathen, daß ich Vorbereitungen getroffen habe, mit Robert in seiner neuen Garnisonstadt zusammen zu treffen; denn er wird allein von hier abreisen und ich werde eine andere Straße einschlagen. Wenn wir sechs Monate verheirathet sind, werden wir Deinem Vater Mittheilung machen und seine Verzeihung erbitten. Ich möchte es ihm schon jetzt sagen, aber Robert sagt, er würde dann unsere Verbindung hintertreiben und ihm kein Geld mehr geben. Liebe Irmgard, als ich Dich heute Morgen küßte, war es das letzte Mal, bis Robert mich als sein Weib hierher zurückbringt.

Ich schreibe diese Zeilen in meinem Zimmer und kann Deine Stimme im Garten hören. Wenn ich fertig bin, werde ich gehen und diesen Brief in dem hohlen Baume verbergen, dem einzigen Orte, wo Du ihn ohne Zeugen findest. Ach, Irmgard, wo werde ich sein, wenn Du dies liest? Ich lasse Dir meinen kleinen Perlenring zurück, trage ihn um meinetwillen; und auch eine Locke von meinem Haar. Möglich, daß einige Zeit vergeht, ehe Du Dein „Postamt" wieder besuchst, und wenn es geschieht, wirst Du erfahren, daß Valeska Bruhn den Namen des geliebten Mannes trägt, dem sie bis in den Tod folgt, und daß sie dann das glücklichste Weib ist, welches die Erde trägt. Bewahre mein Geheimniß, damit Du nicht Robert und mich ruinirst. Lebe wohl, geliebte Irmgard! Gott sei mit Dir und segne Dich! Deine

Valeska."

Wir lasen diesen Brief Wort für Wort und als wir geendigt hatten, entfiel er Irmgard's zitternden Händen. Ihre Augen leuchteten in einem höheren Lichte und ihr Gesicht wurde purpurroth vor Erregung.

„Ich wußte, daß er schuldlos war!" rief sie aus. „Bertha, gehe sogleich zu meinem Vater und sage ihm, er solle zu mir kommen, aber ohne Verzug. O, Dank dem Allmächtigen, daß er endlich Alles ans Licht gebracht hat!"

Ich eilte hinweg. Der Gutsherr sah mich mit Unruhe an.

„Betrifft es Robert, hat man ihn gefunden?" fragte er.

„Nein, es betrifft Sie selbst und noch eine Andere, Herr Werneck. Eilen Sie!"

„Was ist Dir begegnet, Irmgard?" fragte der Gutsherr, als er seine Tochter so erregt sah. „Es liegt etwas in Deinem Gesicht, was ich seit Jahren nicht gesehen habe. Wen betrifft der Brief?"

Sie ging auf ihn zu und übergab ihm den Brief.

„Gott ist mit mir gewesen", sagte sie. „Arno ist gerechtfertigt."

Herr Werneck nahm den Brief und warf einen Blick auf denselben.

„Wie, dies ist Valeska's Handschrift!" rief er erschrocken.

„Ja; und dies ist eine Locke ihres Haars und dies ihr Perlenring, den sie einst von ihrer Mutter erhalten hatte. Zittere nicht, Papa! Setze Dich nieder und lies den Brief."

Ohne ein Wort zu sprechen, las er den Brief. Von Zeit zu Zeit stieß er einen dumpfen Schrei aus. Irmgard hatte sich an ihn geschmiegt und ihren Arm um seinen Hals gelegt. Als er gelesen hatte, ließ er, tief stöhnend, den Kopf auf die Brust sinken. Noch ehe wir Zeit hatten, zu sprechen, öffnete ein Diener die Thüre.

„Herr von Pahlen wünscht Sie sogleich zu sprechen, gnädiger Herr", meldete er.

Niemand von uns bewegte sich oder sprach. Im nächsten Augenblick trat ein hochgewachsener Mann mit einem ungemein edlen Gesicht in das Zimmer. Irmgard's Gesicht erröthete heftig, aber kein Laut kam von ihren Lippen. Er schritt gerade auf den Gutsherrn zu.

„Herr Werneck", sagte er stolz, „ich komme, um endlich von Ihnen Gerechtigkeit zu erlangen."

Aber das weiße Haupt sank nur noch tiefer herab, und als es sich dann aufrichtete, da lag etwas so Gebrochenes, unaussprechlich Bekümmertes in dem gealterten Gesicht des Gutsherrn, daß Herr von Pahlen sich unwillkürlich über ihn beugte.

„Sie sind über alle Maßen hart, grausam und ungerecht gegen mich gewesen, Herr Werneck", fuhr er fort. „Sie blieben dabei, mich für schuldig zu halten, als ich Ihnen zuschwor, daß ich schuldlos sei. Keinem Menschen könnte größeres Unrecht geschehen, als Sie mir gethan haben. Kommen Sie nun mit mir. Ich habe heute Abend mit Gottes Hülfe Ihres Neffen Leben gerettet. Er liegt in meinem Hause. Zwar fand ich ihn dem Tode nahe, aber ich hoffe, er wird leben. Er hat Ihnen das mitzutheilen, was mich von allem Verdacht reinigt und was ich längst argwöhnte."

„Es ist für mich nicht nöthig, Weiteres zu hören", versetzte der Gutsherr langsam. „Ich weiß genug. Lesen Sie dieses!"

Arno von Pahlen nahm den Brief und las ihn schweigend.

„Es ist eine traurige Geschichte, Herr Werneck", sagte er dann; „indeß, wenn Sie vernommen haben, was Robert Ihnen zu sagen hat, beurtheilen Sie ihn vielleicht doch etwas milder. Unten wartet mein Wagen für Sie und Fräulein Irmgard. Möglich, daß Gefahr im Verzuge ist. Doctor Brinkmann erklärte, es könne sein, daß der Verunglückte nur noch eine Stunde zu leben habe. Ich habe zwar Hoffnung, aber Sie müssen zu ihm kommen."

„Arno", sagte der Gutsherr mit wankendem Tone, „können Sie mir je verzeihen?"

Während er sprach, tönte Gesang zu uns herauf. Er kam von den Weihnachtssängern und deutlich konnten wir die Worte vernehmen: „Friede auf Erden."

Der Gutsherr war tief erschüttert.

„Wollen Sie mir verzeihen, Arno?" fragte er wehmüthig.

Ich wendete mich ab, um meine Thränen zu verbergen, und hörte Irmgard laut schluchzen. Als ich mich wieder umwendete, hatte Pahlen seinen Arm um die gebrochene Gestalt des Gutsherrn gelegt und das müde Haupt des Letzteren ruhte an des jungen Mannes Brust.

„Ich hatte Sie stets lieb, Arno", sagte Herr Werneck. „Der Gedanke, Sie für schuldig halten zu müssen, war mir unerträglich; er zerriß mir das Herz. Ja, ich hielt Sie für schuldig. Valeska drückte sich nicht deutlich aus, als sie im Sterben lag. Nun kann ich begreifen, daß sie Sie nicht an-

klagen wollte, als sie Ihren Namen nannte. Meines Bruders Sohn war es, der die Missethat beging."

„Hören Sie ihn, Herr Werneck, ehe Sie ihn verurtheilen", versetzte Arno von Pahlen. Dann ging er zu Irmgard. „Meine geliebte, treue Seele", sagte er; „diesen Abend war kein Brief für Dich da. Ich war im Begriff, ihn zu bringen, als ich vom Fuße des Felsenweges her ein schwaches Stöhnen hörte. Es war dunkel und stürmisch, ich hatte indeß meine Blendlaterne bei mir und leuchtete so lange umher, bis ich Robert fand. Er war von der Höhe der Felskante herunter gestürzt und lag halb im Schnee begraben. Ich hob ihn auf, lud ihn auf meine Schultern und brachte ihn mit äußerster Kraftanstrengung in mein Haus. Dort kam er wieder zu sich und ich ließ sogleich zwei Aerzte herbeiholen. Diese erklärten, daß er zwei Rippen gebrochen und sich sonst noch innere Verletzungen zugezogen habe, die sich vorläufig nicht genügend erkennen ließen. Er bekannte mir seine Sünde gegen mich und gegen das unglückliche Mädchen, und bat mich, Deinen Vater herbeizuholen. Jetzt, Heißgeliebte, kann ich Dir mündlich sagen, was ich Dir hatte schreiben wollen."

Er umarmte und küßte sie. Dann machten beide Männer sich auf und Irmgard ließ sich durch Nacht und Schneewetter nicht abhalten, sie zu begleiten.

Auf dem Sterbebette erzählte Robert seinem Onkel die Geschichte seiner Schuld; nicht aus Bosheit, sondern aus Leichtsinn und Leidenschaft hatte er gefrevelt, und er hatte die schrecklichen Folgen seiner Handlungsweise nicht vorausgesehen.

Er liebte Valeska sehr, aber doch nicht stark genug, um dem Zorne Werneck's Trotz zu bieten. Irmgard hatte er um ihres Vermögens willen heirathen wollen, wenn sie ihn gemocht hätte. Er hatte nicht beabsichtigt, Valeska zur Flucht zu bestimmen, sondern sie selbst hatte sich vor seiner Abreise so trostlos und so geneigt gezeigt, ihm zu folgen, daß er ihre heimliche Entfernung hatte geschehen lassen, weil des Mädchens große Liebe ihm schmeichelte und weil er hoffte, sie heirathen und dann seines Onkels Verzeihung erhalten zu können. Dieses Betragen sei nicht zu rechtfertigen, es sei hinterlistig und unehrenhaft gewesen, aber die Leidenschaft der Jugend und die Furcht vor dem Zorne Werneck's seien Motive dafür. Mehr als einmal sei er geneigt gewesen, dem Letzteren das Geschehene zu offenbaren, doch habe ihn die Besorgniß, er werde seine unentbehrliche Zulage einbüßen, davon zurückgehalten. Nach einiger Zeit habe er sich mit Valeska veruneinigt und sich zu heftigen, sie entehrenden Worten hinreißen lassen. Darüber sei sie halb wahnsinnig geworden und habe sich heimlich von ihm entfernt. Zwar habe er seine Worte bitter bereut, doch sei es zu spät gewesen, er habe Valeska trotz aller Nachforschungen nicht wieder ausfindig machen können.

Und nun gestand er den schwersten Theil seiner Schuld. Er hätte, nachdem Valeska verschwunden war, sogleich zu seinem Onkel eilen und das Geschehene bekennen sollen, worauf Valeska höchstwahrscheinlich aufgefunden worden wäre. Statt dessen habe er feig geschwiegen und, noch feiger, geleugnet, aus Furcht, daß sich zu der Entrüstung seines Onkels über die Flucht Valeska's auch noch der Zorn und Schmerz über deren Verlust gesellen würde. Er habe, für den schlimmsten Fall, Enterbung gefürchtet und so habe er Valeska geopfert. Dafür gab es keine Entschuldigung und schwerlich könne ihm je verziehen werden. Er selbst habe über seine That die tiefste

Reue und als er endlich das schreckliche Schicksal Valeska's erfahren, namenlosen Schmerz empfunden. Gleichwohl habe die feige Furcht ihn nicht verlassen und er habe das verderbliche Schweigen bis zu dem Momente bewahrt, wo er selbst dem Tode nahe sei. Die Nemesis habe ihn ereilt, die gerechte Strafe für seine schwere Schuld.

Der Zorn Werneck's war schrecklich anzusehen. Aber der schwere Irrthum, den er selbst in Bezug auf Arno von Pahlen begangen hatte, machte ihn selbst demüthiger und milder gegen seinen Neffen. Er verzieh diesem, aber es war ein peinvoller Act der Verzeihung.

„Ich will Dir vergeben", sagte er, „und gebe Gottes Barmherzigkeit anheim, Dir das Leben zu erhalten; aber unter meinen Augen sollst Du nicht mehr leben. Du bist meines Bruders Sohn, doch hast Du das Leben des Mädchens zerstört, die mir ein theures Vermächtniß war und für die ich vor Gottes Richterstuhl einzustehen habe. Lebe und genese, aber gehe mir dann aus den Augen! Wenn Du nach Jahren durch ein besseres Betragen und durch thatkräftige Reue Gottes Gnade für Deine feige Sünde erwirbst, wohl Dir! Ich werde mein Testament nicht ändern; das Geld, was ich Dir darin ausgesetzt habe, sollst Du erhalten, wenn ich die Augen geschlossen habe, und Gott lehre mich vergessen, was Du mir und den Meinigen gethan hast."

Robert starb nicht in dieser Christnacht.

Herr Werneck und seine Tochter kehrten nach den erforderlichen Verabredungen mit Arno von Pahlen nach Allenhof zurück. Sie waren von den Gästen allerdings vermißt worden, doch hatte ich ihre Abwesenheit so gut es ging entschuldigt und die Ereignisse dieser Nacht wurden erst später bekannt.

IX.

Während am Weihnachtstage früh die Glocken läuteten, erschien zu allgemeiner Ueberraschung Arno von Pahlen im Gutshofe. Jede Person daselbst wußte von der Feindschaft zwischen ihm und dem Gutsherrn, obschon die Ursache derselben weniger bekannt war; aber alle Herzen jauchzten beim Anblick des jungen, in der ganzen Umgegend hochbeliebten Mannes. Irmgard schien in der letzten Nacht wieder um Jahre jünger geworden zu sein.

Welch' ein Willkommen wurde dem neuen Gast bereitet! Als ich ihn neben Irmgard stehen sah, glaubte ich nie ein schöneres Paar gesehen zu haben. Kein Wunder, daß sie ihn liebte. Indem ich auf ihn blickte und ihn hörte, mußte ich mich wundern, daß auf ihn auch nur der leiseste Schatten eines Verdachts hatte fallen können.

Für mich bildet dieser Weihnachtstag die schönste Erinnerung meines Lebens, und wenn ich an ihn denke, da wird mir das Herz warm von reinster Freude.

In der Nacht, nachdem das frohe Festmahl vorüber war und die Gäste sich entfernt oder zur Ruhe begeben hatten, rief Herr Werneck Arno und seine Tochter zu sich.

„Kommen Sie mit mir, Bertha", sagte Irmgard; „Sie haben meinen Kummer getheilt, nun müssen Sie auch Theil an meiner Freude nehmen."

Ich begleitete sie und Herr Werneck lächelte, als er mich sah.

„Liebe Bertha", sagte er, „Sie müssen mir eine Tochter sein, wenn ich meine eigene verliere."

Aber Irmgard hing sich an seinen Hals.

„Du wirst mich nicht verlieren, Papa", rief sie aus. „Ich werde Allenhof nicht verlassen."

„Höre mich an!" sagte ihr der Gutsherr. „Dies ist der fünfundzwanzigste, eigentlich schon der sechsundzwanzigste December. Du mußt noch vor dem siebenten Januar heirathen, wenn Du Besitzerin von Allenhof bleiben willst. Nun, Arno, überreden Sie sie, daß sie den Tag ihrer Hochzeit bestimmt, während ich mit Bertha über die Festlichkeiten derselben plaudere.

Die Hochzeit wurde auf den Neujahrstag festgesetzt. An diesem Tage prangte der ganze Gutshof in einer Fülle von Grün und Blumen. Ganze Gewächshäuser waren für diesen Schmuck des Hauses geplündert worden. Die Erde trug ihr schneeiges Festgewand. Aber das schönste Bild in meiner Erinnerung ist und bleibt doch Irmgard's Angesicht, wie ich es durch den Brautschleier schimmern sah.

Zu diesem glücklichen Tage war auch Herr von Ballerstedt geladen worden und er kam. Ich bin überzeugt, daß sich Keiner mehr über Irmgard's wohlverdientes Glück freute, als er. Während alle Anwesenden in ihren besonderen Weisen Braut und Bräutigam mit Glück und Segenswünschen überschütteten, trat er an mich heran.

„Fräulein Bertha", sagte er, indem er mich zum ersten Male bei meinem Vornamen nannte, „ich habe Ihnen etwas zu sagen. Wollen Sie mir einige Augenblicke gönnen?"

Wir gingen in die Nische des großen Bogenfensters und hier, indem er sich zu mir wendete und mich mit einem Blicke anschaute, den ich nie erwartet hatte, bat er mich, seine Frau zu werden. Wie mich dieser Antrag überraschte!

Selbst in der geheimsten Tiefe meines Herzens hatte ich mir nicht zu gestehen gewagt, wie sehr ich ihn liebte. Es gab nur eine Antwort auf seine Frage und diese lautete: Ja.

Robert Werneck genas nach längerer Pflege von seinen Verletzungen und kehrte zu seinem Regiment zurück. Er bereute sein Vergehen bis zur Stunde seines Todes auf dem Schlachtfelde, im Heldenkampfe gegen den Erbfeind des Reichs.

Die amerikanischen Damen.

Newyorker Photographien. Von **Hugo von Kupffer.**

Sollte es wirklich Jemand geben, der noch nicht gehört hat, daß Newyork, unter allen Hauptstädten der Welt, in Bezug auf die Schönheit seiner Damen den ersten Platz einnimmt, der gehe nur einmal an einem unserer frischen, klaren Wintermorgen die „Fünfte Avenue" hinauf und betrachte sich, soweit Anstand und Höflichkeit dies gestatten, die ihm begegnenden Schönen. Ist das Wetter angenehm, wird unser Freund nicht übel daran thun, wenn er bis zum Centralpark hinausspaziert, der jetzt in seiner Schneeperiode steht; wendet er, daselbst angelangt, seine Blicke einmal ab von den Naturschönheiten des Winters, so wird er auf den bevölkerten Fahrwegen, den Reitpfaden, belebt von den Hufschlägen edler Rosse, und den Fußwegen, auf denen die „upper ten thousandts" zu stolz sind einherzuwandeln, einen beständigen Strom von weiblicher Grazie und Lieblichkeit bewundern können.

In keiner Jahreszeit sehen unsere schönen Töchter des Wohlstandes verführerischer aus, als jetzt. Der Winter äußert seine rosigen Teintkunststücke, seinen frischen Hautzauber sehr glücklich auf unsere Schönen; ihr Teint strahlt daher in jenen zarten Farbenschattirungen, wie sie nur frische Berg- und Seeluft, nur das regsam wallende Blut vollkräftiger Gesundheit auf Frauengesichter malen kann. Uebrigens sind unsere Frauen von heute, reiche sowohl wie arme, physisch in beträchtlich besserem Zustande als früher, denn sie leben, im Durchschnitt genommen, weit vernünftiger und kleiden sich weit bequemer. Freilich können diejenigen hier nicht mitgerechnet werden, die sich das liebe lange Jahr hindurch in Newport, Saratoga und Lenox, wie auch in unserer „Empire City" selbst, durch fashionable Ausschweifungen ruiniren und folgegemäß zu jeder Zeit müde, sorgenvoll und schwach sind. Ebensowenig können wir die armen, überarbeiteten Creaturen zu jenen Glücklichen zählen, da sie eben zu nichts Anderem Zeit haben, als sich von früh bis spät abzuplagen, um nur mühsam Leib und Seele zusammenzuhalten. Die erste dieser beiden Ausnahmeclassen ist verhältnißmäßig schwach in Zahl, die zweite aber stets so stark, daß sie eines der wichtigsten Elemente des socialen Problems bildet, über dessen Lösung unsere weisen Männer sich jetzt die Köpfe zerbrechen.

Die Reihe der Frauenbeschäftigungen, mögen sie zur Kategorie „Arbeit" oder „Vergnügen" gehören, hat in Quantität und Qualität gleichfalls bedeutenden Zuwachs erhalten, und unser „fair sex" hat sichtlichen Vortheil davon für Geist und Körper. Während des Sommers wurden die Mädchen, an Tagen, wo die Temperatur fleißige Bewegung gestattete, in der frischen Luft auf dem Lande gehalten, welche ihnen wahrlich nicht schlecht bekommen ist. Der „Indian Summer", diese unvergleichlich schöne Periode der amerikanischen Herbstsaison, ladet Diejenigen, welche nach der Stadt zurückgekehrt sind, sowie die noch auf dem Lande Verweilenden, zu gesundem Sport und anderen kräftigenden Beschäftigungen ein. Das Reiten, bekanntlich eine der gesundesten Bewegungen, bürgert sich in den Damenkreisen mehr und mehr ein, und man kann jetzt in unserem Centralpark, wie auf der Landstraße, so manchen vortrefflichen Amazonen begegnen. Die größere Nachfrage nach Sattelpferden wird natürlich das Angebot erhöhen, doch ist es jetzt noch schwierig, ein wirklich zweckentsprechendes aufzutreiben. Es ist, wie jeder Pferdekenner resp. jede Pferdekennerin weiß, leichter, seine Stallungen mit den bewundernswerthesten Exemplaren von Zugpferden zu füllen, als ein

einziges gut geschultes Damenpferd zu finden; und in der That sieht man hier zu Lande, ausgenommen in den Südstaaten, selten solch' ein Geschöpf, das der Engländer „a well mannered lady's saddlehorse" nennt.

Das altgewohnte Croquetspiel ist so ziemlich aus der Mode gekommen, doch ist es amüsant zu sehen, wie alte Farmer auf dem Lande dasselbe Spiel mit Eifer aufgenommen haben, welches vor zwei oder drei Jahren Sommerbesucher aus der Stadt im Stiche gelassen haben. Federball und Armbrust- oder Bogenschießen sind jetzt beliebt „outdoor Sports" (Vergnügungen im Freien) und es sind dies auch wahrlich allerliebste Spiele, wenn von allerliebsten Mädchen gespielt. Alle möglichen Vergnügungen in frischer Luft, an welchen Frauen und Mädchen nur irgend Theil nehmen können, tragen jetzt zur Gesundheit der muntern Damenwelt bei, und die Spuren von dem günstigen Einfluß solcher Exercitien sind deutlich genug an der schönen Rundung der Formen und den flinken, gewandten Bewegungen der glücklichen und — beglückenden Schönen wahrzunehmen. Königin Mode erlaubt ja hier heutzutage zum Glück Kleidungsstücke, welche freie Muskelbewegung möglich machen, und darum kann man heute auch — Gott sei Dank! — auf seinen Spaziergängen Taillen, Füße und Hände, sowie auch Teints zu sehen bekommen, die deutlich dafür sprechen, daß unsere Mädchen aufwachsen mit gut entwickelten Körpern, unterstützt von voller, nicht mehr künstlich gefesselter Blutcirculation.

Die Zimmerbeschäftigungen, welche ganz wesentlich während der Herbst- und Sommermonate das Interesse der Frauenwelt in Anspruch nehmen, sind jetzt sehr mannigfaltig geworden, durch Wiederaufnahme von zahlreichen, wirklich anmuthigen Erscheinungen auf dem Gebiete künstlerischer Frauenarbeit. Die alten Musterbücher, die abgedroschenen Ofenschirme, die gänzlich unbrauchbaren gestickten Pantoffeln, die sinn- und formlosen Stickereien haben Fabrikaten Platz gemacht, die nicht nur von wirklicher Schönheit sind, sondern auch dazu beitragen, ein Haus in Wahrheit zu verzieren und den Geschmack der Arbeiterinnen auszubilden.

Die jetzt durchaus moderne Stickerei in Newyork und ähnlichen Städten des Nordens, ist diejenige mit crewels, dem Lieblingsmaterial unserer Groß- und Urgroßmütter für feine Tapisseriearbeiten. Diese Mode ward durch eine englische Kunstschule eingeführt und durch die Bemühungen der Newyorker „Society of Decorative Arts" ermuthigt, welch' letztere Gesellschaft den Beistand einer auf der „Schule für Nadelarbeiten' in South-Kensington graduirten Lehrerin genießt. (Dieses „College" für weibliche Arbeiten war es, welches vor wenigen Jahren die crewel-Tapisserie in England wieder ins Leben rief). Diese „crewels" sind Garnknäuel, dem groben Teppichgarn nicht unähnlich, lose aus weicher Wolle gewoben und mit den besten, feinstnüancirten Farbstoffen gefärbt. Die beste Sorte dieses Stickgarns wird mit großen Unkosten und schweren Zollgebühren aus England bezogen; zwar giebt es hier auch deutsche Nachahmungen und heimatliche Fabrikate, beide lassen aber mehr oder minder viel zu wünschen übrig. Doch da jetzt die Nachfrage nach diesem Wollgarn so auffällig steigt und unsere andern Wollfabrikate mit den besten ausländischen Producten auf diesem Gebiete Schritt zu halten beginnen, so steht es sicher zu erwarten, daß bald das amerikanische crewel-Garn an Beschaffenheit des Materials, sowie an Farbenreichthum den feinsten englischen Fabrikaten gleichkommen wird.

Diese Art Tapisseriearbeit machen unsere Damen auf dem verschieden-

sten Material, Wolle, Leinwand, Seide, Atlas und Sammet, und die Stickerei, nach Zeichnungen gearbeitet, welche auf dem betreffenden Objecte ausgeführt sind, ist reich und dauerhaft. Der Geschmack der Arbeiterin zeigt sich in der Auswahl der Muster oder in deren Zeichnung, und der Zusammenstellung der Farben und Schattirungen.

Der in letzter Zeit der decorativen Nadelarbeiten gegebene Impuls hat dem Talente der Damen, welche Geschick im Entwerfen geschmackvoller Muster und harmonischer Zusammenstellung von Farben haben, reichliche Beschäftigung gegeben und ist somit Denjenigen, die nicht recht wissen, was sie mit der Zeit anfangen sollen, hochwillkommen, während er zugleich der anderen großen Classe von Frauen und Mädchen es erleichtert, ihr Leben zu machen. Damen, die erfolglos in höheren Gebieten der Kunst thätig gewesen, finden in der Zeichnung von solchen Mustern für diese crewel- und andere Stickereien, sowie für Spitzen, und in der Erfindung von Mustern für die mannigfachsten derartigen Fabrikate eine anmuthige, geschmackvolle und zuweilen einträgliche Thätigkeit.

Ein anderes Gebiet der „verzierenden Kunst“, welches gegenwärtig so manche Frauenhände und so manche Frauenphantasie in Thätigkeit setzt, ist die hier wieder sehr in Aufnahme kommende Porzellanmalerei. Die oben erwähnte „Society of Decorative Arts“ in unserer Stadt hat John Bennett, der früher in den berühmten Doulton-Fabriken in England thätig gewesen, als Lehrer dieser so überaus schönen Kunst gewonnen, und sind glänzende Resultate seiner Bemühungen an den von der Gesellschaft ausgestellten, kunstvoll gemalten Vasen und andere Porzellanwaaren zu sehen. Zweifellos läßt auch diese Art künstlerischer Beschäftigung der Uebung von Geschmack und natürlicher Anlage für Zeichnen und Combiniren einen weiten Spielraum und ist gleichfalls geeignet, unsere Frauen um eine neue begehrenswerthe Fertigkeit und um eine neue allgemeine Erwerbsquelle zu bereichern.

Verschiedene Arten von Filet-, Strick- und Spitzenarbeiten, Graviren, Holzschneiderei, Aquarell- und Oelmalerei, Skizziren nach Modellen oder nach der Natur, alles das wird von unseren Damen in eifrigerer Weise, denn je zuvor, zum Vergnügen oder Gelderwerbe betrieben. Daß Musik nicht in letzter Reihe steht, dafür sprechen die zahlreichen Schüler und die tüchtigen Lehrkräfte der Newyorker Conservatorien.

Wenn somit auch die amerikanische Metropolis, wie immer, reichlich versehen ist mit jenen „Schmetterlingen der Mode“, so wird sie doch auch in erfreulicher Weise durch die seltene Regsamkeit der jungen Damenwelt, welche eifrig die Schönheiten und das Vergnügen künstlerischer Beschäftigung verfolgt, belebt. Den Erfolg sieht man an dem auffällig feineren Geschmack in der Ausschmückung der feineren Familienhäuser der Stadt. Die Männer und Frauen, welche hier und in Boston wacker gearbeitet haben, die rechten und echten Principien der decorativen Kunst unter die Leute zu bringen, haben somit ein gutes Werk vollbracht. Wundern darf es uns nicht, wenn Fremde aller Nationen behaupten — und man kann das hier tagtäglich hören — daß in den feineren Gesellschaftsclassen Newyorks die Frauen in der Regel in feinem Geschmack und Tactgefühle, ja oft selbst in Kenntnissen die Männer übertreffen, die sie durch ihre Grazie bezaubern und durch ihre schönen Fähigkeiten entzücken.

Aus der Gesellschaft.

Wien.

Der erste Hofball hat am 8. Jänner stattgefunden, der alte Adel war sehr zahlreich vertreten, der junge selbstverständlich bis auf den neuesten Ritter herunter, der Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" proclamirt soeben seine diesjährige Tanzféte und heckt originelle Pläne für seine pikanten Tanzordnungen aus, die Juristen, Mediciner und Techniker mietheten schon die Localitäten für ihre Bälle, der Wiener Männergesangverein hält seinen Narrenabend am 24. Jänner ab, der akademische Gesangverein, die „Naßwalder", der „Epheu", die „Harmonie" — Alles haranguirt zum Tanzen und zur Narrheit — kurz wir befinden uns im vollen Zuge zu leben, „fesch" zu leben und „fesch" leben zu lassen. Im Atelier Spitzer, diesem ersten Wiener Hause für die Kostbarkeit und den erlesenen Geschmack für Damentoiletten und Saisoncostümes, aus welchem die hervorragenden Schönheiten des Salons ebenso wie die Celebritäten der Bühne ihre blendenden Ueberraschungen holen, drängt sich die erlesene Gesellschaft beider Welten zusammen. Mit dem Fasching geht es in gewissem Sinn wie mit dem Weihnachtsfeste. Alles klagt über schlechten Geschäftsgang, übel bedrängte Verhältnisse, über absolutesten Geldmangel und siehe da, wenn Strauß aus weiter Entfernung schon mit seinem Fiedelbogen winkt, wenn die grünen Spitzen des Weihnachtsbaumes sich in unbestimmtester Perspective zeigen, da öffnen sich die eisernen Cassen aller Größen und heraus schlüpfen die schelmischen Geister, die man mit dem Collectivnamen „Geld" bezeichnet, und schlüpfen wieder hinein in die Ateliers für den exquisiten Geschmack und in die Spielereiwaarenhandlungen. So soll, so muß es sein, anders wäre es von Uebel. Jede Zeit mag ihre Sorglosigkeit haben, auch die Sorglosigkeit hat in gewissen Momenten eine gewisse Berechtigung.

Die Hofopernsoiréen, die im vergangenen Jahre mit einem gewissen Aplomp in Scene gesetzt wurden und auch mit namhaften Kosten, werden heuer nicht abgehalten, dafür wird das Comité des Opernpensionsfonds, zu dessen Bestem man Anno 1878 die Räume des Opernhauses öffnete, in den Sälen des Grand Hotel drei „Soirées musicales et dansantes" veranstalten. Sei es, daß man im heurigen Carneval von den Opernsoiréen, die schon nach ihrem ersten Debüt von mancher Seite für fade bezeichnet wurden, sei es, daß die Version Recht hat, die da behauptet, der Kaiser sehe es nicht gern, daß in den so schönen Räumen des Hofoperntheater gegessen und Bier getrunken werde, kurz, die Herrlichkeit hat schnell ihr Ende erreicht und Alles, wozu sich dieses Mal die musikalische Hofbühne herbeilassen wird, das ist eine, eine einzige Redoute. Welchen Charakter die „Soirées musicales et dansantes" an sich tragen werden, darüber ist die Damenwelt noch nicht so recht klar; sie weiß nicht, ob die Primadonnen, ob das Corps de ballet, ob beide Kathegorien vorwiegend vertreten sein werden und kann sich daher

noch nicht entschließen, sich unter die wogende Menge zu schlagen. Die Zukunft liegt dunkel vor uns, ihr Schleier möge sich bald lüften, auf das Figaro in seinem nächsten Bulletin getreulichen Bericht abstatten könne.

Einen höchst interessanten Abend veranstaltete am 7. Jänner Graf Edmund Zichy in einem der Säle des Börsengebäudes. Der vielgereiste und wissenschaftlich wie merkantil gebildete Graf las „über den Osten auf der Pariser Weltausstellung" und das Auditorium hatte sich aus den distinguirtesten Kreisen der Stadt recrutirt. In den ersten Reihen sah man die Erzherzoge Rainer und Carl Ludwig, die Fürsten und Fürstinnen Kinsky, Trautmannsdorf und Arenberg, die Grafen und Gräfinnen Szcechenyi und Wlyck, die Gesandten Frankreichs und Italiens, die Minister Hofmann, Stremaier und Chlumetzky und zahlreiche Vertreter der hohen Aristokratie, Bureaukratie und Plutokratie.

Seit den letzten vier Wochen hat der Tod abermals eine Reihe von Opfern gefordert, die nicht unerheblich von sich reden gemacht und der Zufall wollte es, daß die drei Todten sämmtlich dem Reiche der Musik und der Bühne angehörten. Es starben: Heinrich Proch, Mathilde Wildauer und Auguste Auspitz-Kolar. Heinrich Proch gehörte über dreißig Jahre dem k. k. Hofopernhause an; zuerst schwang er im alten Kärnthnerthor den Tactstock, dann im neuen Hause. Proch gehörte der alten Capellmeisterschule an, jener Schule, die mit der französischen Romantik eines Halevy, Meyerbeer und Auber ihre Lorbeeren pflückte. Der Verstorbene verdankt aber seinen Namen nicht so sehr seiner Thätigkeit am Dirigentenpulte, als einigen seiner Lieder und unter diesen speciell dem „Alpenhorn". Der Verlagscatalog weist über 200 Nummern auf, die Heinrich Proch als sentimentale Lieder, als Walzer für Gesang, als Variationen 2c. 2c. geschrieben und Wien hatte in den dreißig Jahren seiner officiellen musikalischen Thätigkeit keine hervorragende Primadonna gehört, der unser nun Heimgegangener nicht eine oder die andere Nummer gewidmet hätte. Unter dem Regime Herbeck wurde Proch aus der Hofoper entlassen und an das Burgtheater versetzt, auf daß er die Musikcapelle dieser Hofbühne einer gründlichen Reform unterziehe. Allein Proch hielt diese Versetzung seiner künstlerischen Individualität für unwürdig und das ihm übertragene Reformwerk als eine Degradation. Er ging also hin und ließ sich pensioniren und verlegte sich auf den Gesangsunterricht. Proch hatte Zeit seines Lebens die heftigsten materiellen Kämpfe zu bestehen und mit dem letzten Seufzer hat er auch die letzte Sorge ausgehaucht. —

Mathilde Wildauer war eine Meisterin zweier Künste oder um einen im Doppelreich Oesterreich-Ungarn leider nur zu oft gebrauchten Ausdruck anzuwenden, eine dualistische Künstlerin. Zuerst im Burgtheater thätig, wußte sich hier Mathilde Wildauer zum Rang der ersten „Naiven" emporzuschwingen. Dort creirte sie unter anderen wirklich sehr liebenswürdigen Rollen auch die in aller Welt bekannte „Nandl" im „Versprechen hinter'm Herd" und Alexander Baumann, der Verfasser jenes Versprechens wurde zugleich der intimste Freund der Naiven. Durch das bekannte Versprechen hatte nämlich Nandl ihr Herz entdeckt. Aber mit der Entdeckung dieses pikanten Herzens ging noch eine andere Entdeckung Hand in Hand; man wurde nämlich gewahr, daß „die Wildauer" eine herrliche Stimme besitze, eine Stimme, die für das alte Kärnthnerthortheater ganz wohl passe und dieses Hauses auch ganz würdig wäre. Und über Nacht wurde Mathilde Wildauer für die Oper engagirt und über Nacht sang sie sich auf dieser

Stätte zur Berühmtheit empor, wie sie sich über Nacht am Burgtheater zur Naiven emporgespielt hatte. Ihre Linda, ihre Katharina im Nordstern sind heute noch unvergessene Rollen ihres reichen Repertoirs. Nach einigen Jahren der Freundschaft mit Alexander Baumann liirte sich Fräulein Wildauer mit dem Fürsten Edmund Lichtenstein und dieses interessante Verhältniß währte ziemlich lange.

Einen Capitalfehler hatte Mathilde Wildauer und an diesem Capitalfehler — man könnte denselben ein Erbunglück der Frauen nennen — sollte die zweischneidige Künstlerin, die eine geraume Zeit hindurch das Hofburg- wie das Hofoperntheater beherrschte, scheitern. Fräulein Wildauer wollte nicht alt werden. Das Wort, der Begriff „Alter" war ihr ein Aergerniß. Sie wollte auf ihrem Gesicht die Runzeln nicht sehen, sie wollte die Abnahme ihrer Stimme nicht hören, sie wollte mit der Bühne die goldene Hochzeit feiern, sie wollte ihre hohe Gage nicht opfern. Und da war es einmal in „Robert der Teufel". Die alternde Dame sang die jugendliche Prinzessin Isabella. Das Publicum hatte genug Respect vor der Vergangenheit seines Lieblings und ließ auch die kreischendsten Töne der Primadonna in stummer Resignation über sich ergehen. Als aber die Claque anfing, das Gekreische schön zu finden und unbändig zu applaudiren, da riß dem Auditorium der Faden der Geduld und dieses Auditorium machte den Honorarenthusiasten Front und zischte gewaltig drauf los. Das konnte die seit Decennien verhätschelte Dame nicht ertragen; sie lief hinter die Bühne, weinte und schwur, die Bühne nicht, nie mehr zu betreten. Und Mathilde Wildauer hielt Wort. Sie zog sich gänzlich ins Privatleben zurück und begnügte sich mit den Ersparnissen, die sie aus der — Kunst gezogen. — Frau Auguste Auspitz-Kolar galt, als sie Mitte der sechziger Jahre als kaum aufgeblühtes Mädchen nach Wien kam — sie stammt aus Prag und war die Tochter des allseitig geschätzten böhmischen Schriftstellers Kolar — als eine hervorragende Pianistin. Aus der vortrefflichen Schule des blinden Proksch hervorgegangen, entwickelte Auguste Kolar einen unendlichen Reiz in der Wiedergabe ernster Kammermusik und den Eindruck, den sie am Clavier machte, war ein durchaus poetischer und verklärter. Das schöne Mädchen reichte vor etwa neun Jahren dem hiesigen Professor der Medicin Dr. Heinrich Auspitz die Hand und die Ehe gehört zu den idealsten, die man sich nur denken kann. Die Künstlerin schuf eine Reihe von Liedern und Clavierstücken, denen ein tieferer Werth nicht abzusprechen ist, und der trostlose Gatte gedenkt diese Compositionen erscheinen zu lassen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Tod der edlen, hochgebildeten Frau hat in allen Kreisen der Residenz die tiefste Theilnahme hervorgerufen. Acht Tage nach dem Tode der Mutter starb auch deren jüngstes Kind, ein Söhnchen von viereinhalb Jahren. Das Grab der Mutter wurde geöffnet und das Herzenskind zu ihr gelegt....

Im Rayon der Bühne herrschte auch in der letztvergangenen Monatsepoche regste, lebhafteste, fieberndste Thätigkeit. Nicht alles gelang, was geboten wurde. Vieles aber sprach an und Manches enthusiasmirte. Den Rahm von dem vorhandenen Begeisterungsstoffe schöpfte Bianca Bianchi ab. Sie ist jetzt wieder in Carlsruhe, die kleine Zauberin, aber die Wirkung, die von ihr ausgegangen, lebt noch immer unter den Opernfreunden fort. Ihre Scalen, ihre Triller, ihre Staccatos brachten allabendlich im Opernhause eine kleine Revolution hervor und die alten Theaterhabitués, die sich noch der Jenny Lind erinnern und die jüngeren, die noch von der Erinnerung an die

Patti zehren, reichten sich vergnügt die Hände. Fräulein Bianca Bianchi ist in ihrem Wesen sehr einfach, in ihrer Toilette von puritanischer, man könnte fast sagen, geschmackloser Einfachheit, in ihren Ansprüchen bis jetzt von bescheidenstem Maße. Doch trösten wir uns — die Einfachheit, der Puritanismus und die Bescheidenheit wenden sich, ist nur erst die Primadonna der großherzoglich badischen Hauptstadt zur Primadonna der Wiener Hofoper geworden. Von 1880 an ist die Bianchi auf die Dauer von drei Jahren mit 16, 17 und 18,000 Gulden engagirt, in Carlsruhe betrug die Gage 12,000 Mark. Man sieht aus diesem Sprunge abermals, wie hoch sich eine Stimme fructificiren kann. — Am 30. December trat der Platzwechsel ein: Fräulein Tagliana ist nach Berlin übersiedelt. Ihre Abschiedsrolle war die Baucis in Philemon und Baucis und die zahlreichen Freunde und Verehrer nahmen an dem letzten Abende reichlich Veranlassung, der scheidenden, so zierlichen und eleganten Sängerin die schmeichelhaftesten Ovationen darzubringen. Die Kränze und Bouquets wollten gar nicht aufhören und die Thränen, die im Stillen, ganz im Stillen geweint wurden, mögen gar nicht zu zählen sein. Berliner Blätter wußten gar viel von den Pferden und Carossen der niedlichen Deutsch-Italienerin zu erzählen, sogar ein Secretär wurde ihr angedichtet — das ist pure Phantasie und die Erfindung der Equipagenmärchen und des geheimnißvollen Secretariats ist auf eine gewisse Ueppigkeit der Phantasie zurückzuführen. An Stelle der geschiedenen Tagliana ist die Grossi bereits hier eingetroffen und auch bereits aufgetreten. Aber sensationell gestaltete sich dieses erste Auftreten als Königin der Nacht keineswegs, das Publicum blieb kalt und hatte für seine Landsmännin auch nicht das geringste Zeichen der Aufmunterung. — Auch das Ballet hatte soeben seinen festlichen historischen Moment. Der Mimiker und Charaktertänzer Louis Frappart feierte sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Mitglied der Hofbühne und da gab es denn am 6. Jänner im Opernhause wieder sehr viele Auszeichnungen. Die Damen Wolter und Janisch und die Herren Lewinsky, Krastel, Hartmann und Hallenstein vom Burgtheater sandten Kränze, Fanny Elsler und Amalie Haizinger spendeten ihre Porträts, Victorine Legrain und Leo Delibes aus Paris stellten sich mit Lorbeerkronen in Natura und in Sammet ein, Paul Taglioni aus Berlin und die hiesige Direction widmeten silberne Lorbeerkränze und mehrere Balletfreunde einen silbernen Pokal. Selbstverständlich brachten auch Collegen und Colleginnen ihre Liebesgaben und so gestaltete sich denn das Interieur des in der That sehr verdienstvollen und auch in der Gesellschaft äußerst beliebten Künstlers zu einem Museum und einem Wintergarten zugleich. —

Im Theater an der Wien erschien Johann Strauß wieder einmal mit einer neuen Operette. „Blinde Kuh" nennt sich dieses dreiactige Opus, aber das blinde Glück heftete sich nicht an die Klauen dieser Kuh und Johann Strauß, der sich da in dem Wahne gewiegt, als müßte seine neueste Operette die Fledermaus noch weit übertreffen, ist sehr bestürzt über seinen Mißerfolg. Solches kann der verwöhnte Herr Strauß nicht ertragen. Die nächste Ursache an der Niederlage ist wohl das erbärmliche Textbuch, aber auch dafür ist der Componist ganz direct verantwortlich. Johann Strauß vermied es von jeher, mit dem Librettisten die Tantièmen zu theilen, er wollte seine Textbücher umsonst oder doch wenigstens für eine Bagatelle haben und ließ keinen geistigen Mitarbeiter aufkommen. Die nächste Folge hiervon war, daß sich Niemand mehr dazu hergab, den unersättlichen Taschen des Herrn Strauß

dienstbar zu sein. Böse, wirklich böse Zungen behaupten sogar, daß, seit die erste Gattin des Walzerkönigs todt, seit Heinrich Proch krank geworden und seit Richard Genée keinen Einfluß mehr wolle, falle dem Componisten der Fledermaus nichts mehr ein und wolle auch die Form nicht immer gelingen, allein, das sind nur böse, wirklich nur böse Zungen. —

Im Carltheater hat der „Doctor Klaus" von L'Arronge ziemliches Glück gemacht, nichtsdestoweniger will die Direction Tewele nicht prosperiren und man weiß in diesem Theater gegen das Ende des Monates niemals mit Sicherheit anzugeben, ob am Ersten die Gagen bezahlt werden. Der Volkswitz hat sich der finanziellen Calamitäten, mit denen Herr Tewele in stetem Kampfe liegt, bereits bemächtigt und dem Carltheater den Namen: Borgtheater (für Burgtheater) gegeben. Im Stadttheater that Heinrich Laube mit seinem „Prinz Friedrich" einen guten Wurf. Das alte Stück des alten Herrn übt einen starken Zauber auf das Publicum aus. Im Burgtheater steht „Rosenkranz und Güldenstern" noch immer auf der Tagesordnung des Repertoirs. Der Name des Autors — Michael Klapp — wird nicht mehr als ein verpöntes Geheimniß bewahrt und alles Gerede, daß das Stück denn doch vom Repertoir verschwinden müßte, hat sich als eitel erwiesen.

Figaro.

Kleine Plaudereien.

Die Kindesräuber. (Siehe die gleichnamige Illustration.) **Ein Drama aus dem Thierleben.** Personen: Arwin, Barwin, Carwin, drei Ur-Urgroßonkel des geehrten Lesers (siehe Darwin), Frau von Panther, vierfüßige Raubritterin und verpflichtete Antivegetarianerin. Leo, Pard, ihre Kinder, zwei niedliche Pardelkätzchen. Ort der Handlung: Nicht in Europa. Erster Act: Frau von Panther geruhte eben geworfen zu haben. Große Freude der Mutter und Gelüst des Vaters, seine Kinder zum Frühstück zu speisen. Zweiter Act. Die Pantherin bringt ihre Kinder in Sicherheit in eine Kleinpantherbewahranstalt (Urwald rechts, Baumstraße) in einer Felsspalte. Dritter Act. Die drei Kindesräuber aus dem Affengeschlecht erspähen tückisch das Asyl ihrer Todfeindsippschaft. Mit einer ihnen selbst ähnlichen Geschwindigkeit rauben sie, als die Mutter auf den Markt gegangen ist, die Pardelkätzchen und flüchten sich hohnlachend auf einen hohen Felsen, wo sie zähnefletschend die Pantherin von ihrem Raube unterrichten. Vierter Act. Die Pantherin schnaubt sich nicht so reinlich wie der Mensch die Nase, sondern nur die übliche Rache. Sie klettert, da sie Mitglied des Urwaldturnvereins ist, auf einen Baum und hofft, Mutter wie sie ist, ihre Sprößlinge von da aus den äffischen Unholden zu entreißen. Aber vergebens ruft sie den buntbesitzten Räubern zu:

„Was lockt ihr meine Brut
Mit Affenwitz und Affenhohn
Hinauf? O seid so gut
Gebt meine Pardel mir zurück,
Sonst brech' ich gleich euch das Genick!"

Die Affentrias lacht so gemein, wie es eben nur der ganz gemeine Affe (simia communis, der Communalaffe) vermag. So wird der fünfte Act herangebrüllt und gefletscht. Die Pantherin geräth auf ein Verzweiflungsmittel. Sie citirt eine Legion Einsender von unverdaulichen Gedichten an den Salon. Die Legion stellt sich mit drohend geschwungenen Versen vor die Kindesräuber und greift sie durch die Vorlesung der Gedichte muthig an. Erschreckt lassen die Affen etwas fallen, was sich später als Pardelkätzchen ausweist, welche der gerührten Panthermutter in die Tatzen sinken. Die Affen aber ereilt die gerechte Nemesis; sie sterben, wozu sie schon im Leben die bunteste Anlage hatten, alle an Affteritis. So endet die Tragödie, deren Aufführungsrecht seitens der zoologischen Genossenschaft vorbehalten ist.

F. H.

Poetisches Turnier.

Die Uebersetzungsaufgabe III. war:

LES TROIS OISEAUX.

Par FRANÇOIS COPPÉE.

J'ai dit au ramier: Pars et va quand même,
Au-delà des champs d'avoine et de foin
Me chercher la fleur qui fera qu'on m'aime.
Le ramier m'a dit: C'est trop loin!

Et j'ai dit à l'aigle: Aide-moi, j'y compte,
Et, si c'est le feu du ciel qu'il me faut,
Pour l'aller ravir prends ton vol et monte.
Et l'aigle m'a dit: C'est trop haut!

Et j'ai dit enfin au vautour: Dévore
Ce cœur trop plein d'elle et prends-en ta part.
Laisse ce qui peut être intact encore
Le vautour m'a dit: C'est trop tard!

Als die gelungensten Uebersetzungen dieses schönen Gedichts publiciren wir folgende:

Ich sprach zur Taube: Auf, schwing dich mit Kraft
Noch weiter, als sonst du pflegest so gern,
Und such mir die Blume, die Liebe verschafft.
Die Taube erwiedert: Es ist zu fern!

Und ich sprach zum Adler: Ich zähle auf dich,
Bedürft ich des Feuers vom Himmel auch,
Lenk hin deinen Flug und entreiß' es für mich.
Der Adler erwiedert: Es ist zu hoch!

Und endlich sprach ich zum Geier: Wohlan,
Zerreiße das Herz, das ihr allein schlägt,
Zurück laß den Theil, der noch nicht im Bann.
Der Geier erwidert: Es ist zu spät!

N·tra Ela in Berlin.

Der wilden Taube rief ich zu: o, bringe
Die Blume mir, die Liebe ihr gebeut;
Daß ich die Hohe, Stolze mir erringe!
Die Taube sprach: Es ist zu weit.

Den Adler fragt ich: kannst du es ergründen,
Warum vergebens an ihr Herz ich poch'?
Hol' mir den Blitz, die Flamme zu entzünden!
Der Adler sprach: Es ist zu hoch.

Willst du, fleht ich zum Geier, Mitleid haben,
Reiß aus dem Herzen mir, das sie verschmäht,
Ihr süßes Bild, so tief dort eingegraben!
Der Geier sprach: Es ist zu spät.

Frau Anonyma aus Stettin.

Ich sagte zur Taube: Auf, fliege mit Kraft!
Auf Rasen und Feld, unter Halm und Kern,
Zu suchen das Blümlein, das Liebe mir schafft.
Die Taube, sie sprach: Zu fern

Ich wandt' mich zum Adler: Vom Sonnenquell'
Hochdrob', kühner Schwinger, erhasche mir doch
Nur einen Strahl, durchglühend und hell!
Zu hoch, sprach der Adler, zu hoch.

Und dem Geier, dem blutigen, bot ich die Brust:
Reiß aus, was mit ihr ist, so hab' ich gefleht,
Doch schone, was frei noch, zu meiner Lust!
Der krächzte jedoch: Zu spät.

Hermann Ramlov in Augsburg.

Die schönste, wenn auch freieste, Uebersetzung des Gedichts aber hat kein Geringerer geliefert, als — Emanuel Geibel. Sie lautet:

Ich sprach zur Taube: Flieg und bring im Schnabel
Das Kraut mir heim, das Liebesmacht verleiht!
Am Ganges blüht's, im alten Land der Fabel.
Die Taube sprach: Es ist zu weit.

Ich sprach zum Adler: Spanne dein Gefieder
Und für das Herz, das kalt sich mir entzog,
Hol' einen Funken Glut vom Himmel nieder!
Der Adler sprach: Es ist zu hoch.

Da sprach zum Geier ich: Reiß aus dem Herzen
Den Namen mir, der drein gegraben steht!
Vergessen will ich lernen und verschmerzen.
Der Geier sprach: Es ist zu spät.

Fernere recht hübsche aber nicht ganz formreife Uebertragungen haben eingesandt: Marie F. in Burgsteinfurt, Karl St. in Elberfeld, Hofrath H. in W., G. v. Bl. in E. Mathilde in Mannheim, Dr. Weber, Anna W. in Bremervörde, Siegbert L. in Frankfurt a. O., Max Kahn in Mannheim, Fr. M. Reimann, F. v. B. in Prag, Lieutenant B. H. in S., C. v. L., Leserin aus Gartz, Heinrich Vogt in Barmen, J. G. in Berlin, S. M. in Zwittau, Dr. Ebert in L., Prem. Lieutn. R. in D., O. L. in Hamburg, Hermine Waldmann in Pest, L. G. in Wohlau. S. S. in Weißenburg, Paul Odebrecht in Berlin.

Als Uebersetzungsaufgabe IV geben wir diesmal eine italienische und zwar aus Dante's Divina Commedia, die Schilderung der Erscheinung Beatrices (Purgatorio 30):

Così dentro una nuvola di fiori,
Che dalle mani angeliche saliva,
E ricadeva giù dentro e di fuori,

Sovra candido vel, cinta d'oliva.
Donna m'apparve, sotto verde manto,
Vestita di color di fiamma viva

E lo spirito mio, che già cotanto
Tempo era stato con la sua presenza,
Non era di stupor tremando affranto,

Sanza degli occhi aver più cono cenza,
Per occulta virtù, che da lei mosse,
D'antico amor sentì la gran potenza.

Für den Bücherschrank.

Das weitaus größte literarische Ereigniß des neuen Jahres ist die fünfte Abtheilung von Gustav Freytags „Ahnen“. Sie enthält zwei Geschichten in einem Bande unter dem Collectivtitel „Die Geschwister“. Die erste dieser Geschichten „Der Rittmeister von Alt-Rosen“ spielt im siebzehnten Jahrhundert zu Ausgang des Dreißigjährigen Krieges, die zweite „Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Trotz aller sprachlichen Manierirtheiten ist das historische Feingefühl Freytags auch in diesem neuesten Band der Ahnen mächtig und auch an poetischen Schönheiten fehlt es nicht. Dennoch macht der Band den Eindruck, als ob Freytag über die Reformationszeit hinaus sich in der Schilderung der Charaktere und des Zeittons nicht so behaglich und sicher fühle, wie im Mittelalter. Beide Erzählungen machen den Eindruck des Ueberhasteten und Skizzenhaften, ganz im Gegensatz zu Freytags früherer Behaglichkeit in der Farbengebung. Das ist sehr natürlich. Je weiter sich Freytag der Neuzeit nähert, desto reicher und complicirter werden die Culturverhältnisse der Zeit, ganz im Gegensatz zu den primitiven Sitten- und Empfindungstönen des Mittelalters. Da ist denn wohl der Eindruck des Skizzenhaften erklärlich, wenn Freytag 100 Jahre (von 1647—1745) deutscher Cultur in einen dünnen Band zusammendrängt, einen Band, der nicht dicker ist als der, welcher, von Ingo und Ingraban erzählt. Wir wollen hoffen, daß die wohl demnächst zu erwartende Poesirung des friedericianischen und josephinischen Zeitalters in Freytag einen beredteren und farbenreicheren Maler finden werde, als die erste Hälfte des Rococcojahrhunderts.

Auf ein populäreres Erzählergebiet weist uns ein neuer Roman der talentvollen Eufemia Gräfin Ballestrem. Er heißt „Das Erbe der zweiten Frau“. Eine Familiengeschichte. Jena, H. Costenoble. Die Erzählung spielt in England, athmet aber die volle südliche Glut der Empfindung, die die Feder der Verfasserin beseelt. Die Finessen des high life weiß Gräfin Ballestrem überdies sehr gewandt zu schildern. In grauen Tönen sind die „Schattenbilder von Gustav Gerstel (Leipzig, Oswald Mutze) gehalten, ernste Bilder aus dem Leben der Welt und Bühne, voller Phantasie und echten Gefühls. Das humoristische Genre hat in „Drillinge“, humoristische Erzählungen von Bernhard Stavenow (Bremen, J. Kühtmann), eine amüsante Bereicherung erhalten. Stavenow führt in diesen drei Humoresken die Feder keck und munter. Das parodistische Gebiet muß Fritz Mauthner für seine Parodieen „Nach berühmten Mustern“ (Stuttgart, W. Spemann) dankbar sein. Da ist feine Satire und drastischer Humor, der jede Individualität der persifflirten literarischen Größen prägnant (mit Ausnahme der mißlungenen Spielhagenparodie) zu ironisiren weiß. Ist auch die Idee nicht neu — Bret Harte hat in seinen comprimirten Romanen den Weg dieser Parodieen in nuce vorgezeichnet — so hat sie Mauthner doch mit souveränem Humor und lustiger Selbstständigkeit behandelt und in den Parodieen Auerbachs, Samarows und Wagners köstliche Muster der Ironisirung berühmter Muster geschaffen.

Ein sehr instructives Werk der populären Astronomie ist das illustrirte Lieferungswerk: Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelsraumes von Ferdinand Siegmund. (A. Hartleben in Wien, Pest, Leipzig.) Das Buch würde Reuleaux Freude machen. Es ist billig und gut.

Salonpost.

A. R. in B. Soviel wir wissen, ist Herr Nicolini nicht mit Adelina Patti vermählt.

B. v H. in Stralsund. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ist nicht Generalfeldmarschall, sondern Generaloberst, eine Charge, die durch Kaiser Wilhelm neu geschaffen wurde und die im Rang zwischen Generalfeldmarschall und General der Infanterie, resp. Cavallerie steht.

Gustav H. in Wien. Sie stehen, nach Ihren Gedichten zu urtheilen, mit den neun Musen in keinem Verhältniß. Sollten Sie die Losung „Ohne Damen" aus dem „Kleinen Herzog" zu sehr beherzigt haben?

G. Br. in E. Der Herzog von Connaught erhält eine Civilliste von 15,000, die deutsche Kronprinzessin 8000 Pfund, die verstorbene Großherzogin Alice von Hessen bezog 6000 Pfund.

C. v. R. Der nächste Band von Freytags „Ahnen" wird voraussichtlich die 70ger oder 80ger Jahre des 18. Jahrhunderts behandeln.

A. G. in Danzig. Der Bildhauer Sußmann-Hellborn wohnt in Berlin, Hohenzollernstraße.

H. v. B. auf B. bei M. Den poetischsten Ausdruck für die verschiedenen Motive des Kusses hat Grillparzer gefunden in den Versen:

> „Auf die Hände küßt die Achtung,
> Freundschaft auf die offne Stirne,
> Auf die Wange Wohlgefallen.
> Sel'ge Liebe auf den Mund,
> Auf's geschlossne Aug die Sehnsucht
> In die hohle Hand Verlangen,
> Arm und Nacken die Begierde,
> Alles Weit're — Raserei.

Bertha B. in K. Der Ausspruch: „Liebe ist Nichts als die Angst des sterblichen Menschen vor dem Alleinsein" ist von Theodor Storm.

Bertha L. in Hameln. Wenden Sie sich an den Verein zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen in Bremen, entweder an die Adresse der Oberin Fräulein Louise Meyer oder des dirigirenden Arztes Dr. Göring.

W. alter Salonleser in Berlin. Die Anecdote bezieht sich nicht auf Frau L., sondern sie ist mit Madame Beer, der Mutter Meyerbeers, passirt, einer sehr verdienten, wohlthätigen Dame.

In den Jahren 1812 und 1813 hatte sie viel für die Pflege der Verwundeten gewirkt; der König wollte sich ihr, wie vielen anderen Frauen, die Gleiches gethan, dankbar erweisen und stiftete den Orden: das Louisenkreuz; doch man bedachte, daß Madame Beer anderen (jüdischen) Bekenntnisses sei, das Kreuz könne ihr daher nicht überreicht werden. Der König ließ nun eine Medaille prägen, welche dieselbe Widmung wie die des Kreuzes enthielt und sendete sie der Dame. Sie trug nun ihre Medaille an der Schulter; man vermied es jedoch in der Familie sorgfältig, von dem Kreuze zu sprechen. Eines Tages kam eines ihrer Enkelchen weinend zu ihr; theilnahmevoll fragte die Großmutter, was ihm fehle, das Kind sah die Dame an, besann sich und schien nicht antworten zu wollen. (Ich bemerke hier, daß der Deutsche für seinen Rücken auch die Bezeichnung Kreuz hat.) Es war auf sein Kreuz gefallen, wollte aber das ominöse Wort nicht aussprechen; endlich sagt es weinend: „Ich bin gefallen und habe mir weh gethan." — „Wo denn?" — „An meiner Medaille!"

Neueste Moden.

Nr. 1. Visiten-Toilette.

Costüm aus Wollencaschmir, marineblauer Faille und auf altgoldgelben Grund blau gemusterten Sammet zusammengesetzt. Der Rock mit Schleppe ist mit einem Streifen von gemustertem Sammet umgeben und mit blauer Faillelitze besetzt.

Nr. 1. Visiten-Toilette.

Die Garnirung des untern Theils besteht in einer blauen Franse. Ueber die vordere Mitte des Rockes herab ein Streifen von gemustertem Sammet, an dessen Rändern die Querfalten des Rockes gekräuselt sind. Umgelegter Kragen und Revers von blauer Faille; an der Spitze des herzförmigen Taillenausschnitts eine

Bandschleife. Der Revers ist nicht besonders angesetzt, sondern aus dem umgeschlagenen Stoff gebildet. Ausgezackte Aermelaufschläge von blauer Faille. Gefältelte Halskrause von weißer Crêpe-lisse. Musketierhut von naturfarbenem weichhaarigen Filz mit einer großen Amazonenfeder in gleicher Nüance garnirt.

Nr. 2. Langes Jacket von goldbraunem Tuch für ein junges Mädchen.

Dasselbe schmiegt sich an der Taille eng an und wird mittels eines russischen Gürtels mit Schnalle geschlossen. Die vorn abgerundete Pelerine ist mit einem vierfachen Sammetröllchenbesatz garnirt. Sechs gleiche Sammetröllchen verzieren den Schooß, vier die Tasche und nur ein einziger den Aermelaufschlag; letzterer

Nr 2. Langes Jacket von goldbraunem Tuch für ein junges Mädchen.

ist an der unteren Seite aufgeschnitten und mit einem Faillepliffé besetzt. Das Jacket wird bis zum Gürtel herab zugeknöpft; unterhalb desselben öffnet es sich in Form von Sammetrevers, welche einen zurückgeschlagenen Schooß simuliren. Das Gilet besteht nur aus einem kleinen Einsatztheil, ist vorn spitzgeschnitten und verkürzt sich nach den Seiten zu.

Nr. 3. Langes Jacket mit Gilet für's Haus.

Das Jacket aus indischem Caschmir ist mit Flanell zu füttern. Zu dem Gilet, allen vorkommenden Revers und Reverskragen ist ein angemessener gemusterter Stoff zu nehmen. Die Façon des Jackets ist halbanliegend. Unter Umständen

kann auch das Gilet weggelassen und an dessen Stelle einfach die Taille der Robe treten. Der untere Rand des Jackets ist mit assortirten Schnürchen zu besetzen.

Nr. 4 und 5. Haus- oder Visitenrobe. (Vorder- und Rückansicht.)

Zu einer solchen werden drei Stoffe verwendet: Myrtengrüne oder altgoldfarbene Faille, Caschmir und gepreßter Sammet. Der Faillerock ist mit einem Faillepliffé und einem in Hohlfalten gelegten Caschmirvolant garnirt. Die diesen bedeckende Caschmirtunica ist zu beiden Seiten in Falten gerafft, welche unter einem mit Bandschleifen besteckten Besatz von gepreßtem Sammet zusammengehalten werden. Die Rückbahnen breiten sich in weite Falten aus. Den untern Rand der

Nr. 3. Langes Jacket mit Gilet fürs Haus.

Tunica ziert eine hübsche Chenillefranse. Die Taille ist von gepreßtem Sammet mit Caschmirplastron. Der Schooß der Seitentheile ist je in eine Falte gelegt und bildet nach der Mitte zu eine Patte. Auf der Naht Bandschluppen mit langen Enden. Am untern Aermel zwei Caschmirplissés und eine Faillecocarde. Der Caschmirkragen, so wie das Plastron, wird durch gleiche Bandschluppen wie an den anderen Partien geschlossen.

Nr. 6 bis 8. Körbchen zum Aufbewahren von Strick- und Stopfgarnknäueln. (Mit zwei Dessins.)

Das Körbchen selbst besteht aus einem Geflecht von starkem Stroh und Binsen, die Ränder und sonstigen Haltstäbe aus gespaltenem schwarzen spanischem Rohr.

Die Höhe ist 20 und der obere Durchmesser 23 Centimeter. Zur äußern Ausschmückung gehören fünf spitz ausgeschnittene Tuchstücken von dunkelrother Farbe, von denen eins unter Nr. 8 in natürlicher Größe dargestellt ist; außerdem eine Application von schwarzem Tuch und eine bretonische Stickerei in zweifach nüancirter altgoldgelbfarbener Wolle auf dem rothen und in hellrother Wolle auf dem schwarzen Grunde. Die Linien sind in schwarzen und hellrothen Wollenfäden und

Nr. 4. Haus- oder Visitenrobe (Vorderansicht.)

mit dunkelrother Seide umstochen. Unter dem obern Rande eine kleine Gitterverzierung in hellrother, mit schwarzen Stichen umstochener Wolle. Um den untern Rand ein Streifen von dunkelrothem, in Festons und sehr feinen Zacken ausgeschnittenen Tuch; in der Mitte der Festons kleine in schwarzer Wolle gestickte Blumen mit einem gelben Seidenstich. (S. Dessin Nr. 7). Eine weitere Verzierung wird dem Körbchen durch kleine Quasten in hellrother und schwarzer gekämmter

Welle gegeben. Eine Fütterung des Innern ist eigentlich nicht nöthig; wenn jedoch eine solche gewünscht wird, so genügt dazu ein gewöhnlicher Glanztaffet.

Nr. 9. Empfangs-Toilette.

Robe von schwarzer Faille über einem Rock von Atlas in der gleichen Farbe.

Nr 5. Haus- oder Visitenrobe. (Rückansicht.)

Die lange Schooßtaille schließt eng an und die zu beiden Seiten vom Abschluß der Büste heraufgehenden, die Achselbänder bildenden Revers von Chenillefranse simuliren gewissermaßen ein Plastron, das in der Mitte geknöpft ist. Der die Taille umschließende Gürtel, an welchem die Revers vorn und auf der Rückseite abschließen, ist von Grosgrain. Die beiden Vordertheile des Faillerockes sind in breite flache Falten gelegt, über die zwei Reihen Chenillefransen in angemessener Entfernung

angebracht sind. Die oberste Reihe zieht den Rock oberhalb der Knie etwas zusammen; die untere zieht sich von vorn nach der Rückseite hinauf, so daß beide Reihen den Rock über der Schleppe drapiren. Vorn öffnen sich die beiden Seiten gleich einem Ueberrock über dem Atlasrock, welcher mit einer kleinen Chenillepassementerie garnirt ist. Dieser, sowie der übrige Fransen-Ausputz sind selbstredend von gleichem Genre.

Nr. 10. Ball-Toilette.

Der Rock mit sehr langer Schleppe ist von weißer Gaze, die Cüraßtaille von

Nr. 6 Körbchen zum Aufbewahren von Strick- und Stopfgarnknäueln. (Mit zwei Dessins.)

weißem oder andern hellfarbigem Atlas. Vorn ist der Rock in bouillonirte, eine Schürze darstellende Falten und auf der Rückseite in eine lange Schleppe angeordnet, welche zu beiden Seiten von der erstern durch nach unten sich erweiternde Volantsreihen von einander getrennt sind. Das Arrangement dieser über einander gesetzten fein plissirten Volants ist aus der Abbildung ersichtlich. Auf der Schleppe

Nr. 7. Dessin zu Nr. 6.

und zwischen den Bouillonés auf der untern Partie des Rockes kleine Blumenbouquets. Die tief ausgeschnittene Cüraßtaille von Atlas mit vorn weit heruntergehendem spitzen Schooß ist mit einer gefältelten Draperie und einer sich kreuzenden Schärpe, welche auf der rechten Schulter mittels einer Schleife festgesteckt ist, garnirt. Auf der linken Schulter ein kleines Blumenbouquet.

Nr. 11. Taille für ein Caschmircostüm in zwei Tönen.

Die eigentliche Taille im hellern Ton ist oben viereckig ausgeschnitten, wäh-

rend die unteren Ecken des Schooßes abgerundet sind. Wo die Büste abschneidet, legt sie sich an der Seite über und wird mittels eines Gürtels und kleiner Knöpfe geschlossen. Der Taillenausschnitt wird durch ein feingefälteltes und mit enggestellten Knöpfen garnirtes Plastron vom dunklern Stoff ausgefüllt. Die Tasche

Nr. 8. Dessin zu Nr. 6.

wird von einem Plissé und einer mit Knöpfen besetzten Patte gebildet. Runder Aermel mit gefältelter Manschette und einem Revers. Gürtel von Grosgrain.

Nr. 12. Offene Taille mit Shawlkragen.

Weit nach den Seiten gehender shawlförmiger Kragen von schräg geschnittenem

Nr 9. Empfangs-Toilette.

Sammet. Das Offene der Taille läßt ein fein gefälteltes Chemisette hervortreten. Unter der Taille tritt das Jacket abgerundet weit auseinander und ist der Rand mit einer schmalen Sammetschräge besetzt, unter welcher die lang herabgehende geknöpfte Weste sichtbar ist. Der Schluß des Jackets wird mittels einer doppelten Knopfreihe und diese mit einander verbindenden Schnüren bewirkt.

Nr. 13. Costüm für ein kleines Mädchen von 3 bis 4 Jahren.

Robe in Panzerform von mehrfarbiger Seide und moosfarbiger Faille. Ueber dem Saum zwei kleine Plissévolants von ausgefaserter Faille, welche unter einem gezackten Röllchenbesatz hervorgehen. Der Rücken ist mit einer ähnlichen Garnitur verziert, die hier, von einem glatten Rock ausgehend, zu jeder Seite als ein breites über einandergelegtes Blatt herabfällt, das mittels Knöpfen festgehalten wird. Eine in etwas schräger Richtung über das Kleid gelegte Failledraperie ist auf der Rück-

Nr 11. Taille für ein Caschmirecostüm in zwei Tönen.

Nr. 12. Offene Taille mit Shawlkragen

seite in eine Schleife geschlungen und an der einen Seite unter einer Patte mit Elfenbeinschnalle befestigt. Marinekragen und Revers in derselben Weise garnirt wie die untere Partie. Aermelaufschlag mit dem Uebrigen harmonirend.

Nr. 14. Ueberkleid für ein kleines Mädchen von 4 bis 5 Jahren.

Dieses Ueberkleid von Moultontuch wird oben auf der rechten Seite schräg geknöpft. Zu beiden Seiten schräg aufgesetzte Taschen. Nach unten ist das Ueberkleid dem obern Schlusse entsprechend abgeschrägt und läßt in der Mitte ein ziemlich breites am Futter des Ueberkleids angesetztes Gilettheil ersichtlich werden. Rings um den untern Rand Plissébesatz. Aermelaufschläge und Matrosenkragen.

Nr. 15. Damenschlafrock mit Watteaufalte.

Vorn ist dieser Rock ziemlich weit gehalten, hat unter dem Arme einen Ab-

näher, so daß sich die Weite nach der Taille zu vermindert. Auf der Rückseite eine breite Watteaufalte, welche bis zu zwei Dritteln des Rockes herauf genäht ist. Der Stoff soll womöglich so breit sein, daß auf dem obern Theil der Falte eine Naht vermieden wird, und es ist deshalb breit liegender Caschmir am geeignetsten. Entgegengesetzten Falls setzt man entweder einen Sammetstreifen auf die Naht, oder verdecke sie durch eine muschelförmig gefältelte Torchonspitze und mit kleinen, die Muschelfältchen ein wenig aufrichtenden Schleifen. Der Sammetstreifen wird bis zum untern Rande herabgeführt. Den untern Rand des Rockes garnirt ein Plissévolant mit Kopf und in der Mitte durchgesteppt. Von der ganzen Länge herab und auf den Kopf des Volants stoßend zu jeder Seite ein Sammetstreifen oder den gleichen Muschelfältchen wie auf der Rückseite. Vorn auf der Knopfreihe in angemessenen Distanzen assortirte Schleifen. In gleicher Weise ist der

Nr. 13. Costüm für ein kleines Mädchen von 3 bis 4 Jahren

Nr. 14. Ueberkleid für ein kleines Mädchen von 4 bis 5 Jahren

runde Aermel garnirt. Der breite Kragen ist von einem kleinen Plissé umrandet. Die Tasche ist nach innen, und die Oeffnung mit einer Sammetpatte überdeckt. Durchgängig braune Perlmutterknöpfe.

Nr. 16. Ausgeh-Toilette.

Die Stoffe zu dieser hübschen Toilette bestehen aus dunkel granatfarbenem gestreiften Sammet und desgleichen indischem Caschmir. Für das Gilet, die Revers der Taille und der Aermel, die Taschen und die Draperie der Schürze wird der Sammet verwendet. Der Rock ist unterhalb der Schürze mit einem feinen Plissé garnirt. Ueber diesem und etwas getrennt davon ein in breite Quetschfalten gelegter Volant. Darüber eine gefältelte Draperie, welche den Kopf von zwei übereinandergestellten Schluppenreihen bildet. Die Rückbahnen sind in herabfallende

Falten gerafft. Die an den äußeren Rändern spitz ausgeschnittene Taille vom Sammetstoff legt sich auf das Gilet, auf welchem sie mit vergoldeten Knöpfen befestigt ist. Der hintere Schooß ist sehr lang, so daß dieser Theil der Toilette mehr ein Ueberkleid bildet. Auf der verticalen Taschenöffnung ein Schrägstreifen. Die die verschiedenen Theile garnirenden vergoldeten Knöpfe sind viereckig.

Nr. 15. Damen-Schlafrock mit Watteaufalte.

Nr. 17 und 18. Serviettenring.

Auf einen 16 Centimeter langen und 5 Cent. breiten Streifen von brasiliani-schem Canevas wird das unter Nr. 18 dargestellte Dessin im Lanzettstich gestickt: Die Palmblätterbüschel in grüner Seide, die sie mit einander verbindenden liegenden Kreuze in schwarzer Seide; die den Streifen einfassenden Ränder sind aus gelben und braunen schrägen Strichen zusammengesetzt. An den äußersten Rändern

wird ein schmaler Streifen von gepreßtem Leder angenäht; dieser Streifen ist vorher fein durchlöchert, so daß die eingefädelte Nadel bequem durchgezogen werden kann. An das eine Ende des gestickten Streifens wird eine Rosette von gepreßtem Leder befestigt; in der Mitte ist ein Loch durchgeschlagen, durch welches der am entgegengesetzten Ende angeheftete goldbronzirte Knopf gesteckt wird. Die innere Seite wird mit grünem Seidenzeug gefüttert.

63

Nr. 16. Ausgeh-Toilette.

Nr. 19. Behälter für viereckige Blumenvasen.

Der aus Stroh und Binsen geflochtene Behälter hat 12 Centimeter Seitenfläche im Quadrat. Mit Hülfe einer Tapisserienadel werden die Wollenfäden ober- und unterhalb des Geflechts durchgezogen, in welcher Weise schattirte Bänder nachgeahmt werden. Um diesen Effect hervorzubringen, werden drei Nüancen

brauner Wolle, von denen die letzte ins Gelbliche übergeht, drei Nüancen rothe und drei Nüancen blaue Wolle verwendet. Die Ecken und der untere Rand wer-

Nr. 17. Serviettenring.

Nr. 18. Dessin zu Nr. 17.

Nr. 19. Behälter für viereckige Blumenvasen.

den mit Quasten in allen Nüancen der verwendeten Wolle verziert. In das Innere wird eine grün lackirte viereckige Zinkvase gestellt, welche den Blumentopf oder ein Blumenbouquet in Wasser aufnimmt.

Nr. 20. Gehäkelte Börse.

Die langen gehäkelten Börsen kommen jetzt wieder in Aufnahme und scheinen die Portemonnaies wenigstens theilweise verdrängen zu wollen. Ein modernes Modell zu einer solchen geben wir unter obenstehender Nummer. Die Arbeit wird in runder Häkelei in Doppelmaschen ausgeführt. Der Grund ist schwarz mit rothen Dessins. Das untere Ende wird mit 4 Maschen angefangen, welche mit einander verbunden werden und so wird unter immerwährendem Umwenden und

Nr. 20. Gehäkelte Börse.

Zunehmen 14 Reihen fortgearbeitet; hierauf 50 Reihen gerade; von hier beginnt der Schlitz. Für diesen werden 38 Reihen hin und her gehäkelt. Die nun folgenden Reihen sind ganz dieselben wie die des Anfangs. Die schattirten Puncte werden durch einen rothen und drei schwarze Stiche in jeder Reihe in der Weise hervorgebracht, daß die rothen Puncte der einen Reihe gegen die der andern Reihe in der Mitte stehen. Der lange spitze Winkel auf jedem weiten Ende unter dem Schlitz ist roth. Unter dem Anfang des Schlitzes werden kleine rothe Stiche eingehäkelt; der ganze Grund dieser Partie ist roth. Die Schließringe und die Quasten sind in Passementerie von rother und schwarzer Seide.

Nr. 21. Bretonisches Sammetcollier.

Die heutige Mode der viereckig ausgeschnittenen Taillen verlangt auch ein geschmackvolles Collier. Die Phantasie hat hierin zwar großen Spielraum und wenn in großen Städten hübsche Muster in reicher Auswahl zu finden sind, so ist dies in der Provinz viel weniger der Fall. Unser unter Nr. 21 gegebenes Collier kann sich jede einigermaßen geschickte Dame leicht selbst anfertigen. Man kauft Seidensammet mit Atlasrückseite in blauer, kirschfarbener, rosa oder einer andern beliebigen Nüance und facettirte Stahl oder Goldperlen, oder auch schwarze Jetperlen, Mondschein oder dergl und bestickt den Collierstreifen damit, wie es das Dessin angiebt. An die Spitze der kleinen Patte wird nach Belieben ein Medaillon von Jet, Stahl oder Gold gehängt. Der Schluß auf der Rückseite wird mittels Haken und Oese oder Knöpfe bewerkstelligt und durch eine abgesonderte, darüber anzubringende Schleife verdeckt.

Nr. 21. Bretonisches Sammetcollier.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Liebesorakel.

Nach dem Originalgemälde von Ferd. Wagner.

Der Salon

Der Salon.

Adeliges Blut.

Von Edmund Bergen.

I.

Die helle Frühlingssonne schien eines Nachmittags warm auf den grünen Rasen von Wiesenau und gab dem hellen Grün der jungen Blätter an den Bäumen eine lebhaftere Färbung. Eine Allee stattlicher Ulmen säumte das Gut Wiesenau an der einen Seite, und ein Fluß, welcher im Sonnenschein wie ein silbernes Band schimmerte, schied es von einer kleinen Plantage auf der andern Seite. Das Herrenhaus selbst, ein unregelmäßiges, jedoch sehr ansehnliches Bauwerk, stand auf einer Bodenerhöhung, welche die umliegende Gegend beherrschte.

An einem Fenster des Herrenhauses saß ein Mann in tiefen Gedanken. Er war noch jung — etwa fünfundzwanzig Jahre alt — aber der schwermüthige Blick seiner blauen Augen und der bekümmerte Ausdruck seines ernsten Mundes verlieh dem classisch schönen Gesicht ein älteres Aussehen.

Vielleicht hätte der Besitz des reizenden und reichen Gutes das Antlitz des Mannes glücklich erscheinen lassen sollen, doch war die junge Gattin, welche sein Haus hätte theilen und angenehm machen sollen, zur ewigen Ruhe eingegangen und hatte den Mann einsam gemacht. Zwei Jahre waren seit dem schmerzlichen Tage verflossen, der Herrn von Ellern einen Sohn gab und sein Weib fortnahm. Dazu war in letzter Zeit noch ein Ereigniß gekommen, das die Erinnerung an seinen Kummer wieder auffrischte, nämlich der Tod seiner Schwester, die unter seinem Dache gelebt hatte und unter denselben Umständen, wie seine Gattin, hinweggerafft ward.

Vier Jahre früher waren Herr von Ellern und seine Schwester Marie die einzigen Sprößlinge ihrer Familie gewesen. Während eines Besuchs bei Freunden machte Marie von Ellern die Bekanntschaft eines verschuldeten Reiterofficiers, Bruno von Solm, welchem sie ihre Hand und ihren Antheil am elterlichen Erbe gab. Diese Ehe war eine unheilvolle. Rittmeister von Solm war ein Spieler und Verschwender; nachdem er das Vermögen seiner Frau verbracht hatte, machte er ihr Leben so elend, daß sie sich genöthigt sah, mit ihrem kleinen Sohne unter den Schutz und das Dach ihres Bruders zurückzukehren. Ihr Gatte, froh, die Last seiner Frau los zu sein, erhielt endlich wegen seines leichtsinnigen Verhaltens den Abschied, ging nach Amerika und seine Frau verlor von da an jede Spur von ihm aus dem Gesicht.

Berthold von Ellern empfing seine Schwester mit wahrhaft brüderlicher Liebe, und war bemüht, ihr wieder ein möglichst angenehmes Leben zu berei-

ten. Marie wußte jedoch, daß ihre Tage gezählt seien, und bei der Geburt einer kleinen Tochter kam ihre letzte Stunde.

„Ich hinterlasse Dir meine Kinder, Berthold“, waren ihre letzten Worte. „Willst Du gut gegen die armen Waisen sein?“

„Das will ich“, antwortete er betheuernd, und in der Sicherheit dieser Zusage starb Marie von Solm in Frieden.

In der Nacht des Todes seiner Schwester hatte er, mit einem Blicke auf seinen eigenen kleinen Sohn und auf Marie's Sohn Paul, welche neben einander schliefen, gelobt, daß sie stets wie Brüder leben sollten.

Während er so sinnend dasaß, öffnete sich leise die Thür und der Kopf seiner alten Wirthschafterin erschien in derselben.

„Kann ich mit Ihnen sprechen, Herr von Ellern“ fragte sie.

„Jawohl, kommen Sie herein, Frau Barth“, erwiederte er.

Die Alte trat ein, schloß die Thür und stellte sich mit über der Brust gefalteten Händen vor ihn hin. Sie war einst seine eigene Amme gewesen, aber mit einer großen Zuneigung für ihn verband sie einen tiefen Respect vor seiner Person.

„Ich wollte wegen des Kindes mit Ihnen sprechen, gnädiger Herr“, sagte sie.

Der Gutsbesitzer schloß sein Buch und blickte rasch auf.

„Das Kind ist so schwächlich“, fuhr sie fort, „gerade wie Fräulein Marie einst in ihrer ersten Jugend war; und die Wärterin sagt, es werde wohl nicht mit der Hand aufgezogen werden können, sondern eine Amme haben müssen.“

Auf Herrn von Ellern's Gesicht kam ein sorgenvoller Ausdruck; er fragte sich selbst, ob er der Aufgabe, Marie's Kinder zu erziehen, werde genügen können.

„Können Sie denn keine Amme finden, Frau Barth?“ fragte er.

„Ich dachte an Anna Lenz, gnädiger Herr!“

„Wer ist das?“

„Es ist die Witwe Ihres verstorbenen Försters. Die Leute sagen zwar“, setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, „der Förster Lenz sei im Wahnsinn gestorben, aber sie ist eine sehr respectable Person und hat selbst ein kleines, hübsches Kind an der Brust. Sie wohnt, wie Sie wissen, in dem kleinen, hübschen Häuschen in der Feldgasse; ich dachte, da sie eine respectable Person wäre —“

„Sehen Sie, daß Sie sie bekommen können“, unterbrach sie der Gutsbesitzer rasch. Ich habe den verstorbenen Lenz stets vertrauenswürdig gefunden und bin gewiß, daß seine Frau ebenso achtungswerth ist. Bieten Sie ihr jeden Preis. Eine von unseren Mädchen kann dabei immer Kinderwärterin bleiben.“

„Jawohl, gnädiger Herr. Ich will mich sogleich aufmachen“, schloß die Wirthschafterin und zog sich nach einem tiefen Knix zurück.

Sie begab sich nach dem Dorfe, wo das weiße Häuschen der Witwe Lenz stand. Diese lebte einsam, nur ihrem Kinde, hielt sich fern von Freunden und machte keine Bekanntschaften. Ihre feinen Manieren und ihr etwas rauher, abstoßender Ton erwarben ihr wenig Sympathieen unter den Dorfbewohnern. Sie war, trotz ihrer Jugendlichkeit und ihres hübschen Aeußern, wenig beliebt in Wiesenau

Obschon Frau Lenz, die eine geschickte Schneiderin war, auch nach dem

Tode ihres Mannes genug besaß, um sich und ihr Kind bequem ernähren zu können, war sie doch, in Erwägung der gebotenen sehr ansehnlichen Entschädigung, sehr gern bereit, Herrn von Ellern's kleine Nichte zu nähren, sie weigerte sich jedoch, nach dem Herrenhause überzusiedeln, sondern mochte das Kind nur in ihr eigenes Häuschen aufnehmen. Auch keine Wärterin vom Gute wollte sie; sie habe, erklärte sie, eine junge Verwandte, deren Mutter diese gern auf einige Zeit ihr überlassen würde und die sie einem andern Mädchen vorziehe.

Die Wirthschafterin war zwar empört über diese Bedingungen, aber Frau Lenz hielt, ihre Macht kennend, daran fest. Gute Ammen gab es in Wiesenau eben nicht in großer Auswahl.

Herr von Ellern vernahm die Mittheilung der Wirthschafterin mit der Empfindung der Schwere seiner Aufgabe, suchte indeß die Entrüstung der Alten zu besänftigen.

„Es macht nichts aus, Frau Barth", sagte er. „Lassen Sie der Frau ihren Willen. Es handelt sich ja nur um eine kurze Zeit; dann können Sie das Kind wieder hier haben und es nach Herzenslust erziehen. Mittlerweile können Sie es täglich besuchen und sich über sein Wohlbefinden in Gewißheit erhalten."

Frau Barth gab nach und die kleine Nichte des Herrn von Ellern wurde ihrer neuen Amme übergeben. Die Wirthschafterin ging oft hinüber in das weiße Häuschen und brachte feine Stoffe für das Kind mit, in dessen Adern das Blut der Ellern floß und das daher ihrem alten Herzen theuer war. Der Gutsherr selbst hielt manchmal, wenn er ausritt, an der Wohnung der Witwe, um der prächtig ausstaffirten kleinen Nichte einen Besuch zu machen.

Bei einer dieser Gelegenheiten sprach Frau Lenz, mit einem verstohlenen Blick auf des Herrn Gesicht, behutsam von ihrem eigenen Kinde. Sie wünschte, dasselbe nach der theuren Frau, deren Töchterchen sie nähre, „Marie" taufen zu lassen, wenn der gnädige Herr dies nicht für eine zu große Freiheit halte.

Dabei strich sie liebkosend das feine Spitzentragkleid der kleinen Edith, die sie auf dem Arme trug. Der Herr von Ellern erwiederte in seiner höflich freundlichen Weise, daß er diesen Wunsch keineswegs für eine unberechtigte Freiheit halte, wobei er noch hinzufügte, er werde dem Taufkinde ein Pathengeschenk machen, welches Frau Lenz selbst wählen könne. Dann beugte er sich über das Kind und sagte lächelnd:

„Also Marie wirst Du heißen, Kleine — Marie! Strebe jener anderen Marie nach, die ein wahrhaft adeliges Blut war." Und das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, indem er an die andere Marie gedachte, deren Leben so kurz und traurig gewesen war.

Er ritt hinweg, im sommerlichen Zwielicht, und die Witwe sah ihm nach.

„Ein adeliges Blut", sagte sie nachdenklich bei sich selbst.

Noch lange, nachdem der Gutsherr fortgeritten war, saß sie in Träumerei versunken da.

II.

Eine Reihe von Jahren war vergangen. Es war ein heißer Augustnachmittag, auf den Feldern, welche an den Garten der Frau Lenz grenzten,

wurde das Getreide gemäht. Nur die Stimmen der Schnitter und das Schärfen ihrer Sensen unterbrach die schwüle Stille. Die Thür des Häuschens der Witwe stand weit offen. Im Schatten eines großen, dicht am Hause stehenden Lindenbaumes hing unter dem Thürvorbau ein Vogelbauer mit einer Lerche. Unter dem Baume saß ein junges Mädchen, damit beschäftigt, aus einem Haufen frischer Eichenblätter einen Kranz zu winden. Ihr heiteres, schönes Gesicht war von reichem Haar beschattet, dessen schwere Flechten sie manchmal mit einer ungeduldigen Handbewegung im Eifer der Arbeit zurückwarf. Sie war in diese Arbeit so vertieft, daß das Geräusch der nahenden Tritte eines Pferdes ihre Aufmerksamkeit nicht erregte.

Das Pferd wurde von einem jungen Manne geritten, dessen hübsches, aber vornehmes Gesicht mit blauen Augen und entschlossenem Munde ein leichter Strohhut beschattete.

An der Thür des Häuschens zog er plötzlich die Zügel an und als sein Auge dem Aufblick des jungen Mädchens begegnete, grüßte er dasselbe höflich. Sie sprang schnell auf, wobei ein Regen frischer Blätter von ihrem Schooße niederfiel und beantwortete den Gruß mit einem freudigen Ausdruck.

„Ich danke Ihnen auch noch“, sagte sie, „dafür, daß Sie mir gestern halfen. Ich war Ihnen wirklich sehr verpflichtet.“

Der junge Mann lächelte über ihr enthusiastisches Gesicht.

„Es war ja nichts weiter“, erwiederte er. „Geben Sie mir als Gegendienst ein Glas Wasser, wenn Sie so gut sein wollen.“

Sie ging hinweg, um es zu holen und er, die Eingangsthür beobachtend, spielte mittlerweile mit seiner silberbeschlagenen Reitpeitsche.

„Danke schön“, sagte er, nachdem er das Glas ausgetrunken und gab ihr dasselbe mit einer Verbeugung zurück, welche ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Soll dies der Erntekranz werden?“

„Ja — zur Schmückung der Kirche“, antwortete sie. „Das Fest wird in der alten Scheune des Vorwerks gehalten. Haben Sie schon einem Erntefest beigewohnt?“

„Ein einziges Mal, das ist aber schon lange her. Glauben Sie, daß ich diesmal theilnehmen darf?“

„Sie müssen den Vorwerkspächter Greif fragen, dem die Scheune gehört.“

„Das werde ich thun, Adieu!“

Er reichte dem jungen Mädchen die Hand und ritt hinweg und sie blickte ihm nach, während er im Schatten der Allee ritt, zwischen deren Gezweig die Sonnenstrahlen auf seine goldenen Locken schimmerten.

„Wer war das, Marie?“

Frau Lenz stand in der offenen Thür. Ihr glänzendes Haar war noch so schwarz wie sonst, aber ihr Gesicht war bleich, fast abgezehrt, obschon auf jeder Wange ein rother Fleck brannte; und in ihren Augen, welche Niemanden lange ansehen konnten, zeigte sich eine stete Unruhe. Auch ihre Stimme war noch rauher geworden als sonst und manchmal klang ein gewisser Trotz aus derselben hervor.

„Ich weiß nicht, wer es war, Mutter“, antwortete das Mädchen, und ihre Augen, die denen ihrer Mutter so unähnlich waren, schweiften mit einem zerstreuten Blick in die Ferne.

Die Witwe trat heraus und sah dem Reiter nach.

„Es ist Herrn von Ellern's Sohn", bemerkte diese. „Ich hörte, daß er von seiner Reise heimgekehrt sei, und der junge Paul von Solm auch. Also dies ist der Sohn des Herrn!"

Nachdem sie den jungen Reiter noch einen Moment neugierig nachgeblickt hatte, wendete sie sich rasch zu ihrer Tochter.

„Was wollte er denn?"

Marie sammelte wieder die herabgefallenen Blätter und zögerte einen Augenblick, ehe sie die Frage der Mutter beantwortete.

„Ein Glas Wasser."

„Marie", sagte Frau Lenz langsam, „ich möchte lieber, Du setztest Dich nicht zum Arbeiten hier heraus."

„So will ichs nicht thun", war die milde Erwiederung.

Marie Lenz zählte siebzehn Jahre und wurde von ihrer Mutter mit ganz unnöthiger Strenge behandelt; nur bei seltenen Gelegenheiten trat im mütterlichen Verhalten eine milde Nachsicht hervor, welche aber dem Wesen der Witwe ganz zu wiedersprechen schien. Das Mädchen besaß eine Neigung zur Nachgiebigkeit, welche sich dem strengen Willen ihrer Mutter nie wiedersetzte. Weder in ihrer Person, noch in ihrem Benehmen glich Marie ihrer Mutter; sie war zart und fein und hatte blaue Augen. Jedermann in Wiesenau hatte ein freundliches Wort für sie, und die kränkliche Gattin des Pfarrers hatte für das liebliche Gesicht des Mädchens, welches sie jeden Sonntag von ihrem Kirchenstuhl aus beobachtete, eine solche Zuneigung gefaßt, daß sie Frau Lenz gebeten hatte, ihre Tochter in die Pfarrwohnung zu senden, damit sie ihr feine Stickerei und alle diejenigen Künste weiblicher Arbeit lehre, in welcher sie sich selbst auszeichnete.

Marie folgte dem Wunsche der Mutter und begab sich mit ihren Eichenblättern ins Haus. Ein Etwas — vielleicht die innere Scheu vor ihrer Mutter scharfer Zunge — hielt sie davon ab, die Geschichte vom Tage vorher zu erzählen, an dem sie ein wüthender Bulle und ein hohes Staket in einen Zustand hülflosen Schreckens versetzte, aus welchem sie derselbe junge Reiter befreit hatte.

III.

Herr Berthold von Ellern ging, auf den Arm seines Neffen gestützt, im Parke des Herrenhauses spazieren. Eigentlich bedurfte er einer solchen Stütze noch nicht, sondern es war mehr ein Zeichen seiner Zuneigung gegen seiner Schwester Sohn, welchem er seinem Versprechen gemäß, stets ein Vater gewesen war. Gleichwohl war Ellern nicht mehr der kräftige Mann wie sonst. Ueberdies zeigte sich in seinem Gesicht ein Schatten mehr geistigen, als körperlichen Leidens.

Paul von Solm war ein sehr hübscher, junger Mann mit schwarzem, vollen Haar, welches von seiner breiten Stirn nach hinten gestrichen war. Er war hoch und schlank gewachsen — eine gute Gestalt für einen Officier, zu welchem Berufe er auch Neigung hatte. Niemand hätte errathen können, daß der Ausdruck von Freimuth und stets bereitem Lächeln in seinem Gesicht nicht immer aufrichtig gemeint war. Namentlich war Niemand in seiner Umgebung, der erkannt hätte, daß tief in seinem Herzen ein gedämpftes Feuer des Neides und der bittersten Eifersucht glühte, welches nur der Gelegenheit bedurfte, um in hellen Flammen aufzulodern.

Er war während der letzten drei Jahre mit dem Sohne seines Onkels auf Reisen gewesen und wenn er auch alle Vortheile desselben mit genossen und gleichviele Reisemittel erhalten hatte, so brannte dennoch jenes böse Feuer in ihm. Als Kind und älterer Knabe war er der stete Spielgefährte seines liebenswürdigen und edlen Vetters Walther gewesen und hatte diesen lieb gehabt, je älter er jedoch geworden war, desto deutlicher hatte er an tausend Kleinigkeiten erkannt, daß es ein Unterschied sei, Erbe des Ritterguts Wiesenau mit seinen ausgedehnten Ländereien zu sein, oder kein Vermögen zu besitzen.

Wenn die beiden Jünglinge auf ihren Ponys durch die Straßen ritten, war es nicht er, sondern Walther, vor dem die Bauern und Pächter ihre Häupter entblößten. Letzterer galt als der künftige Herr und wurde als solcher geachtet; er dagegen war nur „Herr Paul", oder der vermögenslose Neffe.

Der Gedanke hieran hatte zuerst jenes wilde Feuer in seinem Herzen angefacht. Ein bitteres Gefühl barg er in seinem Innern gegen den Vater, den er nie gekannt hatte, daß er ihm solch' Schicksal bereitet hatte; gegen den guten Mann, aus dessen Händen er alle die Zärtlichkeiten empfing, die ihm sein eigener Vater hätte gewähren sollen — und gegen den jungen Vetter, welcher im Ueberfluß alle die Dinge besaß, die ihm fehlten und die er so heiß begehrte.

Ein einziger Gedanke bot Paul von Solm einigermaßen Trost. Die Ellern galten nämlich nicht als langlebige Menschen; seit einer Reihe von Generationen hatte kein Mitglied dieser Familie das mittlere Alter überschritten und nur Wenige hatten es erreicht. Konnte nicht dieses Geschick sich auch bei den Jetztlebenden erfüllen? Dieser Gedanke schwebte in unklarer Weise Paul vor und half ihn die bittere Pille seiner abhängigen Stellung wenigstens mit besserem äußeren Anstande verschlucken.

Gewisse Gerüchte, welche zu Pauls Ohren gekommen waren, hatten den Gedanken gereift. Nur Walther stand zwischen ihm und dem Erbe. Walther von Ellern war nach Gestalt und Anlagen ein echter Ellern. Paul mußte vor allen Eins zu verhindern suchen — daß Walther jemals heirathete. Er übte auf seinen Cousin denjenigen Einfluß aus, den jeder stärkere Geist auf den zarteren auszuüben pflegt, und zwar that er dies nicht in offener, trotziger, sondern in versteckter Weise.

Mit dem auf Walther bezüglichen Gerüchte machte er seinen Onkel während des schon erwähnten Spazierganges bekannt. Er that dies in einer leichten Weise, indem er es nur als einen Scherz Walthers erwähnte, wobei er hin und wieder einen verstohlenen Blick auf seines Onkels Gesicht warf, welches so wenig fähig war, innere Bewegungen zu verbergen. Natürlich sei jenes Gerücht nicht begründet, und selbst wenn dies der Fall sein sollte, würde nichts Arges dabei sein, meinte Paul mit lächelndem Humor. Er sprach von seinem Cousin wie ein nüchterner junger Mann, der frei von allen Thorheiten ist, von einem Andern spricht, der jünger und weniger frei von Thorheiten ist, den er aber so sehr liebt, daß er über dessen Jugendstreiche lächelt.

Der Ruf zum Frühstück unterbrach diese interessante Unterhaltung. Indem Beide durch die offene Glasthür aus dem Garten ins Frühstückszimmer traten, fanden sie nur Edith anwesend. Walther kam zu diesem Frühstück oft sehr spät.

Edith trug einen weißen Schlafrock und blaue Bänder in ihrem glän-

zenden Haar. Wenn sie ihre Augen aufschlug, war ihre dunkle Schönheit so eindrucksvoll, daß man darüber vergaß, daß ihr Mund etwas zu breit und ihre Lippen zu schmal waren. Sie war nicht so feingebildet wie ihr Bruder, aber sie war hübsch und einnehmend. Sobald sie ihre Hände bewegte, konnte man an der innern Fläche der linken ein weißes Mal, wie von einer Brandwunde sehen, welches vom Ballen bis fast zum Gelenk reichte.

Das Frühstück war fast vorüber. Edith beschäftigte sich mit einem illustrirten Journal; der zurückfallende weite Aermel ihres Morgengewandes ließ einen hübsch geformten Arm sehen. Sie legte endlich mit einer ungeduldigen Bewegung ihr Journal weg.

„Ich möchte wissen, wo Walther wieder bleibt", sagte sie.

In demselben Augenblick trat dieser ein. Er ging mit raschen, festen Schritten durch das Zimmer, wünschte seinem Vater in heiterer Weise einen guten Morgen, entschuldigte sich wegen seines Spätkommens und dann, sich über Ediths Sessel beugend, küßte er deren Wange. Diese Handlung war nicht ungewöhnlich, in letzter Zeit aber pflegte Ediths Gesicht unter seinen sorglosen Küssen zu erröthen. Sie beschäftigte sich mit seiner Kaffeetasse und er griff nach der Zeitschrift. Edith legte jedoch auf letztere ihre Hand mit einer gebieterischen Geberde und zog sie ihm weg.

„Du sollst jetzt nicht lesen, Walther", sagte sie leicht schmollend; „kaum bist Du hereingetreten."

„Ich flehe um Gnade", versetzte er in scherzendem Tone, „und erkläre mich für den ganzen Vormittag zu Deinem Dienst bereit. Was wollen wir beginnen — Spazierengehen, Fahren oder Reiten?"

„Oh, Reiten, auf alle Fälle!" jubelte Edith. „Es ist so lange her, seitdem wir keinen Galopp mit einander gemacht haben."

„Während Edith ihr Reitkleid anlegt, möchte ich mit Dir in meinem Zimmer sprechen", sagte Herr von Ellern zu seinem Sohne ernst, wobei er sich zugleich erhob.

„Du hast aber kaum etwas genossen", sagte Edith zu Walther, als dieser sich gleich darauf ebenfalls erhob und sich anschickte, seinem Vater zu folgen.

„Ich habe vorher eine Cigarre geraucht", erwiederte der junge Mann. „Vermuthlich bin ich dadurch um meinen Appetit gekommen. Beeile Dich mit dem Ankleiden!"

Mittlerweile durchmaß Herr von Ellern sein Zimmer mit gedankenvollen Schritten. Er blieb stehen, als sein Sohn eintrat und sah ihn ernst an.

„Walther", begann er gütig, „wo warst Du gestern Abend als wir bei Krafts zum Diner waren? Du warst abwesend als wir nach Hause kamen."

„Ich war im Dorfe", erwiederte der junge Mann etwas zögernd.

„Ist es wahr, daß Du, wie ich gehört habe, immerwährend bei den Dorfvergnügungen zu sehen bist?"

„Ich glaube nicht, Papa, daß Du es „immerwährend" nennen kannst. Vor etwa vierzehn Tagen ging ich hin, um den Tanz bei einer Bauernhochzeit anzusehen, und vorgestern Abend sah ich dem Erntefest der Leute zu. Der Pfarrer war selbst dabei. Gewiß, Vater, kann nichts Arges für mich darin sein, wenn ich den Vergnügungen unserer eigenen Leute zusehe."

„Walther", versetzte der Edelmann, indem er dem Sohne eine Hand

sanft auf die Schulter legte, „Walther, mein Junge, die Sache ist wohl ein wenig anders, Du gehst zu diesen Vergnügungen nicht aus einem der von Dir angegebenen Gründe, sondern ein hübsches Gesicht zieht Deine Schritte dahin."

Walthers Gesicht wurde dunkelroth.

„Du bist mehr als einmal mit einem jungen Landmädchen gesehen worden", fuhr Herr von Ellern fort. „Ich sage Dir dies offen, weil ich Dein Benehmen für sehr unfreundlich gegen Edith halte. Du kennst meine Wünsche in Bezug auf diesen Gegenstand. Stets habe ich gehofft, Edith werde Deine Frau werden.

„Das geht nicht, Papa."

Diese Erklärung geschah sehr ruhig aber entschieden. Eine lange Pause folgte; dann sprach Herr von Ellern wieder und nur ein sehr feines Ohr hätte einen schmerzlichen Klang in seiner Stimme hören können.

„Ich höre dies mit Bedauern", sagte er; „denn ich hatte das Gegentheil gehofft. Natürlich werde ich nicht versuchen, Deinen Entschluß zu ändern, ich halte es aber für das Beste, Du gehst auf einige Zeit von hier weg und versuchst, Dich selbst von der Thorheit zu heilen, welche Du augenscheinlich in Rücksicht auf eine Andere vorhast. Edith werde ich sogleich mit von hier wegnehmen, denn ich halte es für sehr unrecht, sie unter solchen Umständen von der Gesellschaft abzuschließen."

Einem starken Klopfen an die Thür folgte sogleich der Eintritt Ediths selbst, welche ihr Reitkleid angelegt hatte.

„Wie lange Du bleibst, Walther!" rief sie, mit einem raschen Blick von dem Einen zum Andern.

„Es ist meine Schuld, Kind", sagte der Gutsherr freundlich. „Geh und sieh nach den Pferden", fügte er, zu seinem Sohne gewendet, hinzu.

Edith beobachtete durch das offene Fenster mit dem Ausdrucke der Liebe das blonde Haupt und die schlanke Gestalt ihres Cousins, wie er über den Rasen dahinschritt.

Eine halbe Stunde später ritt sie mit ihrem Bruder und ihrem Cousin durch die Gassen von Wiesenau. Als sie am Pfarrgarten vorbei kamen, trat ein junges Mädchen gerade aus der Thür desselben. Walthers Gesicht wurde um einen Schatten bleicher und die lachenden Worte, welche er soeben sprach, klangen gedämpft. Er ließ aus seinem Handschuh einen kleinen, zusammengefalteten Zettel zu Boden gleiten, unbemerkt von Edith und anscheinend auch von Paul, aber des Letzteren rasches Auge hatte sowohl Walthers Erblassen, als das Herabfallen des Zettels gesehen.

Eine offene Straße lag vor ihnen und Edith ließ ihr Pferd in einen Galopp fallen. Walther war an ihrer Seite, Paul von Solm wendete den Kopf zurück und blickte lange ernst auf die schlanke Gestalt des über die Gemüseländereien dahinschreitenden jungen Mädchens.

IV.

Der Mond schien hell über die Flur. Mit raschen Schritten kam Walther von Ellern von seiner letzten verstohlenen Zusammenkunft mit Marie Lenz. Er hielt in seiner Hand eine Rose, welche er von ihrem Busen genommen und drückte sie von Zeit zu Zeit an seine Lippen. Bis zum Wahnsinn liebte er die Tochter der Försterswitwe. Sein Blick verdüsterte

sich, als ihm die erleuchteten Fenster des Herrenhauses in Sicht kamen. Ein Gedanke an seinen Vater kam in seine Seele und er fragte sich, ob das, was er zu thun im Begriff war, recht sei. Der Zweifel währte jedoch nur einen Moment, und vollständig recht erschien es ihm, dem Mädchen, das er liebte, Treue zu halten.

Er betrat den hellerleuchteten Flur des väterlichen Hauses, die Thür des Speisezimmers stand weit offen, und als er an derselben vorüber kam, wunderte er sich, daß sein Vater noch immer mit Paul beim Weine saß, ganz so wie er sie vor länger als einer Stunde verlassen hatte.

Im Gesellschaftszimmer befand sich Edith allein; sie schritt in heftiger Erregung auf und nieder und ihre Hände waren krampfhaft verschlungen. Als Walther eintrat, sah sie ihn mit vollem, düstern Blicke fest an.

„Wo warst Du denn, Walther, seitdem Du das Speisezimmer verlassen hast?“ fragte sie.

„Ich war aus“, antwortete der junge Mann mit halbem Lächeln.

„Vor einer Stunde suchte ich Dich, um mit Dir zu spielen“, fuhr sie fort, „aber ich sah, daß Dein Hut und Ueberrock nicht an ihrem Platze waren, und als ich am Speisezimmer vorüber kam, hörte ich Onkel und Paul mit Besorgniß von Dir sprechen. Ist es wahr, was ich hörte, Walther?“

Diese Worte wurden in athemloser Hast hervorgestoßen; sie hatten ihn überrumpelt und seinen süßen Traum unterbrochen. Es lag ein gewisser Verdruß in dem Tone seiner Erwiederung.

„Und wenn es nun auch wahr wäre?“ versetzte er.

Sie trat einen Schritt zurück, das Licht des Kronleuchters beleuchtete voll ihre stolz aufgerichtete Gestalt und ihre Stimme brach in leidenschaftlichen Zorn aus.

„Wenn es wahr wäre! So fragst Du mich, Walther? Wenn es wahr wäre, daß Du, mit dem Blute Deiner Familie in den Adern, Deinen Namen nur einen Augenblick mit dem eines simplen Bauernmädchens in Verbindung bringen könntest — daß Du im Stande wärst, den Scandal zu ertragen, den Namen Ellern besudelt zu sehen?“

Sie hielt plötzlich inne und eine oder zwei Minuten lang standen Beide schweigend Auge in Auge. Ihre Brust wogte heftig, die Adern an ihrem Halse traten hervor, ihre Hände griffen krampfhaft in einander und in ihren Augen loderte der Zorn, aber so offenbar gemischt mit Schmerz, daß Walther einen Moment überrascht in die Tiefe ihrer Seele blickte. Wie ein Blitz kam ihm die Enthüllung ihres Geheimnisses, von dem er keine Ahnung gehabt hatte. Aber mit ihrem letzten wild hervorgestoßenen Worte war auch der Sturm vorüber. Die Farbe schwand aus ihrem Gesicht und Walther sprang auf sie zu, weil er fürchtete, sie werde vor seinen Füßen ohnmächtig hinfallen. Edith fiel jedoch nicht in Ohnmacht, sondern sank nur an seine Brust und bat ihn mit einem Strom von Thränen um Verzeihung.

Auf dem Corridor wurden indeß Tritte hörbar. Rasch trocknete sie ihre Thränen und verließ das Zimmer, als ihr Bruder und Onkel eintraten.

Später, als Paul seinem Onkel laut vorlesen mußte, rauchte Walther auf der Terrasse des Gartens seine Cigarre und seine Gedanken nahmen verschiedene Richtungen. Er sagte sich, daß es hohe Zeit sei, auf den täglichen Umgang mit Edith um ihrer selbst willen zu verzichten, die Gluth der ersten Liebe für ein anderes Mädchen hatte ihn erfaßt und die Opposition, welche

ihm von allen Seiten gemacht wurde, schürte nur dessen Flamme. Er wollte Marie treu bleiben. Ihr niedriger Stand machte in seinen Augen ihren Anspruch an sein Herz nur noch heiliger.

Nur Eins beunruhigte ihn: daß er dem Wunsche seines Vaters entgegenhandeln mußte. Dieses Bedenken beschwichtigte er indeß durch die Vorstellung, daß sein Vater, welcher stets zärtlich wie eine Mutter gegen ihn gewesen war, ihm nicht lange zürnen könne und daß er Marie um ihrer Schönheit und Sanftmuth willen selbst lieb gewinnen müsse. Vor Allem aber war er schon zu weit gegangen, um noch zurück zu können, selbst wenn er es gewollt hätte. Nachgiebig in kleinen Dingen, war er unerschütterlich, wenn es seine Liebe und Ehre betraf.

Mit einem Schauer dachte er daran, was sein Leben ohne Marie's Liebe sein werde.

V.

Der September neigte sich seinem Ende zu. Die Abende waren kühl. Frau Lenz unterhielt ein behagliches Kohlenfeuer, bei dessen Hitze sie ihre Plätteisen zum Glühen brachte. Sie fältelte eben die Krause einer Haube, als es leise an ihre Thür klopfte. Rasch öffnete sie und das Licht der Lampe fiel auf das Gesicht Paul's von Solm. Er trug ein Körbchen mit Früchten in der Hand.

Es war etwas sehr Ungewöhnliches, daß der junge Mann sich in dem Häuschen der Witwe sehen ließ.

„Darf ich eintreten?“ fragte er in sehr freundlichem Tone. „Sie werden überrascht sein, daß ich so spät Abends hierher komme.“

Frau Lenz war allerdings sehr überrascht, ihn überhaupt bei sich zu sehen, sie ließ sich dies jedoch nicht merken und lud ihn zum Eintritt ein.

„Es handelt sich nämlich darum“, sagte Paul vertraulich, indem er sich setzte, „daß wir Wiesenau für längere Zeit verlassen werden. Meine Schwester sendet Ihnen nun diese Trauben und wünscht sich in Ihrer freundlichen Erinnerung zu erhalten, Frau Lenz. Sie wollte nicht von hier scheiden, ohne ihre ehemalige gute Amme grüßen zu lassen.“

Edith hatte sich nichts Derartiges einfallen lassen, sie bewahrte überhaupt nur eine sehr unbestimmte Erinnerung an die Amme ihrer frühesten Kindheit und hatte sich nie um diese gekümmert; doch dies war ihres Bruders Sache. Er verband einen geheimen Zweck mit seinem Vorgeben.

Die Witwe dankte ihm und er plauderte in seiner angenehmen Weise darauf los, während sich Frau Lenz nicht in ihrer Arbeit stören ließ. Er interessirte sich sogar für ihre Katze und für ihre alte Kukuksuhr. Endlich stand er auf, um zu gehen. Er knöpfte immerfort plaudernd seinen Ueberrock zu. An der Thürschwelle kehrte er noch einmal um, als ob ihm ein plötzlicher Gedanke komme.

„Sagen Sie, Frau Lenz, was ist denn aus Ihrem Töchterchen geworden? Ich sah Sie schon am letzten oder vorletzten Sonntag allein in der Kirche.“

Ein plötzliches Verständniß schien der Witwe jetzt aufzugehen.

„Sie ist nach der Stadt in den Dienst gegangen“, antwortete sie ausweichend.

„So, so“, versetzte Paul unschuldig. „War mir's doch, als hätte ich sie neulich Abends am Wege nach Blankendorf gesehen.“

Frau Lenz hielt mit ihrer Arbeit inne und blickte den jungen Herrn gerade an.

„Da müssen Sie sich wohl geirrt haben", sagte sie bestimmt.

„So wird's wohl sein, Frau Lenz. Nun, guten Abend!"

Er entfernte sich, von der Witwe zur Thür geleitet. Dann kehrte diese zum Tisch zurück und blickte auf das Fruchtkörbchen mit spöttischem Lächeln.

„Also darum kamen diese Trauben sammt dem Besuche", sagte sie für sich. „Ei, Herr von Solm, Sie sind ein schlauer Herr, diesmal rechneten Sie aber doch falsch!"

Dann setzte sich Frau Lenz hin, legte die Hände in einander und versank in tiefes Sinnen, aus welchem sie erst wieder erwachte, als das Feuer niedergebrannt und ihr Plättstahl kalt geworden war.

* * *

Es war wieder August. Die Räumlichkeiten im Herrenhause, welche fast ein Jahr lang dunkel und einsam gewesen waren, wurden wieder dem Licht und der Luft geöffnet. Die Decken wurden von den Möbeln genommen, die Vasen mit Blumen gefüllt und ein allgemeines Geräusch durchdrang das ganze Haus. Herr Berthold von Ellern wurde endlich mit seiner Nichte und seinem Neffen wieder in Wiesenau erwartet und das Gerücht sagte, er komme, um Vorbereitungen zur Vermälung Edith's mit einem reichen Herrn zu treffen, dessen Namen man noch nicht kannte.

Niemand, wer Herrn von Ellern am Tage seines Eintreffens beobachtete, konnte sich verhehlen, daß er sich im Laufe der letzten zehn Monate bedeutend verändert hatte. Er war entschieden alt geworden. Er trat am Arme Paul's in das Haus, welcher nun Befehle ertheilte und die Ordnung aller wirthschaftlichen Angelegenheiten mit großer Behaglichkeit in die Hand nahm. Seinen Onkel behandelte er mit der zartesten Ergebenheit, welche ihm die Bewunderung aller Beobachter gewann.

Es verging eine Woche. Eines Nachmittags saß Herr von Ellern in seinem großen Lehnsessel am Lieblingsfenster seines Zimmers. Es war ein heißer Tag gewesen, er litt viel von der Hitze; nun aber sprang ein leichter Wind auf und kühlte die Stirn, welche durch die Last des Kummers bedrückt schien.

„Ich möchte wohl einmal Walther wiedersehen", sagte er, aus sinnendem Schweigen erwachend.

Paul schrieb an einem großen, in der Mitte des Zimmers stehenden Tische; er erwiederte nichts. Es schien ihm nutzlos, jetzt an Walther zu schreiben, denn die Dispositionen seines Cousins waren so unstät, daß man annehmen konnte, ein Brief werde ihn nur dann erreichen, wenn er unmittelbar nach Empfang einer Nachricht von ihm geschrieben und abgesendet werde. Selten schrieb er von einem Orte mehr als einmal und seine Briefe kamen spärlich.

Es war zwischen Vater und Sohn bei der Abreise des Letzteren ein kühles Verhältniß eingetreten. Der Gutsherr betrachtete diese Reise als eine Art Verbannung für Walther's Verhalten in Bezug auf Marie Lenz. Nun aber glaubte er, es sei der Strafe genug und wünschte seinen Sohn wieder bei sich zuhaben.

Es war ja nur eine knabenhafte Thorheit", sagte er träumerisch; „ohne

Zweifel ist er nun längst darüber hinaus. Ich möchte ihn gern sehen! Wann gab er die letzte Nachricht?"

Paul von Solm ging zum Schreibsecretär und suchte unter Papieren herum. Im Geheimen fürchtete er nicht, daß Walther bald zurückkehren werde. Viel wahrscheinlicher war es, daß er zu seiner ersten Thorheit eine andere füge und zwar diesmal in praktischerer Weise als das erste Mal.

„Hier ist der Brief, Onkel", sagte er; „er ist drei Wochen alt."

Herr von Ellern nahm den Brief sinnend in die Hand.

„Schreibe ihm nach demselben Orte, Paul", sagte er. „Sollte er sich nicht mehr dort aufhalten, so kann er ihm nachgesendet werden. Wir wollen dies auf dem Couvert bemerken."

„Soll ich jetzt gleich schreiben?" fragte Paul.

„Wenn Du so gut sein willst, oder nein, Paul, ich werde selbst ein paar Worte schreiben."

Paul legte die Briefunterlage und Papier auf einen kleinen Tisch mit Rollfüßen und rollte ihn in die Nähe des Fensters dicht an seinen Onkel heran, und die schmale, weiße Hand des kränklichen Mannes schrieb zitternd:

„Mein lieber Sohn, komm nach Wiesenau zurück! Ich bin sehr krank und habe großes Verlangen nach Dir. Dein Vater

Berthold von Ellern."

Paul couvertirte diese Zeilen und adressirte den Brief mit seiner festen, großen Handschrift. „Ich fürchte, er wird dies nicht erhalten", bemerkte er. „Er bleibt an keinem Orte lange."

Nach Absendung dieses Briefes gingen dem Gutsherrn die Tage langsam dahin. Er war sehr schwach und das Warten auf den geliebten Sohn griff ihn noch viel mehr an.

Edith und Paul verließen ihn selten. Stunden lang saß er da und hielt des Mädchens Hände in den seinigen. Edith war seinem Herzen stets sehr theuer gewesen. Eines Tages, als er so mit ihr dasaß, strich er sanft über ihr Haar und sagte:

„Ich habe heute Nachricht von Baron Ravenow erhalten, Edith. Zwar wünsche ich Dich nicht zu beeinflussen, wenn Du ihn jedoch lieben lerntest, würde mich das sehr glücklich machen. Er ist ein braver Mann; ich kannte seinen Vater, der ein echter Edelmann war. Es giebt Keinen, mit dem ich Dich lieber verheirathet sähe, als mit ihm."

Edith schwieg. Nicht einmal ihre Gesichtsfarbe änderte sich. Wie würde sie roth geworden sein, wenn der Name des Mannes, der ihr genannt wurde, ein anderer gewesen wäre!

„Du wirst über Das, was ich Dir sagte, nachdenken, nicht wahr, Edith? Nicht sogleich, mein Kind — nicht sogleich. Ich möchte Dich noch nicht verlieren."

„Ich möchte Dich nie verlassen, Onkel", versetzte das Mädchen, indem sie ihren Kopf an seine Brust legte und einen Seufzer unterdrückte.

„Stets sollst Du Deinen Willen haben, Kind", war seine zärtliche Erwiederung.

Als einige Tage später Paul in seines Onkels Zimmer trat, war dieser an seinem gewohnten Platze, sein Gesicht dem Fenster zugekehrt, durch welches eine Fluth von Sonnenlicht einströmte und auf seinem Haar spielte. Seine Arme lagen auf den Lehnen des Sessels, seine Hände waren gefaltet. Er regte sich nicht, als Paul ihn anredete. Der junge Mann trat an ihn

heran und blickte ihm ins Antlitz — es war starr und bleich. Berthold von Ellern war todt.

Das Harren auf den ausbleibenden Sohn war nun vorüber; das stille Leben hatte ihren Abschluß gefunden und die reine Seele war auf den Flügeln der Morgenröthe dem Irdischen entflohen.

VI.

Gerade einen Tag nach des Gutsherrn Tode kam ein Reiter im vollen Galopp auf das Herrenhaus los. Der Reiter war Walther von Ellern, jetzt der Herr von Wiesenau. Er sprang aus dem Sattel und eilte die breiten Stufen des Hauses hinan. Paul stand im Flur desselben. Walther war ganz durchnäßt, denn es hatte seit mehreren Stunden stark geregnet. Er reichte dem Vetter die Hand und richtete einen besorgt fragenden Blick auf ihn.

„Wie geht's ihm?" fragte er. „Ich bin sogleich nach dem späten Empfang des Briefes hierher geeilt."

„Du kommst zu spät", erwiederte Paul; „er ist todt."

Auf diese Erklärung folgte eine tiefe, unheimliche Stille. Die beiden jungen Männer blickten einander an.

„Todt! Todt!" rief dann Walther und preßte die Hände vor's Gesicht. „Mein Vater — todt!"

„Komm herein, ich will Dir Alles mittheilen", sagte Paul, die Thür eines Zimmers öffnend.

Walther schien ihn nicht zu hören. Ein furchtbares Stöhnen entrang sich seiner Brust, er taumelte mit dem Gesicht gegen die Wand.

„Todt!" wiederholte er wehklagend, „und ich wußte nicht, daß er so leidend war! Ich war nicht da, um seinen letzten Blick zu empfangen! O, mein Vater — mein lieber Vater!"

Der Gutsherr wurde an einem hellen Septembernachmittag neben seiner Schwester in die Gruft gebettet. Durch sein Testament, welches von sehr jungem Datum war, hatte Paul von Solm eine lebenslängliche Rente erhalten und zwei oder drei Legate erhielten alte, treue Dienstleute. Alles Uebrige, Geld, Werthsachen, Gebäude, Grund und Boden ging ohne Beschränkung auf Walther über, „meinen geliebten einzigen Sohn", wie es im letzten Willen des Erblassers hieß. Auf diesen Sohn war auch als eine geheiligte Pflicht die Sorge für seine Cousine Edith übergegangen, sie zu beschützen und auszustatten wie eine geliebte Schwester.

Aber während alle diese Dinge besprochen wurden, lag der junge Gutsherr todtkrank, im Delirium des Fiebers.

Der heftige, plötzliche Schlag in seinem durch die rastlose Reise angegriffenen Zustande, dazu noch die üble Wirkung des weiten Rittes im starken Regen, hatte ihn niedergeworfen, wie die Aerzte erklärten.

Paul von Solm war inzwischen thatsächlich der Gebieter von Wiesenau, wie er es schon während der letzten Wochen vor dem Tode seines Onkels gewesen war. Alles ging nach seinen Befehlen; die Dienerschaft kam zu ihm, um sie entgegenzunehmen. Darin lag für ihn ein außerordentlicher Reiz. Das größte Verlangen seines Lebens war: zu herrschen, und nachdem er den Reiz des Herrschens gekostet hatte, erschien es ihm bitter, wieder darauf zu verzichten und die Rolle des Befehlens an seinen Vetter Walther abtreten zu sollen.

Und wenn Walther nicht mehr genas? Tausend wilde Gedanken durchstürmten Paul's Brust, als er am Bett des Kranken stand. Walther war seit frühester Jugend sein bester Freund und er hatte ihn einst, bevor sein Eigennutz erwacht war, mehr geliebt als irgend einen Menschen auf der Erde; nun aber stand er zwischen ihm und der Verwirklichung seiner ehrgeizigen Träume.

Drei Tage vergingen und Walther überstand die Krisis seiner Krankheit. Als der erste ruhige Schlaf nach so vielen Tagen brennenden Fiebers über ihn kam, dämmerte der Abend. Edith wachte bei ihm. Als er sich Stunden lang kaum regte und wie todt dalag, wurde sie ängstlich. Sie schob die Vorhänge zurück und beugte sich so tief über sein Gesicht herab, daß ihr Haar seine bleiche Stirn streifte, und hingerissen von der Empfindung des Moments drückte sie einen leisen Kuß auf seine Stirn. Darüber wurde sie glühend roth und richtete sich schnell empor. War es ihre Einbildung, oder waren Walther's Augen wirklich weit offen auf sie gerichtet? Im Zimmer war es so dunkel geworden, daß sie nichts mehr deutlich sehen konnte. Sie floh, als ob sie über einer Missethat überrascht wäre, aus dem Zimmer.

Walther hatte wirklich seit einer halben Stunde wach gelegen und das klare Bewußtsein kehrte langsam in ihm zurück. Seine Denkkraft machte ungeheure Anstrengungen, um die Erinnerungen wieder zu beleben. Allmälig trat ein vergangenes Ereigniß nach dem andern wieder vor sein inneres Auge. Als bald darauf Paul mit Licht eintrat, glühte der Blick, der ihn traf, nicht mehr im Feuer des Deliriums.

Paul stellte seinen Leuchter hin und nahte sich dem Bette. Er beugte sich über den Kranken mit gezwungenem Lächeln.

„Nun, wie fühlst Du Dich, alter Junge?“ fragte er.

„Ich weiß es kaum zu sagen“, antwortete Walther und mit verändertem Gesicht fügte er hinzu: „Ist Alles vorbei, Paul?“

„Es ist Alles vorbei; denke nicht mehr daran.“

Walther wendete sich ab. Aber bald faßte er sich; nun aber nahm sein Gesicht einen Ausdruck von Unruhe und Sorge an.

„Was ist Dir?“ fragte Paul seinen Vetter.

„Ich denke über Etwas nach“, antwortete er.

Denken ist jetzt nicht gut für Dich, Walther.“

„Und doch ist es Zeit, daß ich an Etwas denke. Höre, Paul, willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Das versteht sich von selbst!“

„Du sollst eine Reise für mich machen, eine weite Reise, und zwar sogleich. Fürs erste aber muß ich Dir eine Mittheilung machen.“

Paul setzte sich lauschend neben das Bett; er war ein starker Mann, aber was Walther ihm flüsternd erzählte, trieb alles Blut aus seinem Gesicht.

Ein wenig später verließ er das Gemach. Draußen an der Thür stieß er auf Edith, welche dem Genesenden ein Körbchen Trauben bringen wollte. Paul nahm sie bei der Hand, zog sie bei Seite und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Edith hätte vor Schrecken fast ihr Körbchen fallen lassen. Nur mit Mühe faßte sie sich, ging in ihr Zimmer und schloß sich ein. Hier warf sie sich seufzend und stöhnend aufs Sopha und rang ihre Hände. Endlich löste sich ein Thränenstrom aus ihrer Seele und linderte das Leid, welches Paul's Mittheilung in ihr wachgerufen hatte.

Sie raffte sich auf. Der Sturm ihres Herzens legte sich für den Augenblick. Ihre Wangen glühten vor Scham bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß Walther gesehen haben könne, wie sie ihn verstohlen küßte.

Als sie dann in das Krankenzimmer eintrat, bemerkte er in ihren Augen dasselbe düstere Licht, welches er schon früher an ihr gesehen hatte.

„Liebe Edith", sagte er, „wie soll ich Dir für Deine zarte Aufmerksamkeit danken?"

Aus ihren Händen nahm er die ihm angebotene erquickende Frucht.

„Ich freue mich, daß es mit Dir besser geht", erwiederte sie.

„Hat Paul Dir — etwas mitgetheilt?" fragte er zögernd.

„Ja", war ihre kalte Antwort.

„Ich bin froh darüber", fuhr er fort, ohne sie anzusehen. „Nun mußt Du Dir das Geschenk selbst wählen, welches ich Dir für Deine aufopfernde Sorgfalt während dieser ganzen ruhelosen Krankheit machen will. Ich weiß, wie sehr Du Dich um mich bemüht hast, Edith! Stets will ich Dir durch die aufmerksamste Sorge für Dich, zu vergelten suchen. Diese Sorge ist mir von meinem Vater als eine heilige Pflicht hinterlassen worden."

Bei diesen Worten füllten sich des Mädchens Augen mit Thränen. Keines von Beiden sprach für einige Momente.

„Ich werde Dir nicht lange mehr zur Last sein", sagte dann Edith fest und kühl, „da ich mich mit dem Baron von Ravenow vermäle."

Walther heftete einen raschen Blick auf sie.

„Wir lernten uns in der Residenz kennen; der Onkel wünschte es", fuhr Edith mit etwas wankender Stimme fort.

„That er das? Nun, dann ist Alles gut. Sobald ich wieder gehörig wohl bin, müssen wir über die Aussteuer reden. Ueberdies aber, liebe Cousine, steht Alles, was Du wünschest und was Du von meinem Vater selbst verlangt haben würdest, zu Deiner Verfügung. Fordere ohne Rückhalt und vergiß nicht, daß Du mir wie eine Schwester bist."

„Ich danke Dir, Cousin", erwiederte das Mädchen, die ihre Gefühle gewaltsam niederkämpfte. Mittlerweile ritt Paul von Solm nach dem Häuschen der Witwe Lenz in der Feldgasse. Es war spät Nachmittags. Frau Lenz saß bei weit geöffneter Thür am Kaffeetisch. Paul, welcher that, als ob er ganz zufällig vorbeikomme, hielt an, blickte hinein und grüßte höflich, wie er denn, wenn es seinen Zwecken diente, immer ungemein höflich war.

„Der Anblick Ihres appetitlichen Kaffees macht mich auf ein Täßchen lüstern, Frau Lenz", sagte er; „kann ich wohl eins bekommen?"

„Gewiß, Herr von Solm", erwiederte sie. „Wollen Sie absteigen und eintreten?"

Sofort war Paul aus dem Sattel, band sein Pferd an den Baum vor der Thür und trat mit sonderbarem Lächeln in das nette Zimmerchen der Witwe.

Frau Lenz bediente ihren Gast mit feinster Aufmerksamkeit. Er knüpfte eine Unterhaltung mit ihr an und verweilte sehr lange. Die Schatten der Bäume verlängerten sich bereits, als er wieder hinwegritt. Sobald er von der Witwe nicht mehr beobachtet werden konnte, nahm sein Gesicht einen veränderten Ausdruck an, Entschlossenheit, Verachtung und List mischten sich in demselben.

„Also ist das Gerücht doch begründet, das ich schon in meiner Kindheit vernahm", murmelte er. „Der Förster Lenz starb im Wahnsinn — nun,

und Marie ist seine Tochter. Wohlan! Morgen reise ich — nach Walther's Wunsch soll ich die neue Herrin von Wiesenau heimholen — wir wollen sehen! Und wenn er stürbe, sollte solch Bauernblut zwischen mir und meinen Wünschen und Ansprüchen stehen?"

Seine eigene Bewegung vergessend, trieb er dem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es heftig ausgriff und galoppirte in wilder Aufregung dem Herrenhause zu.

VII.

Auf der Endstation einer süddeutschen Bahn war ein geräuschvolles Durcheinander. Der hauptstädtische Schnellzug war eben angekommen und Reisende wie Eisenbahnbeamte drängten und stießen einander in geschäftiger Hast.

Etwas mehr entfernt vom lautesten Geräusch auf einer ruhigeren Stelle des Perrons schritt Paul von Solm rauchend auf und ab. Er hatte eine halbe Stunde auf den Zug zu warten, der ihn in der Richtung seiner Reiseroute nach einer Station der Zweigbahn bringen sollte. Sein Schritt war ungeduldig; er hatte etwas Wichtiges vor und jeder Moment des Verzugs war seinem aufgeregten Geiste unerträglich.

Der Zug kam endlich. Paul stieg mit einem andern Herrn ein und begann eine Unterhaltung mit diesem. Er hatte gerade jetzt eine gewisse Scheu vor dem Alleinsein.

Auf einer kleinen Nebenstation verließ er endlich den Zug und erkundigte sich bei dem einsamen Kofferträger nach dem Wege nach Birkenfeld.

„Dahin ist's noch zwei Stunden", antwortete der Mann verwundert über die seltene Erscheinung eines gutgekleideten Fremden.

„Geht eine Chaussée dahin und kann ich hier wohl einen Wagen haben?" fragte Paul.

„Es giebt hier einen einzigen Wagen, welcher dem Wirth zum „Blauen Engel" gehört, doch glaube ich, er ist über Land. Ich will 'mal fragen."

Paul wartete vor brennender Ungeduld, bis der Mann seine trägen Beine wieder herbeischleppte und ihn in Kenntniß setzte, daß der Wagen allerdings aus sei, daß aber der Weg nach Birkenfeld gut und trocken sei und daß ja auch ein kühles Lüftchen wehe, für welche geringe Auskunft Paul von Solm dem dienenen Geiste ein Trinkgeld zuwarf, wie er etwa einem Hunde einen Knochen zugeworfen haben würde. Mit großen Schritten setzte er sich auf der staubigen Straße in Marsch. In seinem Gesicht war ein häßlich entstellender Zug von Entschlossenheit. Trotz des kühl wehenden „Lüftchen" brannte seine Stirn und er nahm den Hut ab, um sie zu kühlen.

Endlich kam er an ein ziemlich öde liegendes Haus von rothem Ziegelstein, welches sich als Gasthof von Birkenfeld erwies. Etwas weiterhin zeigte sich ein kleines, hübsch gelegenes Dörfchen.

Während er noch in der Nähe des Gasthauses stand und sich umsah, kam ein junges, anständig gekleidetes Dienstmädchen, ein Kind tragend, an ihm vorüber und musterte ihn neugierig. Er wendete sich dem Hause zu und fragte einen müßig dastehenden Knaben, ob eine Frau von Ellern da wohne.

Die Antwort wurde dem Knaben durch eine Frau abgenommen, welche der leitende Genius des Gasthauses zu sein schien.

„Eine Frau von Ellern wohnt hier“, sagte sie. „Wollen Sie zu der?“

„Ja, ich möchte sie sprechen“, erwiederte Paul. Er folgte der Frau eine Treppe hinauf nach einem hübsch ausgestatteten Zimmer, in welchem sich Luxusgegenstände aller Art zeigten. Die Fenster gingen nach waldigen Anhöhen hinaus. Auf dem Tische stand eine Vase mit frischen Blumen.

Seine Führerin verließ ihn hier und nachdem er einige Momente gewartet hatte, wurde die Thür wieder geöffnet und Walther's Frau stand vor ihm. Freudig kam sie ihm entgegen, reichte ihm ihre Hand und zeigte ihm ein so kindlich liebliches Gesicht, daß sein Herz fast gerührt worden wäre. Er machte sich selbst mit dem Hinstellen der Stühle zu schaffen, um nicht die dargebotene Hand ergreifen zu müssen.

„Herr von Solm!“ rief sie freudig. „Kommen Sie von Walther? Ich habe schon voll Angst und Unruhe auf Nachricht gewartet.“

Ein liebliches Erröthen kam über ihr Gesicht, als sie offen vor ihm Walther's Namen nannte.

„Was hat ihn so lange abgehalten? Ich glaubte, sein Vater sei vielleicht noch schlimmer krank geworden, so daß er nicht Zeit gefunden habe, zu schreiben; aber die Ungewißheit dauerte etwas zu lange.“

Als Paul auch jetzt noch keine Erwiederung hatte, sondern seinen Blick nach den fernen Höhen gerichtet hielt, zog eine düstere Wolke über ihr Gesicht und ein ungewisser Argwohn bemächtigte sich ihrer.

„Herr von Solm“, rief sie, „was bringen Sie mir von meinem Mann?“

Jetzt mußte er sprechen. Irgend etwas mußte er sagen. Gute und böse Geister stritten sich in diesem Moment in ihm um die Oberherrschaft, aber die bösen Geister siegten. Mit grausam kaltem Blicke schaute er sie an. Seine bleichen Lippen zuckten und seine Stimme tönte heiser.

„Weshalb sehen Sie mich so an?“ sagte er. „Können Sie sich nicht denken, was ich Ihnen zu sagen komme? Marie Lenz, Walther von Ellern ist nicht mehr Ihr Ehemann.“

Anfangs erfaßte sie die Bedeutung seiner Worte nicht; sie hielt ihre Augen verwundert auf ihn gerichtet und ihre halb geöffneten Lippen schienen den Sinn seiner Rede erfragen zu wollen. Aber am Ausdruck seines Gesichts errieth sie die volle Bedeutung desselben, sie wurde todtblaß, ihre Arme fielen schlaff an ihr herab und ihre ganze Gestalt begann zu zittern.

„Mein armes Kind“, stöhnte sie, nach Athem ringend und im nächsten Augenblick sank sie vor ihm bewußtlos zu Boden.

Er war hierauf gefaßt; er wußte, daß er sie zerschmettern werde und hoffte, daß es nicht bei einer bloßen Ohnmacht bleibe.

Am folgenden Tage kam er wieder. Ein Häufchen von Schmucksachen aller Art lag auf dem Tisch. Marie saß davor. Mit der einen Hand wühlte sie wie geistesabwesend in den Geschenken ihres Gatten, in der andern hielt sie dessen Zeilen, welche Paul ihr überbracht hatte. Ihr Wesen war ruhig. Gestern noch glich sie einem harmlosen Kinde, nun aber war alles Kindliche von ihr gewichen und sie schien die bittere, eisige Seele eines getäuschten, betrogenen Weibes empfangen zu haben. Gestern hatte das Unerwartete sie betäubt, heute war sie gefaßt. Walther war falsch gegen sie gewesen. Was konnte auf Erden wohl noch Aergeres über sie kommen? Er hatte sie getäuscht und in namenloses Unglück hineingeführt. Viele Meilen weit von ihm entfernt in ihrer Schmach und in ihrem Kummer einsam überwältigte sie die Trostlosigkeit ihrer Lage. In solcher Weise also hatte er sie

verlassen, ohne ein Wort des Trostes oder Bedauerns! Mit Worten zärtlicher Liebe und dem Versprechen baldiger Wiederkehr war er von ihr gegangen und nun mußte sie finden, daß seine stille Vermälung mit ihr nur ein Spott und Betrug gewesen sei. Sie konnte an so viel Falschheit und Niedrigkeit der Gesinnung kaum glauben. Ihr Herz kämpfte noch gegen die Wahrheit Dessen, was Paul ihr mitgetheilt hatte.

Der Brief Walther's enthielt nur folgende Zeilen:

„Liebe Marie, Paul wird Dir alle die betrübenden Neuigkeiten mittheilen. Ich kann jetzt nicht mehr schreiben.

Walther."

Der mündliche Commentar, welchen Paul dazu gegeben, hätte allerdings nicht trauriger sein können.

Und noch ein anderer, peinvoller Gedanke kam über sie — an ihre Mutter!

„O Mutter, Mutter!" rief sie aus. „Ich verließ Dich aus Liebe zu ihm. Wärst Du freundlicher mit mir gewesen, so wäre es vielleicht nicht so weit gekommen!"

Bald darauf trat Paul von Solm ein. Mit verstellter Freundlichkeit erkundigte er sich nach ihrem Befinden; sie beobachtete es kaum.

„Geben Sie diese Sachen an Herrn Walther von Ellern zurück", sagte sie ruhig, „und erklären Sie ihm in meinem Namen, daß ich mich nicht seinem Glück in den Weg stellen würde. Ich will für ihn todt sein; und sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe."

Sie gab ihm das Päckchen in die Hände, welches alle von Walther erhaltenen Schätze und Gaben enthielt.

„Und das Kind?" fragte er mit einem Seitenblick auf die Wiege, in welcher Walther's Sprößling schlummerte.

„Mein Kind bleibt wo ich bin", sagte sie mit einer Zornesanwandlung. „Sagen Sie das Herrn von Ellern!"

„Kann ich Ihnen in irgend einer Weise helfen oder dienen?" fragte er verlegen.

„Sie wendete sich dem Fenster zu und blickte hinaus. „Nein", antwortete sie; ich erwarte weder Hülfe noch Mitleid von Ihnen oder sonst Jemandem. Ich bin selbst schuld an Allem. Dies ist die Vergeltung. Gehen Sie nun!"

Er verließ sie. Auf der Treppe begegnete ihm das Dienstmädchen und beobachtete ihn wiederum forschend, ohne daß er es beachtete. Ohne sich weiter aufzuhalten, ging er auf derselben Straße zurück, die er gekommen war. Als er sich etwa eine Stunde von Birkenfeld entfernt hatte, ging er etwas abseits ans Ufer eines Flusses, ließ sich im Schatten eines Baumes nieder und öffnete das Päckchen, welches ihm Marie für seinen Vetter übergeben hatte. Es enthielt nur seine Geschenke an Schmucksachen. Nachdem er sie sorgfältig gemustert, that er noch einen schweren Stein hinzu, schloß das Päckchen wieder und schleuderte es mitten in den Strom, in dessen Tiefe es sofort versank.

Damit war ein Theil seiner Aufgabe erfüllt. Als er die Station wieder erreicht hatte, fand er, daß er erst am folgenden Morgen Anschluß an den durchgehenden Eilzug nach Norddeutschland finden konnte; er sah sich deshalb genöthigt, in dem kleinen Städtchen zu übernachten und begab sich

zu diesem Zweck in den Gasthof zum rothen Ochsen. Der Aufenthalt war langweilig genug, so daß Paul den folgenden Morgen mit einem angenehmen Gefühle begrüßte.

Gerade als er sein Frühstück verzehrte, vernahm er im Hausflur eine unruhige Bewegung — Männerstimmen und das Wehklagen einer Frauenstimme.

Paul horchte.

„Die arme Frau war gestern den ganzen Tag so auffallend", hörte er sie sagen. „Ach, wenn mir nur Jemand helfen könnte."

„Na, weinen Sie nur nicht so", versetzte eine Mannesstimme.

„Wissen Sie auch gewiß", fragte die Frau wieder, daß sie seit gestern Abend nicht auf die Station gekommen ist?"

„Jawohl, ganz gewiß", erwiederte der Mann; „ich bin bei jedem Zuge gewesen. He, Müller", rief er einem Andern zu, „hast Du heute nicht eine Frau mit einem Kinde gesehen?"

„Hast Du eine verloren?" war die Gegenfrage.

„Ich nicht", sagte der erste Frager und Alles lachte. „Es wird aber eine vermißt, wie es scheint. Gehst Du heute nach Springsbach?"

„Jawohl."

„Dann sei doch so gut und sieh Dich nach ihr um. Willst Du?"

„Ja, thun Sie es!" flehte die Frauenstimme. „Es ist eine junge, hübsche Frau, sehr hübsch."

„Gut, ich werde aufpassen. Hübsche Frauen sind ja nicht häufig zu sehen."

Diese Unterhaltung setzte sich noch weiter fort, Paul schloß jedoch seine Thür wieder und beendete sein Frühstück. Seine Hände zitterten so heftig, daß er kaum Messer und Gabel führen konnte. Er bezahlte seine Rechnung, ohne sein Zimmer zu diesem Zweck zu verlassen. Auf das Geplauder des Wirths hatte er kaum eine höfliche Erwiederung; er wollte dessen Mittheilsamkeit kurz abschneiden, um nicht etwa noch Aeußerungen über die vermißte Frau hören zu müssen.

Er war froh, endlich den Zug besteigen zu können, obgleich er auch jetzt noch nicht zur Ruhe kommen sollte, denn kaum hatte er Platz genommen, so trat dasselbe Mädchen, welches ihm vor zwei Tagen mit dem Kinde Mariens begegnet war, suchend und forschend an das Coupé, in welchem er saß. Eine Frage an ihn schien ihr auf der Lippe zu schweben, während er sie mit affectirtem Hochmuth musterte. Zum Glück für ihn ertönte in diesem Augenblick die Dampfpfeife und der Zug setzte sich in Bewegung. Er sank in die Kissen zurück, froh, daß das Mädchen, welches ihm einen forschenden Blick nachsandte, ihre Frage nicht hatte stellen können.

Er hatte nun weiter nichts zu thun, als seinem Cousin zu sagen, daß seine Frau durch Kränklichkeit abgehalten werde, das Haus in Birkenfeld zu verlassen und daß sie ihn lieber dort erwarten wolle, damit er sie abhole. Im Stillen wußte er aber, daß sie dann längst nicht mehr anwesend sein werde, daß sie hoffentlich dann nicht mehr unter den Lebenden weile.

Was machte es ihm aus, ob Marie Lenz mit der erblichen Anlage des Wahnsinns eine rasche That begehe? Daß ihr Vater im Wahnsinn geendet hatte, sollte ihm einen Vorwand geben und alles Mysteriöse erklären, wenn Walther von ihrer Flucht erfuhr.

Walther von Ellern kehrte das Gesicht traurig nach der Wand, als

Paul nach seiner Rückkehr seine lügnerische Angabe machte. Enttäuschung und Verwunderung darüber, daß Marie nicht sogleich sich aufgemacht hatte, um in seine Arme zu eilen, erfüllte ihn und diese Stimmung verstärkte sich in ihm mit jedem neuen Tage. Doch meinte er, es werde Alles gut werden, wenn er selbst nach Birkenfeld komme.

Paul sagte ihm, er habe Marie die Thatsache seiner Krankheit verschwiegen, weil er geglaubt habe, sie werde bei ihrem zarten Gesundheitszustand diese Mittheilung nicht ertragen können. Ohne Zweifel, meinte Walther, hatte die Sehnsucht nach ihm, dem geliebten Mann, und der Kummer um sein langes Ausbleiben sie krank gemacht. Aber dies Alles würde sich ändern, sobald er komme und sie hole. Ganz Wiesenau sollte sie nun bald sehen und sollte erfahren, daß Lenz's Tochter seine rechtmäßige Gattin und Herrin des Gutes sei.

Mittlerweile wanderten zärtliche, vertröstende Briefe von seiner Hand an die geliebte Gattin gerichtet, in Paul's Hände, damit er sie adressire und absende und sehr oft bemerkte das Stubenmädchen, welche Paul's Zimmer bediente, die Asche verbrannter Papiere in den noch unbenutzten Oefen.

VIII.

Es war eine stürmische Nacht. Vereinzelte schwere Regentropfen fielen; der Wind blies in Stößen und scheuchte das Wasser eines Teiches empor, an dessen Rande die Gestalt eines Weibes mit einem Kinde auf dem Arme saß. Massen von Hundsrosen, eine Menge von wildem Epheu wuchsen in dichtem Gewirr auf Haufen felsigen Gesteins. Marie — denn sie war es — blickte sinnend in das dunkle Wasser, kaum sichtbar in der tiefen Finsterniß. Dann schaute sie umher und sah einen großen, moosbedeckten Stein dicht am Ufer.

„Nein, nicht hier, nicht hier will ich es thun, wo ich so oft mit ihm vereint gesessen habe“, murmelte sie. „Hier hat sein Fuß so oft geweilt. Ach Gott, bin ich denn wahnsinnig, daß ich ihn immer noch liebe?“

Sie seufzte und stöhnte schwer, aber keine Thränen kamen in ihre brennenden Augen. Sie warf sich neben dem Steine nieder und schlug ihre Arme über denselben.

„Wenn ich es nur noch ein wenig länger ertragen könnte“, sagte sie.

Als sie sich wieder erhob, fiel ein feines, weißes Spitzentaschentuch, welches sie um den Hals geschlungen hatte, herab, ohne daß sie es bemerkte. Das Tuch trug ihren Namen eingestickt. Sie nahm das Kind fester an ihre Brust und ging weiter. Die Straße war rauh und einsam. Sie kam nur langsam vorwärts, denn sie war schon mehrere Stunden weit gelaufen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Ihr einziges Verlangen war, die Stadt Waldingen zu erreichen, wo nach ihrer Erinnerung die einzige Schwester ihrer Mutter lebte. Oft hatte sie vor Jahren gesehen, wie ihre Mutter ländliche Vorräthe nach Waldingen sandte, denn ihre Schwester war arm und hatte viele Kinder zu ernähren.

Die Unglückliche hatte die unklare Idee, daß, wenn sie Waldingen erreiche und ihre Tante auffinde, sie dort für sich und ihren Knaben ein Obdach erhalte, bis sie sich durch Arbeit weiter helfen könne, und daß es ihr gelingen werde, die Schwester ihrer Mutter zur Bewahrung ihres Geheimnisses zu bestimmen.

Lieber wollte sie sterben, als die Vorwürfe ihrer Mutter wegen ihres Ungehorsams und dessen furchtbare Folgen hören. Schon der Gedanke an der Mutter Zorn war ihr unerträglich.

Der Wind sauste rauh und frostig um ihre zarte Gestalt. Mit aller Willenskraft suchte sie die Müdigkeit ihrer Füße zu überwinden. Das Kind schlief, dicht an ihrer Brust verwahrt, ruhig wie in der Wiege. Ihre Liebe für diesen einzigen Schatz ihres Lebens hielt sie aufrecht. Endlich aber konnte sie nicht mehr weiter und erschöpft sank sie auf einen Steinhaufen an der Landstraße, um einige Minuten auszuruhen.

Plötzlich hörte sie das Nahen rollender Wagenräder. Erschreckt verbarg sie sich hinter ihrem harten Ruheplatz, um nicht gesehen zu werden. Der Wagen, welcher rasch herankam, trug zwei hell leuchtende Laternen, die ihr Licht über die ganze Breite der Straße warfen. Kaum war der Wagen wenige Schritte über ihr Versteck hinaus, so hielt er an und sie fürchtete, bereits gesehen worden zu sein. Oder war etwa Walther in dem Wagen, der, von Reue über seinen Verrath ergriffen, die Gegend durchstreifte, um sie aufzusuchen? Aber nur einen Augenblick beherrschte sie dieser Gedanke einer sinnlosen Hoffnung und sie mußte dann über die gänzliche Unwahrscheinlichkeit desselben bitter lächeln. Bald darauf vernahm sie, daß der Wagen nicht um ihretwillen angehalten worden war. Sie hörte die Stimmen zweier Männer, die eine sanft und angenehm klingend, die andere rauh und unwirsch. Es schien etwas am Geschirr defect zu sein, welches sofort wieder in Ordnung gebracht werden sollte. Dies dauerte lange und die ungeduldige Stimme wurde schroffer, während die andere beschwichtigend klang.

Sie fühlte eine gewisse Neugier, zu erfahren wer die Insassen des Wagens seien und wohin sie führen. Plötzlich erfaßte sie ein Gedanke. Wie, wenn der Wagen nach Waldingen fuhr und sie in diesem Falle bat, daß man ihr und ihrem Kinde ein Plätzchen einräumen möge? Ein Gefühl der Demüthigung und Scham machte bei diesem Gedanken ihre Lippen zittern. Was sollten die Fremden von ihr halten, wenn sie sie hier in stockfinsterer Nacht allein auf der Straße entdeckten? Stärker jedoch war die Angst, daß ihr Kind unterwegs sterben könne, bevor sie ein schützendes Obdach erreichte. Sie war bereits völlig erschöpft; die Vorstellung war ihr entsetzlich, daß ihre Erschöpfung in Ohnmacht oder in einen noch schlimmeren Zustand übergehen könne und dann ihr Knabe völlig hülflos und verlassen sein werde.

Lieber wollte sie sich demüthigen und bitten. Man konnte sie doch höchstens abweisen. Um ihres kleinen Lieblings willen wollte sie Alles über sich ergehen lassen. Sie machte eine schmerzvolle Anstrengung, aufzustehen, fand sich aber kaum im Stande, sich auf ihren Füßen zu erhalten. Mühsam that sie einige Schritte auf den Wagen zu, dann wurde sie wieder muthlos und blieb unschlüssig stehen. Das erwachende Kind stieß in diesem Augenblicke einen kurzen Schrei aus und sie war verrathen.

Die Stimmen der Männer schwiegen plötzlich und nach einer Pause rief eine derselben scharf:

„Wer ist hier?"

Es war für sie kein Verbergen oder Fliehen mehr möglich. Sie wankte daher vorwärts und stammelte ihre Bitte in unzusammenhängenden Worten.

Einer der beiden Männer richtete das Licht einer Laterne voll auf sie und bei dessen Schein konnte sie auch dessen Gefährten sehen. Er war eine

hohe Gestalt mit grauem Schnurrbart und trug einen weiten Mantel. Betroffen starrte er sie an.

„Was machen Sie hier, armes Kind?“ fragte der Aeltere mitleidvoll.

Dieser Ton erweichte sie zu Thränen, und mit lautem Schluchzen wiederholte sie ihre Bitte.

„Es geschieht nicht um meinetwillen“, sagte sie, „sondern wegen meines armen Kindes, welches der Tod mir nehmen könnte, ehe ich nach Waldingen käme.“

„Sie wollen nach Waldingen?“ fragte der ältere Herr; „aber, mein Kind, Sie sind zwei Meilen von Waldingen entfernt und scheinen halb todt vor Erschöpfung. Ich will Sie einstweilen mitnehmen und Ihnen für diese Sturmnacht Schutz gewähren. Morgen können Sie dann Ihre Reise fortsetzen.“

Sie leistete keinen Widerstand, als er ihr in den Wagen half und die Fenster desselben schloß, um dem Luftzug das Eindringen zu wehren. Sie ließ sich matt in die Wagenpolster zurückfallen und empfand das Gefühl der Sicherheit und Wärme. Einige Minuten später stieg der ältere Mann selbst ein und setzte sich ihr gegenüber.

Er kannte das unglückliche Weib, welches er nach seinem Hause führte, nicht im mindesten, doch besaß er weder Frau noch Schwester, welche sich durch sein Beginnen verletzt hätten fühlen können, und wie sollte er auch anders handeln? In der Dunkelheit der Nacht und beim flackernden Licht der Wagenlaternen konnte er von seinem Schützlinge nichts erkennen, als ein blasses, feines Gesicht. Er verzichtete um so mehr darauf, sie auszuforschen, als sie offenbar ganz erschöpft und unfähig zu sprechen war.

Nach einer ziemlich langen Fahrt gelangte man in ein nur durch wenige Lampen matt erhelltes Landstädtchen. Der Wagen hielt vor einem ziemlich isolirt gelegenen hübschen Hause, an dessen Thür ein Messingschild mit der Inschrift: Dr. med. Marx, praktischer Arzt, befestigt war.

Mariens Retter stieg aus und bemerkte nun erst, daß die Gerettete ohnmächtig und bewußtlos war. Er hob sie mit Hülfe des Kutschers aus dem Wagen und trug sie sammt dem Kinde ins Haus, in dessen Flur eine ältliche Frau in einer weißen Haube mit Licht erschien.

Als deren Blick auf die leblose Gestalt und das kleine Kind fielen, stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Oeffnen Sie die Thür, Frau Becker“, gebot der ältere Herr und gehorsam machte die Haushälterin die Thür eines nicht großen, aber bequem und elegant ausgestatteten Zimmers auf, in welches sie ihrem Herrn voran leuchtete.

Er brachte die Bewußtlose, welche noch immer das Kind fest in ihren Armen hielt, auf ein Sopha und ließ durch Frau Becker Stärkungsmittel herbeischaffen. Während diese sich entfernt hatte, beugte er sich über das bleiche Antlitz Mariens und wurde von tiefem Mitleid bewegt.

„Armes Kind“, sagte er halblaut. „Gott helfe ihr! Ich fürchte fast, daß ich zu spät gekommen bin und sie nicht mehr retten kann.

IX.

Im Hoftheater der Residenz war ein glänzendes und zahlreiches Publicum versammelt, um der ersten Aufführung einer neuen Oper beizuwohnen. In einer Loge des ersten Ranges befanden sich drei Herren und eine Dame, Walther von Ellern, Paul von Solm, Baron Ravenow und dessen Gemalin, Walthers Cousine Edith.

Zwei Jahre waren seit dem Verschwinden Mariens vergangen, und Walther hatte sich im Laufe desselben sehr verändert. Sein Gesicht hatte einen tief ernsten und dabei gleichgültigen Ausdruck angenommen. Zeichen des an seinem Leben zehrenden Harmes waren an ihm deutlich wahrnehmbar. Pauls Anschlag hatte gewirkt, vergebens hatte Walther von Ellern das Verschwinden seiner geliebten Marie zu ergründen gesucht; es schien, als solle er dessen Lösung niemals finden. Der Wechsel des Orts und der Luft war ihm als einziges Rettungsmittel empfohlen worden; er hatte Ediths und ihres Gatten dringender Einladung nachgegeben und sich entschlossen, einige Monate im Geräusch der großen Stadt zuzubringen. Zwar wurde er von Vergnügen zu Vergnügen geschleppt, aber seine Gleichgültigkeit gegen alles Gebotene wollte nicht weichen. Das Einzige, was ihm geholfen haben würde, blieb ihm versagt.

Mit peinlicher Sorge beobachtete Edith das fortwährende Sinken seines Gesundheitszustandes. Das tiefe Interesse, welches sie als Mädchen für ihn gefühlt hatte, war, obschon in anderer Art, so stark geblieben wie sonst. Sie liebte ihn nur noch als Verwandten, aber sie liebte seitdem auch keinen andern Mann und an ihren Gatten kettete sie lediglich das Gefühl der Pflicht.

Der Vorhang hob sich endlich vor den erwartungsvollen Zuschauern. Die Baronin Ravenow ließ ihren Operngucker unbenutzt im Schooße ruhen. Pauls Augen schweiften mit ruheloser Hast im Hause umher. Er bildete den stärksten Gegensatz zu seinem Vetter. Nie kam er zu innerer Ruhe, sondern das Unstäte seines Wesens hatte sich bis zur Nervosität gesteigert, gegen welche es für ihn kein Heilmittel zu geben schien.

Das verspätete Erscheinen einiger Theaterbesucher, welche in einer Loge gegenüber von Walther und seinen Freunden Platz nahmen, erregte die Aufmerksamkeit der Umsitzenden. Die Spätlinge waren ein älterer Herr und zwei Damen, deren eine eine ältere Witwe zu sein schien, während die andere, noch jung und in einfachem weißen Kleide, auffallend schön war. Ihre feinen Gesichtszüge und ihre graziöse Haltung zogen viele bewundernde Blicke auf sich.

Auch Pauls umherschweifender Blick fiel auf sie und ein leiser Ausruf des Staunens und Schreckens entfloh unwillkürlich seinen Lippen. Er wurde kreidebleich. Aengstlich beobachtete er Walther, welcher unverändert blieb, und nur die Bühne im Auge behielt. Auch Ediths Gesicht war auf die Vorgänge auf der Bühne gerichtet. Paul blickte nun wieder nach der Dame im weißen Kleide. Es war dieselbe, welche er in Birkenfeld gesehen und durch seine Umtriebe von seinem Cousin fern gehalten hatte — dieselbe, nur mit einer Veränderung, welche sich auf das Verschwinden der Jugendblüthe und des fast kindlichen Gesichtsausdruckes bezog. Er hatte geglaubt, sie sei längst gestorben und verdorben — war sie nun dem Grabe entstiegen, um ihn gespenstig heimzusuchen? Welches seltsame Geschick hatte sie gerade an

diesem Abend ins Theater geführt? Wie durch einen Zauber gebannt, haftete sein Blick auf ihr und er beobachtete jeden Ausdruck des schönen bleichen Gesichts.

Eine Zeit lang war ihre Aufmerksamkeit nur der Bühne zugewendet, plötzlich aber, wie unter einem magischen Einflusse, fiel ihr Blick voll auf ihn; im nächsten Moment sah sie Walther, und Paul beobachtete mit fieberhafter Angst den Erfolg ihrer Entdeckung. Er bemerkte, wie sie noch tiefer erblaßte und sich niederbeugte, als ob sie etwas aufheben wollte. Als sie sich wieder emporrichtete, war ihr Gesicht vollkommen unbewegt, aber blaß wie der Tod. Sie blickte nicht wieder nach der Loge hinüber, in welcher Walther sich befand und Paul begann freier zu athmen. Er behielt nun Walther genau im Auge. Alles lief gut ab, wenn dieser die Dame in Weiß nicht bemerkte. Bisher war ihm sein Plan so wohl gelungen — sollte nun das Verhängniß ihm plötzlich die Frucht entreißen, die er fast schon mit Händen greifen konnte?

Edith bemerkte endlich seine auffallende Abwesenheit von allen Bühnenvorgängen und fragte ihn, was ihm fehle, erhielt aber keine Antwort. Als der Vorhang nach dem letzten Acte fiel, tönte inmitten des Geräusches des sich erhebenden und entfernenden Publicums Walthers Stimme wie Donner an sein Ohr.

„Dort ist meine Frau!" rief er und mit sprachlosem Entsetzen sah Paul, wie er hastig aus der Loge stürzte; zugleich aber bemerkte er, daß auch die weiße Dame mit ihren Begleitern bereits aus der Loge getreten war.

Paul hoffte, daß sein Vetter zu spät komme. Nur er hatte seinen Ausruf vernommen. Die andern Beiden waren über das befremdliche Beginnen Walthers höchst erstaunt.

„Wohin geht denn Walther?" fragte Edith.

„Sind Sie toll geworden, alter Freund?" fragte der Baron.

Paul eilte seinem Vetter nach. Er traf ihn im Foyer, und es war, wie er gehofft hatte — Walther war zu spät gekommen und geberdete sich wie ein Wahnsinniger.

„Sie ist fort — meine Frau ist wieder verschwunden", sagte er mit heiserer Stimme. „Ich muß sie finden, und will nicht eher ruhen, als bis dieses Geheimniß sich mir gelöst hat."

Paul sah, daß Walthers Erregung die Aufmerksamkeit vieler Theaterbesucher auf ihn zog. Schon sammelten sich einzelne Neugierige um ihn her. Er faßte ihn am Arme.

„Komm hinweg von hier", raunte er ihm zu; „Du giebst ja diesen Menschen Stoff zum Scandal."

Walther ließ sich lenken und als Paul mit ihm die Straße erreicht hatte, athmete er erleichtert auf. Die Gefahr war für den Augenblick vorüber; aber er mußte die Zukunft ins Auge fassen.

X.

Paul von Solm beobachtete die Schatten kommender Ereignisse mit einer Genauigkeit, wie sie nur einer starken Natur gleich der seinigen eigen zu sein pflegt. Täglich und stündlich verwünschte er sein eigenes Mißgeschick und den Aufenthalt Walthers in der Hauptstadt, gerade zu der Zeit des

Erscheinens seiner Frau. Paul von Solm führte um diese Zeit ein wüstes Leben. Ueber seine leichtsinnige Spielwuth gingen bedenkliche Gerüchte und die Spieler von Profession wußten seltsame Geschichten von seinem Treiben am Spieltische zu erzählen. Das andere Spiel, welches er trieb, kannte nur er selbst; auch das schärfste Auge vermochte äußere Zeichen desselben nicht zu erkennen, da die sichtbaren Zeichen an ihm, wie der unstäte Blick, das Zittern der Lippen, die unsichere Hand, anderen mehr faßbaren Ursachen, wie seiner unregelmäßigen Lebensweise, zugeschrieben werden konnten.

Was Walther von Ellern betraf, so kam ihm das Dasein nicht mehr, wie sonst, langweilig vor. Ein neues Leben schien ihm aufgegangen zu sein.

Er ging fast jeden Abend ins Theater und wurde nicht müde, sein bisher so fruchtloses Suchen in der großen Stadt fortzusetzen. Der sehnlichst erwartete Tag kam endlich auch, obschon nicht in der gewünschten, erfreulichen Weise. Einst, als das Mittagsmahl eben vorüber war, bei welchem Edith an dem jungen Gutsherrn Spuren seiner alten, grämlichen Apathie bemerkt hatte, saßen die drei Männer noch bei ihrem Weine. Baron Ravenow, welchem die ungünstige Veränderung an Walther ebenfalls nicht entging und der einen Rückfall fürchtete, redete ihn darauf an.

„Ich hoffe, Sie werden den Muth noch nicht sinken lassen", sagte er ernst.

Paul, der am Fenster saß, wendete sich halb nach dem Angeredeten um.

Walther, bei dem es nur dieses Anstoßes bedurft zu haben schien, um eine innere Aufregung neu zu beleben, stand auf und schritt im Salon auf und ab.

„Ich habe heute meine Frau wiedergesehen", erwiederte er.

„Wie, Sie haben sie wiedergesehen?" rief der Baron. „Wann? Wo?"

„In der Gemäldegalerie. Edith hatte dort ihren Ueberwurf liegen lassen. Ich eilte zurück, um ihn zu holen und sah plötzlich meine Frau vor einem Bilde betrachtend stehen. Mit ihr war ein älterer Herr, mit welchem sie sich unterhielt. Alles um mich her vergessend, eilte ich auf sie zu und ergriff ihre Hände, und, nie werde ich den Blick vergessen, mit dem sie mich maß. Weder Milde noch Zärtlichkeit waren in ihren Augen, sondern der bitterste Groll und die seltsamste Furcht. Sie zog ihre Hände aus den meinigen, ohne ein Wort zu sprechen, wendete sich ihrem Begleiter zu und begab sich hinweg. Ich machte keine Bewegung, sie zurückzuhalten, denn ich war für den Augenblick unfähig, zu sprechen oder einen Schritt vorwärts zu thun."

Während Walther sich wieder niedersetzte und traurig den Kopf in die Hand stützte, drehte Paul sein Gesicht mit kaum merklichem Lächeln der Befriedigung dem Fenster zu.

„Und Sie können sich die Ursache dieser Haltung in keiner Weise erklären?" fragte der Baron.

„In keiner Weise. Es ist ja nun auch Alles zwischen uns vorbei. Es muß einen Grund geben, der mir ewig ein Räthsel bleibt und der uns für alle Zeit trennt. Wenn sie mich erst hassen gelernt hat, welchen Werth kann es für mich haben, sie aufzufinden?"

Fast in demselben Momente trat Christian, der alte Diener des Hauses, ein und wendete sich an Walther.

„Gnädiger Herr", sagte er, „eine Frau, welche schon vor einigen Tagen hier war, und Sie zu sprechen wünschte, ist wieder da. Sie will aber keinen Namen sagen."

Walther stand sofort auf und folgte dem Diener in sein Zimmer, wo eine verschleierte Gestalt sich bei seinem Eintritt erhob. Er ersuchte sie höflich, Platz zu nehmen und sie zog ihren Schleier hinweg.

Es war die Witwe Lenz. Walther erkannte sie im ersten Augenblicke nicht, sobald dies aber geschah, wurde er sehr roth und bot ihr ehrerbietig die Hand. Das Bewußtsein des Unrechts, welches er ihr angethan und der daraus entstandenen üblen Folgen drückte ihn schwer nieder.

Die Witwe war außerordentlich verändert; ihr schwarzes, schimmerndes Haar war grau geworden, ihre Wangen waren hohl, und als sie den Mund zum Sprechen öffnete, hatte sie einen heftigen Hustenanfall, welcher auf eine todtkranke Brust schließen ließ.

„Es thut mir leid, Sie so krank wiederzusehen", sagte Walther theilnahmvoll.

„Ja, ich bin sehr krank", erwiederte sie; „ich dachte nicht, daß ich es noch erleben würde, Sie wiederzusehen, aber es drängte mich sehr dazu."

„Vor Allem, verzeihen Sie mir, um ihretwillen", bat Walther mit traurigem Gesichtsausdrucke. „Ich habe Ihnen weh gethan, aber ich bin dafür hart bestraft worden."

„Ja, das thaten Sie", versetzte die Witwe; „aber nicht deswegen komme ich. Ich bitte um Verzeihung für mich selbst."

„Sie um Verzeihung — bei mir?"

„Ja, bei Ihnen. Ich konnte nicht sterben, ohne Sie darum gebeten zu haben."

„Aber — ich verstehe nicht . . ."

„Nein, Sie verstehen noch nicht . . . Es ist so lange her — sehr lange."

Sie zögerte einige Augenblicke, dann fuhr sie, ihre feucht schimmernden Augen auf sein Antlitz heftend, fort:

„Vielleicht hörten Sie davon, daß ich die Amme Ihrer Cousine, der jetzigen Baronin Ravenow, war?"

„Jawohl hörte ich davon", erwiederte er, indem er sie mit Spannung ansah.

„Die Schwester Ihres Herrn Vaters starb gleich nach der Geburt des Kindes und mir wurde dies Kind in Pflege gegeben. Mein eigenes Kind war ziemlich von demselben Alter. Anfangs hatte ich keinen andern Gedanken, als den, meine Pflicht zu thun; bis die Kinder getauft werden sollten. Die alte Frau Barth, die Wirthschafterin auf Ihrem Gute, hatte gerade einen heftigen Anfall von Rheumatismus und konnte nicht mit zur Kirche kommen. Da kam ein sündiger Gedanke über mich, den ich nicht aus mir wegbringen konnte. Es war eine sehr stille Taufe. Herr Berthold von Ellern, Ihr Herr Vater, und ich standen Pathe — ich legte meinem eigenen Kinde das Taufkleid des andern Kindes an und — und vertauschte die beiden Kinder."

Sie bedeckte ihr Gesicht und beugte sich nieder im Gefühl der Scham und der Reue.

„Erst hielt ich es nicht für eine Sünde", fuhr sie fort. „Bald danach trat Ihr Herr Vater eine große Reise an und die Frau Barth starb. Niemand war da, der sich hätte einmischen können. Ihr Herr Vater schenkte mir volles Vertrauen und ließ das Kind in meiner Pflege. Ein Jahr später, als er heimkehrte, überlieferte ich ihm meine Tochter und behielt seine kleine Nichte."

Sie hielt wieder inne. Walther machte eine Bewegung angstvoller Unruhe.

„Das Uebrige können Sie errathen", fuhr sie mit einem Blicke voll Verzweiflung auf ihn fort. „Ich dachte, Sie sollten meine Tochter heirathen und diese eine vornehme Frau und Herrin von Wiesenau werden. Aber ich wurde für alle meine schlaflosen Nächte und Gewissensbisse schrecklich bezahlt. Sie faßten Liebe gerade zu Der, welche ich betrogen hatte; diese verließ mich und entfloh mit Ihnen. Es geschah mir zur Strafe. Ich wußte, wohin sie ging, habe aber Niemandem davon gesagt. Ihre Gattin ist Ihre Cousine, und die Baronin Ravenow ist meine Tochter. Dies, Herr von Ellern, mußte ich Ihnen sagen, und ehe ich sterbe — was nicht mehr lange dauern wird, werde ich auch nach ihr senden, der ich Unrecht that, und ihre Verzeihung erflehen."

Es entstand ein tiefes Schweigen, nur unterbrochen durch Walthers Aufstöhnen inmitten eines Chaos von Gedanken.

„Aber weshalb sagen Sie mir denn dies Alles erst jetzt", sagte er endlich; „erst jetzt, wo ich von meiner Frau weiter getrennt bin, als selbst der Tod uns scheiden könnte?"

„Getrennt, ja, getrennt", sagte Frau Lenz düster träumerisch. „Das aber habe ich nicht herbeigeführt, sondern Er."

„Wer?" fragte Walther verwundert.

„Wer war es", fragte die Witwe zurück, „den Sie vor zwei Jahren, als Sie krank in Wiesenau lagen, als Vertrauten an Ihre Gattin sendeten?"

„Mein Vetter Paul. Aber was wollen Sie mir über ihn sagen?"

„Nichts", antwortete sie bitter. „Wollte Gott, ich könnte etwas sagen."

Er wurde dringender.

„Sprechen Sie nur dreist heraus! Was haben Sie mir über meinen Vetter mitzutheilen?"

„Nichts — nichts!" rief sie heftig. „Was könnte ich sagen, als daß ich von Grund der Seele glaube, daß er es gewesen ist, der Ihre Frau von Ihrem Herzen trieb! Aber Sie würden mir ja nicht glauben, Sie würden über mich zornig werden, wenn ich behauptete, Herr Paul von Solm sei der schlechteste Mensch unter der Sonne, denn ich kann das nicht durch Beweise erhärten."

Inzwischen war die Dämmerung des Abends hereingebrochen. Die Uhr tickte eintönig, und Walther stand lautlos, regungslos vor sich hinstarrend, während eine Menge verwirrter Gedanken auf ihn einstürmten. Er dachte an sein Krankenlager, an Pauls Rückkehr von Birkenfeld ohne die ersehnte Gattin, an die höchst befremdliche Nachricht, die er brachte, an sein verzweifeltes Suchen nach der Verlorenen und, als er sie endlich traf, an den grollenden Blick, womit sie ihn maß und sich von ihm hinwegwendete.

Er wollte sogleich nach dem Speisesaale sich begeben und Paul vor

dem Baron zur Rede stellen, um eine Erklärung von ihm zu erhalten. Doch bald erkannte er das Thörichte dieses Beginnens; er konnte sich Pauls entrüstete und verächtliche Ablehnung jedes Verdachts vorstellen. Ueberdies machte er sich Vorwürfe darüber, Böses von seinem Vetter zu glauben, da dieser sich stets wie ein Bruder gegen ihn benommen hatte.

Während diese Gedanken in ihm wühlten, hielt die Witwe mit äußerster Spannung ihren Blick auf sein blasses, hageres Gesicht gerichtet.

„Sie glauben mir nicht, Herr von Ellern?“ fragte sie endlich, das Schweigen unterbrechend.

„Nein“, versetzte er langsam; „ich kann es nicht für möglich halten.“

Frau Lenz lächelte erst mitleidig, dann aber sprach sie heftig:

„Sie wollen mir nicht glauben, daß dieser Mann eine giftige Schlange ist, die Sie an Ihrem Busen gehegt haben. Es ist Ihnen noch nicht beigekommen, daß nur Ihr Leben zwischen ihm und Ihrem Einkommen steht und daß, weil Sie oft kränkeln, es in seinem Interesse liegt, daß Sie ohne Erben sterben. Er aber glaubte, daß Ihre Frau, die er für ein Kind meines Gatten hielt, den Keim des Wahnsinns in sich trage und darauf gründete er, Ihr Vertrauen mißbrauchend, den höllischen Plan, Sie von ihr zu trennen. Sie haben sich in der Reinheit Ihres Herzens davon nichts träumen lassen, doch wird der Tag kommen, an welchem Sie sich an meine Worte erinnern werden.“

Ein Geräusch am Thürgriff veranlaßte Beide, sich umzuwenden. Sie bemerkten im Hintergrund des Zimmers Paul von Solm. Seine Lippen waren blau, halb geöffnet und ließen seine knirschenden Zähne sehen. Seine Stirnadern waren wie Stränge angeschwollen, seine Augen starr, aus ihren Höhlen getreten, seine Gesichtsfarbe aschgrau. Er machte ganz den Eindruck eines vor Wuth rasend Gewordenen. Nach kurzem, unheimlichen Schweigen machte Paul einen Schritt vorwärts.

„Ja, eine Schlange — Sie haben sich selbst mit dem rechten Worte bezeichnet“, zischte er der Witwe ins Ohr.

Sie prallte nicht zurück, sondern stand trotzig seinem drohenden Blicke gegenüber. Dann wendete sie sich an Walther.

„Glauben Sie mir nun?“ fragte sie mit spöttischem Lächeln.

Paul erhob seine geballte Faust mit einer raschen Bewegung. Walther stellte sich jedoch dazwischen und legte eine seiner Hände auf die Schulter der Frau. Wie er so zwischen den beiden leidenschaftlich erregten Menschen stand und der letzte scheidende Strahl der Sonne durchs Fenster auf ihn fiel, sah er aus, wie das Urbild eines ritterlichen Edelmannes.

„Sie ist eine Frau“, sagte er mit ruhiger Würde.

Frau Lenz zeigte keine Furcht, sondern richtete ihren flammenden Blick voll auf Pauls Gesicht.

„Es handelt sich um Ihre Schwester, Herr von Solm“, rief sie; „was haben Sie mit ihr gethan?“

Hatte Paul bis dahin nie vor Andern seiner wilden Leidenschaft die Zügel schießen lassen, so verlor er jetzt völlig seine Selbstbeherrschung. Walther schien dies zu bemerken, und da er voraussah, daß irgend ein weiteres giftiges Wort der Witwe bei ihm einen Zornausbruch hervorrufen werde, so nahm er sofort einen entschieden gebietenden Ton an.

„Wir wollen später über diese Angelegenheit sprechen, Paul“, sagte er; „für jetzt ist meine Unterredung mit der Frau Lenz noch nicht zu Ende.“

Der ergrimmte Mann richtete seine Schritte der Thür zu, aber noch ehe er das Zimmer verließ, wendete er sich um und murmelte Worte drohender Rache. Draußen vor der Thür ballte er convulsivisch seine Hände.

„Verloren — verloren!“ knirschte er. „Zurückgeworfen — durch dieses Weib!“

Er eilte die Treppe hinauf und begab sich in das für ihn eingerichtete kleine Zimmer, wo er öfters zu schreiben pflegte und verschiedene Papiere von ihm befindlich waren. Diese raffte er zusammen und steckte sie in seine Brusttasche. Dann öffnete er die Thür. Alles war still; er konnte die Stimme des Baron Ravenow und Ediths aus dem Gesellschaftszimmer hören.

Rasch und leisen Trittes ging er die Treppe hinab und verließ das Haus, um in der Dunkelheit des Abends zu verschwinden.

Als Frau Lenz sich, nach Pauls Entfernung, mit Walther von Ellern allein befand, sank sie erschöpft zusammen. Die tiefe Aufregung hatte ihre schwache Gestalt so furchtbar angegriffen, daß sie eine kurze Zeit wie todt dalag. Walther flößte ihr etwas Wein ein, der sie wieder zu sich brachte; sie wies jedoch sein Anerbieten, ärztlichen Beistand herbeiholen zu wollen, ab, doch nahm sie eine Droschke an, welche er holen ließ. Sie fürchtete sich vor einem Zusammentreffen mit Paul. Deshalb verabschiedete sie sich eilig von Walther und schlüpfte in den Wagen, so rasch es ihre tief gesunkenen Kräfte gestatteten.

Nach ihrem Weggange durchmaß Walther von Ellern das Zimmer mit langsamen Schritten in tiefem Sinnen. Es erschien ihm nun Alles klar. Manche Einzelnheiten, welche er früher nicht besonders beachtet hatte, kamen ihm nun wieder ins Gedächtniß und bestätigten der Witwe Worte. Er war von Paul, den er wie einen Bruder gehalten hatte, schwer getäuscht worden. Diese Wahrnehmung verursachte ihm unaussprechlichen Schmerz.

Pauls Verschwinden sprach für dessen Schuldbewußtsein. Er kam nicht wieder zum Vorscheine und alle Versuche, ihn aufzufinden, waren erfolglos.

Nun kehrte Walthers fieberisches Verlangen, seine Gattin zu sehen, mit aller Kraft zurück. In der neuen Beleuchtung des schrecklichen Geheimnisses, welches das ganze Unglück seines Lebens einschloß, vermochte er ihr seltsames Benehmen besser zu verstehen. Eins schien ihm gewiß — sein Weib hatte ihn hassen und mit Groll an ihn denken gelernt und der Gedanke, daß er vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werde, sich in ihren Augen zu rechtfertigen, trieb ihn fast zum Wahnsinn.

XIII.

Die Promenadenwege im großen Park der Residenz waren mit Equipagen und fashionablen Reitern gefüllt. Schöne Frauen und ritterliche Männer in allen erdenklichen Ausstattungen und Trachten bildeten ein blendendes und interessantes Gemälde.

Baron Ravenow und Walther von Ellern waren zu Pferde unter der Menge. Letzterer ließ selbst das schönste Gesicht unbeachtet an sich vorüber passiren, da er nur für das einzige Interesse hatte, welches er liebte. Und als ob sein Gedanke eine Beantwortung finden sollte, tauchte dieses einzige plötzlich vor ihm auf.

Ja, sie war es, sein geliebtes Weib! Bevor er noch eine Silbe stammeln konnte, sah er, wie Baron Ravenow sich gegen eine andere in demselben Wagen neben ihr sitzende Person verbeugte — es war eine Dame in eleganter Trauer, mit hübschem Gesicht, welche über die Equipagen und Reiter hin seinen Gruß lächelnd erwiederte.

„Das ist eine angenehme Ueberraschung!" rief der Baron heiter, zu Walther gewendet. „Dies ist meine Cousine, Else von Blanken. Wir waren in unserer Jugend in einander verliebt, aber sie heirathete den Major von Blanken. Er starb an einer Fußwunde, die er sich im französischen Feldzug zugezogen hatte. Seitdem habe ich meine Cousine nicht wieder gesehen; aber noch vor Ende dieser Woche werde ich ihre Wohnung ermittelt haben. Sahen Sie den alten Herrn, der sie fuhr? Das war ihr Vater und natürlich auch mein Onkel, Oberst von Winnenberg. Wer mochte aber die Dame neben ihr sein? Wissen Sie, Walther, daß ich in Bezug auf Else —"

Hier machte der Baron eine plötzliche Pause in seiner Rede, da er bemerkte, daß Walther mit einem Male die Zügel seines Pferdes anzog.

„Das war meine Frau, Ravenow", raunte er ihm zu.

Für einen Moment starrte Letzterer den Freund sprachlos an.

„Mein Himmel, es ist doch nicht möglich!" sagte er endlich.

„Es war meine Frau", wiederholte Walther.

Im nächsten Augenblicke sah er sich allein. Der Baron hatte sein Pferd angetrieben und folgte in raschem Trabe dem in der Ferne verschwindenden Wagen.

Bald danach sehen wir Walther von Ellern die Baronin Ravenow in einer geschlossenen Droschke nach einem der abgelegenen, ärmeren Stadttheile der Residenz begleiten. Die Witwe Lenz hatte ihm durch einen Boten den Wunsch zu erkennen gegeben, daß sie Edith zu sehen verlange, ehe sie sterbe. Aber bevor Walther die Tochter zu ihrer Mutter führte, enthüllte er ihr den sie selbst betreffenden Theil des Bekenntnisses der Witwe. Was Edith vernahm, hatte sie tiefer ergriffen, als er sich vorher dachte, wogegen er, mit dem einzigen Gedanken vor Augen, sein Weib endlich wieder zu finden, sich für andere Angelegenheiten nur oberflächlich zu interessiren vermochte.

Während er in der Droschke Edith gegenüber saß, bildete der Ausdruck der Freude in seinem Wesen einen seltsamen Gegensatz zu dem mit einem gewissen Schrecken gemischten Schmerze Ediths, die ja nun wußte, daß sie kein Recht mehr hatte, sich seine Cousine zu nennen.

Des Barons Bemühen, den Wagen seiner Cousine einzuholen, war erfolgreich gewesen. Indem er ihr von seinem Beweggrund so wenig als möglich verrieth, wußte er sich von ihr die Gewißheit zu verschaffen, daß die Dame, welche Walther als seine Gattin bezeichnet hatte, ihre Gesellschafterin sei.

Mit dieser Auskunft kehrte er zu Walther zurück und überließ diesem alles weitere Handeln. Walther setzte sich sofort an seinen Schreibtisch und richtete ein kurzes Schreiben an seine Frau, worin er ihr seine völlige Unkenntniß über die Ursache ihrer langen Entfremdung und Trennung und die Versicherung aussprach, daß seine Liebe noch so unwandelbar treu und groß sei, wie von Anfang an und daß er auch auf ihre fernere Liebe zu hoffen wage — wenn er nicht gar ein Recht darauf habe.

Bevor er auf die Wiederkehr seines Boten rechnen konnte, empfing er

von Frau Lenz die Meldung, daß ihr der Tod nahe sei und sie erwarte die Erfüllung seines Versprechens. In dem Augenblicke, da er mit Edith aufbrach, kam sein eigener Bote wieder und überlieferte ihm ein kleines Billet in der ihm wohlbekannten Handschrift, welches nur die Worte enthielt: „Komm' zu mir!"

Nur die dringende Nothwendigkeit, der andern Pflicht vorher gerecht zu werden, hielt ihn davon ab, ohne Verzug zu Marie zu eilen. Er wollte zuvor Edith, für die zu sorgen seines Vaters letztes Verlangen gewesen war, in ihrer bevorstehenden Prüfung beistehen, ehe er dem sehnlichen Verlangen seines eigenen Herzens nachgebe.

Die Baronin hatte in der Hast einen dunklen Mantel über das reiche Seidenkleid geworfen, welches sie beim Eintreffen der verhängnißvollen Nachricht gerade trug. Sie saß im Wagen zurückgelehnt, die eine Hand lag in der Walthers, mit der andern hielt sie sich die Stirn. Walther sprach zu Edith kein Wort des Trostes; nur der leise Druck der Hand, welche die ihrige hielt, versicherte sie seiner warmen Theilnahme.

Vor einem der schlichten Häuser hielt die Droschke still. Walther zog den Mantel Ediths sorgsam über ihre Gestalt und half ihr aussteigen. Er fragte eine im Hausflur stehende Frau nach der Witwe Lenz und wurde die Treppe hinauf gewiesen. So geleitete er die zitternde Freundin mit sanftem Zuspruch hinauf.

In einer dürftigen Dachwohnung fanden sie die Kranke. Ihr einst so glänzend schwarzes Haar war fast weiß geworden, ihre tief liegenden, großen Augen glänzten fremdartig, als sie dieselben zunächst auf Walther und dann, mit einer Mischung von Scheu und sehnlichem Verlangen, auf die Frau richtete, deren schimmernde Seide und funkelnden Juwelen dem armseligen Gemache ein so ungewohntes Ansehen gaben.

„Nun, wie gehts Ihnen?" fragte er mild freundlich, indem er die weiße, abgezehrte Hand der Kranken ergriff.

Frau Lenz antwortete nicht. Sie hielt ihre Augen fest auf das Antlitz ihrer Tochter gerichtet.

„Du bist Deinem Vater so ähnlich", sagte sie dann, mehr für sich selbst, als zu Edith gewendet. „Du hast sein Haar und seinen Mund. Aber Du hast nicht seine Augen. Wie Du ihm gleichst! Und eben darum liebte ich Dich so sehr, daß ich um Deinetwillen meine Seele in Gefahr setzte —"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den schwachen Händen, während ein Krampfanfall ihre ganze Gestalt erschütterte. Edith zog ihre Hand von Walthers Arm hinweg, beugte sich über die Kranke und berührte leise ihre kalte, feuchte Stirn. Sprechen konnte sie jedoch nicht. Ihre Mutter blickte sie an. Der Mantel war von ihren Schultern gefallen und die Diamanten glühten wie Feuer an ihrem Halse.

„So habe ich Dich immer im Traume gesehen", fuhr die Witwe fort, „mit Juwelen bedeckt und in köstlichen Gewändern, als vornehme Frau. Im Traume sah ich Dich als Herrn Walthers Gemalin und Gebieterin auf dem großen Gute, und alle Dorfleute nannten Dich, meine Tochter, gnädige Frau. Meine Tochter! Ach, ich habe es geträumt, bis mein Verstand sich verwirrte. Die Versuchung kam über mich, während ich Herrn Walthers Cousine nährte und Du in Deiner Wiege lagst; während sie in kostbare Stoffe gekleidet war und Du nur Dein dürftiges Wollenröckchen anhattest. Frau Barth starb, es war, als ob das Schicksal mir diese Ge-

legenheit gegeben hätte, und ich sündigte. Als der Herr wieder von seiner Reise kam, belog ich ihn und die ganze Welt um Deinetwillen —"

Edith wurde von einem Schauer ergriffen, als sie über das Bett gebeugt stand.

„Aber die Strafe blieb nicht aus — sie kam so bald — so bald. Er heirathete Dich nicht, sondern Die, welche meine Tochter genannt wurde. Ach, wie sanft und gut war Marie! Und doch haßte ich sie, weil ich sie betrogen hatte. Wenn sie mich anblickte, sah ich ihrer Mutter Gesicht wieder, und als ich endlich erleben mußte, daß sie entfloh, da wurde mein Leben zu einer Hölle voll Qual und Gewissensbissen. Ich verfluchte mich selbst, Tag und Nacht, als ich erfuhr, daß der Schurke sie durch Lüge und Verrath ins Elend gebracht hatte. Nachts, wenn ich allein saß, sah ich Mariens Gesicht vor mir und hörte ihre Stimme nach ihrem Kind rufen. So hat es mich bis hierher fort und fort verfolgt. Mein irrendes Leben ist nun zu Ende, aber der Gedanke an ihr bitteres Schicksal verläßt mich nicht."

Walther trat ganz dicht an ihr Lager heran.

„Sie können nun ganz ruhig sein, Frau Lenz", sagte er mitleidig. „Ich habe meine Frau endlich gefunden."

Die Kranke richtete sich mit einer gewaltigen Anstrengung halb empor, und ein Licht unaussprechlicher Freude erhellte ihre Augen.

„O Gott, ich danke Dir!" flüsterte sie. „Nun kann ich in Frieden sterben."

Es entstand ein langes Schweigen. Die Augen der Kranken waren geschlossen, sie athmete schwer und stoßweise.

„Es war sein Werk", keuchte sie dann, die Augen öffnend, mit einem Blicke auf Walther.

„Nun ist's ja vorbei", erwiederte dieser beschwichtigend.

Edith war neben dem Bette hingekniet und hielt ihr Gesicht verhüllt. Die Kranke machte eine Bewegung gegen Walther, daß er sie aufrichten möge.

Er hob Edith sanft empor.

„Edith", flüsterte die Sterbende, „höre Deiner Mutter letzte Worte."

Die Baronin beugte sich über sie.

„Mutter", sagte sie mild, „was willst Du mir sagen?"

„Du bist nicht glücklich", erwiederte die Sterbende leise. „Die vornehme Stellung, die ich Dir mit meinem Seelenfrieden erkauft habe, hat Dir keinen Segen gebracht. Dich verzehrt eine unstillbare Sehnsucht — das sagt mir deutlich Dein Gesicht. Ach, Kind, vergieb mir — vergieb mir!"

Edith neigte ihre Lippen auf die kalte Stirn; ihr duftendes Haar lag eine Weile auf dem Kissen, dicht an dem müden Antlitz der Sterbenden.

„Ich habe Dir nichts zu vergeben — das Unrecht, welches ihr zugefügt worden ist, ist größer als das meine", erwiederte sie.

„Ich hoffe, auch sie verzeiht mir", flüsterte die Sterbende. „Sie war ja immer so lieb und gut."

Sie konnte nicht mehr sprechen. Sie ward immer schwächer, nur hin und wieder kam noch ein Wort über ihre bleichen Lippen.

Edith betete leise. Und auf den Flügeln dieses Gebets entfloh die Seele der Sterbenden.

Beide standen in tiefem Schweigen. Als Edith ihre Hand aus der der

Sommerwohnungen zu vermiethen?

Nach einer Originalzeichnung von W. Grögler.

Geschiedenen zog, erblickte sie an der Mutter Handfläche das weiße Muttermal, welches sie selbst trug. Ihr Blick traf den Walthers — es war ein Beweis, der allen Zweifel für immer beseitigte.

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihren Lippen und die Thränen, deren sie so sehr bedurfte, traten in ihre Augen. Sie sank neben dem Bette hin und weinte bitterlich.

„Mit ihr", sagte sie unter Thränen, auf die Todte zeigend, „will ich meinen unstatthaften Stolz begraben. Wenn ich daran denke, wer ich bin und was ich gesagt und gethan habe, so wird mir das Gefühl der Scham unerträglich. Vor Marie, die ich verachtete, will ich mich selbst demüthigen. Dies soll meine Strafe sein."

„Nein, Edith", erwiederte Walther, „weder dies noch sonst etwas auf der Welt soll unsere bisherigen freundschaftlichen Beziehungen zu einander ändern. Du wirst mir stets sein und bleiben was Du warst — eine geliebte Schwester und die theure Gefährtin meiner Jugend, deren Wohl mir mein Vater auf die Seele gebunden hat. Komm, laß uns gehen."

Er hüllte sie in ihren Mantel und führte sie hinweg.

XIV.

Der Abend dämmerte. Die letzten Strahlen der Sonne fielen durch das offene Fenster eines wohlausgestatteten Zimmers in einem eleganten Hause und beleuchteten das blasse Gesicht und schimmernde Haar einer Frau, welche allein in dem matt erhellten Raume stand.

Es war Walthers Gattin — nicht mehr wie sie in den sonnigen Zimmern von Birkenfeld gestanden hatte, mit Glut auf den Wangen und den seidenen Haarwellen, die ungebunden über ihren Hals und ihre Schultern strömten. Dieses schöne Haar war nun von der Stirn zurückgestrichen, auf welche ein zweijähriger Kummer deutliche Spuren des traurigen Ernstes eingegraben hatte.

Sie hielt in ihrer Hand einen Brief, den sie wieder und wieder gelesen hatte und auf dem ihr Blick voll Liebe ruhte, denn er erzählte ihr von Dem, was sie mit frohem Dankgefühl erfüllte. Er hatte eine finstere Wolke hinweggescheucht, die durch zwei lange Jahre über ihrem Leben gehangen hatte. Er sagte ihr auch, daß das Ende ihrer Leiden gekommen sei und daß ein vollkommenes Glück ihrer warte. Pauls Verbrechen war nicht mehr verborgen, sondern offenbar geworden.

Nun erwartete sie ihren Walther. Als die Dämmerung zunahm, erschien er endlich. Zuerst hörte sie Tritte im Vorzimmer und ihr Athem flog, während die zitternden Glieder sie kaum aufrecht zu halten vermochten. Sie streckte dann der rasch auf sie zukommenden Gestalt ihre Hände entgegen, aber die Laute erstarben auf ihren Lippen.

Er umfing sie mit seinen Armen und drückte sie an die schützende Brust, welche sie eine so lange, schreckliche Zeit entbehrt hatte. Sein Entzücken war zu groß für Worte. Nur ein zitterndes Flüstern erreichte ihr Ohr.

„Mein Weib! — Mein süßes Weib! — Dank dem Himmel! — Endlich habe ich Dich wieder."

Dann standen sie in inniger Umarmung, feierlich still, in vollkommenem Frieden. Alle Zweifel waren nun verschwunden, alles Mißtrauen, alles

Geheimnißvolle. Das Ueble, welches Paul über sie heraufbeschworen, war überstanden.

„Hast Du mir vergeben?" fragte endlich die sanfte Stimme Mariens.

„Ich Dir vergeben? Was hätte ich Dir denn zu verzeihen, Geliebte? Wessen könnte ich Dich anklagen? Ich weiß, daß Du schwer geprüft worden bist, so schwer, wie ich es mir kaum vorstellen kann, bis Du mir Alles erzählt hast. Von Deinen eigenen Lippen muß ich noch hören, wie viel Unheil der Schändliche über Dich gebracht hat, dessen Namen ich auszusprechen mich scheue."

Indem ihr Kopf an seiner Brust ruhte und ihre Hand von der seinigen fest gehalten ward, erzählte sie ihm Alles, was sie gelitten und fast ihr Herz gebrochen hatte, und von dem Freunde, den ihr die Vorsehung gesendet und der sie der bittersten Noth entrissen hatte.

„Ich glaube, daß er mehr ein Engel, als ein Mensch war", sagte sie tiefernst. „Ach, Walther, wäre er mir nicht in den Weg gekommen, so würde ich gestorben sein. Er nahm mich in sein Haus, wo ich dann Wochen lang krank lag und hoffte, daß der Tod mich von allem Weh befreien möchte. Er lehrte mich leben, um meines Kindes willen. Er war Arzt und reichte mir seine Heilmittel, während seine alte Haushälterin mich pflegte. Ich sagte ihm, daß ich dankbar sein würde, wenn ich für meinen Knaben arbeiten könne, und er schrieb für mich an eine entfernte Verwandte, welche er ersuchte, mich als Gesellschafterin aufzunehmen. Mein Kind übergab er der Tochter seiner eigenen Wirthschafterin, welcher ich immer einen Theil meines Gehaltes zahlen sollte, und er versprach mir zugleich, persönlich über meinen Liebling zu wachen. Ach, wie habe ich geweint an jenem bittern Tage, an welchem ich mein Kind verlassen mußte, um ein neues Leben, fern von ihm, zu beginnen! Und welch ein trauriges Leben war es! Ach, Walther, ich weiß nicht, wie es möglich gewesen ist, allen Kummer zu überstehen, der mich in jenen Tagen heimgesucht hat."

Sie hielt schaudernd inne. Ihr Gatte, der ihr sorgenvoll zugehört hatte, drückte ihre Hand fester in der seinigen. Nach einigen Minuten fuhr sie fort:

„Frau Brandt — dies war der Name der Verwandten des Doctors — lebte sehr einsam in einer kleinen Stadt. Sie war nicht unfreundlich gegen mich, doch glaube ich nicht, daß sie Zuneigung für mich fühlte. Sie war Witwe, kaltherzig und förmlich in ihrem ganzen Wesen. Als ich ein Jahr lang bei ihr gewesen war — ich werde dieses Jahr nie vergessen — kam ihre Nichte, Frau von Blanken, zu einem Besuche. Sie war ebenfalls Witwe, aber noch sehr jung und hatte erst kurz zuvor ihren Gatten verloren. Gleich beim ersten Anblicke machte ihr heiteres Gesicht auf mich einen tiefen Eindruck. Es war, als ob sie die düstern Räume mit Sonnenschein erfülle. Ich glaube, sie hatte Mitleid mit mir, denn als sie wieder abzureisen im Begriff stand, bat sie mich, sie als Gesellschafterin zu begleiten. Sie sagte mir, auch sie lebe allein für sich, aber sie glaube doch, daß ich mich bei ihr glücklicher fühlen werde, als bei ihrer Tante. Nie suchte sie in das Geheimniß meines Kummers einzudringen, obschon sie errieth, daß ich ein solches hätte. Ich hatte mich an ihre gemüthvolle Erscheinung so gewöhnt, daß mir der Gedanke, ohne sie ferner in dem traurigen Hause der Frau Brandt zu leben, unerträglich vorkam.

Ich kam mit Frau von Blanken und ihrem Vater nach der Residenz, und mit Ausnahme einiger Wochen, die wir im Bade zubrachten, bin ich

dann immer hier geblieben. Frau von Blanken behandelt mich ganz wie eine Schwester und ich werde ihre Güte nie vergessen."

Marie hielt in ihrer Erzählung inne.

Walther schwieg eine Zeit lang, aber der Druck seiner Hand verrieth ihr, wie sehr ihn ihre Geschichte bewege.

„Wie konntest Du aber an mir zweifeln?" fragte er endlich.

„Ach, Walther, konnte ich denn anders? Ich kämpfte wohl gegen die Wahrscheinlichkeit dessen, was mir mitgetheilt wurde, wenn ich aber bedachte, wie tief ich unter Dir stand . . ."

„Tief unter mir?" rief er.

Das Bekenntniß der Todten schwebte ihm auf den Lippen, er beschloß indeß, ihr noch keine Mittheilung davon zu machen. Er küßte ihre Stirn und ihr schimmerndes Haar und lauschte nun ihrerseits Dem, was er ihr zu erzählen hatte.

„Aber schöpftest Du denn keinen Verdacht, als er Dir meine Juwelen überlieferte?" fragte sie.

„Deine Juwelen?"

„Nun ja; ich konnte doch diese Dinge, welche Du mir geschenkt hattest, nicht behalten, wenn ich glauben mußte, Du wollest eine Andere heirathen. Ich übergab sie ihm, damit er sie Dir überbringe."

„Ich habe nie etwas erhalten", versetzte er betroffen.

Marie erwiederte nichts darauf. Ihre Gedanken schweiften in die Ferne zu ihrem geliebten Knaben.

„Ach, Walther, wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt auch meinen kleinen Liebling an mein Herz drücken könnte!' sagte sie seufzend.

„Wir wollen uns aufmachen und ihn holen", erwiederte er. „Auch mein Herz sehnt sich nach ihm. Wenn ich ihn erst an Deiner Seite in Wiesenau sehe, wie ichs so oft geträumt habe, dann wird mein Glück vollkommen sein. Zuächst aber will ich den Mann sehen, der meine Lieblinge schirmte; obschon ich nie im Stande sein werde, die Pflicht der Dankbarkeit an ihn abzuzahlen."

XV.

Das glückliche Paar hatte seinen Knaben wieder und erfreute sich mit ihm seines Glückes. Da kam eines Tages eine Einladung zu Baron Ravenows, die Edith selbst geschrieben und darin dringend gebeten hatte, doch ja zu kommen. Auch die liebenswürdige Majorin von Blanken war zu Edith eingeladen.

Die Wirthin des Hauses war ungemein zuvorkommend und liebenswürdig gegen ihre Gäste. Edith trug ein schwarzes Sammetkleid und statt ihrer beliebten Saphire einfache Sammetbänder um Hals und Arme, im Haar eine weiße Rose, und spielte die Wirthin mit einer ruhigen Grazie, die ihr weit besser stand, als ihr früher so hochfahrender Stolz.

Marie war die Heldin des Tages, bewundert von Baron Ravenow, zärtlich verehrt von ihrer bisherigen Freundin und Schützerin Frau von Blanken und geliebt von ihrem glücklichen Gatten. Auf ihre Wangen kehrte blühende Farbe zurück und jeden Augenblick rief eine ihrer lieblichen Eigenthümlichkeiten in seiner Erinnerung die Marie seiner ersten Liebeszeit zurück.

Als Edith sich endlich von der Tafel erhob, überraschte sie ihren Gatten dadurch, daß sie plötzlich inmitten des Zimmers stehen blieb und sich zurückwendete.

„Ich habe Ihnen Allen etwas zu sagen", sprach sie mit klarer, leise bebender Stimme, „und es ist besser, ich sage es jetzt."

Ihr Mann ging sogleich auf sie zu und nahm ihren Arm. Er bemerkte in ihren Augen einen trauervollen Ausdruck, der ihn betroffen machte; sie aber warf einen raschen, dankbaren Blick auf ihn.

„Ich rief Sie", fuhr Edith fort, „heute hier zusammen, um Ihnen Mittheilung zu machen, von einem großen Unrecht, und Verzeihung zu erbitten im Namen einer Todten, deren letzte Lebensjahre eine lange Reue für ihre Sünde waren und die mir die Pflicht auferlegt hat, das Unrecht vor Ihnen, die es angeht, und vor der Welt wieder gut zu machen."

Die Anwesenden traten um sie her, nicht wenig verwundert über den an ihr ganz neuen feierlichen Ton.

„Diejenige", fuhr sie fort, „welche mir diese Pflicht auferlegte, war die verstorbene Frau Anna Lenz."

„Meine Mutter!" rief Marie erregt.

„Nein, nicht Ihre Mutter", versetzte Edith mit glühendem Erröthen, „nicht Ihre Mutter, sondern die meine."

Marie betrachtete sie wie versteinert. Der Baron war ebenfalls vor Erstaunen starr, verhielt sich jedoch schweigend.

„Sie sind überrascht", sprach Edith weiter. „Diese Geschichte ist Ihnen neu — für mich war sie mehr als das.

„Mir selbst erklärte die Verstorbene Alles auf ihrem Sterbebette. Sie theilte mir mit, daß sie ihre Heimat verlassen habe und hier in dieser großen Stadt unter Fremden sterben wolle, um ihre Sünde wieder gut zu machen. Sie bat mich, Ihre Verzeihung, Frau von Ellern, wegen dieser an Ihnen verübten Sünde zu erbitten. Wollen Sie ihr vergeben? Wollen Sie auch mir, der Tochter der Verstorbenen, verzeihen?"

Sie streckte ihre Hände mit einer bittenden Geberde nach Marie aus und diese, in Thränen ausbrechend, ergriff dieselben.

„Wenn es so ist, wie Sie sagen, vergebe ich ihr von ganzem Herzen. Sie war mir eine Mutter und als solche liebte ich sie. Ihnen aber habe ich nichts zu verzeihen; ich wünsche vielmehr, Sie immer lieb haben zu dürfen, Walther liebt Sie ebenfalls. Wollen Sie schon um seinetwillen mir gestatten, Sie Freundin zu nennen?"

Edith neigte sich über Mariens Schulter und beide Frauen weinten an einander gelehnt, darauf richtete Edith sich wieder auf und wendete sich mit hocherröthetem Gesicht ihrem Gatten zu.

„Eberhard", sagte sie, „vergiß nicht, ich, Deine Frau, bin die Tochter der verstorbenen Försterswitwe Lenz."

Nach diesen Worten wankte sie. Er umfaßte sie mit zärtlichem Lächeln und hielt sie innig umarmt.

„Ja, Gott Lob, Du bist meine Frau!" sagte er stolz.

Es war ein glücklicher Abend. In allen Gesichtern spiegelte sich die Freude reinen Glücks und edler Gesinnung und lange noch blieb die Familie bei einander, in alter Herzlichkeit und dem Gefühl, ein Unrecht gesühnt und das Glück gefunden zu haben.

Paul von Solm blieb verschollen. Erst nach zwei Jahren erfuhr man, daß er in Amerika beim Brande eines Mississippidampfers ein schreckliches Ende gefunden hatte.

Die Phrase von der Größe der Weltanschauung.

Skizze von **Ernst Eckstein.**

Auf keinem Gebiet herrscht die Phrase mit so unerbittlicher Machtvollkommenheit als auf dem der Kritik. Je öfter man die unerhörte Mißwirthschaft unseres Lohnrecensententhums prüfend ins Auge faßt, um so klarer erkennt man die Hohlheit und Nichtigkeit des gesammten Apparates, mit welchem die ungeheure Majorität dieser kritischen Penny-a-liners zu arbeiten pflegt. Ueberall bringen sie Worte statt der Begriffe; überall nehmen sie halbverstandene Redensarten, bei denen sich gar nichts oder doch nur das denken läßt, was durchaus nicht zur Sache gehört, zum Ausgangspunct ihrer blöden Erörterungen. Dabei geben sie sich die Miene, als verkündeten sie in ihrer nichtsnutzigen Salbaderei eine wahrhaft pythische Weisheit. Der Bildungsphilister, in dessen Hirn alles Mögliche, aber nur nicht die Klarheit und Ehrlichkeit einer gesunden Logik phosphorescirt, beugt vor dieser orakelhaften Sinnlosigkeit in stiller Ehrfurcht das Haupt und wiederholt die Phrase, als gälte es einen Glaubensartikel. Mit dem Urtheil über das recensirte Kunstwerk ist er nun fertig. Eigenes Nachdenken liegt außerhalb der Grenze seiner Befähigung. Die Phrase wird chronisch und epidemisch.

Zu den Redensarten, mit welchen der Durchschnittskritiker bei jeder Gelegenheit um sich wirft, gehört auch die Phrase von der Größe der Weltanschauung. Dieser oder jener Poet des Mittelalters ist groß durch die in seinen Werken bekundete Größe der Weltanschauung; dieser oder jener moderne Poet steht hinter seinem mittelalterlichen Vorgänger weit zurück, denn es fehlt ihm die Größe der Weltanschauung. Die Größe der Weltanschauung verleiht den Werken des A. ihre eigentliche Bedeutung, während die Schöpfungen des B. trotz aller dichterischen Vorzüge ohne classischen Werth sind: denn es gebricht dem Autor — toujours perdrix — an der echten Größe der Weltanschauung. Was unter dieser Größe der Weltanschauung eigentlich zu verstehen ist, wie man die Welt anschauen muß, um sie groß anzuschauen — darüber lassen uns die Phrasenhetzer völlig im Unklaren. Für sie ist das Ganze lediglich eine wohlfeile Redensart, aus der sie sich gemeinhin ein Weihrauchfaß für die todten Dichter und ein minder wohlduftendes Gefäß für die lebendigen fertigen. Etwas Unsinn mehr oder weniger pflegt diese Herren nicht aus der Fassung zu bringen.

Untersuchen wir doch einmal, was möglicher Weise bei dem Schlagwort von der Größe der Weltanschauung gedacht werden könnte. Es wird uns auf diesem Wege am raschesten einleuchten, wie vollkommen sinn- und verstandlos die Phrase von unseren Lohnrecensenten gebraucht wird.

Unter Weltanschauung läßt sich, dem Sprachgebrauche zu Folge, nur Eins, allerhöchstens aber Zweierlei denken. Wir wollen das Zweite, das zu dem Ersten und allgemein Ueblichen wie ein Appendix hinzukömmt, gleich vorweg nehmen. In diesem völlig ungebräuchlichen Sinne könnte man Weltanschauung etwa mit dem Begriff der praktischen Lebensauffassung identificiren, indem man unter Welt die menschliche Gesellschaft verstünde. Weltanschauung wäre also gewissermaßen die Anschauung von den inneren

und äußeren Verhältnissen der Gesellschaft, deren Basis die bürgerliche Moral ist. Bei der Wortverbindung „Größe der Weltanschauung" ist jedoch selbstverständlich an diese höchst gezwungene Interpretation nicht zu denken; denn sie wiederspricht einmal gänzlich dem Sprachgebrauch, zweitens aber würde die Weltanschauung in diesem Sinne wesentlich von der Weltanschauung im weiteren und eigentlichen Sinne abhängen und von ihr eingeschlossen werden, wie der kleinere Kreis durch den größeren. Weltanschauung im eigentlichen Sinne ist, was das Wort besagt: die Anschauung von dem Weltganzen, die philosophische Ansicht eines Menschen über das Wesen und die Bedeutung des Universums. Man spricht von einer christlichen Weltanschauung, der zu Folge Alles, was existirt, das Werk eines liebenden Schöpfers ist. Man spricht von einer materialistischen Weltanschauung, der zu Folge ein undefinirbares Etwas, Materie genannt, ewig und unzerstörbar alle Erscheinungen des Universums durch das freie Spiel der Kräfte erzeugt. Man spricht von einer theistischen Weltanschauung, die den Gott über und außerhalb des Weltalls, und von einer pantheistischen Weltanschauung, die den Gott innerhalb des Weltalls und gewissermaßen als mit demselben identisch lehrt. Man spricht von einer pessimistischen Weltanschauung, der zu Folge alles Existirende gleichsam nur die Folge eines verhängnißvollen Irrthums, eines metaphysischen Frevels ist. Es giebt eine idealistische Weltanschauung, die das Universum als den Ausfluß des Subjectes, als Erscheinung betrachtet; eine monistische, die den Dualismus zwischen Geist und Materie aufhebt; eine eudämonistische, die das Glück des Individuums als letztes Ziel des Weltprocesses behauptet u. s. w. Wenn man diese verschiedenen Anschauungen gegen einander abwägt, so läßt sich nun allerdings nachweisen, daß die eine großartiger, erhabener, gewaltiger sei, als die andere. Man wird also in dem einen Falle berechtigt sein, von der Größe, im andern Falle von der Engigkeit oder Beschränktheit der Weltanschauung zu reden. Es fragt sich nur, ob zwischen dieser Größe der Weltanschauung und der schöpferischen Thätigkeit eines Dichters irgend ein wesentlicher Zusammenhang obwaltet. Hierauf antwortet die Erfahrung mit einem tausendstimmigen Nein.

Die Weltanschauung und das, was den Dichter zum Dichter macht, sind zwei grundverschiedene Dinge. Die Weltanschauung kann auf dem Wege der Ueberzeugung erworben werden; die poetische Begabung ist angeboren. Die Weltanschauung ist zunächst ein Product der Erkenntniß; die poetische Begabung ist ein Können, das in der Art und Weise seiner Bethätigung zwar geschult und geläutert, aber niemals erlernt werden kann. Ich bin im Stande, durch Beibringung einer großen Summe empirischen Materials und durch Hinweisung auf gewisse logische Schlüsse die Weltanschauung eines Individuums zu verändern; ich vermag aber niemals einen talentlosen Menschen durch Einwirkung auf seine Geistesthätigkeit zum Dichter zu machen. Die Weltanschauung eines Individuums ist denn auch keineswegs zu allen Zeiten die gleiche; sie differirt nach den verschiednen Lebensaltern. Derselbe Mensch, der als Kind einem naiven Theismus huldigt, ist als Jüngling vielleicht Materialist, um als gereifter Mann sich dem Pantheismus oder dem Idealismus zu nähern. Die poetische Begabung aber, als etwas Angeborenes, überdauert all diese Wandlungen; die Gestaltungskraft wird sich — nur in verschiedenen Graden der Intensität, wie dies durch ihre Entwickelung bedingt ist — in gleicher Weise bethätigen, ob nun

diese oder jene Weltanschauung die augenblicklich dominirende ist. Die Wahl ihres Gegenstandes und gewisse Einzelheiten der Ausführung werden durch die Weltanschauung beeinflußt werden: aber die Gestaltungskraft, das poetische Können leistet das Gleiche, ob nun die philosophische Ueberzeugung nach dieser Richtung neigt oder nach jener.

Ich dächte, das wäre an sich evident. Jedenfalls wird es durch die Erfahrung tausendfältig bestätigt. Calderon, dessen Weltanschauung die orthodox katholische war, hat das gleiche Anrecht auf den poetischen Lorbeer wie Shelley, dessen Weltanschauung im Atheismus gipfelte; Paul Gerhardt, dessen Weltanschauung sich in so manchem herrlichen Kirchenliede bethätigt hat, findet Raum in derselben Walhalla, deren Wölbung den skeptischen Heinrich Heine und den pessimistisch-verzweifelten Giacomo Leopardi aufnimmt. Sind dies unleugbare Thatsachen, so erhellt daraus, daß die Größe der Weltanschauung mit dem dichterischen Verdienst eines Autors nicht das Geringste zu thun hat. Die Anwendung einer solchen Phrase bei der kritischen Würdigung eines Dichtwerkes verräth also a priori das Obwalten eines traurigen Mißverständnisses.

Aber noch mehr. Die geistige Unzulänglichkeit ist sich nicht einmal klar darüber, was eigentlich unter der Größe einer Weltanschauung billiger Weise vorgestellt werden kann. Sie rühmt die Größe der Weltanschauung häufig bei solchen Dichtern, deren Weltanschauung im höchsten Grade beschränkt ist, und umgekehrt. Mehr als einmal habe ich die unglaubliche Phrase gelesen, die Göttliche Comödie des Dante imponire durch die Großartigkeit ihrer Weltanschauung. Eine abgeschmacktere Behauptung ist nie zu Papier gebracht worden. Die Dante'sche Welt ist räumlich wie geistig von kläglichen Dimensionen. Die Erde, dieses arme, verschwindende Sonnenstäubchen mit seinem dürftigen Schimmelansatz, Menschheit genannt, ist ihr Centrum. Um diesen Mittelpunct lagern sich die verschiedenen Himmel zwiebelartig über einander. Sonne, Mond und Sterne illuminiren den hochwichtigen Erdball, auf dem sich der eigentliche Weltproceß abspielt. Ethisch genommen, ist die Dante'sche Welt ein trauriger Polizeistaat, dessen ultima ratio ein mit allem Luxus der Folterkunst ausgestatteter Kerker ist. Und diese Weltanschauung nennt der kritische Unverstand groß! Eng ist sie im kläglichsten Grade, klein bis zur Jämmerlichkeit, klein wie die gesammte Weltanschauung des Mittelalters. Hätte der Dichter der Göttlichen Comödie später gelebt, als in diesem Jahrhundert der souveränen Scholastik, er würde auch eine andere Weltanschauung und jedenfalls eine größere besessen haben als die des Inferno.

Ja, es läßt sich sogar von Goethe's Faust nachweisen, daß die Weltanschauung, auf der diese großartige Dichtung sich aufbaut, eine beschränkte ist, nämlich die des mittelalterlichen Theismus mit seinen kindlich anthropomorphischen Vorstellungen vom höchsten Wesen. Wenn die Tragödie in ihrem späteren Verlauf über diese Weltanschauung gleichsam hinaus wächst, so ist dies, streng genommen, eine dichterische Incongruenz, die sich nur aus der eigenthümlichen Entstehungsart des Faust, und insbesondere aus der Länge des Zeitraums erklären läßt, die zwischen seiner ersten Conception und seiner Vollendung verfloß. Die ursprüngliche Veranlagung geht unzweifelhaft von einer poetisch fruchtbaren, aber philosophisch ungemein engen Betrachtung der Dinge, von der geocentrischen der katholischen Kirche aus. Das Metaphysische in dieser Weltanschauung ist lediglich eine poten-

zirte Wiederholung der im Papstthum gegebenen Hierarchie. Es thut nichts zur Sache, daß diese Weltanschauung nur eine künstlich und künstlerisch angenommene, nicht aber die der Ueberzeugung Goethe's entsprechende war: das Werk selbst basirt unbestreitbar auf der hier erörterten Grundlage, und nur das kann für unser Urtheil in Betracht kommen.

Eine großartige Weltanschauung erwächst Demjenigen von selbst, der sich denkenden Sinnes in die Wunder des Universums vertieft und die erhabene, stummberedte Sprache des Unendlichen ehrfurchtschauernd zu deuten weiß. Ob er nun in der unabsehbaren Fülle dieser Wunder die Spuren eines allbelebenden Geistes oder die Objectivirung eines räthselhaften Weltwillens oder die Bethätigung einer unbegreiflichen Summe von Kraftcentren, Materie genannt, zu erblicken wähnt, immer wird seine Weltanschauung groß bleiben, denn sie erfüllt ihn mit dem lebendigen Bewußtsein des Ewigen und Unendlichen. Diese Weltanschauung aber kann jeder normal beanlagte Mensch sich erwerben. Sie überkommt uns wie ein seliges Grausen, wie eine innere Offenbarung. Es giebt keine erhabenere Betrachtung alles Seins als die, welche uns zum Beispiel Du Prel in seinem Capitel vom „Kreislauf der Welten“ entwickelt. Vor diesen ungeheuren Perspectiven in die Abgründe der Zeit und des Raumes, vor dieser ewigen Unergründlichkeit des Welträthsels erstarren wir gleichsam; einer tieferen Empfindung des Erhabenen ist die menschliche Seele überhaupt nicht mehr fähig. Wir begleiten im Geiste den Weltproceß äonenlang durch die Stadien seiner aufsteigenden Entwickelung. Wir sehen, wie sich der kosmische Nebel verdichtet und schließlich in Sternenhaufen verwandelt, — in Oceane, deren Tropfen Sonnensysteme sind, größer und herrlicher als das unsere. Wir sehen, wie auf den Planeten eines jeden einzelnen dieser in uferloser Menge zerstreuten Sonnensysteme Wesen ins Dasein treten, lebende, empfindende und denkende Wesen, die auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung dem Welträthsel gegenüber treten und es, ach! ewig vergeblich, zu lösen suchen; wie diese Wesen hoffen, genießen und leiden; und wie dann im Lauf der Jahrbillionen das Leben auf den Planeten erstirbt; wie die Sonnensysteme altern, wie die Planeten, einer nach dem andern, in ihre Sonnen hinabstürzen, und wie sich schließlich in Folge physikalischer Vorgänge, deren Erörterung hier zu weit führen würde, die Sternenhaufen wieder in kosmische Nebel verwandeln. Das ist der ewige Kreislauf der Natur. Ewig! Ewig! Ewig! klingt das ungeheure Pendel der Weltenuhr. So mündet die moderne Naturwissenschaft ein „in jene uralten Ahnungen des Menschengeschlechts“, die schon einmal im fernen Hindostan durch Cakhya-muni zum religiösen System erhoben wurden, — durch jenen Buddha, der mit den Worten starb: „Alles ist dauerlos!“ Sie mündet ein in „das Panta rhei“ (Alles fließt) des alten Ephesiers. „Von Nebelflecken durch Concentration zu Sternhaufen, von Sternhaufen durch Verflüchtigung zu Nebelflecken, vom Nirwana zur Sansara und wieder zurück ins Nirwana: so athmet der große Pan auf und nieder.“

Wenn jemals eine Weltanschauung groß genannt werden durfte, so ist es diese. Der menschliche Egoismus schrumpft bei einer solchen Betrachtung des Universums in Nichts zusammen. Alles Niedere, was uns dem Staube vermält, stirbt in einer heiligen Lohe.

Und doch, Du Prel ist Naturforscher, Du Prel ist Philosoph, aber kein Dichter; und ich zweifle, ob er trotz dieser imposanten Größe der Weltanschauung jemals eines der reizenden Lieder zu Stande brächte, wie sie

dem Bauersohne Robert Burns oder dem Proletarier Béranger zu Hunderten über die Lippen strömen. Der Dichter giebt uns Naturlaute oder lebendige Nachbildungen menschlicher Charaktere. Was die Größe der Weltanschauung mit der Fähigkeit zu thun haben soll, eine Dorothea, eine Mignon, einen Wallenstein oder gar einen Onkel Bräsig zu schaffen, das bleibt mir räthselhaft. Wer's kann, der kann's, ob er nun an Vitzliputzli oder an Zeus, an die Schöpfungsgeschichte der Bibel oder an die Lehren des Darwinismus, an Spinoza oder an Schopenhauer und Hartmann glaubt. Wer's nicht kann, dem hilft keine Weltanschauung, und wenn er sich aus der ganzen Musterkarte der existirenden die schönste und beste heraussuchte und sie sich eigens für seinen Leib zuschneiden ließe. Ja, nicht einmal die praktische Lebensanschauung, nicht einmal die Weltanschauung in jenem ersterwähnten, sprachlich durchaus unstatthaften Sinne ist von entscheidendem Einfluß. Der Republikaner Milton ist ein ebenso guter Poet wie die Monarchisten Southey und Grillparzer; dem finsteren, in sich verschlossenen Dante steht der lebens- und genußfreudige Goethe, dem unpraktischen, zerfahrenen, alle bürgerliche Norm verschmähenden Waiblinger stehen Dutzende von eben so talentvollen Dichtern gegenüber, die der Gesellschaft gaben, was der Gesellschaft ist, und durchaus nicht der Ansicht waren, ein Dichter müsse sich durch schlechte finanzielle Verwaltung und nachlässige Toilette von den übrigen Staatsbürgern unterscheiden. Also auch in diesem Sinne — wenn sie jemals in diesem Sinne gemeint war — entbehrt die Phrase jeder Berechtigung. Sie ist, um es gerade heraus zu sagen, ein Ausfluß geistiger Impotenz, die sich mit ein paar volltönigen Silben den Anschein der Gedankentiefe zu geben meint. Es läßt sich bei der Sache nichts Vernünftiges denken; aber gerade diese überschwängliche Absurdität hat die Redensart so beliebt gemacht.

Traurig ist es nur, daß es in Deutschland jedem Laffen gestattet ist, durch ein solches Manöver den Schein zu erwecken, als ob er an dem Werk eines Autors einen Mangel entdeckt hätte. Das Einzige, was in dieser Beziehung entdeckt werden kann, ist vielleicht ein Fehlen, aber das Fehlen einer Sache, die das Recht hat zu fehlen. Der Dichter könnte einem solchen Recensenten auf's Angenehmste mit gleicher Münze dienen, wenn er, die Recension unter'm Arme, den Herrn auf der Straße anhielte und auf den Hut des Kritikers deutend, die gewichtigen Worte spräche: „Der Hut ist vortrefflich; aber, aber, mein Verehrtester, wo sind denn die Löcher?“ — „Welche Löcher?“ würde der Kritiker fragen, nicht minder verblüfft wie der Dichter, dem er den Mangel einer großartigen Weltanschauung vorgeworfen. Nun könnte der Autor mit orakelhafter Wichtigkeit fortfahren: „Die Löcher, durch die der Ochse die Hörner steckt, der mein Buch recensirt hat.“ Das wäre zwar herzlich grob, und nicht einmal originell, — denn die Anecdote ist alt —: aber genau ebenso logisch wie die unglückselige Phrase von der Größe der Weltanschauung.

Opiumesser.

Vor einiger Zeit gab ich im „Salon" Notizen über das Arsenikessen und dessen Folgen, heute will ich über eine andere böse und noch mehr verbreitete Gewohnheit reden, nämlich über den Gebrauch des Opiums.

Arsenik essen eitle Personen, um sich eine vorübergehende Schönheit und Fülle zu verschaffen; Opium wird genossen, um den Geist aufzuregen und sich angenehme Illusionen zu schaffen, die das nüchterne und erbärmlich wirkliche Erdenleben vergessen machen.

Die Macht, welche uns ohne unsern Willen in die Welt setzte mit all ihrem Elend und Jammer, die theils aus dem „Kampf um das Dasein" entsteht, theils die Folge unserer Nachgiebigkeit gegen ungeordnete Leidenschaften und Begierden sind, hat auch allerlei Dinge wachsen lassen, welche weise gebraucht, die meist durch unser Verschulden hervorgerufenen Leiden zu mildern, oder sie uns wenigstens für einige Zeit vergessen, oder leichter ertragen lassen.

„Als Noah aus dem Kasten war!" Jeder kennt und weiß, daß ihn der Herre mit einem „Sorgenbrecher" bekannt machte, der es noch heute für vernünftige Leute und nur ein „Sorgenbringer" für Diejenigen ist, welche einen zu häufigen Gebrauch davon machen und zu große Rechnungen bei ihren Weinlieferanten oder andere vorzügliche Weinquellen auflaufen lassen. Schnaps ist schon ein gefährlicherer Patron und größere Vorsicht und Mäßigung empfehlenswerth; doch jeder Vernünftige

> Schätzt Witz und Epigrammenkürze
> In eines Schnapses kraftdurchhauchter Würze,

wie Friedrich von Sallet es so hübsch in seiner „wahnsinnigen Flasche" ausdrückt.

Den Geist aufregende Getränke, bereitet aus Pflanzen oder andern Dingen, wandten schon die ältesten Völker an, von denen uns Geschichte oder Sage berichten; ja — den Versicherungen der Priester nach, welche doch die wahrheitsliebendsten und zuverlässigsten Menschen unter allen Nationen waren und sind — bekneipten sich sogar die Götter unserer speciellen Vorfahren, der Arier, als diese noch in der Hochebene Pamir wohnten; sie tranken einen von den Priestern bereiteten göttlichen Milchpunsch, der Soma genannt wurde und den sie so sehr liebten, daß man sie dadurch zwingen konnte, die Gebete der Priester zu erfüllen.

Wie er gemacht wurde, stehle ich aus meines besten Freundes Weltgeschichte, der, da er selbst gern kneipt, dieser göttlichen Kneiperei gebührende Rücksicht gewidmet hat.

Die Götter der Arier hatten zwar einen besondern Trank Amrita — wird wohl eine ähnliche Marke wie der griechisch-olympische Nektar gewesen sein! — der sie unsterblich machte; allein wegen sonstiger Verpflegung waren sie auf die Opfer der Menschen angewiesen. Es scheint ihnen aber gegangen zu sein wie jenem Socialisten, der die Frage eines Deputirten an das Volk, ob es hungre, beantwortend rief: „Hunger haben wir nicht, Herr

Volksvertreter, aber viel Durst!" — denn von den geopferten Rindern 2c. genossen sie nichts als den Geruch; allein den Somatrank tranken sie und allen authentischen Nachrichten und äußerst zahlreichen Forschungen nach, wurden sie davon bekneipt und verrichteten göttliche Handlungen, die sie im nüchternen Zustande nicht fertig gebracht haben würden.

Als Hasisadra oder Xisuthros — wie die ungebildeten Chaldäer, weil sie die erst später entstandene Bibel nicht kannten, den frommen Noah nannten, — aus seinem Kasten kroch und den Göttern ein Trank- und anderes Opfer brachte, „schaarten sich die Götter darüber gleich Fliegen", wie uns in bester Keilschrift versichert wird.

Damit „Café Bauer" und verschiedene Wiener Kaffeehäuser diesen göttlichen Milchpunsch, Somatrank genannt, bereiten lernen, will ich ihnen das Recept mittheilen, wie es in den heiligen Büchern der Inder gelehrt ist.

„Der Somatrank", heißt es in dem erwähnten Werke, „wurde aus einer auf den Bergen wachsenden Pflanze gemacht, die sammt der Wurzel bei Mondenschein gesammelt, und deren unter allerlei Ceremonien mit Wasser besprengte Stengel ausgepreßt und ihr so verdünnter Saft durch ein Haarsieb filtrirt wurde, bei welcher Operation die Priester ihre Finger mit goldenen Ringen schmücken mußten. Dieser Saft wurde mit der Milch von dreimal sieben Kühen vermischt und gab nach der Gährung einen süßen Trank, über dessen Vortrefflichkeit Götter — und Priester — in Begeisterung geriethen. Hymnen wurden zu seinem Preise gesungen, und allmälig stieg er von einem „Ernährer der Götter" zu der der Natur innewohnenden Urgottheit selbst, zur Urmilch des All, zum Lebenserzeuger und kraftbegabten Göttererzeuger.

Die Pflanze, aus welcher dieser Trank bereitet wurde, ist die Asclepias acida L. (eine Cynonyumart). Ihr Saft ist milchig, scharf, reizend und zusammenziehend. Der Genuß bewirkt nicht wie Mohnsaft einen betäubenden Schlaf, sondern hemmt ohne denselben die Thätigkeit der Nerven. Er erzeugt nach der Gährung und Zubereitung wahrscheinlich einen ekstatischen Zustand. Wie wir sehen werden, kannten und schätzten die Arier Baktriens diesen Trank gleichfalls über Alles. Noch jetzt scheint man denselben in Persien aus einer Pflanze zu bereiten, die sonst dort Haoma genannt wurde.

Bekannt ist es, daß man ähnliche Getränke und Salben aus dem Saft der Hanfstaude machte und Haschisch — welches in Dumas Monte Christo eine Rolle spielt — soll daraus bereitet sein. Ebenso wahrscheinlich ist es, daß die Tränke, durch welche sich die Hexen in solch ekstatischen Zustand versetzten, daß sie den Hexensabbath zu besuchen oder verliebte Rendezvous mit Sr. Majestät dem Teufel steif und fest zu haben vermeinten, aus dem Saft der Hanfstaude bereitet wurden.

Da man in neuerer Zeit auf weniger umständliche Weise des Teufels werden kann und die modernen Götter weit nüchterner sind als die alten, auch die Asclopias acida in unserer Landwirthschaft nicht eingeführt und Mohn weit häufiger ist, so begnügen sich eine Menge Personen damit, sich durch den Genuß des daraus bereiteten Opiums in einen ähnlichen Zustand zu versetzen.

Nicht nur unsere Religion und andere ebenso klare Wissenschaften, sondern auch eine Menge raffinirter Laster stammen aus dem Orient. Zu letzteren gehört auch der Genuß des Opiums, welcher hauptsächlich in China zu Hause ist. Bekanntlich sind die frommen Engländer die eifrigsten Be-

förderer und Verbreiter nicht nur des Christenthums, sondern auch des in Indien von ihnen in Masse erzeugten Opiums, von welchem sie für mehrere Millionen Pfund Sterling jährlich in China einführten und mit dessen Regierung sie sogar Krieg anfingen, weil dieselbe sich solch verderbliches Geschenk verbat. Von China ist der Genuß des Opiums auch in andere Länder übergegangen und namentlich sind viele Engländer und noch mehr Amerikaner demselben ergeben.

Vor nicht gar langer Zeit las ich in einer amerikanischen Zeitung einen Bericht, welcher genaue Angaben über den Umfang dieser Gewohnheit in Nordamerika enthielt; leider habe ich die Details vergessen, aber doch so viel davon behalten, daß selbst in kleinen amerikanischen Städten die Apotheker davon ungeheuere Massen verkaufen und daß unter den diesem Laster fröhnenden Personen ebenfalls wieder mehr Frauen als Männer sind. Auch bei uns in Deutschland hat der Opiumgebrauch Eingang gefunden, wenn auch in anderer Gestalt als in China, wo man Opium raucht, während er bei uns mehr in der Gestalt von Morphium angewendet wird.

Die meisten Leute, die bei uns Opium gebrauchen, würden es für eine große Beleidigung ansehen, wenn ich sie in dieselbe Classe mit gewohnheitsmäßigen Trunkenbolden setzen würde. Sie gebrauchen, sagen sie, dieses Mittel, wie eine andere Medicin, ihre Natur erfordere es, sie hätten sich einmal daran gewöhnt ꝛc. Es würde schwer halten, diese Leute davon zu überzeugen, daß ihr Verlangen danach eine Krankheit ist, welche ihre Nerven und jedes Organ ihres Körpers afficirt und daß das Endresultat noch weit schrecklicher ist, wie das der Trunkenbolde. Ebenso wie die Arsenikesser sagen sie, daß sie schon aufhören würden, Morphium zu gebrauchen, wenn sie sähen, daß es ihnen schlecht bekäme; allein sie wissen nicht, wie unendlich schwer dieses Aufhören ist. — Könnten Diejenigen, welche narkotische Mittel gebrauchen, wissen, was ihnen bevorsteht, dann würde es wenig Opiumesser geben; allein leider kann nur wirkliche Erfahrung den wahren Charakter dieses krankhaften Lasters enthüllen.

Ueber die Art, wie diese Gewohnheit entsteht, will ich nur wenig sagen. In vielen, ja in den meisten Fällen ist sie das Resultat einer directen ärztlichen Vorschrift oder des gedankenlosen Gebrauches verschiedener Hausmittel, welche Opium enthalten. Opium in dieser oder jener Form wird bei verschiedenen Krankheiten oder Zuständen häufig verordnet und bildet meistens einen Hauptbestandtheil der beruhigenden Mittel, die man, häufiger in England und Amerika als bei uns, den Kindern giebt.

Derselbe Arzt, der mich über die Folgen des Arsenikessens belehrte, hatte auch eine große Menge Opiumpatienten behandelt, und was er mir als Resultat seiner Erfahrungen gab, will ich den Lesern mittheilen.

Die erste Dosis Opium ist für eine gesunde Organisation eine neue und wundervolle Offenbarung. Wird es in gehöriger Quantität genommen, so erzeugt es keineswegs Schlaf, wie meistens geglaubt wird. Die erste Empfindung ist ein kräftigendes Ausströmen einer unbeschreiblichen Wärme von der Magengegend, einer Art Glut, die von einem Wechsel in der geistigen Stimmung begleitet wird, der so verwickelt ist, daß er sich gar nicht beschreiben läßt. Opium erhöht alle Eigenschaften und Fähigkeiten der Seele, allein vorzüglich die Denk- und Einbildungskraft.

Es erzeugt ganz besonders allerlei Bilder und baut Luftschlösser und zwar in so eigenthümlich lebhafter Weise, daß alles Bewußtsein einer

Täuschung schwindet und das was man sieht und empfindet den Charakter absoluter Wirklichkeit annimmt. Opium ist die mannigfachst beeigenschaftete Substanz, welche die Pharmaceuten kennen, und seine Wirkung auf den Menschen ist dem entsprechend verschieden. Es beruhigt nicht nur geistige Aufregung, sondern erzeugt auch ein Gefühl der Zufriedenheit, einer Ruhe unter Sorgen und einer Entschlossenheit in Gefahr, die von Natur nur ein urkräftiger, durchaus gesunder Körper und Geist empfinden kann. Es singt in das Ohr des unglücklichen Opfers einen so verführerisch süßen Gesang, daß es daraus kein Erwachen zur Erkenntniß der Gefahr giebt, als bis es zu spät ist. Das Factum, daß es das wirksamste schmerzstillende Mittel ist, welches die Medicin kennt, erklärt die täuschende Empfindung von Gesundheit und Kraft, die es dem Gebraucher einflößt, selbst wenn es schon im Körper die überraschendsten Verheerungen angerichtet hat.

Die angenehmen Wirkungen einer einzelnen Dosis halten von vier bis acht Stunden an, nach welchen die Reaction in Gestalt eines dumpfen Schlafs eintritt, der mit Träumen angefüllt ist, die bei manchen Organisationen aus einer Reihenfolge der wunderbarsten Scenen und Lagen bestehen. Beim Erwachen ist der Körper in Schweiß gebadet, der Geist ist wirr, man fühlt sich niedergeschlagen und matt und es folgt eine Störung in allen abführenden Organen, die viele Stunden anhalten mag, aber durch eine zweite Dosis zeitweilig verborgen bleiben kann.

Man muß wissen, daß das Opium die Thätigkeit der großen ausscheidenden Organe des Körpers verhindert und die ganze Aufgabe, verbrauchten Stoff zu entfernen, der Haut zuweist. Dadurch leidet der Opiumesser beständig an Verstopfung. Die Nieren hören auf die gehörige Quantität Flüssigkeit abzusondern, die Leber wird unthätig und all giftiger Stoff, den sie aus dem Blut abfiltriren sollte, muß durch die Poren der Haut entfernt werden. Kein weniger kräftiges Anodyn als Opium könnte auf wirksame Weise solche traurige Störungen in den wichtigsten Functionen verbergen.

So lange die Nervenkräfte nicht durch zu starke Zumuthung wesentlich geschwächt sind, können die angenehmen Wirkungen des Opiums fortdauern, aber es kommt bald die Zeit, wann der Opiumesser findet, daß die gewöhnliche Dosis keine Wirkung mehr hat und daß er dieselbe verstärken muß. Dieser Entschluß wird indessen nicht allein durch das Verlangen geboten, das alte Vergnügen zu genießen.

Der Körper verlangt ein beständig vermehrtes Reizmittel, um ihn in den Stand zu setzen, den neuen Forderungen zu entsprechen und die abnormen Functionen zu erfüllen, welche in Folge des Genusses von Opium an ihn gestellt werden. Es besteht in dieser Hinsicht zwischen verschiedenen Individuen ein großer Unterschied. Ein Patient, der elf Jahre lang Morphium genommen hatte, fand eine während vierundzwanzig Stunden zwei Mal wiederholte Dosis von zwei oder drei Gran genügend, während ein Anderer am Ende von sechs Monaten fünfzehn Gran täglich nehmen mußte und bei ihm nach zwei Jahren vierzig auf einmal genommene Gran keine sehr merkliche Wirkung hervorbrachten.

Vermuthlich sind dies extreme Fälle. In der Regel richtet sich die nothwendige Gabe nach dem Temperament und anderen Eigenthümlichkeiten der Person. Opiumessern braucht man es übrigens nicht zu sagen, daß dreißig Grad Morphium täglich keine ungewöhnliche Dosis sind. Es giebt

Fälle, in denen diese Gabe in zehn Jahren nicht annähernd nöthig wurde, während in vielen anderen sie überschritten werden mußte.

Endlich, nach längerem oder kürzerem Zeitraum, während welchen alle Warnungen vor Gefahr eingelullt sind, treten Symptome auf, welche auch den Unwissendsten oder Ungläubigsten mit Besorgniß erfüllen. Die außerordentlichen Wirkungen, welche der so lange fortgesetzte Gebrauch des Opiums im Körper hervorbrachte, können nicht länger ganz verborgen bleiben. Man kann sich nicht leicht etwas Schrecklicheres denken als den Zustand, wenn dem bisher arglosen Träumer es offenbar wird, daß er sich unwillkürlich einer ganz schrecklichen und vielleicht hoffnungslosen Sclaverei in die Arme geworworfen hat. Diese Entdeckung ist nicht durch klar auftretende Symptome von Störungen verursacht, die in diesem Stadium selten eintreten. Sie kommt vielmehr in Gestalt einer bösen Ahnung, eines schrecklichen Unbehagens, einer instinctiven Angst vor unklar vorschwebendem Unglück, welches von Tag zu Tag größere Gewalt gewinnt. Das narkotische Mittel, welches bis dahin mit Erfolg die Wirkungen maskirte, die es hervorbrachte, giebt nun, wenn es sich der Herrschaft über jeden Nerv bemächtigt hat, die erste Andeutung von Gefahr in der Form von Verdacht und Mißtrauen, welche nur zu schnell zu der Ueberzeugung reifen, daß es mit allen zum Leben nöthigsten Organen und Functionen nicht richtig sei.

In den meisten Fällen ist die nächste Folge dieser Ueberzeugung ein Aufgeben der Ursache. Allein augenblicklich nach diesem Versuch werden dem Leidenden die Augen über seinen Zustand völlig geöffnet. Jetzt erfährt er, was all' seine trüben Ahnungen, seine unerklärliche Angst für einen Grund hatten. Mag er im Stande sein die pathologischen Erscheinungen zu beurtheilen oder nicht, er kann über seinen elenden Zustand nicht mehr im Unklaren sein. Die umgestalteten Organe, welche durch das Opium gezwungen wurden in anderer als der natürlichen Weise zu wirken, versagen ihren Dienst und verlangen das gewohnte Mittel, welches sie in den Stand setzte, denselben zu erfüllen. Opium, welches nun seine Macht über jedes Organ und jede Function ausgedehnt hat, enthüllt nun vollständig was es gethan, durch die entsetzliche Angst, welche dem Versuch folgt, seinen Genuß aufzugeben. Diese Leiden sind in Folgendem nur unvollkommen beschrieben.

Unmittelbar nach dem Weglassen der gewohnten Dosis hat der Patient ein plötzliches und unbeschreibliches Gefühl von dem Stillstand aller zum Leben nöthigen Kräfte. Dies Gefühl ist begleitet von einer so großen Unruhe und heftigen nervösen Aufregung, daß sie zu wirklicher Qual wird und von heißen und kalten Schauern und so heftigen Schweißen, daß sie Alles durchnässen. Darauf folgt bald das Gefühl eines eigenthümlichen Druckes, einer Zusammenschnürung des Leibes, begleitet von einer Gehirnaufregung, wie sie in einem Fieber dem Delirium kurz voranzugehen pflegt.

Es muß bemerkt werden, daß diese Symptome nicht einander in der Weise folgen, daß die vorhergehenden aufhören; dies ist keineswegs der Fall, sondern jedes folgende ist dem vorhergehenden hinzugefügt und sie werden immer ärger in ihrer Aeußerung, bis der Wendepunct erreicht, oder der Versuch, den Genuß des Opiums zu lassen, aufgegeben ist.

Auf diesem Punct fällt der Patient in den einzigen schlafähnlichen Zustand, den er, wenn seine Gewohnheit ein oder zwei Jahre gedauert hat, während wenigstens vierzehn Tagen zu genießen hoffen kann. Dies wird dem Uneingeweihten befremdend erscheinen; vierzehn hinter einander folgende

Tage ohne Schlaf sind fast unglaublich. Aber ich bemerke, daß ich buchstäblich verstanden sein und sagen will, daß selbst, wenn die Gewohnheit eine so verhältnißmäßig kurze war, der Patient, wenn er seine Leiden bis zum Ende erduldet, wenigstens eine Woche, wahrscheinlich aber zwei Wochen lang gänzlich und durchaus schlaflos ist. Aber dieser Periode des Wachens gehen kurze Perioden tiefer Betäubung voran, welchen schnell die ersten Symptome der oben erwähnten Congestionen des Gehirnes folgen. Der Patient ist niemals und in keinem Sinne durch diesen Halbschlaf erfrischt, sondern erwacht jedes Mal mit reichlicher fließendem Schweiß, wachsender Geistesverwirrung, quälender Unruhe und steigendem Entsetzen über die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes. Innerhalb etwa vierundzwanzig Stunden verschwinden diese kurzen Perioden von Bewußtlosigkeit gänzlich. Ihnen folgen die Symptome der entsetzlichsten gastrischen Störungen, die immer heftiger werden, bis die geringste Nahrung Schmerzen hervorbringt, wie man sie bei der schlimmsten Magenentzündung empfindet. Das eigenthümliche Gefühl des Zusammendrückens der Magengegend ist nun in das Gefühl übergegangen, als ob der Magen zerfressen werde, was die allerentsetzlichste Pein verursacht. Nun folgt eine scharfe Ausleerung der Därme, die schnell eine starke Diarrhöe wird, welche anhält, so lange die ganze Cur dauert. Sie ist von einem der eigenthümlichsten Symptome begleitet, die bei dem Aufgeben des Opiums vorkommen.

Doch, sagt mein alter Gewährsmann, ich kann Ihnen dasselbe beschreiben, wie es bereits von Andern gegeben ist und will die Stelle citiren: „Jeder Nerv im ganzen Körper erwacht mit solch einem Krampf der Wiederbelebung, daß keine Agonie zu finden, welche der ähnlich ist, die der Opiumesser in diesem Stadium empfindet, wenn es nicht vielleicht diejenige ist, welche eine ertrunkene Person fühlt, die durch künstliche Mittel wieder belebt wird. Auch dieser Zustand kann dem jenes Leidens nicht ganz gleich gestellt werden, denn der vom Ertrinken wiederbelebte Mensch reoxidirt all' seinen Ueberfluß von Kohlenstoff in wenigen Augenblicken intensiven Schmerzes, während der tödtliche Schmerz, welchen dieser Kohlenstoff und andere schädliche Materien, die durch Opium in den Geweben angehäuft wurde, wegbrennt, nicht stunden-, sondern tage- und wochenlang dauern muß."

Welch entsetzlich jammervolles Bild bietet solch ein Märtyrer einer nichtswürdigen Gewohnheit! Ungleich allen anderen Kranken genießt er auch nicht einen Augenblick Erleichterung seiner Qual, denn in Folge der durch den Gebrauch des Opiums hervorgebrachten Beschaffenheit seiner Nerven, die durch Aufhören desselben völlig klar gelegt wird, ist er völlig unfähig zu schlafen.

Bei den allerschmerzhaftesten Fällen der Neuralgie giebt es doch immer Perioden zeitweiliger Ruhe, in welchen der Patient für einige Augenblicke wenigstens seine Qualen vergißt, aber in der Agonie des Opiumpatienten giebt es auch nicht eine Secunde, in welcher er nur einen Schatten von Schlummer genießt. Selbst die Ruhe der Unthätigkeit ist ihm versagt, denn eine unerträgliche Rastlosigkeit zwingt seine zitternden Glieder zu beständiger Bewegung. Zitternd und zuckend, von unaussprechlichen Schmerzen gequält, im Kopfe verwirrt, von Entsetzen ergriffen und verzweifelnd, giebt der unglückliche Leidende den Kampf auf und unterwirft sich wieder der Sclaverei.

Ich habe, sagte mein alter Doctor, Männer von spartanischer Willenskraft und Ausdauer gekannt, die nach einer Woche solcher Qual wieder zum

Opium griffen und alle Hoffnung auf Befreiung aufgaben. Nach meiner Erfahrung sind es in der That nicht fünfzehn aus hundert, welchen der Versuch, das Laster aufzugeben, mit einem Schatten von Erfolg gelingt; und von dieser kleinen Zahl erreicht nicht mehr als einer von drei permanente Erlösung. Es scheint, daß selbst Diejenigen, welche die furchtbare Cur durchmachten und frei wurden, niemals wieder zu physischem Wohlbefinden gelangen. Jahrelanger gewissenhafter Entsagung gelingt es nicht, den normalen Zustand der Verdauungs- und Ausscheidungsorgane wieder herzustellen und ebensowenig das vollkommene nervöse Gleichgewicht, welches zum Wohlsein nothwendig ist. Es bleibt eine beständige Gereiztheit gleich der, welche in einer durch die giftige Malaria zerstörten Constitution zurückbleibt, verbunden mit einem eigenthümlichen Gefühl, als ob die Verdauung, Circulation und andere körperliche Functionen mit Bewußtsein vorgenommen werden anstatt unbewußt, und ohne daß man daran denkt. Dies treibt den Leidenden früher oder später zu seinem alten Labsal zurück.

In einem Fall, erzählt mein alter Arzt, sagte mir ein angesehener Mann, daß vierzehnjährige ununterbrochene Enthaltsamkeit von Opium nicht im Stande waren, das Gleichgewicht der Nerven und die physische Behaglichkeit herzustellen, deren er sich vor dem Opiumgenusse erfreute.

Diese Schilderungen sind freilich wenig ermuthigend für den Opiumesser und eben nicht geeignet, ihn zum Aufgeben seiner Gewohnheit zu veranlassen. Der Weg zur Freiheit ist lang und rauh, aber das Leben hat man lieb. Geht er aus dem Kampf mit erträglichem Körperzustand hervor, dann kann er sich gewissermaßen glücklich schätzen, denn ein Rückfall zum Opiumessen hat folgendes Resultat: Schon lange, ehe er den Versuch machte, dies Laster aufzugeben, bemerkte er eine bedeutende Abnahme in der Wirkung seiner täglichen Dosis. Diese Dosis wird täglich verstärkt, bis man endlich auf den Punct anlangt, wo eine fernere Verstärkung keine Wirkung mehr erzeugt. Physisches Wohlbefinden ist nicht länger erreichbar; Opium wird nur genommen, weil der durch dasselbe erzeugte Zustand noch erträglicher ist als der, wenn man es nicht nimmt. Der Schlaf wird unruhig und ist voll von wirren und entsetzlichen Träumen, aus welchen der Schläfer in Schweiß gebadet erwacht, schaudernd vor Entsetzen. Sich fürchtend wieder einzuschlafen, obwohl todesmatt, starrt er in die Finsterniß hinein; sein Herz, erfüllt mit geheimnißvoller Angst, schlägt ungestüm und er ist nahe am Ersticken. Schreckliche Visionen umgaukeln ihn, er sieht scheußlich verzerrte Gestalten um sich und glaubt, daß er wahnsinnig geworden ist. Es faßt ihn eine unendliche Sehnsucht nach dem Erscheinen des Tages, der ihm doch keinen Trost bringt, denn während desselben fürchtet er sich schon vor dem Herannahen der entsetzlichen schlaflosen Stunden der Nacht. Der Appetit ist schlecht, die Verdauung ist gestört, der Geist, obwohl verwirrt und nur wenig empfänglich für das was um ihn vorgeht, ist wunderbar thätig im Hervorbringen schrecklicher Bilder. Die großen Ausscheidungsorgane des Körpers sind fest verschlossen und kohlenstoffhaltiger, hitziger Unrath fließt träge in den Adern statt des hellen, lebengebenden Blutes, die Gesichtsfarbe ist gelb, die Augen sind matt und glasig und drücken nur das Entsetzen der Seele aus, an einen so gräulichen Körper gefesselt zu sein. Dieser jämmerliche Zustand kann jahrelang dauern, aber wenn er endet geschieht es wie folgt: Tod ist natürlich die einzige Erlösung. Er tritt ein entweder durch chronische Opiumvergiftung, die zu allen Zeiten stattfinden kann, oder durch einen plötzlichen Zusammensturz aller

Lebenskräfte. Oder er kann erfolgen durch die allgemeine Desorganisation der Zellengewebe, welche durch den langen Gebrauch des Opiums hervorgebracht wird. In beiden Fällen leidet das unglückliche Opfer entsetzliche Schmerzen ehe das Leben endlich erlischt.

Man hat sich lange darüber gewundert, daß man noch keine Mittel entdeckt hat, welches dem Opiumesser das Aufgeben seiner Gewohnheit erleichtert und ihm nach der Cur einen erträglichen Zustand sichert. Man hat freilich verschiedene Antidote angekündigt, allein es scheint nicht, daß sie irgend welche gute Wirkung hervorgebracht haben. Einige derselben haben sich nicht nur ganz wirkungslos, sondern selbst gefährlich gezeigt.

Die vernünftigste Cur scheint mir diejenige zu sein, welche mit der gradweisen Verminderung der Dosis einen gleichmäßigen Ersatz durch irgend ein Agens verbindet, welches zeitweilig die Stelle des verminderten Opiums ersetzt und den Patienten fähiger macht, die Cur auszuhalten. Mein alter Doctor hat mir freilich ein solches Substitut nicht genannt, allein mir erzählt, daß er aus zuverlässiger Quelle von einem Herrn gehört habe, der länger als zwanzig Jahre lang und täglich eine Drachme Morphium nahm, und welcher in dem vorgeschlagenen Wege vollständig curirt wurde, wobei der Patient sein eigenes Mittel oder Antidote angegeben und seine Cur selbst mit vollständigem Erfolg durchgeführt hat.

Ich weiß, daß der Gebrauch von Opium auch in Deutschland schon ziemlich verbreitet ist und es würde interessant sein, wenn Sachkundige über den Umfang dieses Lasters bei uns nähere Angaben machten. Ich hörte, daß manche Personen zwar nicht Morphium verschlucken, es sich aber unter die Haut einspritzen und daß es auf diese Weise gebraucht, ganz ähnliche geistige Wirkungen hervorbringe, ohne in so schädlicher Weise die Verdauungsorgane zu beeinflussen.

O. von Corvin.

Das Glück.

Das Glück ist wie das Abendroth:
Gar bald ist es verschwunden,
Und wenn es noch so schön geloht,
Noch Keiner hat's gebunden!

Es läßt die Wolken bald in Nacht,
Und wenn des Lichtes Quelle
Als Morgenroth es neu gebracht,
Ist's nie an gleicher Stelle!

Alfred Friedmann.

Der Zigeuner.

Ein Steppenbild von **F. von Spielberg.**

> . . . Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
> Rothgeglüht von Weinesglut,
> Spielt da die Zigeunerbande,
> Und empört das Heldenblut . . .
>
> N. Lenau.

„Huß—za!“ . . schrie mein Kutscher und ließ die lange Peitsche sausend und knallend durch die Luft pfeifen, daß die dicken, kleinen Ponys vor dem Wagen hoch aufbäumten und dann in wildem Galopp über die Ebene jagten.

Die Haide — die Steppe — die Pußta! . . Ewig weit, bis fern an den Horizont, wo ein langer, schmaler, gelbglühender Streifen die Stelle bezeichnet, an der die Sonne noch vor Kurzem die Erde geküßt, unendlich riesenhaft dehnt sie sich aus vor dem matten, blöden Menschenauge. Glatt wie ein Teppich liegt sie da, nicht die leiseste Anschwellung, keine Hügelreihen, kein Berg gewährt dem staunenden Blick einen Ruhepunct, so weit er reicht, nichts, nichts als eine wallende, wogende Ebene, nur ganz fern von dem Goldring der scheidenden Sonne, und im Osten von den in tiefblauen Dunst gehüllten Ausläufern der Karpathen begrenzt.

Leise, fast unmerklich streicht ein lauer Abendwind über die fußhohen Gräser, deren Spitzen von der Umarmung des nahenden Herbstes bereits röthlich gefärbt sind, und wie ein unübersehbares Kornfeld, so beugt und neigt sich grüßend dieses Meer von Rispen und Blüthen — — wahrlich ein Meer! Grün schimmert es rings um den Wagen, je weiter sich aber der trunkene Blick in die Ferne richtet, desto buntfarbiger glüht es und blüht es, bis schließlich das tiefsaftige Grün der Halme sich ganz in dem grellen Gelb und Weiß der Milliarden von Anemonen verliert.

Tiefe Stille herrscht noch, feierlicher fast als in der Kirche, weil dort das zum Himmel gerichtete Auge nichts sieht als den starren Kuppelbau, hier aber die blaue Ewigkeit des Firmaments — — nur hin und wieder schießt mit rauschendem Flügelschlage eine Schaar Trappen aus dem Grase auf und schwingt sich in die Luft, oder das angestrengt lauschende Ohr glaubt jenes geheimnißvolle Klingen der Atmosphäre zu vernehmen, das aus weiter, unbestimmbarer Ferne zu kommen scheint und eine der seltsamsten Eigenthümlichkeiten der Steppen ist. Der Volksmund sagt, es seien die Klagelieder der Helden, die diese Ebene mit ihrem Blute gefärbt — ist doch der Boden, über den ich fliege, historisch in jedem Staubkorn, der Schauplatz eines Völkertrauerspiels, die Erde, auf der ritterliche Nationen gekämpft und ausgerungen haben . . .

Im Westen verbleichen allmälig die Farbentinten der Sonne — — und auf einmal flattern lange Schatten über die Haide, riesengroß und wachsend in gespenstiger Schnelle, und wie am fernen Saum der letzte Tagesschein verglüht, flammen auch schon die Sterne auf, einer nach dem andern, und die Nacht hängt ihren Perlentalar über die Steppe.

Mit einem Schlage hat sich das Bild verändert. Wunderbar ist es noch immer, majestätisch in seiner überwältigenden Pracht, und doch zu Herzen gehender, stimmungsvoller, fast möchte ich sagen, heiliger als vorher. Nachtthau hängt in krystallenen Tropfen an jedem Grashalm, an jedem Blüthenkelch, durch die leichten, zerrissenen Wolkenschleier dort drüben bricht zitternder Mondschein und tanzt über die Haide, blaue Nebel steigen auf, durchsichtig nur und doch hier und da sich verdickend und wie Geister neben dem Wagen herschwebend. Die tiefe Ruhe ist gewichen mit der anbrechenden Nacht, in den Gräsern, da zirpt und singt es in klingender, tausendfältiger Melodie, und der Wind macht sich auf und streicht rauschend und klagend über die im Mondenlicht flimmernde Ebene.

Wunderbar schön, ja, das ist der einzig bezeichnende Ausdruck für solch' eine Steppennacht voll berückenden Zaubers! Die Urwälder Nordamerikas in ihrer gigantischen Pracht und die Längenthäler des Hymalaja in ihrer paradiesischen Ueppigkeit mögen das Herz stillstehen lassen bei der Wonne des Anblicks — — die Steppe in ihrer ewig gleichen Großartigkeit läßt das Herz Einschau halten in sich selbst, stimmt unwillkürlich zum Nachdenken, zu stiller Ueberlegung ....

Mein Kutscher freilich, der in der Steppe aufgewachsene Nachkomme Argad des Räubers, dachte nicht so wie ich. Laut summte er ein lustiges Lied vor sich her und knallte hin und wieder zu seinem Zeitvertreib mit der bänderdurchflochtenen Peitsche. Plötzlich schwieg er und richtete sich empor auf seinem Sitz von Maisstroh.

„Sieht der Herr dort drüben das helle, kleine Licht?" fragte er und deutete mit dem Peitschenstiel auf einen rothschimmernden Punct in nicht weiter Ferne. „Das ist die Csarda von Danil Jurasz, meinem Freunde; es giebt keinen besseren Branntwein weit und breit, als bei ihm. Da können wir halten."

„Müssen wir halten?" ... Mir lag etwas daran, möglichst bald mein Ziel zu erreichen.

Der Kutscher lachte kurz auf, gleichsam, als ob meine Frage ihn belustigt hätte, und schob mit der braunen Faust die runde, schmutziggraue Schaffellmütze tiefer in den Nacken.

„Müssen nicht gerade, aber, Herr, sehen Sie, wir fahren seit Sonnenaufgang in demselben Tempo nun so fort, ohne Ruhe und Futter, ich selbst ohne einen Schluck Branntwein im Magen" — —

Tomczak schwieg, wir waren nahe bei der Schenke. Aus den Fenstern blitzte Licht und hinter dem Gebäude flammte heller Feuerschein. Wilder Jubel, vermischt mit den vollen Accorden einer von Meisterhand gespielten Geige, schlug halblaut an unser Ohr.

Tomczak wandte sich um, sein braunes Gesicht glänzte vor Freude, seine Augen funkelten.

„Zigeuner!" sagte er, dann stieß er ein hellgellendes „Hußza!" aus und parirte mit kurzem Ruck die vor dem Lichtschein scheuenden Pferde.

„Terék, mein Liebchen!"

„Der Wagen stand, nur die kleinen Braunen stampften noch ungeduldig und mit Schaum bespritzt die staublockere Erde.

„Ho, Jurasz — ich bin's, Du willst mich wohl nicht kennen!?" rief Tomczak und hielt dem schlanken, aus der Thür der Schenke getretenen Mann die Hand hin.

Jurasz schlug ein.

„Grüß Dich, Tomczak, wo kommst her?“

„Von Netko, Jurasz, bring' Dir 'nen Gast, der sich eine halbe Stunde bei Dir ausruhen und mir die Flasche füllen lassen will!“ . . .

Ich war bereits vom Wagen gesprungen und stand im Schatten des Hauses, der „Haidewirth“ konnte mich also noch nicht gesehen haben. Jetzt zog er ehrerbietig den breitkrämpigen Hut und verbeugte sich tief.

„Große Ehre, Herr, die Sie meinem bescheidenen Dache anthun, ich hoffe, Sie werden zufrieden sein mit dem, was ich bieten kann.“

„Ich verlange nichts, mein Freund, will nur selbst kurze Zeit rasten und auch den Pferden eine kleine Ruhe gönnen. Aber dem Tomczak hier, meinem Kutscher, dem gebt zu trinken und zu essen, was er haben will!“

Tomczak lachte über sein ganzes dickes Gesicht und der Wirth sagte gleichfalls lächelnd:

„Wie Sie befehlen, Herr!“

Ich wollte ins Haus gehen, da schlug von neuem der Ton der Geige zu uns herüber, ein wilder Csardas war's, der gespielt wurde, aber, wie mir schon vorher aufgefallen, mit meisterhafter Technik und vorzüglichem Vortrag.

„Was ist das?“

„Ein Trupp Zigeuner, Herr, die aus Bosnien kommen und sich bis nach Deutschland durchschlagen wollen. Ich nehme sonst nicht gern Zigeuner bei mir auf, aber den einen von ihnen kenn' ich, der jetzt die Fiedel spielt, und um dessenwillen hab' ich's gethan.“

„Sie lagern wohl hinter dem Hause? Kann man sich das nicht ansehen?“

Etwas erstaunt schaute der Wirth mich an.

„Warum nicht, Herr? Wenn's Ihnen Freude macht!“

Wir schritten über den Hof. Einen Augenblick blieb Jurasz noch stehen.

„Noch eins, Herr, wenn Sie Werthsachen bei sich tragen, halten Sie sie fest. Dem Zigeunergesindel ist niemals zu trauen.“ . .

Die Geige schwieg, die Tänzer blieben stehen, als wir das Lager der Bande betraten, und Alles starrte den Ankömmling an.

Haushoch flammte in der Mitte des von Wagen und schmutzigen Zelten gebildeten Platzes eine Feuersäule empor und bestrahlte mit glühender Lohe die Scene ringsum. Die Tänzer, nur Männer, standen noch rings um das Feuer, die Flammen zuckten auf ihren Broncegesichtern und spiegelten sich in den glühenden flimmernden Augen. Andere saßen neben oder auf ihren Wagen und schauten dem Tanze zu, dabei ihre kurzen Thonpfeifen rauchend, alte Weiber und einige junge Dirnen, die meisten halbnackt, lagerten auf der Erde und riefen den Tänzern Beifall zu. In Fetzen und Lappen hing den meisten die Kleidung um den Leib, aber sie beeinträchtigte nirgends die beinahe classische Vollkommenheit dieser geschmeidigen, zierlichen Gestalten.

Im Schatten etwas, ein wenig zusammengesunken und das Antlitz gebeugt, als suche er es zu verbergen, stand ein Mann in leidlich reinlicher ungarischer Kleidung. Die weiten Aermel des Hemdes waren zurückgeschlagen und zeigten die gebräunten kräftigen Arme, von den Hüften an umwallte die Gagya, das weißleinene Beinkleid, die stämmigen Glieder, und fiel noch weit über die Schäfte der hohen blankgeputzten Stiefeln. Auf einer

Schulter nur hing ein langes Schaffell, auf der anderen Seite war es in den ledernen Riemen gesteckt, der die Gagya zusammenhielt.

Der Mann war eine interessante Erscheinung, wenigstens interessant genug, ihm eine aufmerksamere und nähere Betrachtung zu schenken.

Sein Gesicht war tief gebräunt wie das der übrigen Gesellen, er gehörte also auch zu dem verstoßenen Nomadenstamm der Zigeuner, die runde Pelzmütze lag auf der Erde und ließ die hohe Stirn frei, um die in wirren Strähnen das lange, glänzend schwarze Haar fiel. Bis auf den Nacken floß es herab, der Wind spielte damit und riß es ihm ins Gesicht, dann warf er den Kopf zurück, daß die ungeberdigen Locken wie schwarze Schlangen durch die Luft fuhren und auf den Schultern niederfielen. Unstreitig schön war dies Gesicht. Trotz der etwas gewölbten, energisch geschnittenen Nase, dem vielleicht zu starken Kinn und den schmalen Lippen, hinter denen fast stetig das Perlenweiß der Zähne hervorleuchtete, lag auf den Zügen des Zigeuners eine Weichheit und eine Sanftmuth, wie man sie nur selten bei den durch ihre oft grausame Wildheit berüchtigten Männern dieses Naturvolkes findet. Ein tiefer Schatten, der das Gesicht um so interessanter machte, lag unter den schwarzen, großen Augen des Zigeuners, über die sich zeitweise verdeckend die langen Wimpern legten. Es war dies wirklich ein Studienkopf, der manchen Künstler hätte begeistern können.

Die Geige, die der Zigeuner in der Hand hielt, war fest an die Brust gedrückt, er richtete sich auf aus seiner nach vorn gebeugten Stellung, als er mich ankommen sah, und schaute mich an.

Ich wandte mich nach Jurasz um.

„Ist das der Mann, der so trefflich den Bogen zu führen versteht?... Wollt Ihr ihm nicht einmal sagen, daß ich gern etwas von ihm hören möchte?"

„O, gewiß Herr, wenn Ihr es verlangt."

„Verlangen nicht, Jurasz, aber bittet ihn darum in meinem Namen."

Eine Gruppe von Zigeunerkindern in ziemlich adamitischem Costüm hatte sich bereits um mich geschaart, betrachtete mich von oben bis unten und begann schließlich, mich auf die unverschämteste Weise anzubetteln. Bald folgten auch einige von den alten Weibern ihrem Beispiel, indem sie meine Hand ergriffen und mir wahrsagen wollten, auch die Männer kamen herbei, schleppten einen riesigen Bären, der ziemlich schlechter Laune zu sein schien, und einige Affen nach sich, und fragten an, ob sie vor mir eine kurze Vorstellung eröffnen dürften.

Ich griff in die Tasche, um die Quälgeister mit einigen kleinen Münzen zu bannen, mein Wirth kam mir jedoch zuvor, indem er mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit den Haufen auseinanderbrachte und ihm zurief:

„Ruhe jetzt, und lasset den Herrn zufrieden, das ist mein Gast! Der Feky wird etwas spielen!"

„Feky spielen!" jubelte die Bande und brach in ein tolles Geheul aus, das erst zum tiefsten Schweigen verstummte, als der erste Ton der Geige durch die Nachtluft zitterte.

Das war ein Spiel! An einen der Wagen gelehnt, stand ich und starrte unverwandt auf den seltsamen Mann, auf den armen Paria, der nichts besaß als das wenige, das er auf dem Leibe trug, und der doch so unermeßlich reich war, vielleicht ohne daß er es selbst wußte. Der Kopf des Zigeuners war wieder etwas nach vorn gebeugt, ich sah aber die dunklen

Augen leuchten, nicht mehr so schwärmerisch weich wie vorhin, es lag jetzt etwas dämonisch Fascinirendes darin, wie in den Augen der Anakonda, wenn sie ihr Opfer umstrickt. Und so umstrickend, so bezaubernd waren auch die Töne, die der „Braune" dem Instrumente entlockte, langsam und schwermüthig begann er, eine Klage um die verlorene Geliebte, ein Trauerlied auf eine Tode, und wilder, immer wilder flog dann der Bogen über die Saiten, ein wahnsinniger Schmerz, halbe Raserei tobte aus dem Chaos von Tönen, so eindringlich, so mächtig ergreifend, wie ich es niemals gehört. Kein Laut störte die Musik, mit weit geöffneten Augen, die leiseste Bewegung vermeidend, lauschten die Zigeuner ringsum, und als ich zur Seite blickte, sah ich, ich werde es niemals vergessen, wie Thränen, helle Thränen über die Wangen Danil Jurasz', meines Wirths, rannen. Die musikalische Ekstase des Zigeuners hatte ihren Höhepunct erreicht, grell klang es aus den Saiten hervor, fast wie ein Schrei aus banger, gequälter, armseliger Menschenbrust, dann eine entsetzliche Dissonanz, und Feky riß den Bogen herunter . . .

Keiner von den wilden Gesellen und Dirnen rief ein Wort, eine Silbe des Beifalls, es schien, als habe die Macht der Musik sie mit einem Banne belegt, und, ich muß gestehen, auch auf mich hatte diese Wirkung ihren Einfluß nicht verfehlt. Das Spiel des Zigeuners war so tief ergreifend, so erschütternd gewesen, daß ich kein Wort zu sagen vermochte, ich war mir selbst klar darüber, daß diese Musik in ihrer wilden Originalität jeder Kritik spotten mußte. Das eine aber sagte ich mir sofort: mehr als die gelernte Fertigkeit, die glänzende äußere Technik mußte die hinreißende Art und Weise des Vortrags in dem Spiel des Zigeuners bewundert werden. Man findet ja gerade in diesem verwahrlosten Menschenstamme oft genug brillante Geigenspieler, selten oder nie habe ich aber von einem Menschen so sehr alle seine Empfindungen bis in das geheimste Schubfach jenes seltsamen Reliquienkästchens, das wir Herz nennen, in den Tönen offenbaren hören, wie bei Feky, dem Zigeuner. Gleich beim ersten Anblick war mir der braune Geselle sympathisch gewesen, jetzt wußte ich warum. Der arme Bursche hatte wahrscheinlich vor Kurzem noch eine Hauptrolle in einer jener Tragödien gespielt, wie sie sich nicht nur in den Salons der Weltstädte, sondern auch in der Bauernhütte und auf der Haide abwickeln. Wer konnte ahnen, welche furchtbaren Gewalten in der Seele dieses Armen kreisten und ihn marterten, tausendmal ärger, als der qualvollste körperliche Schmerz! Vielleicht hatte der Zigeuner sein Liebchen verloren, seine braune Tunsa oder Terka, vielleicht galt das Lied, das er seiner Fiedel zu entlocken verstand, dem Bruder, den man wegen geringen Vergehens nach kurzem Proceß an die „ungarische Triangel" gehenkt hatte — vielleicht — —

Da stand er vor mir. Den Kopf gesenkt, die schwarzen Augen fast ganz von den Augenlidern verdeckt, hielt er mit der Rechten die schäbige Mütze hin und murmelte einige halblaute, unverständliche Worte. Mechanisch fast griff ich in die Tasche und warf ein Geldstück in die bereit gehaltene Mütze, ich gab es gern, und doch ärgerte ich mich über die Bettelei des Burschen, warum, wußte ich selbst nicht einmal.

Feky steckte die Münze ein und schlug die Augen zu mir auf.

„Tausend Dank, blanker Herr, der Herrgott öffne Ihnen sein Paradies und lasse Sie glücklich werden", sagte er mit sanfter Stimme in der dem ungarischen Zigeuner gebräuchlichen, an Phrasen und Metaphern reichen Redeweise.

„Nun, Herr“, sagte gleich darauf die helle Stimme Tomczak's, meines Kutschers, hinter mir, „wenn wir vor Mitternacht noch in Rjylwo ankommen wollen, müssen wir weiter! 's ist mir nicht nur wegen des Trinkgelds, Herr, Ihr wißt ja“ — —

„Komm' schon, komm' schon, mein alter Freund!“ Ich merkte wohl, daß der brave Tomczak in der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes ein wenig zu viel des Guten gethan hatte, sein dickes, rundes Gesicht glühte wie ein eiserner Ofen und seine Zunge sprach bedenklich schwer . . .

Wir fuhren weiter. Nicht lange dauerte es, da begann ein mächtiger Regen zu fließen. Dicke, schwere Tropfen waren erst vereinzelt gefallen, jetzt entlud er sich zu voller, gewaltiger Wucht. Kein Ueberwerfen der Reisemäntel und Decken half dagegen, das nasse Element drang kalt und feucht und unbehaglich bis auf den fröstelnden Körper. Fort und fort rieselte es vom Himmel herab, und ich kann wohl sagen, ich war nicht wenig erfreut, als das Gebell anschlagender Hunde und die dunkeln Silhouetten von Häusern mir die Nähe meines Reiseziels ankündigten.

„Wir sind in Rjylwo“, sagte Tomczak, als er in die Dorfstraße einfuhr, „dort liegt die Schenke Szábo's, wo ich übernachten werde.“

Vor uns erhoben sich die mächtigen Umrisse des Schlosses Rjylwo, von düsteren, hochwipfligen Bäumen umrahmt. Tomczak fuhr längs des Gartengitters hin und bog dann in eine Allee ein, die in schiefem Winkel vor das Schloßportal führte. Mit lautem Peitschenknall hielt er und ließ dann seine Stimme erschallen, um die schlafende Dienerschaft zu wecken.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sich die colossale, eisenbeschlagene Hauptthüre öffnete und Leute mit Windfackeln erschienen.

„Wer ist da?!“ fragte der tiefe Baß eines wahren Hünen von Gestalt.

„Der vom Obergespan, Herrn Grafen Gyula, erwartete Ingenieur, der die Vermessungen zum Bau der Bahnlinie im Comitat vornehmen soll. Mein Name ist v. Z. . . . .“

„Ah so“, brummte es zurück, „wir erwarteten Sie erst zu Morgen Mittag!“

Allerdings wenig angenehm für mich! Ich warf mit Hülfe eines Dieners und des gräflichen Haushofmeisters, der Hüne begleitete, wie ich später erfuhr, diese Charge, die Koffer und Decken aus dem Wagen, lohnte meinen braven Tomczak ab und schickte mich an, dem voranleuchtenden Bedienten zu folgen.

„Gute Ruhe, Herr“, rief mir Tomczak noch nach; dann hörte ich seine Peitsche knallen und ihn davon rasseln . . . .

* * *

Das Schloß des Grafen Gyula war einer jener Riesenkasten, die schon seit Jahrhunderten stehen und jedem Einfluß der Alles vernichtenden Zeit zu trotzen scheinen. Praktisch mögen diese gewaltigen Schlösser wohl sein mit ihrem colossalen Mauerwerk, ihren Thürmen, ihren fußdicken Eichenthüren und ihren mächtigen Gewölben und Hallen, gemüthlich sind sie jedenfalls nicht.

Ungemüthlichkeit war auch der erste Eindruck, den ich von Schloß Rjylwo empfing, als mir die Diener die breitstufigen Steintreppen hinaufleuchteten und mich der Haushofmeister, Monsieur Polko Boghraz, so hatte er sich mir

mit starker Betonung des französischen Wortes vorgestellt, in das Zimmer begleitete, das mir als Schlaf- und Wohngemach dienen sollte. Es war ein hoher, gewölbter Raum, dessen Fußboden mit einer theilweise durchlöcherten, aus Maisstroh geflochtenen Matte bedeckt war. Die wenigen Möbel, die das Zimmer „zierten", waren uralt und so morsch, daß man sie nur mit äußerster Vorsicht benutzen konnte, das Waschbecken auf der etwas wankenden Toilette war gesprungen und mit einem Drahtgeflecht umgeben, außerdem aber noch von Spinneweben überzogen und von Schmutz starrend. Die gleiche letztere Eigenschaft zeigten die gelben Damastgardinen, welche die tiefen Fensternischen verhüllten, die Möbelüberzüge, die einstmals hellbraun gewesene, mit zierlichen Arabesken geschmückte Tapete, der Stuck an Decken und Wänden und die Portieren des Himmelbetts, das mit seinen unglaublichen Dimensionen fast eine ganze Stubenseite einnahm. Die wenig saubere und unserer deutschen Behaglichkeit so ganz widersprechende Einrichtung des Zimmers mußte mich um so mehr Wunder nehmen, als ich wußte, daß der Graf zu den reichsten Magnaten des Landes gehörte, der unter anderem (wie in Pesth erzählt worden war) allein bei dem Verkauf der Schafwolle auf seinen Gütern einen jährlichen Ertrag von fast einer halben Million Gulden erzielte . . .

„Hier, dies ist Ihr Zimmer", sagte Monsieur Voghraz und befahl einem der Diener einige der dicken Kerzen auf dem bestaubten, aber kostbaren Kronleuchter zu entzünden.

Ich riß, nachdem Monsieur Voghraz gegangen, das Fenster auf, um die würzige Nachtluft in das dumpfige Gemach zu lassen und begann dann mein Bett zu untersuchen. Es war Gottlob rein überzogen, mit Sprungfedermatratzen und seidenen Plümeaux versehen, und es ruhte sich vortrefflich darin.

In nicht zu langer Zeit war ich eingeschlafen und träumte wunderlicher Weise von — Feky, dem Zigeuner . . . .

Um sechs Uhr wurde ich geweckt. Das noch offenstehende Fenster ließ mich den Lärmen, das Hundegebell, das Geschrei, Geschimpfe, Fluchen und Commandiren, kurz den ganzen Spectakel hören, der bereits auf dem Hofe herrschte. Als ich hinausschaute, sah ich, daß bereits alle Vorbereitungen zur Jagd getroffen worden waren. Eine Anzahl wirklich prachtvoller Pferde, der Graf war berühmt wegen seines Marstalls, stampfte, bereits gesattelt und aufgeschirrt, die harte Lehmerde des Bodens, eine Meute Hunde kläffte ohne Unterlaß und jagte wie toll in dem geschlossenen Raume umher, und ein Dutzend grüner Unterjäger standen plaudernd und rauchend in Gruppen beieinander.

Eine halbe Stunde später kam Voghraz auf mein Zimmer und theilte mir unter zahllosen Verbeugungen mit, der Herr Graf ersuche mich, hinunter zu kommen. Nebenbei habe der Herr Graf befohlen, ich solle während der Zeit meiner Anwesenheit auf Njylwo drei Fremdenzimmer im ersten Stock beziehen, die mir zur Verfügung gestellt würden.

Ich fand den Grafen mit einigen anderen Herren, sämmtlich in Jagdcostüm, beim Frühthee. Der Graf war ein echter Magyar, ein Typus vornehmer Ritterlichkeit in jeder Bewegung, dabei von einer geradezu bestechenden Liebenswürdigkeit. Wir gingen in ein Nebenzimmer, um uns zuerst unserer geschäftlichen Angelegenheiten zu entledigen, dann wurden mir die übrigen Herren vorgestellt, sämmtlich hochklingende, vornehme Namen. Kurze

Zeit darauf brach man zur Jagd auf, und ich ging meinen Geschäften nach, die mich vollauf in Anspruch nahmen, wenn ich in der mir gestellten Frist von drei Tagen damit fertig werden wollte ....

Es war am Abend des ersten Tages meines Aufenthaltes in Rjylwo. Man saß auf der hinteren Schloßterasse, die direct auf die Dorfstraße führte, und plauderte über den Ausfall der Jagd, über die Herbstrennen, über schöne Weiber, Musik, Theater, kurz man plauderte eben. Die Unterhaltung war witzig und pikant und wurde zum Theil in französischer Sprache geführt. In geschliffenen Kelchen glühte der Wein von Tokay im Strahl der untergehenden Sonne und perlten auf einigen Tischchen die Sprühteufel des Roederer und Cliquot in mattglänzenden Krystallschalen. Einige der Herren rauchten Cigaretten, Graf Gyula selbst aus einem Nargileh, das in seiner Kostbarkeit dem Salon eines Sultan Ehre gemacht hätte.

„Sagen Sie, Durchlaucht", fragte Herr von Enyöd und wandte den blonden, parfümirten Kopf zum Fürsten Esterházy herüber, ohne den Körper aus seiner bequemen Lage im Fauteuil zu verändern, „langweilen Sie sich hier nicht entsetzlich?"

„Keine Ahnung, mein Bester", gab der Fürst ungarisch auf die französisch aufgeworfene Frage zurück, die zwanzigjährige Durchlaucht, ein sehr entfernter Verwandter jener altberühmten Magnatenfamilie, hing mit schwärmerischer Begeisterung an seinem Vaterlande, „es ist doch immer die Heimat."

Der schmale, blonde, sorgfältig gescheitelte Kopf des Herrn von Enyöd flog herum und unter den dünnen Brauen hervor traf ein matter Blick den Fürsten.

„Pardon, Durchlaucht, ich wollte Ihre Gefühle nicht kränken!"

Graf Russo, ein Italiener, richtete sich im Sessel auf.

„Da, hören Sie meine Herrn, was ist das?"

Alles lauschte.

„Bah, Zigeuner wahrscheinlich, mein Verehrtester", sagte Sanguszko.

„Wahrscheinlich", fiel Graf Gyula ein, „seit ich von Wien zurück bin, habe ich fast täglich das Vergnügen, das Gebrumm ihrer Bären, das Gejohle ihrer Kinder und ihren eigenen Singsang vor meinen Fenstern zu hören"...

„Fi donc", sagte Enyöd und goß seinen Kelch hinab, „man sollte das Gesindel mit Hunden aus den Dörfern hetzen."

„Warum, Herr von Enyöd? Auch die Zigeuner sind Menschen und viele sind Ungarn, wie wir!"

Geschrei, Gebrumm, Gesang und Geheul, Geigenklänge und das gelle Geräusch einer Pfeife kam näher. Um die Ecke der nächsten Häuser bog die Zigeunerbande, die ich gestern Abend in der Csarda des Danil Jurasz gesehen. Auch Feky war dabei mit seiner Fiedel und, ich irrte mich nicht, Tomczak, mein Kutscher, mit freundlich grinsendem Gesicht. Der Bursche hatte also noch nicht seinen Heimweg angetreten.

In einer respectvollen Entfernung von dem Schlosse stellte sich die Bande im Halbkreise auf und begann ihre Thiere vorzuführen.

„Was glaubst Du, Piter?" wandte sich Fürst Esterházy an den Grafen Gyula, „ob dieses Gesindel in ihrem Schmutz und ihren Lumpen wohl auch Momente hat, in denen es sich wahrhaft glücklich fühlt? Man sollte es kaum annehmen?"

„Mein guter Rudi, die Begriffe der Glückseligkeit sind bei den verschiedenen Völkern und Nationen, ja selbst bei den verschiedenen Individuer

so ungleich, daß man darüber kaum urtheilen kann. Indessen warum sollte es unwahrscheinlich sein? Der Botokude fühlt sich glücklich, wenn ihm seine Frau einen Ring durch die Nase zieht, der Zigeuner vielleicht dann, wenn er ein halbes Jahr ungewaschen umherlaufen kann."

„Oder wenn er mit seinem Liebchen kosen darf, ich glaube dies letztere eher", sagte der Herr von Sanguszko. „Schließlich ist ja doch wohl die Liebe, was man so Liebe nennt, der einzige Zustand einer, ich will sagen gewissen Glückseligkeit, den alle Menschen gleich empfinden."

„Ich gebe Ihnen Recht, Sanguszko", rief der Italiener und ließ seine Flammenaugen über die Scene vor sich schweifen. „Sehen Sie sich zum Beispiel diesen Burschen da an, dort hinten rechts, er trägt eine Geige in der Hand und steht neben dem halbnackten Gesellen, der die Trommel malträtirt. Sehen Sie, eh bien! Ich wette, der braune Jüngling könnte eine Philosophie über das Glück der Liebe schreiben, wenn er sonst den nöthigen Esprit dazu hätte."

„A propos, Graf", sagte der dicke Karajan, „diese Zigeuner sind ja exquisite Geigenspieler, ich habe mir vor Kurzem von einem solchen Burschen einige Nationaltänze vortragen lassen und war in Wahrheit bezaubert davon."

„Sie bezaubert, Baron?" Das klang ein wenig spöttisch. „Sind Sie denn musikalisch?"

„O, ich bitte, sehr", entgegnete der dicke Sybarit. „Ich wollte mir den Vorschlag erlauben, ob wir uns nicht von jenem Zigeuner da mit der Geige in der Hand etwas vorspielen lassen wollen."

„Ich finde, er hat ein interessantes, ein — musikalisches Gesicht", sagte Graf Russo. „Wahrhaftig, meine Herren, er muß uns etwas vortragen, zuerst ein Liebeslied, dann ein Trinklied und dann einen Csardas."

„Hoffentlich täuschen wir uns nicht in seinem Talente. Ich kenne die Zigeuner, es giebt auch Stümper unter ihnen . . . Aber, wenn es Ihnen recht ist, messieurs, gehen wir ein wenig hinab, Bewegung wird uns gut thun, und ich sehe dort unten einige schwarzbraune Dirnengesichter, die näherer Betrachtung werth sind."

Baron Karajan lachte cynisch.

„Die schönen Sitten vom Schloß des Grafen Almaviva sind leider nicht mehr, man nennt sie jetzt rohe Barbarei! O du gute, alte Zeit!"

Herr von Enyöd war bleich geworden und zitterte.

Die Herren erhoben sich.

„Mon dieu, Herr von Enyöd, was fehlt Ihnen?"

„Alle Wetter, sind Sie nicht wohl?"

„Ich habe Sie gleich gewarnt, Bester, als Sie sofort nach dem Echauffement der Jagd den kalten Sect hinabstürzten."

„Soll ich Sie in Ihre Zimmer führen lassen, Herr von Enyöd?" fragte Graf Gyula.

„Ich danke Ihnen, comte, es war nichts als eine plötzliche Schwäche, ich habe das öfters, Sie wissen, daß ich nicht der Gesundeste bin. Danke, danke, bester Graf!"

Die Antwort war mit der ersichtlichen Mühe erfolgt, das augenblickliche Unwohlsein — es war wohl ein solches — zu bekämpfen. Herr von Enyöd war leichenblaß, die schmalen Lippen fast blau, der zierliche, schmächtige Körper zitterte nervös.

Mühsam erhob er sich und lächelte etwas gezwungen, während er mit dem Grafen Gyula den anderen Herren folgte.

„Es ist wirklich fatal, vraiment, dieses alte Leiden von mir! Ich habe es stets so bekämpft, Alles dagegen gethan, vergebens, es weicht nicht.“

„Ich kenne das gar nicht an Ihnen, Herr von Envöd. Was ist es eigentlich? Nervöse Anfälle?“

„So etwas Aehnliches! Ich brachte es vor drei Jahren aus Italien mit, Erkältung wahrscheinlich!“

Die Herren standen in einer Gruppe abseits von den Zigeunern. Der dicke Baron Karajan ging auf Feky zu, drückte ihm ein Geldstück in die Hand, allerdings nicht, ohne sich vor der Berührung des Parias durch einen übergezogenen perlgrauen Glacé zu schützen, und sagte ihm einige Worte.

Feky setzte die Geige an und begann zu spielen ....

Leise, kaum vernehmbar quollen die Töne unter dem Bogen hervor so süß flüsternd, so traulich, so innig, als kämen sie aus dem Munde der Geliebten. Man fühlte mit, was Feky spielte, man hörte das Rauschen der Bäume, unter denen die Liebenden kosten, hörte die Worte des Glücks, hörte die Küsse der Leidenschaft — — die schwarzen Haare fielen wild um das Antlitz des Spielenden, der Rücken war gebeugt, der Kopf auf die Saiten gesenkt, und schwer perlte es aus den dunkeln Augen hervor und rann über das braune Gesicht, wie Gold schimmerten diese Thränen im Abendroth. Und leiser wurde das Spiel, immer leiser und wehmüthiger, nur hin und wieder zuckten blitzartig fremde Töne hindurch, scharf und gell und schneidend, als ob aus feigem Hinterhalt eine Schlange das Liebesglück störte, noch einmal tauchte versöhnend die Grundweise aus diesem Tongewirr empor, dann klang sie aus, allmälig, ganz allmälig, in langen, süßen Schwingungen ...

Einen Moment pausirte Feky und richtete sich auf, dann begann er von neuem einen wilden, frohen, bachantisch lustigen Csardas ...

„Der Kerl hat Talent!“ flüsterte Herr von Karajan seinem Nachbar ins Ohr.

„Famos, wirklich süperb!“ flüsterte dieser zurück.

Da — — was war das?! ..

Wie kam es, daß die vollen Töne auf einmal kürzer wurden, abgerissener, klangloser, gleich dem Athem eines Fieberkranken, wie kam es, daß die Künstlerhände zitterten, daß die sanften, schwarzen Augen des Spielenden aufflammten und glühten wie die eines Raubthiers, das sich zum Sprunge kauert, daß diese Augen so unheimlich starr nach einem Puncte sich richteten, dort mitten in dem Kreis der lauschenden Aristokraten?! .. Und immer starrer wurde der Blick, immer diabolischer der Ausdruck dieser funkelnden Sterne, immer kürzer klang es von den Saiten herab, wimmernder, zitternder — — und plötzlich, wie vom Blitz getroffen, schleuderte der Zigeuner den Bogen weit von sich in die aufkreischende Menge und hoch in der Hand die Geige schwingend, mit wehenden Haaren und einem Schrei, so wild und heulend, wie ich ihn niemals gehört, stürzte er sich in den Kreis der überraschten Magnaten ...

Die erhobene Faust mit der Geige sank nieder, ein Splittern und Krachen, ein widerliches Knirschen und der Todesruf eines Zusammenbrechenden tönte gleichzeitig durch die Luft — — dann stürzte sich Alles auf den Zigeuner und schlug ihn zu Boden ....

Kurz hintereinander war das Alles gekommen, in wenigen Secunden

hatte sich das Entsetzliche abgespielt. War es der erste oder war's der letzte Act eines Dramas?! . .

Neben dem Herrn von Enyöd, der mit geschlossenen Augen, eine tiefe, klaffende Wunde im Kopfe, auf der Erde lag, kniete Graf Gyula, das blutende Haupt in seinem Schooße. Dicht daneben keuchte der Zigeuner am Boden, von den herbeigeeilten Dienern mit Stricken zusammengeschnürt, von den Gästen des Grafen getreten und mit Füßen gestoßen. Die Bande der Zigeuner bildete einen Ring um diese Gruppen.

Der Graf rief nach Vozhraz, dem Haushofmeister, und trug ihm auf, Herrn von Enyöd in sein Schlafgemach zu schaffen und dort die blutende Wunde so lange mit Eisumschlägen kühlen zu lassen, bis der Arzt gekommen sei, nach dem geschickt worden war. Dann wandte er sich zu seinen Gästen, die voller Aufregung um den gefesselten Zigeuner standen.

Der Graf war furchtbar bleich, seine Stirn finster zusammengezogen; einen Moment blieb er vor Feky stehen und blickte ihn an, dann herrschte er den Dienern zu:

„Werft die Canaille in irgend einen Keller, bis ich das Weitere bestimmen werde, und, noch eins, jagt das übrige Gesindel aus dem Dorfe . . . Hätte ich nur früher auf den Rath Enyöds gehört!“

„Der Arme!“ sagte Graf Ruffo, der Italiener, und schaute den Fortgetragenen nach. Man wußte nicht, meinte er den Herrn von Enyöd oder Feky, den Zigeuner.

„Der Kerl muß gehenkt werden, auf jeden Fall!“ rief der Fürst Estherhazy.

Der Italiener antwortete nichts. Er zuckte die Achseln und schritt langsam die Schloßterrasse hinauf.

Drei Tage nach dieser Begebenheit verließ ich Rzylwo, meine Geschäfte waren beendet. Der Weg führte mich noch einmal an der Csarda des Danil Jurasz vorbei, in der ich einkehrte. Er hatte durch Tomczak, meinem alten Kutscher, bereits von dem Ereigniß auf dem Schlosse des Grafen Gyula gehört und er erzählte mir beim flackernden Kaminfeuer die Geschichte Feky's, des Zigeuners.

. . . . . In Vasarhely lebte ein blinder, alter Topfflicker, mit Namen Nepomuk Keresztonitz. Er war arm, blutarm, und doch hatte er einen Schatz, der war ihm mehr werth, als alle Güter der Erde, als alle Kronen der Welt. Der Schatz war seine Tochter Eva . . . Eva war schon mit fünfzehn Jahren in Vasarhely und Umgegend berühmt wegen ihrer Schönheit, der alte, blinde Vater konnte nicht selbst ihr Antlitz bewundern, aber er hörte täglich und stündlich wahrhafte Märchen erzählen von der seltenen Schönheit dieser seiner reizenden Tochter und dann ging ihm das Herz über vor Freude und Wonne. Eva's Antlitz hätte einen Rafael begeistern können, so madonnenhaft lieblich war es; nur die Brauen, die sich in zartem Bogen über den blauen Augen von wunderbarem Schmelz hinzogen, stachen ein wenig ab von dem sanft rosigen Colorit des Gesichts und verliehen ihm etwas fremdartig Pikantes, sie waren tiefschwarz. In vollen, dichten Locken wallte das Haar von goldblonder Farbe über Kopf und Nacken bis weit über die Hüften hinab. Eva's Figur war mehr zierlich als schlank, aber von einer Formenschönheit, die sich selbst durch die ärmliche Kleidung nicht beschränken ließ.

Weniger friedlich und madonnenhaft wie die ganze Erscheinung des jungen Märchens, war der Charakter Eva's. Aehnlich wie der Wein des

Landes, in dem sie geboren war, so glühend, so hirnverwirrend in dem gefährlichen Feuer, das unter seiner goldschimmernden Oberfläche glimmt, ähnlich so schlummerten in der Seele des Mädchens Gewalten, die, wenn sie erweckt, entfesselt, verderbenbringend werden konnten, für sie selbst und für Andere!.. Eva war ein lustiges, fröhliches, sorglos glückliches Mädchen, trotz ihrer Armuth, trotz der hundertfachen Entbehrungen, denen sie ausgesetzt war, trübte sich nicht einmal der Glanz ihrer Stirne, das Lächeln um ihren Rosenmund. Nur die Augen, diese blauen Augen, die so gut und so treuherzig blickten, konnten oftmals aufleuchten in einem seltsamen Feuer, das so gar nicht zu diesem Engelsantlitz paßte, daß es fremd und befremdend erscheinen ließ.

Mit ihrem siebzehnten Jahre schien die blonde Eva den Höhepunct ihrer bezaubernden Schönheit erreicht zu haben. Es war merkwürdig mit diesem Mädchen, es ging in bunten Lumpen und Fetzen einher, ohne einen anderen Schmuck, als nur den, den Gott ihm verliehen, und doch war schon der erste Eindruck, den Eva hinterließ, ein auf Jeden gleich mächtiger und packender. Eva hatte viele Freier, und unter ihnen recht wohlhabende Bürgersleute, sie lachte aber, wenn sie hörte, daß wieder einer bei ihrem Vater um ihre Hand angehalten habe, warf trotzig den Kopf mit den dicken, blonden Flechten in den Nacken und meinte, es hätte noch lange Zeit mit dem Heirathen. Am lautesten aber lachte sie auf, am übermüthigsten und am belustigsten, als eines Tages ein herumziehender Musikant, einer aus jenem wandernden Volk der Zigeuner, vor ihr niederfiel und sie bat, sein Weib zu werden. Zuerst dünkte es ihr zu komisch und possierlich, daß ein Zigeuner, ein gewöhnlicher, verachteter, verstoßener, verkommener Zigeuner, der nichts hatte und nichts besaß als seine Geige und die Lumpen, die er trug, es wagen konnte, um sie, das schönste Mädchen weit und breit, anzuhalten, und deshalb hatte sie so fröhlich gelacht. Aber als sie sah und hörte, wie dieser arme Zigeuner fast wahnsinnig wurde vor Schmerz um die abschlägige Antwort, wie er stundenlang melancholisch brütend in einer Mauernische, dem kleinen Haus des Topfflickers gegenüber, kauerte, und wie er dann plötzlich aufsprang und wie ein Besessener die Straßen heruntertobte, daß man oft wirklich glaubte, man hätte einen Irren vor sich, da fühlte sie Mitleid mit dem Unglücklichen. Nicht etwa, daß sie ihm ernstliche Hoffnungen gegeben hätte, dazu gingen die Pläne, die sie sich in ihrem kleinen Köpfchen zurecht gelegt, zu weit ins Großartige hinein; aber sie ließ ihn eines Tages in das ärmliche Zimmer ihres Vaters kommen, so wie eine Prinzessin ihrem Unterthan Audienz giebt, und bat ihn in ihrer süßen, einschmeichelnden Weise, die Stadt zu verlassen und nicht eher wiederzukommen, als bis zwei Jahre verflossen seien. In diesen zwei Jahren wollte sie ihr Herz befragen, ob sie es für immer an Feky, den Spielmann, verschenken könne. Der arme Feky neigte nur still den Kopf und wandte der Stadt, die sein Liebstes barg, gehorsam den Rücken, wie unendlich schwach auch die Hoffnung für ihn war, es war doch überhaupt eine Hoffnung!..

Ein Jahr verging, und dann das andere, o wie langsam, wie bleiern und träge für Feky, den armen Zigeuner!.. Er hatte Vasarhely nicht wieder betreten seit dem Tage, wo er zum letzten Mal ihr Auge glänzen sah, er war ausgewandert, seine Fiedel in der Hand, immer die Donau herauf, bis nach Böhmen und Bayern hinein, bis auch das zweite Jahr um war und er zurückkehren durfte in sein Vaterland.

Sein Erstes war, als er klopfenden Herzens in Vasarhely einschritt, daß er das niedrige, zerfallene Häuschen des blinden Topfflickers aufsuchte, um ihr unter die Augen zu treten. Das Häuschen sah noch zerfallener aus als sonst, Spinneweben hingen an den blinden Fenstern und Moos wucherte auf der Schwelle, und als der Zigeuner anklopfte, da antwortete Niemand, es war leer. Und wie er noch so stand vor der jammervollen Ruine, die einst sein Glück beherbergt hatte, da war es ihm auf einmal, als tobe und rase es wie glühende Massen durch sein Gehirn, eine furchtbare Ahnung, jener geheimnißvolle Rapport der Seelen, dämmerte in ihm herauf und drohte ihn umsinken zu lassen. Und wie eine Antwort auf dieses beklemmende, halb ungewisse Gefühl einer entsetzlichen Wahrheit, schlug ihm plötzlich Jemand auf die Schulter, und als er sich umschaute, stand Gaysa Mindszenz vor ihm, der mit dem Danil Juraszz zusammen ein Kramgeschäft in Vasarhely besaß und der ihm wohl gewollt hatte.

„Sieh da, Feky, alter Feky", so sagte Gaysa Mindszenz und man sah, wie die Freude ihm aus dem rothen, verwitterten Gesicht leuchtete, „bist Du auch wieder einmal da!? .. Sag' doch, mein guter Junge, mein braver Feky, wo hast Du Dich herumgetrieben seit den ein — zwei — oder sind es drei Jahren, wo ich Dich nicht gesehen habe?! .. O, es hat sich gar viel verändert bei uns, Feky, wenns auch nicht so aussieht von außen; der Danil Juraszz, Du weißt wohl, der stille Bursche, mit dem ich zusammen wohnte und der stets so den Kopf hängen ließ, hat mir seinen Antheil vom Kramladen verkauft und ist weggezogen. In die Pußta, sagen die Leute, da hätt' er sich eine Csarda erworben ... Dummer Schnack! Das hätte der Juraszz doch besser hier in Vasarhely haben können, wo der „Fürst von Siebenbürgen" seit zwei Jahren leer steht, weil er keinen Käufer findet!" .. Mindszenz kniff die verschwommenen Augen zusammen und deutete auf das Häuschen des Topfflickers .. „Der da drüben, der alte blinde Keresztonitz ist nun auch todt, und weißt Du, was sich die Leute erzählen, ganz offen und ohne Scheu? Seine Tochter, die Eva mit dem schönen, frommen Köpfchen, den blauen, treuen Augen und mit dem Herzen, so schwarz wie die Nacht und so feurig wie die Hölle, die soll ihn unter die Erde gebracht haben und nichts anders! ... Du mußt ihn doch auch noch gekannt haben, Feky, den bleichen, schmalen früheren Rittmeister von der Haiduckendivision von Debreczin, der sich dann hier angekauft hat? besinnst Du Dich nicht mehr? auf dem verwahrlosten Gut vom Csáky? .. Der Enyöd war's, man sagte noch, er sei so ungeheuer reich, jetzt ist's herausgekommen, daß er Schulden hat bis über die Ohren, der war's, der sich rühmen konnte, zum ersten Mal der Eva Herz gerührt zu haben. Ganz zufällig hat er sie gesehen und hat sich in sie verliebt, daß sie das blasse Kerlchen mit dem strohfarbenen Schnurrbart gern gehabt, hat Keiner geglaubt, kein Mensch; aber daß sie es auf das Geld abgesehen hatte, das der feine, saubere Herr von Enyöd besitzen sollte, das wußten wir Alle! .. Die Sache war kurz, eines Tages lag der alte Keresztonitz im Tode, und mit seinem letzten Röcheln erzählte er noch, seine Tochter habe ihn für immer verlassen und sich an den Enyöd gehangen, der mit ihr weit über das Land gegangen sei, Paris, glaub' ich, nannten die Leute die Stadt! .. Nun ist er zurückgekommen aus Paris, die Eva aber nicht!"

Wenn der brave Mindszenz in seiner Erzählung nur ein klein wenig auf seinen Zuhörer geachtet hätte, so würde er gesehen haben, wie Feky bleicher wurde und bleicher, bis er schließlich, just am Ende von Mindszenz'

Geschichte, mit einem heiseren Ton, der aus tiefster Brust zu kommen schien, zu Boden sank. Noch einmal riß er die schwarzen Augen weit auf und richtete den Kopf ein wenig in die Höhe, als wolle er noch etwas sagen, dann schlossen sich die Augen und das Haupt sank auf das Straßenpflaster nieder.

Der wackere Mindszensz eilte, zu Tode erschrocken, in eins der nächsten Häuser und holte Hülfe herbei. Dann wurde der Zigeuner in die Wohnung des Kramhändlers geschafft und von dem gerufenen Arzte untersucht, der nach langem Hin- und Herreden endlich die plötzlich eingetretene Krankheit Fekys für ein lange vorbereitetes typhöses Fieber erklärte, von dem der arme Bursche schwerlich wieder genesen werde . . . Mehr noch als der Zigeuner wurde von den theilnehmenden Vasarhelynern der brave Gaysa Mindszensz bedauert, weil er sich die unnöthige Last des Kranken auf den Hals geladen hatte. Mindszensz war aber ein Ehrenmann, trotzdem er den Schnaps liebte wie sein Vaterland und für eine Flasche Tokayer Ausbruch seine Seligkeit hingegeben hätte, er behielt Feky in seinem Hause und pflegte ihn, bis er wieder gesundete. Denn körperlich gesund wurde der Zigeuner, wenn auch die Macht des Todes ihre bannenden Kreise in beängstigender Nähe um den Körper des Sohnes der Haide gezogen hatte, geistig schien der Arme nicht wieder völlig gesunden zu können; die tiefe Melancholie, die sich nach dem bedauerlichen Vorfall vor dem Hause des todten Topfflickers seiner bemächtigt hatte, wollte nicht weichen . . . An einem schönen Herbsttage verließ ein schlanker, brauner Bursche mit tiefliegenden, glühenden Augen und eingefallenen Wangen, eine Geige in der Hand, das Haus des Krämers Gaysa Mindszensz in Vasarhely und pilgerte in die Steppe hinein, kreuz und quer, ohne Ziel, ohne Ruhe, das war der Feky . . . .

Einmal kam Feky auch in die Nähe eines Schlosses, verwittert und halbzerfallen, es war früher der Landsitz eines Grafen Csáky gewesen und von dem Rittmeister a. D. von Enyöd gekauft worden, und Feky irrte, fast ohne zu wissen, wohin er ging, auch in den Schloßhof hinein, um dort dem Gesinde vorzuspielen. Da begegnete ihm hoch zu Roß der Herr von Enyöd im Thorbogen und wie Feky den erblickte mit seinem blassen, verkniffenen Gesicht, da ging eine seltsame Wandlung mit ihm vor. Er hat Niemand erzählt, was für eine Scene sich dort zwischen dem Aristokraten und dem Paria abspielte, als Feky aber weiter schritt und weiter irrte in das Land hinein, von dem Schlosse des Herrn von Enyöd aus, da trug er ein Maal im Gesicht, zwei dicke, blutunterlaufene Striemen quer über Stirne und Wangen, und dieses Mal erfüllte sein Herz mit einem unstillbaren, brennenden Durst nach Rache . . .

Nur noch einmal wurde Fekys Namen in Vasarhely genannt, dort, wo er früher in allen Schenken und Tanzlocalen bekannt gewesen war, und das kam so:

Der Sommer wollte ins Land ziehen, mit aller seiner Pracht und seinen Freuden, da schritt ein einsamer Wanderer die große Landstraße herunter, die von Szegedin nach Vasarhely führte. Es war schon spät am Abend, die Sonne war untergegangen und vom wolkenlosen Himmel strahlte der Mond und glänzten die Sterne. Ganz in der Ferne schimmerten die dunklen Umrisse der Stadt, und zur Rechten des Weges blitzte es hin und wieder auf wie Silberperlen, das war der See, von dem man in den Csardas erzählte, er verlange mit unbeugsamer Grausamkeit alljährlich seine Menschenopfer. Zu diesem See lenkte der Wanderer die müden Sohlen und ließ sich erschöpft auf einen riesenhaften, bemoosten Stein am Ufer nieder.

Dann nahm er die Geige, die er in einem Futteral aus Ziegenfellen auf seinem Rücken trug, hervor, setzte sie an und begann zu spielen, wonnevoll schön. Klagend zogen die Töne über den Spiegel des Sees und mischten sich mit dem Gesange der Wellen zu einem Concert von seltsamen Zauber. Als ob die uralte Sage von den Wassernixen sich bewahrheiten wollte, so deutlich klang es aus den Wassern hervor und accompagnirte den Tönen der Geige, so gleichmäßig rauschten die Wogen an das Ufer heran, Schlag für Schlag, die Glanzperlen ihrer Schaumkronen in bereitwilliger Dankbarkeit dem Spielmann zu den Füßen werfend, und wie eine Wassernixe, so schwebte es plötzlich auf den Zigeuner zu, ein weißer Punct, von den Wellen geschaukelt, im Mondenlicht glänzend, und näher und näher kommend.

Da verstummte jählings die Geige. Auf sprang der Zigeuner, die Augen weit geöffnet, als sähe er in seliger Verzückung die Herrlichkeiten eines Himmels, die Hände in krampfhafter Verzerrung auf das Herz gedrückt, todtenbleich, wie damals, als der müde Wanderer an das leere Haus des armen, blinden Topfflickers klopfte, so zitterte auch jetzt eine Ahnung durch seine gemarterte Seele, eine Ahnung zum Wahnsinnigwerden . . . Und die Wellen sangen und rauschten und klopften an das felsige Ufer und immer näher kam jener leuchtende Punct auf dem See, immer größer wurde er, und das Herz Fekys krampfte sich zusammen, daß er hätte aufschreien mögen zu dem blauen Himmel, über dem ein Gott wohnen sollte, der in versöhnender Liebe die Qualen seiner Geschöpfe zu lindern verstand. Und doch schrie Feky nicht, er schrie auch nicht, als er sah, daß jener glänzende Punct eine Leiche war, die von den Wellen an das Ufer getragen, eine schöne, blasse Frauenleiche mit goldlockigem Madonnenkopf, über den der Mond einen Heiligenschein webte...

Csikos, die zur Tränke ritten, fanden am andern Morgen Feky, den Zigeuner, am Rande des Sees, in seinen Armen ein todtes Weib, von dessen Gewändern das Wasser tropfte. Die Csikos kannten die Todte, das war Eva, des blinden Keresztonitz verschollene Tochter, das waren ihre goldnen Haare, ihr süßer Mund, ihre blauen, jetzt starren und todten Dämonenaugen. Ob die Schande das Mädchen über die Lande getrieben, bis es unter den Mauern der Vaterstadt den Büßertodt gesucht, Niemand wußte es und Niemand fragte danach . . . In einem Winkel des Friedhofes von Vasarhely, dort wo die Selbstmörder ruhen, wurde die schöne Eva eingesargt, und an demselben Tage zog Feky wieder hinaus in die Steppe. Auf seiner Brust ruhte, in Leder genäht und an einer schlichten Schnur um den Hals befestigt, als letztes Andenken an die, die er geliebt um Alles in der Welt, eine goldblonde Locke" . . .

. . . . Knisternd brannten die letzten Scheit Holz im Kamin zu Ende, hin und her zuckten die Flämmchen und schaarenweise stiegen die glitzernden Funken in den Rauchfang empor . . . Ich wandte mich meinem Wirth zu und streckte ihm die Hand entgegen, mit Erstaunen sah ich, wie helle Thränen in seinen Augen standen.

„Jurasz, Ihr weint?!"

„Lassen Sie mich weinen, Herr, die Geschichte, die ich Ihnen soeben erzählt, reißt alle Wunden in meinem Herzen wieder auf! . . Ich kannte sie ja auch, die schöne Eva, o Herr, ist es denn eine Schande, daß ich sie auch geliebt habe, so, wie man nur einmal lieben kann im Leben!?"

* * *

Die Teufelsbrücke

In aller Frühe fuhr ich am andern Morgen weiter. Weithin glänzte die Steppe in thaufrischer Schöne, und über ihr wölbte sich ein durchsichtiger blauer Himmel, auf dem nur einzelne winzige kleine Wölkchen schimmerten, die von den ersten Sonnenstrahlen purpurn umsäumt wurden. Ein frischer, würziger Wind zog durch die Gräser, so daß es eine Lust war ihn einzuathmen, o, es war himmlisch schön in der Puszta, so schön, daß man sich gar nicht denken konnte, es gäbe auch unglückliche Menschen in dieser wunderbaren Natur . . .

. . . Drei Wochen später war ich in Wien. Auf dem Nordbahnhofe begegnete ich dem dicken Baron Karajan, der in seiner liebenswürdigen, chevaleresken Art und Weise sofort auf mich zukam und mir die Hand reichte.

„Ah, mein bester Herr v. Z. Sie hier in Wien? Wie geht es Ihnen? haben Sie die Unglücksaffaire bei Gyula verdaut?! War schauderhaft, wahrhaftig! . . Denken Sie sich doch, der arme Mensch, der Envöd, er ist übrigens wieder leidlich hergestellt, hat keine Ahnung, schwör's Ihnen zu, heute noch nicht, was der Kerl, der Zigeuner, überhaupt gegen ihn gehabt hat! Aus dieser Canaille war selbstredend nicht ein Wort herauszubekommen, eigentlich schade, daß die kleinen Hülfsinstrumente des Grafen Raday nicht mehr angewendet werden dürfen! . . Was ich sagen wollte, ja, also der Kerl war wie taubstumm; das einzige, um das er flehentlich bat, war seine halb zersplitterte Geige. Gyula war auch gutmüthig genug, sie ihm geben und ihm die Fesseln abnehmen zu lassen . . . Und nun, denken Sie sich nur, nun hören wir eines Nachts einen Mordspectakel im Schlosse, der Kerl geigte unten in seinem Keller, wahrhaftig, ich versichere Sie, der Kerl geigte, mitten in der Nacht! . . Die Aufregung war nicht gering, das kann ich Ihnen sagen, wie aber die Diener sich auf der Treppe hören lassen, die zu dem Keller führt, wird's still auf einmal und wie sie hinunterkommen, liegt die Geige gänzlich zertrümmert auf der Erde und, man sollt's kaum glauben, der Zigeuner hat sich an einem Wandnagel erhenkt!" . . Der Baron lachte . . „Was sagen Sie dazu? Es hört doch Alles auf! . . Ich hatte aber dem Gyula gleich gerathen, ihm die Fesseln zu lassen, mon dieu, er hörte doch nicht! . . Uebrigens noch etwas, dieser Zigeuner scheint so ein brauner Don Juan gewesen zu sein, so etwas ähnliches, denn, denken Sie, der Schlingel trug auf der bloßen Brust, vielleicht auch als Amulet, in schmutziges Ziegenleder genäht eine wirkliche, leibhaftige Frauenlocke, noch dazu von wundervoller, röthlich blonder Farbe und seidenweich! . . Der Gyula und der schwarze comte, der Italiener, waren ganz gerührt über dieses Zeichen von Minneritterlichkeit bei dem Zigeuner, und der Envöd, ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wurde kreidebleich, wahrscheinlich vor Wuth! Der arme Kerl! Wir hoffen, daß ihn ein Seebad wieder ganz gesund machen wird! . . Uebrigens kann ich mir doch nicht helfen, zwischen ihm und dem Zigeuner muß irgendwie einmal etwas vorgefallen sein, ich bin der festen Ueberzeugung! Doch nun adieu, mein bester Herr v. Z., mein Train geht ab, leben Sie wohl!"

Er nickte noch einmal mit der grau gantirten Hand, dann entschwand er meinen Blicken.

Arthur Schopenhauer.

Ein Charakterbild von **Friedrich von Baerenbach.**

(Schluß.)

In die Zeit des Weimarer Aufenthaltes, dessen unerquicklichen Abschluß die nicht wieder ausgeglichenen Differenzen zwischen Mutter und Sohn bildeten, fällt der kurzwährende aber für beide Theile anregungsvolle Verkehr des jungen Schopenhauer mit Goethe. Dieser wurde erst durch das Capitel vom „Seynsgrund" in der „Vierfachen Wurzel" auf den fast um vierzig Jahre jüngeren, „schwer zu erkennenden jungen Mann" aufmerksam, suchte aber auch alsobald das Interesse des vorurtheilslosen Selbstdenkers für seine von den Naturforschern lange vernachlässigte Farbenlehre zu gewinnen. Wenn je, so war hier der Schüler des Lehrers werth. Das aufkeimende Genie des Philosophen ordnete sich anfangs willig unter. Seit Goethes erster Begegnung glaubte er zu wissen, daß dessen vornehmstes Gebot sei: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!" Aber ein Nachbeter und Nachsprecher konnte er nie werden. Der Nachdenker, der Selbstdenker in ihm ließ keine Autorität auf sich wirken, ohne die Kritik und die begriffliche Controle des eigenen Denkens zur Geltung zu bringen. Sein Erkenntnißtrieb war zu groß, um sich durch Pietät oder Autorität niederdrücken und zu Annahmen an Wahrheitsstatt zwingen zu lassen, seine Erkenntnißcapacität duldete keine Anhäufung der todten Capitalien des überlieferten Wissens. Er ließ sich belehren, aber nicht, um bei dem, was er empfing, stehen zu bleiben und sich zu bescheiden, sondern nur, um die ganze Kraft seines Intellectes an dem Empfangenen zu erproben und durch eigene Arbeit zu höheren Graden der Gewißheit zu gelangen. So kam es, daß Schopenhauer, der das Studium der Optik „zunächst lediglich aus Verehrung für den großen Dichter" aufnahm, sich immer mehr, immer selbstthätiger in die von Goethe behandelten Probleme vertiefte, anfangs wohl, ohne zu ahnen, daß ihn jene wunderbare Schicksalsfügung, welche den Lebenslauf jedes Menschen beherrscht, mit diesen scheinbar abseits liegenden Forschungen gerade den zur Vorbereitung seiner Lebensaufgabe zunächst nothwendigen Schritt thun ließ, der ihm mit Berkeley's und Kant's Hülfe seine eigenthümliche Erkenntnißtheorie erschließen sollte." Welche scharfe Dialectik, welche mannigfache Anregung zumal für den viel jüngeren Philosophen aus diesem Verkehr grundverschieden gearteter großer Naturen resultiren mochte, läßt einer von den vielen Aussprüchen Schopenhauers über Wesen und Lehre des großen Meisters durchblicken: „Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objecte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subject vorgestellt werden. Was, sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe!"

Wie Goethe selbst über seine Stellung zu Schopenhauer und zu seiner Philosophie dachte, darüber klären uns manche Stellen in dem kurzen Briefwechsel zwischen Beiden auf. Merkwürdig ist insbesondere das Urtheil, das er abgab, als ihm Schopenhauers Farbentheorie gedruckt vorlag. „Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte, weil er eine Zeitlang in Weimar sich aufhielt, meine Farbentheorie zu ergreifen, damit wir in unseren Unterredungen einen quasionalen Grund und Gegenstand hätten,

worüber wir uns besprächen, da ich in der intellectuellen Welt ohne eine solche Vermittlung gar nicht wandeln kann, es müßte denn auf poetischem Wege sein, wo es sich ohnehin von selbst giebt. Nun ist dieser junge Mann von meinem Standpunct ausgehend, mein Gegner geworden. Zur Mittelstimmung dieser Differenz habe ich auch wohl die Formel, doch bleiben dergleichen Dinge immer schwer zu entwickeln." Die erwähnte Differenz bezog sich auf die wahre Polarität der Farben, besonders auf die Herstellung des Weiß aus Farben, welche ihm, wie er sagte, Goethe nie verzeihen konnte, „ohne brieflich oder mündlich ein Argument dagegen vorzubringen." Bezeichnend ist auch die im Frommann'schen Hause zu Jena überlieferte Anecdote: Goethe habe einmal zu den am Theetisch über den „in mürrischer Absonderung" am Fenster stehenden Schopenhauer kichernden Mädchen gesagt: „Kinderchen, laßt mir den dort in Ruhe, der wächst uns Allen noch einmal über den Kopf." Auch eine Notiz in den „Tag- und Jahresheften" läßt eine aufrichtige Sympathie erkennen, welche auch durch die erwähnten Differenzen nicht beeinträchtigt wurde, wenngleich „eine gewisse Scheidung" bei der fundamentalen Verschiedenheit der Charakter unvermeidlich war. „Dr. Schopenhauer, heißt es dort, „trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten Manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie dann sehr schnell einander aus dem Gesicht kommen." Bezeichnender für diesen conservativen Charakter des Altmeisters, welcher selbst das tiefere Eingehen auf die Einwendungen des einstmaligen Schülers erschwerte oder verhinderte, ist auch eine Stelle aus einem der Briefe Goethes an Schopenhauer, die sich durch einen warmen und herzlichen Ton auszeichnen, wie er dem auf dem Zenith seines Wirkens stehenden Dichter nur sehr wenigen Auserlesenen gegenüber eigen war. „Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit wissen", heißt es dort, „womit Sie sich beschäftigen und Sie werden mich immer theilnehmend finden, denn obgleich ich zu alt bin, mir die Ansichten Anderer anzueignen, so mag ich doch sehr gern, insofern es nur immer möglich ist, mich geschichtlich unterrichten, wie sie gedacht haben und wie sie denken." Die letzte persönliche Begegnung mit Goethe fand nach Schopenhauers Rückkunft aus Italien statt. Auf dieselbe bezieht sich die Bemerkung: „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung." Uebrigens gedachte Goethe auch später noch in alter Gesinnung seines einstmaligen Schülers, der so rasch „gleich Lehrer" wurde, und las auch seine Hauptwerke als Einer der Ersten mit dem höchsten Interesse. Wie hoch ihn Schopenhauer hielt, welchen Rang er ihm als Dichter eingeräumt wissen wollte, das weiß jeder Kenner seiner Schriften. Unbedingte Beistimmung war seine Sache nicht, aber treue Anhängerschaft und innige Verehrung bewahrte er dem größten Dichteringenium zeitlebens.

Außer von Goethe fühlte sich der menschenscheue Philosoph im Weimarer Kreise nur von der Schauspielerin Karoline Jagemann mächtig angezogen. Er traf den gefeierten Liebling Karl August's im Hause seiner Mutter. Dieser gestand er einmal: „Dieses Weib würde ich heimführen, und wenn ich sie Steine klopfend an der Landstraße fände." Dieser Enthusiasmus ist um so merkwürdiger, als unser Philosoph solchen Aufwallungen wenig oder gar nicht zugänglich war, wir überhaupt, außer einer unausge-

klärten Affaire in Italien, keinen Fall wissen, in welchem er Liebe für eine Frau geäußert oder bewiesen hätte. Kein Wunder bei dem Philosophen, dessen „Capitel XXVII." in den Provinzen die pièce de resistance aller belesenen Frauen werden sollte. Ist man doch von vornherein verurtheilt, wenn man aus der großen Zahl seiner ungünstigen Aussprüche einen oder den anderen als im Großen und Ganzen berechtigt anerkennen will. Charakteristisch ist, daß dieselbe Karoline Jagemann, welche unsern Philosophen so sehr enthusiasmiren konnte, daß das einzige Liebesgedicht, das wir von ihm kennen, an sie gerichtet ist, um zehn Jahre älter war als er. Allzutief mag ihm indessen auch diese Zuneigung nicht zu Herzen gegangen sein, da er sich allem Anschein nach rasch mit ihr abfand, ohne ihr in Schmerzen nachzugehen. Allerdings mag der Umstand hierbei mitgewirkt haben, daß sich eben damals aus der gährenden Seele des hochsinnigen Mannes der Entwurf seiner Philosophie erhob „wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend."

In die ersten Jahre des Dresdener Aufenthaltes fallen Entwurf und Ausführung des Hauptwerkes und damit der „wesentliche Inhalt seines Lebens." Zur Ostermesse 1816 erschien die Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" bei J. F. Hartknoch in Leipzig, dem Verleger der „Kritik der reinen Vernunft." Ueber seinen dresdner Aufenhalt schreibt sein Biograph: „Obwohl die angeborene Aristokratie seines Charakters Schopenhauers Umgang auch in Dresden sehr beschränkte, so lebte er doch nicht eingezogen, sondern verkehrte mit den Ortsgenossen, und wußte seine, ihr Recht fordernde Jugend, soweit es der höhere Zweck, die souveräne Macht seiner Bestimmung zuließ, als Mann von Welt zu genießen. Den Antheil, den er an dem Dresdener Schriftstellerleben jener Tage nahm, war ganz eigenthümlich. Ungeachtet des oft beißenden Spottes und der stolzen Ueberhebung, zu der ihn seine Ueberlegenheit leicht fortriß, war er beliebt und geachtet. Die tiefinnerliche Redlichkeit seines ganzen, jeder gemeinen Absicht, jedem äußern Vortheil fremden Wesens, lehrte die verletzende Seite desselben übersehen und verzeihen. Mit beschränkten und hartköpfigen Naturen freilich, wie sie leider gewöhnlich die Mehrzahl bilden, war der Verkehr bald abgebrochen." Diejenigen, die ihm dies in gehässiger Weise vorwarfen, wissen den Satz nicht zu würdigen, daß „mit der Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen", weil sie selbst vielleicht an jenem Uebel leiden. Und Schopenhauer war jedoch, wie von Kant einer gesagt hat, nur ein Halbgott!"

Mehrere Jahre hatte Schopenhauer in der „glücklichen Verborgenheit", die Platen besingt, an seinem Hauptwerke, der Großthat seines Lebens gearbeitet. Im März 1818 machte der Freiherr von Bielefeld den Verlagsbuchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig auf Schopenhauer aufmerksam. Brockhaus, der bereits mit Johanna Schopenhauer in literarischen und freundschaftlichen Verbindungen stand, erklärte sich bereit, mit Dr. Schopenhauer in Verbindung zu treten, worauf ihm dieser in einem ausführlichen Schreiben sein Werk zum Verlag anbot. Charakteristisch und nicht uninteressant für die durch unübertreffliche Vorsicht und einen nahezu beispiellosen Mangel an Risikobereitschaft oder gar Opferwilligkeit ausgezeichneter Ueberzahl deutscher Verleger ist die auf das Honorar bezügliche Stelle dieses Schreibens. „Wollte ich demnach gemäß dem Werthe, welchen ich auf mein Werk lege, meine Forderungen an Sie abmessen, so würden diese außerordentlich, ja unerschwingbar ausfallen. Sogar aber, wenn ich auch nur nach dem Werthe, den, meines Erachtens, das Manuscript für den Verleger haben wird, die Forderungen

machen wollte, so würden dieselben schon stark sein. Allein auch dieses werde ich nicht, weil ich nicht verlangen kann, daß Sie alles Gesagte mir ganz auf mein Wort glauben, sondern Sie natürlich argwöhnen müssen, ich sei durch Eigenliebe bestochen. Dies annehmend, bequeme ich mich, von der Rücksicht auszugehen, daß mein Name noch sehr wenig bekannt und daß ein philosophisches Werk, so lange es keinen Ruhm erlangt hat, vors Erste kein großes Publicum findet, wiewohl nachher ein desto größeres. Hierauf also gründen sich folgende, höchst billige Forderungen." Er nennt dann unter Bedingung der strengsten Verschwiegenheit den Titel des Werkes und verlangt für eine Auflage von „allerhöchstens achthundert Exemplaren" das „kaum nennenswerthe Honorar von einem Ducaten für den gedruckten Bogen", das in zwei Theilen nach Ablieferung der Manuscripttheile ausbezahlt werden müsse: „Denn ich reise, sobald ich es übergeben, nach Italien ab, welche Reise ich blos dieser Arbeit wegen um zwei Jahre verschoben habe." Er verlangt eine „ganz entschiedene Antwort ohne Aufschub", lehnt alle Mitarbeit am „Conversationslexikon" oder „Kunstblatt" ab, da er „nie an Zeitschriften arbeiten würde", und bemerkt kategorisch, das Manuscript keinesfalls vor den festgesetzten Fristen abliefern zu wollen, da dies die Vollendung des Werkes im Einzelnen nicht erlaube. „In Wahrheit aber war es ihm vor Allem darum zu thun, daß die ungedruckte Handschrift nicht länger als unbedingt nothwendig in fremder Hand bleibe." Brockhaus nahm die Bedingungen en bloc an, worauf der Contract abgeschlossen wurde. Die langsame Herstellung in der Altenburger Druckerei hatte wiederholte Mahnbriefe des ungeduldigen Autors zur Folge, „in denen er nach seiner durchaus unpraktischen, ungestümen und schroffen, gleich Schlimmes fürchtenden und Schlechtes argwöhnenden Art, je länger die Verzögerung dauerte, desto verletzender auftrat." Die Beleidigungen, mit welchen er seinen Verleger überhäufte und die kategorischen Forderungen und Drohungen, die er an ihn richtete, indem er das Honorar einforderte, wie man vom Vetturino sich einen Thaler geben läßt, um sicher zu sein, daß er wirklich fährt", veranlaßten diesen zu einer Antwort, die eine wahre partie honteuse in Schopenhauers Annalen bildet und welche ein zweites Schreiben im Gefolge hatte, mit welchem der weitere persönliche Verkehr zwischen Autor und Verleger abgebrochen wurde. „Was ich zu thun habe", heißt es am Schlusse desselben, „weiß ich selbst und bedarf ich dazu keiner Erinnerung, die in den sackgroben Formen, worin Sie solche kleiden, ohnehin immer entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Ich hoffe nur, daß meine Befürchtung, von Ihrem Werke blos Maculatur zu drucken, nicht in Erfüllung gehen werde." Am Ende des Jahres 1818 erhielt Schopenhauer in Rom die ersten Exemplare seines Werkes, dessen erste Auflage in der That lange Zeit die Befürchtung des Verlegers rechtfertigte.

Die hastige Abreise nach Italien glich einem eiligen Rückzug, desjenigen etwa, der soeben den Zunder an ein großes Feuerwerk gelegt hat. Das stolze Gefühl, der Welt seine Schuld abgetragen zu haben, begleitete ihn über die Alpen. Gleich seinem großen Vorbilde Goethe, brachte er die gediegenste Vorbereitung zum Genusse des classischen Bodens mit. Damals schämte man sich noch in Deutschland, diesen unwissend zu betreten; eine Schüchternheit, welche die Kraft des Dampfes längst überwunden hat. In Italien traf Schopenhauer die beiden großen Dichter des Pessimismus Byron und Leopardi. Keinen sollte er persönlich kennen lernen. Auch Chateaubriand befand sich damals in Italien, so daß „die vier großen Weltverächter die schönste

Gelegenheit gehabt hätten, neben dem Congreß von Verona einen Pessimisten-congreß abzuhalten. Wie Schopenhauer dort gelebt, wie sehr er in vollen Zügen die Schönheit und die erhabenen Erinnerungen des Südens genossen, davon wußte er noch in späten Tagen zu erzählen. „Noch im späten Alter", sagt sein Biograph, „überkam ihn eine ihm sonst ganz fremde weiche Stimmung, wenn er von Venedig sprach, wo die Zauberarme der Liebe ihn eine Zeit lang umstrickt hielten, bis die innere Stimme ihm gebot, sich loszureißen und seinen Weg allein weiter zu wandeln."

In die Zeit der italienischen Reise fällt die Correspondenz mit seiner Schwester Adele, deren uns aufbewahrte Briefe die höchste Sympathie erwecken müssen für dieses edel angelegte, im Glück und Unglück gleich unerschütterliche, sich selbst treu bleibende Mädchen, dessen ungemeines Liebesbedürfniß sich an den Bruder klammerte, der sie über Alle hochstellte. Bot er ihr auch, nachdem sie gleich ihrer Mutter infolge ungeschickter Manipulationen den größten Theil ihres Vermögens verloren, an, das seine mit ihm zu theilen, so blieb es nicht nur bei dem bloßen Anerbieten, von welchem von keiner Seite je Gebrauch gemacht wurde, sondern es kam auch zwischen den Geschwistern selbst zur Scheidung der Wege, weil sein tiefwurzelndes Mißtrauen auch ihr gegenüber keinen durchaus edlen und selbstlosen Regungen und jenem Vertrauen Platz machen wollte, die sie um ihn verdiente. Sechzehn Jahre später schreibt Adele über diese Entzweiung: „Ich riß mich los von Dir, weil mich Dein Mißtrauen erschreckte! Es ist eine traurige Geschichte; Vorwürfe verdiene ich aber nicht; ich habe in aller Unschuld gefehlt." Sie meint ihre Vermögensangelegenheit, die ihr vorgeworfene Uebereilung in der Zustimmung zu M.'s Accord und ihre Leichtgläubigkeit dem Letzteren und dessen Gesellschaften sowie der Mutter gegenüber, die ihre Schulden verschwiegen hatte. Auch Schopenhauers eigenes Vermögen war zu einem gewissen Theile damals gefährdet, aber er führte seine Angelegenheit, wie sein an humoristischen Episoden und Schachzügen, die des gewandtesten Advocaten würdig waren, reiche Briefwechsel mit dem Bankhause zeigte, mit der Geschicklichkeit und eisernen Consequenz des routinirtesten Geschäftsmannes zu Ende, bis er auf Heller und Pfennig bezahlt war. Er stellte auch in finanziellen Dingen, wo es die Wahrung seiner Rechte galt, seinen Mann. „Bange machen" galt bei ihm nicht. Der durch Ihering zum geflügelten Worte gewordene Kampf ums Recht galt auch ihm als eine Pflicht. Nachdem diese leidige Angelegenheit geordnet war, habilitirte er sich nach längerem Schwanken in Berlin, wo er schon bei der Probevorlesung den anmaßenden Hegel ob seiner Keckheit in Dingen, die er gar nicht verstand, beschämte. Aber nicht besser, als es anfangs seinem Hauptwerk erging, sollte er in der akademischen Laufbahn fortkommen. Zwölf Jahre war sein Collegium zur gleichen Stunde, da Hegel zu lesen pflegte, im Lectionskatalog angezeigt, aber thatsächlich war seine akademische Wirksamkeit trotz der tüchtigen Vorarbeiten für dieselbe gleich Null.

Er verbrachte dann einen Theil der folgenden Jahre auf Reisen in der Schweiz und in Italien, hielt sich zeitweilig in München und Dresden auf und trug sich mit dem Plan, durch Uebertragung der Werke seiner damals gleich ihm selbst hintangesetzten berühmten Vorgänger die gebildete Welt dem Verständnisse seiner eigenen Lehre näher zu bringen. Nach Berlin rief ihn eine leidige Angelegenheit zurück, welche die unerquicklichste Episode seines Lebens bildet, ein tragikomisches hors d'oeuvres, der ungemein langwierige und zu seinen Ungunsten, vermöge der unerhörtesten Verdrehung und Ver-

wirrung aller juristischen Begriffe entschiedene Proceß einer ihm kaum bekannten Näherin, eines ganz erbärmlichen Frauenzimmers, welches er einmal aus seinem Vorzimmer hinausgeschafft hatte, und das nun auf Grund aller erdenklichen simulirten Krankheiten und angeblichen Folgenübel jener unsanften Expedition lebenslänglich von ihm alimentirt werden mußte. Wer die in der Biographie auszugsweise mitgetheilten Proceßacten liest, der glaubt vielleicht, daß sich der Proceß irgendwo im Orient abgespielt haben müsse, nicht aber vor dem Forum norddeutscher rechtskundiger Richter im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Hierdurch und durch alle anderen Verhältnisse des damaligen Berlin im höchsten Grade erbittert, wandte er sich nach Süddeutschland, faßte aber nirgends Fuß im akademischen Leben, dem er endlich den Rücken kehrte. Nun beschäftigte er sich mit Sprachenstudien und war darauf bedacht, seinen Werken auch im Ausland einige Beachtung zu verschaffen, was ihm in seltenen Fällen auch gelang. Indessen scheiterte sein Plan, die Werke Kants in sein „geliebtes" Englisch zu übertragen.

Die Cholera vertrieb ihn endlich ganz aus dem ihm verhaßten Berlin und veranlaßte seine Uebersiedelung nach Frankfurt, wo er endlich eine ruhige Stätte fand. Lange schon hatte es ihn getrieben in das mildere Klima und sanftere Leben. Guter Ort für eine Eremitage! Hier knüpfte er auch die Verbindung mit der Schwester wieder an. Die Beziehungen zwischen Beiden schienen wieder herzlicher geworden zu sein. Auch die Mutter schrieb wieder an ihn. Einzelne seiner Freunde hielten treu zu ihm, obschon er auch die Geduld dieser auf die härtesten Proben stellte durch sein ganz ungewöhnliches Mißtrauen. Bacons Satz, daß aller Argwohn auf Unwissenheit beruhe, verwarf er und dachte mit Champort: Der Weisheit Anfang sei die Furcht vor den Menschen. Demosthenes habe Recht, wenn er sage: Wälle und Mauern seien eine gute Schutzwehr, die beste aber sei die apistia, das Mißtrauen. Vergebens hatte ihn Chamisso zu Berlin einst gewarnt, den Teufel nicht zu schwarz zu malen, ein gutes Grau sei ausreichend; die Wurzeln des Mißtrauens reichten zu tief in sein unveräußerliches Wesen, seinen Willen hinab, zusammenhängend mit jenem exorbitanten Fremdlingsgefühl, dem unsäglichen Heimweh, das er in diese Welt mitgebracht und das ihm von Jahr zu Jahr die Brust mehr beklemmte. In Wahrheit war er nicht Menschenhasser sondern Menschenverachter. Darauf zielt sein kaustischer Spott ab, mit dem er z. B. die Menschen mit Roßkastanien vergleicht, welche den echten oft so täuschend ähnlich seien und an denen doch das Blatt so leicht zum Verräther werde.

Im Jahre 1836 nahm Schopenhauer die seit siebzehn Jahren unterbrochene schriftstellerische Thätigkeit mit dem Schriftchen „Ueber den Willen in der Natur" wieder auf, die nach seinen eigenen Worten erst spät „wie ein Raphael in der Bedientenstube" entdeckt werden mußte. Sein bald darauf abgegebenes Gutachten über das Goethe'sche Monument wurde nicht gehört, vielmehr geschah Alles dagegen. 1838 wurde seine Schrift „Ueber die Freiheit des Willens" von der norwegischen Societät der Wissenschaften zu Drontheim mit dem Preise gekrönt, während bald darauf die dänische Societät der Wissenschaften in Kopenhagen ihr abfälliges, höchst wässeriges Urtheil über seine Schrift „Ueber das Fundament der Moral" fällte. Er war sechsundfünfzig Jahre alt, als er mit dem zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung", nach seinen eigenen Worten „die Frucht eines ganzen, unter stetem Studium und Nachdenken zugebrachten Lebens, der vollen Reife des Alters, die Commentation aller während vierundzwanzig Jahren corrigirten

Gedanken und ganz entschieden das Beste" herausgab. Bei der neuen Ausgabe des ganzen Werkes fand Schopenhauer im Ganzen nichts zurückzunehmen. Der materielle Erfolg dieser Ausgabe war für den Verleger die längste Zeit gar nicht befriedigend. Er hatte damit ein „schlechtes Geschäft" gemacht. Erst nach dem Erscheinen der zu billigem Preise käuflichen Parerga sollte endlich die Zeit der Verbreitung auch für die anderen Werke Schopenhauers beginnen. Von nicht geringem Interesse ist die lange vor dieser Blüthezeit der Schriften im Hinblick auf Verbreitung und materiellen Vortheil gepflogene Correspondenz des Philosophen mit dem scharfsinnigen und philosophisch denkenden Advocaten Berken.

Aufschlüsse über seine wenig bewegte letzte Lebenszeit, in welcher er noch das Glück genoß, Zeuge der lange versagten Anerkennung und des gewaltigen Interesses zu sein, die sich nach langen Jahren gänzlichen Todtgeschwiegenseins seinen Werken zuwandten, enthalten die umfangreichen und in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Aufzeichnungen Frauenstädts, wie insbesondere auch die ebenso anziehenden als reichhaltigen Darstellungen Gwinners*), der sich durch die Gestaltung des Lebens- und Charakterbildes eines Philosophen, dessen Lehre in mehreren Individuen und in ganzen Kreisen zur modernen Religion geworden ist, ein wirkliches Verdienst erworben hat, das wir gern anerkennen. Wie schwer es ist, dem Leben und Lehren eines so außergewöhnlichen Ingeniums ganz gerecht zu werden, das fühlte der Darsteller wohl. Es muß uns zur Genüge sein, wenn das Abbild dem Urbild in einzelnen Zügen gleicht, wenn mit unbeugsamer Hand ein Riß durch alle Zerrbilder und phantastischen Heiligenbilder gemacht wird, welche je nach der Gesinnung des Darstellers von Schopenhauer entworfen worden sind. Nur ein Abbild haben wir, auch in der Lehre ist das Urbild nicht ganz rein erhalten, weil sie nicht an die Größe der Idee, der ursprünglichen Corruption selbst heranreichen kann. „Wie der Knabe in dies Leben hineinsah, mit dem erstarrten Blick auf das durch Hunger und Geschlechtstrieb erhaltene Getriebe dieser Welt; wie der Jüngling ihr scheu entgegentrat, seine eigene innere Welt verbergend; wie der Mann ihm fremd und feindlich gegenüberstand — a vulgo longe longeque remotus solutus omni foenore; wie der Greis sie endlich sie tief unter sich erblickte und sein feuriges klares Auge in stolzer Resignation erkaltete — dies müßte man darstellen können. Die trübselige Einsamkeit, die grenzenlose Oede seines Daseins, die unsägliche Menschenverachtung, die Härte des Stolzes, mit dem er sein Herz wie mit einem Panzer umgab, der es selbst zu verhärten drohte, ethisch verständlich zu machen und dem Charakter des Mannes vor der Welt Platz zu machen, der ihm gebührt."

Keiner vor ihm hat mit gleicher ergreifender Wahrheit über das Wesen des Genies gedacht und gesprochen. Als er den Charakter des Genies zeichnete, hat er seine eigene Geschichte geschrieben. In seinen Werken hat er sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Sie sichern ihm die Unsterblichkeit, die er mit heißer Sehnsucht auf dem Wege der Wahrheit gesucht hat.

---

*) Der Autor bezieht sich, wenn von Biographien Schopenhauers die Rede ist, immer auf das Buch „Schopenhauers Leben" von Wilhelm Gwinner, Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ein Ereigniß aus dem Leben des Herrn John Oakhurst.

Von Bret Harte.*)

Er dachte stets, es müsse eine Fügung des Schicksals gewesen sein. Jedenfalls konnte nichts mit seinen Gewohnheiten mehr in Widerspruch stehen als die Thatsache, daß er sich an jenem Sommertage schon um sieben Uhr Morgens auf der Plaza befand. In dieser, wie überhaupt in allen Jahreszeiten, erblickte man sein farbloses Antlitz nur selten außer dem Hause, oder anderswo vor zwei Uhr Nachmittags. Und als er in späteren Jahren im Lichte eines wechselvollen Lebens auf diesen Zeitpunct zurücksah, kam er mit der seinem Gewerbe eigenthümlichen Philosophie zu der festen Ueberzeugung, daß es eine Schicksalsfügung gewesen sein müsse.

Meine Pflicht als wahrheitsgetreuer Berichterstatter gebietet mir jedoch, den Lesern mitzutheilen, daß jener Morgenspaziergang des Herrn Oakhurst einen sehr einleuchtenden Grund hatte. Punct halb Sieben, die Bank hatte eben einen Gewinn im Betrage von 20,000 Dollar zurückgelegt, war er vom Pharaotische aufgestanden, hatte seinen Platz einem zuverlässigen Gehülfen anvertraut und war leise hinausgeschritten, ohne die Augen der stummen, angstvoll über den Spieltisch gebeugten Gesichter auf sich zu ziehen. Aber als er sein elegant ausgestattetes Schlafgemach jenseits des Corridors öffnete, stutzte er ein wenig, denn er sah, daß die Sonnenstrahlen durch ein zufällig nicht verhängtes Fenster hereinflutheten. Vielleicht war es die Neuheit der Idee; genug, als er gerade im Begriff stand, das Rouleau niederzulassen, hielt er plötzlich inne und ging mit sich zu Rathe; dann nahm er seinen Hut vom Tisch, stieg eine geheime Treppe hinab und betrat die Straße.

Die Leute, welche diese frühe Morgenstunde ins Freie gelockt hatte, gehörten einer Classe von Menschen an, die Herrn Oakhurst völlig fremd war, Milchleute und Gemüsehändler verhandelten ihre Waaren; Krämer und Manufacturwaarenhändler öffneten ihre Läden; Dienstmädchen fegten die steinernen Treppenstufen vor den Häusern, und hin und wieder zeigte sich ein Kind. Herr Oakhurst beobachtete ihr Treiben mit einer gewissen kühlen Neugierde: er empfand in diesem Augenblicke offenbar nichts von jenem cynischen Widerwillen, der ihn ergriff, so oft er mit dem anspruchsvolleren Theil der menschlichen Gesellschaft verkehrte. Ich glaube sogar, daß er nicht ganz unempfänglich für die bewundernden Blicke war, mit welchen diese schlichten Frauen sein Gesicht und seine schöne Gestalt betrachteten, welche trotz des wohlgestalteten Menschenschlags, der diese Gegend bewohnte, durch ihre Schönheit Aufsehen erregen mußten. Ja, während dieser verdorbene

---

*) Dies Cabinetstück psychologischer Feinmalerei entnehmen wir den bereits früher empfohlenen neuen Erzählungen Bret Harte's, die bei Abenheim in Stuttgart erschienen sind. Die Red.

Vagabund wahrscheinlich in dem stolzen Bewußtsein seiner isolirten gesellschaftlichen Stellung jedes freundliche Entgegenkommen einer vornehmen Dame mit kalter Gleichgültigkeit aufgenommen haben würde, gelang es einem kleinen Mädchen in zerlumptem Gewande, das staunend neben ihm herlief, ein schwaches Erröthen auf seine farblosen Wangen zu zaubern. Auch ließ es sich nicht eher fortschicken, als bis es herausgefunden hatte, was früher oder später noch gar Manche ihres weitherzigen urtheilsfähigen Geschlechtes entdeckte, daß dieser elegante Herr ungemein freigebig mit seinem Gelde verfuhr, und daß — was vielleicht keine einzige ihres Geschlechts erkannte — seine kühnen, dunklen Augen in Wahrheit eine bräunliche oder vielmehr zart graue Farbe besaßen.

In einer der Nebenstraßen fesselte ein kleiner Garten vor einem weiß angestrichenen Landhause Herrn Oakhurst's Aufmerksamkeit. Rosen, Heliotrops und Verbenen sah er dort in üppiger Fülle blühen. — Wie häufig hatte er Gelegenheit gehabt, diese Blumen in der kostspieligeren, handlicheren Form eines kunstvoll geordneten Bouquets zu betrachten! Allein niemals waren sie ihm so überaus lieblich erschienen wie eben jetzt. Vielleicht verdankten sie diesen Liebreiz dem frischen Thau, der auf ihnen lag; vielleicht fand er sie so schön, weil sie ungepflückt waren; jedenfalls aber bewunderte er sie nicht etwa, weil sie sich gut zu einem Tribut für das bezaubernde, talentvolle Fräulein Ethelinda geeignet hätten, welche, wie sie ihm stets versicherte, nur Herrn Oakhurst zu Liebe auf der dortigen Bühne blieb, oder weil sie ein passendes Geschenk gewesen wären für das bestrickende Fräulein Montmorissy, mit der er am heutigen Abend zu soupiren gedachte, sondern einfach um seiner selbst und vielleicht um der Blumen willen. Dennoch schritt er vorüber auf die freie Plaza. Dort sah er unter einem Baumwollenbaum eine Bank, deren Sitz er sorgfältig mit seinem Taschentuche abstäubte, ehe er sich auf ihr niederließ.

Es war ein herrlicher Morgen. Die Luft war so ruhig und still; das Rauschen der Sykomore klang, als ob der erwachende Baum tief Athem hole, und das Knistern seiner Zweige schien das Ausstrecken schlummerschwerer, neubelebter Glieder anzudeuten. In weiter Ferne begrenzten die Sierras den Horizont, der so weit entrückt war, daß das Auge keine bestimmte Färbung zu erkennen vermochte und daß sogar die Sonnenstrahlen die Hoffnung aufgaben, ihn jemals zu erreichen und daher rastlos all ihren Glanz auf den weiten Vordergrund der Landschaft vergeudeten, bis dieser in lichtem, lebhaften Contraste erglänzte. Von einer höchst ungewohnten Bewegung ergriffen, nahm Herr Oakhurst seinen Hut ab, lehnte sich an die Bank und schaute zum Himmel empor. Einige Vögel, welche über ihm auf einem Zweig hockten, begannen offenbar in einem Zwiegespräch die Frage zu erörtern, ob er boshafte Absichten hege oder nicht. Durch das tiefe Schweigen ermuthigt, hüpften zwei von ihnen auf dem Boden vor seinen Füßen hin und her, bis sie schließlich durch das Getöse von Rädern, die über den Kies wegrollten, verscheucht wurden.

Herr Oakhurst sah auf und erblickte einen Mann, der sich ihm langsam näherte und ein schwer zu beschreibendes Fuhrwerk vor sich hinschob, in welchem eine Frau theils saß, theils lag. Ohne zu wissen warum, erkannte Herr Oakhurst sofort, daß der Wagen die eigene Erfindung und Arbeit dieses Mannes sein müsse; theils schloß er das aus seiner seltsamen Bauart, theils aus der starken, gewandten Hand seines Leiters, und theils aus

dem unverkennbaren Stolz und Selbstbewußtsein, mit welchem derselbe ihn regierte. Herr Oakhurst bemerkte übrigens noch etwas: das Antlitz des Mannes war ihm bekannt. Mit der, den Fürsten eigenen Fähigkeit, kein Gesicht zu vergessen, das einmal in ihrem Empfangszimmer erschienen ist, schlug er in seinem Gedächtniß nach und fand sofort in der betreffenden Rubrik die Bemerkung: „Zu San Francisco, im Polkasalon. Verlor seinen Arbeitslohn; ich glaube 70 Dollar — auf Roth. Kam nie wieder.“ Es war jedoch keine Spur dieser Betrachtung in dem ruhigen Auge und den regungslosen Zügen zu lesen, welche er dem Fremden zuwandte. Dieser dagegen erröthete heftig, ward sichtlich verlegen und machte eine linkische Bewegung, derzufolge der Wagen mit seiner schönen Insassin unmittelbar vor Herrn Oakhurst stehen blieb.

Ich würde die Stellung, welche dieselbe in meiner wahren Erzählung einnimmt, nicht nach Gebühr würdigen, wollte ich die Dame schon jetzt beschreiben: weiß ich doch nicht, ob ich überhaupt jemals dazu im Stande sein werde. Jedenfalls lautete das allgemeine Urtheil über sie sehr verschieden: Der selige Oberst Starbottle, dessen mannigfaltigen Erfahrungen bei dem bezaubernden Geschlecht ich manche schätzenswerthe Aufklärung verdanke, hat zu meinem großen Bedauern geringschätzig von ihren Reizen gesprochen. Ihm war sie eine „verkrüppelte Person mit gelbem Antlitz — ein krankes Frauenzimmer mit mahagonibraunen Augen, eines von jenen bleichen, überirdischen Geschöpfen, die kein Fleisch auf den Knochen haben.“ Auch ihr eigenes Geschlecht beehrte sie in späteren Zeiten mit keineswegs schmeichelhaften Benennungen. Fräulein Cölestina Howard, zweite Solotänzerin beim Ballet der Variété, verglich sie, ihr Talent zur Alliteration bekundend, mit „einer eingeknickten Espe.“ Mademoiselle Brimborion versicherte, sie habe Herrn John stets vor dieser Frau gewarnt und ihm prophezeit, daß sie ihm noch einmal das Leben vergällen werde. Herr Oakhurst, dessen Urtheil uns wahrscheinlich am maßgebendsten ist, sah in ihr nur eine bleiche, hohläugige Frau, welche durch die keusche Jungfräulichkeit ihres Wesens und durch den veredelnden Einfluß eines langen Leidens und eines einsamen Lebens über den gewöhnlichen Bildungsgrad ihres Begleiters emporgehoben war. Auf den Falten ihres duftigen Gewandes ruhte der Hauch einer körperlichen Reinheit, und die künstlerisch geschmackvolle Ausführung der einzelnen Theile brachte ihn unwillkürlich auf den Gedanken, daß sie das Kleid ihrer eigenen Erfindung und Arbeit verdanke, gleich wie der Wagen, in dem sie saß, augenscheinlich das Werk ihres Gefährten war. Die freilich etwas mageren, doch schön geformten schlanken Finger ihrer aristokratischen Hand ruhten auf dem Rande des Wagens und bildeten ein Gegenstück zu der kräftig ausgebildeten muskulösen Faust ihres Gefährten.

Dem Weiterschieben des Wagens stellte sich ein Hinderniß entgegen und Herr Oakhurst trat hinzu, um Hülfe zu leisten. Während die Männer das Rad über einen Stein hoben, umfaßte sie, um nicht zu fallen, Herrn Oakhurst's Arm. Einen Augenblick ruhte dort ihre schlanke Hand wie eine Schneeflocke, so leicht und kühl, um dann, so schien es ihm, wie eine Schneeflocke zu zerrinnen. Eine Pause entstand und dann begann eine Unterhaltung, in welche die Dame hin und wieder schüchtern einstimmte.

Herr Oakhurst erfuhr, „daß sie Mann und Frau waren. In den letzten zwei Jahren hatte die Letztere viel gelitten. Ein heftiger Rheumatismus hatte sie gelähmt; bis vor Kurzem hatte sie das Bett gehütet, bis ihr

Gatte, ein Zimmermeister, auf den Einfall gekommen war, diesen Wagen zu bauen. Ehe er an die Arbeit ging, fuhr er sie regelmäßig an die frische Luft. Es war dies die einzige freie Stunde, die er erübrigen konnte; auch erregten sie um diese Zeit am wenigsten Aufsehen. Gar viele Aerzte hatten sie um Rath gefragt, aber vergebens. Sie wollten eigentlich die Heilkraft der Sulphurquellen erproben, aber der Aufenthalt in einem Badeorte war zu theuer. Ja, einmal war es ihrem Manne gelungen, zu diesem Zweck 80 Dollar zu ersparen; aber unglücklicherweise war er in San Francisco von Taschendieben bestohlen; das hätte ihm doch nicht passiren dürfen! (Ich brauche den intelligenten Leser nicht darauf aufmerksam zu machen, daß die Dame es ist, welche dies erzählt.) Sie waren nie wieder im Stande gewesen, eine solche Summe zurückzulegen und hatten den Gedanken an eine Badereise gänzlich aufgegeben. Es war doch gar zu traurig, so um sein Geld zu kommen. War der fremde Herr nicht derselben Meinung?"

Ihres Gatten Gesicht war dunkelroth geworden; Herrn Oakhurst's Züge dagegen blieben ruhig und unbeweglich. Mit ernster Miene pflichtete er ihren Worten bei und schritt an ihrer Seite dahin, bis sie den kleinen Garten erreichten, der ihm so ungemein gefallen hatte. Hier wünschte Herr Oakhurst zu halten, ging an die Pforte, und bot dem erstaunten Eigenthümer des Gartens eine unerhört hohe Summe für eine Auswahl von Blumen. Gleich darauf kehrte er mit beiden Armen voll Rosen, Heliotrops und Verbenen zu dem Rollwagen zurück. Während sie mit kindlichem Entzücken sich über dieselben neigte, benutzte Herr Oakhurst die günstige Gelegenheit, ihren Gatten bei Seite zu ziehen.

„Vielleicht", sagte er mit gedämpfter Stimme, und sein Benehmen zeigte auch nicht die leiseste Spur persönlicher Gereiztheit, „vielleicht war es gut, daß Sie ihr nicht die Wahrheit gestanden. Sie können ihr nun mittheilen, daß der Taschendieb am andern Tage festgenommen sei, und daß Sie Ihr Geld zurückerhalten hätten." Herr Oakhurst drückte dem bestürzten Herrn Decker bei diesen Worten vier Zwanzigdollarstücke in die breite Hand. „Erzählen Sie ihr das, oder meinetwegen etwas Anderes, nur nicht den wirklichen Sachverhalt. Nicht wahr, ich kann mich auf Sie verlassen?"

Der Mann versprach es. Herr Oakhurst kehrte, als ob nichts geschehen sei, zum Vordertheil des kleinen Wagens zurück. Die Kranke war noch eifrig mit den Blumen beschäftigt; als sie ihre Augen aufschlug und ihr Blick dem seinigen begegnete, schienen ihre bleichen Wangen den farbigen Hauch und ihre Augen die thauige Frische der Rosen in sich aufgenommen zu haben. In diesem Augenblick nahm Herr Oakhurst grüßend den Hut ab und war verschwunden, noch ehe sie ihm zu danken vermochte.

Zu meinem großen Bedauern war Herr Decker schamlos genug, sein Wort zu brechen. Schon in der folgenden Nacht opferte er — wie alle unter dem Pantoffel stehenden Ehemänner — in der Gutmüthigkeit seines Herzens und aus übertriebenem Reuegefühl nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Freund und Wohlthäter auf dem häuslichen Altar. Zu seiner Rechtfertigung muß ich jedoch hinzufügen, daß er mit großer Wärme Herrn Oakhurst's Edelmuth schilderte, und mit einer bei dieser Menschenclasse häufig vorkommenden Begeisterung von dem geheimnißvollen Ruhm und der großen Verschwendung des Spielers sprach.

„Und nun, Herzenselsie, sage, daß Du mir vergeben willst", sprach Herr Decker, und ließ sich an dem Lager seiner Frau auf ein Knie nieder. „Ich

that es in guter Absicht; ich dachte nur an Dich, mein Liebling, als ich in San Francisco in jener unglücklichen Nacht das Geld auf die Karten legte. Ich hoffte einen Beutel voll Geld zu gewinnen, damit Du reisen und Dir ein neues Kleid anschaffen könntest."

Frau Decker lächelte und drückte ihrem Manne die Hand. „Ich vergebe Dir, Joe", sagte sie, und lächelte noch immer, während ihre Augen zerstreut an der Decke des Zimmers hafteten. „Eigentlich verdientest Du Schläge", sagte sie, „weil Du mich so betrogen hast. Du unartiger Junge! Du trägst die Schuld, daß ich so thörichtes Zeug sprach. Doch nun kein Wort mehr davon. Betrage Dich ein andermal besser und reiche mir jetzt jenen Zweig mit Rosen. So, nun sei Alles vergeben und vergessen." Sie nahm die Blumen in Empfang, drückte die Rosen an ihr Gesicht und flüsterte, von den Blättern verhüllt: „Joe!"

„Was, mein Herz?"

„Glaubst Du, daß dieser Herr John Oakhurst, oder wie er heißt, Dir das Geld zurückgegeben haben würde, wenn Du mich nicht zu der dummen Rederei veranlaßt hättest?"

„Ja!"

„Wenn er mich nur gar nicht gesehen hätte?"

Herr Decker blickte auf. Es war seiner Frau gelungen, ihr ganzes Gesicht hinter den Rosen zu verbergen; nur ihre Augen waren sichtbar und diese hatten einen unnatürlichen Glanz.

„Nein, Elsie, Du allein hast ihn bewogen; hätte er Dich nicht gesehen, so wäre es nicht geschehen."

„Eine arme, kranke Frau, wie ich?"

„Eine entzückende, kleine, liebliche, herzige Elsie! Joe's kleines Frauchen, sein Ein und sein Alles! Wie konnte er anders handeln!"

Frau Decker legte den einen Arm zärtlich ihrem Gatten um den Hals und hielt mit dem andern noch immer die Rose vor ihr Gesicht. Hinter den Blumen hervor flüsterte sie mit leisem, kindischem Tone: „Mein lieber, alter, verdrehter Joe, Elsie's dicker, unbeholfener Brummbär!" Doch in Wahrheit, als Berichterstatter der äußeren Begebenheiten halte ich es eigentlich nicht für meine Pflicht, die ferneren Redensarten der kleinen Dame mitzutheilen; ich verschweige sie vielmehr aus Rücksicht für meine unverheiratheten Leser.

Seltsamer Weise bezeigte Frau Decker am nächsten Morgen eine leise und offenbar grundlose Unruhe, als sie die Plaza erreichten. Sie bat daher ihren Gatten, sie sofort wieder nach Hause zu fahren. Auch war sie sehr erstaunt, als sie beim Umwenden des Wagens Herrn Oakhurst bemerkte; sie schwankte sogar, ob er es sei, und fragte, als er sich näherte, ihren Gatten, ob sie sich nicht täusche, ob er wirklich der Fremde von gestern sei. Auch stand ihr Benehmen gegen Herrn Oakhurst in vollem Gegensatze mit dem offenen Willkommen, das ihm ihr Gatte bot. Herr Oakhurst bemerkte es sofort. „Ihr Mann hat ihr Alles verrathen und sie hat eine Abneigung gegen mich gefaßt", dachte er bei sich. Es beschlich ihn jenes unbehagliche Gefühl von der Unberechenbarkeit der weiblichen Beweggründe, welche selbst den erfahrensten Frauenkenner irre leiten kann. Er hielt sich nur so lange auf, wie genügte, um sich die Geschäftsadresse des Mannes geben zu lassen, dann grüßte er ernst und ging seines Weges, ohne die Dame anzublicken. Es fiel dem ehrlichen Zimmermeister als einer der reizendsten Widersprüche in dem Wesen seiner Frau auf, daß sie unmittelbar nach Herrn Oakhurst's Fortgehen heiterer ward, ob-

gleich das Zusammentreffen mit ihm sehr zerfahren und unbehaglich gewesen war.

„Du warst sehr kühl gegen ihn! Gar zu kühl, nicht wahr, Elsie?" sagte Herr Decker bedauernd. „Nun ist er sicherlich dahinter gekommen, daß ich mein Wort brach!"

„Ja, das mag sein", entgegnete die Dame gleichgültigen Tones, worauf Herr Decker unverzüglich bis zum Vordertheil des Wagens schritt. „Wahrhaftig, jetzt siehst Du aus, wie eine Dame, die in ihrer eigenen Equipage den Broadway hinabfährt, Elsie", sagte er. „Ich sah Dich noch nie so stolz und vornehm."

Wenige Tage darauf erhielt der Eigenthümer der Schwefelquellen von San Isabel ein Billet, das Herrn Oakhurst's zierliche schöne Schriftzüge trug. Es lautete:

„Lieber Steve!

Ich habe Ihren Vorschlag, mir Nichol's Viertelactien zu kaufen, erwogen und den Entschluß gefaßt, mich zu betheiligen. Doch glaube ich nicht, daß die Sache sich rentiren wird, wenn für die beste Classe, ich meine damit meine Kunden, nicht besser gesorgt ist. Wir bedürfen daher einer Erweiterung des Hauptgebäudes, sowie der Errichtung mehrerer Landhäuser. Ich schicke Ihnen einen Zimmermeister, der den Bau sofort in Angriff nehmen soll. Er bringt seine kranke Frau mit, und ich ersuche Sie, für diese beiden Leute zu sorgen, als gehörten sie zu uns.

Sobald die Wettrennen beendet sind, komme ich vielleicht selbst, um nach Allem zu sehen; doch werde ich in diesem Halbjahr kein Spiel veranstalten.

Immer der Ihrige

John Oakhurst."

Nur die letzte Mittheilung, die dieser Brief enthielt, reizte die Kritik des Empfängers. „Ich begreife vollkommen", sagte Dick Hamlin, ein Geschäftsfreund, dem Herrn Oakhurst's Brief gezeigt ward, „daß John Lust zum Bauen hat. Ist es doch eine ganz sichere Speculation; außerdem ist es voraussichtlich ein verzweifelt rentables Unternehmen, wenn er regelmäßig hierher kommt. Warum er aber in diesem Sommer kein Spiel machen und die Gelegenheit versäumen will, das Geld, daß er des Bauens wegen ausgiebt, wieder zu gewinnen, das begreife ich wahrhaftig nicht. Ich möchte wohl wissen", fügte er hinzu, was er im Schilde führt."

Die Saison war sehr günstig für Herrn Oakhurst ausgefallen; in gleichem Maße hatte sie einigen Mitgliedern der Regierung, mehreren Juristen und Officieren, sowie verschiedenen anderen Herren, welche nur für kurze Zeit Herrn Oakhurst's nächtliche Gesellschaften mit ihrer angenehmen Gegenwart beehrten, bedeutende Verluste gebracht. Trotzdem war unserem Freunde der Aufenhalt in Sacramento unbehaglich geworden. Er hatte letzthin die Gewohnheit angenommen, Morgenspaziergänge zu machen. Diese ungewöhnliche und auffallende Thatsache erregte die lebhafte Neugierde seiner Freunde und Freundinnen. Einige der Letzteren schickten ihm sogar Spione nach, aber das Ergebniß solcher Nachforschungen beschränkte sich lediglich auf die Entdeckung, daß Herr Oakhurst Tag für Tag zur Plaza wandere, sich stets auf die nämliche Bank niederlasse und dann nach kurzer Zeit heimkehre, ohne Jemanden gesehen oder gesprochen zu haben; die Vermuthung, daß eine Frau im Spiele sei, wurde deshalb aufgegeben. Einige abergläubische

Berufsgenossen behaupteten, er wolle dadurch das Glück an sich fesseln. Andere praktischer angelegte Naturen versicherten, er denke bei dieser Angelegenheit ungestört über „Pointen“ nach.

Das Wettrennen von Marysville war vorüber. Herr Oakhurst reiste nach San Francisco und dann wieder zurück nach Marysville; einige Tage darauf hatte man ihn in San José, Santa Cruz und Oakland gesehen. Diejenigen, welche ihm begegneten, erklärten, daß seine gewöhnte Ruhe und sein Phlegma einem ruhelosen, fieberhaften Wesen Platz gemacht habe. Oberst Starbottle berichtete die Thatsache, daß John im Club von San-Francisco kein Spiel habe mitmachen wollen. „Auf mein Ehrenwort, mein Herr, er hat eine zittrige Hand. Verlassen Sie sich darauf, er trinkt nicht genug. Hol' ihn der Henker!“

San José verließ er, um in einer sehr kostspieligen, mit mehreren Pferden bespannten Equipage den Landweg nach Oregon einzuschlagen; doch als er Stockton erreichte, ward er plötzlich andern Sinnes, und vier Stunden später ritt er ohne alle Begleitung in dem Eingange des Canons, in dem die Schwefelquellen von San Isabel lagen.

Das anmuthige dreiwinklige Thal lag am Fuße dreier unschlüssiger Berge, welche mit dunklen Pinien und malerischen Madronos und Manzanitas bewachsen waren. Am Abhange des einen Berges schimmerten zerstreut liegende Gebäude und der lange Säulengang des Gasthofes durch das dichte Laub; hier und da zeigte sich ein weißes, spielzeugartiges Haus. Herr Oakhurst hatte wenig Sinn für die Schönheiten der Natur; doch überkam ihn bei diesem Anblick dieselbe ungewohnte Befriedigung, welche er bei jenem ersten Morgenspaziergange zu Sacramento empfunden hatte. Und nun fuhren Wagen mit buntgekleideten Damen an ihm vorüber, und die kalten Umrisse der californischen Landschaft schienen sich zu erwärmen und zu beleben. Jetzt kam der lange Säulengang des Hotels mit seiner Fülle reicher Toiletten in Sicht. Herr Oakhurst, der nach californischer Sitte ein guter Reiter war, ließ sein Pferd nicht im Schritt gehen, als es seinen Bestimmungsort erreichte, sondern sprengte in vollem Carrière vor das Hotel, brachte seinen Rappen unmittelbar vor dem Säulengange zum Stehen, und trat gelassen aus der Staubwolke hervor, die ihn beim Absteigen umhüllte.

Wie groß auch die fieberhafte Erregung gewesen sein mochte, die in ihm getobt hatte: als er die Stufen des Säulengangs hinaufschritt, hatte er seine gewohnte Ruhe wiedergewonnen. Durch langjährige Gewohnheit geschult, ertrug und erwiederte er die vielen auf ihn gerichteten Blicke mit der nämlichen kalten Gleichgültigkeit, mit welcher er seit Jahren dem halbversteckten Hohn der Männer und der halbscheuen Bewunderung der Frauen getrotzt hatte. Nur ein einziger Mann stand auf, um ihn zu begrüßen. Dies war Dick Hamilton. Seltsam genug war er vielleicht grade der einzige unter den Anwesenden, der in Folge seiner Geburt, Stellung und Bildung den höchsten gesellschaftlichen Ansprüchen genügt hätte.

Zum Glück für Herrn Oakhurst's Ruf war er außerdem ein sehr reicher Banquier und eine einflußreiche Persönlichkeit. „Kennen Sie den Herrn, mit dem Sie vorhin sprachen?“ fragte der junge Parker mit besorgter Miene. „Gewiß“, erwiederte Hamilton, mit der ihm angebornen Offenheit, „ist es doch derselbe Mann, der Ihnen in der verflossenen Woche tausend Dollars abgenommen hat. Was mich betrifft, ich kenne ihn nur aus Gesellschaften.“ „Aber ist er nicht ein Spieler?“ forschte das jüngste Fräulein Smith. „Das

ist er", erwiederte Hamilton, „und ich wünschte lebhaft, mein verehrtes Fräulein, daß wir Alle ein eben so offenes, ehrliches Spiel spielten, wie unser Freund dort, und einen eben so guten Gebrauch von unseren Glücksgütern machten, wie er."

Herr Oakhurst war bei diesem Zwiegespräch glücklicherweise außer Hörweite und schlenderte nachlässig, doch aufmerksam umherspähend, die obere Halle entlang. Plötzlich vernahm er hinter sich einen leichten Schritt, und eine bekannte Stimme, die ihm das Blut in schnellerem Laufe zum Herzen trieb, rief seinen Namen. Er wandte sich um, und sie stand vor ihm. Aber wie verändert!

Wenn ich mich früher nicht habe entschließen können, die hohläugige Invalidin, die wunderlich gekleidete Frau des Zimmermeisters zu schildern: wie soll ich jetzt diese anmuthige, schlanke, elegant gekleidete Dame, — denn in eine solche hat sie sich innerhalb zweier Monate verwandelt — beschreiben? Sie und ich, meine verehrte Leserin, würden allerdings auf den ersten Blick erkannt haben, daß diese reizenden Grübchen einer regelrechten Schönheit nicht entsprechen, daß sie zu beständig waren, um einen reinen Frohsinn zu bekunden, daß die zarten Linien um die gebogenen Nasenlöcher von Grausamkeit und Selbstsucht zeugten, daß der unschuldige jungfräuliche Ausdruck dieser schönen Augen ein stehender war, gleichviel, ob sie auf ihren Teller niedersah, oder den verbindlichen Reden ihres Tischnachbarn lauschte, und daß der anmuthende Hauch ihrer Wangen mehr in Folge ihrer eigenen Seelenstimmung kam und ging, als der Ihrigen. Aber weder Sie noch ich sind in sie verliebt, verehrte Frau, und Herr Oakhurst ist es. Ja, sogar auf den Falten ihres Pariser Gewandes glaubte dieser beklagenswerthe Mann jenen Hauch von Reinheit zu erkennen, der auf dem selbstverfertigten Kleide ruhte. Und dann, welche wonnige Entdeckung! sie konnte gehen; in den zierlichsten, mit koketten blauen Schleifen geschmückten Pantöffelchen des französischen Schuhmachers, auf deren schmaler Sohle Campbell's Stempel „rue de So und So, Paris" stand, regten sich kleine entzückende Füße!

Tief erröthend mit ausgestreckten Händen eilte er ihr entgegen. Sie aber legte die ihrigen schnell auf den Rücken, warf einen hastigen Blick die lange Halle hinauf und hinab und blickte ihn dann mit einer halb herausfordernden, halb schelmischen Bewunderung an, die in vollem Gegensatz zu ihrer früheren Sprödigkeit stand.

„Ich hätte wohl Lust, Ihnen überhaupt gar nicht die Hand zu geben", sagte sie. „Sie sind im Säulengange an mir vorübergegangen, ohne mir ein Wort zu gönnen, und ich bin Ihnen nachgelaufen, wie das wohl schon gar manche arme Frau gethan haben mag."

Herr Oakhurst stotterte verwirrt, sie habe sich so sehr verändert. —

„Um so eher hätten Sie mich erkennen sollen. Wer hat denn diese Veränderung bewirkt? — Sie! — Sie haben einen neuen Menschen aus mir gemacht. Sie fanden ein hülflos verkrüppeltes, krankes, verarmtes Weib, das nichts als ein einziges, selbstgemachtes Kleid besaß, und Sie schenkten ihr Leben, Gesundheit, Kraft und Reichthum. Ja, mein Herr, so ist es! Wie gefällt Ihnen Ihr Werk?" Sie ergriff mit beiden Händen eine Seitenfalte ihres Gewandes und neigte sich scherzend vor ihm. Dann hielt sie ihm, von einer plötzlichen Bewegung ergriffen, beide Hände entgegen.

Meine schönen Leserinnen werden hoffentlich sämmtlich dies Benehmen als unweiblich und unpassend verdammen; Herrn Oakhurst gefiel es leider. —

Allerdings war ihm eine unverhohlene weibliche Huldigung nichts Neues; aber dann kam sie hinter den Coulissen hervor und nicht aus einem Kloster, und es schien ihm stets, als habe Frau Decker die Luft eines solchen eingeathmet. Der Gedanke, in dieser Weise angeredet zu werden von einer gebrechlichen Puritanerin, einer kranken, in der Schule der Leiden erzogenen Heiligen, von einer Frau, auf deren Ankleidetisch eine Bibel lag, einer Frau, die Sonntags dreimal in die Kirche ging und eine hingebende Gattin war, übermannte ihn vollständig. Er hielt noch immer ihre Hände in den seinigen, als sie fortfuhr:

„Warum kamen Sie nicht früher? Was thaten Sie in Marysville, in St. José und in Oakland? Sie sehen, daß ich genau Ihren Weg verfolgte; ich sah Sie den Canon herabreiten und erkannte Sie sofort. Ich las Ihren Brief an Joe und wußte daher, daß Sie kommen würden. Warum haben Sie den Brief nicht an mich gerichtet? — Doch Geduld, die Zeit kommt noch einmal. — Guten Abend, Herr Hamilton!“

Sie entzog ihm ihre Hände; doch nicht eher, als bis Hamilton, welcher die Treppe herabstieg, fast unmittelbar vor ihnen stand. Er grüßte sie mit vornehmem Anstand, nickte ihrem Begleiter vertraulich zu und schritt vorüber. Als er vorbeigegangen war, erhob Frau Decker den Blick zu Herrn Oakhurst und sagte: „Einst kommt der Tag, da ich Sie um eine große Gunst bitten werde. Ich hoffe, Herr Oakhurst, Sie werden mir dann meine dringende Bitte nicht versagen.“

„Sprechen Sie dieselbe jetzt aus“, bat Herr Oakhurst.

„Nein, nicht jetzt. Sie sollen mich erst besser kennen lernen; dann, ja dann werde ich Sie bitten, diesen Menschen zu tödten!“

Sie lachte, — so leise und melodisch erklang dies Lachen, so reizend war das Spiel der Grübchen, so unschuldig das Aufleuchten der braunen Augen, daß Herr Oakhurst, welcher selten lachte — mitlächeln mußte. Es war, als habe ein Lamm einem Fuchs den Vorschlag gemacht, eine nahe Schafhürde zu überfallen.

Mehrere Abende nach diesem Gespräche saß Frau Decker, umgeben von der bezauberten Schaar ihrer Anbeter, in dem Säulengange des Hotels. Plötzlich erhob sie sich, wies lächelnd jede ihr angebotene Begleitung zurück, und eilte quer über den Weg zu ihrer kleinen Behausung, einer Schöpfung ihres Mannes. Bei ihrer noch kaum befestigten Gesundheit war ihr die rasche, ungewohnte Bewegung offenbar nicht zuträglich gewesen. Ihr Athem war fieberhaft beschleunigt, und als sie ihr Boudoir betrat, legte sie zweimal ihre Hand auf die Brust. Sie erschrak sichtlich als sie beim Aufschrauben der Lampen ihren Gatten auf dem Sopha liegen sah.

„Wie heiß und erregt Du aussiehst, Herzenselsie“, sagte Herr Decker. „Du bist doch nicht kränker geworden?“ Frau Decker's Gesicht, eben noch blaß, war wie in Glut getaucht. „Nein“, sagte sie, ich fühle mich wohl; nur hier empfinde ich einen unbedeutenden Schmerz“, und dann preßte sie abermals ihre Hand auf die Brust.

„Kann ich Dir helfen?“ fragte Herr Decker und erhob sich mit zärtlicher Besorgniß.

„Lauf hinunter ins Hotel und hole mir etwas Cognac, — schnell, schnell!“

Herr Decker eilte fort. Frau Decker verschloß und verriegelte die Thür, erhob die Hand zur Brust und zog den „Schmerz“ heraus. Er bestand aus

einem viereckig zusammengefalteten Papiere und war, wie ich leider — ja, leider sagen muß, ein Brief von Herrn Oakhurst's Hand.

Hastig überflog sie die Zeilen mit fieberhaft glühenden Blicken und glühenden Wangen. Jetzt ertönte in der Vorhalle der Schritt eines Mannes. Eilig verbarg sie das Schreiben in ihrem Gewande und öffnete die Thür. Ihr Gatte trat ein; sie nippte von dem geistigen Getränk, das er ihr reichte, und behauptete, sich wohler zu fühlen.

„Gedenkst Du diesen Abend wieder hinüber zu gehen?“ frug Herr Decker niedergeschlagen.

„Nein“, entgegnete sie, ihre Augen träumerisch auf den Fußboden heftend.

„An Deiner Stelle thäte ich es auch nicht“, sagte Herr Decker und athmete sichtlich erleichtert auf. Dann setzte er sich auf das Sopha nieder, zog seine Frau zu sich herab und sagte: „Weißt Du, woran ich dachte, als Du hereinkamst, Elsie?“ Frau Decker strich mit spielender Hand über sein steifes schwarzes Haar. Sie wußte nicht, woran er gedacht haben mochte.

„An vergangene Zeiten, Elsie“, entgegnete er, ich gedachte der Tage, da ich Dir den Wagen machte, da ich Dich ausfuhr und Pferd und Kutscher in einer Person war. Wir waren freilich arm und Du krank, Elsie; allein, wir waren glücklich. Jetzt haben wir Geld und ein Haus, und Du bist eine ganz andere Frau geworden. Ich kann wohl sagen, mein Liebling, Du bist eine neue Frau. Sieh, und da eben sitzt der Haken! Einen Wagen konnte ich Dir machen, ein Haus konnte ich Dir bauen, Elsie, aber dann war meine Kunst zu Ende. Dich neu erbauen, das vermochte ich nicht. Du bist stark und hübsch, Elsie, blühend und neu — aber ach — wie dem auch sei: Du bist kein Werk meiner Hand!“

Er schwieg. Ihre Hand ruhte weich auf seiner Stirn, die andere hielt sie auf den Busen gedrückt, als wolle sie fühlen, ob der Schmerz auch noch dort sei. Dann sprach sie freundlich mit sanftem Tone: „Und es war doch Dein Werk, lieber Mann!“

Kummervoll schüttelte Herr Decker den Kopf. „Nein, Elsie, Du irrst, nur einmal im Leben bot sich mir eine Gelegenheit dazu, und die habe ich leichtsinnig verscherzt. Jetzt ist es vollbracht — aber nicht durch mich.“ —

Mit unschuldsvollem Staunen blickte Frau Decker zu ihrem Gatten empor. Er küßte sie zärtlich und sprach mit froherem Tone:

„Siehst Du, Elsie, das Alles ging mir durch den Sinn. Dann dachte ich ferner, daß Du dem Herrn Hamilton zu oft Deine Gesellschaft gönnst. Ich weiß, Ihr thut kein Unrecht, weder Du noch er. Aber die Leute könnten darüber sprechen und Du bist hier die Einzige, Elsie, über die nicht gesprochen wird“, sagte der Zimmermeister und blickte seine Frau liebevoll an.

Frau Decker freute sich herzlich, daß er sich ihr gegenüber so offen aussprach. Sie hatte bereits ähnliche Gedanken gehegt, doch hatte sie nicht unhöflich gegen Herrn Hamilton sein mögen. Er war ein so vornehmer Herr, es wäre nicht klug gewesen, ihn sich zum Feinde zu machen. „Auch behandelt er mich stets, als sei ich in seinem Kreise geboren und erzogen“, fügte die kleine Frau mit gerechtfertigtem Selbstgefühl hinzu, das ihrem Gatten ein zärtliches Lächeln entlockte. „Doch höre; ich habe mir einen Plan ausgedacht. Er wird nicht hier bleiben, wenn ich fortreise. Wenn ich nun z. B. nach San Francisco ginge und Mama für einige Tage besuchte, so verließe er sicherlich San Isabel noch vor meiner Rückkehr.“

Herrn Decker gefiel dieser Vorschlag ganz außerordentlich. „Du sollst jedenfalls morgen reisen", sagte er. „John Oakhurst fährt desselbigen Weges, und ich werde Dich seiner Obhut anvertrauen."

Frau Decker hielt das nicht für rathsam.

„Herr Oakhurst ist freilich unser Freund, Joseph, aber Du weißt, daß er nicht im besten Rufe steht. Auch ist es ja nicht unumgänglich nothwendig, daß ich gerade jetzt schon reise, nun ich weiß, daß er den nämlichen Tag gewählt hat." Aber Herr Decker verscheuchte diese Zweifel mit einem Kuß, und sie fügte sich mit Anmuth seinen Wünschen. In Wahrheit, es giebt nur wenige Frauen, die in so liebreizender Weise ihren Willen aufzugeben wissen.

Sie blieb eine Woche in San Francisco. Als sie zurückkehrte, war sie ein wenig magerer und schlanker geworden. Sie sei zu oft und zu viel spazieren gegangen, behauptete sie. „Ich war fast die ganze Zeit im Freien, das wird Mama Dir bezeugen können", sagte sie zu ihrem Gatten, „und denke Dir, ich ging fast immer allein", setzte sie heiter hinzu; „ich bedarf durchaus keiner Begleitung, — ich glaube, Herzensjoe, ich könnte sogar ohne Dich fertig werden. — Du glaubst nicht, wie muthig ich bin."

Ihre Abwesenheit hatte übrigens nicht den erwünschten Erfolg gehabt. Herr Hamilton war nicht fortgegangen, sondern geblieben; er besuchte sie noch am nämlichen Abend. — „Ich habe einen Plan, Herzensjoe", sagte Frau Decker, als der Gast sie verlassen hatte. „Der arme Herr Oakhurst hat ein erbärmliches Zimmer im Hotel. Was meinst Du, wenn wir ihn nach seiner Rückkehr auffordern, bei uns zu wohnen? Wir können ihm unser eines unbenutztes Zimmer einrichten. Ich glaube", setzte sie nach einer Pause arglistig hinzu, „daß uns dann Herr Hamilton nicht so häufig besuchen wird." Ihr Gatte lachte, nannte sie eine kleine Kokette, kniff sie in die Wange, und war mit ihrem Plan einverstanden. „Es ist doch ein seltsam Ding um die Frauen", sagte er später im Vertrauen zu Herrn Oakhurst. „Sie entwerfen nie einen eigenen Riß, sondern nehmen sich irgend einen beliebigen, und bauen sich ein Haus darnach. Ja, ich setze meine Haut dran — hinterher weißt Du nicht, ob Du nicht gar selbst den Plan und das Maß dazu liefertest! Es ist unbegreiflich."

In der nächstfolgenden Woche bezog Herr Oakhurst seine neue Wohnung. Die Geschäftsverbindungen zwischen ihm und Herrn Decker waren bekannt, und Frau Decker's Ruf war über jeden Argwohn erhaben. In der That standen nur wenige Frauen so hoch in der allgemeinen Achtung. Sie war häuslich, sie war klug, sie war fromm. In einem Lande, wo die Frauen eine ungebundene Freiheit genießen, fuhr oder ging sie stets nur in Begleitung ihres Gatten aus. Zu einer Zeit, wo zweideutige, nachlässige Ausdrücke gang und gäbe waren, erwog sie stets vorsichtig und genau jeden Ausdruck. Obgleich es Mode war, sich mit Schmuck zu überladen, trug sie keinen Diamanten, keinen einzigen werthvollen Edelstein. In ihrem Beisein durfte nichts Unpassendes geschehen. In den ungezwungenen Ton, der in der californischen Gesellschaft herrschte, stimmte sie nie ein. Mit Eifer zog sie gegen den herrschenden Geist des Unglaubens und der Zweifelsucht zu Felde. Ich glaube bestimmt, die Mehrzahl der anwesenden Badegäste wird nie den würdevollen, vornehmen Ton vergessen, mit dem sie Herrn Hamilton tadelte, als er in dem Conversationszimmer die Rede auf ein kürzlich erschienenes Werk über den Materialismus brachte, — und einige von ihnen werden außerdem stets den Ausdruck belustigter Ueberraschung im Gedächtniß behal-

ten, der Hamilton's Züge belebte und allmälig in einen höhnischen Ernst überging, als er höflich das Gespräch auf ein anderes Thema leitete. — Zu ihnen gehörte jedenfalls Herr Oakhurst, welchen von diesem Augenblicke an, in Gegenwart seines Freundes, stets eine unbehagliche Ungeduld, ja sogar eine Art von Angst erfaßte, — wenn man diesen Ausdruck überhaupt auf ihn anwenden könnte.

Um diese Zeit traten in Herrn Oakhurst's Lebensweise mannigfache Veränderungen ein. Man sah ihn selten oder nie in einem öffentlichen Local oder in Gesellschaft seiner alten Bekannten. Eine Menge weißer und rosenfarbiger Billets, mit hastigen Schriftzügen beschrieben, lagen ungelesen auf dem Toilettentische in seiner Wohnung zu Sacramento. In San Francisco sagte man, er leide an einem organischen Herzfehler, und sein Arzt habe ihm vollkommene Ruhe anempfohlen. Er las viel; er machte lange Spaziergänge; er verkaufte seine leichtfüßigen Pferde; er ging zur Kirche.

Ich entsinne mich noch lebhaft seines ersten Besuches im Gotteshause. Er kam nicht in Begleitung von Herrn und Frau Decker. Auch saß er nicht mit in ihrem Stuhl; er kam erst, nachdem der Gesang begonnen hatte, und setzte sich still auf eine der hintersten Reihen. Ein geheimnißvolles instinctives Gefühl that seine Gegenwart der versammelten Gemeinde kund. Einige von ihnen vergaßen sich in ihrer Neugierde so weit, daß sie sich umblickten und ihren Gesang an ihn zu richten schienen, und noch ehe die Orgel verstummte, schien es Allen klar geworden zu sein, daß die Worte: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder, — steh hier vor deinem Angesicht" sich eigentlich nur auf Herrn Oakhurst bezogen. Der geheimnißvolle Einfluß erstreckte sich sogar auf den Geistlichen. In seiner Predigt über den Bau des salomonischen Tempels verflocht er eine Anspielung auf Herrn Oakhurst's Gewerbe und Lebensweise, welche so spitzfindig und so bei den Haaren herbeigezogen war, daß selbst in dem Jüngsten unter uns der Zorn entbrannte. Glücklicherweise merkte John selbst nichts davon — ich glaube sogar, daß er nicht 'mal zugehört hatte. In seinem schönen bleichen Gesicht, welches freilich einen etwas müden, sinnenden Ausdruck hatte, vermochte Niemand zu lesen. Nur ein einziges Mal schlich sich während des Gesanges bei einem bestimmten Tone der Altstimme in seine dunklen Augen ein Ausdruck so heißer Sehnsucht, so hoffnungslosen Verlangens, daß die, welche ihn sahen, ihre eigenen Augen feucht werden fühlten. — Auch entsinne ich mich lebhaft, wie er aufstand, um den Segen zu empfangen. Seine Geberde und sein festzugeknöpfter Rock gaben ihm ein Ansehen, als erwarte er einen Schuß von seinem Gegner auf zehn Schritte. Nach der Kirche verschwand er so geräuschlos, wie er gekommen war, und hörte glücklicherweise nicht die Bemerkungen, die seine unbesonnene Handlung hervorrief. Die meisten Kirchgänger behaupteten, es sei dies eine Frechheit, zu der ihn wahrscheinlich irgend ein leichtfertiger Scherz oder gar eine Wette veranlaßt habe. Ein oder zwei meinten, der Kirchendiener habe ihm den Eintritt verweigern müssen, nachdem er entdeckt habe, wer er sei. Und ein angesehener Kirchenstuhlbesitzer äußerte, daß er sich zu einer andern Kirche werde halten müssen, wenn seine Frau und Töchter in dieser nicht mehr vor schädlichen Einflüssen sicher seien. Ein anderer suchte Herrn Oakhurst's Kirchgang aus gewissen freisinnigen Tendenzen zu erklären, welche er zu seinem großen Bedauern kürzlich bei dem Prediger bemerkt habe. Decan Sawyer, dessen zartorganisirte, leidende Frau nach der Geburt von elf Kindern bei dem ehrgeizigen Versuch, das Dutzend voll zu machen, gestor-

ben war, behauptete, er dürfe nicht dulden, daß durch die Anwesenheit einer solch zweifelhaften Persönlichkeit, wie dieses Mannes, das Gedächtniß der Hingeschiedenen entehrt werde.

Um diese Zeit verglich sich Herr Oakhurst mit der ihn umgebenden Gesellschaft, mit der er bis dahin selten verkehrt hatte, und bemerkte, daß in seinem Benehmen, seinem Gesicht und seiner Gestalt etwas liege, wodurch er sich von anderen Menschen unterschied — etwas, das, wenn es nicht sein ehemaliges Gewerbe verrieth, so doch wenigstens eine Eigenthümlichkeit und Originalität zeigte, welche Argwohn erwecken konnte. Er rasirte daher seinen langen seidenartigen Schnurrbart ab und bürstete allmorgendlich seine lockigen Haare schlicht. Ja, er bemühte sich, seinem Anzuge einen Anstrich von Unordnung zu verleihen, und verbarg seine schmalen, hochgewölbten Füße in möglichst große, plumpe Stiefel. Man erzählte sich sogar, daß er eines Tages zu seinem Schneider in Sacramento gegangen sei und demselben den Auftrag gegeben habe, ihm einen Anzug anzufertigen, den Jedermann tragen könne. Der Schneider, der Herrn Oakhurst's Eigenheit in Betreff seiner Garderobe kannte, verstand ihn nicht. „Ich meine", erklärte Herr Oakhurst ungeduldig, „daß Sie mir etwas anfertigen sollen, das einen Eindruck von Rechtschaffenheit hervorruft — etwas, das eigentlich nicht ganz zu mir paßt. Verstehen Sie?"

Doch so sehr sich Herr Oakhurst bemühte, seine wohlgestalteten Glieder durch eine spießbürgerliche, altfränkische Kleidung zu verhüllen, so lag doch etwas in seinem Gange, in der Haltung seines schönen Kopfes, in der starken edlen Männlichkeit seiner Erscheinung, in der unbedingten Beherrschung und Zügelung seiner Muskeln und Mienen, in der vollendeten Ruhe seines Wesens — einer Ruhe, die nicht sowohl das Ergebniß geistiger Ueberlegenheit, sondern vielmehr eine Eigenschaft seines Charakters war — wodurch er, er mochte sein, wo und bei wem er wollte, stets ein gezeichneter Mann unter Zehntausenden war. Vielleicht war dies Herrn Oakhurst noch nie so klar geworden, als zu der Zeit, da er, ermuthigt durch Herrn Hamilton's Rath und Beistand und dem Wunsche seines Herzens folgend, sich zu San Francisco als Makler niederließ. Noch ehe in der Behörde ein Einspruch dagegen laut ward, der wie ich mich noch deutlich entsinne, zuerst angeregt wurde durch einen gewissen Wat Sanders, den Erfinder des Ausfrierungssystems, vermittelst dessen man arme Actienbesitzer um ihr Hab und Gut bringen konnte, und der außerdem in dem Ruf stand, Briggs von Tuolumne zum Bankerott und Selbstmord getrieben zu haben, — ja noch ehe ein solcher obrigkeitlicher Protest ausgesprochen ward, bewirkte bereits der adlerartige Eindruck, den Herrn Oakhurst's Erscheinung und Züge hervorriefen, nicht nur ein angstvolles Hin- und Herflattern der Tauben, sondern auch eine große Unruhe unter den Habichten, welche ihn mit ihrer Beute in den Krallen umkreisten. „Hol' mich Dieser und Jener!" sagte Joe Fielding. „Sieht er nicht aus, als wollte er sich über uns Alle hermachen?"

Es fehlten nur noch wenige Tage, und die kurze Sommersaison des Badeortes San Isabel war beendet. Die vornehmeren Gäste waren bereits abgereist, und das unbehagliche Gefühl, daß nur der Bodensatz und der Abschaum der Gesellschaft zurückgeblieben sei, machte sich geltend. Herr Oakhurst ward schwermüthig. Es hieß, daß selbst der begründete Ruf der Frau Decker sie nicht länger vor der üblen Nachrede zu schützen vermochte, welche seine Anwesenheit hervorrief. Zu ihrer Rechtfertigung muß ich sagen, daß sie in den wenigen letzten Wochen, wo sie dieses Gerücht verfolgte, wie eine herz-

gewinnende bleiche Märtyrerin aussah und ihre Verleumder mit dem sanften vergebenden Wesen einer Frau behandelte, welcher es nicht um die leere Huldigung der Menge, sondern um die Aufrechterhaltung eines Grundsatzes zu thun war, der ihr höher stand als die öffentliche Anerkennung. „Sie haben mich und Herrn Oakhurst in ein Gerede gebracht", sagte sie zu einer Freundin, „aber der Himmel und mein Gatte können auf diese falschen Beschuldigungen die beste Antwort geben. Nun und nimmermehr soll es meinem Manne nachgesagt werden, daß er einem Freunde in dem Augenblick seiner Heimsuchung den Rücken gekehrt habe. Er wird ihn nicht verlassen, weil die Verhältnisse sich änderten, weil sein Freund arm und er reich ward." Durch diese Andeutung erfuhr das Publicum zum ersten Mal, daß John Verlust an Geld gehabt habe; dagegen war es allgemein bekannt, daß Deckers ein werthvolles Grundstück in San Francisco gekauft hatten.

Einige Abende später ereignete sich ein Vorfall, der wie ein schriller, unmelodischer Ton den harmonischen Einklang störte, der bis dahin in San Isabel geherrscht hatte. Es war Mittag; die Gäste saßen an der Table d'hôte und sahen, wie die Herren Oakhurst und Hamilton, welche an einem gesonderten Tische speisten, sich plötzlich in heftiger Aufregung erhoben. Als sie die Halle erreichten, schritten sie, von einem gemeinsamen Gefühl geleitet, in ein kleines leeres Frühstückszimmer und schlossen die Thür. Dann wandte sich Herr Hamilton zu seinem Freunde und sagte halb belustigt, halb bitter lächelnd: „Wenn wir durchaus mit einander streiten müssen, John Oakhurst, — Du und ich — dann wollen wir doch wenigstens nicht die Thorheit begehen und uns um eine —"

Ich weiß nicht, welchen Ausdruck er beabsichtigte; das Wort wurde entweder nicht gesprochen, oder verhallte. Denn in dem nämlichen Augenblicke erhob Herr Oakhurst ein Weinglas und schleuderte den Inhalt desselben Herrn Hamilton ins Gesicht.

Als sie einander gegenüberstanden, schienen sie ihr innerstes Wesen ausgetauscht zu haben. Herr Oakhurst bebte vor Aufregung; das Weinglas, welches er auf den Tisch stellte, zitterte in seiner Hand; Herr Hamilton dagegen stand fahl, bleich, hoch aufgerichtet und triefend vor ihm. Nach einer Pause sagte er kalten Tones:

„Gut, es sei! Aber vernimm! Unser Streit beginnt hier. Falle ich von Deiner Hand, so sollst Du diesen Umstand nicht dazu benutzen, ihren Ruf zu reinigen. Stirbst Du durch mich, so soll Niemand Dich einen Märtyrer nennen. Es schmerzt mich, daß es hierzu gekommen ist, aber — Amen! Und nun, je eher, je lieber!"

Er senkte seine Augenlider über seine kalten, stahlblauen Augen, als bedecke er ein Rappier mit der Scheide; dann verneigte er sich, wandte ihm den Rücken und ging hinaus.

Zwölf Stunden später trafen sie sich in einem Hohlweg der Stockton-Chaussee, eine halbe Meile vom Hotel entfernt. Als Herr Oakhurst seine Pistole aus Oberst Starbottle's Hand empfing, flüsterte er diesem mit leiser Stimme zu: „Wie sich auch das Blatt wenden möge, ich werde nicht wieder ins Hotel zurückkehren. Sie finden einen Brief in meinem Zimmer; nehmen Sie ihn und..." Seine Stimme versagte plötzlich, und zu dem unaussprechlichen Erstaunen seines Secundanten wandte er sein feuchtes Auge ab. „Ich habe John Oakhurst wohl ein Dutzend Mal begleitet", sagte Oberst Starbottle später, „aber noch niemals sah ich ihn in solcher Erregung; ich will

verdammt sein, wenn ich nicht fest glaubte, daß es um ihn geschehen sei, noch ehe er anlegte."

Die beiden Schüsse fielen fast gleichzeitig. Herrn Oakhurst's rechter Arm sank plötzlich herab. Die Pistole würde seinen krampfhaft zuckenden Fingern entfallen sein, hätte er nicht auch in diesem Augenblicke die Herrschaft über seine gestählten Muskeln und Nerven bewahrt. Mit festem Geiste hielt er die Waffe fest, bis es ihm gelungen war, sie, ohne seine Stellung zu verändern, in die andere Hand zu nehmen. Eine tiefe, lautlose Stille herrschte. Er sah zwei oder drei dunkle Gestalten auf einer Stelle sich hin und her bewegen, wo eine Rauchwolke langsam auf und ab wogte. Dann hörte er die angstvoll bewegte Stimme Oberst Starbottle's in sein Ohr schallen. — „Er ist schwer getroffen durch die Lunge. Fliehen Sie!"

John richtete seine dunklen, fragenden Augen auf seinen Secundanten, als habe er ihn nicht verstanden; er hatte vielmehr einer andern, ungleich ferneren Stimme gelauscht. Er überlegte und that einen Schritt vorwärts jener Gruppe entgegen. Als er sah, daß die Gestalten auseinandergingen und der Wundarzt hastig auf ihn zueilte, stand er abermals still.

„Er wünscht Sie zu sprechen", sagte der Doctor — „Sie haben allerdings nur wenig Zeit zu verlieren, das weiß ich; aber", fügte er leisen Tones hinzu, „es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß er noch weniger hat."

Ein Blick so tiefernster, hoffnungsloser Verzweiflung flog über Herrn Oakhurst's sonst so leidenschaftsloses Antlitz, daß der Arzt entsetzt zurücktrat. „Sie sind verwundet", sagte er und deutete auf John's herabhängenden Arm.

„O, nur unbedeutend, eine bloße Schramme!" entgegnete John hastig. Dann fügte er mit einem bittern Lachen hinzu: „Heut' ist mir das Glück nicht hold. Aber kommen Sie; er soll uns sagen, was er wünscht."

Mit großen, fieberhaft erregten Schritten eilte er dem Arzte voraus, und stand im nächsten Augenblick neben dem Sterbenden, der — wie die meisten Sterbenden — der einzige gefaßte ruhige Mann inmitten einer angstvollen Gruppe war. Herrn Oakhurst's Züge waren jedenfalls nicht so ruhig, als er sich auf ein Knie niederließ und die Hand seines Gegners ergriff. „Ich habe mit diesem Herrn zu reden", sagte Hamilton. Ein Anflug seines früheren gebietenden Tones klang durch seine Worte, als er sich an die Umstehenden wandte. Als sie sich zurückgezogen hatten, blickte er Oakhurst ins Auge.

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen, John."

Sein Gesicht war weiß, aber lange nicht so weiß, wie das, welches sich über ihn beugte. Dies Antlitz war so todtenblaß, so entstellt von folternden Zweifeln und der hoffnungslosen Vorahnung eines unabwendbaren Unglücks, es war so Mitleid erregend durch den Ausdruck unaussprechlicher Müdigkeit und heißer Sehnsucht nach dem Tode, daß sogar den sterbenden Mann trotz der Mattigkeit der Auflösung ein tiefes Mitgefühl ergriff und das höhnische Lächeln auf seinen Lippen erstarb.

„Zürne mir nicht, John", flüsterte er, schwächer werdend, „zürne mir nicht, wenn ich Dir jetzt weh thue; es ist meine Pflicht; ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich Dir nicht Alles anvertraut — nicht Alles gesagt habe. Weiß Gott; es ist eine erbärmliche Geschichte, aber jetzt ist es zu spät; nur — hätte ich durch Decker's Hand, und nicht durch Deine zu fallen verdient."

Eine feurige Glut stieg in John's Wangen. Er wollte sich erheben, aber Hamilton hielt ihn fest.

„Höre mich an, in meiner Tasche findest Du zwei Briefe, da! Nimm

sie, — Du kennst die Handschrift! Versprich mir, sie nicht eher zu lesen, als bis Du in Sicherheit bist. Versprich es mir."

John erwiederte kein Wort; die Briefe brannten in seiner Hand wie glühende Kohlen.

„Gelobe es mir", sagte Hamilton nochmals mit matter Stimme.

„Warum?" fragte Oakhurst und stieß seines Freundes Hand kalt zurück.

„Weil", sprach der Sterbende und ein bitteres Lächeln flog über seine Züge, — „weil Du dann — wenn Du sie gelesen hast — zurückgehen wirst — in die Gefangenschaft — und in den Tod."

Dies waren seine letzten Worte. Noch einmal drückte er matt John's Hand. Dann erschlafften seine Finger; er sank todt zurück.

Es war ungefähr zehn Uhr Abends; Frau Decker lag ruhig auf dem Sopha mit einem Roman in der Hand, während ihr Gatte die Tagespolitik in dem Restaurationszimmer des Hotels besprach. Die Luft war warm, und die Glasthür, welche zu einem kleinen Balcon führte, war angelehnt.

Plötzlich hörte sie einen Schritt auf demselben. Beunruhigt erhob sie ihre Augen von dem Buche. In dem nächsten Augenblicke flog die Thür weit auf, und ein Mann trat herein.

Frau Decker sprang mit einem leisen Schrei der Bestürzung empor.

„Um des Himmels willen, John, bist Du toll?' rief sie. „Er ist nur für eine kleine Zeit fortgegangen und kann jeden Augenblick zurückkehren. Komm nach einer Stunde wieder, komm morgen, komm wann Du willst; aber jetzt mußt Du mich sofort verlassen."

Herr Oakhurst ging zur Thür, verriegelte dieselbe und stellte sich dann, ohne ein Wort zu sprechen, vor Frau Decker hin. Sein Gesicht war bleich und entstellt, der eine Aermel seines Rockes hing lose über seinen blutigen verbundenen Arm.

Und doch zitterte Frau Decker's Stimme nicht, als sie sich abermals zu ihm wandte. „Was ist geschehen, John? Was willst Du hier?"

Er knöpfte seinen Rock auf und warf ihr zwei Briefe in den Schooß.

„Ich bin gekommen, Dir Deine Liebesbriefe zurückzugeben, — Dich zu tödten — und dann — mich selbst umzubringen", sagte er mit leiser, fast unvernehmbarer Stimme.

Zu den vielen Tugenden dieser bewundernswerthen Frau gehörte ein unbesiegbarer Muth. Sie ward nicht ohnmächtig, sie schrie nicht um Hülfe. Gelassen setzte sie sich nieder, faltete die Hände in ihrem Schooß und sagte ruhig:

„Und warum auch nicht?"

Wäre sie vor ihm zurückgebebt, hätte sie Furcht oder Reue gezeigt, eine Erklärung herbeizuführen gesucht, Herrn Oakhurst angefleht, so wäre ihm das als ein Beweis ihrer Schuld erschienen. Doch die einzige Geisteskraft, welche der Muth bereitwillig anerkennt, ist der Muth. Der einzige Zustand, vor dem die Verzweiflung sich beugt, ist die Verzweiflung. Herrn Oakhurst's Urtheilsvermögen war nicht unbefangen, um zu erkennen, daß ihr Muth keine sittliche Kraft war. Sogar in seiner Raserei mußte er unwillkürlich diese zarte unerschrockene Frau bewundern.

„Warum auch nicht?" wiederholte sie mit Lächeln: „Du gabst mir Leben, Gesundheit und Glück — John — Du schenktest mir Deine Liebe, darfst Du nicht nehmen, was Du gabst? Wohlan, ich bin bereit."

Sie streckte beide Hände nach ihm aus mit jener unbeschreiblichen hingebenden Anmuth, mit der sie ihre Hand bei ihrer ersten Unterredung im Hotel in die seinige gelegt hatte. John erhob den Kopf und blickte sie einen

Augenblick wild an, sank dann vor ihr auf die Knie und preßte den Saum ihres Kleides an seine fieberhaften Lippen. Aber sie war zu klug, um sich nicht sofort als Siegerin zu fühlen, und bei aller Klugheit war sie zu sehr Frau, um diesen Sieg nicht noch im nämlichen Augenblicke zu benutzen. Sie erhob sich alsbald mit der Miene eines gekränkten, schwerverletzten Weibes und deutete mit gebieterischer Geberde auf die Glasthür. Herr Oakhurst erhob sich ebenfalls, blickte sie noch einmal an; dann verließ er sie, ohne ein Wort zu sprechen, auf Nimmerwiedersehen.

Als er fort war, verschloß sie die Glasthür und verriegelte sie. Dann trat sie an den Kaminsims und hielt beide Briefe nach einander in die Flamme der Kerze, bis sie beide verzehrt waren.

Der Leser darf jedoch nicht glauben, daß ihr Herz bei dieser traurigen Beschäftigung unbewegt blieb. Ihre Hand zitterte; sie war ja nicht roh! Einige Minuten — vielleicht noch länger — fühlte sie sich höchst elend und die Winkel ihres bestrickenden Mundes waren gesenkt. Als ihr Gatte heimkehrte, eilte sie ihm mit unverhohlener Freude entgegen und schmiegte sich mit dem wonnigen Bewußtsein vollständiger Sicherheit an seine breite Brust. Es that dem ehrlichen Manne wohl bis ins tiefste Herz.

„Ich habe Dir eine entsetzliche Nachricht zu bringen", sagte Herr Decker, nachdem sie einander geliebkost hatten.

„Bitte, bitte, lieber John, ich kann es nicht hören, wenn es so entsetzlich ist", bat sie. „Ich fühle mich nicht wohl heute Abend."

„Aber Herz, es betrifft ja die Herren Oakhurst und Hamilton."

„O, bitte, schweige!"

Herr Decker konnte dem anmuthigen Flehen dieser weißen Hand und den eindringenden Bitten dieses sinnverwirrenden Mundes nicht wiederstehen, sondern er umfaßte sie fest mit beiden Armen. Plötzlich sagte er: „Was ist das?"

Er deutete auf ihr weißes Kleid; die Stelle, wo Herr Oakhurst sie berührt hatte, zeigte einen Blutfleck.

„O nichts", versicherte sie. „Beim Schließen der Glasthüre habe sie sich die Hand verletzt, sie falle stets so schwer ins Schloß; hätte er vorsorglicherweise vor seinem Fortgehen den Riegel vorgeschoben, so würde er dieser Verletzung vorgebeugt haben." Der leise Ton des Vorwurfs, der diese einleuchtende Bemerkung begleitete, erweckte lebhafte Gewissensbisse in Herrn Decker's Herzen. Doch Frau Decker verzieh ihm; mit jener Anmuth, die ich auf den vorhergehenden Seiten zu schildern Gelegenheit hatte, und umflossen von dem Heiligenschein, mit dem die versöhnende Stimmung und die eheliche Vertraulichkeit unser Paar umgab, verlassen wir es, um mit der Erlaubniß des Lesers zu Herrn Oakhurst zurückkehren.

Doch erst nach Verlauf zweier Wochen treten wir bei ihm ein. Denn um diese Zeit bezog er aufs Neue seine Wohnung in Sacramento und nahm in altgewohnter Weise seinen Sitz am Spieltisch ein.

„Wie stehts mit Ihrem Arm, John?" fragte ein tactloser Spieler.

Die Frage war von einem Lächeln begleitet, welches jedoch erstarb, als John die Augen aufschlug und den Sprecher ansah und kalt entgegnete:

„Beim Kartengeben ist er mir unbequem, doch schießen kann ich auch mit der linken!"

Das Spiel nahm seinen Fortgang und ringsum herrschte jene würdevolle Stille, welche stets den Tisch auszeichnete, an dem John Oakhurst den Vorsitz führte.

Ein Lebensbild aus dem Jahre 2000 nach Chr.

Zukunftsnovelle von **C. Michael.**

Unter dem weiß und grün gestreiften Zeltdache eines Balcons der Ringstraße in Wien lag Gräfin Wanda von Lilienstein nachlässig in ihrem Fauteuil hingestreckt, der aus einem einzigen Palmenblatt von riesiger Größe gefertigt zu sein schien. Jede einzelne Rippe dieses grünen Eisenblattes war beweglich und folgte den jeweiligen Biegungen des schlanken Körpers, der auf ihr ruhte, die zarten Glieder stets an der erwünschten Stelle stützend.

Die junge Gräfin war in eines jener duftigen weißen Morgengewänder gehüllt, die, aus den Fäden des sogenannten Altweibersommers gewebt, die neueste Mode der Saison bildeten. Wie eine Wolke von glänzendem Nebel flossen die mattweißen Falten hernieder auf die niedlichen, mit Gold gestickten Sandalen bekleideten Füßchen.

Vor der Gräfin stand eine Lesemaschine neuester Construction.

Ein unmerkliches Nicken des Hauptes beim Lesen der letzten Zeile einer Seite veranlaßte den Bibliophor, sofort geräuschlos das Blatt umzuwenden, und wenn die schöne Leserin ein Wort des Buches nicht verstand, brauchte sie es nur laut auszusprechen und dabei eine Feder zu berühren. Ihr Buch verschwand dann und es erschien an seiner Stelle das Conversationslexikon von Meyer, fünfundsechzigste verbesserte und vermehrte Auflage, an der betreffenden Stelle aufgeschlagen. Sobald Gräfin Wanda ihrem Gedächtniß nachgeholfen hatte, versank das Lexikon wieder und räumte seinen Platz dem ersten Inhaber des Pultes.

Heute jedoch war der sinnreiche Apparat nahezu überflüssig. Ein gewöhnliches Lesepult aus der guten alten Zeit, in der man noch Lederschuhe und Baumwollstoffe trug, hätte dieselben Dienste gethan, denn schon seit einer vollen Viertelstunde hatte die Gräfin kein Zeichen zum Umwenden des Blattes gegeben, ja das Buch, den Bibliophor und die ganze Welt um sich vergessen.

Sie dachte an die Vergangenheit, und es mußten interessante Bilder sein, die an dieser rosigen Stirne, an diesen tiefblauen, träumerischen Augen vorüberzogen.

Wanda sah sich wieder am Krater des Vesuv, den sie im letzten Winter mit ihren Eltern besucht hatte.

Eben war das feuerfeste und luftdichte Stahlgefährt, welches die Neugierigen hinab in die glühende Tiefe zu befördern pflegte, im Begriff, seine gefährliche Reise anzutreten.

Mehrere Herren stiegen ein und ordneten im Innern des Fahrzeuges die Instrumente zu den Beobachtungen, die Schläuche mit comprimirter Luft und die Eiskübel zur Regulirung der Temperatur.

Da rief Wanda mit dem ganzen Uebermuth ihrer achtzehn Jahre:

„O, wenn ich doch auch mit hinunter könnte!“

Der Conducteur des Kraterschiffes bedauerte, keine Billets für Damen zu haben. Es entspann sich eine lebhafte Debatte. — Ach, Wanda wußte noch jedes Wort davon; wie unzählige Male hatte sie sich schon in der Erinnerung alle diese Scenen wiederholt.

Die ängstlich besorgte Mutter mit dem, wegen seiner Instructionen zweifelhaften Conducteur auf der einen Seite und ihnen entgegenstehend: der alte Graf, dessen Augen leuchteten im Stolze auf sein muthiges Töchterlein, sie selbst, die kleine kühne Reisende, und endlich der dritte Bundesgenosse, ein junger Naturforscher aus Leipzig, der aufs Eifrigste Wanda's Bitten unterstützte.

Es waren ihrer Drei gegen Zwei, der Sieg blieb also nicht lange zweifelhaft; Wanda durfte mitfahren, nachdem ihr Beschützer, Dr. Werner aus Leipzig, sich dem Grafen vorgestellt und sich lächelnd für jede Gefahr verbürgt hatte.

Und nun — — Wanda's Gesichtchen glüht auf bei der bloßen Erinnerung — nun kamen die wunderbarsten Minuten ihres ganzen Lebens:

Wer von unseren Vorfahren, die mit Erstaunen und Grausen nur wenige Fuß tief hinabgeblickt in diese bunt schillernde Hölle, wenn ein jäher Luftzug einzelne Partien des Kraters von Dampf und Qualm entblößte, wer hätte sich vorstellen mögen, wie es da unten aussieht, mitten in der glühenden, gährenden, tosenden Werkstatt des alten Vulcanus!

Fest und sicher geborgen in dem eisernen Fahrzeuge mit doppelten Wänden, blickt man durch zolldicke Scheiben unverletzlichen Glases hinaus in das unbeschreiblich großartige Chaos von farbenprächtigen Gesteinen, von glühenden, kochenden Lavamassen, von weiß glänzenden Dampfsäulen, die wie riesige Zaubergestalten dazwischen umherwogen, — es ist unsagbar prächtig!

Und doch ist es nicht die Erinnerung an diese mächtigen Naturkämpfe allein, die Wanda's Athem beflügelt, während sie an jene Stunde zurück denkt. Mitten aus allem Grauen der Unterwelt steigt licht und sonnenklar das feine interessante Gesicht des jungen Mannes vor ihr herauf, der sie so zart und sorgsam stützt bei jedem Schwanken des Gefährtes, ihr mit ruhig freundlichen Worten all die Wunder erklärt und für jede ihrer Fragen eine befriedigende, geistvolle Antwort hat; wie bewacht er sie unablässig mit seinen Blicken, um ihr genau das erforderliche Maß frischer Luft zukommen zu lassen, und sie treulich vor jeder möglichen Unannehmlichkeit der kühnen Fahrt zu schützen, ja, das sind Minuten, die sie nie, niemals vergessen wird!

Und heute? — O heute vollends muß sie immer wieder daran zurück denken. Es ist ein wichtiger Tag für Wanda's Leben; sie soll heute den ersten Schritt thun zur Wahl eines Gatten. — Nach herkömmlichem Gebrauche hat ihr Vater vor einer Woche in die, für Familienangelegenheiten bestimmte, allgemeine Heirathszeitung folgende Annonce einrücken lassen:

„Gräfin Wanda von Lilienstein wünscht sich zu vermälen.

Mitgift 800,000 Gulden.

Alter neunzehn Jahre, Statur mittel, Charakter sanft.

Bewerber, welche nicht über dreißig Jahre zählen, von angenehmem Aeußern und in solider Lebensstellung, so wie in ähnlichen Vermögensverhältnissen sind, werden Donnerstag, den 3. Juli von Abends sechs Uhr an im Palais Lilienstein zu Wien, Ringstraße, empfangen werden. Bei Ausländern werden genügende Legitimationen erbeten."

Und heute war dieser Donnerstag.

Was für Bewerber würden sich einfinden? Ob wohl Einer darunter dem Fremden vom Vesuv gleichen, ob sie diese seelenvollen Blicke jemals wieder auf sich ruhen fühlen würde? Wo er jetzt weilen mochte? Er, dessen Bild sie wachend und träumend umschwebte.

Da unterbricht ein leises Rauschen die Phantasien des jungen Mädchens. Gleich dem Flügelschlag eines mächtigen Vogels braust es neben ihr auf, und wie sie erschrocken den Kopf erhebt, begegnet ihr Blick denselben Augen, an die sie soeben mit heimlicher Sehnsucht gedacht hat!

Ein zierlicher kleiner Luftballon hält am Steingeländer des Balcons; der Insasse der kleinen Gondel schlingt rasch mit einer Hand eine Schnur um die Säule des Zeltdaches, während er, mit der andern den Strohhut lüftend, in ehrerbietigem Tone sagt:

„Gräfin, störe ich?“

„Ah, Herr Doctor!“ rief Wanda, mit erglühenden Wangen aufspringend, „welche Ueberraschung! Wo kommen Sie denn her? Willkommen, herzlich willkommen!“

Werner mochte in dieser Begrüßung eine indirecte Antwort auf seine Frage hören, denn er wiederholte dieselbe nicht. Mit leichtem Sprunge schwang er sich über die Brüstung.

„Ich komme direct vom Nordpol, verehrte Gräfin, wo ich in der Polarstadt mit Untersuchungen über die Achsenumdrehung der Erde beschäftigt war, als mir die Luftpost ein Zeitungsblatt übermittelte, in welchem ich eine Annonce fand, die —“

„Die mich betrifft, ergänzte Wanda. „Ja, ich bin im Begriff einen Gatten zu wählen, meine Eltern wünschen es.“

„Gräfin“, sagte Werner mit leiser, weicher Stimme, „es gab eine gute, schöne, alte Zeit, wo man dieses Geschäft nicht durch die Zeitung besorgte! Haben Sie niemals an die Sitten unserer Vorfahren gedacht? Ich für meinen Theil habe mich viel damit beschäftigt, und ich habe gefunden, daß doch damals so Manches besser war, als heute.“

„Ich verstehe — nicht — so ganz —“ stotterte Wanda.

Der junge Mann warf einen prüfenden Blick nach dem Himmel, dann sagte er rasch:

„Meine Luftgondel ist für zwei Personen eingerichtet; hätten Sie nicht Lust, mit mir eine kleine Spazierfahrt zu machen? Das, was ich Ihnen von den Sitten der guten, alten Zeit erklären wollte, würde sich viel besser dort draußen in den Wolken besprechen, als hier unter diesem engen Zeltdache.“

„Ja, ich will mit!“ jubelte das Mädchen, „ich will nur Mama benachrichtigen, damit sie mich nicht vermißt.“

Und schnell sprach sie einige Worte in die Oeffnung eines Telephons.

Sofort ertönte laut und deutlich die Antwort zurück:

„Nimm nur auch Deinen Shawl mit, Kind, und komme nicht zu spät wieder. Bitte den Herrn Doctor, mit herein zu kommen, wenn er Dich zurück bringt.“

„Ich denke, um zwei Uhr können wir wieder zurück sein“, sagte Werner, indem er einen Blick auf seinen Manschettenknopf warf. Dort zeigte sich an der rechten Hand eine kleine Uhr, an der linken ein eben solcher Compaß.

Das junge Mädchen schlang flüchtig einen leichten Schleier über die wallenden aschblonden Locken, nahm den indischen Shawl über den Arm und hüpfte ihrem Ritter voran in die zierlich geformte Gondel des Luftschiffes.

„Wohin befehlen Gräfin zu fliegen?“ fragte Werner, die seidene Ankerschnur losknüpfend.

„Ach, es ist so heiß, fliegen wir gen Norden!“

Während die jungen Leute, von sanften Lüften geschaukelt dahin schweben und sich über die Sitten längst verklungener Zeiten unterhalten, wollen wir uns in den Salon des Palais Lilienstein begeben, welcher, in feinstem und neuestem Geschmacke eingerichtet, die ganze erste Etage des Hauses einnimmt.

Dieser Salon besteht eigentlich aus lauter einzelnen, kleineren und größeren Stuben, welche durch verschiebbare Wände von einander getrennt sind, und durch einen einfachen Mechanismus beliebig wieder vereinigt werden können.

Kostbare Möbel von antiken Formen werden von prächtigen exotischen Gewächsen umrahmt, schwere persische Stoffe bedecken die Tische und überkleiden die Fensterwölbungen.

Musikalische Instrumente von allen Gattungen zieren das eine dieser reizenden, improvisirten Cabinets, ein anderes ist zum Rauchsalon bestimmt, in einem dritten sind die Tische mit den neuesten Prachtwerken moderner Classiker bedeckt, während ein viertes auf schön geschnitzten Consolen Marmorurnen von verschiedenen Formen enthält.

Die Aufschriften dieser Urnen belehren uns, daß sie die Asche verstorbener Familienglieder bergen.

Im Mittelpuncte des Salons ist die Familie Graf Liliensteins nach aufgehobener Mittagstafel in traulichem Gespräche um den Kamin versammelt.

Von allen Anwesenden fällt uns zunächst die älteste Tochter des Grafen, Aida auf, eine große, imposante Erscheinung, der das weibliche Seemannscostüm vorzüglich läßt. Sie hat vor Kurzem ihr Steuermannsexamen gemacht und erzählt soeben mit ziemlich lauter, männlich tiefer Stimme von dem letzten Seesturm, wo sie allein, durch beispiellose Kühnheit, die Rettung ihres Schiffes bewirkt hat.

Ihr Gatte, Wuawaddi, Großgrundbesitzer in Centralafrika, der seine Gattin zu diesem Besuche bei den Eltern begleitet hat, sitzt ihr gegenüber, auf jedem seiner Knie einen kleinen Knaben schaukelnd. Sein wolliges Haar, die ebenholzglänzende Hautfarbe und die wulstigen Lippen verrathen den Vollblutneger.

Wuawaddi ist auch ein solcher.

In Bornu geboren, hat er sich erst kürzlich an den Ufern des Lualaba-Congo angekauft. Der größere Theil seines fast unermeßlichen Reichthums besteht aber nicht im Erträgnisse seiner Ländereien, sondern in einer Heerde von zweihundert Elephanten, durch welche er alle Waaren, die oberhalb der Katarakten des Congo ausgeschifft werden müssen, zu Lande weiter befördern läßt, bis an den Punct, wo der Fluß wieder schiffbar wird, ein Unternehmen, welches er durch Verträge mit der Handelswelt von Jahr zu Jahr lucrativer zu gestalten versteht.

Seine Kinder, zwei kräftige Knaben von vier und sechs Jahren, erinnern durch hellere Hautfarbe an ihre deutsche Mutter, durch ihr affenartig bewegliches Wesen und die unglaublich häßlichen Züge aber wieder mehr an den Vater.

Die alte Gräfin, eine noch immer hübsche Dame in den vierziger Jahren, sitzt, ängstlich vorgebeugt, in der Causeuse und lauscht mit athemlosen Entsetzen den haarsträubenden Erzählungen ihrer Tochter. Viel befriedigtere Zuhörer hat Aida an ihrer jüngsten siebzehnjährigen Schwester Ludmilla und den beiden Brüdern. Jetzt unterbricht sie der fünfzehnjährige Maxim mit der Frage:

„Und das Saharameer, ist es nicht schön? Hast Du es schon befahren?"

„Nein, Maxim, es ist noch nicht gefüllt genug, um größere Schiffe zu tragen. Es wird noch mehrerer Monate bedürfen, bis die Wüste Sahara ein schiffbares Meer geworden ist."

„Das ist schön!" ruft Maxim, „da wird also die Jagd auf die, vor dem einströmenden Wasser flüchtenden Thiere noch nicht beendet sein, wenn ich mit dem Schwager in den Herbstferien seine alte Heimat Bornu besuche?"

„Gewiß nicht, mein Junge", sagt der Neger, „komm nur und bringe auch Benno mit; es ist wirklich hochinteressant, diese tausende von Wüstenthieren in ihrer wilden Flucht zu beobachten."

„Nein, nein", mischt sich jetzt der alte Graf in das Gespräch, „diesmal wird nichts aus der Reise. Die Knaben müssen ihre ganze Ferienzeit auf Privatstudien verwenden, da sie den ersten October an das neue Gymnasium kommen sollen. Maxim hat bis dahin noch sechs alte Sprachen zu lernen, außer dem Latein, Griechisch und Hebräisch, was er bisher schon betrieben hat, und Benno hat bis zum Beginn des neuen Semesters noch die Buchstabenzählung der Odyssee zu vollenden."

Die Buchstabenzählung, wie so?"

„Ja, nach dem neuen Lehrplan verlangt man, daß die Schüler der Obersecunda die Buchstabenzahl jedes einzelnen Hexameters genau im Kopfe und sie auch selber ausgezählt haben."

„Man verlangt jetzt wirklich recht viel von den Schülern", seufzt die Mutter, „ich bin froh, daß Ludmilla sich nicht auch dem Gelehrtenstande widmen will, sie hat sich doch noch für die diplomatische Carrière entschieden."

„Und Wanda?" fragte der Afrikaner, „ist sie den Naturwissenschaften treu geblieben?"

„Allerdings, und sie hat die besten Hoffnungen auf eine Professur in Stanleytown am Congostrome; sie hat sehr glänzende Anerbietungen von da bekommen."

„Ah, von Stanleytown! Das freut mich. Aber nicht wahr, Mama, wir Afrikaner können stolz sein auf unsere Heimat? Kaum hundertdreißig Jahre sind es her, daß dieser Stanley als erster Europäer die Stelle betrat, wo jetzt die Stadt, die seinen Namen trägt, mit an der Spitze der Civilisation steht, und es getrost mit jeder europäischen Großstadt aufnehmen darf!"

„Gewiß könnt Ihr stolz sein, auf Eure reich gesegnete Heimat; Wanda fühlt sich hoch geehrt von der Berufung dahin, aber das Klima sagt ihr nicht recht zu, sie zieht den Norden vor, und zögert deshalb noch mit der Entscheidung."

„Vielleicht entscheidet sich heute bei ihr auch diese Frage, zugleich mit der andern", äußerte Ludmilla, „ich denke es mir doch fatal, durch seinen Beruf beständig vom Gatten getrennt zu sein, wie Du, Aida. Deshalb habe ich für meinen Theil fest beschlossen, mich dereinst nur mit einem ganz unabhängigen Manne zu vermälen, der mich auf meine Gesandtschaftsposten begleiten kann."

Steuermann Aida war eben im Begriff, eine etwas seemännisch derbe Antwort zu geben, als der Diener auf Rollschuhen unhörbar an die Seite der Gräfin glitt und ihr eine Karte überreichte.

„Ah, Commerzienrath von Friedland, sehr willkommen“, sagte sie erfreut, die Karte mit bedeutungsvollem Blicke der jüngsten Tochter hinüberreichend.

Diese zuckte die Achseln und schüttelte fast unmerklich das braungelockte kleine Köpfchen, als wollte sie sagen: „Nein, das ist nicht der Rechte!“

Während Graf Lilienstein dem Gaste entgegenschritt, flüsterte Ludmilla der Mutter zu: „Nun sollte sie aber wirklich bald kommen, der kleine Professor! Es ist unfaßlich, wo sie so lange bleibt! — Und sie versprach doch, schon vor dem Diner zurück zu sein.“

„Nur ruhig“, tröstete Aida, „sie wird schon kommen, wie leicht verspätet man sich auf einer Spazierfahrt in angenehmer Gesellschaft.“

Commerzienrath Banquier von Friedland, der jetzt hereintrat, war auf den ersten Blick ein recht hübscher junger Mann zu nennen, obgleich man, bei schärferem Betrachten seines Antlitzes, fürchten mußte, daß er die Angabe des Alters in der Annonce, die ihn heute hergeführt, übersehen habe. In den Zwanzigern hatte dieser Mann doch wohl nichts mehr zu suchen.

Sein reich gelocktes Haar und der volle, starke Bart waren von etwas verdächtigem, leise ins grünliche schillerndem Schwarz, und seine dunklen, schön geformten Augen verloren sehr durch den starren, ausdruckslosen Blick und beständiges Zwinkern mit den buschigen Brauen darüber.

Während der Gast, des Hausherrn Aufforderung folgend, den Hut ablegte, sagte er halblaut: „Verlangen Sie von mir Legitimationen, Herr Graf? Ich dächte doch, mein Name wäre in Wien bekannt genug, daß Sie mir diese Formalität erlassen können?“

Dann wendete er sich hastig, ohne des Grafen Antwort abzuwarten, zu den Damen mit der erstaunten Frage:

„Gräfin Wanda ist abwesend?“

„Ja, meine Tochter hat sich auf einer Ballonfahrt etwas verspätet“, erklärte die Gräfin, „sie wird aber jedenfalls bald zurück sein.“

Ehe Friedland etwas erwiedern konnte, wurden abermals zwei Gäste angemeldet und folgten dem Diener, der ihre Namen nannte, auf dem Fuße in den Salon.

Mit leichtem, tänzelndem Schritt schwebte ein junger Officier, Baron von Benneberg, herein.

Die neue Uniformirung der Landtorpederie schien eigens für diesen Jüngling erfunden zu sein; er war es sich auch voll bewußt, wie schlank, zum Umspannen, sich seine Taille in dem knappen, rothen Jäckchen hervorhob und wie graziös die dicken, grünen Seidenschnüre vom rechten Handgelenk nach dem linken Stiefelabsatz gespannt waren, während hellblaue Quasten anmuthig von den strohgelben Achselstücken niederfielen. Er hörte es glücklicherweise nicht, wie der ältere der beiden kleinen Mulatten, die sich beim Eintritt der Gäste in eine Fensternische zurückgezogen hatten, zum jüngeren sagte: „Das ist gerade so eine Ziehpuppe, wie Großmama unserm kleinen Schwesterchen geschenkt hat.“ Worauf der Kleine zustimmend erwiederte: „Aber sie zappelt ganz von selber, man braucht nicht erst an der grünen Schnur zu ziehen.“

Nein, Baron von Benneberg gehörte zu der Classe von Menschen, die überhaupt nie etwas Anderes sehen und hören, als ihr eigenes, geliebtes Ich.

Desto schärfere Augen schien der Mann, der ihn begleitete, für seine Umgebung zu haben.

Während Benneberg sich schnell den Damen näherte, und dort in einer halben Minute dreizehn Verbeugungen machte, ging sein Begleiter, ein großer, kräftiger Mann, mit durchdringenden grauen Augen und etwas steifen Bewegungen, ernst und ruhig auf den Hausherrn zu und sagte, ihm einige Papiere überreichend: „Ich bin Photograph Blake aus England. Darf ich um die Ehre bitten, der Gesellschaft vorgestellt zu werden?“

Rasch nach einander traten noch zwei Herren ein, deren einer das Abzeichen des internationalen Hülfsvereins, den langen, faltigen, grauen Talar, trug.

Der Andere war ein holländischer Arzt, Dr. van Huylen.

Die Meldung dieses Namens machte zum ersten Mal an diesem Abende des Grafen Augen freudig aufleuchten. War es doch ein Name von vorzüglichem Rufe, trotz der großen Jugend seines Trägers, ein Name, den tausend dankbare Lippen segneten!

Van Huylen ist ja der Erfinder des neuen Präparates Salycil-Carbolium, mittels dessen er die mikroskopischen Pilze, welchen alle ansteckenden Krankheiten ihre Entstehung verdanken, im menschlichen Körper sofort im Keime zu vernichten versteht. Dank seiner segensreichen Entdeckung werden unsere Nachkommen die Worte: Typhus, Cholera, Scharlach, Pocken, Tuberculose u. s. w. nur noch aus Büchern kennen.

Der junge Arzt zog, nachdem er die Gesellschaft begrüßt hatte, ein Tabouret neben den Fauteuil Ludmilla's und sagte indem er sich niederließ: „Gnädiges Fräulein, Sie werden jedenfalls am heutigen Abend so zahlreiche Gäste bekommen, daß ein Fremder wie ich, die kostbaren Minuten benutzen muß, um nur wenigstens einige Worte von Ihren Lippen zu erhaschen.“ —

„Ich bin aber nicht Wanda“, unterbrach ihn, etwas verlegen, das junge Mädchen, „Sie halten mich vielleicht für meine Schwester, welche jeden Augenblick von einer Ballonfahrt heimkehren muß.“

„Allerdings beging ich diesen Irrthum und ich muß gestehen, ich wünsche von ganzem Herzen — — — ist Gräfin Wanda Ihnen ähnlich?“

„Nein, man sagt, wir gleichen uns wenig. Meine Schwester ist eine sanfte, schwärmerische Blondine, und ich — nun, Sie sehen ja, was ich bin“, brach sie lachend ab.

„Gewiß, Gräfin, das sehe und höre ich, und freue mich innerlich der willkommenen Verzögerung in der Ankunft Ihrer Schwester! — Aber, in wessen Gesellschaft ist sie denn ausgeflogen? Doch nicht ganz allein?“

Der Graf, der sich eben im Gespräch mit dem grauen Bruder befand, hatte des Doctors letzte Frage aufgefangen, und beeilte sich, statt seiner Tochter zu antworten:

„Ein früherer Reisegefährte, den wir in Italien kennen lernten, aber seit vier Monaten nicht wiedergesehen haben, engagirte sie zu einem kleinen Ausflug. Hoffentlich ist ihnen kein Unfall zugestoßen! Aber Dr. Werner ist so geübter Luftschiffer, daß man gewiß außer Sorge sein kann.“

„Wie, Dr. Werner?‘ rief van Huylen erstaunt, „ist das derselbe, der das große meteorologische Observatorium am Nordpol gegründet hat?“

„Es ist derselbe, er stammt aus Leipzig.“

„Wissen Sie denn, Herr Graf, daß dieser junge Mann auf dem Puncte

Ein Kriegsschüler von Weiland.

Nach dem Gemälde von Gustav Hackl.

steht, seine welterschütternde Entdeckung, an die so lange Zeit Niemand glauben wollte, praktisch zu verwerthen?"

„Nicht möglich! Sie meinen die willkürliche Aufhebung der Anziehungskraft unserer Erde?"

„So ist es. Der Tag ist nicht mehr fern, wo wir uns nach Belieben von dieser urewigen Fessel werden befreien können, und es ist unabsehbar, was für Folgen sich an diese Entdeckung knüpfen müssen! Ich bin nicht wenig stolz darauf, diesen größten Mann unseres Jahrhunderts meinen Freund nennen zu dürfen. Werner ist mein liebster Studiengenosse gewesen; ich habe tiefer als irgend ein Anderer in diese reiche Seele geblickt, zu der Zeit, als jene Keime sich darin entwickelten, die nun zu so herrlichen Blüthen gediehen sind!" —

Ein Diener unterbrach hier die, immer allgemeiner und lauter gewordene Conversation mit der Meldung, daß der Haustelegraph so eben den Anfang des Concertes melde.

„Ich weiß nicht", sagte die Gräfin, im Kreise umherblickend, „ob die Herren Musikfreunde sind? Im Leipziger Gewandhaus findet heute das dritte Abonnementsconcert statt, und es sind vorzügliche Nummern auf dem Programm."

Allgemein wurde dem Vorschlage beigestimmt, das Concert zu hören. Man nahm in verschiedenen Gruppen Platz, Maxim und Benno traten an die Wand und öffneten den Verschluß des dort angebrachten Telephons, und wenige Minuten später brausten die herrlichen Klänge des vollen Orchesters durch den Saal. — Der Commerzienrath und Baron von Benneberg verständigten sich durch einen raschen Blick und benutzten die erste rauschende Tuttipartie der Symphonie, um sich leise in das anstoßende Rauchcabinet zu verfügen, wo die Musik nur noch gedämpft zu ihnen herüber klang.

„Was Teufel!" rief jetzt der Banquier mit nur halb unterdrückter Wuth, „was Teufel willst denn Du hier?"

„Ja, Onkelchen, das möchte ich lieber Dich fragen", lachte Benneberg, indem er vor einem der großen Wandspiegel seinen Anzug musterte. Man muß gestehen, daß Du Dich merkwürdig gut conservirt hast, für Deine sechzig Jahre, aber hier als dreißigjähriger Freier aufzutreten, dazu gehört doch wahrlich viel! Wenn nun die kleine Gräfin auf den Leim ginge, und nach der Hochzeit die Entdeckung machte, daß Alles an Dir falsch ist? — Haare, Bart, Zähne, Augen, Namen und Titel, Alles falsch, Alles, Hahaha! Es wäre zum Todtlachen!"

Schäumend vor Zorn ballte das kleine Männchen die Fäuste:

„Und meinst Du etwa, daß Du sie bekommst, Du Zieraffe, Du Modebengel, Du grasgrüner, rothscheckiger Papagei Du — Du —"

Die Stimme versagte ihm.

Der Neffe ließ sich durch diesen Wuthausbruch nicht im Geringsten aus der Fassung bringen.

„Höre Onkel", sagte er ruhig, „sei vernünftig. Ich weiß, daß Du genau eben so auf dem Trocknen zappelst wie ich. Wir wollen nicht erörtern, welchem von uns Beiden das Messer näher an der Kehle sitzt. Aber 800,000 Gulden sind eine nette Summe, groß genug, um mehr als nur Einen von uns wieder flott zu machen. D'rum laß uns gemeinsam handeln. Jeder unterstützt den Andern nach besten Kräften, und wer schließlich den Sieg davonträgt, zahlt dem Andern ein Viertel der Mitgift heraus. Du bürgst

bei dem Grafen für die Solidität meines Charakters und ich rühme ihm dafür Dein Vermögen und Deine brillante Lebensstellung; so wäscht eine Hand die andere, und wir können nur Beide profitiren."

Nach kurzer Ueberlegung willigte Friedland in den Vertrag ein, mit der Miene eines zum Tode Verurtheilten, der zu zwanzig Jahren Kerker begnadigt wird, und die zärtlichen Verwandten mischten sich unbemerkt wieder unter die übrige Gesellschaft.

Es schien fast, als schenke dieselbe der Bravourarie der ersten Kammersängerin nicht die gebührende Aufmerksamkeit, denn von verschiedenen Seiten mischte sich leise gehauchtes Flüstern in die gellenden Rouladen.

Der Graf ist nicht so ruhig wie seine Gemalin ihn glaubt. Wohl lehnt er unbeweglich am Kaminsimse, aber er lauscht nicht den Tönen der Musik, sondern der Rede des jungen Ordensbruders, der dicht an seine Seite getreten ist, und fast ohne die Lippen zu bewegen, in langsam abgemessenen Worten zu ihm spricht:

„Es verhält sich in Wahrheit so, wie ich Ihnen sagte, Herr Graf. Seit der geistliche Stand aufgehoben und Alles abgeschafft ist, was man früher Religion nannte, seit Vernunft, Verstand und Wissen allein die Herrschaft haben in der Welt, sind wir grauen Brüder an die Stelle der alten Gottesdiener getreten. In unserm Stande vereinigt sich jetzt Alles, was die Menschen noch an weichen barmherzigen, selbstlosen Gefühlen besitzen; wir allein bewahren sie noch davor, lebendige Maschinen zu werden! Ich habe Gräfin Wanda beim Besuche eines unserer Krankenhäuser beobachtet, und ich glaube, in ihr alle jene milden und doch festen Eigenschaften entdeckt zu haben, die unser Beruf erfordert. Geben Sie mir Ihre Tochter zum Weibe, Herr Graf, und vermögen Sie dieselbe, ihr Leben und irdisch Besitzthum dem Wohle der Unglücklichen zu weihen, denen wir dienen. Ich speciell habe mich, wie Sie wissen, der schwersten und düstersten Abtheilung unseres Ordens gewidmet, und wenn sich Gräfin Wanda entschließen könnte, mein Wirken zu theilen, würde ihr Verdienst um die leidende Menschheit ein doppelt erhabenes sein."

„Ich ehre und bewundere dieses Wirken", erwiederte der Graf, „es ist gewiß sehr barmherzig von den grauen Brüdern, daß sie alljährlich Tausende von Lebensmüden in ihre Häuser aufnehmen, sich zuerst bemühen, diese Unglücklichen dem Leben zu erhalten, und dann, wenn alle Versuche dazu scheitern, für sie die schnellste und leichteste Todesart wählen; ich billige und ehre diese neue, humane Einrichtung, aber mein junges, lebensfrohes Kind kann ich nimmermehr einem so traurigen, entsetzlichen Berufe entgegenführen. Haben Sie innigen Dank, ehrwürdiger Bruder, für die gute Meinung von meiner Tochter, und entschuldigen Sie, daß ich mich nicht zur Höhe Ihrer Anschauungen aufzuschwingen vermag. Geben Sie den Gedanken an diese Verbindung auf, ich würde nie darein willigen."

„Und ist dies Ihr letztes Wort, Herr Graf?"

„Ich bedauere sehr, daß Sie sich umsonst so weit her bemüht haben, aber mein Entschluß steht fest."

„So werde ich meine Rückreise nach Newyork noch diese Nacht antreten. Der meteorologische Anzeiger meldet für übermorgen Sturm und Regen, da wäre die Luftreise über den Ocean unangenehm."

„Aber wollen Sie nicht noch einige Tage länger in der Kaiserstadt verweilen? Ich sehe hier (der Graf nahm ein Blatt aus dem Zeitungsständer)

daß der Sturm nur **einen** Tag dauert, und für Montag schon wieder Sonnenschein vorgemerkt ist."

„Nein, ich danke, ich reise ab, sobald der Mond aufgeht. Meine Geschäfte in Europa sind erledigt. Ich habe in den hiesigen Lebensentsebungshäusern eben so reiche und nützliche Erfahrungen gesammelt, wie in den Spitälern und Irrenanstalten, und kehre hoch befriedigt in meine Heimat zurück. Meine Absicht, eine Frau zu suchen, war nur Nebenzweck dieser Reise."

Jetzt schloß die Sängerin par distance ihre Arie mit einem zehn Minuten andauernden Triller und geisterhaft schallte der Applaus des entzückten Leipziger Publicums durch den Salon. Der Diener schloß die Klappen und rollte, auf einen Wink des Grafen, die Seitenwände etwas zurück. „Licht", befahl die Gräfin, „und den Thee."

Der Diener verschwand und eine Secunde später flammte das elektrische Licht tageshell von der Decke. Man erhob sich und versammelte sich, die kaum gehörte, aber noch viel weniger verstandene Musik kritisirend, um die Hausfrau.

Ludmilla und van Huylen schienen zu einem befriedigenden Resultat ihrer Debatte gekommen zu sein; Beider Gesichter strahlten in eigenthümlichem Glanze, als sie sich dem Tische näherten.

Der Photograph John Blake verließ als der Letzte seine duftige Laube, und kam langsam herangeschritten. Er trug ein Päckchen Kartenblätter in der Hand, die er mit einer Verbeugung vor der Dame des Hauses hinlegte.

„O wie reizend!" rief die Gräfin, „welch allerliebste Ueberraschung! Kinder, seht nur her, es sind Porträts von uns Allen!"

„Wie gut, wie sprechend ähnlich! Ausgezeichnet!" hörte man ringsum ausrufen.

„Es ist nur eine kleine Probe meiner Kunst", sagte Blake bescheiden, „die ich bitte, als Andenken an diesen Abend freundlich annehmen zu wollen. Ich danke ergebenst für die liebenswürdige Aufnahme und empfehle mich den verehrten Damen und Herren zu geneigtem Wohlwollen."

Mit freundlichen Abschiedsworten geleitete der Graf nun Herrn Blake und den Ordensbruder an die Thüre.

Baron von Benneberg flüsterte seinem Onkel ins Ohr: „Nun sind wir Hahn im Korbe; den blonden Doctor fürchte ich nicht, also frisch drauf!"

Ludmilla ordnete mit graziöser Anmuth die Silber- und Porzellangefäße des Theetisches, der soeben von der Decke herabgeschwebt war. Man nahm Platz an der länglichen, reich gedeckten Tafel.

In der Mitte derselben stand das stilvoll geformte Modell eines kleinen Brunnens, aus dessen silberner Röhre beständig ein Strom kochenden Wassers sprudelte. Um diesen Brunnen gruppirten sich geöffnete Vasen und Büchsen, gefüllt mit verschiedenartigen, theils grobkörnigen, theils blättrigen oder pulverisirten Stoffen. Daneben lagen kleine goldene Löffel und Zangen zur Auswahl bereit.

Gräfin Lilienstein war ein seltenes Muster wirthschaftlicher und hausmütterlicher Tugenden; sie leuchtete darin allen Damen der Aristokratie als Beispiel voran. So verschmähte sie es auch, der vornehmen Sitte zu huldigen und eine besondere Speisemischerin, oder wie man in alter Zeit gesagt haben würde, Köchin, zu halten, um die Gerichte schon fertig präparirt auf die Tafel zu bringen. Nein, sie pflegte eigenhändig jedem ihrer Gäste die gewünschten Lieblingsspeisen nach seinem besondern Geschmack zuzubereiten,

und das Haus Lilienstein stand deshalb im Rufe, die vorzüglichste Küche von Wien zu führen.

Auch heute nimmt sie mit anmuthiger Würde vor den comprimirten Suppenconserven Platz, läßt sich durch den Diener die Teller der Gäste reichen, und legt, nach Wunsch eines Jeden, einige Körnchen aus dieser oder jener Büchse darauf. Dann schöpft sie mit kleiner goldener Kelle etwas kochendes Wasser darüber und während der Diener den Teller vor dem Gaste niederstellt, quillt ein erbsengroßes braunes Klümpchen zum saftigsten Rehfilet auf, einige dürre Tannennadeln verwandeln sich in zollstarken Stangenspargel, ein bräunliches Pulver in die pikanteste Madeirasauce.

Der Graf steht als liebenswürdiger Hausherr seiner Gattin durchaus nicht nach. Auch er hat vor seinem Couvert ein Maroquinkästchen stehen, dessen aufgeschlagener Deckel einige Dutzend kleiner Fläschchen erblicken läßt, wie sie in alten Zeiten etwa eine homöopathische Hausapotheke gebildet haben würden.

Dieses Kästchen ist des Grafen Flaschenkeller, der Tausende von Gulden im Werth hat. In die vom Diener mit destillirtem Wasser gefüllten Becher der Gäste läßt Graf Lilienstein nur je einen Tropfen seines Weinextractes fallen und die herrlichste Blume echten Rheinweins oder feurigen Ungartrankes erquickt die dürstenden Lippen.

Bald war an der Tafel ein animirtes Gespräch im Gange.

„Werden Sie sich, Herr Graf, zur Jagdsaison wieder auf Ihre böhmischen Güter verfügen?" fragte der Commerzienrath, eine gedünstete Waldschnepfe kunstvoll zerlegend.

„Ich muß dieses Jahr schon früher dahin abreisen, gleich nach der bevorstehenden Vermälung meiner Tochter. Es sind in der Oekonomie wichtige neue Einrichtungen zu treffen, die ich gern persönlich überwachen möchte."

„Und wie weit ist Wanda's Ausstattung gediehen, Mama?" fragt zugleich Aida in gedämpftem Tone die Mutter.

„Ich hoffe, morgen die letzte Wäsche aus der Papierfabrik zu erhalten. Ich habe den Bedarf für vier Wochen genommen; Du kannst Dir nachher die Muster ansehen."

„Was Mama, für vier Wochen? Aber die Moden wechseln ja so schnell. Ich kaufe mir stets nur Wäsche für acht Tage. Es wäre doch unangenehm, wenn Wanda im August noch die Julimuster im Tischzeug hätte!"

„Und worin bestehen diese Neuerungen, wenn man fragen darf?" spricht wieder der Banquier.

„Zunächst in dreißig Regenmaschinen, die ich neu angeschafft habe. Wir haben leider diesen Sommer nur noch sechs Regentage zu erwarten, und da meine Kartoffelfelder etwas scharfen, trocknen Boden haben, muß ich ihnen noch mindestens zehn bis zwölf ausgiebige künstliche Gewitter beschaffen. Es ist eine kostspielige Einrichtung, aber der Erfolg ist auch ein brillanter. Mein Nachbar, Graf de Palffi, hat im vorigen Herbst auf das Joch fünfhundert Centner Kartoffeln geerntet, durch diese Behandlung mit künstlichem Regen."

„Das ist wirklich erstaunlich, Herr Graf!" —

„Und wie bist Du mit dem afrikanischen Wiesenwärmer zufrieden gewesen, Papa, den ich Dir zum Geburtstag schenkte?" rief Wuawaddi über den Tisch herüber.

„Nicht so ganz, lieber Schwiegersohn, ich habe allerdings auf kalten, feuchten Wiesen damit schon im März schönes, meterhohes Gras erzielt, aber

unser Boden verträgt diese künstliche Erwärmung durch Elektricität nicht mehrere Jahre nacheinander. Wir müssen heuer wieder aussetzen damit."

„Ich muß sagen", versicherte Friedland, hinter der vorgehaltenen Serviette das Gähnen verbergend, „ich interessire mich ganz unglaublich für die Landwirthschaft, und würde mich glücklich schätzen, später mit Gräfin Wanda eines dieser einträglichen Güter bewirthschaften zu können."

„Auch ich schwärme nicht weniger für den Beruf des Landwirthes", beeilte sich Benneberg der Dame des Hauses zuzulispeln, „wie reizend muß es doch sein, wenn die blitzende Sense in das volle, schwere Getreide schneidet, und dann die hochbeladenen Erntewagen, reich geschmückt und bekränzt, nach der Scheune schwanken!"

„Ei, ei, mein Herr Baron", sagte die Gräfin, indem zum ersten Mal ein feines Lächeln über ihre sorgenschweren Züge glitt, „es scheint fast, Sie kennen die Landwirthschaft mehr aus alten Romanen der vorigen Jahrhunderte, denn aus eigner Anschauung. Blitzende Sensen, Scheunen, hoch beladene Erntewagen, — wie lange schon sind alle diese Begriffe für uns ein überwundener Standpunct!"

„Ja, ja", fiel ihr der Graf laut lachend in die Rede, „die poetischen Schnittergestalten des alten Auerbach und Consorten sind längst bei uns ausgestorben. Mächtige Dresch-Locomotiven ersetzen die Locomobilen, die wir noch bis vor zehn Jahren allein zum Dreschen kannten. Sie fahren mit voller Dampfkraft über unsere Felder und dreschen das reife Getreide auf dem Halme aus.

Ihnen nach rückt die Strohmähmaschine, mit dem daran gehängten Dampfstrohhäufler. In langer Reihe schließen sich offene Frachtlowry an die arbeitende Locomotive und werden nach und nach mit den ausgedroschenen Körnern beladen. Am Abend eines solchen Erntetages steht dann die Frucht von vier bis fünfhundert Hectaren fertig verladen am Bahnhofe der Station, das Stroh fest aufgethürmt in haushohe Schober; und diese ganze Arbeit haben sechs Männer vollbracht, die nicht etwa Bauern, sondern Maschinisten sind."

Der also Belehrte biß sich ärgerlich auf die Lippen.

„Um nochmals auf das vorige Thema zurückzukommen", fuhr van Huylen fort, „ist es ein eigenthümliches Zeichen der Zeit, daß für so viele Stände die alten Bezeichnungen gar nicht mehr passen. Unsere Oekonomen sind Chemiker und Maschinisten, unsere Maler Photographen, unsere Schreiber Telephonisten; und was sind denn unsere Soldaten? Doch gewiß alles in der Welt eher, als Krieger!"

„Mein Herr Doctor!" brauste Baron Benneberg auf und zupfte majestätisch den steifen Halskragen mit dem eingestickten goldenen Torpedo in die Höhe, Achtung vor dem Kriegerstande, wenn ich bitten darf!"

„Alle Achtung ohne Zweifel vor den Lenkern unserer gigantischen Zerstörungsmaschinen, die gewiß auch in ihrer Weise unsterbliche Helden sind. Ich sage: „Helden", aber Krieger, Soldaten, Kämpfer im alten Sinne des Wortes sind sie nicht."

„Der Herr Doctor hat Recht", stimmte Ludmilla ihrem Tischnachbar bei. Sie hatte so eben das ihr überbrachte Extrablatt der Abendzeitung durchflogen und sagte, das Blatt Maxim hinüberreichend: „Bitte, lies uns diese Zeilen vor. Wer möchte bei solch einem Schlachtbericht noch an die mächtigen Heeressäulen unserer Vorfahren denken!"

„Vom Kriegsschauplatz", las Maxim. „Varna, den zweiten Juli. Gestern hat ein entscheidender Zusammenstoß der Maschinenmacht des englischen Vicekönigs der Türkei mit jener der vereinigten freien Slavastaaten stattgefunden.

Unsere Streitkräfte bestanden in dreihundert Riesenkanonen von je fünfhundert Tonnen Gewicht, hundertfünfzig Landtorpedos und gegen sechshundert bewaffneten Luftdampfern. Die feindliche Maschinenmacht war der unsrigen in jeder Waffengattung überlegen.

Kaum graute der Tag, so begann der Donner der Geschütze von beiden Seiten. Projectile von zweitausend Kilogramm Gewicht durchsausten die Lüfte, jeder einzelne Schuß siebenhundert Gulden im Werthe. Die Maschinisten hielten sich bewunderungswürdig, fast jeder Schuß traf sein Ziel. Unsern Torpedos gelang es, eine große Anzahl feindlicher Maschinen in die Luft zu sprengen. Um acht Uhr Abends erst wurde das Feuer eingestellt. Ein glänzender Sieg war errungen. Siebzig Geschütz- und fünfzig Transportmaschinen sind unsere Beute. Leider sind auch schwere Verluste zu beklagen. Zwanzig Maschinenspeiser und sechs Oberstmaschineure, sowie hundertzwanzig Heizer sind geblieben, fünfzehn Directionsofficiere verwundet. Die Verfolgung des in guter Ordnung zurückdampfenden Feindes dauert noch fort. Die Bundeshauptstadt Varna ist illuminirt, der Jubel des Volkes unermeßlich. Der Präsident hat persönlich die Verwundeten besucht.

Der Vorlesung dieses erschütternden Schlachtberichtes folgte eine minutenlange Pause, nur unterbrochen durch die Stimmen der kleinen Mulatten, die im Streit um ein kleines Kästchen begriffen waren, welches sie im Rauchcabinet gefunden hatten. Da es an der Seite eine Kurbel hatte, hielten sie es für einen Leierkasten, wie sie daheim einen besaßen, und der Größere den Kleinen mit einem kräftigen Stoße zur Seite schiebend, begann die Kurbel zu drehen.

Da ertönten plötzlich durch die Stille laut und deutlich zornige Worte:

„Was Teufel willst denn Du hier?"

„Ja, Onkelchen, das möchte ich lieber Dich fragen!"

Wie ein Tiger auf seine Beute, stürzte Baron von Benneberg auf den Phonographen los, um ihn den Kindern zu entreißen.

Der Graf aber fiel ihm in den Arm: „Halt, halt, Herr Baron, was bringt Sie in solche Aufregung? Bedenken Sie nicht, daß Sie durch Ihr Benehmen einen seltsamen Verdacht erregen? Warum wollen Sie dieses Instrument verhindern, ein Gespräch zu wiederholen, das es zufällig aufgenommen hat?"

„Ich — ich — ich habe eine Aversion gegen diese vermaledeiten Phonographen, sie sind eine teuflische Einrichtung, es macht mich stets nervös, so einen Kasten nur zu sehen!"

„Herr von Friedland scheint an der gleichen Nervenschwäche zu leiden", sagte der Graf mit ironischem Lächeln nach dem Banquier zeigend, der sich leichenblaß mit verstörter Miene zurücklehnte und seinen unglücklichen Neffen mit todtsprühenden Blicken maß.

„Ja, in der That", stotterte Friedland, „ich befinde mich unwohl, — die Hitze im Salon, die Aufregung der Erwartung, ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich mich sogleich entferne."

„Ich bitte die Herren, nur noch so lange zu bleiben", sagte der Graf mit eisiger Kälte, „bis der Phonograph uns dieses interessante Gespräch wiederholt haben wird; Sie wissen, man darf das Instrument nicht unterbrechen, wenn es einmal zu sprechen begonnen hat."

Mit fester Hand griff der Graf nun selbst an die Kurbel, laut und deutlich wurde das Gespräch aus dem Rauchcabinet wiederholt.

Als das letzte Wort verklungen war, verbeugte sich Graf Lilienstein gegen die beiden Herrn und wünschte ihnen „glückliche Reise."

Ohne Abschied schlichen Beide hinaus. Zugleich aber theilte sich die Portière einer andern Thüre und umrahmt von den schweren, dunklen Falten stand Wanda auf der Schwelle.

Aller Blicke wendeten sich nach der lieblichen Erscheinung. Die Mutter flog mit ausgebreiteten Armen auf sie zu und schloß sie mit den leidenschaftlichsten Vorwürfen ans Herz.

Erst als sie sich auch aus des Vaters Umarmung wieder befreit hatte, bemerkte man, daß sie nicht allein gekommen sei. Mit holdem Erröthen faßte Wanda die Hand ihres Begleiters, der unter der Thür stehen geblieben war und sagte, mit ihm in das volle Licht der elektrischen Sonne tretend:

„Vater, Mutter, ich bringe Euch einen Sohn, ich stelle Euch hier meinen Gatten, Dr. Erich Werner, vor, — nehmt ihn freundlich auf!"

Beide Eltern hießen den jungen Gelehrten mit den herzlichsten Umarmungen willkommen. Unter allgemeiner, freudig bewegter Theilnahme erzählte nun das junge Paar, daß sie schon in der ersten Stunde ihrer Luftfahrt über den Entschluß einig geworden waren, sich anzugehören.

„Dann", sprach Wanda, „schlug Erich vor, mir meine neue Heimat zu zeigen und wir flogen direct nach der Polarstadt. O wie herrlich ist es dort, wenn man aus unserer erstickenden Juliatmosphäre kommt! Ein wundervolles Nordlicht glänzte eben über den unermeßlichen Eisgefilden, über welche wir in raschem Fluge dahin schwebten, um endlich in der Polarstadt zu landen. Dort verließen wir den Ballon und besahen uns die schönen Straßen, und dann — —"

„Ja, dann, liebe Eltern", unterbrach hier Erich seine junge Gattin, „dann kam derjenige Punct unserer Reiseerlebnisse, für den ich Ihre Verzeihung erbitten muß! Als wir am Standesamte der Stadt vorüber kamen, schlug ich Wanda vor, uns daselbst gleich eintragen zu lassen. Da unsere Liebe und Verlobung so ganz an die alte Zeit erinnert, sollte wenigstens die Trauung eine moderne sein! Als echte, freie Bürger der großen Naturforscher- und Gelehrtenrepublik, die jetzt ihre Herrschaft über den ganzen Erdball ausbreitet, sind wir berechtigt, uns aus allen Zonen dieses reichen Planeten und aus allen Culturperioden seiner Bewohner das Beste und Schönste auszuwählen. Wir lieben und werben wie in der alten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts, wir heirathen nach den vernünftigen Gesetzen der Jetztzeit und unsere Ehe wird nach dem Muster der alten Patriarchen geführt werden, die uns schon vor Jahrtausenden gelehrt haben, wie Mann und Frau zu einander stehen sollen! Nicht wahr, mein Weibchen, unsere Ehe wird keine moderne sein?"

Wanda, deren Blick voll stiller Bewunderung an den in schöner Begeisterung strahlenden Zügen des Gatten hing, neigte nur stumm das Haupt in hingebendem, glückseligem Einverständniß.

Während dann Mutter und Geschwister in fröhlichem Geplauder das

junge Ehepaar umringten, näherte sich van Huylen dem Grafen und bat um kurzes Gehör.

Wenige Minuten später traten die beiden Männer wieder zu der Familiengruppe.

Ludmilla, die sie heran schreiten sah, sprang auf und flog ihnen entgegen. Der Graf nahm sie und van Huylen an die Hand und sagte mit von Rührung bebender Stimme: „Mutter, hier bringe ich Dir noch ein Brautpaar! Dr. van Huylen kam hierher, sich um Wanda zu bewerben, und da sie ihm zu lange ausblieb, hat er sich inzwischen mit Ludmilla verlobt!“

Das neue Brautpaar wurde mit großem Jubel von allen Familiengliedern begrüßt. Van Huylen sagte zu Werner, ihm kräftig die Hand schüttelnd:

„Wenn auch nicht ganz so ideal angelegt wie Du und Dein Weibchen, zur großen, freien Republik der Geister gehören auch wir, und wir werden Beide rüstig mit bauen helfen an der Befestigung ihrer Macht und Herrschaft auf Erden!“

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Alle Bedrohlichkeiten dieses Winters: die schlechten Zeiten, die große Furcht vor der Pest und die strenge Kälte haben es nicht vermocht, die eifrige Lust an Geselligkeit zu vermindern. Berlin amüsirt sich mehr als jemals, man hat sogar von oben angefangen, das Beispiel zu geben. Noch bevor die Festlichkeiten am Hofe stattfanden, haben fast alle Minister ihre Salons geöffnet, um Bälle, Soiréen und Diners zu veranstalten. Der Finanzminister Hobrecht ließ zur Abwechslung zu Concerten einladen, die jedoch später mit Walzermusik endeten. Minister Friedenthal gab bis jetzt nur Herrengesellschaften, aber seine prächtige Amtswohnung wird sicherem Vernehmen nach auch noch zu einigen glänzenden Bällen benutzt werden. Wie man sagt, hat der Minister sein Privatvermögen angegriffen, um die neue Ausschmückung seines Hotels durchzusetzen, namentlich beweist der große Tanzsaal seinen Kunstgeschmack. Die Wände, aus gelben Marmor mit Goldverzierung, bilden den herrlichsten Untergrund oder gleichsam den Rahmen zu dem Deckengemälde, welches durch einen Künstler ersten Ranges, A. v. Werner, entworfen wurde. In den anstoßenden Zimmerreihen sind so viel Kunstschätze und Antiquitäten versammelt, daß man in einem Museum zu sein glaubt und wünschen möchte, daß statt der prosaischen Landwirthschaft Herr Friedenthal die Kunst zu seinem Ressort erwählte. Er gewährt auch ihren Jüngern mehr Gastfreundschaft als die anderen Minister; unter seinem Mäcenat und dem seiner hochgebildeten Gemalin bewegen sich Künstler und Literaten in zwangloser Geselligkeit zwischen den höchsten Spitzen der Behörden. Eine Einladung zu den Herrengesellschaften des Ministers Friedenthal ist gleichbedeutend mit einer Einführung in das intelligente Berlin.

Einen halbofficiellen Gesellschaftsabend mit einem Theil des Hofzirkels versammelt allwöchentlich einmal die Oberhofmeisterin der Kaiserin, Gräfin Perponcher, und hält dadurch eine Besonderheit der Residenz aufrecht, deren Verschwinden zu bedauern sein würde, denn an diesen Abenden erscheint stets die Kaiserin, um die Vorstellung auch nicht hoffähiger Personen möglich zu machen. Es bilden sich in den vielen Salons verschiedene kleinere Kreise, in denen sich die hohe Frau zeitweise niederläßt, ohne die Erfüllung der Hofetikette zu verlangen. Die jetzige Wohnung der Oberhofmeisterin ist viel eleganter und größer als die frühere, denn die Räume des Hauses am Leipziger Platz, welches einst dem Grafen Harry Arnim gehörte, sind für sie gemiethet worden. Nur die Einfahrt ist sehr unbequem, weil der Straßenverkehr so lebhaft an dieser Stelle auftritt, daß die eleganten Equipagen in Gefahr gerathen, von Lastwagen und Omnibussen zerschmettert zu werden.

Die unzähligen Gesellschaften und Bälle in Privatkreisen überstürzten sich bisher hauptsächlich, weil man damit einen Ersatz für die Hoffeste schaffen wollte, man fürchtete allgemein, daß solche in diesem Winter gar nicht statt-

finden könnten. Glücklicherweise war aber kein Grund dazu vorhanden, nur ein Aufschub entstand durch die doppelte Hoftrauer. Seit diese vorüber ist, haben die Festlichkeiten am Hofe ganz wie sonst in gewohntem Glanze begonnen. Das Ordensfest und die große Cour bildeten den Anfang, und das Erscheinen des Kaisers dabei beruhigte alle bisher gehegten Besorgnisse. Er war rüstig, gesund, heiter und ertrug die anstrengenden Ceremonien ohne alle Ermüdung. In rascher Folge werden nun die übrigen Festlichkeiten stattfinden. Der Opernhausball hat stets den Rang eines Hofballs, obwohl die Besucher allen Ständen angehören. Der Zudrang war diesmal übermäßig, weil der Wunsch, den Kaiser in nächster Nähe zu sehen, alle Gemüther erfüllte. Mehr als dreitausend Menschen waren im Opernhause anwesend und fast ebenso viele hatten keine Eintrittskarten erhalten können. Das berühmte Ballfest verlief denn auch diesmal in gewohnter Weise. Der riesenhafte Raum war in einen Zaubergarten verwandelt, in welchem sich mehrere Dutzend schöner Armiden bewegten. Die köstliche Tanzmusik, die berückenden und verrückten Toiletten, der betäubende Blumenduft und das Gedränge einer vergnügungslustigen Menschenmenge waren von wahrhaft blendender, berauschender Wirkung. Die Krone des Festes, die Kaiserpolonaise, zeigte indessen doch eine andere Gestalt als sonst; es fehlte ihr der frühere Schmuck unserer drei jungen Prinzessinnen mit ihrer schönen Mutter, der unvergleichlichen Prinzessin Friedrich Carl und die Kronprinzessin, deren Familientrauer noch im tiefsten Schwarz besteht. Einige hochfürstliche Damen waren als Gäste anwesend: die Prinzessin Albrecht, Prinzessin von Meiningen und zwei junge Prinzessinnen Reuß; indessen gestaltete sich der Zug des Hofes doch ganz auffallend klein gegen sonst, auch fand nur ein einmaliger Umgang durch die Festräume statt. Die Hauptperson aber, der Kaiser, schritt mit solcher Sicherheit und Kraft am Arm der holden Nichte, Prinzessin Albrecht einher, daß er die freudigste Bewunderung erregte und die Aeußerungen des Enthusiasmus der Menge kaum zu unterdrücken waren, obwohl die Etikette sie nicht gestatten wollte. Er, der bald Zweiundachtzigjährige und der dreiundzwanzigjährige Erbprinz von Anhalt waren die stattlichsten Männergestalten des ganzen Zuges, wie man sich allgemein zuflüsterte, obwohl sich auch die Elite der Flügeladjutanten darunter befand. Die Kaiserin, am Arme des Kronprinzen, machte in ihrer prachtvoll edlen Toilette von weißem Damast und Purpursammet zusammengesetzt, ein würdevolles, schönes Bild aus, obwohl sie seit diesem Sommer einige Schatten bleicher geworden ist. Wenn doch Meister Menzel den Eindruck dieser Kaiserpolonaise durch seinen lebensvollen Pinsel verewigen wollte! Er ist jetzt der Maler der vornehmen Welt par excellence geworden, seit sein „Gesellschaftsbild“ von einem unserer Börsenfürsten angekauft und in seinen Salons nur Auserwählten gezeigt wird.

Der Reiz des Opernballs besteht auch darin, daß man nächst der Bewunderung für die Hofgesellschaft, in der Jedermann sich zwanglos bewegt, eine Art von Jagd auf Celebritäten anstellt. Indessen sind sie in dem dichten Gewühl nicht leicht aufzufinden, man muß sich an bewährte Führer, etwa Pietsch oder Tietz, wenden, die zugleich als Berichterstatter für die Localblätter im eigenen Interesse danach suchen, sonst steht Niemand Rede. Die meisten bewundernswerthen Celebritäten bietet immer das Bühnenpersonal; Fräulein Tagliana stand diesmal obenan. Man drängte sich herbei, um die neue Sängerin in natürlicher Anmuth zu sehen, in ihrer holdseligen

Erscheinung als junge Dame. Noch niemals hat eine Künstlerin so rasch die allgemeine Sympathie gewonnen, wie Fräulein Tagliana, der man den Beinamen Titania giebt, weil sie einer Elfe gleicht. Nächst ihr wurde unserer heiteren Tragödin, Fräulein Meyer vom Hoftheater gehuldigt, die keineswegs durch ihre Rivalin im Rollenfach, Fräulein Haverland, besiegt worden ist. Letztere hat hier kein Glück gehabt, vielleicht auch nicht versucht, es zu haben, weil „ihr Herz in Dresden" geblieben ist. Unter den literarischen Celebritäten wurde die jugendliche Emma Vely, die beliebte Novellistin des Salons, sehr bewundert, sie widerlegt Raupach's schmähsüchtige Behauptung, daß der weibliche Genius der Schönheit ermangele; sie gleicht mehr einer Grazie als einer Muse und hat fast schon so viele ernste, gediegene Werke geschrieben, wie sie Jahre zählt.

Durch die vollzählige Anwesenheit der Diplomaten wird der Opernball sonst auch noch besonders interessant, es zeigten sich indessen unter denselben diesmal viele Lücken. Die schöne Botschafterin Oesterreichs, Gräfin Karolyi, ist noch ohne Nachfolgerin, weil Graf Sczechenyi erst allein hier lebt, und seine Familie später nachkommen läßt. Der Gesandte Amerikas, der geniale, liebenswürdige Dichter, Bayard Taylor, ist ebenfalls noch nicht ersetzt worden. Es wird in Amerika nicht viele Männer geben, die sich mit ihm auch nur annähernd vergleichen lassen. Sein tragisches Geschick, in der Blüthe seines Mannesalters von einer so schmerzhaften Krankheit hingerafft zu werden, hat hier in allen Kreisen die wärmste Theilnahme erregt, die sich grade in diesen letzten Tagen noch steigerte, weil seine noch jugendliche Witwe mit ihrer kaum siebzehnjährigen Tochter Berlin so eben verlassen haben. Das prächtige Gesandtschaftshotel steht verödet da, wo die einst so glückliche Familie alle Vorbereitungen zu einer glänzenden Geselligkeit getroffen hatte. Rührend ist es, daß gleich nach dem Tode Taylors, eine Sendung der kostbarsten, geschmackvollsten Anzüge aus Paris anlangte, die der liebevolle Gatte und Vater für seine Damen dort heimlich bestellt hatte, um sie zu den Hofbällen ihrem Range gemäß auszustatten. Alle der Reichthum von glänzenden Stoffen und schönen Kleidern lag nun unbenutzt in dem Trauerhause und machte durch seinen Anblick den jähen Wechsel von Glück und Unglück nur noch fühlbarer. Welche frohe Jugendbilder versanken vor den thränenvollen Augen des jungen Mädchens! Das Leben ihres Vaters, bis dahin so glückverheißend, endete wie ein Trauerspiel.

Auch der griechische Gesandte, Rhangabé, hat die Zerstörung seines Familienglückes ertragen müssen, er verlor binnen wenigen Wochen seine Gemalin und zwei erwachsene verheirathete Töchter.

In dem russischen Botschaftspersonal, das seit dem Tode der Frau von Benkendorf sehr verwaist war, sind dagegen endlich wieder einige weibliche Sterne aufgegangen, die junge Frau von Giers und Fräulein von Arapoff, die auch bei der großen Cour vorgestellt wurden.

Die musikalischen Gesellschaften beim Oberstkämmerer, Graf von Redern nehmen unter den Hoffesten einen sehr hervorragenden Rang ein; sie finden alle Dienstage statt und wurden bisher sogar immer vom Kaiserpaar besucht. Seit der Graf Witwer ist, macht seine Schwägerin, eine geborene Prinzessin Odescalchi, die Honneurs in seinem Palais und empfängt neben ihm die Majestäten unten an der Treppe. Sein Palais, das schönste Haus Unter den Linden, besitzt einen ganz besonders großen herrlichen Musiksaal und da der Graf Redern selbst ein bekannter Componist und Künstler ist, so versteht

er es auch seinen Concertabenden die rechte Weihe zu geben, aber leider treibt er die persönliche Bescheidenheit so weit, niemals seine eigenen Tonstücke aufführen zu lassen. Nicht nur dem Ohr, auch dem Auge bietet er große Genüsse dar, denn seine berühmte Bildergalerie wird stets den Gästen geöffnet und in glänzendster Beleuchtung gezeigt. Die Einrichtung des Speisesaals wird indessen von den meisten Gästen doch noch höher geschätzt als alles Andere in seinem gastfreien Palais. Seine Gesundheit wird im besten Wein so aufrichtig getrunken, daß er noch recht lange leben muß, obwohl er leider schon bei Jahren ist und keinen Erben seiner Liebenswürdigkeit hinterläßt.

Ein Fest ohne Gleichen müssen wir noch erwähnen, welches bei Frau von Bleichröder stattfand — der Herr des Hauses ist schon seit längerer Zeit durch ein Augenleiden verhindert, seine Gäste zu empfangen. Man speiste von Gold und Silber, man verzehrte ansehnliche Capitalien für Delicatessen aller Art und man wunderte sich, daß es noch so viel Reichthum giebt, um alle Schätze der Welt zu erkaufen, wie sie hier versammelt waren: Rang, Schönheit, Ansehen, Liebe und Ruhm. Die Armen müssen sich damit trösten, daß doch der Geist wenigstens noch nicht für Geld zu haben ist.

Ein Kriegsschüler von Weiland.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Kriegsschule hielt man weiland ein wenig primitiv
Als noch der Papa Moltke im Storchenteiche schlief.
Man hörte vor zween Säculn nicht den Professor an,
Man schnallte sich ein Schwert um und war ein Kriegersmann.

Es zeigte seinem Kinde der Edelmann gar schnell
Die Kenntniß der Geschütze an zierlichem Modell.
Dem Knaben blitzt das Auge: „O könnt' ich in den Krieg!
Lehr', Vater, Du mich, wie man erobert sich den Sieg!"

„Den lehre Dich das Leben, das beste Schule ist.
Werd', Sohn, ein tapfrer Kriegsheld und ein gar frommer Christ,
Und schlage mir die Feinde, wo sie Dein Schwert erfaßt,
Bis Du den Sieg erfochten, nicht eher halte Rast!"

Der Schüler ward ein Meister, dem Zollernhaus ein Wall.
Er schlug die Feinde Preußens als tapfrer Feldmarschall.
Aus seinem Blut sah Friedrich den Sieg von Prag erblühn,
Sein Name lebt im Volke: Graf Christoph von Schwerin.

Franz Hirsch.

Ein Practicum über Selbstmord.

Von **Hugo von Kupffer.**

Die nachstehende Begebenheit trug sich jüngst in Illinois zu und verdient wohl auch in Europa bekannt zu werden, da sie einzig in ihrer Art dastehen dürfte.

Capron ist ein regsames Städtchen im Boone County des nördlichen Illinois. Vor nicht zu langer Zeit erschien daselbst ein junger Mann von entschieden distinguirtem Aeußern und außerordentlich einnehmenden Manieren, so daß die Einwohnerschaft Capron's mehr oder minder überrascht war, ja man könnte sagen, enttäuscht, als sich aus dem „großen Unbekannten" nach wenigen Tagen ein — ami de la tête, ein ganz gewöhnlicher Haar- und Bartkünstler entpuppte. Mr. George W. Burleigh — als solcher stellte sich der „homo novus" seinen neuen Mitbürgern vor — etablirte sich in einem Rasir- und Frisirsalon, nachdem er sich einige Tage zuvor sein neues Arbeitsterrain etwas angesehen.

Bald erwarb er sich eine ganz beträchtliche Anzahl von Kunden, was wesentlich darin seinen Grund hatte, daß Burleigh sich als einen „interessanten" Menschen auswies. Er sprach viel über Philosophie, Theologie, Medicin, Phrenologie u. s. w., und zwar in einer Weise, die seine Behauptung, er habe in seiner Vaterstadt Cincinnati eine tüchtige wissenschaftliche Erziehung genossen, wohl zu unterstützen fähig war.

So ging denn eine Weile alles ruhig seinen Lauf; Burleigh rasirte, frisirte und philosophirte fleißig darauf los, bis auf einmal zum Staunen des Städtchens die Katastrophe eintrat.

George Burleigh erschien plötzlich bei den Besitzern der Thornton-hall und theilte ihnen mit, daß er „übermorgen" eine dramatische Vorlesung zu halten beabsichtige und zu diesem Zweck den großen Saal für einen Abend miethen wolle. Das Geschäft war bald abgeschlossen, und noch an demselben Tage erschienen an den Straßenecken Capron's Placate folgenden Inhalts:

„An die würdigen Bürger von Capron und Umgegend.

Da ich seit dem großen Sensationsdrama in Chicago — der Aufknüpfung des Sherry und Conelly — aus dem Munde mehrerer Bürger von Capron und Umgegend den dringenden Wunsch vernommen habe, einem derartigen Trauerspiele einmal beizuwohnen, so habe ich mich entschlossen, die Begierde derselben nach dem Schrecklichen zu befriedigen. Ich werde einen Selbstmord begehen und zu diesem Zwecke mir übermorgen Abend in der Thornton-hall eine Kugel durch den Kopf jagen. Der Eintrittspreis zu diesem wirklichen Trauerspiele beträgt 1 Dollar.

Das so zusammenkommende Geld ist zur Deckung der Kosten meines Begräbnisses zu verwenden, und sollte dann noch etwas übrig bleiben, so sollen davon die Schriften Darwins, Tyndells und Huxley's angeschafft und in meinem Namen der städtischen Bibliothek von Capron geschenkt werden.

Der Grund, aus dem ich meinem Leben ein Ende mache, ist folgender: Ich habe an den vielfachen Nöthen des Daseins jetzt genug, und mein einziger Wunsch geht dahin, mich in den ewigen, unergründlichen, leblosen Grund der Bewußtlosigkeit zu stürzen. Der Tod des Körpers ist die Vernichtung des Menschen und Vernichtung ist ewiger Friede.

Vor meiner Selbstvernichtung werde ich meinen Zuhörern und Todeszeugen einen von mir verfaßten Vortrag halten, in welchem ich den Selbstmord rechtfertigen werde.

Voll des größten Ernstes

George W. Burleigh."

Man staunte, man gaffte, man zweifelte. Einige Skeptiker behaupteten, der schlaue Haarkünstler beabsichtige einfach seinen Namen berühmt zu machen und bei der Gelegenheit sein „Pocketbook" zu füllen, Andere aber meinten, dieser interessante Burleigh sei entschieden überspannt genug, so einen Streich thatsächlich auszuführen. Ueber einen Punct aber waren die „ehrsamen Bürger von Capron und Umgegend" natürlich einig, darüber nämlich, daß man sich die schöne Gelegenheit ein Bischen Sensation zu erleben, mit Gänsehaut, Ohnmachtsanwandlungen u. s. w., auf keinen Fall entgehen lassen dürfe. Und so spendeten sie denn Dollar um Dollar.

Sehen wir uns inzwischen nach dem Helden des Tages um.

Der Barbierladen war verschlossen und klopfenden Kunden wurde durch die geschlossenen Fensterladen der Bescheid: Mr. Burleigh habe jetzt Besseres zu thun, als den edlen Capronesen in den Gesichtern herumzukratzen. Drinnen aber saß der Barbier und schrieb, — offenbar an seinem Vortrage.

Burleigh entzog sich auch den folgenden Tag hartnäckig den Augen seiner neugierigen Mitbürger und Todeszeugen in spe.

Erst an dem verhängnißvollen Tage, wenige Stunden vor dem Beginne des Vortroges, schien er mit seinen Vorbereitungen fertig zu sein, und spazierte wortlos auf den Straßen Coprons einher als Gegenstand von hundert und aber hundert Paaren neugieriger Augen.

Dreißig Minuten nach sieben Uhr war Kassenöffnung in der Thornton-hall und:

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich dort zusammen kamen?"

Weit über zweihundert Eintrittskarten waren im Handumdrehen verkauft, und so manches Bäuerlein aus der Umgegend war mit seinem Wagen vor der Thornton-hall erschienen, um auch einmal zu sehen, „wie sich Einer das Leben nimmt". Denn hierzulande ist der Landmann geradeso sensationssüchtig, wie der Städter. Zehn Minuten nach acht Uhr verschloß Burleigh den Saal von Innen und bestieg die Bühne. Ruhig trat er hinter das Pult, verbeugte sich sehr graciös und begann mit lauter und angenehmer Stimme seinen Vortrag, dem die Leute, natürlich vor Spannung grabesstill, mit geradezu athemloser Aufmerksamkeit lauschten.

Die Vorlesung währte genau eine Stunde und zehn Minuten, als Burleigh plötzlich, mitten im Satze abbrechend, in den Hintergrund der Bühne sprang und —

Halt, hier habe ich vergessen, etwas zu erwähnen. Die Bürgerschaft von Capron fühlte sich denn doch bei aller Liebhaberei für ein Bischen Blut moralisch verpflichtet, ihr Bestes zu thun, um dem Unglücklichen das Leben, das er freilich selbst in den Wind schlug, zu retten. Es hatten sich daher zwei der stärksten Männer der Stadt hinter der Thür eines kleinen Raumes, dicht neben der Bühne versteckt, um bei Beendigung der Vorlesung sofort hervorzuspringen und dem Selbstmörder das Pistol zu entreißen.

Doch Mr. Burleigh war schlau genug, zu wittern, daß etwas Derartiges in Absicht sei und darum sprang er, wie gesagt, ganz unvorhergesehener Weise, in den Hintergrund der Bühne, zog ein Pistol, und krachend zerschmetterte die Kugel den Schädel des Unglücklichen, den die beiden Männer, entsetzt aus ihrem Versteck hervorspringend, als einen Sterbenden in den Armen auffingen.

Frauen kreischten und fielen in Ohnmacht und selbst starke Männer weinten wie Kinder. Die Aufregung war entsetzlich. In der Wohnung des Todten fand man einen Zettel mit der Bitte, seinen Leichnam nach Cincinnati zu seinen Verwandten zu schicken.

Nun fragt der Leser jedenfalls, warum denn die Polizei nicht rechtzeitig eingeschritten ist. Ja, das habe ich auch nicht eher begreifen können, als bis ich nachträglich in Erfahrung gebracht, daß die ganze Geschichte — überhaupt gar nicht passirt ist, sondern nur von dem schlauen Barbier, der gerade so am Leben hängt, wie der verehrte Leser und ich, in nicht Caproni-schen Blättern veröffentlicht worden ist, um sich — berühmt zu machen. Daß man dann den Laden des Schlauen förmlich überrannte, um sich einmal von dem genialen Kunden in die Backe schneiden zu lassen, ist natürlich. Des Lesers Gedanken darüber errathe ich auch; er denkt: „So etwas ist doch nur in Amerika möglich."

Da hat er auch Recht. Es lebe die Reclame!

Entgegengesetzte Pole.

I.

Ich liebte einst, doch das ist längst vorbei,
Mir ist's, als wäre ich es nicht gewesen,
Der so geträumt. Die Welt ward mir ein Buch
Vom ew'gen Leid, und ich hab' es gelesen.

Ist es mein Loos, daß nie ein Sonnenblick
Die düstre Nacht erhellt in meinem Leben?
Hab' ich's gewollt, weil nur aus dunklem Schacht
Wir der Erkenntniß laut'ren Goldschatz heben?

Die leicht geschürzte Stunde flieht; der Thor
Heftet an ihre Sohlen sich allein;
Trifft mich der Tod an, dann erst bin ich frei,
Und diese letzte Stunde, sie ist mein.

Nur manchmal, wie aus fernen Zeiten klingt
In's Ohr mir eine wundersame Sage
Von Lieb' und Wiedersehn, die Zähre rinnt,
Und ein Gebet ist's, das ich leise sage.

II.

Was nützt es zu grübeln, was frommt mir's zu sinnen?
Mit Rosen bekränzt will ich singen und minnen.
Wenn die Formel des Seins ich zu bannen mich mühte,
Was wäre, ihr Götter, das Ende vom Liede?

Was wäre es, das ich Unseliger fände?
Das alte düstere Lied vom Ende.
Was nützt es zu grübeln, was frommt mir's zu sinnen?
Mit Rosen bekränzt will ich singen und minnen.

Viellieber will ich die Antwort missen,
Wenn du mich fragst nach dem Ende vom Wissen.
Denn ach, was wäre es, was ich da fände?
Ach nur das traurige Wissen vom Ende.

Was nützt es zu grübeln, was frommt mir's zu sinnen?
Mit Rosen bekränzt will ich singen und minnen.

Bruno Schönlank.

Salonpost.

B. v. Gr. in Fr. Der Stoff von Suppé's „Fatinitza" ist einer alten Oper Aubers (Text von Scribe) „La Circassienne" entlehnt.

Amalie H. in K. Der Humor Dickens steht so hoch über dem Hackländers, wie die Kinderauffassung Ludwig Richters über der von O. Pletsch.

Hellmuth K. in W. Non omnia possumus omnes! Es giebt unter unseren modernen Dichtern solche, welche nie Verse publicirt haben, wie Auerbach, Laube, Gutzkow, Spielhagen, und wieder andere, die nie in Prosa gedichtet haben, wie Freiligrath, Geibel, Bodenstedt, Lingg. Talente, die beide Formen künstlerisch bemeistern, wie Heyse, Scheffel, Wilbrandt sind immerhin selten.

Gräfin C. B. in B. Wo giebt es denn, meine Gnädige, einen einheitlichen Stil in unserm modernen Leben? Unsere Damenmoden sind französisch Rococo, unsere Möbelmoden altdeutsch, unsere Sportsmoden englisch; und kommt Ihnen dieses, wie vieles Andere, nicht — spanisch vor?

K. v. H. in E. Von den deutschen Fürsten hat nächst Kaiser Wilhelm, König Ludwig von Bayern die größte (täglich 14,649 Mark) und der Fürst von Schaumburg-Lippe die kleinste (täglich 980 Mark) Civilliste.

B. W. in Th. Sie haben die Wette verloren. Das Großkreuz des eisernen Kreuzes haben 1870—1871 nur 7 Heerführer erhalten und zwar der deutsche Kronprinz, der jetzige König von Sachsen, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Moltke, Manteuffel, Göben und Werder. In den Befreiungskriegen erhielten 5 Generale das Großkreuz des eisernen Kreuzes, nämlich Blücher, Bülow, Tauentzien, York und der Kronprinz von Schweden (Bernadotte). Im Ganzen wurden während der Befreiungskriege 16,110, 1870—1871 aber 42,109 eiserne Kreuze vergeben. Das eiserne Kreuz war eben nach 57 Jahren billiger geworden.

A. Br. Stuttgart. Voltaire sagt einmal: L'amour, c'est l'étoffe de la nature que l'imagination a brodée. Das scheint Ihr Fall zu sein, Fräulein Phantasus.

P. E. in B. Wenden Sie sich an eine Musikzeitung. Warum sollten Sie aber nicht Opernsängerin werden können? Daß Sie, wie Sie schreiben, nicht genug Stimme und Talent dazu haben, thut gar nichts zur Sache. Nehmen Sie nur ohne Sträuben eine der jetzt üblichen Primadonnenstellen an mit 27,000 Mark Gage, sechs Monaten Urlaub, drei Monate geschlossenem Theater und dreimonatlicher Heiserkeit. Diese Stellung wird Ihrem Hang zum dolce farniente durchaus nichts schaden.

H. Z. 29. Statistische Untersuchungen haben festgestellt, daß nicht die blauen, sondern die grauen Augen in Deutschland die verbreitetsten sind. Auch ist nicht das blonde, sondern das braune Haar in Deutschland in der Mehrzahl.

H. v. B. D. Darin, daß die Dresdener Hoftheaterintendanz Verdi's Maskenball als Festoper gegeben hat, können wir keine Tactlosigkeit gegen das sächsische Herrscherhaus sehen. Erstlich ist die Handlung des Verdi'schen Maskenballs — die bekanntlich wie in Aubers Oper „Der Maskenball" die Ermordung Gustavs III. von Schweden zum Sujet hat — lange nicht so deutlich auf den König Gustav gemünzt, wie in Auber-Scribes Oper und dann ist die Verwandtschaft des Königs Gustav III. mit der Königin Carola — er war der Urgroßvater derselben — doch kein Hinderniß für die Aufführung der Oper. Wie gemüthlich man seinerzeit bei der ersten Aufführung des Auber'schen Maskenballs mit der Erinnerung an den schwedischen Königsmord zu Werke ging, beweist folgendes Vorkommniß. Bei der ersten Aufführung des Maskenballs 1833 in Paris wurde Graf Ribbing, einer der Mörder Gustav III., der als Rentier in Paris lebte, zur Generalprobe gebeten, um sein Urtheil über die Costüme und dergl. in Bezug auf die historische Treue abzugeben. Als die Scene kam, wo Ankarström und die Verschworenen — unter ihnen der in der Oper mit Namen vorkommende Graf Ribbing — den König ermorden, fragte der Regisseur den Grafen, ob die Anordnung so historisch richtig wäre. Graf Ribbing besann sich einen Augenblick, belorgnettirte die Scene und sagte dann gelassen: „Mich dünkt, wir hätten ihn etwas mehr rechts ermordet."

Neueste Moden.

Nr. 1. Paletot für ein kleines Mädchen.

Der Stoff besteht aus Moultonpiqué, auf dem eine Stickerei in Soutache und russischem Stich angebracht ist. Als Garnirung dient eine Torschonspitze. Statt des Moultonpiqués kann eben so gut auch wattirter Caschmir genommen werden.

Nr 1. Paletot für ein kleines Mädchen.

Nr. 2 und 3. Ottomane in Sesselform. (Mit Dessin.)

Eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Canevasüberzüge ist das Unterbrechen derselben durch Atlasstreifen. Unser Modell hat 52 Cmtr. Durchmesser. Die mit Canevas und bronzefarbenem Atlas abwechselnden Streifen haben 8 Cmtr. Durchmesser. Auf den Canevas wird die Vergißmeinnichtguirlande im Hochstich ge-

stickt. Die kleinen Blümchen sind in blauer Wolle in zwei Tönen und sind durch einen Seidenstich in hellerm Ton erhöht. In der Mitte ein Knötchenstich in orangefarbener Seide; Stiele- und Blattnerven in brauner Seide, Blätter in verschieden nüancirter grüner Wolle. Der Grund wird im Kreuzstich in goldfarbener algerischer Seide ausgefüllt. Für eine Sesselottomane genügen vier Streifen. Die Umrandung wird mit Quasten von gekämmter Wolle und Seide garnirt.

Nr. 4. Stadt-Toilette.

Rock von granatfarbener Faille; vorn mit einer Reihe übereinander gesetzter Plissévolants bedeckt, von denen der unterste um den ganzen Rock herumgeht, während die anderen drei nur die Schürze bilden. Die Prinzeßtunica von granatfarbenem Caschmir ist vorn mit einem der Länge nach gefältelten, mit goldbronzirten Knöpfen versehenem Gilet besetzt Der Rock ist in zwei Draperien gerafft; die erste derselben ist bogen- oder reifenförmig arrangirt und wird durch eine mit der übrigen Garnirung übereinstimmende Patte von Moiré und Sammet gehalten. Die andere Draperie fällt, viereckig geschnitten, unter der ersteren hervor und ist mit einem sie umrandenden graziösen Plissé verziert. Grauer Filzhut mit breiter granatfarbener Failleschleife, welche eine rosafarbene Federtuffe hält.

Nr. 2. Ottomane in Sesselform. (Mit Dessin.)

Nr. 5. Promenaden-Toilette.

Diese Toilette besteht aus einem doppelten Rock von blau und maisfarben gesprenkeltem Stoff. Der untere fußfreie Rock ist bis zur Hälfte der ganzen Höhe in breite Röhrenfalten gelegt. Der obere Rock in Herzogsform vom gleichen Stoff ist bis ziemlich zum Knie herab schräg zur Seite geknöpft. Auf der Rückseite fällt unter dem obern Rocke eine Schleifengarnitur mit breiten Bändern von schwarzem Sammet herab. Die von einer langen viereckig geschnittenen Bahn gebildete Draperie des obern Rockes ist am untern Ende in weite Röhrenfalten gelegt. Die Cüraßtaille ist mit zwei, die Achselbänder bildenden Streifen von Sammet oder Faille garnirt. Hut von blauem Filz mit doppelfarbigem (maisfarbenem und blauem) Band und einer blauen, zur Seite geneigten Feder garnirt.

Nr. 6 und 7. Carré für eine gesteppte Bettdecke. (Mit Dessin.)

Diese Häkelarbeit wird in grober gedrehter Baumwolle und mit einer Stahlnadel von geeigneter Stärke ausgeführt. Die ganze matte Partie des Carrés wird mit Seiten gehäkelt, wobei die Nadel stets vorwärts durch die Kette gestochen wird. Ist die hinreichende Anzahl Carrés für eine Decke fertig, so werden sie durch eine Naht mit einander verbunden. Zu der bogenförmigen Garnitur (Nr. 7)

wird dieselbe Baumwolle und dasselbe Dessin genommen. Jedes der Carrés hat 10 Cmtr. und jeder Bogen 15 Cmtr. Breite. Bei dem angenehmen Effect, den diese Decke macht, ist sie auch von guter Dauer.

Nr. 8 und 9. Visiten-Toilette und Empfangs-Toilette.

Nr. 8. Visiten-Toilette. Costüm von myrthengrünem Caschmir und Atlas

Nr. 3. Dessin zu Nr. 2.

von gleichem Ton, gemischt mit altgoldgelb und grün gemustertem Sammet. — Der Rock mit kurzer Schleppe ist unten mit einem ringsumgehenden und auf der Rückseite mit noch zwei Plissévolants garnirt; die Polonaise, mit viereckig geschnittenem Plastron-Gilet von gepreßtem Sammet wird in der Mitte durch eine Reihe Goldknöpfe geschlossen. Seitentasche von Caschmir mit Revers von gepreßtem Sammet. Von demselben Sammet zurückgeschlagener Kragen. Die Schürze

Nr. 4. Stadt-Toilette.

Nr. 5. Promenaden-Toilette.

ist in nach oben gebrochene Querfalten gelegt; die Faltendraperie verliert sich unter den Seiten. Der Rücken der Polonaise endigt in drei Theilen: in die gerade herabfallende Mitte und die beiden sich an die obere Draperie der Schürze anschließenden Seiten. Den Aermel ziert ein Aufschlag von gepreßtem Sammet, dessen kegelförmiger Ausschnitt von einem Caschmirplissé ausgefüllt ist. Schwarzer Filzhut mit zwei langen schwarzen, sich über der Calotte kreuzenden Federn, von denen die eine nach hinten herabfällt.

Nr. 9. Costüm von granatfarbenem Halbtuch und Plüsch von assortirtem Ton. Prinzeßrobe vorn mit einem langen mit Silberknöpfen geschlossenen Plastrongilet von Plüsch. Das Gilet wird durch den zurückgeschlagenen Kragen mit lang herabgehenden Revers markirt. Das Vordertheil und die Seiten der Robe sind mit abwechselnden Tuch- und Plüschstreifen garnirt. Unterhalb der Büste nach der Rückseite zu ist eine Plüschschärpe drapirt, welche mit der mittlern Rückenbahn eine Reihe breitgelegter Falten bildet. Der untere Rand ist mit einem doppelten Plissé umgeben. Zwischen beiden Partien eine Plüschrüsche in zurückgelegten Falten. Zu beiden Seiten Tasche vom Plüschstoff mit Tuchpatte. Die zwei übereinander

Nr 6. Carré für eine gesteppte Bettdecke. (Mit Dessin.)

gestellten Plüschrevers an den Aufschlägen der Aermel werden durch zwei Silberknöpfe gehalten.

Nr. 10. Gestrickte Spitze

für Rockgarnitur oder gesteppte Bettdecken. Diese Strickerei geschieht in fünfdräthiger Wolle oder starker Strickbaumwolle und wird mit zwei beinernen oder Elfenbeinnadeln gestrickt. Zur Anlage werden 7 Maschen und eine glatte Reihe gestrickt. — 1. **Reihe:** 1 Masche verkehrt ohne zu stricken, 2 M. zusammen, 1 M. zugenommen, die erste M. gestrickt, 1 glatt. — 2. **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken (wie bei der ersten Reihe), 3 glatte M., 1 verkehrt, 1 M. in die zugenommene M. der vorhergehenden R.; die beiden letzten M. zu stricken. — 3. **Reihe:** 1 M. ohne sie zu stricken, 6 gl. M., die erste M. zu stricken, 1 M. glatt. — 4. **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken, 8 gl M. — 5. **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken, 2 M. zusammen, 1 zugen., 2 M. zus., 3 gl. M., 1 M. in die zugen. der vorhergehenden Reihe, 1 gl. M. — 6. **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken, 5 gl. M, 1 verkehrt, 1 M. in die zugen. M. der vorherg. R., 2 gl. M. — 7. **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken, die erste M. zu stricken, 1 M. gl. — 8. **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken, 2 M. zusammen, 8 gl. M. — 9 **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken, 2 zus., 1 zunehmen, 2 M. zus., 5 gl. M. — 10. **Reihe:** 1 M. ohne zu stricken, 3 gl., 1 verkehrt, 1 M. in die zugen.

der vorhergehenden R. — 11. Reihe: 1 M. ohne zu stricken, 8 M. gl. — 12. Reihe: 1 M. ohne zu stricken, 2 M. zus. zweimal, 4 gl. M. Von der ersten Reihe an nun wieder angefangen.

Nr. 11. Gehäkelte Spitze mit englischem Spitzenbändchen.

1. Reihe: 1 Stäbchen in alle vierten Oeffnungen des Spitzenbändchens; die beiden Maschenschlingen sind auf der Nadel zu behalten und quer durchzustechen; 7 Kettchenmaschen, drei Oeffnungen des Spitzenbändchens zu überspringen, 1 Doppelm. in die folgende Oeffnung, 7 Km. Wiederholt. — 2. Reihe: 1 Dm. in die mittelste M. der 7 Km. der vorhergeh. R., 5 Km. Wiederholt. — An der andern Seite des Spitzenbändchens 1 Dm. in die erste dicke Partie des Spitzenbändchens unter die entsprechende Dm., 3 Km., 2 Oeffnungen des Spitzenb. übersprungen, 1 Dm. in die folgende, * 4 Km., 1 Oeffn. überspr., 1 Dm. in die folgende, 2 Mal vom Sternchen an wiederholt, 3 Km. Wiederholt vom Anfang der Reihe an.

Nr. 12. Gestrickte Spitze.

Diese Art Spitze wird in feiner Strickbaumwolle ausgeführt und wird zur

Nr. 7. Dessin zu Nr 6.

Garnirung von Wäschgegenständen und Fenstervorhängen verwendet. In fünfdrähtiger Wolle oder starkem Baumwollgarn dient sie als Besatz von gesteppten Bettdecken.

Zur Anlage werden 7 Maschen gestrickt. — 1. Reihe: 1 glatte Masche, 2 M. zusammen von rückwärts genommen, 1 M. zugenommen, 1 gl. M., 1 M. zugen., 1 gl., 1 zugen., 2 gl. M. — 2. Reihe: 5 gl. M., 2 zus., 1 zugen., 2 gl. M. — 3. Reihe: 1 gl. M., 2 zus., 1 zugen., 2 gl., 1 zugen., 1 gl., 1 zugen., 1 nicht gestrickt, 1 gl., die nicht gestrickte M. über die andere weggezogen, 1 gl. M. — 4 Reihe: 6 gl. M., 2 zus, 1 zugen, 2 gl. M. — 5. Reihe: 1 gl. M., 2 zus., 1 zugen, 3 gl, 1 zugen., 1 gl., 1 zugen., 1 nicht gestrickt, 1 gl., die nicht gestrickte M. über die andere gezogen, 1 gl. — 6. Reihe: 7 gl. M., 2 zus., 1 zugen., 2 gl. M. — 7. Reihe: 1 gl. M., 2 zus., 1 zugen., 4 gl., 1 zugen., 1 gl., 1 zugen, 1 nicht gestrickt, 1 glatt, die nicht gestrickte M. über die andere gezogen, 1 gl. M. — 8. Reihe: 8 gl. M., 2 zus., 1 zugen., 2 gl M. — 9. Reihe: 1 gl. M., 2 zus., 1 zugen., 5 gl., 1 zugen, 1 gl., 1 zugen., 1 nicht gestrickt, 1 gl., die nicht gestrickte über die andere gezogen, 1 gl. M. — 10. Reihe: 6 M. nachlassen, 2 gl., 1 zus., 1 zugen., 2 glatt. Von der ersten Reihe an wieder anzufangen.

Nr. 8. Visiten-Toilette

Nr. 9. Empfangs-Toilette.

Nr. 13. Gehäkelte Mignardisenspitze.

1. Reihe: Eine gewisse Länge Mignardise zu nehmen und in ein Picot der-

Nr. 10 Gestrickte Spitze.

selben 1 Doppelmasche zu machen, 5 Km., 3 Stäbchen in das folgende Picot, die Maschenschlingen auf der Nadel behalten und zusammen durchgestochen, von oben

Nr. 11. Gehäkelte Spitze mit englischem Spitzenbändchen.

durch 7 Picots gestochen, 3 St. in das folgende, die Schlingen auf der Nadel behalten und zusammen durchgestochen, 5 Km. Wiederholt. — 2. Reihe: 1 Halbst.

Nr. 12. Gestrickte Spitze.

über die Doppelm. der vorhergeh. R., 5 Km., 1 Halbst. über die Stäbchengruppe der vorhergeh. R. Wiederholt. — Von der andern Seite der Mignardise 1 Dm.,

Nr. 13. Gehäkelte Mignardisenspitze.

welche durch 4 Km. in jedes der 4 Picots in der Mitte einer Mignardisenraute getrennt ist, 3 Km., 6 Picots überspr. Wiederholt.

Nr. 14. Dessin in Wollenhäkelei.

Diese originelle und einen angenehmen Effect machende Arbeit wird mit einer beinernen tunesischen Häkelnadel in fünfdrähtiger Wolle ausgeführt. Sie ist aus kleinen Streifen in je zwei Farben und Carrés von weißer Wolle zusammengesetzt. Streifen wie Carrés werden jede für sich besonders gehäkelt. Die Streifen im tunesischen Stich sind mit Seiten; diejenigen der Länge nach in havanafarbener und die der Breite nach in blauer Wolle. Der Gang der Arbeit für die kleinen Streifen ist folgender: Als Anlage eine Reihe Kettchenmaschen; die erste und zweite Reihe in gewöhnlicher tunesischer Häkelei. Bei der dritten Reihe wird die Wolle durch die auf der Nadel bleibende Masche gestochen; die Nadel durch die M. gestochen, von welcher der Faden der vorhergehenden Tour ausgeht; die Wolle darauf einmal umgedreht und in die auf der Nadel befindlichen 2 M. an sich gezogen; in die

Nr. 14. Dessin in Wollenhäkelei

M. gestochen, welche der längs herabgehenden M. folgt, die Wolle einmal auf der Nadel umgedreht und noch einmal in den auf der Nadel befindlichen 2 M. an sich gezogen; noch einmal in die der längs herabgehenden M. folgende M. gestochen und so fort bis zum Ende der R. Hier wird angehalten und der Faden abgeschnitten. — Bei der vierten R. die Nadel in die erstere hintere M. gestochen; die Wolle einmal auf der Nadel umgedreht und an sich gezogen, in die folgende M. gest.; die Wolle einmal auf der Nadel umgedreht und an sich gezogen; es sind nun 2 M. auf der Nadel. So fortgefahren, indem alle M. auf der Nadel aufgenommen werden. — Die Carrés von weißer Wolle im gewöhnlichen tunesischen Stich haben 7 M. Seite. Streifen und Carrés werden in der im Dessin angegebenen Weise zusammengestellt und mittels eines Häkelstiches mit einander verbunden. Auf die weißen Carrés werden kleine Sterne in havanafarbener und blauer Seide im Eisenbahnstich und gerade Stiche in blauer Seide gestickt; in der

1547.

Mitte ein Knötchenstich in gelber Seide. Auf die Mitte des Havanastreifens seidene Kreuzstiche in einer dunklern Nüance. Auf die blauen Streifen gerade Stiche in

Nr. 16. Uhrenhalter.

Seide von einem dunklern Blau. — Diese Arbeit ist für Möbelkissen, Fußdecken, Divandecken und Divankissen bestimmt.

Nr. 15. Diner- oder Theater-Toilette.

Ueberkleid von weißem Atlas. Die herzförmig ausgeschnittene Taille ist mit

Nr 17 Visitenkartenkörbchen. (Mit Dessin.)

einem Fischü von leichter Gaze garnirt, das an den äußern Rändern mit einer Madrilenenblonde besetzt ist. Unten wird das Fischü durch eine Nadel mit Bouquet zusammengehalten. Schräg über den Rock eine mit feiner Spitze besetzte gefältelte Gazeschärpe; an der rechten Hüfte hält und verdeckt sie die an der Seite

Nr 18 Dessin zu Nr. 17.

herabfallende, nach unten sich erweiternde Madrilenenspitze; diese keilförmige Spitze ist von einem Atlasstreifenbesatz umgeben, welcher den Kopf einer Spitze mit abgerundeten Zacken bildet. Der Rock der Atlasrobe ist am Vordertheil in flache Draperien gerafft. Den untern Theil des Rockes zieren vier Gaze-Plisséevolants. An den Jabotärmeln Gazerüschen, welche in der Mitte durch ein doppeltes Atlasband zusammengehalten sind.

Nr. 16. Uhrenhalter.

Der eigentliche Uhrenhalter besteht aus hartem Leder, das eine hübsche Sculptur von Eichenholz auf einem Grunde von Ahornholz nachahmt. In der Mitte ist

Nr 19. Staubtuchkörbchen. (Mit Dessin.)

ein Rund von rothem Tuch, auf welchem die Uhr ruht, und ein vergoldeter Haken, an welchem sie aufgehängt wird, angebracht. Der untere Theil bildet ein kleines

Nr. 20. Dessin zu Nr. 19.

Gehäuse, um die Kette und den Schlüssel hineinzulegen. Auf ein Stück Canevas mit vorgezeichneter Guirlande wird in der Mitte die Stelle markirt, welche der Uhrenhalter einnehmen soll. Die Stickerei geschieht im Hochstich; die Maßliebchen

sind in weißer mit grauschattirter Wolle und mit weißer Seide hervorgehoben; die Kelche im Knötchenstich in gelber Seide; die Veilchen in violetter Seide, durch Seide in einem etwas hellern Ton gehoben; die Rosenknospen in drei Nüancen rosa Seide; das Blattwerk in verschiedenen Nüancen grüner Seide; die Stengel hellgrün Der Grund kann im Kreuzstich in écrufarbenet Nüance oder wassergrüner ausgeführt werden. Der Uhrenhalter wird mittels starken schwarzen Zwirns, welcher durch eigens dafür angebrachte Löcher gestochen wird, befestigt, dann wird der bestickte Canevas auf ein mit dem Modell übereinstimmend geschnittenes Stück Carton gespannt und mit Percal gefüttert. Ringsum wird eine rothseidene Schnur aufgenäht, um die Naht zu verdecken. Durch die obere Spitze wird ein Ring gezogen, an welchem der Uhrenhalter angehängt wird.

Nr. 17 und 18. Visitenkartenkörbchen. (Mit Dessin.)

Dieses runde flache Körbchen von Weidengeflecht hat 30 Centimeter Durchmesser; Ränder und Henkel sind von schwarzlackirtem spanischem Rohr. Das aus Rosetten und Carrés zusammengesetzte Dessin Nr. 18 wird im Lanzettstich in die Maschen des Geflechts gestickt. Die Rosetten werden in vier Nüancen rother Wolle mit einem grünen Kreuz in der Mitte ausgeführt; über den Armen des letztern ein langer Stich in gelber Cordonnetseide, in gleicher Weise auch die Blattrippen der Rosette. Das diese umgebende Carré besteht aus Schrägstrichen abwechselnd in grüner Wolle und gelber Seide. In der Mitte ein rothes Kreuz, durch Stiche in gelber Seide gehoben. In den vier Ecken ein schräg gerichtetes Motiv in hellgrüner Wolle. Unter den Rosetten und Carrés wird ein Kreis von schrägen Stichen in abwechselnd hellgrüner Wolle und gelb r Seide gestickt. Um das Körbchen kommen zwei Reihen Halbkugeln von rothem Tuch, welche mittels eines doppelten Kreuzstiches in gelber Cordonnetseide befestigt werden. Um die Stiche zu verdecken überzieht man das Aeußere des Körbchens mit grünem Taffet.

Nr. 19 und 20. Staubtuchkörbchen. (Mit Dessin.)

Das Innere des zierlichen Gestells von schwarzlackirtem und goldbroncirtem spanischem Rohr wird mit von grünem Taffet überzogenen Carton ausgelegt. Auf das Vordertheil wird das unter Nr. 20 in wirklicher Größe dargestellte Dessin auf brasilianischem Canevas in grüner Seide im Hochstich gestickt. Das Dessin besteht in einem Fuchsienzweige, welcher in vier Tönen roth, mit dunkelvioletten Kelchen und orangefarbenen Staubfäden ausgeführt wird; die Blätter sind in verschiedenen Tönen grün. Passende Quasten und Henkelschnüre completiren die Decoration dieses hübschen Möbels.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. —